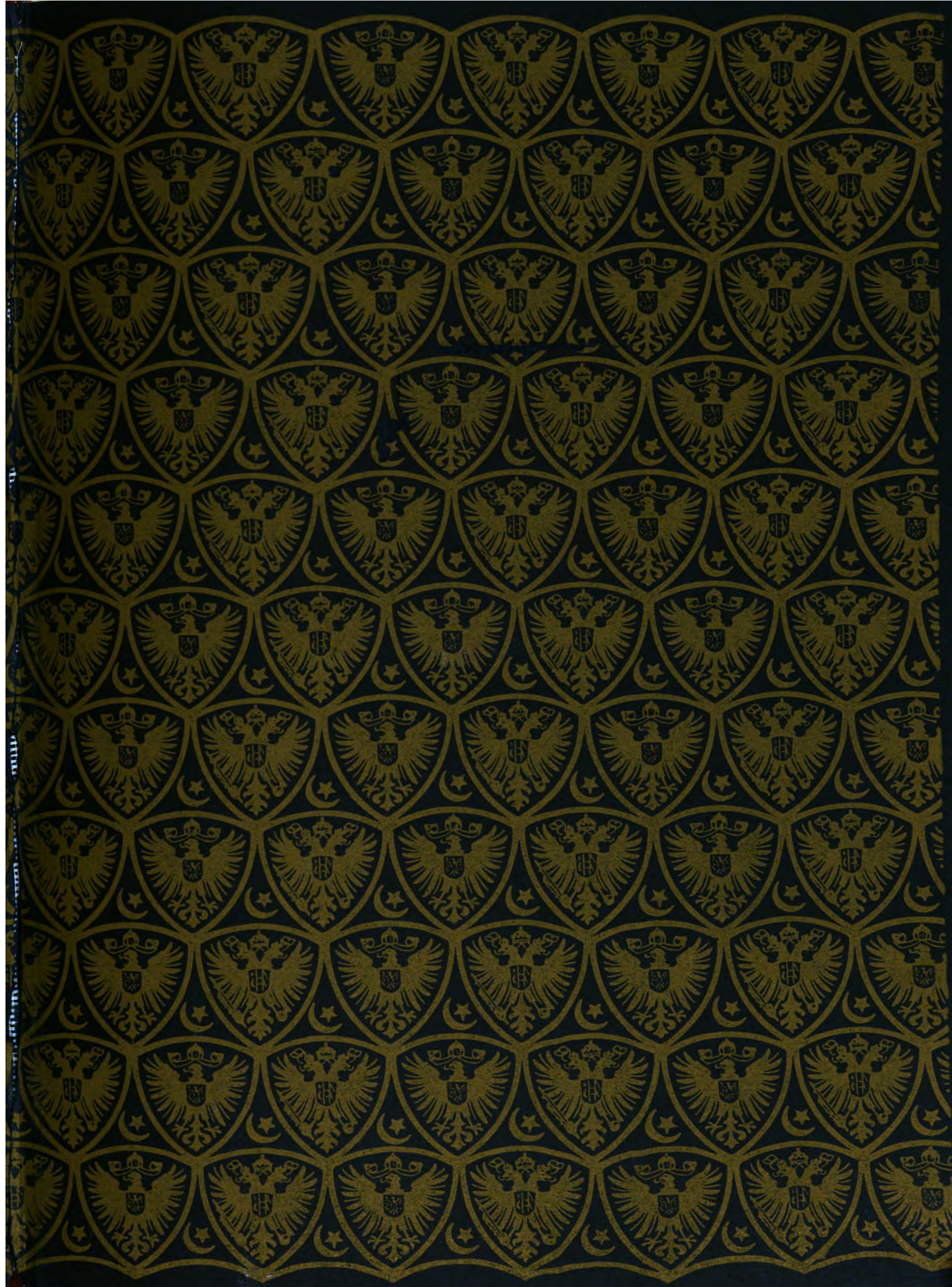
Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/15



Union
Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.







Kaiser Wilhelm II. beobachtet von einer der Höhen von Jaroslau aus den Ük

Nach einer Originalzeichnung vo



bergang der Hannoveraner, Oldenburger und Braunschweiger über den San.

on Professor Hans W. Schmidt.

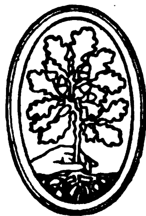
Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

Mit Beiträgen von

Generalleutnant z. D. **Baron v. Ardenne**, Oberarzt der Landwehr Dr. **P. Bernoulli**, Marineschriftsteller **Hans Bruhnsen**, **Paul Otto Ebe**, Dr. **H. Friedemann**, Oberstleutnant a. D. **Frobenius**, **O. v. Gottberg**, Dr. **P. Grabein**, Universitätsprofessor Dr. **Haller**, Hofrat **Hoppe**, Kapitänleutnant a. D. **v. Nieffen**, Dr. **Colin Roß**, Major a. D. **Schmahl**, Dr. **Alfred Semerau**, Generalmajor **v. Sprösser**, **F. Streißler**, Privatdozent Dr. **Weiß**, Privatdozent Dr. **Wigand**, Professor Dr. **Waldemar Zimmermann**, Maler **R. Aßmann**, **M. Barascudts**, Marinemaler **Claus Bergen**, **Fritz Bergen**, Professor **Hans Bohrdt**, **W. Brandes**, **Hugo L. Braune**, **G. Adolf Closs**, **M. Zeno Diemer**, **Johs. Gehrts**, **Georg Hänel**, **Harry Heußer**, Professor **Anton Hoffmann**, **Fr. Kienmayer**, **E. Klein**, **Ludwig Koch**, **Curt Liebich**, **O. Merte**, Professor **Messerschmitt**, **W. Moralt**, **Fritz Neumann**, **M. Plinzner**, **Adolf Reich**, Orientmaler **Bruno Richter**, **A. Roloff**, Professor **Hans W. Schmidt**, **Viktor Schramm**, Professor **Hans Rud. Schulze**, Professor **Karl Storch**, Professor **Willy Stöwer**, **Paul Teschinsky**, **Ewald Thiel**, **Max Tilke**, **Ernst Zimmer** u. a. m.

617 Abbildungen im Text, 22 zum Teil doppelseitige, mehrfarbige Kunstbeilagen, 3 große zweifarbige Kartenbeilagen, 37 Karten und Pläne im Text sowie ein Kriegskalender, die Ereignisse im ersten Halbjahr 1915 enthaltend.

Zweiter Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien / Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Kunstbeilagen.

Karten.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Die trostlosen Verhältnisse Serbiens und dessen Bodengestaltung, die wir Bd. I, S. 305 und folgende geschildert haben, brachten es mit sich, daß dort zu großen Unternehmungen keine Gelegenheit gegeben war. Nicht nur das zerklüftete Terrain, sondern auch die Cholera und andere Epidemien zwangen die österreichisch-ungarische Armee, sich in ihrem Vorgehen manche Beschränkungen aufzuerlegen.

Dazu kam, daß in Serbien sozusagen das ganze Volk am Kampfe teilnahm: Greise, Weiber und Kinder als Freischärler, alle Männer von 16 bis 56 Jahren im Heere; denn wenn auch die höheren Altersstufen nicht amtlich eingezogen waren, so trat doch, schon wegen des gänzlichen Darniederliegens des Erwerbslebens, wer irgend konnte, freiwillig unter die Waffen, weil er so noch am ehesten hoffen durfte, sein Dasein zu fristen.

Im Oktober wuchs auch täglich die Erbitterung der mohammedanischen und bulgarischen Bevölkerung in Neuserbien gegen die serbische Verwaltung. Bulgarisch-türkische Banden brachen in Neuserbien ein und rächten sich für die Unterdrückung durch Brandschatzung und Mord. Drei serbische Dörfer wurden bei einem solchen Einfall zerstört. Serbische Miliz, die gegen diese Banden einschreiten wollte, mußte unter schweren Verlusten abziehen.

Da Bosnien eine Zeitlang von Truppen entblößt war, hatte auch dort die moslemische Bevölkerung bei verschiedenen Einfällen der Serben sehr zu leiden. Plündernd und mordend suchten sie die arme Bevölkerung in diesem Landesteile heim und brandschatzten, wo es nur irgend möglich war. Doch schon nach kurzer Zeit, am 22. Oktober, wurden sie nach dreitägigen erbitterten Kämpfen im Raume beiderseits der Straße Mokro—Ragatica geschlagen und zu eiligem Rückzuge gezwungen. Die österreichisch-ungarischen Truppen gingen hier in tapferem Kampfe mit dem Bajonett vor. Schon am 24. Oktober abends wurde der fliehende Gegner bei Veliko-Brod und Vracevica westlich von Visegrad eingeholt, von neuem angegriffen und weiter auf Visegrad zurückgeworfen. Am 25. Oktober erreichten die österreichisch-ungarischen Truppen die Drina, nachdem sie auf der Verfolgung zwei Geschütze sowie eine große Menge Artillerie- und Infanteriemunition erbeutet hatten. Hiermit war Ostbosnien bis zur Drina vom Feinde vollständig gesäubert. Gleichzeitig kämpften die k. u. k. Truppen erfolgreich auch im Savegebiet. Bei Ravnje und Radenkovic gelang es ihnen, trotz starker Drahthindernisse zwei zuvor durch Artillerie erschütterte, hintereinander gelegene feindliche Stellungen zu erobern und dabei zahlreiche Gefangene zu machen. Die heftigen Gegenangriffe der Serben aber brachen blutig zusammen.

Ein Unglück traf die österreichisch-ungarische Donauflottille am 23. Oktober in der ersten Stunde nach Mitternacht durch den Verlust des Flußmonitors „Temes“ auf der Save. Am Abend vorher war er zu Aufklärungsdiensten entsandt worden. Die serbische Artillerie und Infanterie beschoß ihn, sobald er in Sicht kam, heftig, aber vergebens. Dagegen feuerten die Kanonen des „Temes“ mit großem Erfolg auf die feindliche Artillerie und brachten außerdem mehrere feindliche Maschinengewehre zum Schweigen. Nachdem der Monitor seinen Aufklärungsdienst erfolgreich beendet hatte, war er im Begriff, an seine Ausgangstation zurückzukehren. Da ertönte etwa um halb ein Uhr nachts plötzlich ein furchtbarer Knall. Unter der Munitionskammer war eine Mine explodiert. Die Detonation hatte ein großes Stück des Backbords weggerissen. Der Monitor sank rasch, und binnen wenigen Sekunden erreichte das Wasser bereits den oberen Teil des Schiffes. Alle Versuche zu seiner Rettung erwiesen sich als vergeblich. Nach amtlicher Meldung wurden von der Bemannung 33 Personen



Phot. Walter Beck.

Übergang der österreichisch-ungarischen Truppen über die Drina nach Serbien auf einer von Pionieren errichteten Brücke.


Österreichisch-ungarische Proviantoffiziere vor ihren Zelten bei Passeys.

Trotz des sumpfigen Bodens gewannen die Österreicher und Ungarn fortwährend Raum und drängten in der Verfolgung das 20. serbische Infanterieregiment in diese Sümpfe hinein. Über 200 Serben kamen darin um, die übrigen erreichten unter großen Verlusten Radenkovic, wo sie aber ebenfalls dem heftigen Feuer der Belagerungstruppen ausgesetzt waren. Unsere braven Bundesgenossen drangen nun immer weiter in Serbien vor. Der Gegner wurde aus seinen befestigten Stellungen getrieben, wobei er nur wenig Widerstand leistete. Nur am Nordrand von Schabatz mußten starke verschanzte Stellungen im Sturmangriff genommen werden. Auch Schabatz selbst, das schon einmal in österreichisch-ungarischem Besitz gewesen war (s.a.Bd.I, S.42), wurde in der Nacht zum 2. November gestürmt. In diesen Kämpfen fiel auf der Linie Schabatz—Loznica ein Eisenbahnzug mit außerordentlich viel Kriegsmaterial in die Hände der k. u. k. Truppen. Ferner wurden den fliehenden Serben mehrere

vermißt, die übrigen gerettet. Sie haben wohl in den Wellen in treuer Pflichterfüllung den Seemannstod gefunden.

Am 28. Oktober meldete Potiorek (s. Bild Bd. I, S. 419), daß seine Truppen erneut in Serbien Erfolge errungen hatten. Die Serben hielten die Dammstraße, die von Mitrovitza das Saveufer entlang bis zur Drinamündung führte, besetzt und machten die von Natur gegebene starke Stellung durch künstliche Mittel noch widerstandsfähiger. Hinter dieser ersten Linie hatten sie noch eine zweite befestigt. Sie beherrschten im Besitz dieser Stellung die Save und deren nördliches Anland. Ein mit großer Umsicht seitens der österreichisch-ungarischen Truppen durchgeführter Angriff warf die Serben am 27. Oktober aus ihren fast uneinnehmbar scheinenden Befestigungen. An diesem Tage wurde ferner gemeldet, daß die Stellungen bei Ravnje von den k. u. k. Truppen gestürmt wurden, wobei 4 Maschinengewehre, 600 Gewehre und Bomben erbeutet und viele Gefangene gemacht wurden. Diesem Erfolg reihte sich nun am 28. Oktober ein neuer an. Die Ortschaft Ravnje und eine stark befestigte Stellung an der Dammstraße nördlich Crnabara (nächst der Drinamündung) wurden erstürmt. Hierbei wurden 4 Geschütze, 8 Maschinengewehre, zahlreiches Kriegsmaterial erbeutet und 500 Gefangene gemacht. Am 1. November eroberte dieselbe österreichisch-ungarische Truppe, die Ravnje genommen hatte, auch die über den angeschwollenen Zasavicabach führenden Brücken und belagerte Radenkovic.

tausend Rinder und Schweine, Munition und Maschinengewehre, sowie zahlreiche Gefangene abgenommen. Am 2. November erlitten die Serben bei dem, wie schon oben gesagt, von den Österreichern und Ungarn belagerten Radenkovic nach erbitterten Kämpfen eine weitere Niederlage. Dabei machten die österreichisch-ungarischen Truppen über 1000 Gefangene und viel Kriegsbeute. Der sich nun zurückziehende Feind verschanzte sich bei Tscherplanina und südlich Schabatz hinter Astverhauen und Drahthindernissen, so daß die Angreifer nur langsam vorschreiten konnten. Ferner wurde am 6. November der taktisch wichtige serbische Stützpunkt von Mišar genommen, der in der Flanke des österreichisch-ungarischen gegen die Tscherplanina gerichteten Angriffs gelegen war und dessen östlichen Flügel an der Entfaltung gegen Süden hindern sollte. Die Tscherplanina ist ein Bergrücken von 700 Meter Höhe, der von Ljesnica in südöstlicher Richtung streicht und einem Anmarsch aus der Macva als Querriegel im Wege liegt.

Während das Vorrücken der österreichisch-ungarischen Truppen über die Linie Schabatz—Loznica an den stark verschanzten Bergfüßen auf zäheſten Widerstand stieß, endeten dreitägige Kämpfe bei Loznica—Krupanj—Ljubevija am 9. November mit einem durchgreifenden Erfolg für die Österreicher und Ungarn. Der hier befindliche Feind bestand aus der serbischen dritten Armee unter General Sturm und der ersten Armee unter General Bojevis mit zusammen


Der Vormarsch des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 72 durch einen Sumpf.

sechs Divisionen (120000 Mann). Am 9. November mußten diese Truppen nach dem Verlust ihrer tapfer verteidigten Stellungen den Rückzug gegen Valjevo antreten. Schon am 8. November hatten die k. u. k. Truppen die östlich Loznica liegenden Höhen und den Hauptrücken der Sokolska Planina südöstlich Krupanj erreicht und hierbei zahlreiche Gefangene gemacht und Kriegsmaterial erbeutet. In den Morgenstunden des 10. November wurden die Höhen von Misar südlich Schabatz nach viertägigen harten Kämpfen erstürmt und hierdurch der serbische rechte Flügel eingedrückt. Die Folge davon war, daß die Serben die stark befestigte Linie Misar—Tscherplanina räumen und den Rückzug antreten mußten. Trotz des heftigsten Widerstandes feindlicher Nachhuten kamen an diesem Tage auch die Höhen von Javlaka in österreichisch-ungarischen Besitz. In den Kämpfen vom 6. bis 10. November kamen ungefähr 4300 Mann, 16 Maschinengewehre, 28 Geschütze, darunter ein schweres, eine Fahne, mehrere Munitionswagen und sehr viel Munition in die Hände der k. u. k. Truppen. Mit dem 12. November wurde der serbische Rückzug allgemein. Am 13. November erstürmten die österreichisch-ungarischen Truppen das an der Save liegende Usce und erreichten Beljin und Bonjani. Auch die feindliche Befestigungslinie Gomile—Draginje wurde an diesem Tage genommen. Die von Westen und Nordwesten vorgehenden österreichisch-ungarischen Kräfte rückten gegen Valjevo heran, wobei namentlich die südlichen Kolonnen in schwierigstem Gelände bewunderungswürdige Leistungen vollführten. Am 14. November gelang es ihnen, den Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung, die Höhen bei Kamenitza an der von Loznica nach Valjevo führenden Straße, nach harten Kämpfen zu erobern. Am nächsten Tage wurde Obrenowatz von den k. u. k. Truppen im Sturm genommen. Um diese Zeit wurde die Kriegslage in einer amtlichen Bekanntmachung zusammenfassend so dargestellt: „Während die serbische Hauptmacht ostwärts zurückgeht, deckt eine starke Nachhut den Rückzug, der durch Trainverstopfung der wenigen Straßen erschwert wird. Diese zurückgehenden serbischen Kräfte stehen am Ostufer des Kolubaraflusses parallel zur Bahnlinie Obrenowatz—Valjevo auf der Linie Diwtzi—Valjevo—Lestowitza—Jagoditzi. Die unaufhaltsam vorgehende österreichisch-ungarische Armee steht ihr längs der Straße Obrenowatz—Valjevo gegenüber, mit den Stützpunkten im Savewinkel bei Zabretz, Obrenowatz, Nowoselo, Ub, ferner bei dem 392 Meter hohen Bergkamm über dem Rabasflüßchen, dem die Kamenitzahöhe fortsetzenden Bergkamm zwischen Kotesitza und Bukowitza, an der Straße Tubrawitz—Valjevo sowie längs des Ljubowitzaflusses. In Belgrad wurden drei Divisionen zusammengezogen und auf der Südseite feldmäßige Befestigungen vorbereitet, so daß noch mit einem vielleicht kurzen, aber harten Kampf gerechnet werden muß. Im allgemeinen machte sich aber bei den Serben Kriegsmüdigkeit bemerkbar."



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Unsere Waffenbrüder: Österreichisch-ungarische Artillerie in Veney bei Toul.
Die Soldaten kochen auf der Straße den Morgenkaffee, und eine arme französische Frau, die daneben steht, bekommt auch ihr Töpfchen gefüllt.

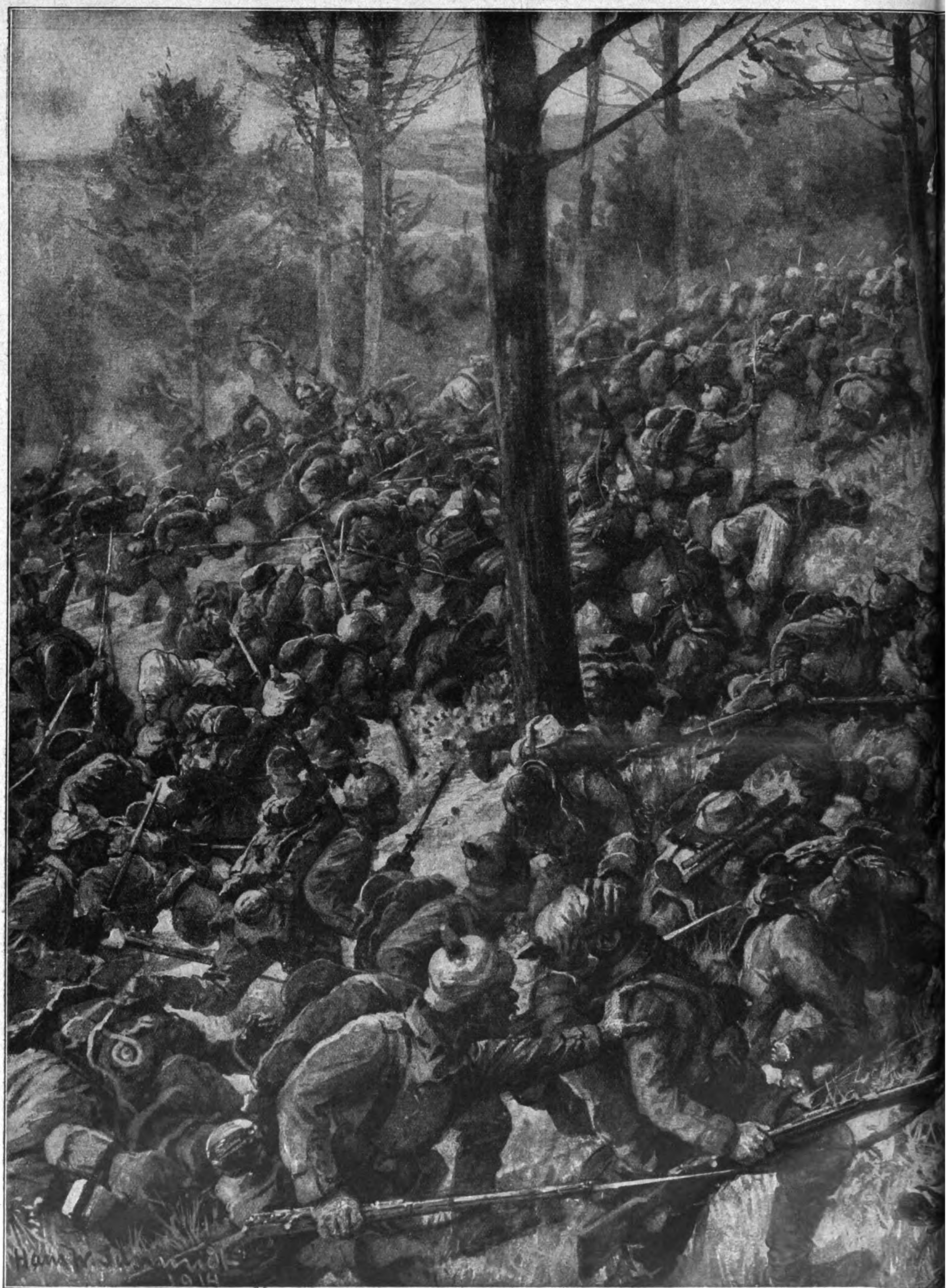
Am 16. November erließ der Oberkommandant der österreichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte an seine Truppen folgenden Aufruf:

„Nach neuntägigen heftigen Kämpfen gegen einen hartnäckigen, an Zahl überlegenen, in fast unbezwinglichen Befestigungen sich verteidigenden Gegner, nach neuntägigen Märschen durch unwegsames Felsgebirge und grundlose Sümpfe bei Regen, Schnee und Kälte haben die tapferen Truppen der fünften und sechsten Armee die Kolubara erreicht und den Feind zur Flucht gezwungen. Über 8000 Gefangene wurden in diesen Kämpfen gemacht, 42 Geschütze, 31 Maschinengewehre und reiches Kriegsmaterial erobert.

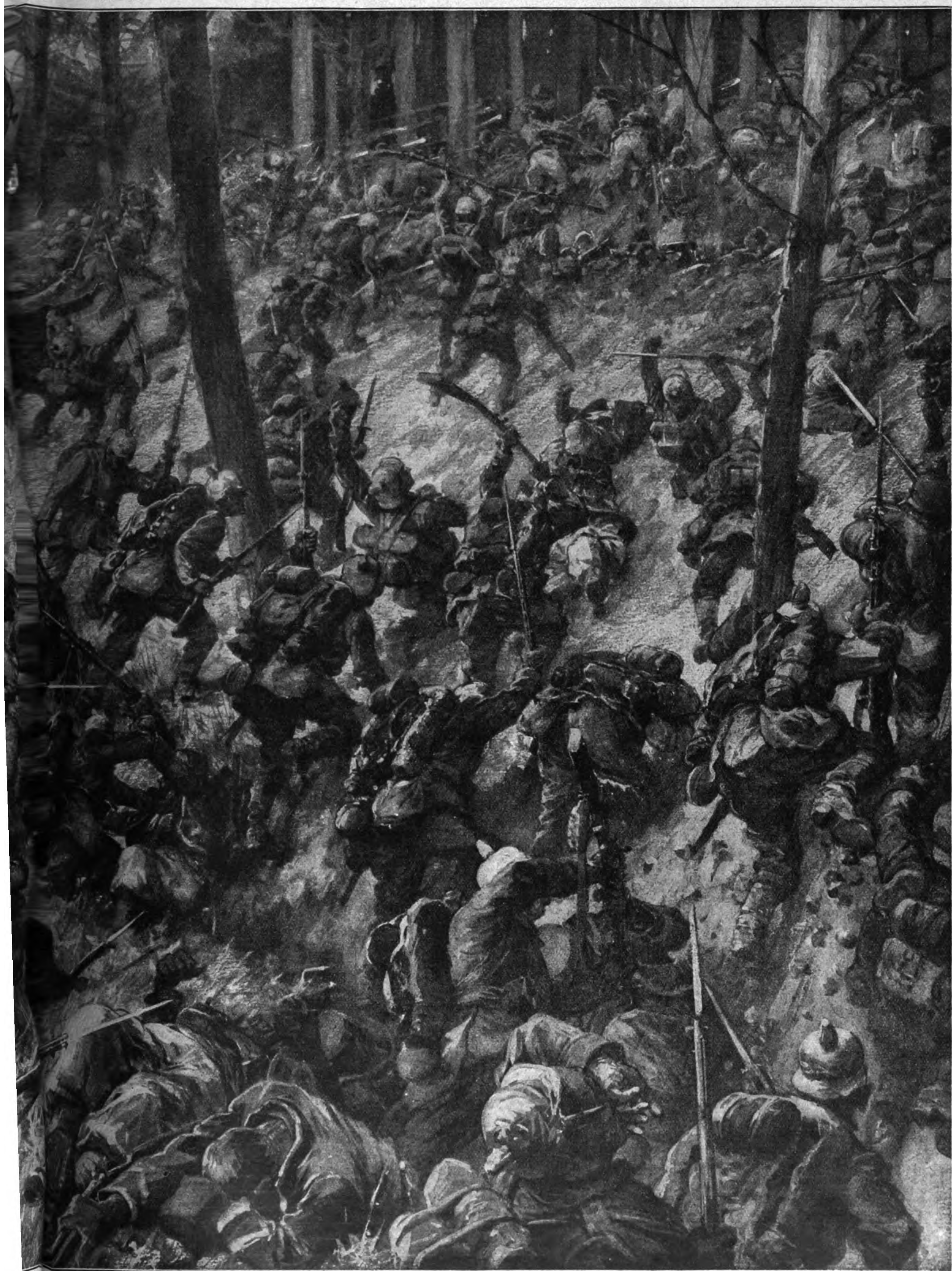


Kilophot G. m. b. H., Wien.

Erdhöhlen als Biwak österreichisch-ungarischer Infanterie.

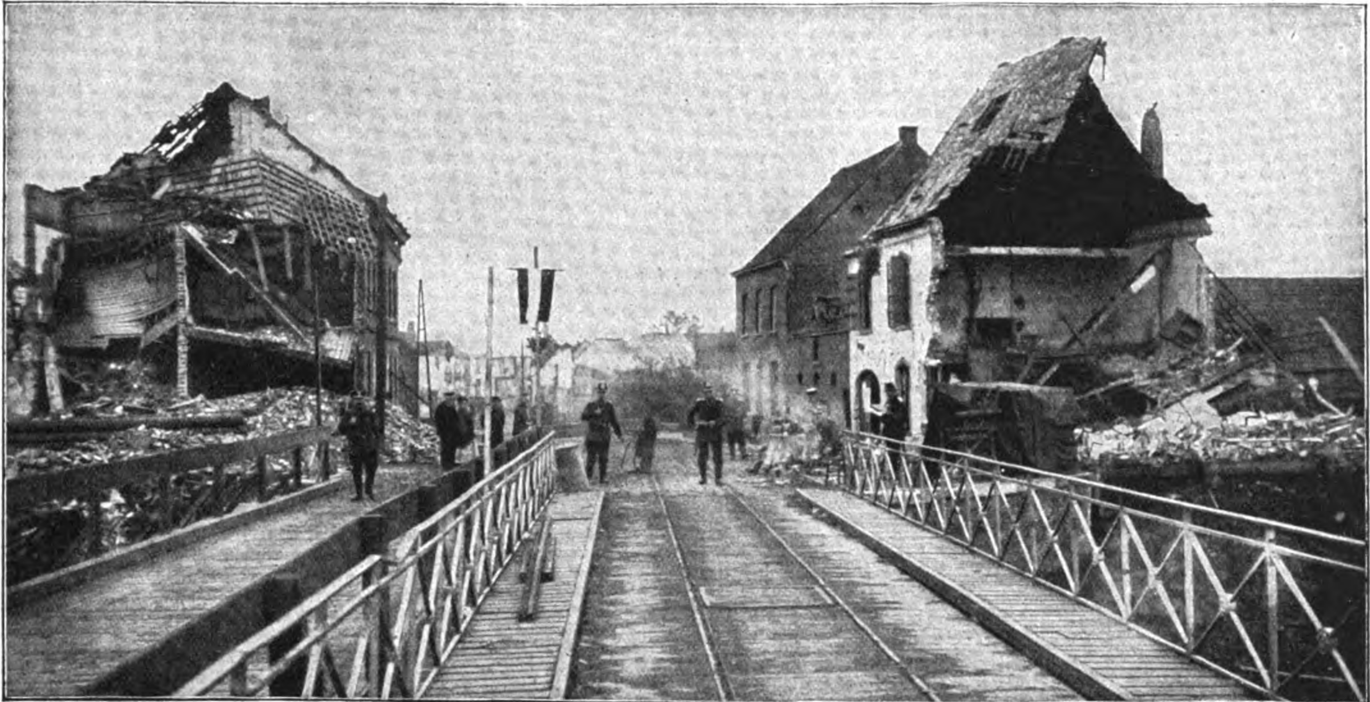


Der Sturm auf di
Nach einer Originalzeichnung



uf d Höhen von Fresnoy.

nung von Professor Hans W. Schmidt.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Brückenwache bei Lille.

Das Vaterland wird dieser Leistung seine Dankbarkeit und Bewunderung nicht versagen. Meine Pflicht ist es, allen Offizieren und Soldaten der fünften und sechsten Armee im Namen des allerhöchsten Kriegsherrn den wärmsten Dank zu sagen. Trotz des unter schweren Opfern und gewaltigen Leistungen erzielten Erfolges dürfen wir noch nicht ruhen, doch der hervorragende Geist der mir unterstellten Truppen bürgt dafür, daß wir die uns gestellte Aufgabe auch siegreich zu Ende führen werden zur Zufriedenheit unseres allerhöchsten Kriegsherrn, zum Ruhme des Heeres und zum Wohle des Vaterlandes.

Potiorek, Feldzeugmeister."

Gegen Ende Oktober war eine Änderung in der serbischen Regierung eingetreten. Am 27. Oktober wurde der ehemalige serbische Gesandte in Wien, Jovanowitsch, mit der Stellvertretung Paschitschs als Außenminister betraut. Die serbische Kammer hielt am 29. Oktober eine Sitzung ab. Ministerpräsident Paschitsch machte dabei den Parteiführern und der Skupschtina Mitteilungen über die Lage. Im Anschluß hieran fand unter dem Vorsitz des Kronprinzen ein Kronrat statt, dessen Ergebnis geheim gehalten wurde.

Wie trostlos die inneren Verhältnisse Serbiens um diese Zeit schon waren, beweist eine Meldung des k. u. k. Korrespondenzbüros aus Sofia vom 30. Oktober; hiernach erhielt das bulgarische Ministerium des Innern aus Strumitza eine Depesche, wonach seit drei Tagen serbische, von Offizieren angeführte Komitatschibanden plündernd und brennend gegen die bulgarischen und muselmanischen Dörfer in den Bezirken Doiran, Gewgheli und Ischtip vorgingen und die Bevölkerung ermordeten. Die Familien der nach Bulgarien geflüchteten Bulgaren und Türken wurden von Haus und Hof gejagt und die gesamte bulgarische und muselmanische Bevölkerung ganz offen ausgerottet. Serbische Komitatschi banden die zurückgebliebenen Männer in Gruppen zu fünfzig und sechzig aneinander und streckten sie durch Gewehrsalven nieder. Auf diese gräßliche Weise wüteten sie namentlich in den Dörfern Dorluvassi, Memeschli, Kotschari und Bramovasso.

Derartige Metzeleien konnten nicht dazu beitragen, den Serben Freunde in Bulgarien und in der Türkei zu erwerben; es wurden mit diesen Greueltaten nur der österreichisch-ungarischen Armee die Wege geebnet. Es ist eben der Verzweiflungskampf der Serben, der keine Überlegung kennt und in seinem Wüten nur das letzte Zucken eines dem Untergang nahen Staatswesens darstellt.

* * *

„Nördlich und südlich Albert vorgehende, überlegene feindliche Kräfte sind unter schweren Verlusten für sie zurückgeschlagen" — so berichtete unser Großes Hauptquartier am 30. September nach Berlin. Wir sind in der Lage, über diesen Kampf eine Schilderung aus feindlicher Feder zu bringen, mit deren Wiedergabe wir uns gewiß nicht dem Verdacht der Schönfärberei aussetzen werden.

„Daily Mail" läßt sich von ihrem Berichterstatter in Frankreich drahten: In den letzten Tagen fuhren die Deutschen fort, ihre Front in nordwestlicher Richtung auszudehnen. Die Verbündeten erwiderten diese Bewegung, indem sie ebenfalls ihre Front verlängerten; von beiden Seiten wurden wiederum große Verstärkungen herbeigeschafft, wozu lange Gewaltmärsche nötig waren. Die französischen Soldaten legten 20—25 [englische] Meilen täglich zurück. Die Deutschen machten wiederholt stürmische Angriffe, und es soll ihnen bisher gelungen sein, ihrer Front die nämliche Länge zu erhalten, die jene der Verbündeten hat. Am 26. September beschlossen die Deutschen anscheinend, einen Keil in die Front der Verbündeten zu treiben. Die Spitze jenes Keils war die Stadt Albert. Der Versuch wäre fast gelungen. Die Deutschen hatten eine große Menge Artillerie zusammengezogen, und die französische Infanterie hatte einen schweren Stand; aber sie wußte ein lebendiges Feuer zu unterhalten. Abends war der ganze Himmel erleuchtet von springenden Geschossen. Am 27. September fingen die Deutschen an, sichtbar an Gelände zu gewinnen, und am nächsten Tage rückten sie noch immer vor. Ihr weiteres Vordringen konnte nur aufgehalten werden durch starke Ansammlung französischer Schnellfeuerbatterien. Am 29. September setzten die Deutschen ihre Anstrengungen noch fort. Im weiteren Verlauf des Kampfes wurde der ganze Ort Albert durch Artilleriefeuer zerstört. Die Bewohner flohen nach Amiens, die ganze Straße war mit Flüchtlingen besetzt. Über der in Flammen stehenden Stadt sah man abends rote Glut zum Himmel auflodern, aus der sich aber ganz unbeschädigt die Kirche mit ihrem hohen Turm und dem vergoldeten Mariabild heraushob. —

Also auch der Feind mußte hier zugeben, daß der deutsche rechte Flügel imstande war, sich dem Umfassungsversuche des französischen linken Flügels anzupassen, das heißt sich genügend nach Nordwesten zu verlängern, um diese Umfassung unmöglich zu machen. Albert, wo die deutschen Truppen einen energischen Stoß auf die französische Front machten, liegt 30 Kilometer nordöstlich von Amiens an dem Flüßchen Ancre, an dem eine deutsche Ulanenabteilung eine Brückensprengung vorgenommen hatte. 35 Kilometer südlich von Albert liegen die von den Deutschen mit stürmender Hand genommenen Höhen von Roye, und zwischen diesen und Albert die ebenfalls eroberten Höhen von Fresnoy (siehe Bild Seite 4/5). Die Stellungen von Roye und Fresnoy sperren für einen von Westen vorgehenden Gegner

die wichtigen, von Süden und Westen nach Peronne und St.-Quentin führenden Straßen und beherrschen die Brücken über den Ancre und die Avre, zwei Nebenflüsse der Somme, während Albert die von Amiens dorthin führende Heerstraße beherrscht.

Im ganzen nördlichen Frankreich lagen sich die Riesenheere der beiden kämpfenden Völker sprungbereit gegenüber. Jeder suchte eine Blöße des Gegners ausfindig zu machen, um einen Vorteil zu erringen. Zu großen Schlachten konnte es nicht kommen; vielmehr bestand der von nun an wochen- und monatelang geführte Kleinkrieg nur aus kleinen Ausfällen und Scharmützeln, die man nach seinen Beobachtungen mit Vorteil wagen zu dürfen glaubte.

Am 2. Oktober konnte die deutsche Heeresleitung melden, daß erneute Umfassungsversuche der Franzosen abgewiesen wurden. Südlich Roye waren die Franzosen aus ihren Stellungen geworfen worden, und in den Argonnen erkämpften unsere vorrückenden Truppen wesentliche Vorteile. An der Maas unternahmen die Franzosen aus Toul energische nächtliche Vorstöße, die unter schweren Verlusten für sie zurückgeworfen wurden. — Auch die folgenden Tage machte der Kampf für uns langsame Fortschritte. Die andauernden Umfassungsversuche der Franzosen gegen unseren rechten Heeresflügel dehnten am 6. Oktober die Kampffront bis nach Arras aus. Auch westlich Lille und westlich Lens trafen unsere Spitzen auf feindliche Kavallerie. Verschiedene Vorstöße der Franzosen in den Argonnen und aus der Nordostfront von Verdun wurden am 7. Oktober zurückgeworfen.

Der große Kampf zwischen den Verbündeten und den Deutschen hatte sich nach Nordwesten ausgedehnt. Das Vorrücken der Verbündeten über Arras war ein Gegenzug auf das Vorrücken der deutschen auf der Linie Armentières—Tourcoing. Am 7. Oktober fanden heftige Kleinkämpfe zwischen den deutschen und den französischen Vorposten statt. Nach französischen Meldungen waren am 7. Oktober auch auf deutscher Seite bedeutende Verstärkungen herangerückt. Da um diese Zeit auch das Bombardement Antwerpens begann, kamen in London Tausende von belgischen Flüchtlingen an, die meist mittellos waren und sich in traurigster Verfassung befanden.

Am Tage des Falles von Antwerpen, am 10. Oktober, wurde von unserer Kavallerie bei Lille eine französische Kavalleriedivision völlig geschlagen, eine andere erlitt bei Hazebrouck schwere Verluste (vgl. Bd. I, Seite 294).

Der Fall von Antwerpen, der unser Westheer von der Bedrohung im Rücken befreite, brachte den Franzosen insofern wieder einen kleinen Vorteil, als ein Teil der aus Antwerpen geflüchteten Besatzung zum französischen Heere stieß. Freilich war dieser Teil der einstigen belgischen Armee militärisch nicht viel wert, aber immerhin glaubten die Franzosen nun wieder mehr wagen zu können. Doch wurden ihre heftigen Angriffe östlich Soissons abgewiesen. Auch im Argonner Wald fanden erbitterte Kämpfe statt. Unsere Truppen arbeiteten sich in dichtem Unterholz und äußerst schwierigem Gelände mit allen Mitteln des Festungskrieges Schritt für Schritt vorwärts. Die Franzosen leisteten hartnäckigen Widerstand, schossen von den Bäumen und mit Maschinengewehren von Baumkanzeln und hatten neben etagenweise angelegten Schützengräben starke festungsartige Stützpunkte eingerichtet. (Siehe auch unsere „Illustrierten Kriegsberichte", Bd. I, S. 391 und Bild S. 9 dieses Heftes).

Um die Mitte Oktober waren auch verschiedene Einbrüche französischer Truppen nach dem Elsaß zu verzeichnen, die aber kräftig zurückgewiesen wurden, so daß der Gegner nach Belfort flüchten mußte.

Die große Ausdehnung des westlichen Kriegschauplatzes brachte es mit sich, daß bald von diesem, bald von jenem Punkte kleine Erfolge gemeldet wurden, die anscheinend außer allem Zusammenhang standen. In ihrer Gesamtheit bildeten sie aber doch eine feste Kette langsamen sicheren Fortschreitens des deutschen Erfolges. Am 22. Oktober wurden französische Angriffe aus der Richtung Toul gegen die Höhen südlich Thiaucourt unter schweren Verlusten für sie zurückgeworfen. Im Argonner Wald rückten unsere Truppen immer weiter vor, und nach einer Meldung vom 24. Oktober wurden hier mehrere Maschinengewehre erbeutet und eine Anzahl Gefangene gemacht. Am 27. Ok-



Phot. A. Grohs, Berlin.

Lille, die Hauptstadt des französischen Departements Nord, nach der Einnahme durch die Deutschen.
Im Hintergrunde das Stadttheater.

tober eroberten unsere Truppen ebendort einige feindliche Schützengräben, deren Besatzung gefangen genommen wurde. Südwestlich Verdun schlugen wir am 29. Oktober einen feindlichen Angriff zurück. Unsere Truppen führten die Gegenangriffe bis in die feindliche Hauptstellung durch, die sie in Besitz nahmen. Am 30. Oktober griffen wir die Franzosen östlich Soissons an, wurden aber im Laufe des Tages aus mehreren stark verschanzten Stellungen nördlich von Vailly gedrängt. Am Nachmittag wurde dann Vailly gestürmt und der Feind unter schweren Verlusten über die Aisne geworfen (vgl. Bd. I, S. 460). Dabei machten unsere Truppen 1000 Gefangene und erbeuteten 2 Maschinengewehre.

Die französischen amtlichen Berichte wußten begreiflicherweise von deutschen Siegen nur wenig zu melden; gleichwohl war die Stimmung in Paris nicht gerade rosig. Niederlagen lassen sich nicht verbergen, und wenn die Zensur noch so streng ist. Flüchtlinge und Verwundete sind nicht aus der Welt zu schaffen, und diese tragen ihre Erlebnisse eben nach allen Richtungen ins Land. Besonders beunruhigt wurden aber die Pariser durch die häufigen Besuche deutscher Flieger, von denen Bomben und Zettelmeldungen niedergeworfen wurden. Namentlich ein Fliegerbesuch am 11. Oktober, wo mehrere deutsche Flugzeuge Paris heimsuchten, erregte Schrecken. In französischen Zeitungen hieß es, daß es zwei feindliche „Tauben" gewesen seien, die durch ihre Kühnheit Schrecken und Tod verbreitet hätten. Tatsächlich handelte es sich um drei Militär-Aviatik-Doppeldecker, die ihren wagemutigen Streich in geschlossenem Geschwader zu so erfolgreichem Ende durchführten. Ein Feldpostbrief eines an diesem kühnen Fluge beteiligten Fliegeroffiziers lautete:

„... Inzwischen werdet Ihr von den ‚Schandtaten' Eures Sohnes und fünf seiner Fliegerkameraden in den Zeitungen gelesen haben, ohne zu ahnen, daß Euer Sohn dabei mitgewirkt hat. Wir erhielten trotz des großen Anmarsches vom kommandierenden General Erlaubnis, Sonntag, den 11. Oktober, nach Paris zu fliegen. Drei Flugzeuge, nicht nur zwei, wie in den Blättern zu beiden Seiten des Rheins zu lesen war: so zogen wir im Geschwader los. Mein Flugzeug in der Mitte als Richtungs- und Anschlußflugzeug, die beiden anderen rechts und links. Der Start war zeitlich so angesetzt, daß wir nach französischer Zeit zwischen zwölf und ein Uhr über der französischen Kapitale eintreffen mußten. Viele kleine Wolken, über denen wir dahinfurchten, ließen uns unentdeckt Paris erreichen. Dann gingen wir durch die Wolken nieder und warfen siebzehn Bomben hinunter sowie Abwurftaschen, gefüllt mit Zetteln, auf denen zu lesen war: ‚Antwerpen ist genommen, Ihr kommt nächstens heran. Herzliche Grüße. Die Feldfliegerabteilung 3 und General v. Deimling.' — Das letztere haben die Franzosen in ihren Berichten unterschlagen Sie melden nur von ‚zwei Tauben' — bei ihnen heißen alle deutschen Flugzeuge ‚Tauben' — und haben unseren dritten Doppeldecker offenbar überhaupt nicht bemerkt. Wir haben natürlich die Wolken als Deckung benutzt, solange es ging, um nicht vorzeitig die Abwehrmittel auf uns zu ziehen. Außer den Abwürfen haben wir auch aus der Höhe photographische Aufnahmen gemacht, die trefflich gelungen sind. Erfolg der Bombenwürfe: schwerer Materialschaden, in einigen Stadtteilen wurden mehrere Häuser zerstört, außerdem gab es 8 Tote und 26 Schwerverletzte. — Unsere drei Flugzeuge waren das erste Geschwader über Paris. Geschlossen mit vier Minuten Abstand landeten wir wieder in unserem Flughafen nach drei Stunden fünfundvierzig Minuten Flugzeit."

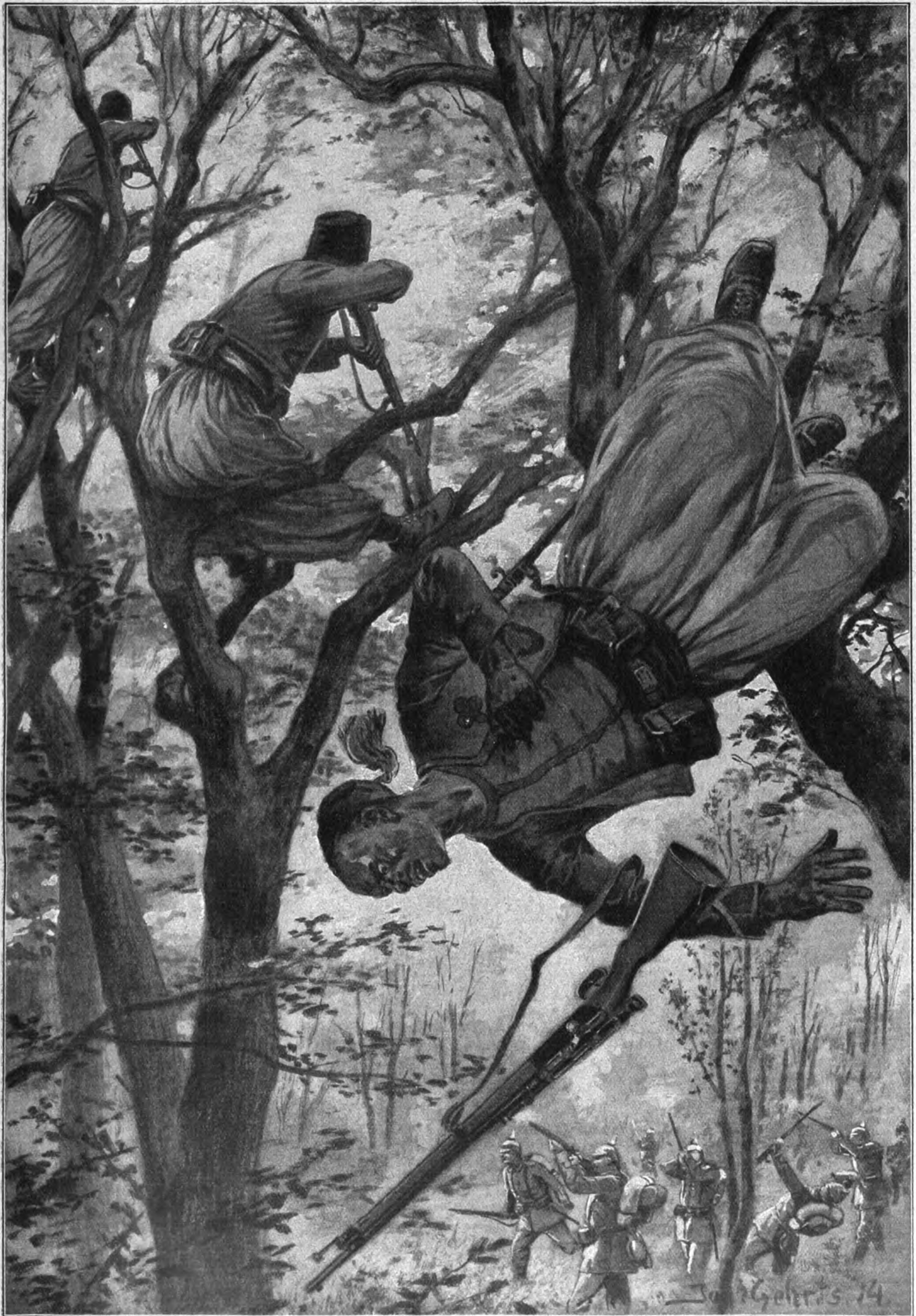


Phot. A. Grohs, Berlin.
Einsturz eines von Granaten getroffenen Hauses in der Hauptstraße von Lille.

Auch ein Zeppelin erschien am 28. Oktober über Paris, der noch weit mehr Schrecken verbreitete als die Flieger, an deren Erscheinen die Franzosen sich schon einigermaßen gewöhnt hatten. Der Zeppelin hat acht Bomben hinabgeworfen, von denen Zeitungsmeldungen zufolge drei größeren Schaden angerichtet haben sollen. Acht Personen sollen getötet und eine beträchtliche Anzahl verletzt worden sein. Französische Flieger, die versuchten, das Luftschiff anzugreifen, kamen zu spät; es war in den Wolken entkommen. —

Der Fall von Antwerpen hat in der ganzen Welt lebhafte Bewunderung für die deutschen Waffen hervorgerufen und auch einen großen politischen Erfolg gehabt. Soweit neutrale Staaten in ihrer Haltung noch schwankend gewesen sein mochten, wurden sie nach diesem Beweise deutscher Kraft, wie er durch die Eroberung von Antwerpen gegeben worden ist, in ihrem Entschlusse gefestigt. Man konnte jetzt schon mit einiger Sicherheit sagen, daß aus diesem Riesenkampfe Deutschland mit Österreich-Ungarn als Sieger hervorgehen werde. Trotz alledem zeigten aber die Reutermeldungen vom 12. Oktober ihre gewohnte Aufmachung: Allenthalben wurden die Deutschen mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Jede Streifwache der Unsrigen, die nach vorgenommener Erkundung dem Feind wieder den Rücken kehrte, wurde zu einer starken Truppenabteilung, die in wilder Flucht dahineilte. In Wirklichkeit drangen die Deutschen in der Richtung Ostende (Bild Seite 10 und 11) immer weiter vor. Die Überreste der belgischen Armee machten verzweifelte Versuche, die Deutschen bei Exaerde, Roeselaere, Saffelaere und Desteldonck aufzuhalten, wobei sie schwere Verluste, besonders an Kavallerie, erlitten. Vor der Besetzung von Gent durch die Deutschen war Gent, obgleich die Engländer es zuerst verteidigen wollten, zur offenen Stadt erklärt worden. Am 12. Oktober wurde Selzaete von unseren Truppen in aller Ruhe besetzt; nur gegen Abend wurden einige Schüsse auf Leute abgegeben, die an der Eisenbahn entlangschlichen. Der Einzug in Gent erfolgte mit klingendem Spiel, nachdem die letzten Engländer die Stadt verlassen hatten.

Sofort wurden das Stadthaus, die Postämter und andere öffentliche Gebäude in Besitz genommen, die Postkasse beschlagnahmt und die deutsche Flagge statt der belgischen, französischen und englischen gehißt. Durch einen Aufruf wurde bekannt gemacht, daß, wer wollte, Montag und Dienstag



Auf Bäumen postierte Turkos werden von den Deutschen heruntergeschossen.

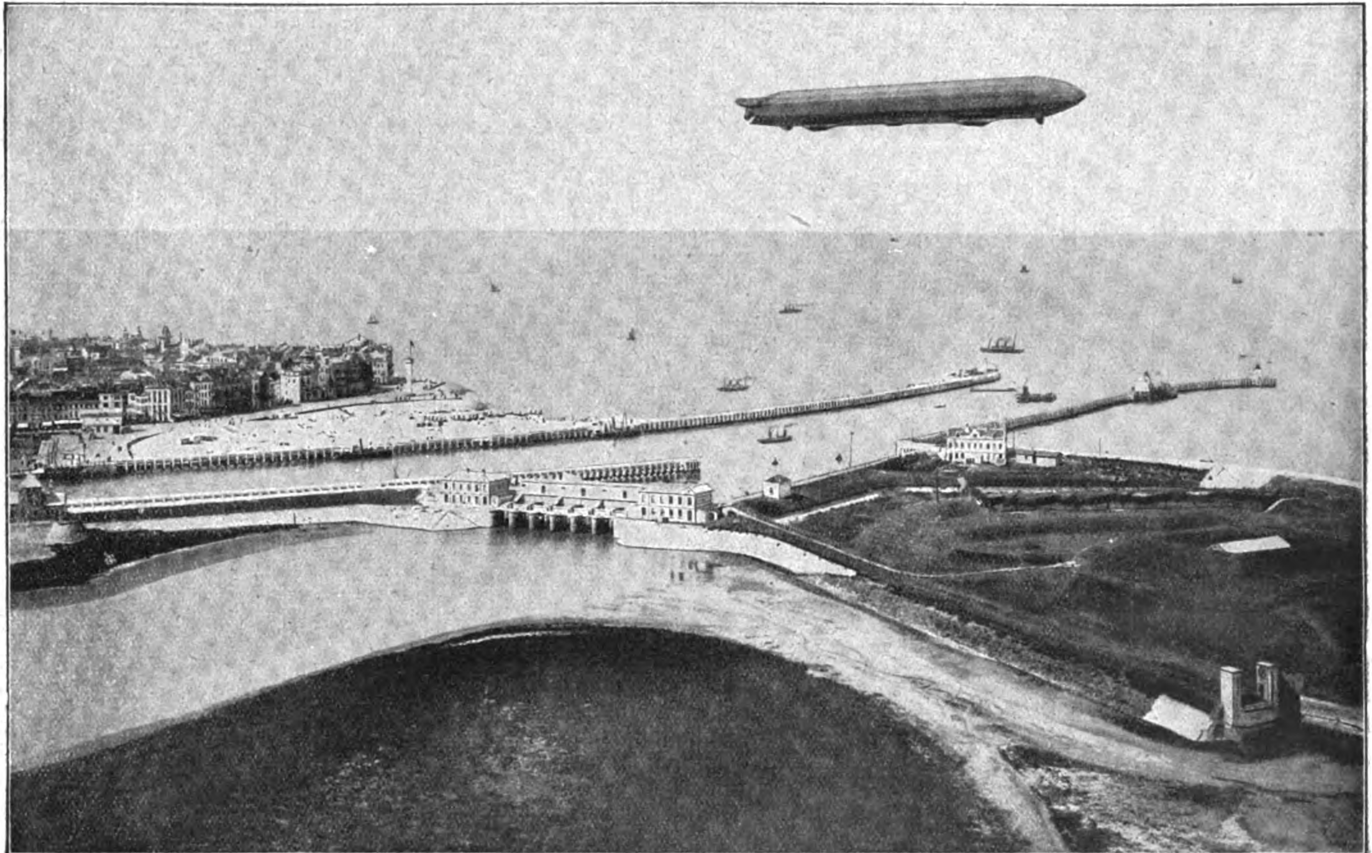
Nach dem Bericht eines Augenzeugen gezeichnet von Johs. Gehrts.

die Stadt verlassen dürfe, später werde keine Erlaubnis zur Abreise erteilt werden. Viele hundert Bewohner verließen die Stadt.

Ein Teil der Besatzung von Antwerpen befand sich am 14. Oktober von Gent aus in eiligem Rückzuge nach Westen zur Küste. Unsere Truppen folgten. An diesem Tage wurde auch Lille besetzt, wobei wir 4500 Gefangene machten. Die Stadt war durch ihre Behörden den deutschen Truppen gegenüber als offen erklärt worden. Trotzdem schob der Gegner bei einem Umfassungsversuch von Dünkirchen her Kräfte dorthin vor mit dem Auftrage, Lille bis zum Eintreffen der Umfassungsarmee zu halten; da diese natürlich nicht eintraf, war die einfache Folge, daß die zwecklos verteidigte Stadt bei der Einnahme durch unsere Truppen Schädigungen erlitt. Ebenfalls am 14. Oktober wurde Brügge und am 15. Ostende von den Deutschen besetzt. Die Truppen der Verbündeten waren beim Anmarsch der Deutschen auf Ostende abgezogen und überließen die Stadt ganz ohne Verteidigung. Ein Amerikaner, namens Allison, gab folgenden Bericht über die letzten Stunden vor dem deutschen Einzug:

„Am Donnerstag, den 15. Oktober, morgens um zehn Uhr erschien der letzte belgische Soldat am Strande. Er kam auf einem schlechten, ungesattelten schwarzen Pferde aus dem Fischerquartier, wo er wahrscheinlich geschlafen hatte, so daß er den Abzug der Belgier verpaßt hatte. Im Galopp rief er auf flämisch: ‚Die Deutschen sind hier' und schlug mit seinem Karabiner auf sein Pferd. Er ritt die Straße hinunter und schrie immer nach dem Wege nach Dünkirchen. Ich hörte später, daß er nicht mehr durchkam. Die Deutschen fingen ihn. Zehn Minuten später, als ich am amerikanischen Konsulat stand, sah ich dreizehn deutsche Ulanen. Sie waren vorzüglich beritten, hatten die Lanzen in den Händen und ritten in einer sonderbaren Art, die ich erst begriff, als ich sah, daß sie die Namen der Straßen ablasen und einem mitteilten, der eine Karte in der Hand hatte. Als sie in die richtige Straße kamen, drehten sie um, ritten zum Hause des Bürgermeisters von Ostende und klopften an die Tür. Der Bürgermeister kam persönlich mit zwei Gendarmen. Er war in großem Dienstanzug, schwarzem Überrock und weißer Binde. Sie grüßten ihn sehr höflich. Nach einer kleinen Unterhaltung gingen alle zusammen fort. Unmittelbar darauf erschienen mehrere Ulanen mit Radfahrern, ritten auf den Platz vor dem Rathaus (Groote Markt) und banden ihre Pferde fest. Der Bürgermeister ging in das Rathaus, um die Offiziere zu erwarten. Der erste Offizier kam um elf Uhr mit einem Dutzend Ulanen. Jeder einzelne Mann von den deutschen Streiftruppen schien genau die Stadt zu kennen und kam ohne zu zögern immer zum Rathaus. Dem ersten Offizier folgten zwei große Motorwagen voll von Offizieren. Im ersten saß Feldmarschall von der Goltz, der deutsche Generalgouverneur. Kurz vorher traf noch der Konsul der Vereinigten Staaten ein, den der Bürgermeister gerufen hatte. Nach den Einleitungsworten bat der Generalgouverneur den Konsul, ihn nach Brügge zu begleiten, um dem für Ostende bestimmten Kommandanten vorgestellt zu werden. Da der Chauffeur des Konsuls den Weg kannte, so fuhr von der Goltz mit dem amerikanischen Auto davon. Von diesem Augenblick an gehörte die Stadt den Deutschen."

Bei der Besetzung Ostendes wie auch Brügges wurde reichliches Kriegsmaterial erbeutet, unter anderem eine große Anzahl Infanteriegewehre mit Munition und 200 gebrauchsfähige Lokomotiven. Immer weiter rückten die Deutschen nach Nordwesten vorwärts, und an der belgisch-französischen Grenze kam es zu überaus erbitterten Kämpfen. Am 15. Oktober entwickelte sich in der Umgegend von Ypern und Courtrai ein verzweifelter Kampf, wo die deutschen Abteilungen von Antwerpen mit größter Heftigkeit auf den äußersten linken Flügel der Franzosen drückten, um eine Verbindung zwischen dem westlichen deutschen Flügel in Belgien und dem rechten deutschen Flügel in Frankreich herzustellen. Gleichzeitig griff ein starkes gemischtes deutsches Korps die englische und französische Besatzung von Ostende und die französischen Marinesoldaten an, die den Rückzug der Belgier nach Dünkirchen deckten und eine verschanzte Stellung zwischen Dixmuiden und Roulers vorbereiteten. Auch westlich Lille hatten sich Kämpfe entwickelt. Am 21. Oktober gingen die Deutschen dort zum Angriff über, nahmen etwa 2000 Engländer gefangen und erbeuteten mehrere Maschinengewehre. In den Kämpfen am Yserkanal unterstützten die Engländer ihre Angriffe vom Meere aus, wobei am 21. Oktober ein englisches Torpedoboot von unserer Artillerie kampfunfähig gemacht wurde. Am 22. Oktober wurde der Feind bei Dixmuiden zurückgeworfen. Unsere



Ostende, vom Leuchtturm aus gesehen. Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.



Deutsche Truppen auf dem Wege nach Ostende: Ein Lager in der Nähe von Brügge.

Truppen drangen bei Ypern siegreich vor. In den Kämpfen bei Lille, die sehr erbittert waren, wich der Feind an diesem Tage auf der ganzen Front langsam zurück. Infolge des teilweise überschwemmten Geländes konnten unsere Truppen dort nur langsam vordringen, aber schon am 24. Oktober wurde nach hartnäckigen Kämpfen der Yser-Ypern-Kanal zwischen Nieuport und Dixmuiden von den Deutschen überschritten. Trotz der Verstärkungen, die die Engländer erhielten, konnten unsere Truppen doch vordringen, und am 25. Oktober östlich und nordöstlich von Ypern etwa 500 Engländer, darunter einen Oberst und 28 Offiziere, gefangen nehmen. Am selben Tage mußte das englische Geschwader, das von der See her in den Kampf eingegriffen hatte, wegen schwerer Beschädigungen an mehreren Schiffen den Rückzug antreten. Am 26. Oktober wurde Poperinghe, westlich von Ypern, von unseren Truppen besetzt. Poperinghe liegt an der Eisenbahnstrecke Ypern—Hazebrouck, 10 Kilometer westlich Ypern. Von Poperinghe bis zur französischen Grenze beträgt die Entfernung nur noch 5 Kilometer. Ypern liegt in der belgischen Provinz Westflandern. Diese Stadt wurde im 14. Jahrhundert von den Engländern belagert, und von da an rührt ihr Verfall her. Jetzt ist Ypern (Bild Bd. I, S. 447) der Sitz bedeutender Tuch- und Baumwollfabrikation. Ypern war im 18. Jahrhundert der Zankapfel zwischen den Spaniern und den Franzosen, bis Kaiser Joseph die Festungswerke abtragen ließ. Gegenwärtig hat Ypern, das im Mittelalter 200 000 Einwohner gezählt haben soll, deren nur noch 18 000.

Am 29. Oktober wurde aus dem Haag gemeldet, daß die Deutschen nicht nur bei Dixmuiden, sondern auch weiter südlich in der Richtung Warneton und Armentières den Yserkanal überschritten hätten. Am selben Tage entwickelten sich bei Dixmuiden heftige Bajonettangriffe, bis endlich die unglaublich starken französisch-englischen Verschanzungen von den Deutschen genommen wurden. Überall drangen die Deutschen, wenn auch sehr langsam, vor. Mehrere befestigte Stellungen des Feindes wurden am 29. Oktober bei Lille genommen und dabei über 300 Mann sowie 4 Geschütze erbeutet. Am 30. Oktober nahm unsere Armee in Belgien Ramscapelle und Bixschoote. Ebenso wurden Zandvoorde, Schloß Hollebecke und Wenbecke gestürmt. Bei Ypern drangen unsere Truppen am 31. Oktober erfolgreich und mit Verlusten für die Engländer vor.

Die Kämpfe in Flandern, wie sie um die Mitte Oktober einsetzten und sich monatelang hinzogen, tragen ein seltsames Gepräge. Es ist ein verzweifeltes Ringen der Engländer und Franzosen mit den Deutschen, an dem die Belgier nur noch sehr wenig beteiligt waren. Die Franzosen opferten sich hier nutzlos für den Vorteil der Engländer, denen vor allem daran lag, das Vordringen der Deutschen auf Calais zu hindern und so der Möglichkeit einer deutschen Landung auf dem geheiligten englischen Boden vorzubeugen. Darum jenes verzweifelte Ringen, jenes Kämpfen um jeden Fußbreit Landes, das auch uns zwang, dort unsere besten Kräfte einzusetzen, um die Verbündeten niederzuringen. Lange lebten unsere Feinde in dem Wahne, daß sie durch ihr Bündnis einen mächtigen Wall für unser Fortschreiten bildeten und daß alle vom Beginn des Krieges an errungenen Vorteile uns doch wieder verloren gehen müßten. Diese Hoffnung stützte sich auch auf die Anschauung, daß Deutschland kapitalschwach sei und in kurzer Zeit ausgehungert sein werde, wenn England die Zufuhr abschneiden würde. Als wir aber nach kaum zweieinhalb Monaten Belgien besiegt hatten und nunmehr an der belgischen Küste standen, da zog bange Sorge in die Herzen unserer Feinde ein, und im Kampf um Sein oder Nichtsein erwachte der Mut der Verzweiflung. Die Sorge wurde um so größer, als auch die Russen immer noch auf ihren Einzug in Berlin warten ließen und man allmählich die Hoffnung aufgeben mußte, daß der russische Freund helfen werde.

Am 17. Oktober veröffentlichte die belgische Regierung durch ihre Gesandtschaft im Haag eine Kundgebung, worin sie ihre am 13. Oktober erfolgte Übersiedlung nach Le Havre mit folgenden Worten mitteilte:

„Schritt für Schritt verteidigten die belgischen Soldaten seit zweieinhalb Monaten den vaterländischen Boden. Der Feind rechnete darauf, die Antwerpener Armee zu vernichten. Diese Hoffnung wurde vereitelt durch unseren würdigen, unerschüttert geordneten Abzug, der uns die Erhaltung unserer Wehrmacht sicherte. Diese operiert an der Südgrenze, unterstützt von unseren Bundesgenossen, wodurch der Sieg unseres Rechtes feststeht. Inzwischen nötigen die Umstände dazu, dem Belgiervolk eine neue Prüfung aufzuerlegen durch Übersiedlung der Regierung nach Frankreich, wo die edle Freundschaft der französischen Regierung die unbeschränkte Ausübung unserer Souveränitätsrechte sichert sowie eine enge Verbindung mit der belgischen Armee und den französisch-englischen Bundesgenossen ermöglicht. Diese zeitweilige Prüfung wird, davon sind wir überzeugt, schnell überwunden werden. Die belgischen Dienstzweige werden nach örtlichen Möglichkeiten weiter arbeiten. Die Regierung rechnet auf die Weisheit und Vaterlandsliebe des belgischen Volkes, die im Verein mit der Tapferkeit der belgischen Armee und ihrer Bundesgenossen die Stunde der Befreiung des schändlich mißhandelten und verratenen Vaterlandes beschleunigen werden, so daß es schöner und größer erstehen wird, weil es für Rechtschaffenheit und Gesittung gelitten hat."

Die Richtigkeit dieses Phrasenschwalls leuchtet jedem unbefangenen Leser ein. Was die belgischen Verbündeten betrifft, so sei bemerkt, daß zwischen dem König Albert und König Georg von England bald darauf eine Spannung eintrat. Jener wollte, um doch etwas zu retten, mit Deutschland Frieden schließen. Aber England duldete es nicht. Wenn also der einstige belgische König seine Augen schließt als König ohne Land, so hat er dies seinem treuen Verbündeten England zu danken. Wenn ferner der König hier von einem „schändlich mißhandelten und verratenen Vaterlande" spricht, so hat er die Lage seines Landes in erster Linie selbst verschuldet, weil er die Neutralität gegenüber Deutschland aufgegeben und sich mit Frankreich und England gegen uns verschworen hat.

Mit der obigen zusammenfassenden Darstellung der kriegerischen Ereignisse in Belgien wolle der Leser unsere ergänzenden Einzelberichte über den Sturm auf Dixmuiden (Bd. I, S. 356) u. den Sturm auf Zandvoorde (Bd. I, S. 457) sowie die Kämpfe an der Yser (Bd. I, S. 495) vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Geländeschwierigkeiten in Galizien und Russisch-Polen.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

„Vorwärts unter allen Umständen!" lautete der Befehl, als in den ersten Tagen des Oktober von den österreichisch-ungarischen Truppen der Vorstoß in Westgalizien wieder aufgenommen wurde, und es ging siegreich vorwärts trotz aller Schwierigkeiten.

Was auf diesen Vormärschen gegen den San und im Weichselgebiet von Offizieren und Mannschaften wie von den Bespannungen geleistet wurde, war bewundernswert. Einen annähernden Begriff kann sich nur davon machen, wer die Bodenbeschaffenheit des Landes und die dadurch zum größten Teil bedingten schlechten Wegeverhältnisse in diesen seitab des großen Verkehrs gelegenen Grenzgebieten kennt. Zur Zeit der ersten kriegerischen Maßnahmen, als die Augustsonne sengend auf die Erde niederbrannte, war es der Staub, der Mensch und Tier auf den Marschstraßen zur größten Qual wurde, strichweise auch der ausgetrocknete Sand, in dem die Räder der Lafetten und der schweren Bagagewagen bis zu den Achsen einsanken und dennoch vorwärts gebracht werden mußten. Bretterwerk wurde von nah und fern herbeigeschleppt und unter die Räder gelegt, um die eingesunkenen Fahrzeuge wieder flott zu machen und von der Stelle zu bringen. Schwer war die Arbeit, aber es ging.

Als dann im September das Wetter umschlug, wandelten sich die Wege schon nach einigen Regentagen in endlose „Schlammbäche", wie der Soldatenwitz die dortigen Landstraßen getauft hatte. Sie konnten noch als das kleinere Übel angesehen werden, weil hier doch noch unter dem



Schwieriger Geschütztransport bei Przemysl.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen

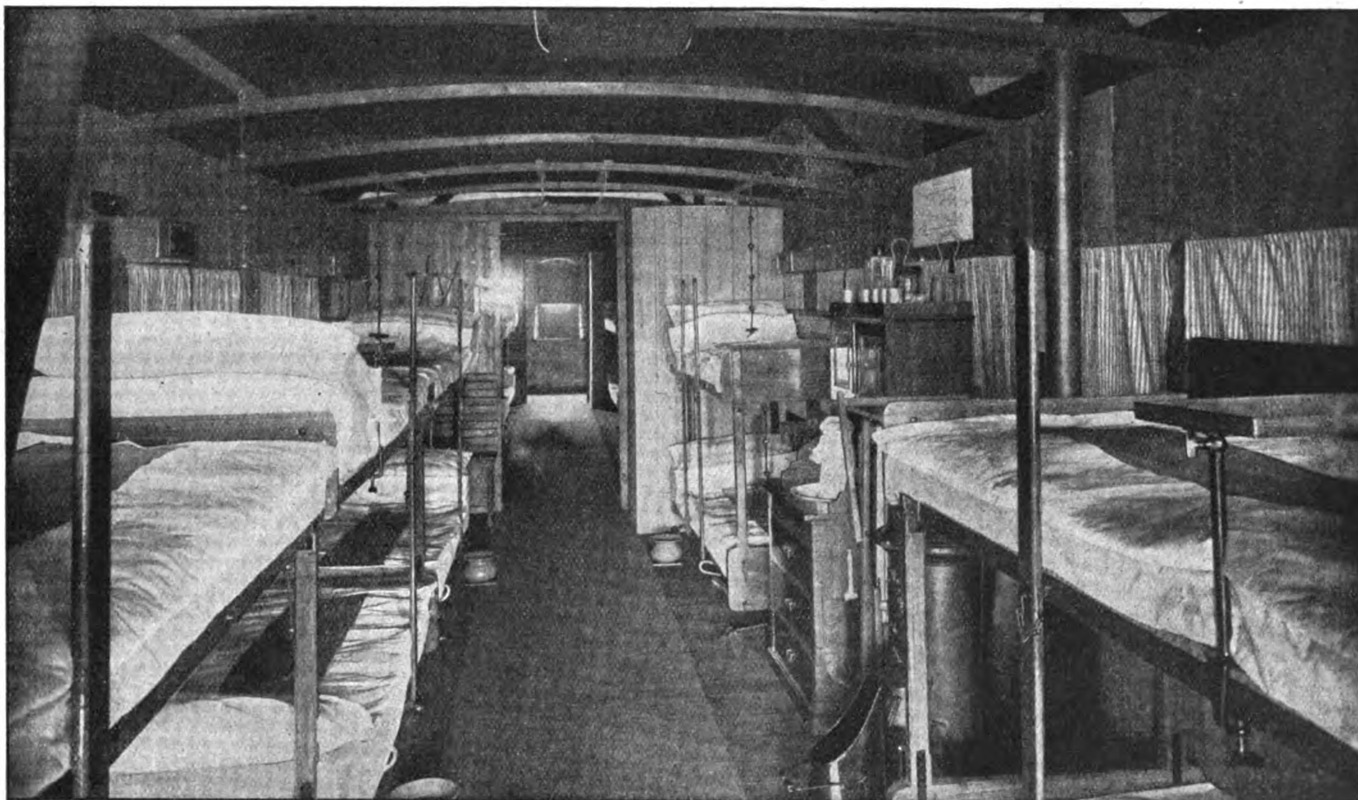
mehr oder weniger tiefen halbflüssigen Brei der Oberfläche ein fester Untergrund vorhanden war. Wehe aber jenen Kolonnen, die über aufgeweichte lehmige Erde den Vormarsch ausführen mußten. Dort hatte sich vielleicht obendrein noch kurz zuvor eine zurückgehende russische Armee dahingewälzt und Weg und Steg zu einem zähen, klebrigen Teig zerstampft und geknetet, in dem die schweren Geschütze einfach stecken blieben und, wenn es überhaupt möglich war, nur durch die äußersten Anstrengungen wieder von der Stelle gebracht werden konnten. Was mögen die armen Zugpferde unter dem unaufhörlichen Antreiben gelitten haben. Not kennt kein Gebot, und der Befehl lautete: „Vorwärts trotz der schier unüberwindlichen Schwierigkeiten!"

Noch schlimmer aber als die Schlammbäche und die klebrigen Teigstraßen sind die Moräste und die Sümpfe, die in jenen Grenzgegenden bis tief hinein ins russische Gebiet außerordentlich zahlreich sind. Sie bilden nur zu oft, besonders für die Auffahrt der Artillerie, unbezwingliche Hindernisse, die nicht selten in gefährlichen Gefechtslagen die Zurücknahme und zeitraubende Umgehungen nötig machen. In dieser Beziehung gibt uns der Feldpostbrief eines österreichischen Infanteristen, der bei Krasnik verwundet wurde, ein Bild der Schwierigkeiten, die oft genug während des Feuergefechts sich einstellen und dann eben so gut es geht bezwungen werden müssen. Die siegreiche Schlacht war eingeleitet. „In der ersten Stunde war uns," so erzählte der Infanterist, „offen gestanden nicht recht wohl, als die Kugeln dicht wie Hagelschlag daherkamen. Bald aber erkannten wir, daß die Gegner im Grunde doch recht schlecht schossen, und das ließ das beengende Gefühl rasch verfliegen. Unaufhaltsam ging es nun vorwärts. Ein Dorf wurde genommen und der Feind unter schweren Verlusten in die Flucht geschlagen. Es gab eine Kampfpause von fünfzehn Minuten, und weiter ging es, nachdem uns Kavalleriepatrouillen gemeldet hatten, daß sich der Feind von neuem gesammelt und auf einer Höhe eine befestigte Stellung eingenommen habe. Nun wurde das Vordringen schon schwerer. Es mußte über einen breiten Bach gesetzt werden, wobei viele Kameraden unter allgemeinem Gelächter ins Wasser fielen. Wir wurden bereits vom Feinde beschossen, als wir an den Rand eines Sumpfes kamen, der nicht zu umgehen war. Bis zur Brust mußten wir in diesen Morast hinein, der durch ein knapp vorher niedergegangenes Gewitter noch unwegsamer geworden war. Viele Leute, die nur leichte Verwundungen hatten, gingen jämmerlich zugrunde, da sie zu schwach waren, sich aus dem Sumpfe herauszuarbeiten, und elend darin erstickten. Neben mir ging ein Fähnrich, den ich sehr ins Herz geschlossen hatte; er erhielt einen Beinschuß, worauf ich ihn auf den Rücken nahm und unter Aufbietung meiner letzten Kräfte eine Viertelstunde weit aus dem Sumpf heraustrug, ihn so vor dem sicheren Tode durch Ersticken rettend. Er umarmte mich und küßte meine Hände, so daß ich Mühe hatte, mich von ihm loszumachen ..."

Die Einnahme von Lille.

(Hierzu die Bilder Seite 6—8.)

Es war den Einwohnern der Hauptstadt des Departements Nord eine große Beruhigung, als in den ersten Tagen des September der Kommandant beim Anmarsch der deutschen Truppen erklärte, die Stadt solle dem Feinde preisgegeben und die Forts, die diesen befestigten Punkt im Umkreis von 50 Kilometern umlagern, aufgelassen werden. Der Bürgermeister fügte dieser Entschließung die Mahnung an die Bürgerschaft bei, dem Einmarsch der feindlichen Truppen keinen Widerstand entgegenzusetzen, da der deutsche Besuch zweifellos nur von kurzer Dauer sein werde.



Krankenpflegewagen für Schwerverwundete.

Damals bekam er recht. Doch hatte er sich wohl kaum träumen lassen, daß die industriereiche Stadt schon einen Monat später allen Ernstes wiedererobert werden würde. Seither ist dieser wichtige Knotenpunkt von acht Eisenbahnlinien in unserem Besitz und Lille ein unentbehrlicher und starker Stützpunkt all der heißen Kämpfe geworden, die nördlich, westlich und südlich davon, von Dixmuiden bis Ypern und von La Bassée bis Arras, geführt wurden.

Es war am 10. Oktober, als unversehens vier Ulanen in Lille auftauchten, denen ein Radfahrer folgte. Nicht lange danach trabten weitere sechzig Ulanen in die Stadt, die rasch mehrere Straßen besetzten, wobei sie aus einigen Häusern beschossen wurden. Der Befehlshaber der kleinen Reiterabteilung begab sich sofort auf das Rathaus und nahm das Stadtoberhaupt und einen Ratsherrn als Geiseln fest. Unterdessen traf die Meldung ein, daß französische Reiterei im Anzuge sei. Unsere Ulanen traten ihr entschlossen entgegen. Es kam zu einem Straßenkampf, bei dem die Unseren, da sie stark in der Minderheit waren, das Feld räumen mußten. Kurze Zeit darauf wurde Lille aber auch schon deutscherseits beschossen. Die erste Bombe, von einer deutschen Taube geworfen, entlud sich auf dem

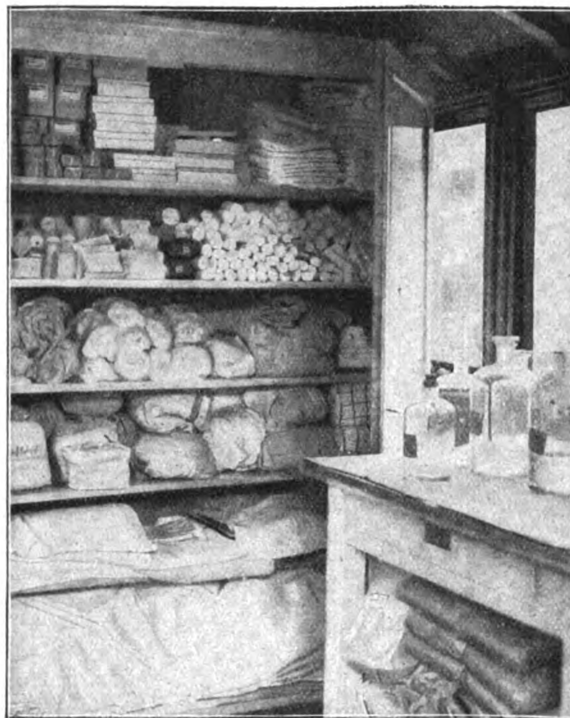


Im Vorratswagen eines Lazarettzuges. Phot. R. Sennecke, Berlin.

Dache des Rathauses. Einige Granaten fielen auf den großen Platz davor, andere schlugen in benachbarte Straßen. Aber die Einwohner von Lille sollten erfahren, daß das alles nur ein Vorspiel war; erst mit Eintritt der Dunkelheit begann die nachhaltige Beschießung.

Am nächsten Morgen wurde der Angriff durch deutsche Fußtruppen erneuert. Sie drangen bis in die Vorstadt Madeleine, kamen indessen dort in das Feuer überlegener Infanterie. Unsere Feldgrauen hielten sich wacker den ganzen Tag, mußten sich aber in später Abendstunde zurückziehen. Inzwischen war die kurz zuvor gegen Lille angesetzte 40. Division mit der Batterie des 19. Korps eingetroffen und zugleich die Geduld der deutschen Befehlshaber erschöpft. Man wußte, daß der Feind, der die Stadt verteidigte, verhältnismäßig schwach war; auch hatte man sie schon wiederholt, doch vergeblich zur Übergabe aufgefordert. Nun mußte schärfer zugefaßt werden. Die 88. Infanteriebrigade erhielt Befehl, gegen Saint-Marco vorzugehen und mit ihrer schweren Artillerie den Sturm vorzubereiten. Die 47. Brigade hatte von Südwesten her, die 89. aus genau westlicher Richtung anzugreifen. Punkt drei Uhr, als die Artillerie hinreichend vorgearbeitet hatte, gingen die Sturmkolonnen, hauptsächlich Sachsen, mit großer Tapferkeit vor. Es gelang den Regimentern Nr. 104, 179 und 139, rasch auf den befohlenen Punkten Fuß zu fassen. Nur das 181. Infanterieregiment, das Porte-de-Douai nehmen sollte, empfing aus Häusern sehr heftiges Feuer. Hier ging nun ein einzelnes Geschütz des 68. Feldartillerieregiments unter dem Befehl eines Leutnants in verwegener Weise bis an die Barrikadentrümmer vor. Sein Feuer war von solcher Wirkung, daß bald andere Geschütze folgen und Beistand leisten konnten. Schon am Abend stand dieser Stadtteil in Flammen, und jetzt endlich entschloß man sich in Lille, den Widerstand aufzugeben und in Verhandlungen einzutreten.

Während des siegreichen Einzugs der deutschen Truppen war die städtische Feuerwehr in voller Tätigkeit, dem Brande Einhalt zu gebieten. Ganze Straßenzüge hatten gelitten; sie waren übersät mit Glasscherben, verkohltem Holz und Trümmern. Annähernd 5000 Mann aller Waffengattungen hatten sich gefangen gegeben, darunter auch Spahis mit ihren malerischen weißen Burnussen.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Die Apotheke mit allen erforderlichen Arzneien und Verbandstoffen im Lazarettzug.

Mit dem Lazarettzug in Feindesland.

Selbstgeschautes und Selbsterlebtes.

(Hierzu die Bilder auf dieser und der nebenstehenden Seite.)

Ein Lazarettzug führt meist eine stattliche Reihe von Wagen, die bewunderungswürdig eingerichtet sind. Die Besetzung besteht aus 1 Chefarzt, 2 Assistenzärzten, 1 Apotheker, 20 Pflegern, 1 Geistlichen, 1 Oberkoch, 1 Hilfskoch, 1 Küchengehilfen, 1 Zugsverwalter, 1 Lokomotivführer, 1 Heizer, 4 Bremsern, 1 Wagenmeister, 1 Schlosser. Der erste hinter der Lokomotive fahrende Wagen dient dem Sicherheitsdienst und ist mit zwei Ausgucken versehen, auf denen während der Fahrt in Feindesland ständig eine Wache ist. Im selben Wagen ist auch die Waschküche. Der zweite Wagen ist für den Chefarzt und die Verwaltung eingerichtet; er enthält das Büro des Arztes, das Feldbett, Betten für zwei Assistenzärzte, das Büro der Verwaltung, das Studierzimmer des Geistlichen und dessen Schlafraum, sowie den Schlafraum des Verwalters. Nun kommt der Wagen mit dem Operationssaal, Röntgenstrahlenkabinett und Apotheke, dem zehn Wagen mit je zehn Betten für Verwundete folgen. Die Betten sind gleichzeitig als Tragbahre eingerichtet, so daß ein Umbetten beim Aus- und Einladen nicht stattzufinden braucht.



Das Innere eines Krankenwagens im Lazarettzug. Phot. R. Sennecke, Berlin.

Dann folgt der Materialwagen mit Decken, Kissen, Wäsche sowie der Proviantwagen. Der sich anschließende Küchenwagen ist ein wahres Prachtstück. Er enthält unter anderem vier Kessel zu je hundert Liter zum Kochen von Gemüse und Kartoffeln, zwei Kessel für Fleisch, einen Bratofen für zwei große Bratenpfannen; alles mit Kohlenfeuerung. Hinter dem Küchenwagen läuft der Heizungsvorratswagen, der auf der einen Seite Kohlen für die Küche, auf der anderen Seite Koks für die Dauerbrandöfen enthält, deren jeder Wagen einen führt. Dann kommt der Wohn- und Schlafwagen für das Küchenpersonal, den Wagenmeister und den Schlosser.

Nun folgen zehn weitere Krankenwagen, dann der Schlafwagen für die Krankenwärter mit zwanzig Betten (so weit sind es ohne die Lokomotive achtundzwanzig Wagen) und hierauf je nach Bedarf die Güter- und die Personenwagen für Leichtverwundete. Sämtliche Wagen sind durchgehend, durch Füllöfen heizbar, mit Gas- und Notbeleuchtung versehen. Zum Schluß werden meistens noch Güterwagen mit Liebesgaben und Feldpostpaketen angehängt. —

Unsere erste Reise führte nach Diedenhofen. Hier mußten wir einen ganzen Tag vor dem Bahnhof liegen, weil Truppen- und Munitionstransporte vorgelassen wurden. Endlich durften wir einfahren; es lagen dort schon über zweihundert Schwerverwundete, die wir in drei Stunden eingeladen hatten. Während der vierzigstündigen Rückfahrt hatten unsere Ärzte tüchtig zu tun. Auch wir hatten keine Stunde der Ruhe. Die Verbände mußten erneuert, schmerzstillende Einspritzungen gemacht, Fiebertemperaturen gemessen werden.

Als wir in Nürnberg eintrafen, war die Sanitätskolonne mit ihren Autos und mehreren Ärzten bereits am Platze, und sofort wurde die Überführung in die einzelnen Lazarette vorgenommen. In einigen Stunden war dies geschehen, und wir durften uns der wohlverdienten Ruhe hingeben.

Nachdem die Wagen desinfiziert, gereinigt, die Betten frisch überzogen, der Proviant ergänzt war, fuhren wir zum zweitenmal nach Diedenhofen. Tags vorher hatte dort ein heißes Gefecht stattgefunden, das viele deutliche Spuren hinterlassen hatte. Wir begaben uns in Gruppen aufs Schlachtfeld und taten unsere Arbeit.

Dann ging es nach Valenciennes und weiter bis an die Gefechtslinie. Hier lagen das Geleise entlang schon viele hundert Schwerverwundete, sehnsüchtig des Zuges harrend, der sie wegführen sollte. In zwei Stunden hatten wir den Zug besetzt und traten den Rückweg an. Nie werde ich die sehnsuchtsvollen, wohl auch von Tränen getrübten Blicke vergessen, die die Zurückgelassenen auf ihre nun geborgenen Kameraden warfen. Wir trösteten jene mit der Aussicht auf unser baldiges Wiederkommen.

Eine dritte Fahrt führte uns zunächst nach Audun le Roman und weiter in der Richtung nach Longwy. Die ganze Bahnstrecke entlang bot sich ein Bild der Zerstörung.

Von Longwy, das völlig zusammengeschossen und dem Erdboden gleichgemacht war, wurden wir nach Montmédy befohlen, um die Verwundeten aus den im Gange befindlichen Schlachten aufzunehmen. Hier trafen wir die schwersten Verwundungen, die wir bis jetzt gehabt hatten. Hauptsächlich Schußwunden, aber auch schwere Verbrennungen durch siedendes Öl und dergleichen. In zwei Stunden war eingeladen, und fort ging's in schnellstem Tempo nach Koblenz, wo wir einen Teil der Verwundeten abgaben, während der Rest nach Nürnberg gebracht wurde.

Nachdem dort unsere Wagen von neuem instand gesetzt worden waren, ging es nach Köln und von da nach Herbesthal. Unmittelbar hinter Herbesthal zeigten sich schon die Spuren der verflossenen Kämpfe. Alle Industrietätigkeit hatte aufgehört, und die Fabriken standen still. Nur einige Kohlen- und Eisenwerke waren noch in Tätigkeit.

Durch zahlreiche Tunnel, von denen der längste eine halbe Stunde Fahrzeit beanspruchte, kamen wir endlich nach Lüttich. Dann erreichten wir Brüssel, wo wenig von Verwüstungen zu bemerken war. Schon ging das Großstadtleben wieder seinen alten Gang; für den Abend unseres Ankunftstages war sogar ein Konzert in der Tonhalle angesetzt. Wir konnten uns nicht aufhalten, und so fuhren wir weiter. In der Nacht wurden wir viermal durch das Notzeichen der Lokomotive aufgerufen, weil verschiedentlich Gefahr drohte: einmal war es ein Schienenbruch, einmal falsche Weichenstellung (es hätte leicht einen Zusammenstoß mit einem Munitionstransport geben können), einmal ein Sperrsignal, einmal ein französischer Flieger, der das Geleise durch Bombenabwurf zu zerstören suchte. Wir traten jedesmal mit Gewehren an — auch das Bremspersonal hatte solche — und eröffneten ein von den Bahnschutzwachen kräftig unterstütztes Feuer auf den Flieger, so daß dieser eiligst in den Wolken verschwand. Früh sieben Uhr erreichten wir wieder Mons.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Scarborough: Südansicht der Befestigungen.

Beilag
Geschi





Die Beschießung der englischen Ostküste bei Scarborough durch ein deutsches Geschwader am 16. Dezember 1914.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

Es war ein Sonntag. Zuerst fand Gottesdienst statt. Hieran schloß sich der Appell. Nachdem uns unser Chefarzt für unser mutiges Verhalten in vergangener Nacht belobt hatte, gab er uns Verhaltungsmaßregeln, da wir uns dem Schlachtfeld näherten. Danach ging's weiter nach Cambrai, dann nach Douai, und ehe wir's uns versahen, waren wir mitten im Schlachtgewühl. Von allen Seiten krachte es, es war ein Getöse, wie wenn die Hölle losgelassen wäre. Als das Gefecht sich etwas entfernte, luden wir in aller Eile die Schwerverwundeten ein, da bohrte sich plötzlich noch eine französische Granate 10 Meter von unserem Zug in die Erde ein. Zum Glück war es ein sogenannter Blindgänger, sonst wären wir nicht glimpflich davongekommen. Nun wurde aber schleunigst 100 Meter zurückgefahren, bis unser Zug in einer Talsenkung Deckung fand. Die Folge war, daß wir jeden Verwundeten 100 Meter weit tragen mußten. Endlich war auch diese Arbeit getan, und wir fuhren zurück nach Douai. Ringsum war die Nacht taghell erleuchtet durch die zahlreichen Feuersbrünste, ein schauriger Anblick. Nachdem wir noch aus einem Feldlazarett verwundete Offiziere übernommen hatten, machten wir uns auf die Heimreise. Nun gab es schwere Arbeit, Tag und Nacht. Jeder Kranke wurde gereinigt, verbunden, auf Fieber gemessen und mit Fleischbrühe gelabt; dann wurden die Uniformstücke gereinigt. Die Ärzte untersuchten die Wunden, linderten, verbanden, operierten. Ferner wurden die Angehörigen in schonender Weise durch Feldpost benachrichtigt. Je mehr wir uns der deutschen Grenze näherten, desto mehr lebten unsere Verwundeten auf durch unsere Pflege und kräftigende Kost. Als wir durch die herrliche Rheingegend kamen, wurden wir förmlich überschüttet mit Liebesgaben aller Art: Zigarren, Tabak, Wein, Schnupftücher, Hemden und vieles andere wurde uns zugetragen. Wir mußten oft Einhalt tun, daß bei dem Gesundheitszustand unserer Pfleglinge des Guten nicht zuviel geschehe. In Koblenz gaben wir eine Anzahl Verwundete ab, während wir mit dem Rest nach Erlangen fuhren, dort ausluden und dann nach Nürnberg kamen, um uns hier nach kurzer Ruhe zu neuen Fahrten zu rüsten.



Montenegrinische Flüchtlinge — Moslims — aus Prevlje, die sich unter den Schutz der österreichisch-ungarischen Truppen stellten, auf der Fahrt nach Bosnien, wo sie, die nach dem Balkankrieg zu Montenegro kamen, eine neue Heimat zu finden hofften. Die Jungen unter ihnen traten in das k. u. k. Heer als Freiwillige ein.

Der deutsche Flottenangriff auf die englische Küste.

Nach der Schilderung eines Teilnehmers.

(Hierzu die Bilder Seite 16 und 17.)

Zum zweitenmal näherte sich am 16. Dezember ein deutsches Geschwader der englischen Küste, um einen kühnen Angriff auszuführen. Der Anschlag galt diesmal den englischen Plätzen Hartlepool, Scarborough und Whitby. In der Frühe des 16. Dezember wurden deutsche Kriegschiffe vor diesen Häfen gesichtet, und gleich darauf begann auch eine erfolgreiche Beschießung, die in ganz England Angst und Entsetzen verbreitete. Die englische Flotte, die zu spät herbeigeeilt war, um diesen Angriff zu vereiteln, versuchte hinterher, unseren Schiffen den Rückweg abzuschneiden, aber auch dieser Versuch mißlang. Unsere Flotte brachte vielmehr dem Feinde noch Verluste bei, indem zwei englische Torpedobootszerstörer vernichtet und ein dritter beschädigt wurde. Die englische Presse versuchte vergeblich, die Bedeutung dieses glücklichen Handstreiches unserer Flotte abzuschwächen, der der Welt wieder einmal schlagend bewies, wie lächerlich die englische Anmaßung war, daß unsere Kriegschiffe sich vor der englischen Übermacht einfach verkriechen müßten, falls sie nicht binnen zwei Wochen nach dem Ausbruch des Krieges mit England vernichtet sein wollten. Welch seetüchtiger, kriegerischer Geist unsere brave Marine beseelt, geht aus der nachfolgenden Schilderung eines Teilnehmers an der kühnen Fahrt nach Englands Gestaden hervor, die ein deutscher Seemann nach der glücklichen Heimkehr an seine Eltern gesandt hat:

Von der Beschießung dreier englischer Hafenstädte werdet Ihr, so heißt es in dem Briefe, sicherlich schon in den Zeitungen gelesen haben. Ich war auch mit dabei und will Euch nun einige Einzelheiten, soweit dies zulässig ist, mitteilen. Am Mittwoch früh sollten die drei großen englischen Hafenplätze Hartlepool, Scarborough und Whitby bombardiert werden, um hier die Signalstationen, die Hafenanlagen und die militärischen Gebäude zu vernichten, sowie die an diesen Plätzen vorhandenen Küsten- und Strandbatterien zum Schweigen zu bringen. Voll froher Hoffnung lichteten wir die Anker, die schweren Maschinen setzten sich in Bewegung, und bald fuhren wir in flotter Fahrt unserem Ziele entgegen. Vorsichtig gingen wir dabei jedem Hindernis aus dem Wege, und ohne besondere Zwischenfälle kamen wir an diesem Tage unserem gemeinschaftlichen Ziele, der englischen Küste, näher. Im Schutz der Dunkelheit fuhren wir nun mit völlig abgeblendeten Lichtern, so daß kein noch so leiser Schimmer unsere Gegenwart verraten konnte, dahin, und es gelang uns, unbemerkt durch die feindliche Patrouillenkette hindurchzuschlüpfen. So verlief alles programmmäßig zu unseren Gunsten. Um vier Uhr morgens trennten sich unsere Schiffe, um jedes seinem besonderen Ziele zuzusteuern. Um sieben Uhr morgens bekamen wir die englische Küste in Sicht. Unsere Freude kannte keine Grenzen mehr, als wir uns unserem Ziele näherten. Jetzt hieß es, besonders scharf aufzupassen. Jeder Mann an Bord war an seinem Platze. Ich hatte den Dienst am Scheinwerfer, der während der Beschießung zum Signalisieren gebraucht wurde, und konnte von hier aus mit meinem Doppelglas alles gut beobachten. Vom Nebel etwas begünstigt näherten wir uns immer mehr der englischen Küste. Jetzt kam vom Kommandanten der Befehl: „Schiff klar zum Gefecht, alle wasserdichten Schotten und Verkehrsluken schließen." Unsere Geschütze waren schon längst klar zum Feuern. Als erstes Ziel war die Signalstation des vor uns liegenden Hafens bestimmt worden. Nahe der Küste erging der Befehl: „Flaggen setzen!" und gleich darauf flatterte die deutsche Kriegsflagge am achtern Maste lustig im Winde und sandte der nahen Küste ihren Gruß hinüber. Auch dort wurden jetzt auf den Signalstationen die Flaggen aufgesetzt, doch die englischen Farben waren kaum auf halber Masthöhe angelangt, da donnerte auch schon die erste deutsche Salve nach der englischen Küste hinüber — und das ganze Gebäude mit der Signalstation war gewesen dank der Treffsicherheit deutscher Kanoniere. Und nun erdröhnte von unserem und dem in unserer Begleitung gebliebenen Schiffe eine Salve nach der

anderen, immer mit der vollen Breitseite, so daß jedesmal gegen 24 Geschütze zu gleicher Zeit ihren Geschoßhagel auf die Küsten- und Strandbatterien der Engländer niedersausen ließen. In wenigen Minuten bildeten die Befestigungswerke einen wüsten Trümmerhaufen. Die Engländer waren durch unseren unvermuteten Angriff völlig überrascht worden. Während des Kampfes hatten wir uns schließlich der englischen Küste weiter genähert, und Ihr könnt Euch wohl denken, daß da jeder Schuß von uns gründlich gesessen hat. Die Mole von Scarborough wurde vollständig zerstört, desgleichen sanken auch mehrere militärische Gebäude unter unserem Feuer in Trümmer und Asche. Wir haben hier ganze Arbeit gemacht. Unser Feuer dauerte etwa 30 Minuten. Dann dampften wir nach dem Hafen von Whitby, wo das Spiel unserer schweren Schiffsgeschütze von neuem begann. Hier geriet während der Beschießung ein englischer Personendampfer unmittelbar in unsere Feuerlinie. Da dieses Schiff offenbar nicht genügend Rettungsboote an Bord hatte, um alle Passagiere im Falle des Sinkens des Schiffes retten zu können, stellten wir auf wenige Minuten das Feuer ein, damit der Dampfer wieder aus der Schußlinie gelange. Nachdem wir auch in Whitby die militärischen Anlagen zerstört hatten, war unsere Aufgabe gelöst und gegen elf Uhr traten wir dann in der größten Geschwindigkeit wieder die Rückfahrt an. Gegen zwei Uhr schlug das bis dahin ziemlich klare Wetter um: eine hohe See setzte ein, so daß die Wellenberge sich haushoch türmten. Bald brach auch die Dunkelheit herein, und glücklich und unversehrt erreichten wir wieder den heimischen Hafen. Unsere Schiffe erhielten bei dem gelungenen Anschlag nur einige Treffer, die aber kaum nennenswert sind. Der Schaden, den wir den Engländern zugefügt haben, muß dagegen außerordentlich groß sein, aber noch schwerer wiegt wohl die moralische Wirkung unseres kühnen Erscheinens an der englischen Küste.


Aufbruch einer Motorradfahrerpatrouille. Phot. R. Sennecke, Berlin.

Das Motorrad im Kriegsdienst.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

Als zu Beginn unseres Jahrhunderts der damalige Stand der Benzinmotortechnik die Konstruktion eines Motorzweirades zuließ und sich diese Räder auch tatsächlich beim Publikum Eingang zu verschaffen wußten, da brachte natürlich auch unsere Heeresverwaltung diesem neuen Verkehrsmittel großes Interesse entgegen. Sie kaufte eine große Anzahl Motorräder für das Kraftfahrerbataillon an. Die Erwartungen aber, die man auf dieses neue Erzeugnis der Fahrzeugtechnik setzte, erfüllten sich damals im Heeresdienst in noch weit geringerem Maße als im bürgerlichen Leben.

Die Gründe dieser Erscheinung waren verschiedener Natur. Einmal war die technische Durchbildung der Einzelteile wie auch des ganzen Aufbaues des Motorrades damals doch zu sehr im Anfangstadium, als daß die Räder den hohen Anforderungen, die der Heeresdienst mit sich bringt, gewachsen sein konnten. Auch brachten damals die Mannschaften für die Pflege und Behandlung des Motorrades nicht das richtige Verständnis mit. Es fehlte ihnen Lust und Liebe zur Sache, wozu allerdings die starken Erschütterungen, die man damals bei den Fahrten auszuhalten hatte, das ihrige beigetragen haben mögen.

Kurz, das Motorrad kam bei der Heeresverwaltung immer mehr in Verruf, und es wäre schließlich ganz aus dem Heere verschwunden, wenn nicht der Allgemeine Deutsche Automobilklub es sich immer wieder hätte angelegen sein lassen, der Heeresverwaltung die Vorzüge und die Brauchbarkeit des Motorrades für den Heeresdienst zu beweisen. Im Jahre 1908 forderte dann die Versuchsabteilung der Verkehrstruppen den Klub auf, eine Anzahl freiwilliger Motorfahrer für das Kaisermanöver zur Verfügung zu stellen. Der Klub vermochte dieser Aufforderung bei seinen vielen Mitgliedern leicht nachzukommen, und alljährlich entsandte er von da an für die Manöver eine Reihe freiwilliger Fahrer. Wenn man mit dieser Einrichtung zunächst keine besonders günstigen Erfahrungen machte, so lag dies daran, daß nur solche Fahrer zugelassen wurden, die in keinerlei Militärverhältnis standen. Es kamen also nur ungediente Leute zur Verwendung, und daß solche bei Aufklärungen und beim Überbringen von Befehlen manchmal versagten, liegt in der Natur eines solchen Dienstes, der doch immerhin einige militärische Kenntnisse bedingt. Das Motorrad selbst aber kam bei diesen Fahrern


Sieben N.-S.-U.-Motorräder der Motorradfahrerabteilung Saarbrücken.

in seinen Vorzügen viel mehr zur Geltung als früher; jeder Fahrer kannte seine Maschine, wußte sie zu behandeln und im Stande zu halten.

Als dann der Automobilklub wiederholt dieselben Leute zu den Manövern entsandte, als die fortschreitende Technik das Motorrad immer mehr vervollkommnete, Geschwindigkeit und Leistungsfähigkeit von Jahr zu Jahr stiegen, da vollbrachten unsere Schnellfahrer in den letzten Kaisermanövern ganz beachtenswerte Leistungen, und es brach sich in weiten militärischen Kreisen die Erkenntnis Bahn, daß unsere Technik nun doch ein kriegstüchtiges Motorrad ins Feld zu stellen vermag und daß für Melde- und Aufklärungsdienst der Motorradfahrer eine wichtige Rolle spielt.

Die bisherigen Erfahrungen in dem jetzigen Weltkrieg haben die Kriegsbrauchbarkeit des Motorrades auch glänzend bewiesen, und die einschlägige Industrie ist fieberhaft tätig, unter Ausnutzung aller bisherigen Lehren der Praxis ein technisch möglichst vollkommenes Rad ins Feld zu schicken.

Daß es für den Militärkraftfahrer von höchster Wichtigkeit ist, ein in jeder Hinsicht tadelloses Rad zu besitzen, bedarf wohl keiner Erwähnung. Die Ansprüche, die an Fahrer und Maschine während des Kriegsdienstes gestellt werden, sind ganz außerordentlich, so daß eben nur ein mit allen technischen Neuerungen versehenes und aus bestem Material hergestelltes Motorrad standzuhalten vermag. Ein kriegstüchtiges Motorrad muß vor allen Dingen einen Motor von mindestens 3 Pferdekräften besitzen; vorzuziehen ist jedoch ein noch stärkerer Motor. Wie ein Kriegsfreiwilliger berichtet hat, mußte er in den Vogesen Berge mit über 20 Prozent Steigung überwinden, und dazu sind dann die Straßen durch die Wirkung der schweren Geschütze auch noch völlig aufgerissen. —

Unzweifelhaft werden die Motorräder fernerhin im Heere immer größere Verwendung finden, und dieser Weltkrieg wird auf die Motorradfabrikation ebenso befruchtend wirken wie auf viele andere Zweige der Technik.

Die Gewehre der europäischen Mächte*).

1. Feuertaktik des Fußvolks.

In der Schlacht wird die Entscheidung nicht durch das feine Zielen des einzelnen Schützen, sondern durch richtiges Lenken des Massenfeuers auf die entscheidenden Entfernungen herbeigeführt. Entscheidende Entfernungen nennt man solche, auf denen die Steighöhe der Geschosse sich nicht wesentlich über die Höhe der Ziele erhebt. Bekanntlich beschreiben die Flugbahnen der Geschosse Bogen, die um so mehr nach oben gekrümmt sind, je größer die Entfernung ist, auf die geschossen wird. Irren ist menschlich. Der Vorgesetzte, der die Visierstellung befiehlt — auf die allernächsten Entfernungen hat der Schütze das Visier selbst zu wählen — kann die Entfernung falsch schätzen und zum Beispiel statt Visier 500 Meter kommandieren: Visier 600! Bei flach genug fliegenden Geschossen wird nun ihre Garbe doch Treffer erzielen (Chassepot), während Geschosse aus nicht so flach schießenden Gewehren dasselbe Ziel überschießen würden (Zündnadelgewehr). So wären also 500 Meter noch eine „entscheidende Entfernung" für das flacher, nicht mehr aber für das weniger flach schießende Gewehr. Diese Betrachtung gilt zwar streng nur für die Ebene. Da aber die großen Entscheidungen nicht in steilen Felsengebirgsschluchten fallen und die großen Schlachtfelder von Schützenlinie zu Schützenlinie keine wesentlichen Höhenunterschiede aufweisen, ist sie maßgebend für das Feuergefecht.

*) An den Verlag ist aus Leserkreisen der Wunsch herangetreten, zum besseren Verständnis der Gefechtsberichte etwas Genaues über die heutigen Waffen und ihre Anwendung zu erfahren. Wir beabsichtigen, diesem Bedürfnis durch eine Folge von Aufsätzen aus der Feder unseres waffentechnischen Mitarbeiters zu entsprechen.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Am 1. Januar 1915 meldete die deutsche Heeresleitung einen Bestand von 577 875 Mann und 8138 Offizieren, darunter 7 französische, 18 russische und 3 belgische Generale, in den deutschen Lagern für Kriegsgefangene; nicht einbegriffen in diese Zahlen waren die Kriegsgefangenen der letzten Kämpfe in Russisch-Polen, die noch unterwegs befindlichen und die Zivilgefangenen. Die obigen Figuren veranschaulichen durch ihre Größe, welcher Anteil davon auf die verschiedenen feindlichen Völker kommt. Nimmt man die Stärke eines Armeekorps mit 40 000 Mann an, so bedeuten die in deutschen Händen befindlichen Kriegsgefangenen einen Verlust von rund 15 Armeekorps für unsere Feinde.

Während sich nun die Formen der Taktik je nach den Fortschritten der Waffe einschließlich ihrer Ladung — besonders nach Feuergeschwindigkeit, Tragweite und wechselnder Krümmung der Flugbahn — ändern, bleibt der Zweck immer derselbe: den Gegner sturmreif zu machen, das heißt seine Widerstandskraft derart zu zermürben, daß er dem Bajonettangriff keine zu starke Gegenwehr mehr zu bieten vermag. Dies auf der ganzen Schlachtfront zu tun, ist unmöglich. Es ist Sache des Führers, den entscheidenden Punkt zu erkennen. Dorthin hat er in kurzer Zeit — dies ist wesentlich — ein Massenfeuer zu richten. Waffe und Ladung muß also so eingerichtet sein, daß das Laden und Feuern möglichst schnell geht. In dieser Beziehung war 1866 das preußische Zündnadelgewehr dem österreichischen Vorderlader so sehr überlegen, daß sich das preußische Fußvolk daran gewöhnte, die Mitwirkung des Geschützes gar nicht abzuwarten. Diese Gewohnheit rächte sich blutig bei Weißenburg, wo das Königs-Grenadier-Regiment vor dem Gaisbergschloß verblutete, während einige Granaten dieses ausgeräuchert hätten. Diese Massenwirkung in kürzester Zeit zeigt vollendet, wie an anderer Stelle schon ausgeführt, das Maschinengewehr.

Je schneller das Gewehr schießt, desto besser muß der Schütze in Feuerzucht sein, sonst verschießt er die Patronen, bevor der vom Führer gewollte Augenblick gekommen ist. Auch müssen die Patronen möglichst leicht sein, damit recht viele mitgeführt werden können. So gehen bessere Waffen und bessere Schulung der Mannschaft Hand in Hand und erringen unter besserer Führung den Sieg. Die flacher schießenden Gewehre — man nennt diese Eigenschaft „Rasanz" — zeigten auch größere Treffgenauigkeit. Diese kommt nicht nur beim feingezielten Einzelschuß auf den Kopf über dem feindlichen Schützengraben, sondern im Massenfeuer durch ein dichteres Zusammenhalten der Geschoßgarbe zum Ausdruck — wenn die einzelnen Schützen gut zielen. Die dichtere Garbe ergibt mehr Treffer — wenn der Führer das richtige Visier befohlen hat. Immer stoßen wir so auf die Notwendigkeit gründlicher Schulung, also nicht zu kurzer Dienstzeit.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Schon in Band I Seite 147 haben wir bei Darstellung der europäischen Lage auseinandergesetzt, daß jede Änderung in der Haltung der neutralen Staaten nur zu unseren Gunsten ausfallen könne; diese Vorhersage hat sich in vollem Umfang erfüllt. Die Türkei hat ihre Neutralität aufgegeben und ist dadurch uns und Österreich-Ungarn ein wertvoller Bundesgenosse geworden — ein Ereignis, das einen bedeutenden Einfluß auf den weiteren Verlauf des Krieges haben mußte und worüber wir bereits Band I Seite 344 berichteten.

Es wäre sehr kurzsichtig, den Ausbruch des türkischen Krieges auf jene Zufälligkeiten zurückzuführen, die das erste kriegerische Ereignis veranlaßt haben. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß die Türkei schon im August, gleich bei Ausbruch des Weltkrieges, den Gedanken hegte, die Gelegenheit zu ergreifen, um für die andauernden Unterdrückungen Vergeltung zu üben, die der Islam im allgemeinen und die europäische Türkei im besonderen von den Ententemächten seit Jahrhunderten zu erdulden hatte. Man weiß, daß England und Rußland die mohammedanische Bevölkerung unterjochten, wo nur immer Gelegenheit dazu geboten war. Die Stunde der Befreiung schien nun für den ganzen Islam gekommen, und die Ententemächte sorgten in ihrer Verblendung noch dafür, den Zündstoff in der mohammedanischen Welt zu vermehren.

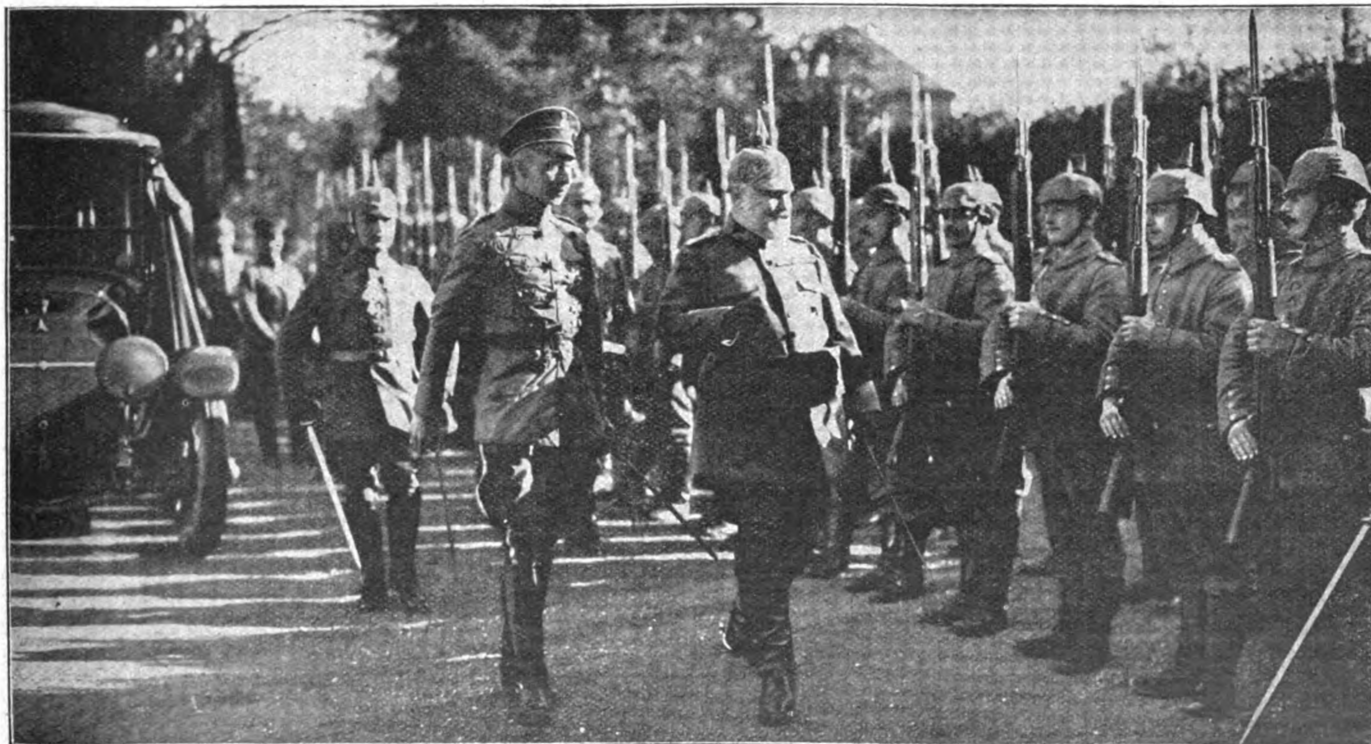


Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Kaiser Wilhelm II. im Felde.

Bald nach Kriegsbeginn wurde der Groll der Türkei besonders wachgerufen durch die Beschlagnahme zweier großer Kriegschiffe, die von der Türkei bei einer englischen Werft bestellt und bezahlt worden waren. England hat diese beiden Schiffe trotz allen Einspruchs ohne weiteres in Besitz genommen. Was den Engländern recht war, mußte den Türken billig sein. Sie verschafften sich zwei andere Kriegschiffe, indem sie die aus Messina entkommenen beiden deutschen Kreuzer „Goeben" und „Breslau" in ihre Flotte aufnahmen. England und Frankreich waren entrüstet und forderten aufs entschiedenste die Herausgabe der beiden Schiffe, deren rechtmäßigen Ankauf sie bestritten. Zu prüfen, ob diese Schiffe nun wirklich in aller Form gekauft waren oder nicht, hatten am wenigsten die Ententemächte ein Recht, da sie selbst sich in rücksichtsloser Weise am Eigentum einer neutralen Macht durch Beschlagnahme der obenerwähnten beiden türkischen Kriegschiffe vergriffen hatten. Jedenfalls hatte die türkische Flotte durch den Erwerb der „Goeben" und „Breslau" nicht nur einen wertvollen Schiffszuwachs erhalten, sondern auch die dazugehörige geschulte deutsche Besatzung. Die „Goeben" erhielt als türkisches Schiff den Namen „Sultan Yawus Selim" und die „Breslau" den Namen „Midilli".

Auf die späteren Drohungen der verbündeten englischen und französischen Flotte, die vor den Dardanellen kreuzte, um die genannten beiden Schiffe abzufangen, antwortete die Pforte mit der Sperrung der Dardanellen. Diese Maßnahme bereitete sowohl den Russen wie den Engländern viel Verlegenheit. Jenen wurde dadurch die Waffenzufuhr abgeschnitten, und diese brauchten das russische Getreide, das ihnen bisher aus den Schwarzen-Meer-Häfen durch die Dardanellen zugeführt wurde. Außerdem erlitten der russische Getreidehandel und damit zugleich die russischen Finanzen durch die



Phot. A. Grohs, Berlin.

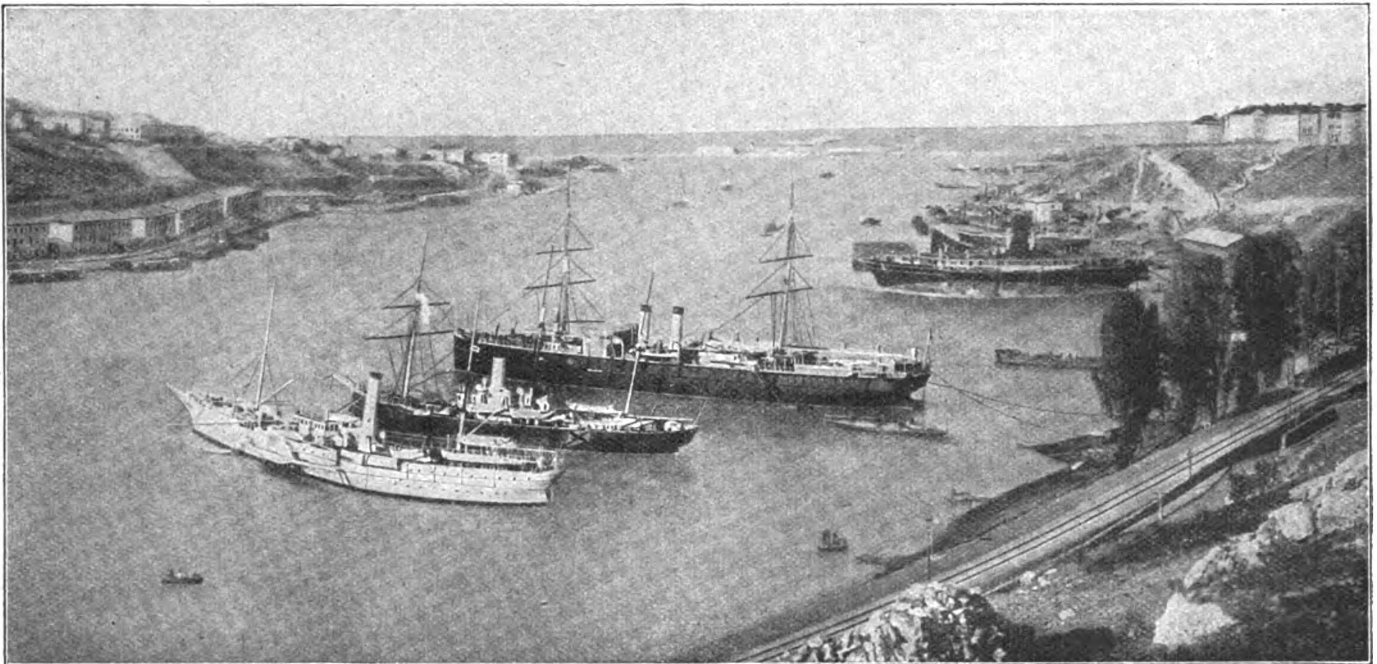
König Wilhelm II. von Württemberg im Hauptquartier des deutschen Kronprinzen.
Der König schreitet mit dem Kronprinzen die Front eines württembergischen Regiments ab.

Verhinderung der Ausfuhr infolge der Sperre außerordentlichen Schaden. Aber damit noch nicht genug: die Türkei hob auch die Kapitulationen auf, und zwar mit Genehmigung der Dreibundstaaten. Die Kapitulationen sind die Grundlage des verwickelten Fremdenrechts, das die Stellung der Nichtmohammedaner in der Türkei regelt. Es sind Verträge und Privilegien, die von den christlichen Staaten im Hinblick auf die Unvollkommenheit der osmanischen Gesetzgebung und die religiösen Vorurteile des türkischen Volkes schon seit dem 15. Jahrhundert zugunsten ihrer in der Türkei ansässigen Angehörigen durchgesetzt worden sind. Diese Kapitulationen haben ihre Vorläufer in den Rechten und Vorrechten, die einst in dem alten byzantinischen Reich die Angehörigen der italienischen Handelsrepubliken genossen haben. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken wurde diese byzantinische Einrichtung natürlich aufgehoben, und die Kapitulationen unserer Tage, wie sie die Türkei nach dem Muster des Vertrages zwischen Frankreich und der Pforte mit fast allen europäischen Staaten abgeschlossen hat, stellten eine ganz selbständige Neubildung dar. Nach dem neuen Kapitulationsrecht nahmen die Angehörigen der fremden Staaten eine bevorzugte Stellung in der Türkei ein. Sie bildeten mit ihrer Steuer- und Abgabenfreiheit, mit dem Recht der eigenen Gerichtsbarkeit und der vollen Freiheit der Niederlassung, des Handels, des Verkehrs, der Religionsübung gewissermaßen einen Staat im Staate, und dieser Zustand schuf der türkischen Diplomatie immer neue Quellen der Sorge und Verwicklung, weil die Privilegien der Fremden oder die auf ihnen beruhenden Reformpläne der Mächte leicht mit der Oberhoheit der Pforte oder mit der Würde des Kalifats in Widerspruch gerieten. Es war daher schon lange das Streben der türkischen Regierung, die Kapitulationen aufzuheben, und der nunmehr tatsächlich vorgenommene Schritt zeigt, wie sehr das türkische Nationalgefühl mit der Zeit gewachsen ist. Es sah in dem Bestehen der Kapitulationen das traurige Erbe der Vergangenheit und konnte sich mit der Verletzung der eigenen Hoheitsrechte zugunsten der Fremden nicht mehr zufrieden geben.

Der schärfste Einspruch gegen die Maßnahme war erfolglos. Auch an Drohungen ließ man es nicht fehlen, um die Türkei nachgiebig zu machen, aber sie zeigte diesmal eine außerordentliche Willensstärke. Der Konflikt war am 2. Oktober bereits scharf zugespitzt. Mit der Sperrung der Dardanellen glaubte die Pforte, Rußland als die am meisten geschädigte Macht veranlassen zu können, bei seinen Verbündeten dafür einzutreten, daß deren Geschwader die dortigen Gewässer räumen und den Schiffsverkehr nicht weiter hindern sollten. Überdies gibt diese Sperrung der Türkei freie Verfügung über nahezu die gesamte Flotte im Pontus, wo sie demzufolge stärker als die russischen Streitkräfte wirken konnte. Auf seiten der Regierung war schon alles vorbereitet für die sofortige Ausweisung aller Untertanen der Dreiverbandmächte, die Schließung aller ihrer Schulen und anderen Einrichtungen und die Aufhebung aller ihnen gewährten Erlaubnisse und Vergünstigungen.

In einer an die auswärtigen Vertretungen gerichteten Zirkularnote legte die Pforte dar, daß die Ausdehnung der zum ottomanischen Gebiet gehörenden Gewässer vom militärischen Standpunkt aus durch eine in einer Entfernung von sechs Seemeilen von der Küste angenommene Linie begrenzt werde. Das Marmarameer (siehe auch die Karte Band I Seite 342) gehöre als Binnenmeer in seiner Gesamtheit zu den territorialen Gewässern. Bezüglich des äußeren Einganges in die Dardanellen (s. auch das Kärtchen Band I Seite 494) und den Bosporus werde die Kreisfläche mit einem Durchmesser von sechs Meilen, die ihren Mittelpunkt in der Linie Kum—Kalessi—Sedil—Bahr beziehungsweise Anadoli—Feuer und Rumeli—Feuer habe, als unbedingte Verbotzone erklärt. Die Note bezeichnete noch andere verbotene Zonen und erklärte, daß fremden Kriegschiffen bei Tag und bei Nacht die Einfahrt in die verbotenen Zonen untersagt werde.

Eine Forderung Englands, die Türkei möge den englischen Handelschiffen im Schwarzen Meer die Rückkehr nach den neutralen Gewässern durch den Bosporus gestatten, lehnte die Pforte bedingungslos ab. Sie erklärte, daß sie nicht mehr in der Lage sei, ihren Minengürtel in den Dardanellen aufzuschließen.



Der Hafen von Sebastopol.

Welcher Geist in der islamitischen Welt herrschte und mit welchen Augen man von da aus den europäischen Völkerkrieg betrachtete, beweist ein Artikel des seit 22 Jahren in Kalkutta erscheinenden „Habl ul Matin“, der Anfang Oktober nach Europa gelangte. Es heißt da:

„Wenn wir berücksichtigen, daß Deutschland in dieser kritischen Zeit der Türkei zwei seiner besten Kriegschiffe verkauft, so werden wir erkennen, daß Deutschland während des Krieges nicht nur die Ottomanen an sich ziehen wollte, sondern alle Muselmanen der Welt. Ohne Zweifel wird die Türkei, die in der islamitischen Welt einen unbegrenzten Einfluß besitzt, das Vorgehen Deutschlands nicht vergessen und nicht zögern, es zu unterstützen, wenn nicht materiell, so doch wenigstens moralisch.“

„Habl ul Matin“ stellte weiter fest, daß die von Grey gespielte abscheuliche Intrige eine Abkühlung der Ottomanen England gegenüber herbeigeführt habe. Grey habe die traditionellen Beziehungen zwischen England und der Türkei vernichtet und die wahren Interessen Englands den Königreichen Griechenland und Montenegro geopfert. Die falschen Auffassungen Greys brächten alle Muselmanen in Verzweiflung. Indier, Ägypter und Perser betrachteten

die Engländer als Feinde. Grey sei es, der die Muselmanen dazu getrieben habe, sich zusammenzuschließen. Die von der Politik Greys gegen die islamitische Welt geführten Schläge würden diese wohl oder übel aus ihrem tiefen Schlafe erwecken. Beide großen islamitischen Gruppen, Schiiten und Sunniten, hätten die Nachteile der Schläge Englands so sehr empfunden, daß sie zu dem Entschlusse gekommen seien, sich unter Hintansetzung ihrer religiösen Sektenunterschiede zu verbrüdern. Keine Macht der Welt könne die Türkei und Persien nunmehr voneinander trennen. Ägypter, Inder, Chinesen und Afrikaner würden sich mit ihnen zu einer heiligen Liga vereinigen. Die in den englischen und französischen Kolonien lebenden Muselmanen könnten ihren Regierungen nicht mehr treu bleiben.

Der Artikel schloß mit Ratschlägen an England, seine Politik zu ändern und Rußland preiszugeben, sonst werde es viel verlieren.

Daß in diesen Ausführungen tatsächlich die Ansichten der islamitischen Welt zum Ausdruck gekommen sind, bewiesen die bald darauf beginnenden Konflikte zwischen Persien und Rußland. Anfang Oktober überreichte jenes der russischen Regierung eine Note. Der hervorragende persische General Prinz Salar ed Dauleh (Bild nebenstehend) traf mit einer Menge Waffen und Munition in der Grenzstadt Hasryschirin ein, um Rußland Verlegenheiten zu bereiten. Die persische Regierung setzte den belgischen Generalschatzmeister Monard und alle anderen in persischen Diensten stehenden Belgier ab. Die persischen Stämme, die zwischen der türkischen Grenze und dem Urmiasee (siehe Karte Band I Seite 342) wohnen, griffen zu den Waffen, um die dort befindlichen russischen Truppen zu verjagen. Die Perser griffen die Russen bei Nacht an, töteten mehrere und besetzten die bisher von jenen innegehabten Gebiete. Die Kurden (siehe untenstehendes Bild) kamen auf der Verfolgung der Russen bis zwei Stunden an die Stadt Urmia heran. Die Russen entsandten hierauf Verstärkungen mit Artillerie, zogen sich aber zurück, ohne etwas zu unternehmen, als sie sahen, daß die Kurden alle die Gegend beherrschenden Punkte besetzt hielten. Mitte Oktober wurden neue Kämpfe zwischen Kurden und Russen in der Nähe von Targhevor gemeldet. Letztere wurden in die Flucht geschlagen. Diese Kämpfe waren dadurch entstanden, daß die Russen das Dorf Goni durch Artilleriefeuer zerstört und eine große Anzahl seiner Bewohner ermordet hatten.

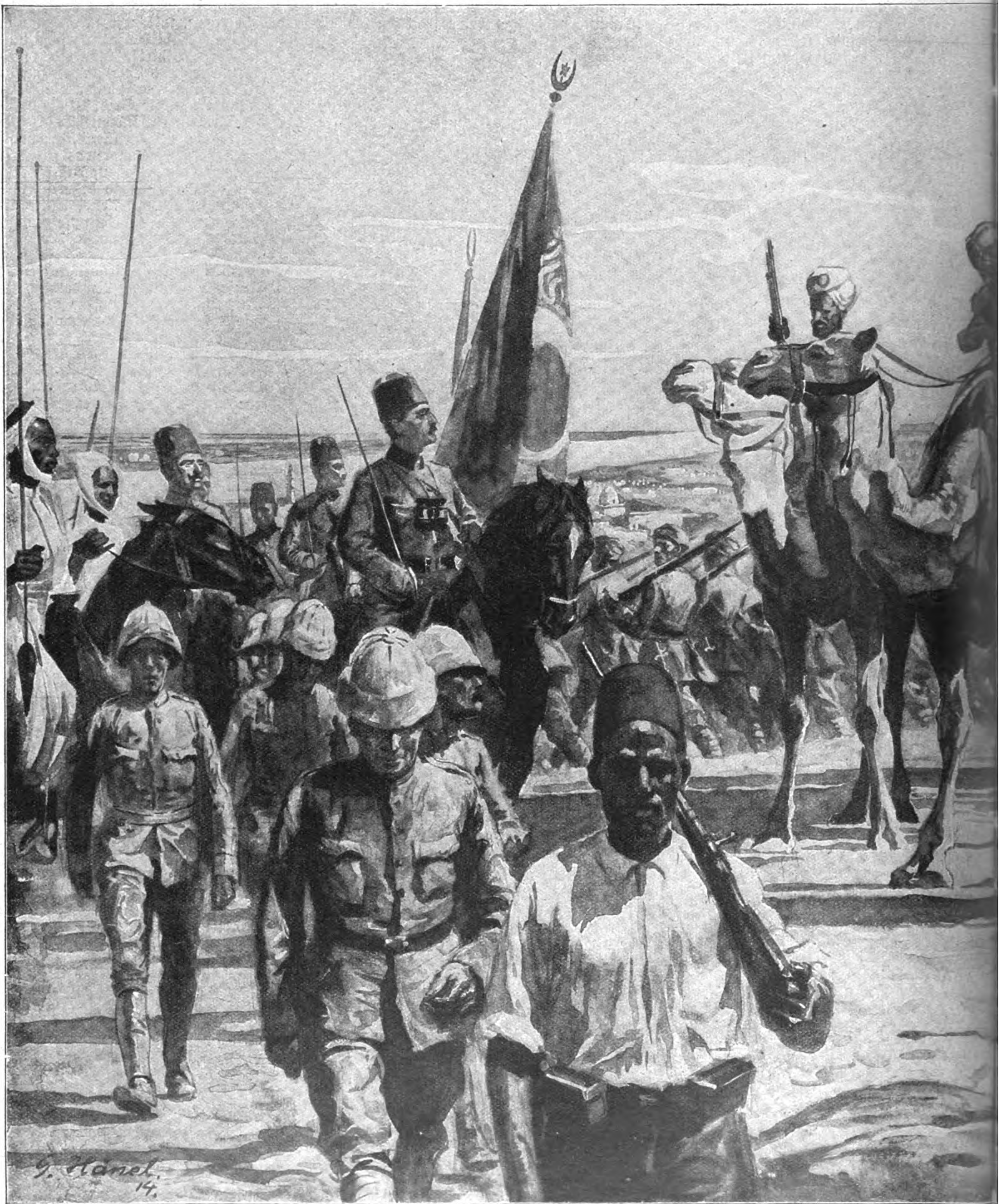


Prinz Salar ed Dauleh,
der Führer der persischen Wehrmacht gegen Rußland und England.

Auch in Ägypten (siehe Karte Bd. I Seite 399) entstanden Unruhen. In mehreren Städten kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen englischen Truppen und ägyptischen Eingeborenen, da die Ägypter sich weigerten, sich nach Europa schicken zu lassen, um am Kriege teilzunehmen. Aus Ägypten ausgewiesene Deutsche erzählten allerlei über die dortige Lage. Sie bestätigten, daß in der Bevölkerung, insbesondere unter den eingeborenen Truppen, eine sehr starke Erregung gegen die britische Herrschaft bestehe. Die ägyptischen Offiziere seien ausgefragt worden, ob man sich im Fall eines Krieges gegen die Deutschen auf sie verlassen könne. Da sie erklärten, niemals gegen das Kalifat kämpfen zu wollen, habe man sie strafweise in den Sudan versetzt. In Kairo sei eine

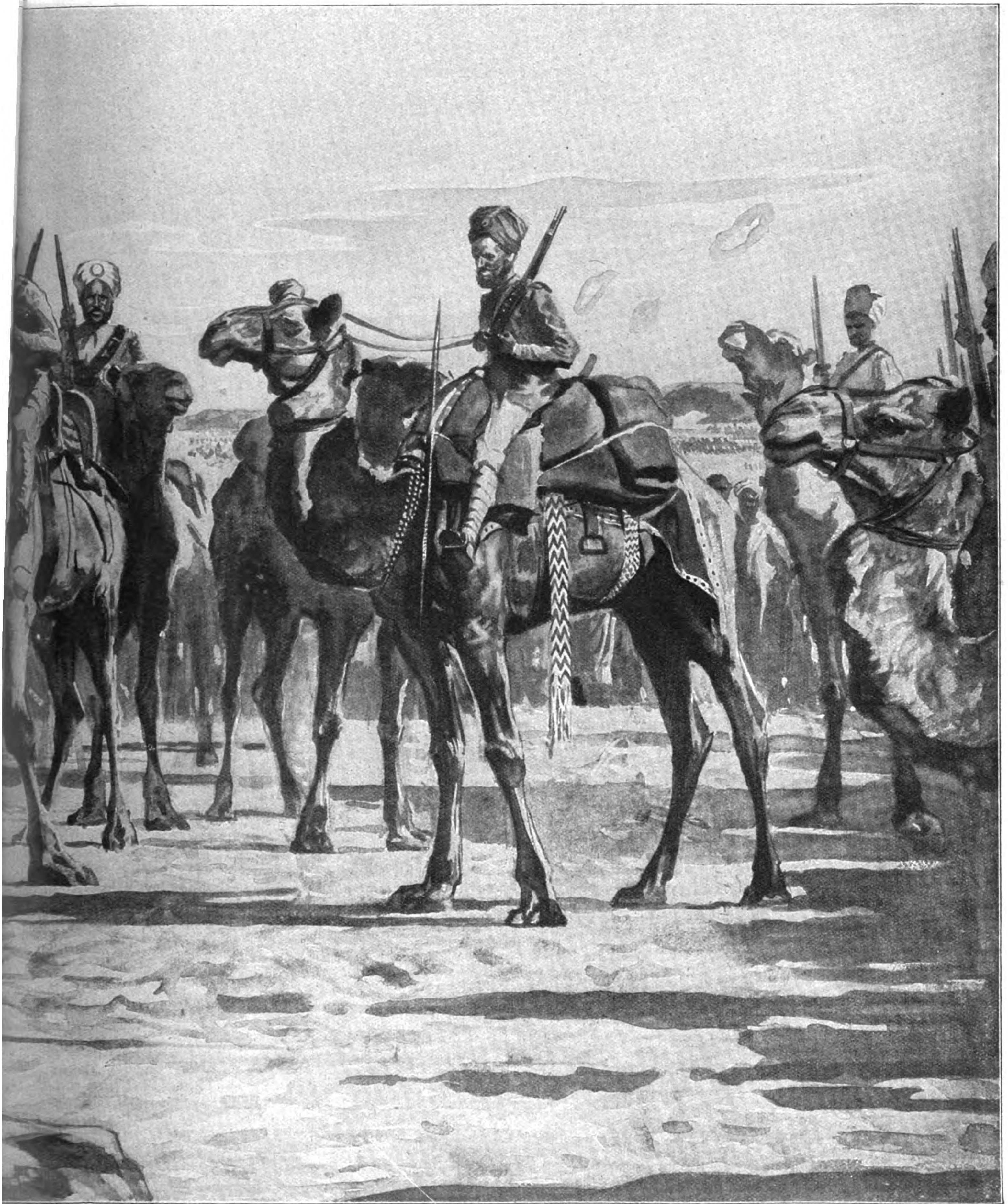


Kurden aus Nordpersien,
die von Prinz Salar ed Dauleh bei Urmia erfolgreich gegen die Russen geführt wurden.

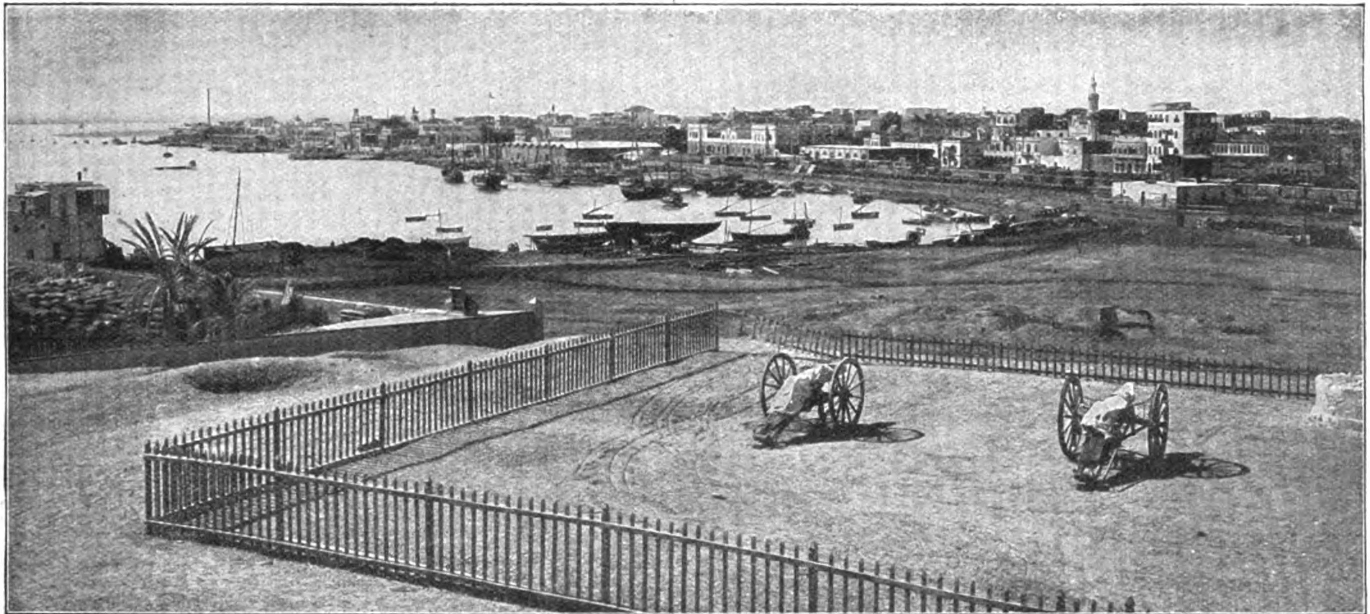


Die Türken bei El Kantara am Suezkanal: M

Nach einer Originalzeich



medanische Truppen gehen zu den Türken über.
von Georg Hänel.



Suez. Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.

Meuterei der eingeborenen Truppen niedergeschlagen worden. — 40 000 Inder, die zur Stütze der englischen Wehrmacht gelandet wurden, schleppten die Pest ein. An dem Tage, wo die erwähnten Deutschen abreisten, waren in Kairo 48 Todesfälle zu verzeichnen. Sowohl in Palästina wie in Ägypten war das Volk für die Deutschen begeistert. —

Am 15. Oktober meldeten die „Times" die Zunahme der türkischen Mobilisation und beunruhigende Truppenbewegungen in Palästina nach der ägyptischen Grenze, der sich zwei Divisionen Kavallerie des 8. Korps und zahlreiche Araberstämme näherten. Die Dardanellen und der Bosporus hätten durch deutsche und österreichisch-ungarische sowie türkische Geschütze aus Adrianopel eine bedeutende artilleristische Verstärkung erfahren. Die dortigen Garnisonen seien auf 120 000 Mann gebracht worden. Die Armee in Thrazien sei ohne die Garnisonen auf 175 000 Mann verstärkt worden. In der ganzen Levante sammelten die Türken freudig für den nationalen Verteidigungsfonds.

England, das nach der Niederwerfung mehrerer blutiger Aufstände 1882 Ägypten in Besitz nahm und seit dieser Zeit dort ständig Truppen unterhält, hatte gerade seit Anfang des Krieges immer mehr versucht, in Ägypten den türkischen dreibundfreundlichen Einfluß ganz auszuschalten. So entstanden die ersten Mißhelligkeiten zwischen dem Khediven und den Engländern, die zu offenem Streit ausarteten, als die Engländer trotz des Einspruchs des Khediven das ägyptische Heer mobilisierten. Der Khedive hat nämlich das Recht, 18 000 Mann Soldaten zur inneren Bewachung Ägyptens zu halten, doch ist der Oberbefehlshaber ein Engländer. Der Protest des Khediven war natürlich ebenso nutzlos wie seine sonstigen Verwahrungen gegen die englischen Verwaltungsmaßnahmen, so daß der Khedive schließlich ankündigte, er werde überhaupt nicht mehr nach Kairo zurückkehren, sondern in Konstantinopel bleiben, wo er sich damals befand. Am 30. September übermittelte nun der britische Botschafter in Konstantinopel dem Khediven ein Ultimatum, worin dieser aufgefordert wurde, innerhalb 48 Stunden Konstantinopel zu verlassen. Die englische Regierung stelle Seiner Hoheit bis auf weiteres eine Residenz in Neapel, Florenz oder Palermo zur Verfügung. Die Reise dahin müsse auf dem Seeweg erfolgen. Khedive Abbas entgegnete dem Botschafter kurz und bündig, er habe keinerlei Befehle Englands entgegenzunehmen. Der englische Botschafter zog sich nach dieser keinen Zweifel aufkommen lassenden, aber in dieser entschiedenen Form nicht erwarteten Antwort des Khediven in sichtlicher Verlegenheit aus dem Audienzsaal zurück. Man ahnte in der Umgebung des Khediven wohl, was England wollte und warum es gerade den Seeweg vorschlug. Irgendein englisches Kriegschiff hätte sowohl den Khediven nebst Gemahlin als auch mehrere mit ihm reisende ägyptische Prinzen und Prinzessinnen als Geiseln nach Malta gebracht, sobald sie auf dem Seewege die türkische Hauptstadt verlassen hätten.

Obwohl die türkische Regierung entgegen der Volksstimmung die Neutralität dem Dreiverbande gegenüber wahrte, reizte dieser die Türken fortgesetzt. So ließ der russische Statthalter im Kaukasus im Namen des Zaren einen Aufruf an die türkischen Armenier ergehen und versprach für den Fall, daß die türkischen Armenier Rußland gegenüber ihre „Pflicht" tun und sich mit ihren unter russischer Herrschaft lebenden Stammesbrüdern vereinigen würden, die „Erfüllung ihrer nationalen Forderungen". Daß ein solcher Übergriff in der Türkei auf das allertiefste erbitterte, ist natürlich. Das Organ der Jungtürken, der „Tanin", schrieb denn auch, daß die türkischen Armenier sich wohl kaum durch die Versprechungen des Zaren zur Untreue gegenüber dem Osmanenreich würden verleiten lassen. Das Blatt bezeichnete dann die russische Kundgebung an die Armenier als einen sehr schlechten Dank für die gewissenhafte Beobachtung der Neutralität seitens der Türkei. Überdies sei die Kundgebung eine große Torheit der Russen, denn sie müßten die Stimmung der Armenier kennen, die von der russischen Herrschaft eher alles andere als die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche erwarten. Es war eine bisher gegenüber Rußland wohl unerhörte Sprache, die der „Tanin" am Schluß des Artikels führte, indem er schrieb: „In einem einzigen Punkte stimmen wir dem russischen Erlaß an die Armenier zu. Es wird in der Tat nicht lange dauern, bis die Stunde geschlagen hat, die die unter dem elendesten Despotenregiment lebenden Völkerschaften von ihrem Joch befreien wird."

Nicht minder wuchs die öffentliche Erregung und die Erbitterung der leitenden Staatsmänner gegen England wegen der immer offener zutage tretenden Nichtachtung osmanischer Rechte in Ägypten. Wie stark diese Erregung ist, geht daraus hervor, daß die türkische Preßzensur all die ernsten Meldungen, die die Zeitungen Konstantinopels aus Ägypten erhielten, ungehindert durchgehen ließ, während bis Ausbruch des Krieges von der Verletzung türkischer Rechte in Ägypten nicht gesprochen werden durfte. Man erzählte sich in Konstantinopel ferner ganz offen, daß der Sultan in seiner Eigenschaft als Kalif tief verstimmt sei über das Verbot der englischen Regierung, die heilige Karawane aus Kairo abgehen zu lassen. Tatsächlich bedeutete ja dieses Vorgehen des englischen Militärgouverneurs in Kairo einen schweren Eingriff in die religiösen Rechte der Mohammedaner und ihres geistlichen Oberhauptes, des Kalifen. Nicht minder waren die Spitzen der türkischen Regierung begreiflicherweise empört über die Aufhebung der Regierung des Khediven in Ägypten durch die Engländer. Der „Tasfir-i-Efkiar", eines der angesehensten Blätter Konstantinopels, gab die allgemeine Volkstimmung und nicht minder die Meinung der maßgebenden Kreise wieder, als er schrieb: „Es bedarf wohl keines Hinweises darauf, daß die Türkei nötigenfalls die Verteidigung ihrer Rechte im gegebenen Zeitpunkt in die Hand nehmen wird." Diese Sprache ist ebenfalls nicht mißzuverstehen.

Auch Frankreich hat die islamitische Welt schwer gereizt, indem es die mohammedanischen Nordafrikaner zum Kampfe gegen Deutschland herangezogen hat. Während den Mohammedanern die Wahrung ihrer Rechte ausdrücklich zugesichert worden war, als Frankreich sich im Norden Afrikas Besitz aneignete, werden jetzt dieselben Mohammedaner gegen den Willen des Kalifen zum Kampfe geführt gegen eine dem Kalifen und vor allen Dingen dem Mohammedanismus freundlich gesinnte Macht, nämlich Deutschland, und dabei müssen sie Seite an Seite fechten mit dem schlimmsten Feind, den der Mohammedanismus nach der Auffassung seiner Bekenner hat: England.

Nach alledem war die Türkei gar nicht mehr in der Lage, ihre Neutralität noch länger zu wahren, ohne eine allgemeine Volkserhebung herbeizuführen. Trotzdem wirkte es überraschend, als die erste Kunde von der Eröffnung der Feindseligkeiten eintraf, denn der erste Schlag, den die Türkei gegen Rußland führte, zeugte von einer solchen Tatkraft, wie man sie nie und nimmer erwartet hätte. Dies war kein Grenzgeplänkel, mit dem sonst Feindseligkeiten eröffnet zu werden pflegen, sondern es war sofort eine regelrechte Seeschlacht, die sich im Schwarzen Meere abspielte. Am 29. Oktober verbreitete die Petersburger Telegraphenagentur folgende Meldung:

„Zwischen 9 Uhr 30 und 10 Uhr 30 vormittags beschoß ein türkischer Kreuzer den Bahnhof und die Stadt Feodosia (Hafen an der Südostküste der Insel Krim; siehe auch die Karte Band I Seite 342). Er beschädigte die Kathedrale, die griechische Kirche, die Speicher im Hafen und die Mole. Ein Soldat wurde verwundet. Die Filiale der Russischen Bank für auswärtigen Handel geriet in Brand. Um 10 Uhr 30 dampfte der Kreuzer nach Südwesten ab.

In Noworossijsk (Karte Band I Seite 342) ist der türkische Kreuzer ‚Hamidie' angekommen und hat die Stadt aufgefordert, sich zu ergeben und das Staatseigentum auszuliefern, mit der Drohung, im Falle der Ablehnung die Stadt zu beschießen. Der türkische Konsul und seine Beamten wurden verhaftet. Der Kreuzer ist wieder abgefahren."

Diese erste aus russischer Quelle stammende Nachricht über den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen der Türkei und Rußland stellt die Dinge so dar, als sei Rußland ohne jede Veranlassung von der Türkei überfallen worden. Nachstehende amtliche Erklärung der Türkei vom 30. Oktober dürfte demgegenüber den Hergang in richtigerem Lichte zeigen:

„Während ein kleiner Teil der ottomanischen Flotte am 28. Oktober im Schwarzen Meere Übungen vornahm, eröffnete die russische Flotte, nachdem sie längere Zeit diesen Übungen gefolgt war und sie zu stören gesucht hatte, am Donnerstag die Feindseligkeiten, indem sie die ottomanischen Schiffe angriff.

Im Verlauf des sich nunmehr entspinnenden Kampfes gelang es unserer Flotte, den Minendampfer ‚Prut', der 5000 Tonnen verdrängte und ungefähr 700 Minen trug, zu versenken, einem der russischen Torpedoboote schwere Beschädigungen beizubringen und einen Kohlendampfer zu kapern.

Ein vom türkischen Torpedoboot ‚Hairet Millie' abgeschossener Torpedo hat den russischen Torpedojäger ‚Kubanez', der 1100 Tonnen verdrängte, versenkt, und ein anderer, vom Torpedoboot ‚Mouavenet Millie' abgeschossener Torpedo hat einem zweiten russischen Küstenwachtschiff sehr schweren Schaden zugefügt. Drei russische Offiziere und 72 Matrosen wurden von den Unseren gerettet und, da sie zur Bemannung der versenkten und zerstörten Schiffe gehörten, gefangengenommen.

Die Kaiserliche Flotte hat keinerlei Schaden erlitten, und der Kampf geht günstig für unsere Flotte weiter.

Die Kaiserliche Regierung wird ohne Zweifel mit äußerstem Nachdruck gegen diese feindliche Handlung Einspruch erheben, die von der russischen Flotte gegen einen geringfügigen Teil unserer Flotte unternommen worden ist."

Nun sah man bereits klar, wie sich die Dinge entwickelt hatten. Nicht die Türken, sondern die Russen waren die Angreifer, und die Türkei befand sich in der Notwehr. Die erste Meldung der Petersburger Telegraphenagentur war auch sonst in mehreren Punkten unrichtig. — Am 29. Oktober versuchten einige russische Torpedoboote, die Ausfahrt der türkischen Flotte aus dem Bosporus in das Schwarze Meer zu verhindern. Die türkischen Schiffe eröffneten das Feuer und brachten zwei russische Fahrzeuge zum Sinken. Über 30 russische Seeleute wurden von den Türken zu Gefangenen gemacht. Bei diesem Gefecht hatte die türkische Flotte keinerlei Verluste. Am 31. Oktober unternahmen verschiedene türkische Torpedoboote einen Angriff gegen Odessa und brachten das russische Kanonenboot „Donetz" am Eingang des Hafens zum Sinken. Ein Teil der Bemannung ertrank, andere wurden getötet oder verwundet. Bei der Beschießung wurden drei russische und ein französischer Dampfer beschädigt, einige Einwohner getötet und verwundet. Am selben Tage beschoß der türkische Kreuzer „Sultan Yawus Selim" erfolgreich die Stadt Sebastopol



Photoglob, Zürich.

El Kantara am Suezkanal, wo die türkischen Truppen nach einem überraschend schnellen Vormarsch zuerst den Suezkanal erreichten.

El Kantara liegt am östlichen Ufer des Suezkanals, ungefähr im nördlichen Drittel der Kanalstrecke, 45 Kilometer südlich von Port Said. Hier trifft die alte, schon von Bonaparte benutzte Karawanenstraße von Syrien nach Kairo und Unterägypten auf den Kanal.

(siehe Bild Seite 22) und setzte sie in Brand. Derselbe Kreuzer hatte schon vorher ein russisches, mit Minen beladenes Schiff versenkt und ein Kohlentransportschiff sowie ein russisches Kanonenboot schwer beschädigt. Der Torpedobootzerstörer „Bere-i-Satwet“ zerstörte in Noworossijsk die funkentelegraphische Station, und der Kreuzer „Midilli“ beschoß die Petroleum- und Getreidelager von Naruski, zerstörte sie und versenkte dann 14 Transportdampfer. Der Torpedobootzerstörer „Jadig-hier-i-Millet“ versenkte ein russisches Kanonenboot, und der Torpedobootzerstörer „Mouavenet Millie“ beschädigte ein anderes Schiff derselben Gattung. Die ersten Erfolge der türkischen Flotte lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

5 russische Kriegschiffe in den Grund gebohrt und 19 Transportschiffe versenkt. In Noworossijsk und Odessa 50 Petroleumdepots, 14 Militärtransportschiffe, Getreidelager und die Funkenstation zerstört. Bei Odessa vernichteten türkische Torpedoboote den großen russischen Kreuzer „Sinop“, einen Kreuzer der freiwilligen Schwarzen-Meer-Flotte und 5 andere Schiffe.

Mit der Beschießung der Hafenstädte des Schwarzen Meeres haben die Türken keineswegs nur einer Zerstörungssucht nachgegeben, sondern es sind wohlüberlegte strategische Maßnahmen. Die genannten Städte sind sämtlich entweder für den Getreidehandel von besonderer Wichtigkeit, oder es sind Verschiffungshäfen, von wo aus das europäische Rußland die Truppennachschübe aus Asien erhält. Durch Zerstörung der Häfen wird die Truppenergänzung auf dem Kriegschauplatz außerordentlich erschwert und die Haupterwerbsquelle Rußlands, der Getreidehandel, stark geschädigt, ganz abgesehen davon, daß nun auch England kein Getreide von Rußland erhalten konnte, weil die Dardanellen gesperrt waren.

Feodosia ist Kreisstadt und Seehandelsplatz im russischen Gouvernement Taurien, an der Südostküste der Halbinsel Krim. Es ist eine der schönsten Städte der Krim, weitläufig gebaut und mit einer starken, durch Türme und einen Graben befestigten Mauer umgeben. Es hat etwa 40 000 Einwohner, Russen, Deutsche, Tataren, Griechen, Armenier und Juden. Der Handel ist trotz des vortrefflichen und geräumigen Hafens unbedeutend. Zur Ausfuhr gelangen fast nur Getreide, Häute und Ölsaaten.

Noworossijsk ist Hauptstadt des russischen Gouvernements des Schwarzen Meeres in Ziskaukasien. Es hat etwa 45 000 Einwohner und führt einen bedeutenden Handel. Zur Ausfuhr kommen hier Weizen, Gerste, Roggen, Mais, Leinsamen und Naphtharückstände.

Die Hafenstadt Odessa liegt im russischen Gouvernement Cherson und hat etwa 500 000 Einwohner. Von allen Handelshäfen Rußlands hat Odessa den größten Gesamtumsatz und die größte Ausfuhrziffer; in der Einfuhr wird es nur von St. Petersburg übertroffen. Unter den Ausfuhrartikeln nimmt Getreide die erste Stelle ein. Außer Getreide spielen eine größere Rolle in der Ausfuhr Odessas Spiritus, Zucker und Baumwollwaren. In der Einfuhr stehen obenan Tee, Baumwolle, Südfrüchte, Weine, Metalle, ferner Chemikalien, Gerb- und Farbstoffe, Maschinen, Jute usw. Der Hafen Odessas besteht aus der durch einen Wellenbrecher getrennten großen und kleinen Reede und mehreren Teilhäfen. Trotz zahlreicher Molen, unter denen die Quarantäne- mit der Reedemole den Hafen nach Süden abschließt — an ihrer Spitze trägt sie den Woronzowschen Leuchtturm — ist der Hafen bei der gegenwärtigen Verkehrsentwicklung durchaus ungenügend. Der erste Gouverneur von Odessa, de Ribas, begann den Bau eines Forts, und 1795 wurde Odessa zum ersten Kriegshafen des Schwarzen Meeres erklärt. Am 10. April 1854 fand eine Beschießung Odessas durch die englische Flotte statt.

Sebastopol (Bild Seite 22) ist ein Handels- und Kriegshafen im russischen Gouvernement Taurien; die Stadt hat etwa 65 000 Einwohner. Der Hafen wurde, als die Krim 1783 an Rußland kam, durch Potemkin gegründet und durch Nikolaus I. zum ersten Kriegshafen für die Flotte des Schwarzen Meeres erweitert. Im Krimkrieg begann am 5. Oktober die Belagerung durch die vereinigten Armeen der Engländer, Franzosen, Türken und Sardinier zu Lande und zu Wasser. Durch Erstürmung des Malakoff am 8. September 1855 wurde der Fall Sebastopols nach elfmonatiger Belagerung herbeigeführt. Fast die ganze Stadt war ein Trümmerhaufen. Die noch



Phot. N. Perscheid, Berlin.

General der Infanterie Freiherr v. Scheffer-Boyadel.



Phot. H. Noack, Berlin.

General der Infanterie Litzmann.

Die beiden siegreichen Heerführer erhielten für den Durchbruch bei Lodz in Russisch-Polen den Orden Pour le Mérite (Seite 33).



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutscher Vormarsch auf Warschau.

unversehrten Docks und Forts an der Südseite wurden durch Sprengung gänzlich zerstört. Nach dem Pariser Frieden baute man sich allmählich wieder hier an, jedoch gelangte der Ort nicht zu seinem früheren Wohlstande. Seit 1885 wurden die Festungswerke und Docks wiederhergestellt, und Sebastopol ist wieder Kriegshafen für die Flotte des Schwarzen Meeres.

Aus der Bedeutung dieser vier Hafenstädte wird man ersehen, wie wohlüberlegt und planmäßig das Vorgehen der Türken war, und es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß deutscher Geist hierbei mitgewirkt hat. Von Bedeutung ist auch der Zeitpunkt, zu dem der erste Schlag der Türken erfolgte. Ein gläubiger Muselmann schrieb darüber folgendes:

„Es wird die gesamte Christenheit interessieren, daß mein Vaterland den ersten Schlag gegen seinen Erbfeind, den Moskowiter, an dem höchsten Feiertag des Islams, dem Opferbeiramfeste, geführt hat. Damit hat unser Padischah kundgetan, welch ein heiliger Krieg der Türkei dieser nunmehr eröffnete Kampf ist und was er für die ganze mohammedanische Glaubenswelt bedeuten soll. Es ist kein Zufall, daß um die Stunde, in der nach der geheiligten Überlieferung unserer Väter unter Anrufung Allahs und seines Propheten überall, wo Anhänger des Islams wohnen, die vorgeschriebenen Opfer dargebracht werden, daß zu dieser Stunde die türkischen Kanonen ihre Grüße gegen den Moskowiter als Antwort auf seine Herausforderungen sandten. Das soll ein Signal für alle Gläubigen sein, aber auch für alle Feinde des Islams. Und noch auf einen anderen Umstand sei hingewiesen. Seit den Tagen, da das osmanische Reich von seiner stolzen Höhe niederglitt, ist es jetzt zum erstenmal wieder geschehen, daß es mit kraftvoller Offensive einen Krieg begann. Selbst dann, wenn die Pforte Erklärer des Krieges war, ließ sie den Feind an sich herankommen, entsprechend der defensiven Art, in der sie ihre Kämpfe zu führen sich gewöhnt hatte. Und war man seit Entstehung der orientalischen Frage der Überzeugung, daß um den Besitz von Konstantinopel ein Weltbrand entstehen werde, so mag in dem bereits entstandenen Weltbrande das Schicksal Konstantinopels entschieden werden, und wir Osmanen sind davon überzeugt, die Siegeszuversicht Deutschlands auch in dieser Frage teilen zu dürfen."

Am 31. Oktober wurde der Türkei von London aus eine Note überreicht, worin eine nähere Erklärung über die Angriffe im Schwarzen Meer und die Entlassung der deutschen Offiziere und Mannschaften gefordert wurde, die sich auf den türkischen Kriegschiffen befanden. Ferner wurde nochmals die Entwaffnung der „Goeben" und „Breslau" verlangt. Falls eine befriedigende Antwort nicht gegeben werde, müßten die Beziehungen der verbündeten Mächte zur Türkei abgebrochen werden. Man drückte die Hoffnung aus, daß die Antwort der Türkei es ermöglichen werde, eine Ausdehnung der Feindseligkeiten zu vermeiden.

Der erste gewaltige Schlag, den die Türkei führte, war geeignet, manche irrige Ansicht zu berichtigen. Man hatte vielfach angenommen, daß die türkische Flotte der russischen Schwarzen-Meer-Flotte in keiner Weise gewachsen sei. Dies war nicht einmal für gewöhnliche Zeiten richtig, jetzt aber noch viel weniger, wo die Türkei nicht nur einen Zuwachs durch deutsche Schiffe, sondern noch weit mehr Verstärkung durch deutsche Mannschaft erhalten hatte. Bei der Beurteilung des türkischen Flottenpersonals in der zurückliegenden Zeit darf, wie L. Persius im „Berliner Tageblatt" ausführte, nicht vergessen werden, daß die Marine jedenfalls künstlich in ihrer Ausbildung durch die englischen Reorganisatoren zurückgehalten wurde. Wir wissen, daß von den Engländern auch das Material in jeder Beziehung in minderwertigem Zustand gehalten wurde. Alles zu dem Zweck, die türkische Seemacht auf einer niedrigen Stufe festzuhalten. Man darf annehmen, daß sich mit der Entlassung der englischen Marinemission nun ein gründlicher Wandel vollzogen hat, daß das Personal in jeder Form kriegsbereit gemacht wurde. Unter der türkischen Bevölkerung finden sich viele gute Seeleute, und daß der Türke ein guter Soldat ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Aus solchem Holz lassen sich auch tüchtige Kriegschiffsmatrosen schnitzen, so daß sich hoffen läßt, der Geist der Hamidije-Besatzung werde nun in der ganzen türkischen Flotte aufleben.

Was das Material betrifft, so muß man ganz im allgemeinen anerkennen, daß die russische Schwarze-Meer-Flotte an Zahl etwas stärker ist als die türkische Flotte. Rußland verfügt an fertigem Material über 4 Linienschiffe, 2 geschützte Kreuzer, 20 Torpedobootszerstörer, 9 Unterseeboote sowie eine Anzahl von alten ungeschützten Kreuzern, Torpedobooten usw. Die Linienschiffe sind „Joann-Slatodst", „Swjatol-Jévstafi", „Panteleimon" und „Rostisslaw". Die ersten beiden liefen 1906 vom Stapel, sind je 13 000 Tonnen groß, und ihre Geschwindigkeit beträgt 16—17 Knoten. Sie sind armiert mit je vier 30,5-, vier 20,3-, zwölf 15-cm-Geschützen sowie drei Torpedolancierrohren. Die Besatzung beträgt je 879 Köpfe. „Panteleimon" lief 1900 vom Stapel und hat einen etwas geringeren Gefechtswert als die erstgenannten, während „Rostisslaw" schon 1896 die Helling verließ, nur 9000 Tonnen mißt und als recht geringwertig bezeichnet werden muß. Die beiden geschützten Kreuzer liefen 1902/03 vom Stapel. Sie verdrängen je 6800 Tonnen, haben eine Geschwindigkeit von 23 Knoten und sind mit je zwölf 15-cm-Geschützen sowie zwei Torpedolancierrohren bestückt.

Was stellt dagegen die Türkei auf? Die beiden modernen Dreadnoughts, die bereits bezahlt waren, wurden leider von den britischen Werften trotz andauernder Mahnung von türkischer Seite nicht abgeliefert. So sind an Linienschiffen nur die beiden früher in deutschem Besitz befindlichen „Barbarossa-Hairedin" und „Torgud-Reiß" vorhanden. Wenn auch 22 Jahre alt, können beide Schiffe mit ihren sechs 28-cm-Geschützen, die allerdings keine Schnelladekanonen sind, immer noch gute Dienste leisten. An geschützten Kreuzern sind drei vorhanden, die je 3800 Tonnen verdrängen, mit zwei 15-cm- und acht 12-cm-Geschützen und zwei Torpedolancierrohren bestückt sind und 22—23 Knoten laufen. Ferner enthält die Flottille zwölf moderne Zerstörer, sowie eine bedeutende Zahl von Kanonenbooten, Torpedobooten und Spezialschiffen. Hierzu kämen als wertvollste Gefechtseinheiten die neuerdings erworbenen beiden Schiffe, ein Schlachtkreuzer, der zu den hervorragendsten Erzeugnissen des Weltkriegschiffsbaues gezählt zu werden verdient, und ein ganz moderner geschützter Kreuzer. Schon diese beiden Schiffe allein dürften infolge ihrer hohen Geschwindigkeit geeignet sein, die Wage sehr zugunsten der Türkei zu beeinflussen. Alles in allem darf man die berechtigte Erwartung hegen, daß die türkische Flotte unter tatkräftiger Führung mit ihrem Willen zum Siege den Erfolg für sich haben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Türken bei El Kantara am Suezkanal.

(Hierzu die Bilder Seite 24—27 und die Karte Band I Seite 399.)

Zwei Wege standen den türkischen Truppen zum Einmarsch auf die Sinaihalbinsel offen: der eine, der von Suez aus durch das Gebirge nach Akaba führt und den die afrikanischen und ägyptischen Pilger auf ihrer Wallfahrt nach den heiligen Städten Mekka und Medina benutzen; aber teils durch die wasserarme Wüste, dann wieder über zerklüftete Bergketten und durch ausgetrocknete Flußtäler führend, kann dieser Weg nur unter ungeheuren Schwierigkeiten von einem Heer zurückgelegt werden, weshalb er auch in Kriegszeiten eine untergeordnete Rolle spielt und für den Truppenaufmarsch fast gar nicht in Betracht kommt. Die türkische Heeresleitung hat sich daher für die zweite Straße entschieden, die Ägypten mit Syrien verbindet und von Rafah an der ägyptischen Grenze am Küstensaum des Mittelmeers entlang sich über El Arisch nach El Kantara am Suezkanal hinzieht.

Schneller, als man es selbst in Konstantinopel erwartet hatte, legte die türkische Vorhut die 150 Kilometer lange Strecke von Rafah bis El Kantara zurück. Am 21. November nahmen die Türken nach kurzem Gefecht, in dessen Verlauf die ägyptischen Gendarmen und Reiter zu ihnen übergingen, die befestigte Stadt El Arisch, die ungefähr in der Mitte zwischen der Grenze und dem Kanal gelegen

und als Wasserstelle und Verproviantierungsplatz von großer Bedeutung ist. Schon drei Tage später standen die Türken bei El Kantara am Suezkanal, wo man sie erst in elf Tagen erwartete. Vorher kam es noch zwischen Katasa und Kertebe, etwa 30 Kilometer östlich vom Kanal, im Angesicht der aus dem Wüstensande ragenden Ruinen von Pelusium zu einer Schlacht mit den Engländern, die hier den Türken den Weg verlegen wollten, aber geschlagen wurden. Der Feind verlor viele Tote, Verwundete und Gefangene, darunter auch zwei Offiziere. In regelloser Flucht zogen sich die Engländer in Richtung auf den Kanal zurück, aber ehe sie sich noch auf das andere Ufer hinüberretten konnten, wurden sie von den türkischen Truppen, die ihnen auf dem Fuß folgten, abermals angegriffen und unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Wie früher schon, so machten auch hier die in englischen Diensten stehenden und vorzüglich geschulten ägyptischen Kamelreiter gemeinsame Sache mit den Türken und beteiligten sich besonders freudig und tapfer an dem Kampf wider die Unterdrücker ihres Landes.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ein deutscher Stabsarzt mit seinen Assistenten in einem Feldlager in Frankreich.

Mit El Kantara fiel ein wichtiger Stützpunkt der Engländer in die Hände der Türken, die von hier aus den Kanal im Norden bis in die Gegend von Port Said und im Süden bis Ismailia beherrschen. El Kantara, „die Brücke", war früher ein bescheidenes Beduinendorf, das erst seit der Eröffnung des Kanals einige Bedeutung gewonnen hat und heute von etwa 5000 Beduinen, Fellachen und Europäern bewohnt wird. Etwa 45 Kilometer von Port Said entfernt, ist es mit dieser Stadt durch die parallel mit dem Kanal laufende Eisenbahn verbunden und zugleich die Hauptstation der ägyptischen Telegraphenlinie, die, der Heerstraße folgend, über El Arisch nach Jaffa und Beirut führt.

Das Erscheinen der Türken am Suezkanal wird fortan als ein Markstein in der Geschichte des osmanischen Reiches verzeichnet sein, und es war ein erhabener Augenblick von weltgeschichtlicher Tragweite, den des Künstlers Stift auf dem Doppelbilde Seite 24/25 festgehalten hat. Im Abendsonnenschein glitzert die stille Flut des Kanals, der sich durch das sandige Tiefland träge dahinzieht, röten sich die schmalen Wolkenstreifen am azurblauen Himmel; siegreich ragen die vom goldenen Halbmond und Stern gekrönten türkischen Fahnen zu ihm empor, vor denen sich ehrfurchtsvoll, auf hohem Dromedar, der Scheich ägyptischer Reiter verneigt, um dann mit gekreuzten Armen den türkischen und deutschen Offizieren, die neben lanzentragenden Beduinen an der Spitze europäisch geschulter und nach deutschem Muster ausgerüsteter Infanterie reiten, seine Unterwerfung anzuzeigen, während eine Anzahl gefangener Engländer von einem stämmigen syrischen Korporal abgeführt wird. In Scharen aber strömen die eingeborenen ägyptischen Truppen zu ihren türkischen Waffenbrüdern und verkünden allenthalben dem jubelnden Volk, daß die Stunde der Befreiung Ägyptens von der englischen Zwingherrschaft geschlagen hat.

Der Argonnenwald.

Von Rittmeister a. D. F. Großmann.

(Hierzu die Bilder dieser und der folgenden Seite.)

Als aus dem Hauptquartier die Meldung kam, daß Vienne-le-Château, die vielumstrittene Höhe nördlich St.-Menehould, in deutschem Besitz sei, ahnten auch ungelernte Strategen die Bedeutung. Es ist ein eigentümliches, sehr schwieriges, aber taktisch höchst interessantes Gebiet, das der Erbauer der Festung Verdun, der bekannte General Vauban, sich aussuchte zur Anlage eines festen Platzes.



Vorgehen einer Patrouille im Argonnenwald.

Nach Osten hin steht längs dem Ostrand der Maas die oft genannte Côte Lorraine, jenes Hochplateau, das steil nach Osten zur Ebene — die Woevre — gen Metz hin abfällt. Im Süden liegen die Maashöhen, stark befestigt durch die Südforts der Festung, die im weiteren Verlaufe in die Sperrfortskette übergehen. Hier treffen wir auf den wichtigen Ort St.-Mihiel, dessen Zitadelle, das Camp des Romains, ebenfalls seit vielen Wochen in deutschem Besitz ist (siehe den Bericht Band I Seite 360). Wie ein Keil von Osten her schiebt sich diese starke Stellung in die französische Maasfront hinein, denn das angrenzende Fort Lionville ist, wenn auch zum Schweigen gebracht, noch in französischem Besitz. Die wichtige Stellung hat Verbindung mit Metz; häufige französische Vorstöße gegen diese Linie wurden allemal unter großen Verlusten für die Franzosen abgewiesen. Ich erinnere nur an Thiaucourt, das die südliche Straße beherrscht.

Im Westen der Festung aber lagert sich der Argonnenwald vor, in einer Länge von etwa 100, bei einer Breite von etwa 30 Kilometer. In seinem südlichsten Teil von der großen Heerstraße Verdun—St.-Menehould—Châlons durchschnitten, ist er ein wegloses, undurchdringbares Waldgebiet mit starkem Unterholz — ein Urwald. Von Châlons her schiebt sich das historische Lager, das Camp de Châlons, heran, mit allen seinen, militärischen Zwecken dienenden Einrichtungen heute stark belegt. Man erkennt hieraus die Schwierigkeiten, die einem Vordringen von Norden sich entgegenstellen. Mit der Einnahme von Vienne wurde der erste Schritt hierzu getan; dann hören wir aus den amtlichen Berichten, daß es weiter vorwärts geht durch das unwirtliche Waldgebiet. Es ist ersichtlich und bedarf weiter keiner Ausführung, wie sehr ein solches Vordringen auf die französische Maasstellung am westlichen Ufer von Einfluß sein würde.

Verdun verteidigte sich 1870 mit großer Tapferkeit; doch hat das damalige Verdun mit dem heutigen lediglich den Namen gemein. Ein echtes Beispiel Vaubanscher Bauart, die vier Tore so regelrecht angelegt, daß man vom Paradeplatz aus gleichzeitig durch die Tore nach allen vier Windrichtungen sehen konnte. 150 Geschütze und 6500 Mann Besatzung.

Wie klein klingt das heute, wo ein Armeekorps gewiß nicht ausreicht zur Verteidigung dieses Platzes. Wir vermuten deren mehrere in diesem Gebiet. Ende September eingeschlossen, fiel 1870 der Platz, der keine gesonderten Forts hatte, erst Anfang November.

Heute ist Verdun ein Feldlager allerersten Ranges, ein „einziger Panzerturm", wie sich General Maitrot ausdrückte. Der Schwerpunkt liegt aber nicht so sehr in der Anlage der Werke selbst, als im Vorgelände, und hier wieder im Westen, im Gebiete der Argonnen; aber auch das ganze Ostufer des Flusses bis hinab zu dem heißumstrittenen, heute von uns besetzten St.-Mihiel wird erst in unserem Besitz sein müssen, soll eine erfolgreiche Beschießung beginnen können. Dann allerdings wird die überlegene deutsche schwere Artillerie schnelle Arbeit tun können, so wie sie es tat bei Maubeuge und bei Antwerpen.

Der obengenannte General Maitrot, ein bekannter Militärkritiker, bemängelte kurz vor dem Kriege die artilleristische Ausrüstung des Platzes, die unserem 21-cm-Geschütz nicht ebenbürtig sei. Jetzt soll schwerstes Schiffsgeschütz herangebracht sein; ob dieses aber unseren 42-cm-Mörsern gewachsen sein wird?

Die „Times" beschäftigten sich mit der Frage, wie in diesem Gebiete zwischen Mosel und Maas südlich Verdun wohl die französische Frontlinie verlaufe, die „unregelmäßig und verwickelt sei", und erzählten: „Anfangend im Norden bei Verdun, läuft die französische Linie in einem Halbkreise östlich an der Festung vorbei, überschreitet nach Süden die Maas, läuft hinauf links des Flusses, springt dann mit einem scharfen Winkel nordöstlich bis in die Nähe von Vigneulles, läßt St.-Mihiel links liegen und erreicht östlich Thiaucourt."

Das mag im großen ganzen stimmen, nur sei bemerkt, daß Thiaucourt in deutschem Besitz ist. Das ist wichtig, da dieser Ort in französischem Besitz die Straße nach Metz unterbrechen würde.

Jeder Schritt vorwärts im Argonnenwald ist ein sehr beachtenswerter Erfolg für uns. Am 7. November stürmten



Erstürmung ... Château im ... 7. Nove... Nach einer Ori... Professor An...

unsere Truppen das starke Vienne=le=Château (siehe das untenstehende Bild), um das ziemlich vier Wochen lang ein heftiger Kampf getobt hatte. Dieser auf erhöhtem Felsplateau liegende kleine Ort bildet den Schlüsselpunkt zum Westabhang der Argonnen.

Die Franzosen hatten sich hier zwischen den rechten Flügel unserer Abschließungsarmee von Verdun und den linken Flügel unserer großen Aisnefront hineingeschoben und unterbanden den direkten Verkehr. Dem ist nunmehr vorgebeugt.



Vienne=le=
nenwald am
1914.
eichnung von
Hoffmann.

Der Durchbruch bei Lodz.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die beiden Bildnisse Seite 23.)

Mitte November führte Generalfeldmarschall v. Hindenburg einen seiner genialen strategischen Schachzüge aus: Linksabmarsch vermittels der Eisenbahn von Schlesien bis in die Gegend von Thorn—Wreschen, dann Angriff auf beiden Ufern der unteren Weichsel gegen den rechten Flügel der russischen Armee, siegreiche Schlachten bei Wloclawek, Plozk usw. und Einkreisung eines starken russischen Heeresteils (4. Armeekorps) bei Lodz. Zu den einkreisenden Truppen gehörte auch die 3. Gardedivision unter Generalleutnant Litzmann. Sie stand am 21. November nach harten Kämpfen gegen den bei Lodz festgehaltenen Feind und nach der schweren Erstürmung seiner Stellungen bei Feligsin etwa 20 Kilometer östlich Lodz, mit der Front nach Westen. Da tauchten gewaltige Kolonnen frischer russischer Kräfte, von Warschau und südlich kommend, im Rücken der Division auf. Am Morgen des 23. November schien die Lage geradezu verzweifelt. Die Division war von übermächtigen Feinden rings umschlossen. Ein Offizier aus dem Stabe Litzmanns schreibt in einem Bericht, daß er unwillkürlich an eine Stelle aus Schillers Jungfrau von Orleans habe denken müssen:

„Als wir nun die Höhen erreicht und in das Tal herunterstiegen, da stand in weiter Ebene vor uns der Feind, und Waffen blitzten, da wir rückwärts sahn. Umrungen sahn wir uns von beiden Heeren, nicht Hoffnung war zu siegen noch zu fliehn; da sank dem Tapfersten das Herz ...“

Historisch interessant ist, daß diese Worte Prinz Friedrich Karl von Preußen in der Schlacht von Vionville—Mars=la=Tour (16. August 1870) mit einem Anflug von spöttischem Humor seinem Stabe vortrug, als die französische Übermacht das Schicksal des Tages zu entscheiden drohte.

In der verzweifelten Lage, in der sich General Litzmann befand, verließ ihn keinen Augenblick die ruhigste Überlegung. In parallelem Vorgehen mit dem in gleicher Lage befindlichen, von General v. Scheffer=Boyadel befehligten 25. Reservekorps bereitete er den Durchbruch durch die russische Mauer vor. Erst wies er dem von Warschau kommenden Gegner grimmig die Zähne, löste sich dann von ihm los und ging in westlicher Richtung auf Brzeziny 20 Kilometer östlich Lodz zurück, um von da den Anschluß an deutsche Truppen gewinnen zu können. Auf dem Wege dahin mußten Wälder und Dörfer erstürmt werden, die von Russen dicht besetzt waren; doch vermuteten diese den Angriff nicht in ihrem Rücken, da sie von den aus der Richtung Warschau kommenden Kameraden gedeckt zu sein glaubten. Ungeheure Marschleistungen, unterbrochen von den blutigsten Nachtgefechten, ließen in einzelnen Etappen Brzeziny gewinnen und dahin noch 3000 Gefangene mitschleppen (das 25. Reservekorps brachte deren 10000 bis 12000 zurück). Brzeziny wurde in der Nacht zum 24. November von den seit vier Tagen ununterbrochen im Gefecht befindlichen Truppen der 3. Gardedivision (in erster Linie des Lehrinfanterieregiments) gestürmt; dann aber wurde kehrtgemacht und der verfolgende Feind angegriffen und geworfen, um den nachfolgenden deutschen Heeresgruppen eine rettende Gasse zu öffnen. Die Artillerie fuhr teilweise in langem Galopp durch den verblüfften Feind. Wirklich eine Waffentat ohnegleichen.

Von Brzeziny aus war der Anschluß an das 25. Reservekorps gewonnen und der Weg nach Nordwesten, zum Anschluß an die Armee Hindenburgs, wieder offen.

Kaiser Wilhelm belohnte General Litzmann durch die Ernennung zum kommandierenden General eines Reservekorps. Dieser erließ zum Abschied an seine bisherige Division einen Tagesbefehl, der mehr als alle Biographien

seine Taten und sein Gemütsleben beleuchtet. Er lautet in der Hauptsache:

„Schmerzlich bewegt bin ich durch den Gedanken an die bevorstehende Trennung von Euch, meine lieben Kameraden von der 3. Gardeinfanteriedivision! Denn die schönsten und stolzesten Tage meines Daseins habe ich mit Euch zusammen erlebt, und die gemeinsam erlittene Not und Gefahr, der gemeinsam erstrittene Waffenerfolg haben uns fest zusammengekittet. Wer von uns könnte die Tage von Bzura, von Wiskitno, den Wald von Galkow oder Brzeziny vergessen! Das sind Erinnerungen, die bis an mein Ende in mir lebendig bleiben werden. Der 3. Gardeinfanteriedivision wird in Dankbarkeit und Treue mein Herz gehören, bis es zu schlagen aufhört.

Kameraden! Denkt daran, daß das Vaterland auf Euch blickt und noch große Dinge von Euch erhofft. Laßt niemals nach in Eurer Tapferkeit und Opferbereitschaft! Unsere Arbeit gilt ja der Ehre und dem Fortbestand unseres teuren deutschen Vaterlandes, gilt unserem geliebten kaiserlichen Herrn."

Im Höllenfeuer von Dixmuiden.

(Hierzu die Kunstbeilage, das Bild Seite 36 und die Karte Seite 37.)

Mit welch unvergleichlicher Tapferkeit und Hartnäckigkeit um das vielumstrittene Dixmuiden auf unserer wie auch auf feindlicher Seite gekämpft wurde, geht aus der packenden und einigermaßen sachlichen Schilderung des Kriegsberichterstatters Ashmead-Bartlett hervor, dem es gelungen ist, bis in den Mittelpunkt des Höllenkampfes bei Dixmuiden vorzudringen.

„Jeder, der sich die Mühe nimmt, die Karte zu prüfen," so berichtet der Engländer im „Daily Telegraph", „wird auf den ersten Blick begreifen, warum die Deutschen diese gewaltigen Frontangriffe auf Verschanzungen, Städte und Dörfer unternehmen. Ihre Absicht ist, die Linie der Verbündeten zu durchbrechen, ihren rechten Flügel zu umgehen und nach Dünkirchen, vielleicht auch nach Calais durchzudringen. Gelingt der Plan, so wäre der stetig wachsende Druck auf den rechten Flügel v. Klucks behoben und der Weg zur Meerenge von Calais frei.

Am Dienstag traf ich in Furnes ein. Während der ganzen darauffolgenden Nacht zitterten die Fensterscheiben unter dem unablässigen Kanonendonner, der aus dem Osten herübertönte. Am Mittwoch hatte ich das Glück, am Marktplatz von Furnes Herrn de Broqueville, den Sohn des Ministerpräsidenten von Belgien, zu treffen. Er hatte Befehl erhalten, mit der berühmten fliegenden Ambulanz des Dr. Munro nach Dixmuiden zu fahren, wo verzweifelte Kämpfe stattfinden sollten und Hilfe dringend notwendig war. — Ich erhielt die Erlaubnis, die Fahrt mitzumachen.

Während wir der Schlachtfront entgegenrasten und das Getöse der Kanonen von Kilometer zu Kilometer lauter und drohender wurde, kam es uns immer mehr zum Bewußtsein, wie sehr der Kraftwagen die Kriegführung umgestaltet hat und wie das gesamte Räderwerk des Krieges von der Anwesenheit oder dem Fehlen dieses einzigartigen Beförderungsmittels beherrscht wird. Jede Straße, die zur Front führt, war förmlich bepackt mit Kraftwagen aller Art. Sie kamen und gingen in einem endlosen, unaufhörlich dahinrollenden Strom. Dank der ausgezeichneten Verfassung der belgischen Straßen konnten wir uns ohne Schwierigkeiten durch diese Flut von Fahrzeugen hindurchwinden und befanden uns, bald nachdem wir das Dorf Avecappelle durchfahren hatten, auf dem Schauplatz der Schlacht.

Nur ein photographisches Rundpanorama kann diesen schauerlich schönen Anblick wiedergeben. Man denke sich eine vollkommen flache Landschaft mit Städten und Dörfern, die sämtlich in Flammen stehen. Man stelle sich den Horizont, etwa zwei Meilen vor uns, mit einer undurchsichtigen Wand von Rauch bedeckt vor, hinter der alles andere verschwindet. Dazu das Pfeifen und Gellen der Granaten, die über den Dörfern und Bauernhöfen bersten und auf die Felder niedergehen. Überall die weißen Dämpfe des Schrapnells und die großen, schwarzen, spiralförmigen Rauchwolken der ‚Jack Johnsons' [so nennen die Engländer unsere schweren Geschütze], die Häuser und Kirchen in Trümmer legen und die Erde aufwühlen.

Menschen sieht man im modernen Krieg nicht häufig; um den Höllenwerkzeugen der Herren Krupp, Schneider-Creuzot und Co. zu entgehen, müssen sie sich in die Erde eingraben, um nur von Zeit zu Zeit einen Schuß abzugeben, wenn einer der Feinde tollkühn genug ist, sich über den Schutzgräben zu zeigen. Aber diesmal war das Feuer aus den deutschen Batterien so furchtbar, daß die belgischen Soldaten und die französischen Matrosen fortwährend aus ihren Laufgräben und Schutzbauten hinausgetrieben wurden und nun in wahnsinniger Flucht über die Felder eilten, um anderwärts Schutz zu suchen. Auch kleine Gruppen von Bauern und Bürgern, die nicht rechtzeitig geflüchtet waren, sah man auf der Flucht, nachdem selbst ihre Keller einzustürzen begannen.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Leichtverwundete aus der Schlacht am Bzura-Rawka-Abschnitt kehren aus der Feuerlinie zurück.
Links ein Infanterist mit erbeutetem Patronenstreifen eines russischen Maschinengewehrs.

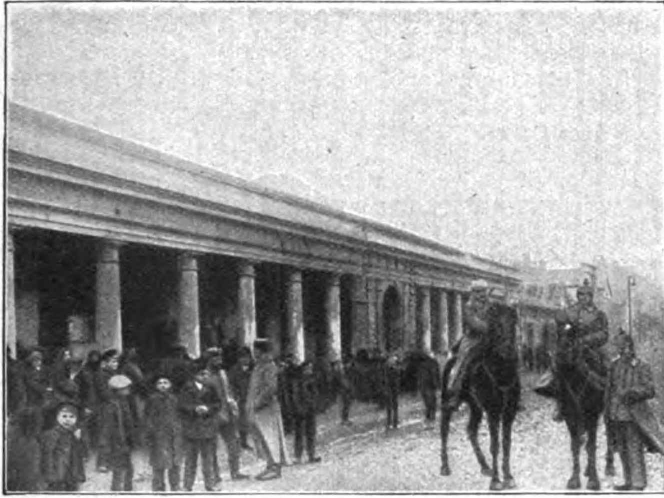
Die Unglücklichen mußten ihren Weg, so gut sie konnten, zu Fuß zurücklegen, fast zu Tode erschreckt durch die berstenden Granaten. In den höllischen Lärm dieser deutschen Geschosse mischte sich das unaufhörliche Knattern der Gewehre und der Mitrailleusen. Es klang wie der feinere Ton einer Violine neben dem Getöse der Blechinstrumente.

Außerhalb Avecappelle hörte der Strom der Kraftwagen, sowohl der kommenden wie der ausfahrenden, plötzlich auf, und die Straße lag auf drei Kilometer schnurgerade vor uns. Zur Rechten lag Dixmuiden. Diese Stadt war das Ziel der deutschen Angriffe, und ich muß sagen, daß keine Stadt jemals ein schlimmeres Feuer zu ertragen hatte.

Die deutschen Granaten barsten über ihr in solcher Zahl, daß es unmöglich war, zu zählen, wieviel auf die Minute kamen. Sie krachten in die Dächer hinein, legten ganze Straßenzüge in Trümmer, wühlten die Straßen auf und sprengten Ziegel und Schindeln nach allen Richtungen auseinander. Soldaten, die von der Front zurückkamen, brachten entsetzliche Nachrichten. Von Hunderten von Verwundeten, die ungepflegt auf den nach Dixmuiden führenden Straßen und in Dixmuiden selbst lagen, von der ungeheuren Zahl der Deutschen, die gleich einer Sturmflut unaufhaltsam heranbrandeten.

Das Granatfeuer fürchteten alle am meisten. Die Belgier hatten nur wenige Feldbatterien, und der Feind beherrschte förmlich das Feld mit seinen schweren Haubitzen.

Sobald eine belgische Batterie einen Versuch machte, zu antworten, wurde sie von den deutschen ‚Jack Johnsons' in Stücke geschlagen. So war die Infanterie in den Ver-



Laubenhaus in Ozorkow.



Beim Tee auf dem Markt in Ozorkow.



Einschüsse von Granaten in einem Wohnhaus in einem Vorort von Lodz.



Nachsehen der Pässe in Pabjanice.



Gefangene sibirische Soldaten in Hohensalza.



Wache im Lager.

Bilder vom russisch-polnischen Kriegschauplatz.

schanzungen rund um die Stadt auf ihre eigene Kraft angewiesen.

Wir hielten einen Augenblick, um zu beraten. Die fliegende Ambulanz zögerte keinen Augenblick, die Wagen bis nach Dixmuiden laufen zu lassen, um so viel Verwundete wie möglich aus der Stadt herauszuholen. Wir stürmten also mit furchtbarer Geschwindigkeit weiter, bis wir plötzlich durch ein Hindernis aufgehalten wurden, das ich nie in meinem Leben vergessen werde.

Eine belgische Batterie, die auf dem Wege zur Front war, hatte kaum zwanzig Minuten zuvor das Unglück gehabt, von einer großen Haubitzengranate getroffen zu werden. Es war das vollkommenste Zerstörungswerk, das ich jemals in meinem Leben gesehen habe. Sämtliche sechs Pferde vor einer Kanone waren zu formlosen Massen zerschmettert worden. Ihre Überreste lagen über die Straße verstreut, dazwischen ein getöteter belgischer Kanonier. Der Protzkasten war umgeworfen und vollständig zerstört. Die mitgeführten Vorräte waren durch die Explosion über die ganze Straße verstreut. Zwischen den toten Pferden lagen Biskuits, Konservenbüchsen, Kaffee, Zucker und die Habseligkeiten der getöteten Artilleristen. In geringer Entfernung lagen weitere vier Pferde, die anscheinend noch eine kurze Strecke galoppieren konnten, ehe sie tot zusammenbrachen.

Die überlebenden Soldaten der Batterie räumten die Hindernisse fort und zogen die Kanone endlich auf die Seite, so daß wir unseren Weg fortsetzen konnten. Wir rasten nun auf Dixmuiden zu. Es war, als ob wir in einen brennenden Hochofen hineinführen.

Ehe man das eigentliche Dixmuiden erreicht, fährt man durch eine Häuserreihe. Dieser Teil war der allgemeinen Zerstörung bisher entgangen, und hier fanden wir die französischen Reserven, hinter den Häusern zusammengedrängt, bereit, zur Front gesandt zu werden. Alles war erstaunt, daß wir uns bis hierher gewagt hatten; denn in Dixmuiden war die Hölle selbst.

Man denke sich: ein ganzes deutsches Armeekorps hatte das Feuer seiner gesamten Feldgeschütze und schweren Haubitzen zu gleicher Zeit auf den Ort gerichtet. Es gab keinen Fußbreit Boden, über den nicht die Granaten hinwegfegten, kein Haus, das der Zerstörung entging, soweit ich sehen konnte. Das Schauspiel war so schrecklich, so aufregend und ging dermaßen wie in einem Traum an mir vorbei, daß nur eine Reihe zusammenhangloser Bilder in meiner Erinnerung zurückgeblieben ist.

So oft eine Granate über unseren Köpfen barst, glaubten wir unsere letzte Stunde gekommen. So dachten auch die Marinesoldaten in unserer Nähe, die sich enger zusammendrängten. Der offene Platz vor dem Rathaus war eine Hölle für sich. Die Granaten platzten hier unaufhörlich, und außerdem pfiffen die Kugeln, die aus den nahen Laufgräben der Deutschen sich bis hierher verirrten, über den Platz.

Das Rathaus bot einen traurigen Anblick. Das Dach war von Granaten zerschmettert. In der Nähe brannte ein Gebäude, das eine alte Kirche zu sein schien, und drohte, auch das Rathaus in Brand zu setzen.

Im Innern bot sich eine unbeschreibliche Szene des Schreckens. Überall lagen tote Soldaten, Fahrräder, Lebensmittel, besonders Brote. Ich habe selten so viele Fahrräder beisammen gesehen. Radfahrer, die zur Front gingen, schienen sie hier zurückgelassen zu haben. Wir eilten in die Kellergewölbe hinab und schleppten die Verwundeten heraus.

Gerade in diesem Augenblick, kurz vor Dunkelwerden, schienen die Deutschen den entscheidenden Sturmangriff zu unternehmen. Offenbar wollten sie Dixmuiden von Süden aus umgehen, und der kleine Ort St.-Jacques-Cappelle wurde zum Schauplatz eines wütenden Infanteriegefechtes. Das Gewehr- und Mitrailleusenfeuer schwieg keinen Augenblick. Die Kugeln schienen überall zu sein. Die französischen Verstärkungen konnten eine Zeitlang nicht zu Hilfe kommen, da es unmöglich war, Dixmuiden zu passieren. Die Verwundeten kamen in endlosen Reihen kriechend und hinkend von der Front zurück, jeder mit anderen Berichten. Einige meinten, daß Franzosen und Belgier die Stadt halten würden. Andere erklärten, daß alles vorbei sei und daß die Deutschen bald in die Stadt einziehen dürften ..."



Phot. Benninghoven, Berlin.

Zerschossene Straße in Dixmuiden, das, nach Erstürmung durch die Deutschen am 11. November 1914, von französischen Granaten in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde.

Die österreichisch-ungarische Artillerie.

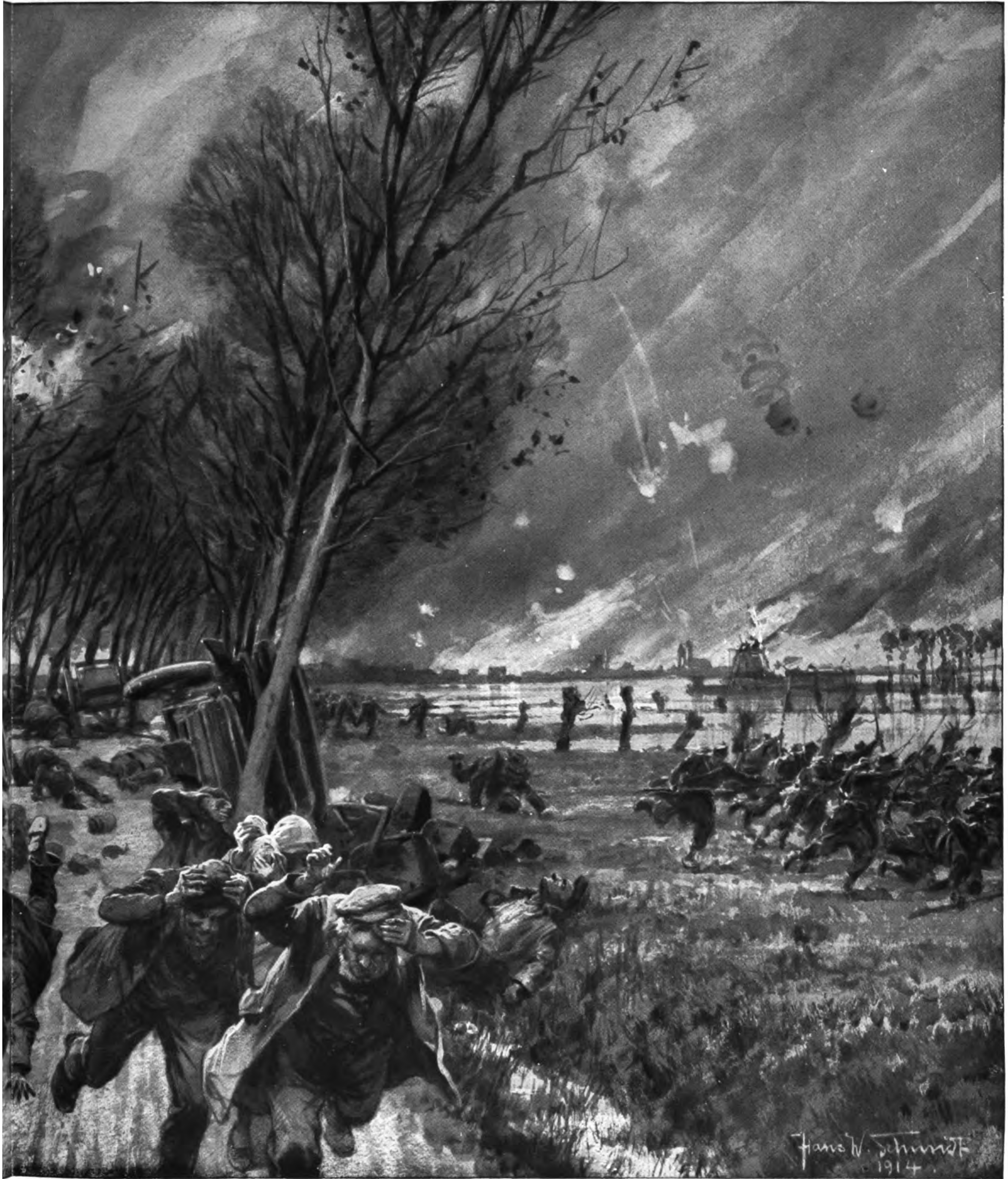
(Hierzu die Bilder Seite 38 und 39.)

Die österreichisch-ungarische Artillerie hat sich in diesem Krieg unvergängliche Lorbeeren geholt. Ihre Motorbatterien, über die hier schon ausführlich gesprochen wurde (Band I Seite 201), sind bei Freund und Feind bekannt, aber sie besitzt außer diesen noch viele andere durch Bau und Treffsicher-



Im Höllenfeuer von

Nach einer Originalzeichnung von



er von Dixmuiden.

g von Professor Hans W. Schmidt.



Das Gelände von Ypern—Ostende aus der Vogelschau.

ausgezeichnete Geschützarten. Die Artillerie des österreichisch-ungarischen Heeres gliedert sich in die Feld-, Gebirgs- und Festungsartillerie. Sie verfügt über eigene Zeuganstalten und für diese bestimmte technische Offiziere (Artillerieingenieure) und Beamte. Die Geschütze sind zum weitaus überwiegenden Teil heimisches Erzeugnis und gehen aus Privatfabriken sowie dem Arsenal in Wien hervor.

Die Feldartillerie besteht aus 42 Feldkanonenregimentern, 14 Feldhaubitzenregimentern, 14 schweren Haubitzdivisionen und 9 reitenden Artilleriedivisionen. Des weiteren verfügen die k. und k. Landwehr und die ungarische Honved über eigene Artillerieformationen. Die Feldgeschütze haben ein Kaliber von 8 bis 15 Zentimeter, die Belagerungsgeschütze ein solches von 12 bis 30,5 Zentimeter. Die größten Feldgeschütze sind die schweren Feldhaubitzen, die, von sechs Pferden gezogen, einen gewaltigen Eindruck machen.

An der Spitze der österreichisch-ungarischen Artillerie steht der Generalartillerieinspektor, der als Hilfsorgan des Kriegsministeriums tätig ist. Seit mehreren Jahren schon bekleidet Feldzeugmeister Erzherzog Leopold Salvator diesen wichtigen und überaus verantwortungsvollen Posten. Der Erzherzog, der sich für die technischen Einrichtungen des Heeres und alle einschlägigen Neuerungen lebhaft interessiert — er hat auch dem Ballonwesen seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und viele Aufstiege selbst unternommen —, kennt seine Waffe genau. Wiederholt hat er auch die Artillerie im Felde besichtigt und weilte oft auf dem Schlachtfeld im Norden mitten unter seinen tapferen Batterien. Häufig kam er hierbei bis in die vordersten Reihen der Front und besuchte auch die Schützengräben.

Persönliche Feldzugseindrücke im Kriege gegen Frankreich.

Von Dr. med. Paul Bernoulli, Oberarzt der Landwehr.

Nicht nur die Männer alle, die nach dem ersten Schreck und tränenreichen Abschied doch freudigen Herzens dem Rufe der Fahne gefolgt sind, auch die Zurückbleibenden und vor allem die Frauen und Mädchen haben vom Beginn der Mobilmachung an sich frohgemut in den Dienst fürs Vaterland gestellt. Liebesgaben für unsere Krieger, Arbeit fürs Rote Kreuz ist die Losung des Tages. Unvergeßlich für jeden, der es erleben durfte, wird es sein, wie uns beim Abschied von unserem Heimatland, bei der Fahrt durch blühende Auen und von der Morgensonne verklärte, duftende Schwarzwaldtäler von vielen lieben Mädchen Erfrischungen gereicht und Dienste mancherlei Art unermüdlich erwiesen wurden; sie haben die Abschiedstunden manchem versüßt und unsere teure Heimat uns für schwere Zeiten als ein köstliches, unveräußerliches Gut noch einmal fest ins Herz geprägt.

Interessant war es, im Elsaß seine Studien am Geiste der Bevölkerung zu machen. Im großen ganzen kann man wohl sagen, daß unsere Truppen wider Erwarten gut aufgenommen und versorgt worden sind. Die Haupttriebfeder hierfür scheint mir darin zu liegen, daß jede zweite Familie dort auch ihre Söhne hat ins Feld schicken müssen gegen unseren Erbfeind. Das kittet! Indessen darf ich nicht verschweigen, daß mir auch hier und da, allerdings im inneren flachen Lande selten, Zeichen von versteckter Franzosenvorliebe und daraus herrührender Teilnahmlosigkeit gegen unsere Leute aufgefallen sind, die sich in Kleinigkeiten, wie mangelhafte Verpflegung und dergleichen, äußerten. Die Grenzlande müssen eben erst noch ein zweites Mal für uns erobert werden, das haben die ersten Kämpfe gezeigt, und das hat man auch kaum anders erwartet. Ohne daß der elsässischen Bevölkerung im geringsten zu nahe getreten werden soll, die zahlreiche Beweise ihres Zugehörigkeitsgefühls zum Deutschen Reich in diesen schweren Zeiten schon gegeben hat, muß man doch als feststehend ansehen, daß dort die Gefühle durch die größere oder geringere Vorliebe für Deutschland oder für Frankreich zwiespältig sind, und eine gewisse Vorsicht gegen äußerlich durch ihr Gespräch Vertrauen einflößende Personen scheint immerhin noch am Platze zu sein. Anders sind die tatsächlich vorgekommenen Verrätereien und Irreführungen auch gar nicht zu erklären. In den Grenzbezirken dürfte doppelte Vorsicht geboten sein. Beweise von Doppelzüngigkeit sind mir selbst begegnet. So ist es auffallend, daß in manchen Dörfern ein Teil der weiblichen Bevölkerung sich ausschließlich der französischen Verwundeten annimmt, daß eine offenbare Parteinahme für ihre „Kompatrioten" Tatsache ist. Wohlgemerkt, diesseits der Grenze! Ich war stiller Beobachter, wie in einem Verwundetensaal eine junge Frauensperson an einem Bett vorbeiging mit den leise gesprochenen Worten: „Oh non, c'est un Allemand." Es wurde auch festgestellt, daß Franzosen von diesen „deutschen" Frauen gegen Verbot mit Wein und Zigaretten versorgt worden sind. Dies zu verhindern, ist oft nicht möglich. Auf dem Schlachtfeld von G. hat man am folgenden Tage, zum Teil in der Dunkelheit, jugendliche Frauenspersonen angetroffen, die ausschließlich um französische Verwundete mit Liebesgaben beschäftigt waren.


Erzherzog Leopold Salvator. Phot. Pietzner, Wien.

Was die in der Presse mehrfach angeführten Ereignisse betrifft, daß französische Verwundete auf unsere Sanitätsmannschaften schießen, so kann ich diese Vorkommnisse durch das bestätigen, was mir von einem braven deutschen Landwehrmann erzählt wurde. Er war am 18. August 1914 mit einem Krankenträger ohne Waffen hinausgezogen, um Verwundete aufzulesen und Notverbände anzulegen; nachdem er an einem blutenden Franzosen das Werk der Barmherzigkeit soeben ausgeführt hatte und weitergegangen war, um anderen auch zu helfen, erhielt er von jenem selben frisch Verbundenen aus Dankbarkeit für seine Liebestätigkeit eine Kugel in den Hinterkopf! Einwandfrei konnte an demselben Tage an französischen Verwundeten und Gefangenen festgestellt werden, daß ihre Ärzte sie im Stich gelassen hatten und daß ihnen von ihren Offizieren befohlen worden war, wenn sie verwundet seien und nicht mehr weiter könnten, auf jeden Deutschen zu schießen. So führt ein Kulturvolk Krieg gegen uns! Fürwahr, eine treffliche Paarung zwischen östlichen und westlichen Barbaren. —

Es ist mir eine angenehme Aufgabe, auch von anderen, erfreulicheren Geschehnissen zu berichten. Beispiele von Ritterlichkeit der Franzosen, die uns im Kriege vor Augen treten, haben Anspruch, in gleicher Weise ans Tageslicht gezogen zu werden, wie die leider häufig beobachteten Spuren von Bestialität. Schwerverwundete Deutsche, die in französische Hände gefallen waren und uns bald hinterher wieder zufielen, erzählten uns Ärzten in B. bei R., daß ihre Behandlung durch französische Ärzte und Krankenträger durchaus kameradschaftlich gewesen sei. Die Kriegsartikel habe man ihnen verlesen, zugleich aber die Bedeutung der von Frankreich gewürdigten Genfer Konvention des Roten Kreuzes erklärt. Die von uns beobachteten Maßnahmen französischer Ärzte konnten bezüglich der Verbände und so weiter unseren vollen Beifall finden. Einer von ihnen, der in unsere



Österreichisch-ungarische schwere Artillerie auf dem Marsch.

Hände fiel und samt dem Krankenträgerpersonal zur Hilfeleistung an verwundeten Landsleuten Verwendung fand, zeigte sich sehr gut unterrichtet und arbeitsfreudig. Es ist selbstverständlich, daß ihm unserseits durchaus entgegenkommend begegnet wurde. Der Uneingeweihte wird sich schwer ein Bild machen können von dem mitten im Kriege im Zeichen der Nächstenhilfe sich vollziehenden friedlichen Zusammenarbeiten zwischen deutschem und französischem Sanitätspersonal, wenn dieses nach der Gefangennahme in unserem Dienste arbeitet. Das Gefühl der Barmherzigkeit löscht für Stunden das Bewußtsein der sich vollziehenden Greuel und Massenmorde und läßt hoffnungsvolle Lichtblicke der Kulturgemeinschaft in die nächtliche blutige Arbeitsstätte des Kriegsarztes fallen. Vertrauen wir, daß auch auf seiten des Gegners das gleiche Bewußtsein ärztlicher Pflichterfüllung Freund und Feind kameradschaftlich vereinen möge!

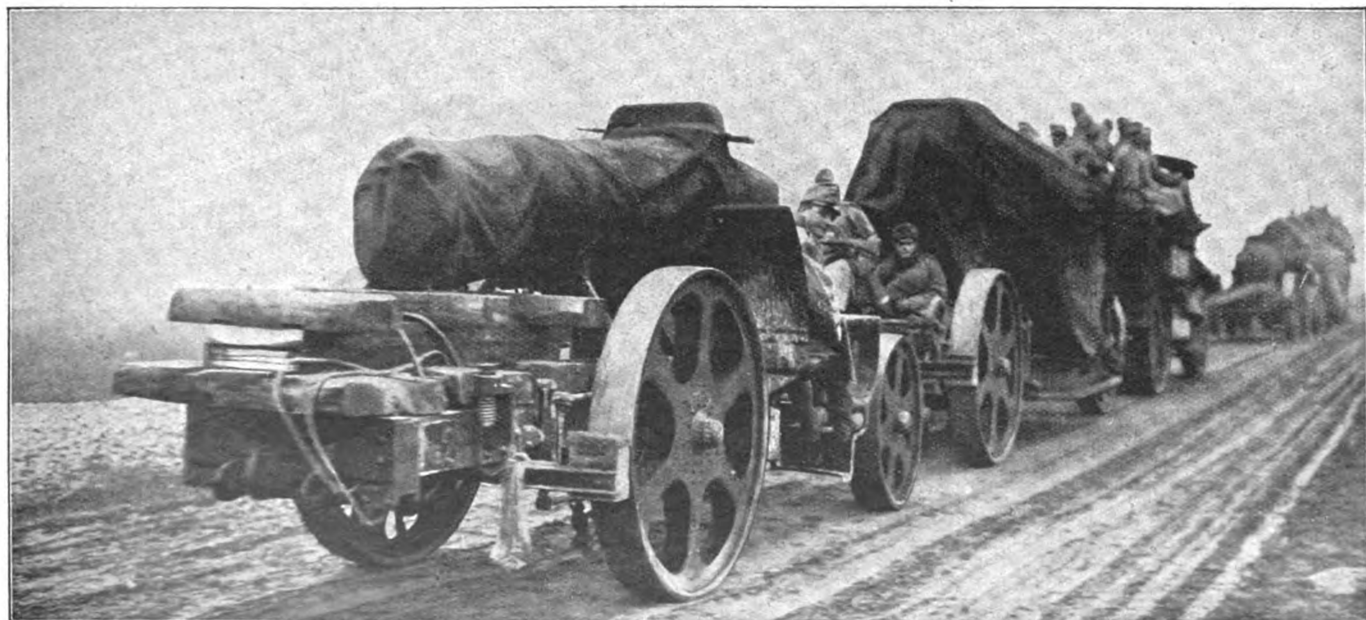
Artilleriekampf und Fesselballon.

Von Privatdozent Dr. Albert Wigand, Halle a. d. S.

Ganz von fernher über die Höhen kam der Geschützdonner, als unser Luftschiffertrupp das schöne Vogesental hinaufzog. Ein heißes Ringen hatte das Tal gesehen vor wenigen Tagen, bis endlich die letzten Franzosen gewichen waren. Zerschossene, geborstene Häuser, Brandruinen, kleine Holzkreuzlein am Wegrand und auf den Hängen, das waren die Spuren.

Als die letzte Dämmerung versank, lag das deutsche Grenzstädtchen hinter unserer Marschkolonne. Wir schauten von der Paßhöhe hinab in die wundervollen Täler und Wälder der französischen Vogesen, die uns im bleichen Vollmondschein erwarteten. Ernst, fast stumm betraten wir des Feindes Land. Aber es saß doch tief im Herzen eine unbändige Freude, daß wir endlich vor an die Front kamen. Ein Biwak am Lagerfeuer beschloß diesen Tag.

Im ersten Morgengrauen wurde geschirrt und gesattelt, und dann ging's das Tal hinab nach Südwesten. Immer näher kamen wir dem Geschützdonner. Seit zwei Wochen stand hier der Kampf. Einen Fuß breit vor, einen Fuß breit zurück, keine Entscheidung, vielleicht ein ganz langsames Zurückweichen der Franzosen. Unsere Soldaten, besonders die Infanterie, mußten ihr Äußerstes an Ausdauer hergeben; in ihren vordersten Stellungen waren die Opfer groß, die Verpflegung schwierig. Tag und Nacht ununterbrochen dauerte die Spannung; keine Quartiere, immer in den Schützengräben. Die bayrische und Frank-



Die österreichisch-ungarischen Motormörserbatterien auf dem Wege nach Lowicz.

Phot. A. Grohs, Berlin.

furter Landwehrinfanterie wurde in den aufreibenden Waldgefechten schwer mitgenommen.

Gegen Mittag halten wir bei den Stellungen einiger deutscher Batterien der schweren Artillerie und empfangen unsere Befehle. Der Kampf ist voll im Gang. Feindliche Schrapnelle schlagen vorne in ein bis zwei Kilometer Entfernung ein. Unsere Geschütze — Batterien der Feldartillerie, Haubitzbatterien und eine schwere Batterie langer 10-cm-Kanonen — speien unaufhörlich ihr Feuer über einen breiten Höhenrücken hinweg, an dessen Fuß sie eingebaut sind. Aber der Erfolg war gering bisher. Der Feind kennt sein eigenes Land gut und hat für seine Batterien zwei Stellungen, die wegen des gebirgigen Geländes von den Artilleriebeobachtern nicht genau aufzufinden und kaum mit Erfolg zu beschießen sind; die eine Stellung in einem undurchdringlichen Bergwald nach Süden zu, die andere im Südwesten hinter einem Höhenzug, mit Beton sicher im Felsen eingelassen. Die besten französischen Schützen, Alpenjäger, sichern zudem noch die Stellungen nach vorn.

Unser Fesselballon, ein Drachenballon des Systems Parseval-Siegsfeld, bekommt seinen Aufstiegplatz angewiesen und steht eine Stunde später mit dem Beobachter in der Luft. Er hat zunächst die Aufgabe, die feindlichen Batteriestellungen zu erkunden, sodann das Einschießen der eigenen Batterien auf das Ziel zu beobachten und zu unterstützen, schließlich auch die Bewegung feindlicher und eigener Truppen zu überwachen. Die Leitung des Einschießens einer Batterie auf das vorgenommene Ziel ist eine Aufgabe, die bei einigermaßen klarem und windschwachem Wetter mit keinem Luftfahrzeug so gut gelöst werden kann wie mit dem Fesselballon, da er länger dauernde Beobachtungen von derselben Stelle aus möglich macht und mit Hilfe direkter Telephonverbindung eine schnelle Korrektur der einzelnen Schüsse zuläßt. Vom Aufstiegplatz ist nämlich zum Ballon hinauf wie zur nächsten Batterie Telephonverbindung hergestellt, die eine augenblickliche Verständigung des Ballonbeobachters mit dem Batterieführer gestattet (s. auch die Bilder Band I Seite 206 u. 207).

Der Feind beginnt sofort, nachdem der Ballon in der Luft sichtbar geworden ist, mit Schrapnellen nach ihm zu schießen, zielt zwar in der Richtung gut, trifft aber zu kurz. Der Ballon und der Aufstiegplatz sind also nicht besonders gefährdet. Dagegen schlagen die Schrapnellkugeln ganz in der Nähe unserer schweren Batterie ein, hinter der wir 1000 Meter entfernt aufgestellt sind. Der Aufstiegplatz muß daher mehrmals gewechselt werden. Nachdem der gefüllte Ballon unter einer Telegraphen- und einer Hochspannungsleitung durchgezogen worden ist, haben wir schließlich am folgenden Tage zwei Kilometer seitlich hinter der schweren Batterie einen Ort mit hinreichender Geländeübersicht und ohne Einspruch des Batterieführers erreicht.

Es gilt zunächst die Bekämpfung der Waldbatterien. Durch Vorerkundung ist die ungefähre Lage einer Batterie festgestellt worden. Die Luft ist sichtig und die Beleuchtung günstig. Der Ballonbeobachter findet aus 400 Meter Höhe mit Gelbscheibe und Prismenglas leicht die vom Erdboden aus nicht sichtbare Höhe 697 in acht Kilometer Entfernung und bemerkt, wie am Waldrand auf dem Westabhang des Hügels zweimal kurz hintereinander das Mündungsfeuer von Geschützen aufblitzt. Dort ist also genau das Ziel. Nach Meldung zur Batterie werden die vier langen Kanonen gerichtet, und auf eine orientierende Rollsalve von Schrapnellen folgen einzelne Granatschüsse. Der Beobachter erkennt den Einschlagspunkt jeder Granate an dem aufgewirbelten Staub und gibt seine Meldung sofort telephonisch zur Batterie. Unten aus dem Geschütz ein Feuerstrahl, dann der Kanonenschlag, ein dumpfsausendes Pfeifen, der Staubwirbel und nach 24 Sekunden der Knall der beim Aufschlag platzenden Granate.

Die ersten Treffpunkte liegen alle zu weit rechts. Nach fünf einzelnen Schüssen stimmt die Entfernung. Zwei Rollsalven müssen dann hinter dem Ziel im Wald auf dem rückseitigen Abhang des Hügels eingeschlagen haben, da ihre Wirkung nicht zu sehen ist. Nach drei weiteren Salven sitzen die Granaten im Ziel, und dann beginnt eine furchtbare Kanonade, so daß die ganze Höhe 697 nur noch eine große graue Rauch- und Staubwolke ist. Diese Waldbatterie ist zugedeckt, verstummt. —

Ein Ulanenstücklein.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

„Nach einem beschwerlichen Erkundungsritt," erzählte kurz nach Ausbruch des Krieges ein junger Offizier im Osten voll Stolz, „ließ ich meine Schwadron rasten, natürlich, nachdem die nötigen Posten ausgestellt waren. Einer davon, ein Rekrut, stand ziemlich weit draußen ganz allein in einem Garten, das Pferd, am Strauchwerk knappernd, daneben. Auf einmal prescht eine russische Kosakenpatrouille von sechs Mann auf ihn los. Mein Junge, nicht faul, legt den Karabiner an und knipst in aller Ruhe den ersten, den zweiten, dritten und auch den vierten noch herunter. Die beiden übriggebliebenen merken, daß er allein ist; also los auf ihn! Aber der knallt noch gemütlich dem fünften den Gaul unterm Leib zusammen und fängt den sechsten — er hatte keine Patrone mehr — mit der Lanze ab. Unterdessen hat sich der fünfte Kosak wieder hochgekrabbelt und zieht vom Leder. Da sagt mein Ulan: ‚Nu hab' ich keine Patrone mehr; da muß ich dich eben totstechen,' und eine Minute später ist's getan." Der tapfere Bursche wurde sogleich zum Unteroffizier befördert und von seinem Vorgesetzten für die Verleihung des Eisernen Kreuzes vorgeschlagen.



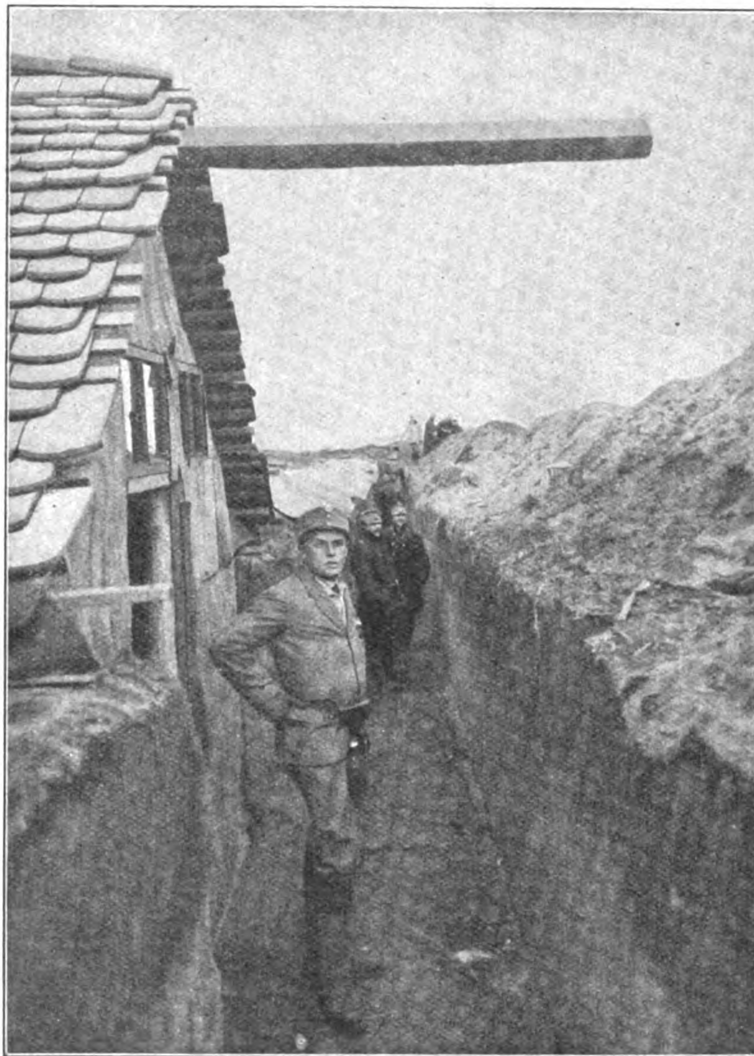
Ein Ulanenstücklein. Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Die Kämpfe in Galizien nahmen auch weiterhin einen für Österreich-Ungarn günstigen Fortgang. Mitte Oktober hatten sich zu beiden Seiten des Strwiązflusses zwischen den österreichisch-ungarischen und den russischen Truppen überaus hartnäckige Kämpfe entwickelt. Die feindlichen Linien kamen einander sehr nahe. An einzelnen Stellen wurden, wie beim Festungskampfe, Laufgräben benutzt; teilweise entwickelte sich aus dem leichten Geschützkampf schwerer Artilleriekampf. In den Karpathen drangen Teile der österreichisch-ungarischen Truppen bis Lubience, auf die Höhen nördlich Orow und in den Raum von Uroz vor. Auch die Schlacht, die östlich von Chyrow und Przemysl tobte, brachte unseren Verbündeten große Erfolge. Besonders erbittert war der Kampf bei Mizyniec. Die Höhen von Magiera (s. a. Bd. I S. 359), die bis dahin in den Händen der Russen gewesen waren, wurden nach mächtigen Artillerievorbereitungen am 18. Oktober nachmittags im tapfersten Ansturm genommen. Nördlich Mizyniec kam der Angriff der k. u. k. Truppen bis an die Höhen von Medyka. Der südliche Schlachtflügel wies zahlreiche Angriffe der Russen gegen die Höhen südwestlich von Stary-Sambor ab. Bald darauf wurde gemeldet, daß die Schlacht in Mittelgalizien, namentlich nördlich vom Strwiązflusse, noch an Heftigkeit zugenommen habe. Alle Versuche der Russen, den Österreichern und Ungarn die Höhen von Magiera wieder zu entreißen, scheiterten indes; dagegen eroberten diese die vielumstrittene Baumhöhe nordöstlich von Tyszokice. Auch aus Stryj, Körösmezö und Sereth wurden die Russen nach heftiger Verteidigung verdrängt. In der Nacht vom 20. zum 21. Oktober endlich erstürmten österreichisch-ungarische Regimenter die Kapellenhöhe nördlich von Mizyniec.

Während in den nächsten Tagen südlich von Przemysl hauptsächlich die gegen die feindlichen Stützpunkte eingesetzte österreichisch-ungarische schwere Artillerie das Wort hatte, entwickelten sich gleichzeitig heftige Kämpfe am unteren San. Übergegangene russische Kräfte wurden dicht an den Fluß gepreßt, zurückgeschlagen und teilweise in die Fluten getrieben. Bei Jarzecze machten die österreichisch-ungarischen Truppen bei dieser Gelegenheit 1000 Gefangene.



Welt-Preß-Photo, Wien.

Lauf- und Schützengräben österreichisch-ungarischer Truppen zwischen den Gehöften von Ernabara.

Ende Oktober trat wieder eine gewisse Ruhe in Galizien ein. Beide Gegner verschanzten sich. Die Österreicher und Ungarn stellten ihre schweren Geschütze auf, deren vernichtendes Feuer am 27. einige feindliche Batterien niederlegte. Nordöstlich von Turka gewannen sie mehrere wichtige Höhen, die der Feind fluchtartig räumen mußte. Die Schlacht, die sich nunmehr im Raume nordöstlich von Turka und südlich von Stary Sambor entwickelte, führte am 30. Oktober zu einem vollständigen Sieg unserer Verbündeten (s. auch Seite 49). Der hier vorgebrochene Feind, zwei Infanteriedivisionen und eine Schützenbrigade, wurde aus allen seinen Stellungen geworfen. Auch an der galizisch-bukowinischen Grenze war eine russische Kolonne aller Waffen geschlagen worden. Am 5. November warfen die k. u. k. Truppen die Russen, die sich südlich der Wislokamündung auf dem westlichen Sanufer festgesetzt hatten, aus allen Stellungen, wobei zahlreiche Gefangene gemacht und viele Maschinengewehre erbeutet wurden. Auch im Stryjtale vermochte der Feind nicht standzuhalten und mußte zurückweichen. Es wurden dabei 500 Russen gefangen genommen und eine Maschinengewehrabteilung nebst sonstigem Kriegsmaterial erbeutet.

In der zweiten Novemberwoche verlangte die Rücksicht auf die allgemeine Kriegslage, besonders in Russisch-Polen, daß die österreichisch-ungarischen Truppen sich zurückzogen. Selbst Przemysl, das ja schon längst von den Russen wieder entsetzt war, wurde von neuem eingeschlossen. Die Russen drangen über die untere Wisloka vor und besetzten Rzeszow, Lisko, Tarnow, Jaslo und Krosno. Nur im Stryjtale mußte am 10. November eine feindliche Gruppe vor dem Feuer eines Panzerzuges und überraschend aufgetretener österreichisch-ungarischer Kavallerie flüchten, wobei der Feind außerordentlich große Verluste hatte. Die Verteidigung von Przemysl wurde nun wieder mit großer Tatkraft aufgenommen; ein größerer Ausfall der Besatzung drängte den Feind bis in die Höhen von Rakietnica zurück. Auch an anderen Stellen bekamen unsere Verbündeten mit dem Feinde wieder Fühlung, und es entwickelten sich nunmehr neue heftige Kämpfe. Beim Anreiten aus Grybow wurde starke feindliche Kavallerie durch das überraschende Feuer der österreichisch-ungarischen Batterien zersprengt. Ein erneuter russischer Versuch, die Belagerungstruppen näher an die Festung heranzubringen, scheiterte, und die Russen erlitten bei diesem Unternehmen schwere Verluste.

Bald darauf erschienen sie am Uszoker Paß (siehe Bild Seite 44/45), ein Teil auf der Straße, ein anderer Teil in den Wäldern, und zogen in zwei Kolonnen im Ung- und Lyutatale nach Südwest. Beide wurden aufgehalten und zurückgeworfen. Gleichzeitig erfolgte ein Einfall bei Mezölaborc, wo sie jedoch ebenfalls sofort zum Rückzug gezwungen wurden. Ende November wurden auf Homonna vorgedrungene russische Kräfte geschlagen und zurückgedrängt, wobei die österreichisch-ungarischen Truppen 1500 Gefangene machten.

Seit Mitte Oktober waren die Österreicher auch wieder in der Bukowina vorgerückt. Bereits am 22. konnten sie

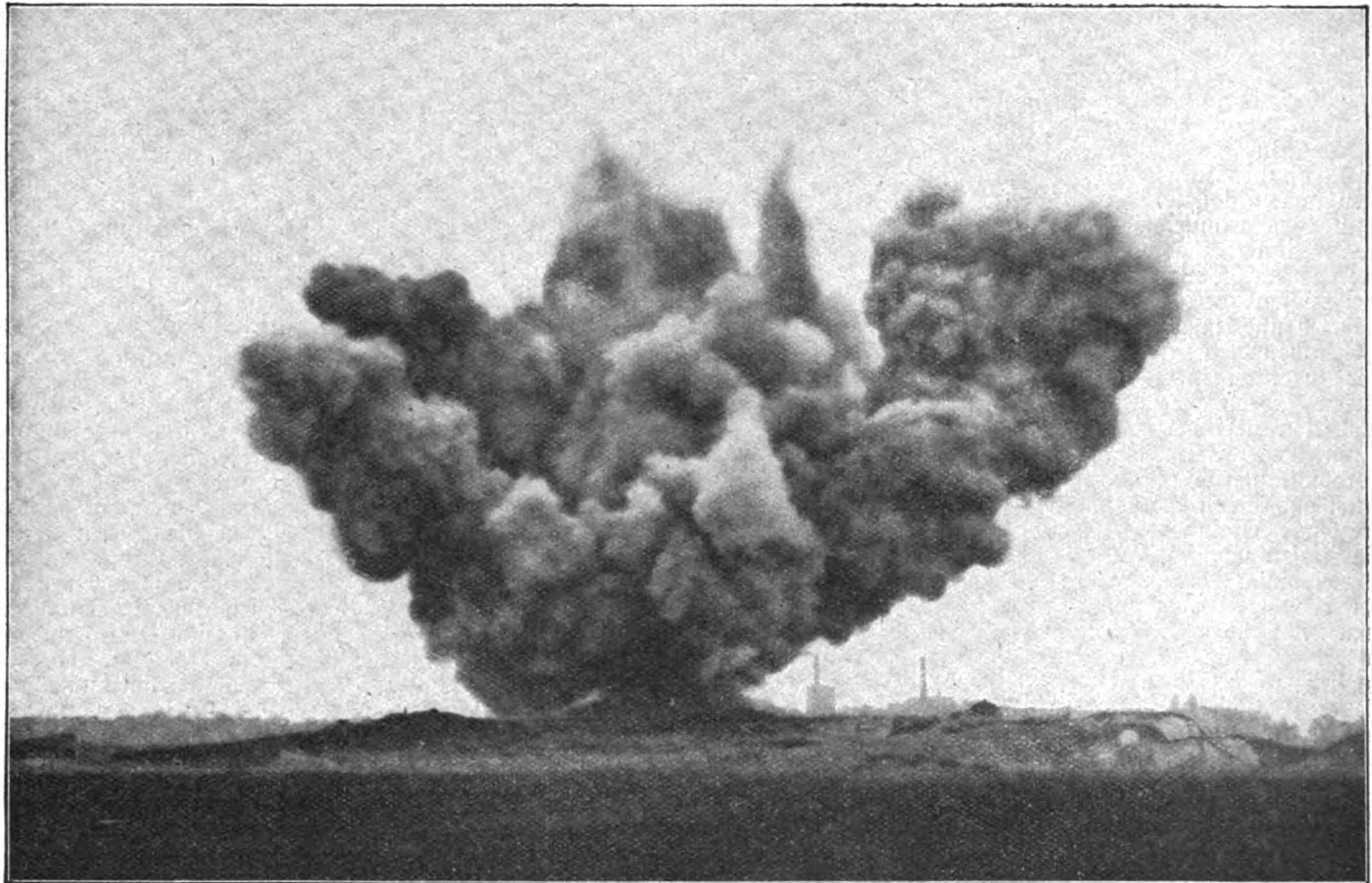
im Triumph in Czernowitz einziehen. Die Versuche der Russen, die Stadt wieder in ihren Besitz zu bringen, blieben erfolglos. Der Kampf war sehr heftig, doch der Feind konnte auf keinem einzigen Punkt der langen Kampflinie vorrücken.

Anfang November entwickelten sich am Pruth Vorpostengefechte. Österreichisch-ungarische Truppen überschritten diesen Fluß einige Kilometer nördlich von Czernowitz und überfielen die Russen, die, völlig überrascht, nur kurzen Widerstand leisteten und den Rückzug antraten. Sie gerieten dabei in den Schußbereich der feindlichen Geschütze, die furchtbare Verheerungen anrichteten. Das Schlachtfeld bedeckten förmliche Berge von Russenleichen. Ende des Monats sahen sich unsere Verbündeten jedoch infolge der allgemeinen Kriegslage genötigt, Czernowitz zu räumen, und nun begannen für die Stadt Schreckenstage, über die im „Pester Lloyd" folgende Einzelheiten berichtet wurden:

„Am 27. November, um zwei Uhr nachmittags, nachdem die österreichisch-ungarischen Truppen abgezogen waren, ritten die ersten Kosakenpatrouillen (s. Bild S. 47) in die Stadt. In den darauffolgenden Stunden erschien die gesamte russische Reiterei, mehr als 10 000 Kosaken, dann die Infanterie, deren Einmarsch bis spät in die Nacht dauerte. Dem an der Spitze der Truppen einrückenden russischen Offizier übergab eine städtische Abordnung die Stadt und bat um Schonung für die Bürgerschaft. Der Offizier versprach dies, allein die russischen Soldaten kehrten sich wenig daran. Sofort begannen sie mit dem Plündern der Geschäfte und Wohnungen. In den rumänischen Vorstädten Rosch, Herecza und Kolokuczka wüteten sie besonders. Den armen rumänischen Bauern wurde das Vieh aus dem Stalle getrieben und die gesamten Heu- und Futtervorräte weggeschleppt. Im Innern der Stadt wurden bei vielen Läden die Rolladen heruntergerissen, die großen Glasscheiben eingedrückt und alle Waren weggetragen. Viele Flüchtlinge hatten ihre Flucht verzögert und befanden sich noch in der Umgebung von Czernowitz. Die Kosaken ritten ihnen nach und nahmen ihnen all ihr Hab und Gut ab. Jeder, dem sie begegneten, wurde gezwungen, seinen Pelz, seine Uhr und sein ganzes Bargeld herzugeben. Drei Tage dauerte dieses ruchlose Treiben. Endlich entschloß sich der kommandierende Offizier auf dringende Vorstellungen der Bürgerschaft, den Plünderern Halt zu gebieten. Mit einer Nagaika zog er durch die Straßen, und wenn er Soldaten beim Plündern ertappte, prügelte er sie entweder persönlich durch oder ließ sie abführen. Doch auch diese harte Maßregel half nur wenig. Die russischen Soldaten können sich eben das Plündern nicht abgewöhnen."

* * *

Den letzten, dem Seekrieg gewidmeten Abschnitt (Bd. I S. 387) konnten wir mit Ruhmestaten der deutschen Flotte schließen: der Seeschlacht bei Chile und der Beschießung der englischen Küste bei Yarmouth. Wir haben darin auch der Erfolge gedacht, die der deutsche Kreuzer „Emden" erzielte (s. a. Bd. I S. 254). Als die durch ihn veranlaßte Stockung des britischen Seehandels im Indischen Meer immer bedrohlicher geworden war, hatten zahlreiche englische Kreuzer, die man ausgesandt hatte, um die „Emden" aufzubringen, zusammen mit russischen, japanischen, französischen Schiffen und solchen der australischen Kriegsmarine ein wahres Kesseltreiben veranstaltet, bis sie endlich am 9. November das edle Wild zur Strecke brachten.

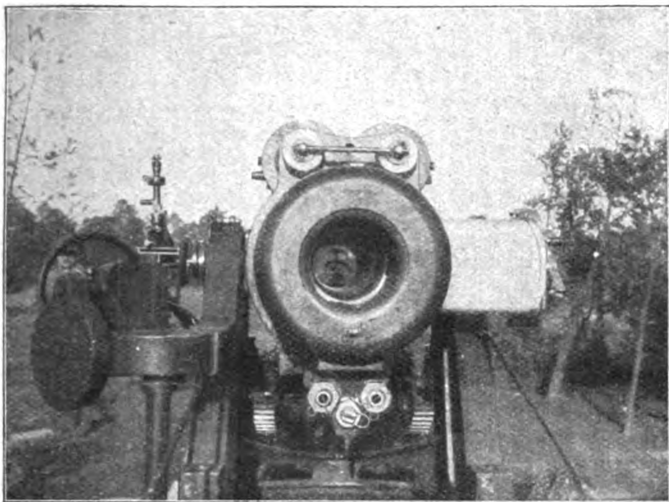


Phot. C. Seebald, Wien.

Einschlagen und Krepieren einer österreichisch-ungarischen 30,5-cm-Granate.

Lange Zeit war es der „Emden" gelungen, sich der Verfolgung zu entziehen. Da ereilte sie das Schicksal, als sie den Kokosinselarchipel im Indischen Ozean aufsuchte und dort auf der Insel Keeling die englische Funkenstation und die dort mündenden Kabel zerstörte.

Es ist ein tragisches Geschick, daß unser Kreuzer gerade bei der Durchführung dieser für ihn wichtigen Aufgabe überrascht wurde. Die „Emden" hatte einen Teil ihrer Besatzung ans Land geschickt, um die Kabellandungstellen und die Funkenstation zu zerstören. Sie wurde nun von dem australischen Kreuzer „Sydney" entdeckt und zum Kampf gestellt. Dieser Kreuzer hat wie sein Schwesterschiff „Melbourne", das gleichfalls an der Jagd auf die „Emden" teilgenommen hat, eine Wasserverdrängung von 5600 Tonnen und eine Geschwindigkeit von $25^1/_2$ Seemeilen in der Stunde. Die Bestückung besteht aus acht 15-cm-Schnelladegeschützen, acht kleineren Schnellfeuerkanonen und Mitrailleusen. Die Geschütze dieses Schiffes, das erst im Jahre 1912 vom Stapel gelaufen ist, sind durchweg allerneuester Konstruktion. Demgegenüber konnte die „Emden",





Der Mörser in Ladestellung.

Dazu wird seine Seelenachse wagrecht gestellt. Den Verschluß sieht man rechts herausgezogen. So kann man durch das Tor hindurchblicken. Ein Mann der Bedienung macht sich das Vergnügen, uns durch die „Seele“ von der Mündung her entgegenzuschauen.

Links ein Mann mit der in einer Metallbüchse — „Kartuschhülse“ — eingeschlossenen Pulverladung. Nach der Granate wird die „Kartusche“ in die Seele nachgeschoben und dann der Verschluß geschlossen.



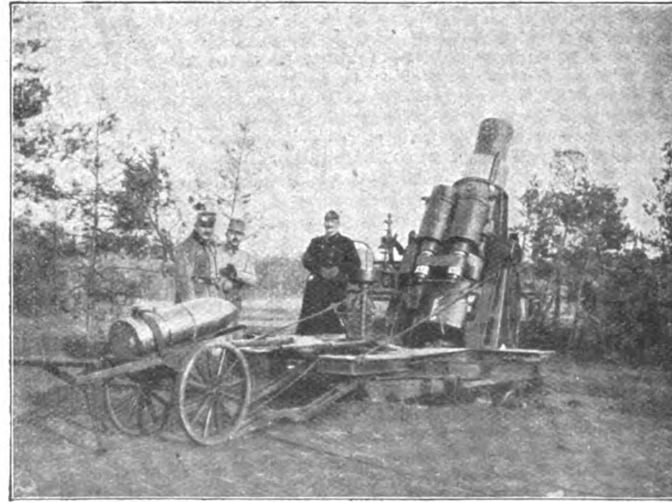
Der Granate wird der Hebegürtel umgelegt.
Sobald die Zange geschlossen ist, genügt ein leichter Zug an der Kette das Geschoß abzuheben.



Transport der Granate.
Im Hintergrunde der Kran mit Flaschenzug, um das Geschoß auf den Karren und zum Bodenstück des Mörsers zu winden.



Vorstoßen der Granate in den Geschoßraum.



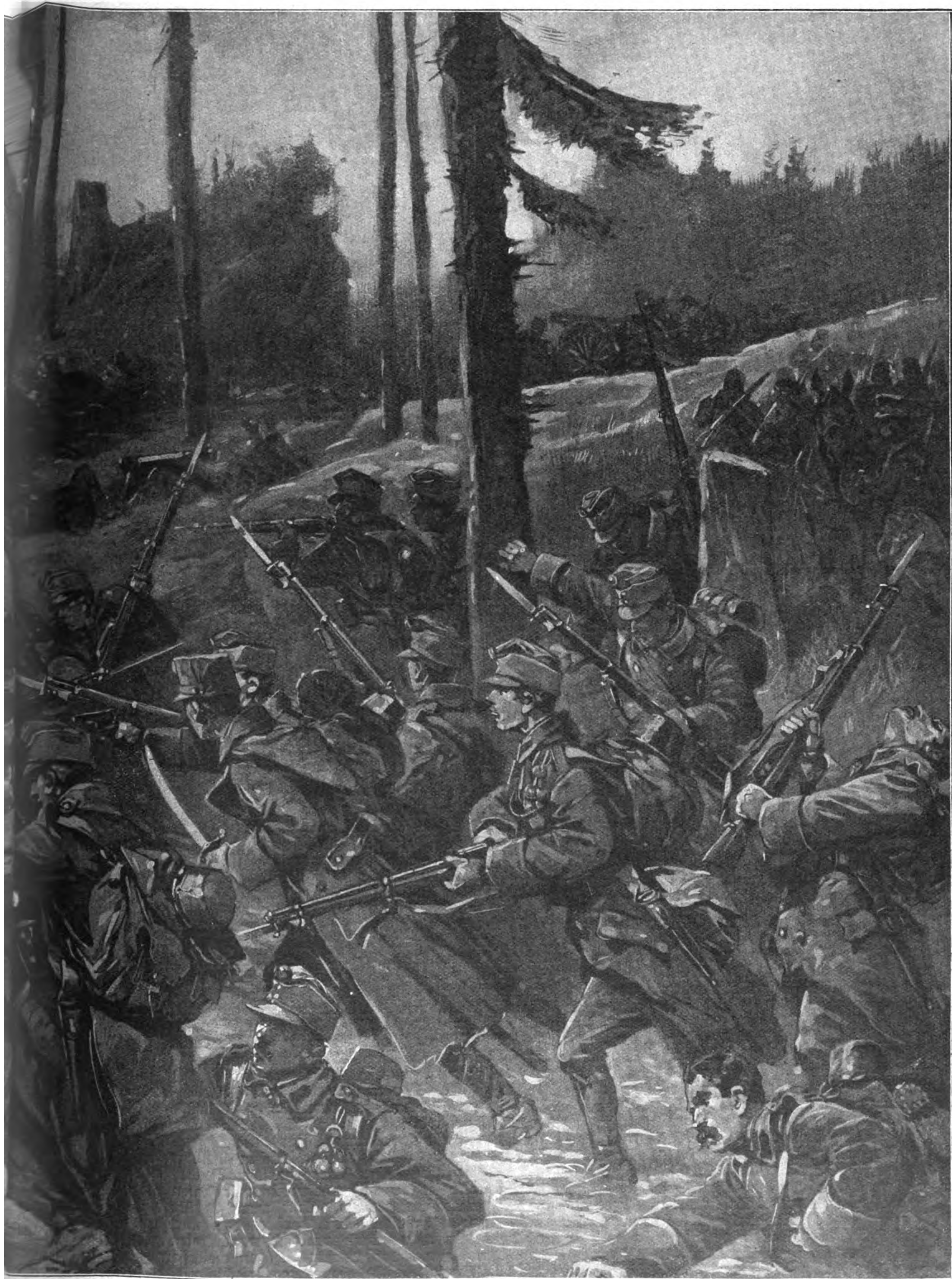
Der 30,5-cm-Mörser hinter einem Gebüsch feuerbereit.
Im Vordergrunde der zweirädrige Karren, auf dem die Granate herangefahren wird.

Die österreichisch-ungarischen Mörserbatterien.



Vertreibung der Russen aus d

Nach einer Originalze



Uszoker Paß in den Karpathen.
ung von Fritz Neumann.

die bloß 3600 Tonnen Wasserverdrängung hatte und dem australischen Kreuzer auch an Geschwindigkeit um ungefähr eine Meile nachstand, um so weniger aufkommen, als sie nur mit zwölf 10-cm-Geschützen und zwei Mitrailleusen bestückt war. Zum Kampf gezwungen, wehrte sie sich bis zum Äußersten. Englische Berichte gaben an, daß der australische Kreuzer unter dem Feuer der „Emden“ sehr schwer gelitten habe, und erst nach hartnäckigem Kampfe, nachdem die Engländer drei Tote und drei Verwundete eingebüßt hatten, gelang es, die „Emden“ in Brand zu schießen. Sie wurde auf den Strand gesetzt und verbrannte. Den Überlebenden soll von seiten der Besatzung der „Sydney“ alle Hilfe geleistet worden sein. Wacker und mit größter Geschicklichkeit hat die „Emden“ ihre Aufgabe erfüllt, und hartnäckig kämpfend, bis zum letzten Atemzuge für die Ehre der Flagge einstehend, harrte die Bemannung aus im feindlichen Geschoßhagel. In ruhmvollem Kampf ist die „Emden“ zugrunde gegangen.

Nach einem vom Reuterschen Büro am 11. November verbreiteten amtlichen Bericht sind der Kapitän v. Müller und der Leutnant zur See Franz Joseph Prinz von Hohenzollern unverwundet in Gefangenschaft geraten. Die Verluste der „Emden“ betrugen nach diesem Bericht 200 Tote und 30 Verwundete. Die englische Admiralität ordnete an, daß den Überlebenden alle kriegerischen Ehren zu erweisen seien und daß der Kapitän sowie die Offiziere ihre Säbel behielten.

Aber auch vom Kapitän der „Emden“ v. Müller (s. Bild Bd. I S. 254) ist, wenn auch erst zwei Wochen später, ein Bericht in Deutschland eingetroffen, der am 26. November durch das Wolffsche Büro amtlich verbreitet wurde. Dieser Bericht lautet:

„Der englische Kreuzer ‚Sydney‘ näherte sich den Kokosinseln mit hoher Fahrt, als dort gerade eine von S. M. S. ‚Emden‘ ausgeschiffte Landungsabteilung das Kabel zerstörte. Das Gefecht zwischen den beiden Kreuzern begann sofort. Unser Schießen war zuerst gut, aber binnen kurzem gewann das Feuer der schweren englischen Geschütze die Überlegenheit, wodurch schwere Verluste unter unserer Geschützbedienung eintraten. Die Munition ging zu Ende, und die Geschütze mußten das Feuer einstellen. Obwohl die Ruderanlage durch das feindliche Feuer beschädigt war, wurde der Versuch gemacht, auf Torpedoschußweite an ‚Sydney‘ heranzukommen. Dieser Versuch mißglückte, da die Schornsteine zerstört waren und infolgedessen die Geschwindigkeit der ‚Emden‘ stark herabgesetzt war. Das Schiff wurde deshalb mit voller Fahrt an der Nord- (Luv-) Seite der Kokosinseln auf ein Riff gesetzt.

Inzwischen war es der Landungsabteilung gelungen, auf einem Schoner von der Insel zu entkommen. Der englische Kreuzer nahm die Verfolgung auf, kehrte aber am Nachmittag wieder zurück und feuerte auf das Wrack S. M. S. ‚Emden‘.

Um weiteres unnützes Blutvergießen zu vermeiden, kapitulierte ich mit dem Rest der Besatzung.

Die Verluste S. M. S. ‚Emden‘ betragen: 6 Offiziere, 4 Deckoffiziere, 26 Unteroffiziere und 93 Mann gefallen; 1 Unteroffizier, 7 Mann schwer verwundet.“

Das deutsche Volk wird den mit der „Emden“ ruhmreich Untergegangenen ein dauerndes Andenken bewahren, und die Stadt Emden beschloß, den Toten ein Denkmal zu setzen. Übrigens ist anzunehmen, daß nicht alle Vermißten von der Mannschaft der „Emden“ auch umgekommen sind. Wie berichtet wurde, ist ein Teil der Mannschaft, der zur Zeit des Gefechts an Land war, auf einem alten Schoner entkommen. Eine Meldung aus Batavia besagt, daß letzterer am 28. November mit wohlbehaltener Besatzung den Almahafen von Padaua bei Sumatra angelaufen habe und am nächsten Abend weitergesegelt sei.

Gleichzeitig mit der Meldung von der Zerstörung der „Emden“ erhielten wir unterm 11. November aber auch die Nachricht, daß der kleine Kreuzer „Königsberg“ im Rufigifluß in Deutsch-Ostafrika blockiert worden sei. Nachdem nämlich der Zufluchtsort des Kreuzers durch den Angriff auf „Pegasus“ am 17. September bekannt geworden war, ließ die englische Admiralität einige schnelle Kreuzer in den ostafrikanischen Gewässern vereinigen. Am 30. Oktober gelang es dem englischen Kreuzer „Chatam“, die „Königsberg“ zu entdecken, als sie sich sechs englische Meilen den Rufigifluß aufwärts, gegenüber der Insel Mafia in Deutsch-Ostafrika, in seichtem Wasser aufhielt. Ein Teil der Besatzung der „Königsberg“ war gelandet und hatte sich am Flußufer verschanzt. Nachdem die Verschanzungen des Schiffes vom Kreuzer „Chatam“ bombardiert worden waren, wurde es durch Versenken eines Kohlendampfers in der einzigen passierbaren Fahrrinne blockiert, so daß es an der Ausfahrt verhindert ist.

Die Besatzung der „Königsberg“ aber hat vom Ufer aus scharfe Wacht gehalten und ist weder den Engländern in die Hände gefallen noch getötet worden, sondern dürfte die deutschen Streitkräfte in Afrika oder die der aufständischen Buren vermehrt haben. Das Ende des Krieges wird uns hierüber Aufklärung bringen.

Am 11. November fiel das englische Kanonenboot „Niger“ einem deutschen Unterseeboot zum Opfer. Bei dieser Tat unserer Marine verdient besondere Beachtung, daß sie im Kanal vor Dover ausgeführt wurde. Unsere Unterseeboote wagten sich also geradezu in des britischen Löwen Rachen hinein und scheuten sich nicht, aus dem gewiß sorgsam gehüteten Ärmelkanal ihre Opfer zu holen. Der Vorgang spielte sich folgendermaßen ab: Am 11. November lag das Kanonenboot „Niger“ ungefähr 3 Kilometer von der Hafenmole in Deal vor Anker. Gerade um zwölf Uhr mittags ertönte eine gewaltige Detonation, die von ausbrechendem Dampf und Rauch begleitet war. Das Schiff wurde unter dem Vormast getroffen und fing augenblicklich an zu sinken. In einer Viertelstunde war es in den Wellen verschwunden. Ein Mitglied der Besatzung behauptete, der Torpedo sei aus einer Entfernung von 500 Metern lanciert worden. Die Mehrzahl der Besatzung war eben unten bei der Mahlzeit, als plötzlich der Befehl erklang, die wasserdichten Schotten zu schließen. Man eilte nach oben. Gleich darauf wurde das Schiff getroffen. In Deal und Kingsdown hatte man den Unfall bemerkt und sofort Anstalten getroffen, um die umherschwimmenden Mannschaften zu retten.

In diesem Falle wurde gleich von den Engländern zugegeben, daß ein deutsches Unterseeboot die Vernichtung des Schiffes vollbracht habe. In der Regel suchen dies die Engländer dadurch zu verheimlichen, daß sie erklären, das betreffende Schiff sei auf eine Mine gestoßen. Unsere Marineleitung hält es vielfach nicht für angezeigt, diesen Märchen zu widersprechen. Es bleibe also dahingestellt, ob das englische Torpedoboot „Druand“, das am 15. November an der Küste von Schottland auf eine Mine gelaufen sein soll und gesunken ist, nicht auch das Opfer eines unserer Unterseeboote geworden ist. Auch hierbei wurde die Mannschaft gerettet.

Ein für unseren Seekrieg gegen Rußland bedeutungsvolles Ereignis war, wie kurz darauf der deutsche Admiralstab mitteilte, die Sperrung der Einfahrten des Libauer Hafens durch versenkte Schiffe seitens unserer Ostseestreitkräfte und die Beschießung der militärisch wichtigen Anlagen. Torpedoboote, die in den Hafen eindrangen, stellten fest, daß keine feindlichen Kriegschiffe im Hafen waren.

Die Bedeutung des deutschen Erfolges lag darin, daß die Russen nach der Sperrung des Libauer Hafens in der Ostsee keine Kriegshäfen mehr besaßen, weil Libau der einzige Kriegshafen in dieser Gegend ist, der auch für große Schiffe die nötige Tiefe aufweist. Da Libau zugleich der einzige eisfreie Kriegshafen der Ostsee ist, so sind mit dem Eintritt strenger Kälte die russischen Schiffe zur Untätigkeit verurteilt. Aber auch der in der Ostsee kreuzende Teil der russischen Flotte findet nach dem Zufrieren der finnischen und bottnischen Häfen keinen Zufluchtsort mehr, wo er einigermaßen geschützt liegen könnte.

Am selben Tage wurde der deutschen Marine ein Hilfskreuzer, wenn auch nicht vernichtet, so doch für den gegenwärtigen Krieg entzogen. Die „Berlin“ war am 16. November in den norwegischen Kriegshafen Drontheim eingelaufen. Nach völkerrechtlichen Bestimmungen muß das Kriegschiff einer kriegführenden Macht, sobald es ohne Erlaubnis den Kriegshafen einer neutralen Macht anläuft, entwaffnet werden. Auch wenn es überhaupt einen fremden Hafen anläuft, darf es dort nur so viel Kohlen einnehmen, als es bis zum nächsten neutralen Hafen braucht, und ferner darf es nur Schäden ausbessern, die seine Seefähigkeit, nicht aber seine Gefechtskraft beeinträchtigen. Da der Kommandant des Schiffes innerhalb der gestellten Frist nicht in der Lage war, den Hafen zu

verlassen, so mußte er sich darein fügen, daß am 17. November mit der Abrüstung des Hilfskreuzers begonnen wurde.

Von größerer Bedeutung für uns war ein Ereignis, dem das deutsche Unterseeboot „U 18" zum Opfer fiel. Am 23. November wurde dieses Boot durch ein englisches Patrouillenfahrzeug an der Nordküste Schottlands zum Sinken gebracht. Ein Mann der Besatzung des englischen Torpedobootzerstörers „Garry", das 3 Offiziere und 23 Mann der Besatzung rettete, berichtete darüber folgendes:

Eines der Patrouillenfahrzeuge, das aus dem Hafen herausfuhr, signalisierte plötzlich, daß es auf ein Unterseeboot gestoßen sei. Unser Kommandant ließ sofort Dampf ansetzen. Wir konnten das Unterseeboot in der Richtung des Ankerplatzes fahren sehen, verfolgten es und gaben ihm die volle Breitseite. Plötzlich sahen wir das Unterseeboot an die Oberfläche kommen. Als die Bemannung nach oben kam, sank das Fahrzeug sofort wieder, und die Besatzung wurde auf das Wasser geschleudert. Wir nahmen sie an Bord und erfuhren von den Geretteten, daß einer ihrer Kameraden im unteren Raum des Bootes die Klappe geöffnet habe, um es zum Sinken zu bringen. So konnten wir uns des Bootes nicht bemächtigen. Einer der Deutschen, der Englisch spricht, hat erzählt, daß die Offiziere und die Besatzung des Unterseebootes ausgelost hätten, wer in den Unterraum gehen solle, um das Boot zu vernichten, sobald die Sicherheit der anderen feststand. Das Los sei dabei auf einen der Maschinisten gefallen. Dieser Held hat sich also geopfert, um das Schiff nicht in die Hände der Feinde gelangen zu lassen.

Am selben Tage, an dem wir den Verlust des Unterseebootes „U 18" zu beklagen hatten, erhielten wir die Nachricht, daß der englische Überdreadnought „Audacious" an der Nordküste Irlands auf eine Mine gelaufen und gesunken sei. Die englische Admiralität hielt das Ereignis zunächst allerdings streng geheim, um Aufregung im Lande zu vermeiden, auf die Dauer ließ es sich jedoch nicht verschweigen, und wieder sollte eine Mine die Ursache des Unfalls gewesen sein. Aber auch hier sprechen alle Umstände dafür, daß ein deutsches Unterseeboot die Tat verrichtet hat, der eines der stolzesten Schiffe der Engländer zum Opfer fiel. Zwei Augenzeugen der Katastrophe von der Besatzung der „Olympic", die am 27. Oktober an der irischen Küste die Mannschaft des untergegangenen englischen Kriegschiffes gerettet und nach Lough Swilly, einem nordirischen Flottenstützpunkt, gebracht hat, gaben folgende Schilderung des Ereignisses:

„Nachdem die ‚Olympic' Neuyork am 21. Oktober verlassen hatte, hörten wir, daß von der Nordostküste Irlands Minen gemeldet seien. Die Fahrt ging aber gut vonstatten, bis wir am 27. Oktober vormittags zehn Uhr die Toryinsel an der irischen Küste sichteten. Es war ein trüber, kalter Morgen mit scharfem Westwind und hochgehender See. Um elf Uhr erblickten wir voraus zwei Kriegschiffe. Das größere rollte schwer und lag so tief, daß die Sturzseen das Achterdeck überspülten. Das war der ‚Audacious'. Zuerst dachten wir an nichts Schlimmes, bis das andere Schiff — wie sich herausstellte, war es der Kreuzer ‚Liverpool' — im Zickzack hin und her zu fahren begann, quer vor den Kurs der ‚Olympic'. Das wurde ungefähr 15 Minuten fortgesetzt.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Russische Kosakenwache in Czernowitz.

Inzwischen waren wir dicht genug herangekommen, um vom Deck aus, ohne Zuhilfenahme eines Glases, beobachten zu können, daß das Kriegschiff die Notflagge, eine blau und weiß gewürfelte Fahne mit dem Buchstaben N des internationalen Signalkodes, an seinem großen Signalmast gehißt hatte. Der Kreuzer hatte vorwärts gegen die ‚Olympic' zu weiter seine Kreise beschrieben, um sicher zu sein, daß keine Minengefahr mehr vorliege. Wir stoppten auf 500 Yard von dem rettungslos verlorenen Kriegschiff, und einige Minuten später kam der Befehl: ‚In die Boote!' Vierzehn Rettungsboote wurden zuerst auf Backbord losgemacht, dann wieder eingehängt und auf Steuerbord heruntergelassen. Sie wurden mit Matrosen, Heizern und Stewards von der ‚Olympic' ohne irgendwelche Aufregung bemannt. Unterdessen stieß von dem Kriegschiff ein Boot mit fünf Mann ab, das von der schweren See alsbald umgeworfen wurde; ein Mann ertrank, während die übrigen gerettet wurden. Die Rettungsboote gebrauchten eine halbe Stunde, um das Kriegschiff zu erreichen. Die Mannschaft des bereits teilweise untergesunkenen Schiffes sprang, als sie die Boote erblickte, vom Geländer herab.

Während des Rettungswerkes erschienen verschiedene Torpedoboote, Fischerdampfer und kleine Kreuzer auf der Bildfläche, die durch drahtlose Anrufe der ‚Liverpool' herbeigeholt waren. 250 Leute von der Besatzung des ‚Audacious' wurden von der ‚Olympic' übernommen und 450 andere auf die übrigen Schiffe verteilt. Die verbleibenden 200 wurden auf dem Vorderschiff des ‚Audacious' versammelt, um bei dem Versuche, zu helfen, das Schiff zu bergen.

Jetzt lag der ‚Audacious' sehr tief im Wasser. Die Mine hatte um acht Uhr das Leck gerissen, und ungefähr fünf bis sechs Stunden lang war das Wasser durch das auf Backbord entstandene Loch hereingebrochen. Das Geländer des Achterdecks stand unter Wasser, und die Backbordgeschütze in dem großen Gefechtsturm ragten eben aus dem Wasser heraus. Um ein Uhr war die Mannschaft der ‚Olympic', nachdem einzelne Boote nicht weniger als drei Fahrten gemacht hatten, an Bord zurückgekehrt. Die vierzehn Rettungsboote ließ man treiben, da es bei der schweren See nicht möglich war, sie wieder heraufzuwinden.

Die Leute des ‚Audacious' haben zumeist nur das nackte Leben gerettet und mußten auf der ‚Olympic' mit Kleidern versehen werden.

Damit die Nachricht von dem Untergang eines der besten Schiffe der Marine nicht bekannt werde, hielt die Admiralität die ‚Olympic' eine Woche in Lough Swilly fest. Alle Passagiere versprachen, keine Mitteilungen zu machen, als sie in Belfast landeten. Erst als die 900 Mann der Besatzung in ihre Heimat zurückkehrten, tauchte das Gerücht auf, der ‚Audacious' sei untergegangen, aber es wurde in englischen Zeitungen nicht veröffentlicht. In Seemannskreisen nimmt man an, daß die Admiralität den Befehl, das Kriegschiff in die Luft zu sprengen, nur aus dem Grunde gegeben habe, um das Wrack vor dem Feinde zu verbergen und dadurch zu ver-

hindern, daß die Nachricht so bald bekannt werde. Die Wassertiefe beträgt an der Stelle, wo das Unglück sich ereignete, 162 Fuß, so daß das Wrack der Schiffahrt nicht gefährlich werden kann."

Bald erhielten wir wieder neue Nachrichten von der Tätigkeit unserer Unterseeboote. Es war am 23. November vier Uhr nachmittags. Das Meer war ruhig und das Wetter etwas dunstig, als der Kapitän des der Cunardlinie gehörigen Dampfers „Malachite" (2000 Tonnen), der aus Liverpool nach Le Havre bestimmt war, in einer Entfernung von vier Meilen von der Küste in ganz geringem Abstand von seinem Schiffe plötzlich ein Unterseeboot vor sich auftauchen sah. Auf seinem Deck erschienen sogleich Matrosen, die die deutsche Kriegsflagge hißten. Der Kommandant des Bootes rief dem englischen Kapitän zu, er müsse das Schiff in den Grund schießen, man möge sich beeilen, es zu verlassen, er gebe ihm hierzu zehn Minuten Zeit. Dem Kapitän blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Als die Besatzung gerade dabei war, aus Leibeskräften in ihren Schaluppen dem Hafen von Le Havre zuzurudern, konnte sie sehen, wie das Unterseeboot den „Malachite" in Brand schoß, hierauf untertauchte und verschwand. Abends neun Uhr erreichte der Kapitän mit seinen Leuten den Hafen von Le Havre und erstattete sofort Bericht an die Behörden, die aus den vernommenen Kanonenschüssen schon ihre Schlüsse gezogen hatten. Wegen des Vorhandenseins eines brennenden Schiffes wurde sofort die Sperrung des Hafens für alle abgehenden Schiffe verfügt. Bis Mitternacht brannte der Dampfer „Malachite" immer noch. — Dasselbe Unterseeboot, das diesen Dampfer in den Grund bohrte, zog wieder zu neuen Taten aus, und am 26. November beschoß es den englischen Dampfer „Primo" auf der Höhe von Kap Antifer. Die Bemannung wurde gerettet. Kap Antifer liegt 24 Kilometer nördlich von Le Havre. Gleich nach dem Untergang des „Malachite" waren zwei Flottillen französischer Torpedojäger und Torpedoboote ausgeschickt worden. Diesen gelang es am 25. November, das deutsche Unterseeboot zu entdecken. Sie machten sogleich Jagd auf das Fahrzeug, das, sobald es sich verfolgt sah, untertauchte. Nachdem es dann am anderen Tage, dem 26. November, wie eben erwähnt, den englischen Dampfer „Primo" in Grund geschossen hatte, erschien das Boot am 28. November von neuem auf der Höhe des Kap Antifer, worauf es in nördlicher Richtung verschwand.

Eine für England gewiß unangenehme, für Deutschland aber um so erfreulichere Mitteilung sah sich der englische Marineminister Churchill genötigt in der Unterhaussitzung vom 26. November zu machen. Er teilte mit, daß das Linienschiff „Bulwark" am 25. November morgens bei Sheerneß in die Luft geflogen sei. Über 700 Mann der Besatzung seien umgekommen und nur 14 Mann gerettet worden. Diese erklärten sich überzeugt, daß die Ursache eine „innere Explosion des Magazins" gewesen sei, da keine Erschütterung des Wassers erfolgte. Das Schiff sank in drei Minuten und war verschwunden, als sich die dichten Rauchwolken verzogen hatten. Der Untergang des „Bulwark" bedeutete für die englische Flotte einen sehr schweren Verlust. Das Schiff stammt aus dem Jahre 1899, hatte 15 240 Tonnen Wasserverdrängung, 18—19 Meilen Geschwindigkeit, vier 30=cm=Geschütze und zwölf 15=cm=Geschütze, 750 Mann Besatzung.

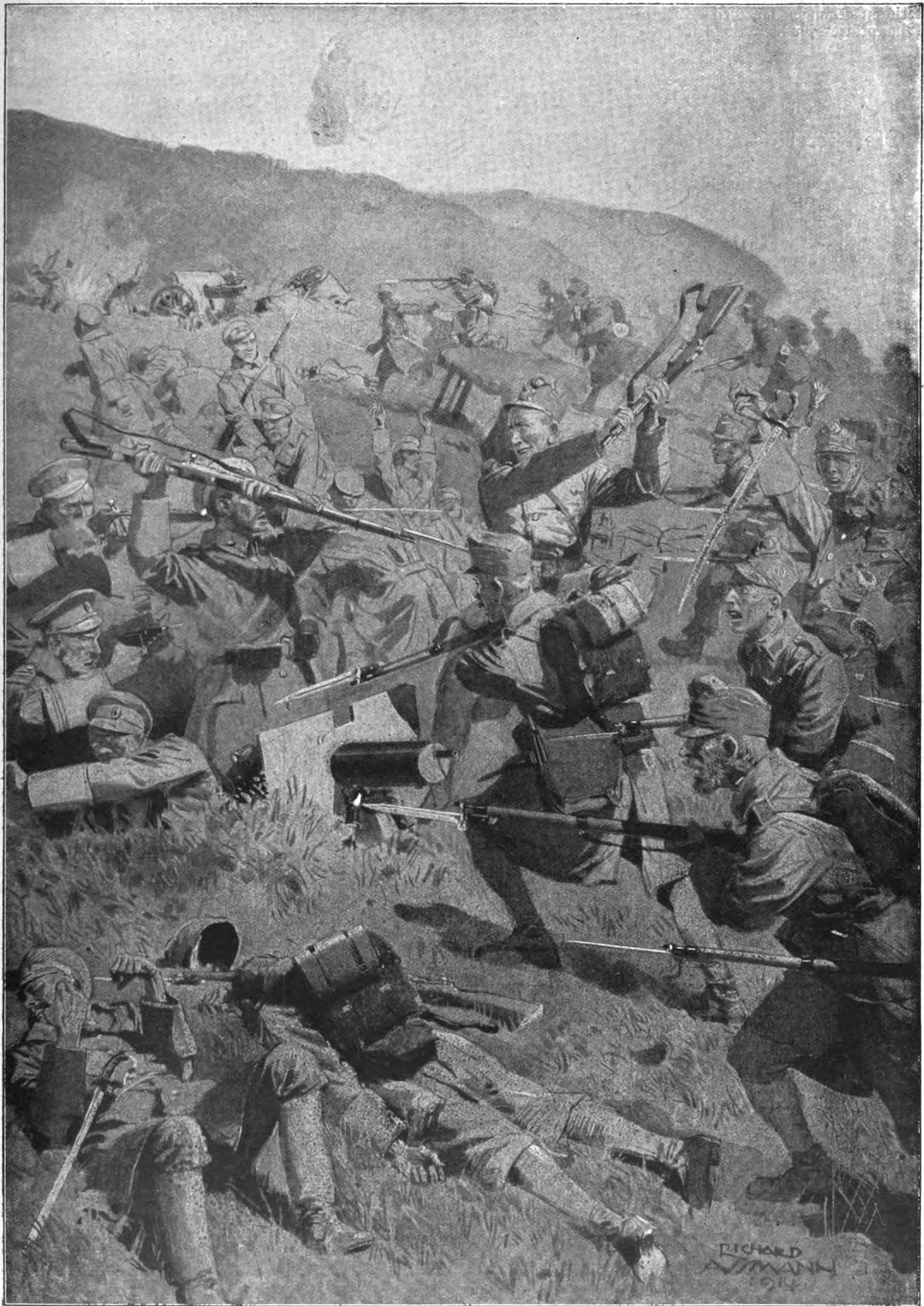
Auch hier geht die öffentliche Meinung nicht nur in Deutschland und England, sondern in der ganzen Welt dahin, daß die von Churchill angegebene „innere Explosion" des Schiffes ein Märchen sei und es sich auch hier um ein Meisterstück eines deutschen Unterseebootes handle. Verschiedene Fachartikel weisen nach, daß diese „innere Explosion" zu den unglücklichsten Ausreden gehöre, die Churchill hätte gebrauchen können. Es glaubt auch kein Mensch in England daran, und die Aufregung der englischen Bevölkerung über die Vernichtung zweier so großer Kampfschiffe, wie „Audacious" und „Bulwark", sowie über die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote im Ärmelkanal stieg mit jedem Tage.

Überhaupt tauchten gegen Ende November zahlreiche Meldungen auf über bedeutende Schiffsverluste der Engländer, wobei aber nicht nur Handelschiffe, sondern auch die größten Kampfschiffe der britischen Flotte in Frage kamen. So meldete das „Hamburger Fremdenblatt", daß die englischen Dreadnoughts „Benbow" und „Collingwood" vernichtet seien. Ferner wurde den „Münchner Neuesten Nachrichten" aus Amsterdam gemeldet, daß nach italienischen Blättern der australische Dreadnought „Australia" schon zu Beginn des Krieges gesunken sei. Weiter erfuhr man, daß zwei englische Kreuzer in der Humbermündung untergegangen, daß



Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Ulanen auf dem Marsch bei Hermanovice.



Erstürmung der russischen Höhenverschanzungen bei Turka am 30. Oktober 1914 durch die österreichisch-ungarischen Truppen.

Nach einer Originalzeichnung von R. Aßmann.

der Kreuzer „Warrior“ in der Adria auf eine Mine gestoßen und gesunken, und schließlich, daß der Kreuzer „Gloucester“ verloren gegangen sei, weil er von dem englischen Kreuzer „Blackprince“ für die „Breslau“ gehalten und so durch ein Schiff der eigenen Flotte zum Sinken gebracht wurde. Alle diese Meldungen sind bisher amtlich weder bestätigt noch widerrufen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die österreichisch-ungarischen Mörserbatterien.

(Hierzu die Bilder Seite 42 und 43.)

Deutschland und Österreich-Ungarn haben ganz unabhängig voneinander Geschütze gebaut, denen selbst die modernsten Festungsbauten nicht mehr standhalten können. Deutschland baute den 42-cm-Mörser, ein für die Beförderung auf Eisenbahnen eingerichtetes Geschütz. Auf den Kriegschauplätzen, mit denen voraussichtlich Österreich-Ungarn zu rechnen hatte, ist aber das Eisenbahnnetz sehr schütter, und die für einen Angriff in Betracht kommenden Festungen liegen meist weit im Feindesland, so daß man Angriffsgeschütze bauen mußte, die auf jeder Straße fortbewegt werden können. Man entschloß sich deshalb zum Motorzug.

Naturgemäß war das Höchstgewicht der einzelnen für den Mörserzug bestimmten Fahrzeuglast von vornherein beschränkt. Auf Grund der Untersuchungen ergab sich, daß ein Rohr von 30,5 Zentimeter den größten Durchmesser darstellt, der für die gegebenen Bedingungen in Betracht kommen konnte, und so entstand der 30,5-cm-Mörser der österreichisch-ungarischen Heeresverwaltung, der von den Skodawerken in Pilsen gebaut wird; wir haben über ihn schon Bd. I Seite 201 berichtet. Um ein der Wirkung weiterer Rohre gleichwertiges Geschütz zu erhalten, mußte die geringere Rohrweite durch Steigerung des Geschoßgewichtes, der Anfangsgeschwindigkeit und damit der Wurfhöhe wettgemacht werden. So wurde die zum Durchschießen der stärksten Betonwände erforderliche Durchschlagskraft erzielt.

Der 30,5-cm-Mörser verfeuert Bomben im Gewicht von 385 Kilogramm und wird durch einen Motorwagen von 100 Pferdestärken auf drei Anhängewagen bewegt. Diese Anhängewagen sind entsprechend der zu bewegenden Last gebaut und für die Beförderung des Rohres sowie der Lafette beziehungsweise der Bettung eingerichtet. Der sinnreiche Bau des Mörsers ermöglicht eine rasche Aufstellung des Geschützes; es kann in 40—50 Minuten nach seiner Ankunft schußbereit sein. Daher ist auch eine schnelle Entfernung möglich, so daß das Geschütz einen Stellungswechsel mit Leichtigkeit durchführen kann. Im Notfall kann selbst ohne Bettung, also auch auf dem Straßenkörper, geschossen werden. Der 30,5-cm-Mörser findet wegen seiner geringen Größe überall leicht Deckung und stellt daher ein für den Feind sehr schwer auffindbares und zu bekämpfendes Ziel dar.

Ein Bild von der Leistungsfähigkeit der Motorbatterien kann man sich aus folgendem Berichte machen: Unmittelbar nach der Ausladung setzten sich am 20. August 1914 zwei österreichisch-ungarische 30,5-cm-Motorbatterien in Marsch, bewältigten am ersten Tage 30 Kilometer, am zweiten 20 und eröffneten am dritten Tage das Feuer gegen die Nordforts von Namur. Nach dreitägiger Tätigkeit fällt Namur! Hierauf folgt eine weitere Fahrt von 60 Kilometern, die in drei Tagen beendet ist, und am 29. August beginnt die Tätigkeit vor Maubeuge, die bis zu dessen Fall am 8. September andauert. Hierbei wurden vor beiden festen Plätzen verhältnismäßig sehr wenige Schüsse verfeuert.

Die Kirche von Liedersingen und das Bahnwärterhaus bei Conthil.

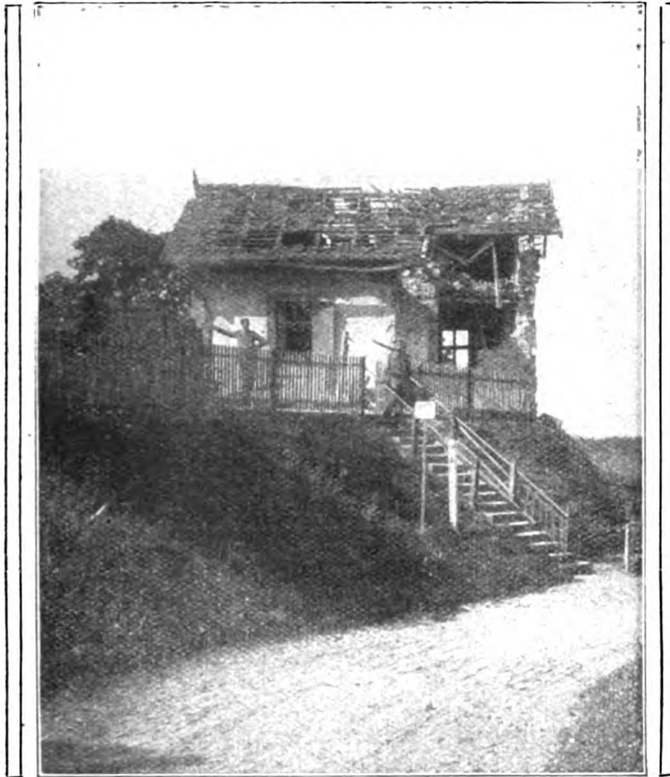
(Hierzu die Bilder der nebenstehenden Seite.)

Zwei heiß umstrittene Punkte aus der Schlacht in Lothringen vom August 1914. Die Kirche von Liedersingen war von den Franzosen als Beobachtungsposten eingerichtet; im oberen Stockwerk des Turmes war ein Maschinengewehr untergebracht. Unsere Abbildung gibt einen starken Eindruck von der gewaltigen Wirkung unserer Granaten, die den Offizierposten vom Turm herunterholten und das Maschinengewehr zum Schweigen brachten. Eine ganze Reihe Lothringer Kirchen haben das gleiche Schicksal erlebt wie die von Liedersingen. Sie mußten, ob sich schon die deutschen Batteriechefs aus Pietät anfänglich dagegen sträubten, unter Feuer genommen werden, da die feindlichen Truppen sie mit Vorliebe zu strategischen Zwecken ausnutzten. Selbstverständlich ging gleich nach der Beschießung das Geschrei über „die deutsche Barbarei“ in den französischen Blättern los. Man kennt ja Text und Melodie aus den Klageliedern, die um die Kathedrale von Reims in die Welt gingen. Im neutralen Ausland sollte gegen Deutschland und die deutsche Kriegführung dadurch Stimmung gemacht werden. Die Tatsachen



Kilophot G. m. b. H., Wien.

Zurückkehrende Flüchtlinge auf der Straße nach Neu-Sandec.



Das Bahnwärterhaus bei Conthil an der Strecke Chateau-Salins—Mörchingen.

sprechen aber lauter und eindringlicher als die entstellten feindlichen Berichte. Die Zerstörung lothringischer und französischer Kirchen ist allein auf das Schuldkonto der gegnerischen Heeresleitung zu setzen.

Um Conthil ging's heiß her am 20. August. Ein Bahnwärterhaus an der Strecke Chateau-Salins—Mörchingen wurde von einer französischen Maschinengewehrabteilung mit großer Zähigkeit verteidigt. Bayrische Reservetruppen und das Infanterieregiment Nr. 60 von Weißenburg haben hier heldenmütig gekämpft. Bei Conthil—Vergaville erhielten die Sechziger, in deren Geschichte der Tag von Düppel als Ehrentag verzeichnet steht, die Feuertaufe. Der Oberst, ein Major, ein Hauptmann und eine Reihe von Leutnants blieben bei diesem ersten Ansturm des Regiments auf lothringischem Boden. Das kleine, hartnäckig verteidigte Bahnwärterhaus wurde endlich von einer Maschinengewehrabteilung der Sechziger genommen. In der Nähe schlafen die ersten Tapferen des Regiments in heimatlicher Erde.

Die Beschießung von Soissons.

(Hierzu die Bilder Seite 52 und 53.)

Als in den ersten Tagen des September deutsche Ulanen über Meaux und Pontoise hinaus bis unter die Mauern von Paris streiften, besetzte die Armee des Generaloberstеn v. Kluck, die unaufhaltsam den fliehenden Franzosen folgte, ohne Kampf die vom Feind geräumten Festungen der Champagne, als deren wichtigster Stützpunkt neben dem heißumstrittenen Reims das an der Aisne gelegene Soissons, die alte Stadt der Suessonen, anzusehen ist; es schützt den Weg nach Paris, der von hier über Compiègne das Tal der Oise entlang nach St. Denis führt. Beim Nahen der deutschen Truppen hatten die Franzosen Hals über Kopf Soissons geräumt; sogar die städtischen Behörden waren geflohen, und nur eine beherzte und energische Frau versah das Amt des Maire. Sie übergab den Deutschen die Stadt und sorgte mit großer Umsicht, daß die Ordnung aufrecht erhalten blieb und es nirgends zu hinterhältigen Franktireurüberfällen kam. Nachdem die Franzosen ihre zersprengten Armeen längs der Seine gesammelt hatten und nun mit überlegenen Kräften gegen die Marne und Aisne vordrängten, gab man deutscherseits Soissons wieder auf und beschränkte sich darauf, von den Höhen, die das Tal der Aisne beherrschen, die Stadt unter Feuer zu halten, um die Franzosen am Überschreiten des Flusses zu hindern.

Am rechten Ufer der Aisne, auf den bewaldeten Bergen und Hügeln, war unsere Artillerie aufgestellt worden. Die von der Natur geschaffenen Höhlen wurden in Unterstände für Mannschaft und Offiziere umgewandelt, und wo es an einer entsprechenden Deckung fehlte, hatte man Tannen und Pappeln gefällt und mit diesen die Geschütze unsichtbar gemacht, daß sie auf deutscher Seite nur der Eingeweihte von den Bäumen und Erdhaufen zu unterscheiden vermochte.

„Für den, der nur auf sichtbare Ziele geschossen hat, war es außerordentlich lehrreich," erzählt Hermann Katsch im „Tag", „wie die Offiziere durch das Scherenfernrohr feststellten, wo eine Batterie aufgestellt schien, die uns ab und zu eine Granate herübersandte; dann wurde auf einer genauen Karte von Soissons der wahrscheinliche Ort, zum Beispiel eine Zuckerfabrik rechts neben einem kleinen Wäldchen festgestellt (siehe das Bild Seite 53). Dann erfolgte das Kommando für die Schüsse, und es dauerte nicht lange, da heulten die großen Geschosse über uns fort, tadellos an der angegebenen Stelle einschlagend. Während das Feuer fortgesetzt wurde, sah man einen Transport über eine Aisnebrücke östlich der Stadt. Das Feuer wurde umgelenkt, und mit geradezu überraschender Genauigkeit fiel eine der gefeuerten Granaten mitten auf die Brücke. Wir sahen bald auch Schrapnelle über der Batterie krepieren, die von einer anderen, links aufgestellten deutschen Batterie herrührten und sicherlich derselben französischen Batterie galten."

Am 8. Januar 1915 wurden die Kämpfe im Raume von Soissons erneut aufgenommen, die die schlechte Witterung der letzten Wochen stark behindert hatte. Sie führten nach mehrtägigem, erbittertem Ringen zu einem glänzenden Erfolg der deutschen Truppen, die den Feind auf einer Frontbreite von etwa 12 bis 15 Kilometer um 2 bis 4 Kilometer zurückwarfen trotz seiner starken Stellungen und seiner numerischen Überlegenheit. Mehr als 5000 Franzosen fielen hierbei in deutsche Gefangenschaft, 18 schwere



Kirche in Liedersingen.

und 17 leichte Geschütze mit einer außerordentlich großen Menge von Infanterie- und Artilleriemunition, Revolverkanonen, zahlreiche Maschinengewehre, Leuchtpistolen, Gewehr- und Handgranaten wurden erbeutet.

Diesen glorreichen Kampf führten die deutschen Truppen nach langen Wochen des Stilliegens in einem Winterfeldzug, während dessen meist Regenschauer und Sturmwind herrschten. Auch an den Kampftagen selbst hielten Regen und Wind an. Die Märsche erfolgten auf grundlosen Wegen, die Angriffe über lehmige Felder, durch verschlammte Schützengräben und über zerklüftete Steinbrüche. Vielfach blieben dabei die Stiefel im Kot stecken, der deutsche Soldat focht dann barfuß weiter.

Was unsere wundervollen Truppen, zwar schmutzig anzusehen, aber prachtvoll an Körperkraft und kriegerischem Geist, da geleistet haben, ist über alles Lob erhaben. Ihre Tapferkeit, ihr Todesmut, ihre Ausdauer und ihr Heldenmut fanden gebührende Anerkennung dadurch, daß ihr oberster Kriegsherr, der in jenen Stunden unter ihnen weilte, die verantwortlichen Führer noch auf dem Schlachtfelde mit hohen Ordensauszeichnungen schmückte. General der Infanterie v. Lochow wurde mit dem Orden Pour le Mérite und Generalleutnant Wichura mit dem Komtur des Hausordens der Hohenzollern ausgezeichnet (siehe die nebenstehenden Bilder).

Neben einer energischen, zielbewußten und kühnen Führung und der großartigen Truppenleistung ist der Erfolg der Schlacht bei Soissons der glänzenden Zusammenarbeit aller Waffen, vor allem der Infanterie, Feldartillerie, Fußartillerie und den Pionieren, zu verdanken, die sich gegenseitig aufs vollendetste unterstützten. Auch die Fernsprechtruppen haben nicht wenig zum Gelingen des Ganzen beigetragen.

Auf Truppen und Führer solchen Schlages kann das deutsche Volk stolz sein.

Hofphotograph Bieber, Berlin.
General der Infanterie v. Lochow.



Phot. H. Noack, Berlin.
Generalleutnant Wichura.

Die ruhmreichen Führer in der Schlacht bei Soissons.

Natürliche und künstliche Hindernisse im Feldkrieg.

(Hierzu die Bilder Seite 54 und 55.)

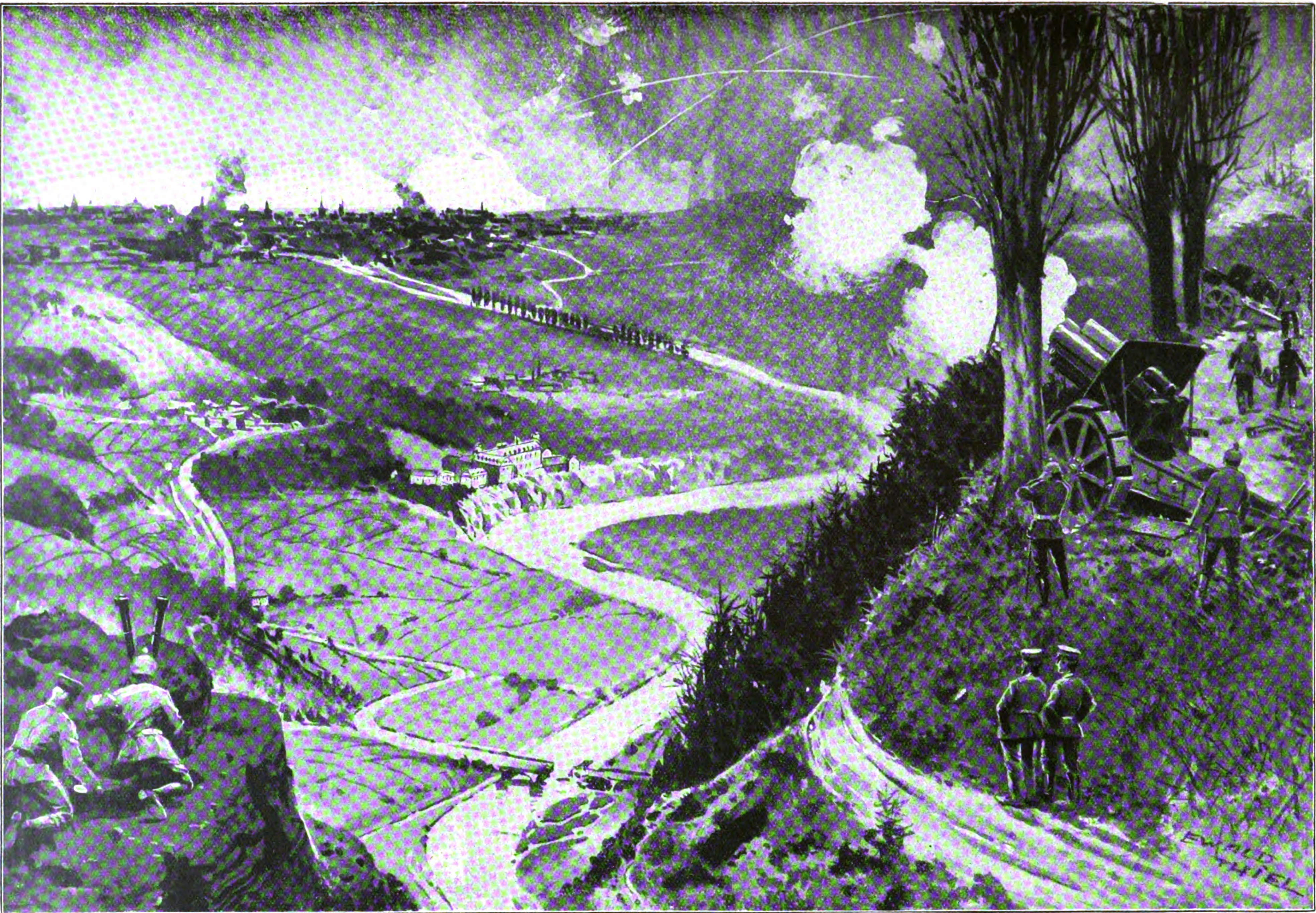
Hindernisse für das Vordringen der Truppen benutzt man, wie in früheren Jahren, so auch heute noch im Festungskriege sowohl wie im Feldkrieg, und ihre Überwindung oder Unschädlichmachung fordert nur allzuoft große Opfer. Die Hindernisse im Feldkrieg verfolgen den Zweck, den Gegner im wirksamsten Feuerbereich möglichst unvermutet aufzuhalten, ihm die Annäherung zu erschweren und so sich selbst vor Überraschungen zu schützen. Die eigene Bewegung dürfen sie keinesfalls hindern. Geschieht das letztere, so haben sie einen sehr bedingten Wert; deutlich tritt dies bei den Überschwemmungen in Westflandern (siehe das Bild Seite 54) zutage.

Zu den natürlichen Hindernissen gehören Einfriedigungen aller Art, Abhänge, steile Böschungen, Einschnitte, Gestrüpp und dann Wasserhindernisse aller Art, wozu besonders auch Sumpfland, nasse Wiesen und dergleichen zu zählen sind, die nur auf besonderen Übergängen überschritten werden können. Den hemmenden Einfluß solcher natürlicher Hindernisse sucht man noch künstlich zu steigern; vor Einfriedigungen zum Beispiel zieht man tiefe Gräben, die das Übersteigen erschweren, und das Gitterwerk durchzieht man mit Stacheldraht. Hinter der Einfriedigung verankert man Eggen, deren Zinken nach oben gerichtet sind, mit dem Boden. Einschnitte macht man durch Wolfsgruben, Minen, Eggen, Drahtnetze und dergleichen unpassierbar, Gestrüpp durch unregelmäßig gezogenen Stacheldraht.

Unter den rein künstlichen Hindernissen versteht man zunächst sogenannte Verhaue und Drahtnetze. Man stellt sie als Baum- und als Astverhaue her; der Sicht können sie nicht, oder doch nur schwer entzogen werden. Die Baumverhaue verwendet man hauptsächlich zum Schließen von Waldrändern, dann aber auch, wenn auch seltener, zum Sperren von Brücken, Engwegen usw. Die Bäume werden hierbei kreuzweise übereinander gelegt, mit den Kronen gegen den Feind; untereinander werden Äste und Stämme in wirrem Durcheinander mittels Stacheldraht verschlungen, auch wohl mit Spitzklammern aneinander befestigt. Die Astverhaue erfordern zu ihrer Herstellung viel Zeit und sind daher im Feldkrieg nicht besonders häufig; gerne verwendet man sie zur Absperrung solcher Teile des Vorfeldes, die dem Feinde Deckung bieten könnten. Hergestellt werden sie aus starken Ästen, die vom feineren Reisig befreit und vorn zugespitzt werden. Zwischen den einzelnen Ästen werden Latten durchgesteckt und diese mittels Haken- oder Kreuzpfählen im Boden befestigt. Auch hier erhöht man die Wirkung durch ein wirr verflochtenes Drahtnetz; oft verbindet man mit den Verhauen auch noch Berührungsminen, wodurch ihre Zerstörung sehr erschwert wird.

Die Drahthindernisse (Abb. Seite 55 unten) haben sich schon 1870/71 vorzüglich bewährt, und im russisch-japanischen Kriege boten selbst schwach angelegte Drahtnetze vor Port Arthur und auf den mandschurischen Schlachtfeldern den Japanern die größten Hindernisse. Am besten werden die Drahtnetze in der Weise hergestellt, daß schachbrettartig mannshohe Pfähle in einer Entfernung von etwa zwei Meter voneinander an möglichst harten Stellen in den Boden eingetrieben werden, so daß sie noch etwa einen Meter aus ihm herausschauen. Diese Pfähle geben dann die Netzpunkte ab für ein gewirrartig sich kreuzendes Geflecht aus Stacheldraht und sonstigem Draht. Die Zerstörung eines Drahthindernisses durch Pioniere sucht man durch Landminen zu erschweren; oft legt man auch noch Wolfsgruben in dem Bereich des Drahtnetzes an, aus denen es dann so gut wie kein Entrinnen mehr gibt.

Die eben erwähnten Landminen verwendet man sowohl als selbständiges Hindernis, wie auch zur Verstärkung anderer Hindernisse. Ihr Hauptwert liegt in der moralischen Wirkung und in dem Schutz, den sie durch ihren Alarm gegen feindliche Erkundungen und Überfälle bieten. Sie werden von den Pionieren gelegt und kommen als Erdminen (Flatterminen), zuweilen auch, besonders bei den Russen, als Steinminen zur Verwendung. Die Zündung der Sprengstoffe in Form von Minen erfolgt entweder selbsttätig oder aber elektrisch. Die selbsttätige Zündung kann zum Beispiel durch Schlagstifte in Verbindung mit Sprengkapseln bewirkt werden; in Tätigkeit tritt dann eine solche Vorrichtung bei dem Niedertreten einer leicht unterstützten Auftrittsfläche. Die elektrische Zündung gestattet durch



Beschießung von Soissons.

Nach einer Originalzeichnung von Ewald Thiel.

Leitungen aus gesicherten Ständen Zündung einzelner Minen oder von Gruppen solcher.

Viel Arbeit erfordern die sogenannten Wolfsgruben (Abb. Seite 55 oben), die auch in diesem Kriege, besonders auf französischer Seite, ausgiebig zur Verwendung kommen. Man bezeichnet mit diesem Ausdruck konische Löcher von etwa 2 Meter oberem Durchmesser, 70 bis 90 Zentimeter Sohlenbreite und 1,3—1,8 Meter Tiefe; die Sohle ist mit spitzen Pfählen ausgelegt. Man ordnet solche Löcher in mehreren Reihen schachbrettartig hintereinander an, und jener Soldat, der vor kurzem in einem Feldpostbrief schrieb: „Wer in diese Löcher hineingerät, der findet nicht mehr heraus" dürfte vollkommen recht haben. Auf dem mandschurischen Kriegschauplatz fanden diese Wolfsgruben seinerzeit ebenfalls Anwendung, und sie stellten das wirksamste russische Hindernis dar.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Von fünfhundert deutschen Pionieren in fünf Tagen hergestellte Brücke über das ganze Überschwemmungsgebiet an der Yser.

Die Schlacht bei Sommaisne.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Wegeskizze Seite 56 und das Bild Seite 57.)

An jedem Schlachttag des gewaltigen Ringens bei Sommaisne empfanden wir aufs neue: so hatte die Erde noch nie gedröhnt, so war der tiefblaue Sommerhimmel noch nie von weißen Schrapnellwölkchen bevölkert gewesen, so unerschöpflich hatten uns noch nie Granaten umpfiffen, und so viel Schwabenblut hatte der französische Boden noch nie getrunken. Mit berechtigtem Stolz werden einmal unsere heimkehrenden Truppen von dem einen tiefsten kriegerischen Erlebnis betonen: „Ich war bei der Schlacht von Sommaisne in vorderster Linie." —

Am 6. September hatte die Schlacht mit dem Gefecht von Evres begonnen. Schon vom frühen Morgen an lagen wir im Feuer der leichten französischen Artillerie, das uns anfangs keinen Schaden zufügte, da die Sprengpunkte zu hoch lagen, um uns wirksam bestreuen zu können. Allmählich stellten sich auch Granaten ein, die heulend in den ausgetrockneten Boden fuhren, um sich krachend zu entladen.

In lichten Schützenlinien gingen wir vor über die Höhen in Richtung auf das im Tal liegende Dörfchen Evres, das im Frieden 247 Einwohner zählen soll; jetzt lagen aber nur einige wenige alte Weiblein und Greise in den Kellern versteckt. Die Wohnungen und Scheunen waren leer. Bereits standen einige Gehöfte, durch französische Granaten entzündet, in Flammen. Häuserwände, Dachziegel stürzten auf die durchstürmenden Truppen und auf vereinzelte flüchtende feindliche Infanteristen. Immer weiter ging die wilde Jagd, an einem Wäldchen westlich der Straße Evres—Pretz vorbei, in das mit ohrenbetäubendem Lärm die Granaten einschlugen. Der Dorfausgang wurde nun auch unter Granatfeuer genommen. Furchtbar war es anzusehen, wie einige Musketiere sich nicht mehr vor den überall einschlagenden Geschossen zu helfen wußten und hilflos im brodelnden Hexenkessel der ringsum aufspritzenden Granateinschläge untergingen.

Schon hört das gegnerische Artilleriefeuer auf, und die französische Infanterie zieht sich aus den Schützengräben unter vielen Verlusten fluchtartig zurück, schon wähnen wir uns am Ende eines gewonnenen Gefechts und sammeln unsere Schützenlinien möglichst gedeckt zu Kompanie- und Bataillonsverbänden — da nimmt die geschlossene Artillerie des Gegners aus einer anderen Stellung ihr Feuer wieder auf, um unser Nachdringen zu vereiteln. In jede Geländefalte pfeifen ihre Geschosse. Donnernd wüten sie hauptsächlich in dem von uns stark besetzten größeren Waldstück dicht östlich der Straße Pretz—Evres. Wir müssen den Waldrand räumen. Auf engen Pfaden geht es weiter ins Innere des Waldes. Jetzt freuen wir uns über die französischen Granaten, die sich als Munitionsverschwendung über die unbemerkt verlassenen Waldstrecken sowie über die von uns klüglich gemiedene Straße ergießen. Die Bäume zu beiden Seiten des Weges splittern oder stürzen mit schwerem Fall zu Boden. Armdicke Äste fliegen wie Kinderspielzeug meterweit und bedecken die Straßen.

Endlich läßt das Feuer nach. Nur vereinzelte Schrapnelle pfeifen noch wie schwere Regentropfen nach einem Gewitter über uns weg. Es gibt keinen Zweifel mehr: der Gegner hat seine Stellung geräumt, ist uns gewichen.

In Schützenlinie geht es hinunter in den tief eingeschnittenen Ruisseau la Presle. Fünfzig bis sechzig Franzosen — auch einige schwerverwundete Offiziere darunter — waschen sich hier ihre blutenden Wunden im klaren Wasser des Baches. Dazwischen knien unsere Musketiere unbekümmert und schlürfen vorgebeugt in durstigen Zügen das lang entbehrte Naß. Preußische und württembergische Regimenter

sind ineinander eingeschwärmt. Erst gegen elf Uhr nachts finden sich die einzelnen Bataillone und Kompanien wieder zusammen. Doch ehe die Nacht der aufgehenden Sonne noch ganz gewichen war, begann das feindliche Infanterie- und Artilleriefeuer schon von neuem.

Zwischen Regiment Kaiser Friedrich Nr. 125 und Grenadierregiment Königin Olga Nr. 119 hat sich in der Schützenlinie eine größere Lücke gebildet. Unsere Kompanie soll sie ausfüllen. Das Granatfeuer wächst von Minute zu Minute. Die französische Artillerie ist wieder vorzüglich eingeschossen in dem ihr bekannten Gelände. Trotzdem dringen wir immer weiter vor. Siegen oder sterben ist unser fester Entschluß. Wir sind schon auf den Höhen westlich von Sommaisne angelangt. Die feindliche Infanterie wird von uns mit Feuer überschüttet. Sie wankt, geht zurück. Doch die Artillerie rächt sich an uns. Wir werden alle paar Minuten rings in dichte schwarze Rauchwolken gehüllt. Mittag muß schon längst vorüber sein. Man hat jeden Zeitbegriff verloren bei diesem fürchterlichen Todeskampf mit den feindlichen Artilleriegeschossen, gegen die wir Infanteristen machtlos sind.



Internationaler Illustrationsverlag, Berlin.

Wolfsgruben und Drahtverhaue, die unsere Truppen bei ihrem Vordringen auf dem westlichen Kriegsschauplatz zu überwinden hatten.

Wieder machen wir einen Sprung vorwärts. Ein Hügel links von uns sieht sich an wie ein feuerspeiender Vulkan beim heftigsten Ausbruch. Er ist eine einzige Rauchsäule, in der jede Sekunde acht Feuerstrahlen aufblitzen. Darüber schweben weiße Schrapnellwölkchen, die ihre Füllkugeln von sich stoßen. Das war das feurige Heldengrab von Leutnant Voleg und den Tapferen seines Zuges.

Endlich läßt das Feuer etwas nach, so daß wir sofort unbekümmert weiter vorstoßen. Es glückt! Neben- und übereinander liegen französische Tote in jeder Mulde. Die Lebenden sind nur noch am Horizont als eiligst verschwindende Schwärme zu sehen, auf die unser Verfolgungsfeuer wegen zu großer Entfernung ohne wesentliche Wirkung zu sein scheint. Jetzt sind wir an der tief eingeschnittenen Bahnlinie, an der Station La Vaux Maria angelangt. Immer weiter geht es vor. Die Schützenlinie verteilt sich auf einen zu großen Raum. Die Zwischenräume werden größer und größer. Schon klaffen Lücken.

So kamen wir bis Höhe 302, von der wir einen herrlichen Überblick hatten und von wo aus wir uns zu unterrichten hofften. Doch — dort drüben — ganz hinten am Waldsaum — unsere Herzen klopften zum Zerspringen — das waren dichte französische Infanterie- und Artilleriekolonnen! Sie gingen jedoch nicht zurück — das wird also einen Gegenangriff geben! Wenn diese zusammengeschweißte Masse auf unser zersplittertes Häufchen stieße! Nur eine Rettung gab es noch: sich eiligst zurückziehen, unsere Verbände ordnen, eine Verteidigungsstellung suchen und den Gegner in der bald hereinbrechenden Dunkelheit gegen diese Stellung anlaufen lassen, um ihn durch große Verluste aufzureiben. Schon waren wir bemerkt worden. Schon heulten die Granaten um uns und hüllten die Höhe 302 in dichte Rauchwolken. Vier Mann eilten mit der überaus wichtigen Meldung davon. Hoffentlich kam wenigstens einer von ihnen glücklich und rechtzeitig durch den Granathagel! Wir anderen krochen zurück, liefen gebückt an der Bahnlinie entlang und trafen am Stationsgebäude von La Vaux Maria Major Junker (später in Nordbelgien gefallen), der auf unsere Meldung hin die Lage sofort richtig beurteilte und eben sein Bataillon konzentrisch gegen die Höhen dicht südöstlich Sommaisne sammeln wollte, als wir ein Unheil verkündendes grelles Pfeifen hörten. Nach Bruchteilen einer Sekunde erfolgte ein donnerähnliches Krachen. Steinquader, Dachziegel, Erdklumpen, Eisenspäne sausten über uns weg, während wir alle platt wie die Flundern uns an den Boden schmiegten. Erstickender schwarzer Rauch benahm uns fast den Atem. War das unser aller Tod?

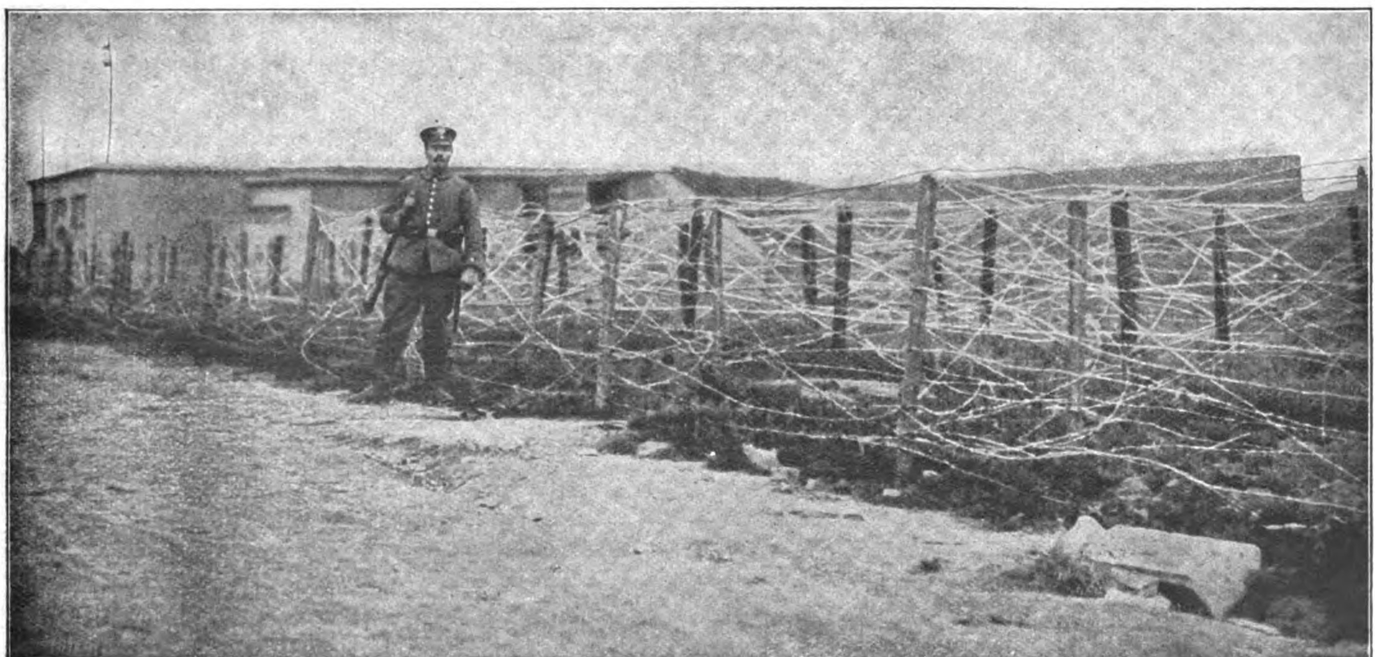


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Das von Drahtverhauen umgebene Fort Nr. 7 von der zweiten Fortlinie vor Antwerpen, wie die Belgier es hinterlassen haben.

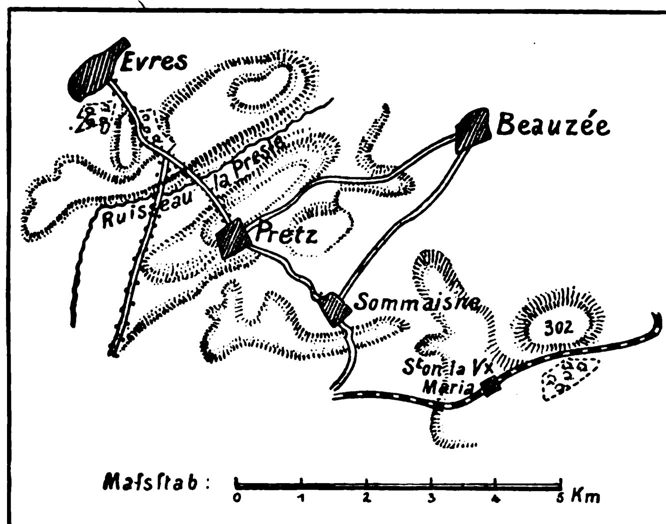
Als der Rauch sich verzog, hatten wir meist nur kleine Hautschürfungen oder Fleischwunden.

Es dunkelte bereits. Offiziere und Mannschaften schaufelten aus Leibeskräften an einem Schützengraben auf der befohlenen Höhe bei Sommaisne. Da tauchten, nicht weit von uns entfernt, feindliche Schützenlinien auf, denen schwache Kolonnen auf 200 Meter folgten. Ein wahnsinniges Feuer empfing sie. Scharf tönen die feindlichen Signale durch die Nacht. Unwiderstehlich mäht unser Feuer alles vor uns nieder. Schon kommen Unterstützungen für uns aus Sommaisne herbeigestürmt. Laut gellen unsere Hörner zum Gegenangriff. Ratternd wirbeln die Trommeln. Ein furchtbares Handgemenge beginnt. Der feindliche Angriff wird abgeschlagen.

Todmüde schanzten wir die ganze Nacht weiter. Unsere Verbände wurden neu eingeteilt und ergänzt. Fast liebkosend reinigten wir notdürftig unsere Gewehre. Die Stellung wird morgen gehalten bis auf den „letzten Mann". So lautete der Befehl. Jeder von uns begriff die Lage: wir konnten hier unmöglich weiter vor und mußten die Stellung halten, bis rechts und links unsere Nebenarmeekorps sich auf die gleiche Höhe vorgekämpft hatten.

Am 8. September morgens sechs Uhr — wir waren halb erstarrt vom kalten Wind, der über die Höhe pfiff — sahen wir auf der Höhe vor uns feindliche Kolonnen auftauchen, die in Schützenlinien den gegenüberliegenden Höhenkamm besetzten. Fast gleichzeitig schlugen ihre Geschosse bei uns ein. — Die Entfernung mochte 1800 Meter betragen. Dort gruben sich die Franzosen ein. Nur kleinere Schützenlinien sprangen oder krochen etwas weiter vor in eine Schonung vor dem Wäldchen auf der Höhe (siehe Bild Seite 57) und hinter die Station La Vaux Maria sowie an den dortigen Bahndamm. Wir feuerten hinüber, bis es ihnen dort ungemütlich zu werden schien und sie sich wieder zurückzogen oder in Geländefalten, Äckern und Wiesen verbargen. Plötzlich fing ihre Artillerie an zu sprechen. Die Granaten und Schrapnelle umheulten und umzischten uns. Wir lagen untätig in unseren Gräben. Kein lohnendes Ziel bot sich unseren Gewehren. Wir warteten alle auf unser Ende. Aus diesem brodelnden Hexenkessel gab es doch kein Entrinnen! Unsere Artillerie kam kaum zu Wort. Sie war fast zugedeckt mit feindlichen Geschossen, die sogar in ihre Munitionskolonnen, in die Gefechtsbagage und die Lazarette gestreut wurden, rings Tod und Verderben sprühend.

Unsere Flieger versuchten immer wieder, Einblick in die gegnerischen Stellungen zu gewinnen. Auch sie wurden mit einem wahren Hagel von Geschossen begrüßt. Dagegen gelang es feindlichen Fliegern, unsere Stellungen aufzuklären. Jeder Schützengraben, jede Batterie, die sie erspähten, wurde nach ihrer Landung hinter dem Bahnhof von La Vaux Maria von dortigen schweren Batterien mit Granaten überschüttet. Der 9. September brachte uns nichts Neues. Den ganzen Tag pflügten die Granaten den Boden. Da versuchten wir abends noch einen verzweifelten Handstreich. Wir hatten festgestellt, daß tagsüber nur wenige französische Infanteristen bei den französischen Geschützen als Artillerieschutz lagen. Glückte es uns, sie zu überrennen, so waren die Geschütze unser!



Wegeskizze zur Schlacht bei Sommaisne.

Die 51. Infanteriebrigade ging um Mitternacht lautlos zum Angriff vor. Ein wilder Regen peitschte unsere verwitterten Gesichter und durchnäßte uns binnen kurzem. Der Gegner hatte unser Kommen bemerkt. Furchtbar umzischten uns seine Geschosse. Wer fällt, bleibt liegen. Vorwärts drangen wir. Verzweifelt stürmten wir die gegnerische, über Nacht verstärkte Infanterielinie. Ein furchtbares Handgemenge entspann sich. Doch der Gegner mußte zurück. Der Morgen dämmerte, die Walstatt übertraf alles, was man bisher an Grauen kannte. Wieder kamen die Granaten von den Geschützen, die wir nicht erreichen konnten. Stundenlang, tagelang. —

Am 13. September wurden wir zurückgezogen und so den einbetonierten Feuerschlünden entrissen. Grab an Grab reiht sich auf jenen Höhen. Still ruhen viele Offiziere und ihre treuen Mannschaften, Seite an Seite, wie sie gekämpft und gefallen. Die Überlebenden werden noch oft in treuem Gedenken ihre Erzählung schließen: „Er fiel als Held in der furchtbaren Schlacht von Sommaisne."

Deutsche Flugzeuge auf einer Erkundungsfahrt über der Nordküste Frankreichs.

(Hierzu die Bilder Seite 58 und 59.)

Waren unsere Flugzeuge und „Tauben" lange genug der Schrecken der Pariser, denen sie alltäglich ihren Besuch abstatteten und aus den Lüften unerbetene Bombengrüße hinabsandten, so wirkte ihr Erscheinen über der Nordküste Frankreichs geradezu lähmend auf die Einwohner von Dünkirchen und Calais, die ohnehin dem Kriege viel näher sind und unter seinen Folgen mehr zu leiden haben als die Bevölkerung der Hauptstadt. Hier waren es namentlich unsere mit Schwimmern versehenen Wasserflugzeuge, die, anfänglich über dem Rand kreuzend, sich alsbald der Küste zuwandten und nach kurzer Zeit über Calais schwebten, das in ein englisches Truppenlager umgewandelt war und in dessen gut angelegtem, geräumigem Hafen Tag für Tag neue Regimenter an Land gingen. Aus der Vogelschau läßt sich viel besser beurteilen, wohin Verstärkungen abgeschoben werden, wo sich Magazine und Waffenlager befinden, deren Lage mit Hilfe der Karte leicht zu erkennen ist. In weitem Bogen, eine Schleife über dem Kanal ziehend, kehrten die Flugzeuge wieder in nordöstlicher Richtung auf Dünkirchen zurück, den wichtigsten und stark befestigten Stützpunkt der äußersten Flanke des linken französischen Flügels. Hier warfen am 30. Dezember vier deutsche Flieger eine halbe Stunde lang Bomben auf die Stadt, von denen keine ihr Ziel verfehlte: eine explodierte auf den Festungswerken, zwei am Bahnhof und mehrere vor dem Arsenal. 15 Personen wurden getötet, 32 verwundet. In der Vorstadt Rosendael zerstörte eine Bombe eine Jutefabrik, wodurch ein heftiger Brand entstand, der bei dem stürmischen Wetter leicht das ganze Viertel hätte in Asche legen können.

Dann knatterten unaufhörlich die Gewehre von den Forts, und gleich leuchtenden Feuerwerkskugeln schossen, in weiße Rauchwolken gehüllt, die Schrapnelle der Batterien in die grauen Wolken hinauf, aber keines erreichte sein Ziel. Nur eine Granate, die von einer auf dem Fort Firming aufgestellten Kanone abgefeuert wurde, explodierte kaum fünfzig Fuß von dem deutschen Flugzeug entfernt, das durch die Erschütterung wohl für einige Augenblicke aus dem Gleichgewicht gebracht, aber nicht zum Landen gezwungen wurde. Auch feindliche Flieger stiegen auf, um die deutschen zu vertreiben, doch diese kehrten immer wieder zurück, bis sie ihre Erkundungsfahrt beendet hatten und dann nach der deutschen Front zu verschwanden.

Die Kämpfe bei Turka.

(Hierzu das Bild Seite 49.)

An der Bahnlinie, die von Lemberg über Sambor zu den Karpathen führt und diese durch den Uszoker Paß überschreitet, um über Ungvar und Csap nach Debreczin in das Herz Ungarns zu gelangen, liegt die galizische Bezirksstadt Turka. Es ist ein altes, schön gelegenes Städtchen mit wenig über 10 000 Einwohnern, das der



Das Kaiser-Friedrich-Regiment Nr. 125 in der Schlacht bei Sommaisne.

Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von A. Roloff.



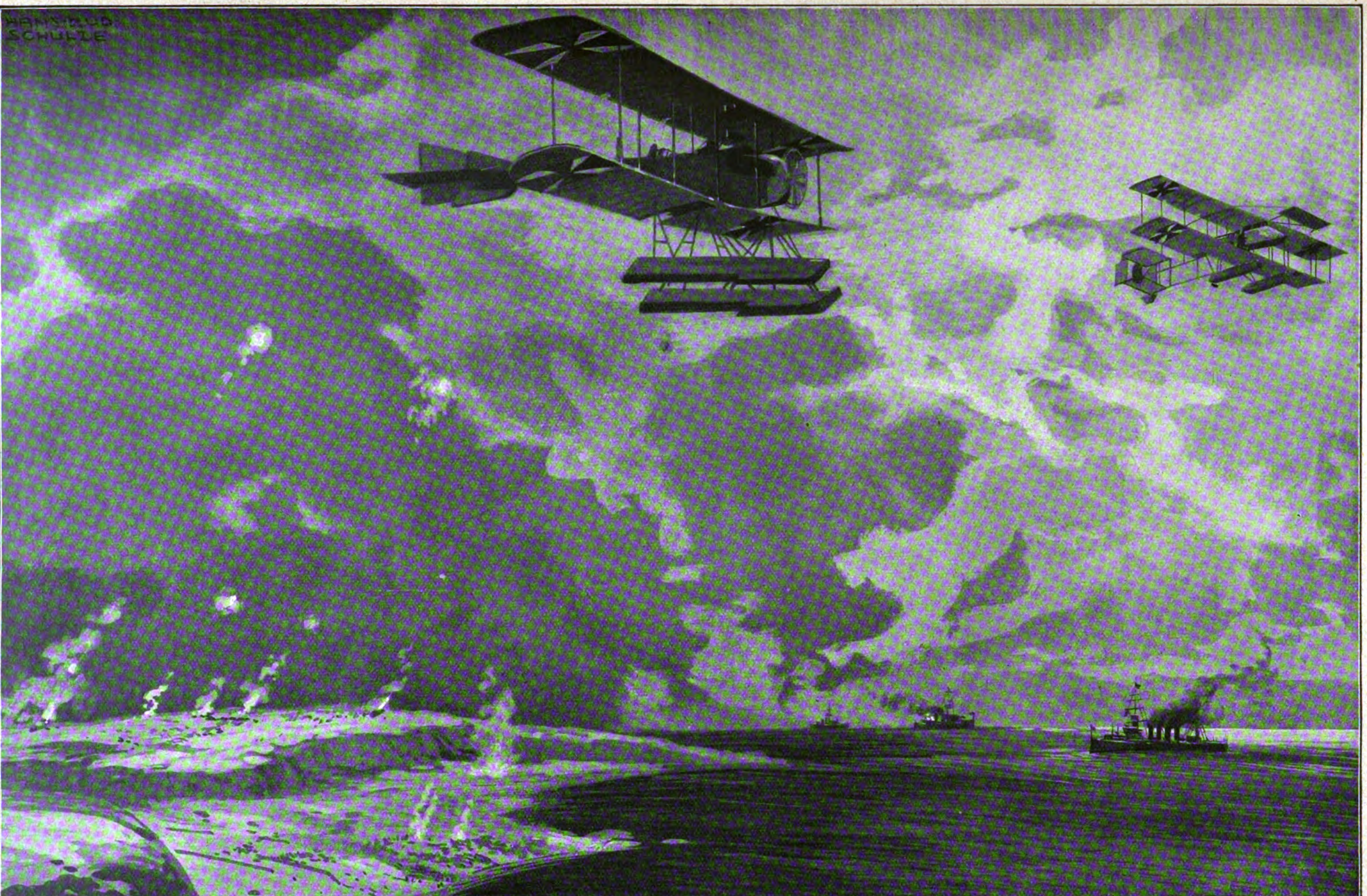
Photoglob, Zürich.

Dünkirchen.



Photoglob, Zürich.

Calais: Place d'Armes.



Deutsche Flugzeuge auf einer Erkundungsfahrt über der Nordküste Frankreichs.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans R. Schulze.

rüttelnde Postzug von Lemberg aus in Friedenszeiten — zu 30 Kilometer in der Stunde — in etwa fünf Stunden erreicht. Es liegt hoch, und in seiner Nähe entspringen die Quellen des Dnjestr. Knapp an seinen Mauern „rauscht“ der Stryjfluß vorbei. Die Stadt hat eine hübsche Kirche und ein durch seine Erziehungsanstalt in der polnischen Gesellschaft bekanntes Nonnenkloster. Im übrigen bietet sie wenig, und der Fremde, der dort vorüberfährt, um etwa den interessanten Bahnbau über den Uszoker Paß zu studieren oder sich an den landschaftlichen Schönheiten der Polonina Rowna, des höchsten Gipfels dieses Teiles der waldreichen Karpathen, zu erfreuen, würdigt den Ort kaum eines Blickes.

In diesem Weltkrieg hat aber auch dieses vergessene Städtchen eine Rolle gespielt, denn hier fanden Ende Oktober und Anfang November erbitterte Kämpfe zwischen österreichisch-ungarischen und russischen Truppen statt.

Es war bald nach der Riesenschlacht südlich von Lemberg, als die sonst so friedlichen Bewohner der kleinen Bergstadt plötzlich den Feind, die Russen, ankommen sahen. Teile ihrer Armee suchten — mehr aus politischen als aus militärischen Gründen — nach dem 20. September die Karpathenpässe zu überschreiten, und einige Kosakenabteilungen rückten auch über Turka südlich vor, um durch den Uszoker Paß in das Ungvarer Komitat einzufallen. Ihr Versuch endete kläglich. Obwohl die südlichen Abhänge der Karpathen damals von österreichisch-ungarischen Soldaten verhältnismäßig nur sehr schwach besetzt waren, wurden die Russen doch bald über das Gebirge zurückgedrängt, und ihr Rückzug artete stellenweise in wilde Flucht aus. Was von den tapferen Honveds nicht gefangen genommen oder getötet worden war, das zog sich östlich von Turka zusammen, um sich mit anderen nördlich stehenden russischen Kräften wieder zu vereinigen.

Als dann die Österreicher und Ungarn Ende Oktober in jenen Gegenden wieder zum Angriff übergingen, bereiteten sie den Russen in der Umgebung von Turka eine furchtbare Niederlage.

Hatte die große Welt am 9. Oktober durch die amtliche Meldung, daß „der vom Uszoker Paß geworfene Feind über Turka weitergedrängt wird“, zum ersten Male den Namen dieses galizischen Städtchens gehört, so vernahm sie zwanzig Tage später, daß „die Versuche der Russen, gegen den Raum von Turka vorzudringen, erfolgreich abgewiesen“ worden waren. Aber die Russen kamen wieder, und bald entwickelte sich eine mehrtägige Schlacht in der Umgebung dieses Ortes. Die russische Heeressäule stürmte gegen den festgefügten Wall, der vom San bis zu den Karpathen von den tapferen österreichisch-ungarischen Truppen gezogen worden war. Schon am 30. Oktober gelang es diesen, mehrere wichtige Höhenstellungen nordöstlich von Turka zu besetzen. Die Schlacht war ungemein erbittert, weil — wie die Russen in ihren amtlichen Mitteilungen selbst schreiben — „die Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee mit Entschlossenheit und Todesverachtung und einer entscheidenden Energie“ kämpften. Am 1. November konnte der amtliche Draht verkünden: „Die mehrtägige erbitterte Schlacht im Raume nordöstlich von Turka und südlich von Stary-Sambor führte zu einem vollständigen Sieg unserer Waffen. Der hier vorgebrochene Feind, zwei Infanteriedivisionen und eine Schützenbrigade, wurde aus allen seinen Stellungen geworfen.“

Ein nächtlicher Überfall.

Es war in den ersten Tagen des Oktober. Die Schlachten bei St. Quentin hatten die Reihen der braven Xer bedeutend gelichtet. Manch guter Kamerad war auf dem Felde der Ehre geblieben, und das Regiment sehnte sich, am Feinde Vergeltung zu üben. Vorerst aber waren unsere Leute zur völligen Untätigkeit verdammt. Seit achtzehn Stunden lagen sie im Schützengraben, wurden bestrichen von der feindlichen Artillerie, konnten aber selbst nicht kämpfen. Die deutschen Flieger jedoch hatten festgestellt, daß die feindliche Infanterie kaum einen Kilometer entfernt in den Schützengräben lag, vor der unsrigen. Es war hell in den Nächten, weil der Vollmond am Himmel stand. Endlich aber überzog sich an einem warmen Abend der Himmel. Unsere Artillerie hatte am Tage die feindlichen Batterien zum großen Teil zum Schweigen gebracht. Ein Nachtangriff stand in Aussicht, dem wir zuvorkommen mußten, und mit Ungeduld erwarteten die Mannschaften ihre Befehle. Um halb zwei Uhr sollte das erste Bataillon marschbereit sein, um die Franzosen im Schlafe in ihrer Stellung zu überraschen. Das war unseren Tapferen ein willkommener Auftrag. Sie standen zur Minute in Reih und Glied. Die erste Kolonne faßte sich an der Hand und bildete eine lange Kette, das Gewehr wurde um den Hals gehängt. Am linken Arm waren die Leute mit einer weißen Binde kenntlich gemacht, voraus gingen die Patrouillen. Lautlos, ohne Tritt, gingen die Mannschaften vor, dicht Fühlung nehmend. Dann war der große Augenblick da! Bajonettangriff wurde befohlen, die Patrouillen hatten die feindlichen Wachen bereits unschädlich gemacht. Eilig und lautlos sprangen die Deutschen in die Schützengräben, wo der Feind völlig überrascht und von unserem einzigen Bataillon überwältigt wurde.


Landsturm im Osten mit Bagagewagen und Sanitätshund.

Photothek, Berlin.

Beila
Gesc

52°
BRESL
51°
50°
49°
Gaya
Göding
48°
47°
Sümeg
46°

Geogr. Anst

rüttelnde Postzug von Lemberg aus in Friedenszeiten — zu 30 Kilometer in der Stunde — in etwa fünf Stunden erreicht. Es liegt hoch, und in seiner Nähe entspringen die Quellen des Dnjestr. Knapp an seinen Mauern „rauscht" der Stryjfluß vorbei. Die Stadt hat eine hübsche Kirche und ein durch seine Erziehungsanstalt in der polnischen Gesellschaft bekanntes Nonnenkloster. Im übrigen bietet sie wenig, und der Fremde, der dort vorüberfährt, um etwa den interessanten Bahnbau über den Uszoker Paß zu studieren oder sich an den landschaftlichen Schönheiten der Polonina Rowna, des höchsten Gipfels dieses Teiles der waldreichen Karpathen, zu erfreuen, würdigt den Ort kaum eines Blickes.

In diesem Weltkrieg hat aber auch dieses vergessene Städtchen eine Rolle gespielt, denn hier fanden Ende Oktober und Anfang November erbitterte Kämpfe zwischen österreichisch-ungarischen und russischen Truppen statt.

Es war bald nach der Riesenschlacht südlich von Lemberg, als die sonst so friedlichen Bewohner der kleinen Bergstadt plötzlich den Feind, die Russen, ankommen sahen. Teile ihrer Armee suchten — mehr aus politischen als aus militärischen Gründen — nach dem 20. September die Karpathenpässe zu überschreiten, und einige Kosakenabteilungen rückten auch über Turka südlich vor, um durch den Uszoker Paß in das Ungvarer Komitat einzufallen. Ihr Versuch endete kläglich. Obwohl die südlichen Abhänge der Karpathen damals von österreichisch-ungarischen Soldaten verhältnismäßig nur sehr schwach besetzt waren, wurden die Russen doch bald über das Gebirge zurückgedrängt, und ihr Rückzug artete stellenweise in wilde Flucht aus. Was von den tapferen Honveds nicht gefangen genommen oder getötet worden war, das zog sich östlich von Turka zusammen, um sich mit anderen nördlich stehenden russischen Kräften wieder zu vereinigen.

Als dann die Österreicher und Ungarn Ende Oktober in jenen Gegenden wieder zum Angriff übergingen, bereiteten sie den Russen in der Umgebung von Turka eine furchtbare Niederlage.

Hatte die große Welt am 9. Oktober durch die amtliche Meldung, daß „der vom Uszoker Paß geworfene Feind über Turka weitergedrängt wird", zum ersten Male den Namen dieses galizischen Städtchens gehört, so vernahm sie zwanzig Tage später, daß „die Versuche der Russen, gegen den Raum von Turka vorzudringen, erfolgreich abgewiesen" worden waren. Aber die Russen kamen wieder, und bald entwickelte sich eine mehrtägige Schlacht in der Umgebung dieses Ortes. Die russische Heeressäule stürmte gegen den festgefügten Wall, der vom San bis zu den Karpathen von den tapferen österreichisch-ungarischen Truppen gezogen worden war. Schon am 30. Oktober gelang es diesen, mehrere wichtige Höhenstellungen nordöstlich von Turka zu besetzen. Die Schlacht war ungemein erbittert, weil — wie die Russen in ihren amtlichen Mitteilungen selbst schreiben — „die Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee mit Entschlossenheit und Todesverachtung und einer entscheidenden Energie" kämpften. Am 1. November konnte der amtliche Draht verkünden: „Die mehrtägige erbitterte Schlacht im Raume nordöstlich von Turka und südlich von Stary-Sambor führte zu einem vollständigen Sieg unserer Waffen. Der hier vorgebrochene Feind, zwei Infanteriedivisionen und eine Schützenbrigade, wurde aus allen seinen Stellungen geworfen."

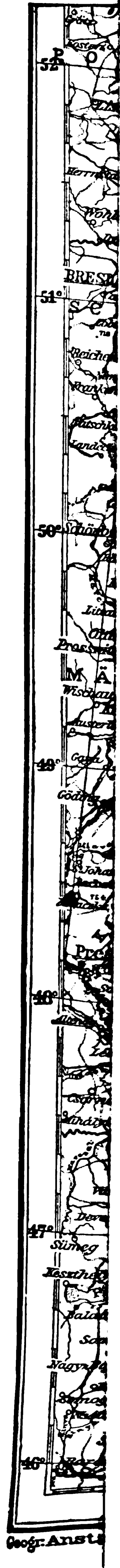
Ein nächtlicher Überfall.

Es war in den ersten Tagen des Oktober. Die Schlachten bei St. Quentin hatten die Reihen der braven Xer bedeutend gelichtet. Manch guter Kamerad war auf dem Felde der Ehre geblieben, und das Regiment sehnte sich, am Feinde Vergeltung zu üben. Vorerst aber waren unsere Leute zur völligen Untätigkeit verdammt. Seit achtzehn Stunden lagen sie im Schützengraben, wurden bestrichen von der feindlichen Artillerie, konnten aber selbst nicht kämpfen. Die deutschen Flieger jedoch hatten festgestellt, daß die feindliche Infanterie kaum einen Kilometer entfernt in den Schützengräben lag, vor der unsrigen. Es war hell in den Nächten, weil der Vollmond am Himmel stand. Endlich aber überzog sich an einem warmen Abend der Himmel. Unsere Artillerie hatte am Tage die feindlichen Batterien zum großen Teil zum Schweigen gebracht. Ein Nachtangriff stand in Aussicht, dem wir zuvorkommen mußten, und mit Ungeduld erwarteten die Mannschaften ihre Befehle. Um halb zwei Uhr sollte das erste Bataillon marschbereit sein, um die Franzosen im Schlafe in ihrer Stellung zu überraschen. Das war unseren Tapferen ein willkommener Auftrag. Sie standen zur Minute in Reih und Glied. Die erste Kolonne faßte sich an der Hand und bildete eine lange Kette, das Gewehr wurde um den Hals gehängt. Am linken Arm waren die Leute mit einer weißen Binde kenntlich gemacht, voraus gingen die Patrouillen. Lautlos, ohne Tritt, gingen die Mannschaften vor, dicht Fühlung nehmend. Dann war der große Augenblick da! Bajonettangriff wurde befohlen, die Patrouillen hatten die feindlichen Wachen bereits unschädlich gemacht. Eilig und lautlos sprangen die Deutschen in die Schützengräben, wo der Feind völlig überrascht und von unserem einzigen Bataillon überwältigt wurde.



Landsturm im Osten mit Bagagewagen und Sanitätshund. Phototbek, Berlin.

Beila
Gesc



Geogr. Anst

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Durch die Eroberung Valjevos, über die wir eingehend bereits Bd. I S. 455 u. folg. berichtet haben, war die Front der serbischen Armee in zwei Teile gesprengt worden. Der eine Teil wurde nun gegen Osten verfolgt, während der andere nach Süden abgedrängt wurde. Die serbische Regierung sah sich danach veranlaßt, in Bordeaux die Erklärung abzugeben, daß Serbien infolge vollkommenen wirtschaftlichen Zusammenbruchs unmöglich weiterkämpfen könne. Auch in Athen wurde die serbische Regierung, die inzwischen nach Üsküb übergesiedelt war, dringend um Hilfe vorstellig.

Trotz dieser amtlich zugegebenen vollständigen Erschöpfung des Landes fühlte sich die serbische Presse nicht veranlaßt, einen Ton anzuschlagen, der dem unglücklichen Reiche hätte Freunde gewinnen können. Im Gegenteil war die Haltung der serbischen offiziösen Presse, besonders des Regierungsorgans „Samou-Prawa", derart, daß sie in Sofia zum Beispiel lebhaften Unwillen erregte.

Bald darauf tauchten auch in der Presse des Dreiverbandes Nachrichten auf über die verzweifelte Lage Serbiens. Die von der galizischen Front nach Bosnien geworfenen österreichisch-ungarischen Streitkräfte vertrieben die Serben und Montenegriner von den bereits eroberten Anhöhen von Serajewo und zwangen sie auch dort zum Rückzug. Obwohl die Serben verzweifelten Widerstand leisteten, konnten sie doch das Vordringen des tapferen Gegners nicht verhindern.

Je mehr sich der österreichisch-ungarische Vormarsch in Serbien entwickelte, desto deutlicher zeigte sich, welche Bedeutung der gleichzeitigen Einnahme von Krupanj, Schabatz und Obrenowac zukam, die den Eingang in das Herz Serbiens öffnete. Namentlich die Einnahme von Obrenowac hatte insofern eine hervorragende Bedeutung, als es der österreichisch-ungarischen Armee gelang, in Eilmärschen durch das Kolubaratal vorzudringen, den Rückzug der Serben bei Valjevo zu gefährden und so den rechten Flügel der serbischen Stellung auf das schwerste zu bedrohen. Dieser Flankenangriff mag daher für die Serben, abgesehen von dem außerordentlichen Druck, den die folgenden österreichisch-ungarischen Truppen von Krupanj her auf die fliehenden Serben ausübten, für die serbische Heeresleitung mitbestimmend gewesen sein, Valjevo zu räumen, obwohl sich hier verhältnismäßig starke Befestigungen befanden. Die Serben zogen vor, eine etwa 60 Kilometer südöstlich von Valjevo bei Lazarewatsch gelegene Stellung einzunehmen. Der gesamte österreichisch-ungarische Angriff konzentrierte sich nunmehr längs des Kolubaratales und führte nach einer ganzen Reihe sehr schwieriger Einzelkämpfe am 25. November zur Eroberung von Lazarewatsch, das von den österreichisch-ungarischen Regimentern Nr. 11, 73 und 102 erstürmt wurde, wobei 8 Offiziere und 1200 Mann gefangen genommen, 3 Geschütze, 4 Munitionswagen und 3 Maschinengewehre erbeutet wurden.

Am 27. November besetzten Teile der österreichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte die Stadt Uzice. Uzice ist Endpunkt der Bahn, die von der mittleren Morava durch das Tal der westlichen Morava nahe an die bosnische Ostgrenze führt. Von hier aus sollte eine Verbindung mit der bosnischen Ostbahn über Mokragora geschaffen werden. Die Stadt ist ein wichtiger Knotenpunkt. Sie liegt am Eingang in das Tal der westlichen Morava, das seiner zahlreichen Verbindungen wegen eine durch die Natur gegebene Operationslinie darstellt. Die Bahn war vorher von den Serben als Nachschublinie benutzt worden, und zwar sowohl für ihre Einbruchsversuche nach Bosnien, wie auch für die Verpflegungs- und Munitionstransporte zu denjenigen serbischen Heeresteilen, die im nordwestlichen Serbien auftraten. Ihre Verwertung als Nachschubbahn für die im Raume nordwestlich Kragujewac stehenden serbischen Kräfte war nunmehr gleichfalls eingeengt.

Die Besetzung von Uzice ist daher als ein Ereignis von größter Tragweite anzusehen. Sie entbehrte auch nicht eines gewissen Humors. Die Serben hatten nämlich berichtet, daß sie die Österreicher und Ungarn bei Rogacica geschlagen hätten. Eben dieselbe Kolonne aber, die die Serben vernichtet haben wollten, ist kurz darauf in Uzice, der berüchtigten Hochburg des serbischen Irredentismus, eingerückt, ohne daß die Serben überhaupt in der Lage gewesen wären, dieser Besetzung ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen.

Auch an der unteren Kolubara schritt der österreichisch-ungarische Angriff erfolgreich fort. Nur noch wenige Stellungen wurden vom Feinde gehalten; die Mehrzahl der Höhen auf dem Ostufer der versumpften Niederung war in die Hände der k. u. k. Truppen gefallen. Unsere Verbündeten überschritten kämpfend die schneebedeckten Kämme des Suvobor und leiteten bald darauf den Angriff gegen die beherrschende Stellung von Siljak ein. Diese Höhe, die der Mittelpunkt eines bis 881 Meter aufsteigenden Mittelgebirgsrückens ist, wurde erstürmt, wobei 900 Gefangene gemacht und 3 Geschütze erbeutet wurden.



Phot. Alb. Meyer, Berlin.

General v. Falkenhayn,
Chef des Generalstabs der deutschen Armee.

Trotz äußerst ungünstigem Gelände, trotz Schnee und heftigem Sturm setzten die Österreicher ihr Vorgehen fort,

und am 1. Dezember konnte folgender Bericht ausgegeben werden:

„Auf dem südlichen Kriegschauplatz fand ein weiterer Abschnitt in den Operationen seinen siegreichen Abschluß. Der Gegner, der schließlich mit seinen gesamten Streitkräften östlich der Kolubara und des Ljig durch mehrere Tage hartnäckigsten Widerstand leistete und wiederholt versuchte, selbst zur Offensive überzugehen, wurde auf der ganzen Linie geworfen, und im Rückzuge erlitt er neuerdings empfindliche Verluste.

Auf dem Gefechtsfelde von Konatice allein fanden unsere Truppen etwa 800 unbeerdigte Leichen. Desgleichen bedeuten die zahlreichen Gefangenen und materiellen Verluste eine namhafte Schwächung; denn seit Beginn der letzten Offensive wurden über 19 000 Gefangene gemacht, 47 Maschinengewehre und 46 Geschütze sowie zahlreiches sonstiges Material erbeutet."

Über Serbiens Schicksal war der Stab gebrochen. Rückzug der serbischen Armeen überall, Unruhen im Innern, Thronbesteigung Kaiser Franz Josephs, konnte der Befehlshaber der 5. österreichisch-ungarischen Armee, General Frank, seinem obersten Kriegsherrn einen glänzenden Erfolg melden. An diesem Tage erhielt der greise Kaiser nachstehende Huldigungsdepesche:

„Hochbeglückt bitte ich, Eurer k. u. k. Apostolischen Majestät am Tage der Vollendung des sechsundsechzigsten Jahres Eurer Majestät glorreicher Regierung die ehrfurchtsvollen Glückwünsche der 5. Armee sowie die alleruntertänigste Meldung zu Füßen legen zu dürfen, daß die Stadt Belgrad heute von Truppen der 5. Armee in Besitz genommen wurde. Frank, General der Infanterie."

Die Besitzergreifung Belgrads erfolgte in feierlicher Weise am 3. Dezember.

Blitzschnell trug der Telegraph die Kunde von dieser Großtat in alle Lande. In den Ländern der Dreiverbandmächte rief sie Schrecken, in Österreich-Ungarn, Deutschland und der Türkei ungeheuren Jubel hervor. Auf den Wällen der eroberten Serbenstadt wehten wieder die habsburgischen



Phototek, Berlin.

König Peter von Serbien mit seinem Stab im Felde.

das alles sog an Serbiens Lebenskraft. Ein in Petersburg weilender Vertrauensmann des serbischen Ministerpräsidenten Paschitsch schrieb in der „Nowoje Wremja":

„Das Vertuschen hilft nichts mehr. Die Serben haben bisher mindestens 100 000 Soldaten verloren, fast ein Drittel ihrer Armee. Das, was Serbien droht, ist hundertmal ärger als das Schicksal Belgiens. Serbien steht vor der Gefahr völliger Vernichtung."

Mitte November schon hatten die Österreicher und Ungarn die Beschießung der Belgrader Festungswerke von Semlin und von der Donau aus begonnen. Von dieser Stelle aus wurde Belgrad durch die Monitoren „Szamos" und „Enns" bombardiert, während drei andere Monitoren das Vorrücken der österreichisch-ungarischen Truppen an der Save deckten. Das Artilleriedepot der Belgrader Festung wurde durch Granatschüsse in die Luft gesprengt, was zur Folge hatte, daß bei den Serben die Munition knapp wurde und die Beschießung nur ungenügend erwidert werden konnte. Die Kampflinie erstreckte sich von der sogenannten Semliner Ecke bis gegen Obrenowac.

Am 2. Dezember, dem sechsundsechzigsten Jahrestag der Fahnen und gaben Kunde von der Macht und Herrlichkeit des Zweibundes. Die Freude in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie über den Fall Belgrads war um so größer, als die Besetzung der Stadt ohne Verluste erfolgt war.

Nach diesen glänzenden Erfolgen sah sich die österreichisch-ungarische Heeresleitung in den Tagen vom 12.—14. Dezember veranlaßt, ihre siegreichen Truppen, die fast Übermenschliches geleistet hatten, vor dem jetzt wieder mit überlegenen Kräften anrückenden Feinde hinter die Save zurückzunehmen. Die serbische Regierung benutzte diese Gelegenheit, im Ausland die unglaublichsten Gerüchte über Niederlagen und Verluste des österreichisch-ungarischen Heeres auszusprengen, die dann auch bei uns Verbreitung fanden. Es wird daher für unsere Leser sicherlich von Interesse sein, einige wahre Tatsachen darüber von einem Gewährsmann zu erfahren, der sich zufälligerweise in sehr günstiger Lage befand, nämlich von einem Arzt Dr. M., der infolge seiner Zuteilung zum Feldspital meist in nicht allzuweiter Entfernung vom Korpshauptquartier weilte und gerade während der fraglichen Zeit sehr weit an die Gefechtsfront vorgeschoben war.

Von den ungeheuren Schwierigkeiten dieses Vormarsches, schreibt er, schwiegen die amtlichen Mitteilungen allzu bescheiden, nur die Kriegsberichterstatter brachten später genauere Schilderungen. Das äußerst unwegsame Sumpf- und Buschland der Mačva, die seit Jahren ausgebauten, mit vorzüglicher Artillerie bewehrten und todesmutig verteidigten Stellungen bei Mitrovic, Schabatz usw., die ebenso vorzügliche Ausnutzung der Damm- und Höhenstraßen und des stets ansteigenden Geländes in diesem Abschnitt, all dies machte die Stellung der Serben in ihren Augen uneinnehmbar.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Serbischer Offizier macht Aufzeichnungen für das Hauptquartier.

Dennoch wurde die Armee Stefanowitsch, wie bekannt, mit solcher Wucht aus ihr geworfen, daß sie nicht einmal in den ebenfalls meisterhaft angelegten Aufnahmestellungen Fuß fassen konnte. Die unglaublich steilen, stufenförmig ansteigenden, straßenlosen Höhen der Jagodina mit ihren Kernpunkten Crnivrch und Kusutmestopa (Betondeckungen), der Übungsschießplatz der serbischen Artillerie, wurden von der österreichisch-ungarischen Infanterie fast ohne Artillerievorbereitung gestürmt und gegen verzweifelte Gegenangriffe einer großen Überzahl gehalten. Und erst weiter südlich, im Karstgebiet! Eine Vorstellung von diesem kann sich nur bilden, wer jetzt im Krieg die kahlen Felsen, die Paßübergänge gesehen hat. Im Frieden sind die Straßen ja immerhin noch für einen einzelnen leichten Wagen zu befahren. Aber man muß zum Beispiel gesehen haben, wie die österreichisch-ungarischen Geschütze und der Train über den Proslopsattel gebracht wurden! Die Serpentinen, die die Steigung der Straße vermindern sollen, sind doch noch immer so steil wie etwa ein bequemer Hochgebirgsteig. Der vom Regen aufgeweichte Straßengrund wurde von den unzähligen Tragtier- und Wagenkolonnen schließlich derart zugerichtet, daß die Leute des Arbeiterbataillons, die jedes Geschütz, jeden Wagen von einer Serpentine zur anderen schieben mußten, bis zu den Knien im Schlamm standen. Die Leistung, eine Tragtierkolonne, bei der alle zehn Schritte ein Tier bis zum Bauch im Schlamm steckte, über diese Höhe zu bringen — oben schneite es überdies, so daß über dem metertiefen Schmutz noch halbmetertiefer Schnee lag — läßt sich nicht laut genug rühmen; wie man sogar Geschütze und Wagen hinübergeschafft hat, kann selbst ich, obwohl ich es gesehen habe, nicht recht begreifen. Auch die einzige, für schwerere Fuhrwerke benutzbare Straße nach Valjevo, die über Cošnica einen großen Umweg macht, war in einem fürchterlichen Zustand.

Trotz all dieser unbeschreiblichen Hindernisse ging es vorwärts, und in welcher Eile! Als Pferde und Ochsen versagten und die Geschütze deshalb nicht mehr weiterkamen, zogen Bedienungsmannschaft und Infanterie sie in die Stellungen, unter täglichen Kämpfen! Als wir nach Valjevo kamen, waren unsere Truppen schon wieder 50 Kilometer darüber hinaus. Doch je mehr Fuhrkolonnen diese Straßen befahren mußten — und in Serbien muß ja jedes Stückchen Brot, jeder Würfel Zucker nachgeführt



Typisches Landschaftsbild vom serbischen Kriegschauplatz.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

werden — um so schlechter wurden die Nachschublinien trotz aller Mühen der Genietruppe. Schon langten die Etappenzüge mit größerer Verspätung an. Vielleicht wäre es damals noch möglich gewesen, die Truppen sich eingraben zu lassen, bis neue Etappenstationen für Lebensmittel und Munition errichtet werden konnten; darüber werden spätere Generalstabswerke Aufschluß geben. Für uns, die wir diese Spanne Zeit fast in der Gefechtsfront mitmachten, ist ein Urteil unmöglich. Wir wissen nur so viel, daß es bereits an Brot und Munition zu mangeln anfing und die Truppen trotzdem mit beispiellosem Mut noch immer vorgingen. Unglücklicherweise regnete es dazu fast ununterbrochen.

Ob in diesem Augenblick tatsächlich die Serben, wie man sagt, frische Hilfe aus Rußland bekamen, weiß ich nicht. Sicher aber ist, daß sie mit weit überlegenen Kräften das 16. Korps, das bisher fast immer die schwierigsten und verlustreichsten Aufgaben zu lösen hatte, in einer für ihre eigenen Leute rücksichtslosen Weise angriffen. Unsere unsere Truppen sonst bei den Rückzugsgefechten Verluste erlitten, ist natürlich und begreiflich; aber nichts kennzeichnet besser die Übertriebenheit der Gerüchte, als eben die Tatsache, daß das Ende des Trains jenes Korps, das am heftigsten angegriffen war, auf der am meisten gefährdeten Rückzugstraße in größter Ordnung zurückgeführt werden konnte.

Weshalb der Rückzug dann so weit fortgesetzt wurde, sagt die amtliche Mitteilung ganz offenherzig. Es wäre nicht ratsam gewesen, die Truppen in ungeeigneten Stellungen zur Entscheidung zu führen. Wer Serbien kennt, muß dies billigen. Auf dem ganzen Wege steigt das Gelände im allgemeinen stufenförmig an, so daß, wie beim Vormarsch, auch jetzt beim Rückzug der Gegner stets die überhöhte Stellung einnehmen konnte. Zurzeit sind unsere Truppen ausgezeichnet untergebracht, bekommen doppelte Kriegsportionen und sind jeden Augenblick bereit, von neuem und diesmal wohl endgültig in Serbien einzurücken.

* * *



Phot. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg i. Pr.

Ein Schützengraben bei Darkehmen nach der Schlacht.

Truppen hielten aus, bis der Befehl zum Rückzug kam. Ob die Armeeleitung keine Verstärkung schicken konnte mit Rücksicht auf die Kriegslage in Galizien, oder ob sie die eigenen angegriffenen Truppenteile für zu sehr erschöpft hielt, ist mir nicht bekannt. Genug, es kam der Befehl zum Rückzug, und bei diesem sollen wir — so behaupteten die Serben in ihren Berichten an das Ausland — fürchterliche Verluste erlitten haben. Nun, ich habe diesen Rückzug mitgemacht, und zwar gerade von der gefährdetsten Stelle aus. Zufälligerweise war nämlich unser Feldspital auf jener Straße, wo der serbische Angriff einsetzte, fast bis an die Gefechtsfront vorgeschoben. Auch dieses weite Vorstoßen der größeren Sanitätsanstalten hatte seinen Grund in den elenden Wegverhältnissen, durch die unsere Verwundeten auf dem Transport fürchterlich leiden mußten. Mein Spitalzug bildete damals das Ende der Kolonne. Trotzdem ging der Rückzug, bei dem wir nach serbischer Behauptung den ganzen Train verloren haben sollen, vollständig unbelästigt für uns vonstatten! Auf dem ganzen Wege kam uns kein serbisches Schrapnell in die Nähe. Daß

Auf dem nordöstlichen Kriegschauplatz war unsere Oberste Heeresleitung unermüdlich tätig gewesen, um durch Truppenverschiebungen und Neuaufstellungen die großen Schläge vorzubereiten, die schon Anfang November folgten. Drei russische Kavalleriedivisionen, die die Wartha oberhalb Kolo überschritten hatten, wurden hier geschlagen und über den Fluß zurückgeworfen (vgl. Bd. I S. 436). Ebenso wurde kurz darauf ein Angriff starker russischer Kräfte nördlich des Wysztyter Sees unter schweren Verlusten für den Feind zurückgewiesen. Man ersah daraus, daß die Russen, nachdem sie bisher zumeist mehr südlich, im Raume Suwalki—Augustow, angegriffen hatten, diesmal weiter im Norden vorgestoßen waren. Der Wysztyter See liegt etwa 45 Kilometer nördlich von Suwalki. Offenbar beabsichtigten die Russen, auf der Linie Gumbinnen—Insterburg einzubrechen, was ihnen aber nicht gelang. Ihre Verluste betrugen 4000 Gefangene und 10 Maschinengewehre. Das war ein beträchtlicher Erfolg der Deutschen, dessen Hauptbedeutung darin liegt, daß das schon so sehr heimgesuchte Ostpreußen dadurch vor einem neuen Einfall bewahrt



Transportschwierigkeiten in Galizien.

Nach einer Originalzeichnung von Viktor Schramm.

wurde. Wenn auch dieses siegreiche Gefecht mehr oder weniger ein örtlicher Erfolg war, so übte er dennoch auf die Gesamtlage insofern eine günstige Wirkung aus, als die Deutschen keine weiteren Verstärkungen heranziehen mußten, während anderseits die Russen durch das deutsche Vordringen in dieser Gegend in der freien Bewegung gehindert waren.

Wiederholt versuchte ihre Kavallerie, in Ostpreußen einzudringen, wurde aber stets zurückgeworfen, so bei Konim, östlich von Kalisch, bei Eydtkuhnen und Stallupönen. Die aus Westpreußen vorgehenden Truppen wehrten bei Soldau den Vormarsch russischer Kräfte erfolgreich ab und warfen am rechten Weichselufer vormarschierende starke russische Kräfte nach einem siegreichen Gefecht bei Lipno und Plozk zurück. In diesen Kämpfen wurden 5000 Mann gefangen genommen und 10 Maschinengewehre erbeutet.

Die Entscheidung in diesem großen Ringen sollte aber auf dem linken Weichselufer fallen. Am 16. November wurde darüber aus dem Großen Hauptquartier berichtet: „Mehrere uns entgegengetretene russische Armeekorps wurden bis über Kutno zurückgeworfen. Sie verloren nach den bisherigen Feststellungen 23 000 Mann an Gefangenen, mindestens 70 Maschinengewehre und Geschütze, deren Zahl noch nicht feststeht."


Phot. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg i. Pr.
Maschinengewehrkompanie bei Darkehmen in Feuerstellung.

Was diesem Sieg bei Kutno noch einen besonderen Glanz verlieh, war die Gefangennahme des Gouverneurs von Warschau, Baron v. Korff, über die wir bereits Bd. I Seite 498 berichteten.

Blieb auch der Sieg bei Kutno hinter den großartigen Erfolgen bei Tannenberg zurück, seine hohe Bedeutung läßt sich doch nicht verkennen. Der Kaiser drückte dem Generaloberſten v. Hindenburg auf seine telegraphische Siegesmeldung die allerhöchste Anerkennung aus. Auch den Oberbefehlshaber der neunten Armee, den Kommandierenden General v. Mackensen, dessen Bild und Lebensabriß unsere Leser Bd. I S. 467 und 478 finden, und seine braven Truppen beglückwünschte der Kaiser. Das Telegramm schließt: „Ihre unerschütterliche Tapferkeit dem weit überlegenen Feinde gegenüber ist des höchsten Lobes wert. Sprechen Sie das den Truppen mit meinem kaiserlichen Gruß und den besten Wünschen für die Zukunft aus." Der Erfolg von Kutno brachte dem Oberstkommandierenden v. Hindenburg noch eine besondere Auszeichnung, nämlich den höchsten militärischen Titel eines Generalfeldmarschalls.


Phot. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg i. Pr.
Infanterie wird zur Besetzung der Schützengräben bei Darkehmen alarmiert.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Unsere Feldgrauen sammeln Betten und Strohsäcke für ein warmes Nachtlager im Schützengraben.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutsche und österreichisch-ungarische Soldaten in gutem Einvernehmen mit der polnischen Bevölkerung.



Eine fliegende Reparaturwerkstatt in der Gegend von Lodz. Phot. Leipziger Presse-Büro.



Erbeutete russische Patronenstreifen für Maschinengewehre. Phot. A. Grohs, Berlin.

Während dieser Zeit entwickelten sich in der Gegend von Lodz äußerst harte Kämpfe, die bis Ende November anhielten. Die Heftigkeit dieses Ringens schilderte der russische Kriegsberichterstatter Nemirowitsch-Dantschenko. Danach hätte sich im Anprall eines zuerst stark überlegenen Feindes Bataillon um Bataillon, Regiment um Regiment geopfert, um hinter sich die Organisation des russischen Riesenheeres zu sichern. Durch die deutschen Maschinengewehre seien Kompanien mit ihren Offizieren vom Erdboden weggefegt worden, aber viermal, fünfmal wurden sie erneuert, bis der Feind seine Munition erschöpft hatte. Die Japaner hätten im Mandschureikriege auch mit dieser Todesverachtung gekämpft, nur mit dem Unterschiede, daß sie schließlich erschöpft und zum Frieden geneigt gewesen seien, während die russischen Opfer, „so groß sie sind, kaum verspürt werden". In den Wäldern von Blone und bei Josefoff reihen sich Massengräber in langer Ausdehnung aneinander, alles sibirische Truppen, hundert und mehr Soldaten in den einzelnen Gräbern. Besonders verlustreich für die Russen war die Erstürmung von Rakitni. — Die Deutschen hatten acht Reihen von übereinanderliegenden Verschanzungen hergestellt. Mit schweren Haubitzen beherrschten sie den ganzen Umkreis. Mit stoischer Gelassenheit seien die Sibiriaken in die Hölle marschiert, die die tödlichen Geschosse zu Tausenden ausgespieen habe. Heute noch könne man die deutschen Verhaue sehen, dieses Zickzack von Verteidigungsmaßnahmen, die die russischen Truppen von außen nicht vermuten konnten. Unter dem mörderischen Feuer lösten sich alle Verbände, die Offiziere fielen, und jeder Soldat war sein eigener Leutnant.

Was sich bei Rakitni abspielte, wiederholte sich bei Eschoff, bei Prussamj und vielen anderen kleineren Orten, die kein Bericht bisher erwähnte, die aber blutigere Schlachten sahen, als sie bisher in Frankreich sich zutrugen. Offen gibt Nemirowitsch-Dantschenko zu, daß es meistens die deutsche Nachhut war, die den nachdrängenden Russen standhielt, zum Teil in natürlichen, zum Teil in künstlich geschaffenen Befestigungen. Die schweren deutschen Geschütze seien derart versteckt aufgestellt gewesen, daß die russische Artillerie sie lange nicht finden konnte. —

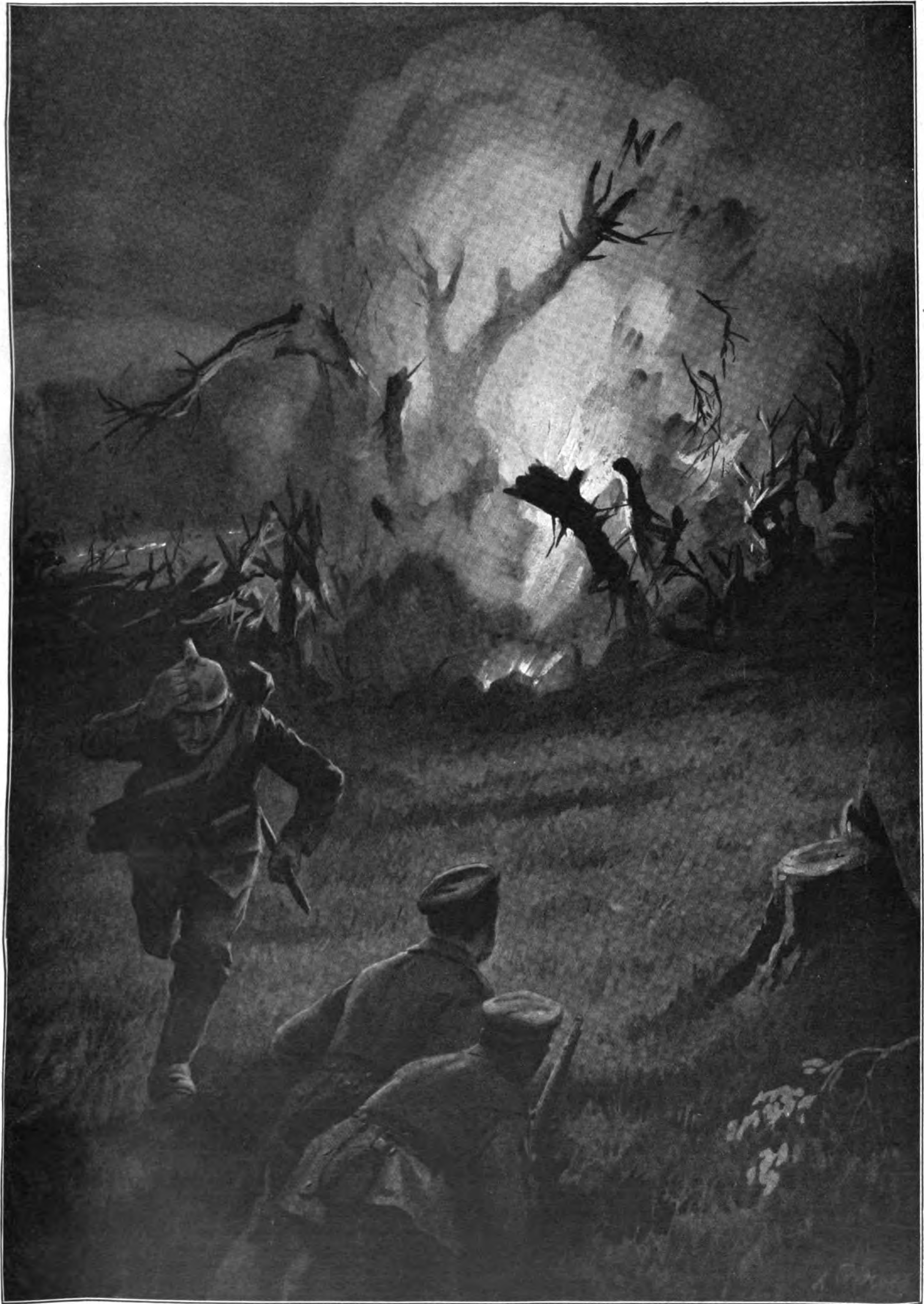
Die Russen, die sich auf Mlawa zurückzogen, wurden weiter verfolgt. Am 20. November wurde auch Czenstochau mit in den Kampfbereich eingezogen, und hier kämpften wir Schulter an Schulter mit unseren tapferen österreichisch-ungarischen Bundesbrüdern (s. auch das Bild Bd. I Seite 476/477). Am 22. November machten diese bei der Eroberung des Ortes Pilica 2400 Gefangene. Die Russen zogen nun neue Verstärkungen aus der Gegend von Warschau heran, und dadurch wurde die Entscheidung hinausgeschoben. Aber sie blieb doch nicht lange aus, denn schon am 25. November meldete unsere Heeresleitung, daß der russische Gegenstoß aus Richtung Warschau in der Gegend von Lowicz—Strykow—Brzeziny gescheitert sei. Auch die Angriffe in der Gegend Czenstochau wurden zurückgeschlagen. Die Österreicher und Ungarn machten in dieser Schlacht bis zum 25. November 29 000 Gefangene und erbeuteten 49 Maschinengewehre sowie vieles sonstige Kriegsmaterial. Die Deutschen durchbrachen aber bei Brzeziny den Ring, den der Gegner um sie gebildet hatte.

Die Russen, die hierbei schwere Verluste an Toten und Verwundeten erlitten, büßten außerdem noch etwa 40 000 unverwundete Soldaten ein, die als Gefangene in unsere Hände fielen. Ferner wurden 70 Geschütze, 160 Munitionswagen, 156 Maschinengewehre von uns erbeutet und 30 Geschütze unbrauchbar gemacht. Unseren Durchbruch durch den von den Russen bei Lodz gebildeten Ring finden unsere Leser bereits auf Seite 33 geschildert. —

Wie es in der Stadt Lodz während dieser Kämpfe aussah, davon gibt folgender Brief eines Lodzer Bürgers eine höchst lebendige Schilderung:



Die Wiedererstürmung Steinbachs i. E. Nach Angaben eines Augenzeugen gezeichnet von Fr. Schmidt.



Ein gefährlicher Pionierangriff.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

Schon seit einigen Tagen bemerkte man eine Unruhe in den maßgebenden militärischen Kreisen von Lodz, und am Abend des 17. November (Dienstag) hat man Lodz von neuem angegriffen. Die ersten vereinzelten Kanonenschüsse fielen von fünf bis sechs Uhr abends. In der Nacht zum Mittwoch währte die Beschießung von zwei Uhr an ununterbrochen 16 Stunden lang, und zwar nicht nur von einer, sondern von allen Seiten. Mittwoch abend, so gegen sechs Uhr, hörte es allmählich auf. Donnerstag früh zwischen fünf und sechs Uhr ging's erneut und immer stärker los. Den Höhepunkt erreichte das Bombardement Freitag nachmittag, wobei auch die Stadt an einzelnen Stellen zu brennen anfing. Die meisten Opfer aber unter der Zivilbevölkerung gab es gestern, als die Preußen die Stadt aus Flugzeugen zu bombardieren anfingen, viele Häuser einrissen und einäscherten.

Am Samstag (21.) früh sollen wir wieder Verstärkungen erhalten haben, und so haben wir den Feind auf einzelnen Seiten zurückgedrängt. Dennoch ging diese Nacht die Kanonade ununterbrochen sehr heftig. Am Freitag abend war ich auf der Brzesinska, einem hohen Hause, und von dort sah ich unsere Stellung und die krepierenden feindlichen Schrapnelle. Der Horizont war in allen Richtungen ein Feuermeer, da rings die Dörfer brannten. Von Mittwoch an spielte sich bei uns in der Stadt eine Völkerwanderung ab. Von allen Seiten ist die Bevölkerung geflohen (von Balut, Widsor und anderen Gegenden), und nur mit ihrem Bettzeug versehen, kommen sie zur Stadt herein, wie man es seinerzeit von Belgien gehört hat.



Admiral Anton Haus, Phot. C. Pietzner, Wien.
Marinekommandant und Chef der Marinesektion des österreichisch-ungarischen Kriegsministeriums.

Die Not ist groß und dazu ganz Lodz von Verwundeten überfüllt. Dabei seit 8—10 Tagen keine Zufuhr an Lebensmitteln.

Die meisten Lodzer haben schon seit 10—14 Tagen kein Brot mehr gegessen. Die Bäckerläden hat man wie Festungen umlagert und gestürmt. Bis sechs Mann Bewachung (Kosaken) haben sie zum Schutze bekommen — vor dem Militär. Denn dies arme Volk wollte am meisten Brot haben. Heute zahlt man für ein Pfund Weizenmehl 24 Kopeken. Kartoffeln sind nicht zu haben. Jedenfalls sieht es furchtbar traurig um uns aus. Es geht niemand mehr zu Bett.

In meiner Lampe ist auch nur für eine halbe Stunde Naphtha. Auch für hohes Geld ist keines mehr in Lodz zu haben. Die meisten, ja fast alle Häuser sind bei uns am Abend finster. Das Gas hat auch so gut wie gar nicht mehr gebrannt. —

Erst am 28. November griffen die Deutschen die Russen in der Gegend von Lowicz erneut an, und am 29. wurden Vorstöße der Russen aus Lodz siegreich abgewiesen. Die darauf eingeleiteten Gegenangriffe brachten uns mehr als 9500 Gefangene sowie 36 Geschütze, 26 Maschinengewehre und zahlreiche Munitionswagen ein.

Im ganzen nahm die Ostarmee in den Kämpfen bei Wloclawek, Kutno, Lodz und Lowicz, vom 11. November bis 1. Dezember, über 80 000 unverwundete Russen gefangen.

Anfang Dezember gingen nun die Deutschen, nach dem Eintreffen von Verstärkungen, trotz der großen Anstrengungen, die ihre seit drei Wochen fast ununterbrochen im Kampfe stehenden Truppen bereits hinter sich hatten, ihrerseits von neuem auf der ganzen Front zum Angriff über; es gelang ihrem starken rechten Flügel, in die in der Mitte der russischen Linie bestehende Lücke einbrechend, Lask zu nehmen und, in der Richtung auf Pabianice vordringend, die russische Stellung südwestlich Lodz zu umfassen. Hierdurch wurden die Russen gezwungen, in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember ihre so zäh behaupteten Stellungen um Lodz und dieses selbst zu räumen und hinter die Miazga zurückzugehen. Die Räumung von Lodz durch die Russen geschah heimlich des Nachts, daher ohne Kampf und zunächst unbemerkt. Sie war aber nur das Ergebnis der vorhergehenden dreitägigen Kämpfe. In diesen hatten die Russen ganz ungeheure Verluste, besonders durch unsere schwere Artillerie. Die verlassenen russischen Schützengräben waren mit Toten buchstäblich angefüllt. Noch nie in den gesamten Kämpfen des Ostheeres, nicht einmal bei Tannenberg, sind unsere Truppen über so viele Leichen hinweggeschritten, wie bei den Kämpfen um Lodz, Lowicz und überhaupt zwischen Pabianice und der Weichsel. Außer diesen ungewöhnlich starken, blutigen Verlusten verloren die Russen noch etwa 5000 Gefangene und 16 Geschütze. Obgleich wir die Angreifer waren, blieben unsere Verluste hinter denen der Russen weit zurück. Wir haben, im Gegensatz zu ihnen, insbesondere ganz unverhältnismäßig wenig Tote verloren. Die Stadt Lodz hatte durch die Kämpfe unbedeutend gelitten. Nur einige Vororte und Fabrikanlagen außerhalb des Stadtbezirkes hatten Beschädigungen aufzuweisen, doch das Innere der Stadt ist fast völlig unversehrt. Die elektrische Straßenbahn verkehrte ungestört wie in Friedenszeiten. Eine Schilderung der Kämpfe bei Lodz und die sich daran anschließende Besetzung der Stadt durch die deutschen Truppen haben wir bereits Band I Seite 483 gebracht.

Alle Versuche der Russen, die Lücke durch nach Norden gezogene Truppen der in Südpolen kämpfenden Armeen zu schließen, waren dank der energischen Angriffe der südlichen Gruppe der Verbündeten — namentlich ihres in Richtung Nowo-Radomsk siegreich vorgehenden linken Flügels — mißlungen. Am 7. Dezember meldete der Petersburger Korrespondent der Kopenhagener „Politiken", daß die russische Armee auf der ganzen Westfront zur Defensive übergegangen sei. Die Linie Warschau—Iwangorod bilde die natürliche Verteidigungsstellung Westrußlands.

Auch der linke deutsche Flügel der nördlichen deutschen Gruppe, der sich inzwischen über Ilow bis zur Weichsel ausgedehnt hatte, machte erhebliche Fortschritte und gelangte bis dicht vor Lowicz und an den Bzuraabschnitt. Gleichzeitig mit der Vorwärtsbewegung in Nordpolen waren die verbündeten österreichisch-ungarischen Truppen in den Karpathen und in Westgalizien zum Angriff übergegangen. Auch hier wurden erhebliche Fortschritte gegen den linken russischen Flügel gemacht.

Am 9. Dezember nahm eine unserer auf dem rechten Weichselufer in Nordpolen vorgehenden Kolonnen die Stadt Przasnycz im Sturm. Es fielen hierbei 6000 Gefangene und einige Maschinengewehre in ihre Hände. Auch am 12. Dezember konnten in Nordpolen eine Anzahl feindlicher Stellungen genommen werden, wobei 11 000 Gefangene gemacht und 43 Maschinengewehre erbeutet wurden. Ebenso wurden hier, am 15. Dezember, mehrere Stützpunkte des Feindes erobert, dabei 3000 Gefangene gemacht und 4 Maschinengewehre erbeutet. In Südpolen gewannen unsere Truppen ebenfalls, im Verein mit den österreichisch-ungarischen Verbündeten, Boden.

Die nunmehr mit erhöhtem Nachdruck auf die ganze

Front, vor allem aber gegen die Flügel des russischen Heeres gerichteten Angriffe brachten um die Mitte Dezember die feindlichen Massen ins Wanken; zuerst in Westgalizien, dann im südlichen und nördlichen Polen gingen sie auf der ganzen Linie in östlicher Richtung zurück. Am 17. Dezember veröffentlichte unsere Heeresleitung folgende Meldung:

„Die von den Russen angekündigte Offensive gegen Schlesien und Polen ist völlig zusammengebrochen. Die feindlichen Armeen sind in ganz Polen nach hartnäckigen, erbitterten Frontalkämpfen zum Rückzug gezwungen worden. Der Feind wird überall verfolgt. Bei den gestrigen und vorgestrigen Kämpfen in Nordpolen brachte die Tapferkeit der westpreußischen und hessischen Regimenter die Entscheidung. Die Früchte dieser Entscheidung lassen sich zurzeit noch nicht übersehen."

Diese Nachricht rief in allen deutschen Gauen, wie auch bei unseren Verbündeten in Österreich-Ungarn und der Türkei großen Jubel hervor. Konnte doch die schon seit Monaten mit so hochtönenden Worten angekündigte russische Offensive großen Stils, die das ganze östliche Deutschland überfluten sollte, als völlig niedergeworfen gelten. Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien hatten für absehbare Zeit keinen russischen Einfall mehr zu befürchten. In Konstantinopel jubelte „Tanin", das führende Komiteeblatt, über den neuen deutschen Sieg in Polen, durch den der Krieg schon halb gewonnen sei. Die Folgen des Sieges werden sich, sagte das Blatt, auch im Orient fühlbar machen; Rumänien und Griechenland werden den Gedanken an Unterstützung des Dreiverbandes aufgeben müssen. Nach Berichten, die in Konstantinopel eingetroffen sind, haben sich die Beziehungen zwischen Bulgarien und Rumänien in den letzten Tagen erheblich gebessert, während gleichzeitig Zwistigkeiten zwischen Griechenland und Rumänien entstanden sind, weil Griechenland nichts tut, um zu einer Verständigung mit Bulgarien zu gelangen und auf der Besetzung des neuserbischen Gebiets von Monastir besteht.

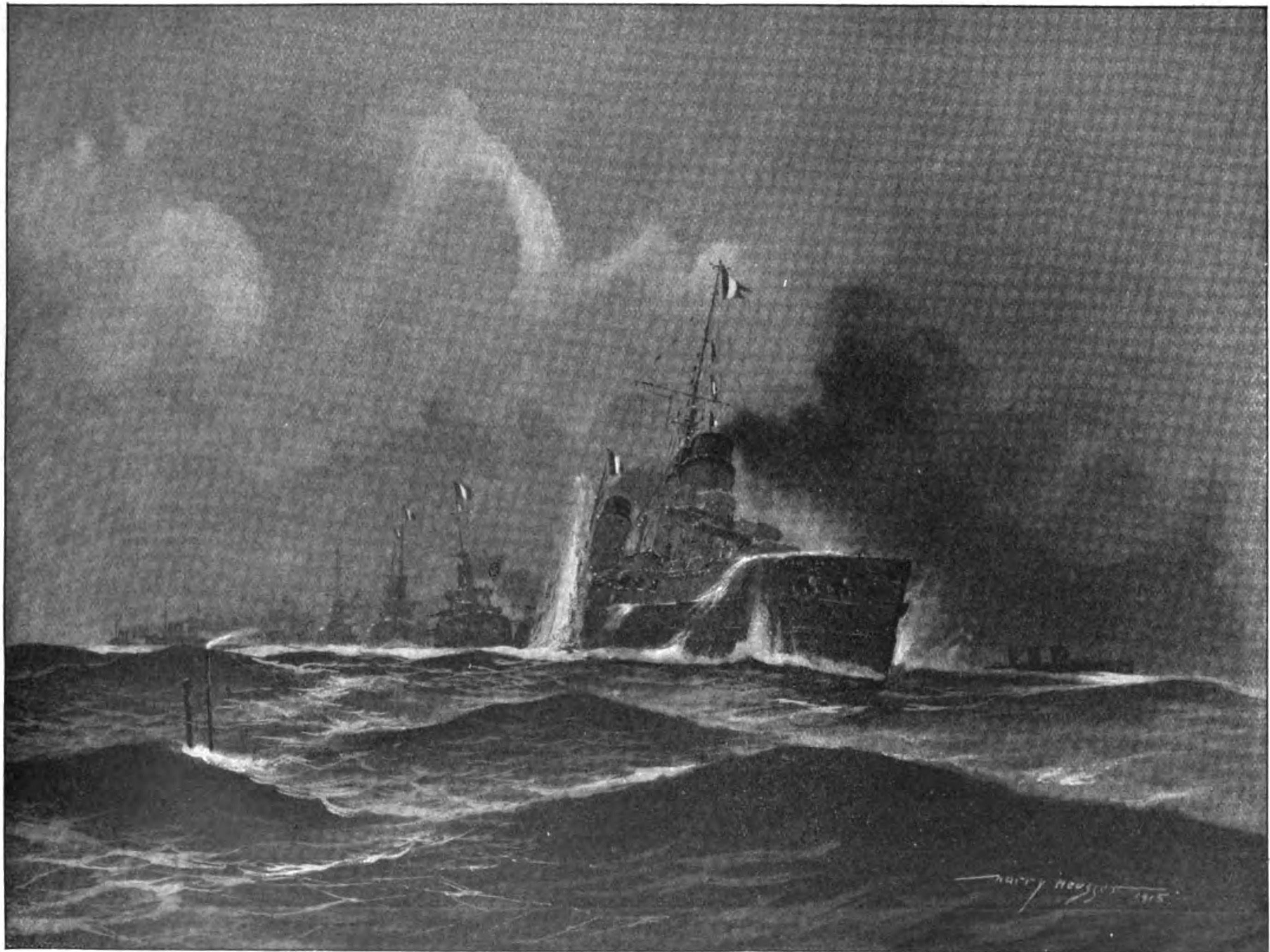
(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

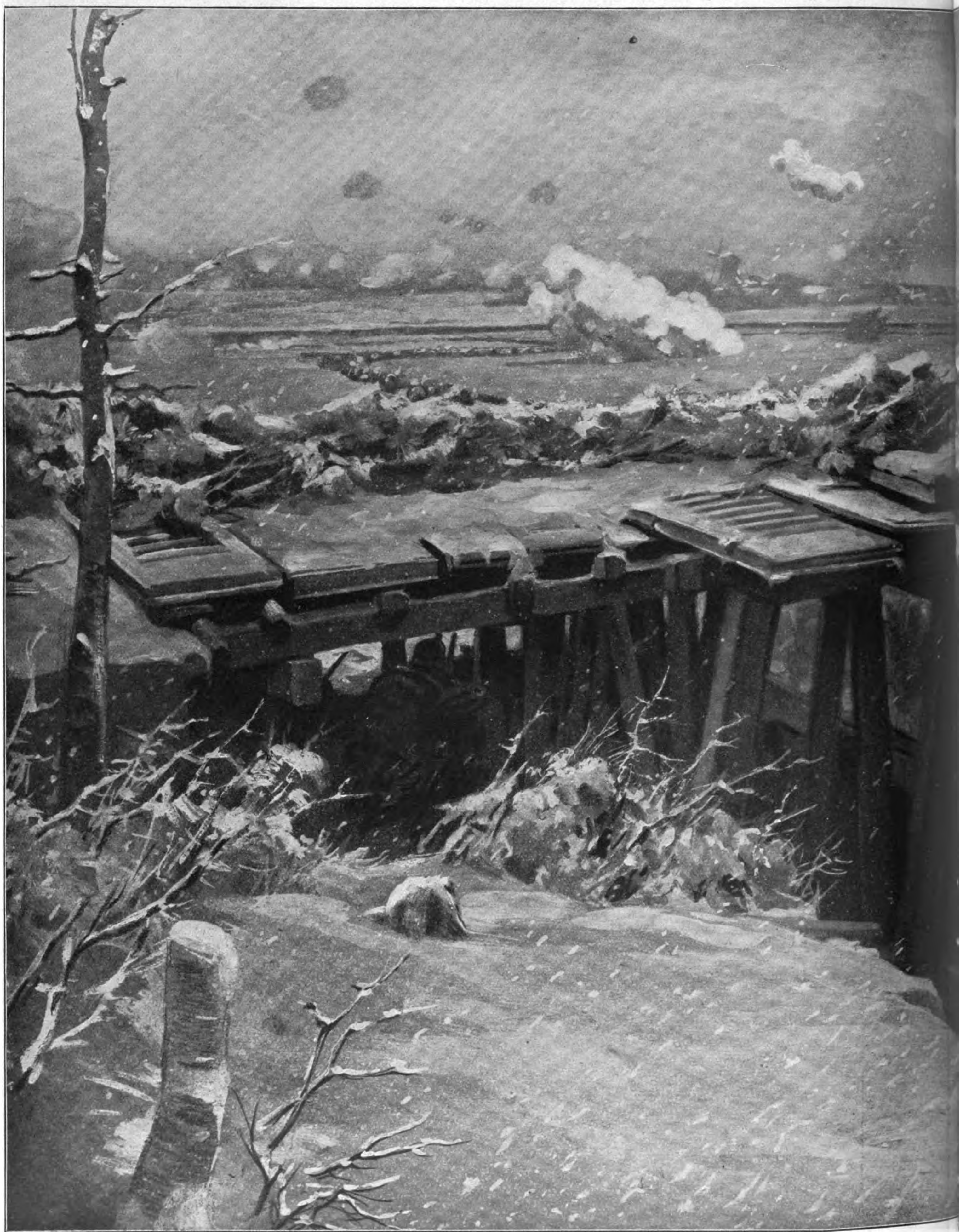
Die kühne Tat des österreichisch-ungarischen „U 12".

(Hierzu die Bilder Seite 70 und 71.)

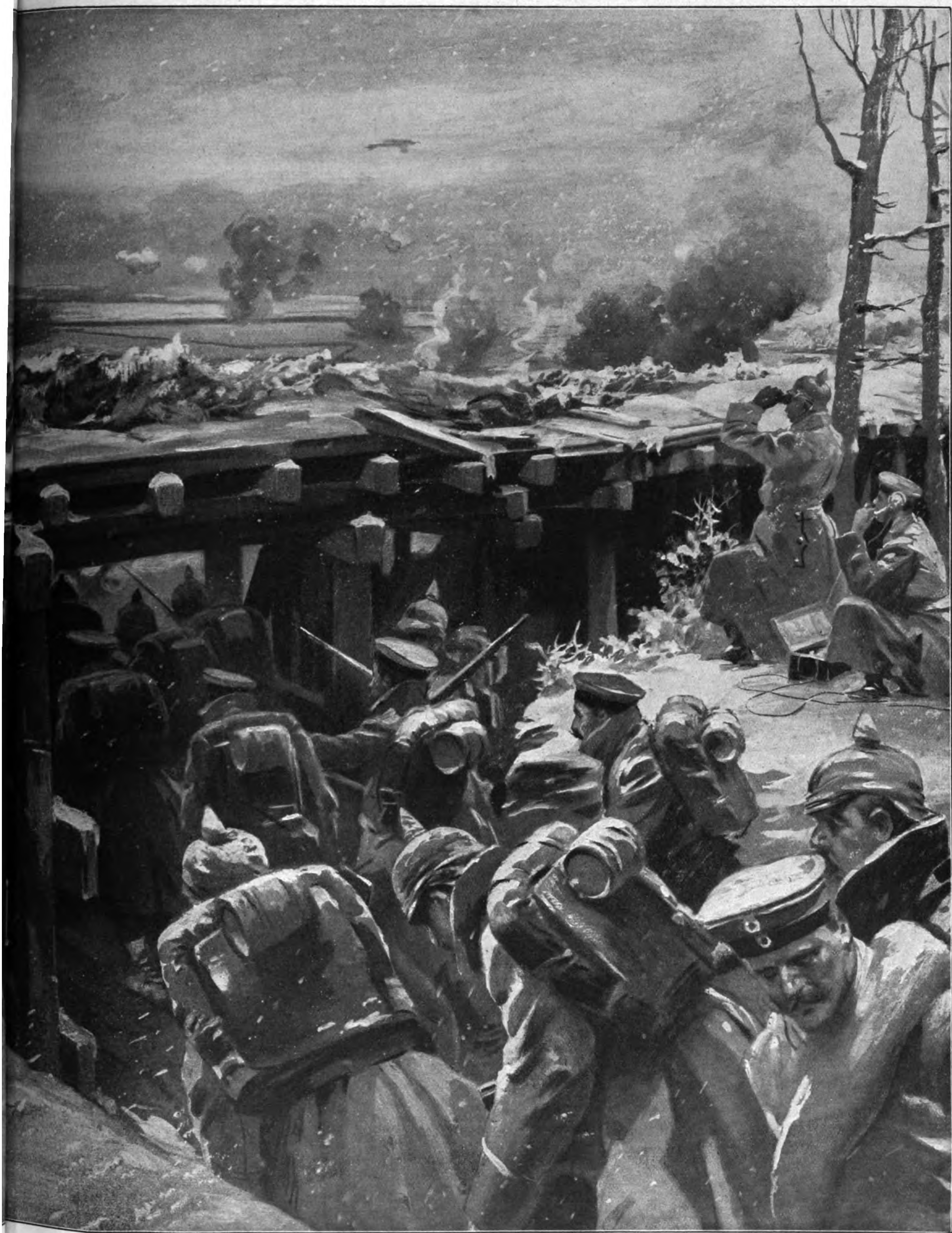
Die österreichisch-ungarische Kriegsflotte, an deren Spitze seit geraumer Zeit der Admiral Anton Haus steht, ist verhältnismäßig klein, aber von außerordentlich hoher Leistungsfähigkeit und von bestem seemännischem und kriegerischem Geiste geleitet und erfüllt. Hierfür hat sie am 21. Dezember wieder einen neuen, wahrhaft glänzenden Beweis erbracht. An diesem Tage kreuzte das unter dem Kommando des Linienschiffsleutnants Egon Lerch stehende Unterseeboot 12 bei steifem Südost und schwerer See in der Straße von Otranto, die zwischen den Jonischen Inseln und der äußersten südöstlichen Landspitze Italiens den Eingang zur Adria vom Mittelmeer her bildet. Trotz dichtem Regen sichtete das Boot vormittags neun Uhr ungefähr 20 Meilen nordwestlich der Insel Saseno ein großes Kriegschiffgeschwader, das sich in nordwestlichem Kurse in doppelter Kiellinie rasch näherte. Bei der Ungunst der Witterung und der Kürze der Zeit konnte nur schnell noch die Zahl der Einheiten — es waren deren 16 — und der Typ des führenden Flaggschiffes „Courbet" festgestellt werden. Schon nach wenigen Minuten tauchte „U 12" unter, an



Angriff des österreichisch-ungarischen Unterseeboots „U 12" auf die französische Hochseeflotte in der Straße von Otranto.
Nach einer Originalzeichnung von Harry Heußer.



Ein Angriff in Flandern



…hrend eines Schneesturms.

Bord alles gefechtsbereit und zum Angriff entschlossen. Der mutige Linienschiffsleutnant hatte sich als Opfer seiner Manövrierkunst nichts Geringeres als das Flaggschiff selber ausersehen und mußte, um dem Schiffe beizukommen, unter der dazwischen liegenden einen Kiellinie erst wegtauchen. Es gelang, und nun wurden in rascher Aufeinanderfolge zwei Torpedos ab efeuert, die beide ihr Ziel erreichten, wo a f „U 12" wohlbehalten in seinen Stationshafen zurückkehrte.

Eine kühne, glänzend ausgeführte Tat, die der französischen Flotte eines ihrer besten Kriegschiffe kostete, denn der doppelt getroffene Überdreadnought soll nach verbürgten Nachrichten bei Valona gesunken sein.

Ein Angriff in Flandern während eines Schneesturms.

(Hierzu das Bild Seite 72/73.)

„Nichts Schrecklicheres als die Kämpfe in Flandern," schrieb ein englischer Kriegsberichterstatter seiner Zeitung. „Die Gegend sieht aus wie das Land des Todes. Jedes Gebäude, ob klein oder groß, zur Ruine ausgebrannt oder in Trümmer geschossen. Vo Pflanzenwuchs keine Spur mehr, denn was da im Sommer sproßte und trieb, Baum oder Strauch, ist alles längst abgehauen und in die Schützengräben geschleppt, zu Deckungen oder Unterständen verbaut. Ebendahin ist alles Stroh, das Gras von den Wiesen, das abgefallene Laub verschwunden. In die kahle Erde haben zahllose Granaten metertiefe Löcher gerissen, eins am anderen, so weit das Auge schaut. Wenn es schauen kann! Denn wehe, wer seinen Kopf unvorsichtig nur eine Viertelminute vorstreckt! Unermüdlich liegen sie hinter ihren Luken, diese deutschen Scharfschützen, und keine noch so geringe Bewegung entgeht ihren Luchsaugen. Aber selbst in den Verhauen, in den besten Schlupfwinkeln ist man keine Sekunde sicher. Mit Tollkühnheit, als ob all das Gewehr- und Schrapnellfeuer sie nichts anginge, kreuzen die Tauben und Doppeldecker über unseren Linien, und sobald sie etwas Verdächtiges entdecken — ein kleiner Bogen, ein kurzes Aufbäumen oder wer weiß was sonst für ein unerklärliches, nur ihren eigenen Landsleuten verständliches Zeichen, und fünf Minuten später prasselt über die so gekennzeichnete Stelle ein fürchterliches, nervenzerreißendes Granatfeuer los, aus dem es keine Rettung gibt. Und als sei das Leben unter solchen Umständen noch zu gut, zu bequem, ist seit einiger Zeit der Frost über uns hereingebrochen. Schnee sinkt zur Erde, bald in leichtem Flockentanz, bald im wilden Wirbel des Wintersturms. Bot früher die Farbe der Uniform noch einen gewissen Schutz, so ist das vorüber; jeden verlorenen Handschuh sieht man Hunderte von Metern weit auf dem weißen Bahrtuch dieses Totengeländes. In den Gräben, den Höhlen hocken sie beieinander, sich gegenseitig zu wärmen, den verklammten Fingern, den schier steifgefrorenen Füßen jedes erhaschbare Quentchen Wärme zuzuführen. Keiner denkt daran, ein Feuer zu entflammen. Der Rauch, so fein und dünn er emporzöge, über dem weißen Schnee würde er unfehlbar verraten, wo ein paar Halberfrorene dem verzweifelten Kältegefühl abzuhelfen suchen, und eine wohlgezielte Granate wäre binnen kurzem das grausige Ende des Feuerchens und seiner Bereiter . . ."

Hatten unsere tapferen Soldaten anfangs die Engländer als Gegner ziemlich gering eingeschätzt, so erwiesen sich diese in der Folge als ungemein zähe, erfindungsreiche Widersacher. Sind unter ihnen doch viele erprobte Kämpen, die manchen schweren Strauß in den Kolonien hinter sich haben. Von ihren zahllosen Listen hier nur eine. Wenn unsere Feldgrauen zum Sturm vorbrachen, fanden sie die feindlichen Schützengräben zu ihrem Erstaunen leer und sahen sich dennoch fortgesetzt unter wütendem Kreuzfeuer. Endlich zeigte sich, daß sich die Engländer einzeln über das ganze Gelände verteilt, sich in Gebüschen, Schobern, zugedeckten Erdlöchern und dergleichen verkrochen hatten und von da aus feuerten, völlig unsichtbar. In der Folge wurden daher alle verdächtigen Stellen dieser Art von uns zuerst unter Artilleriefeuer genommen, ehe man zum Sturm vorging. Aber man erkennt auch aus solchen Schilderungen, welche Riesenarbeit geleistet wurde und von welchem Übermaß von Heldentum unsere Heeresleitung kündet, wenn sie in dürren Worten sagt: „Gestern wurde bei X. der Feind aus seiner befestigten Stellung geworfen." Der eingangs erwähnte englische Bericht schließt mit den Worten: „Heldentaten werden dort alltäglich verrichtet, die einzeln nicht bekannt werden können, die aber ganze Bücher füllen würden."



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

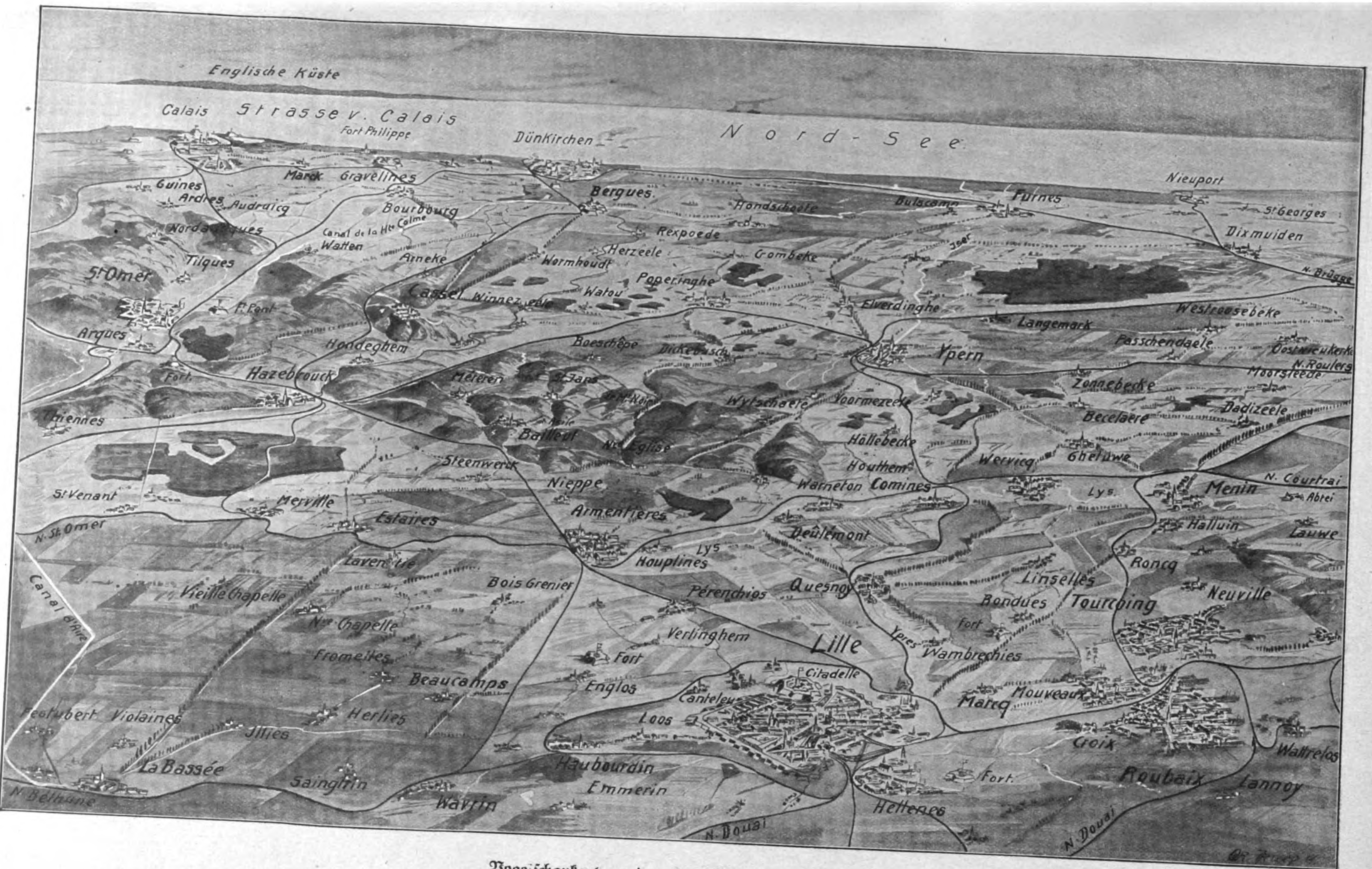
Eine Windmühle wird von Franzosen als militärischer Aussichtspunkt verwendet.

Das zerstörte Bailly.

(Hierzu die Bilder Seite 76 und 77.)

Die Erstürmung von Bailly, über die wir schon Bd. I S. 460 die Schilderung eines Mitkämpfers bringen konnten, stellte sich, wie die ruhmvolle deutsche Waffentat vom 12. bis 14. Januar bei Soissons erwiesen hat, immer mehr als die Teilmaßnahme eines großangelegten Planes unserer Armeeoberleitung heraus, an dem auch die am 17. Dezember angekündigte französische Offensive nichts zu ändern vermochte. Unsere Truppen haben hierbei nicht nur an den verschiedensten Stellen der langen Front, von der Nordsee bis zu dem südlichsten Teil der Vogesen (s. die Karte Bd. I Seite 364), den heftigsten Angriffen standgehalten, sondern sogar in dem Kampfabschnitte, der Paris am nächsten liegt, einer beträchtlichen französischen Armee eine vernichtende Niederlage von großer Tragweite bereitet und sie zum Rückzug gezwungen.

Diesem glänzenden Erfolg bei Soissons, über den wir bereits auf Seite 51 berichteten, war die Einnahme von Bailly vorausgegangen. Die Stadt ist durch ihre Lage ein wichtiger Eisenbahnpunkt an der östlichen Grenze des Kampffeldes von Soissons; die dort sich entlang ziehende



Vogelschaukarte zu den Kämpfen in Flandern.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Eine von deutschen Soldaten in Vailly erbaute Straße, die den deutschen Namen „Hüttendorfstraße" erhielt.

Bergkette beherrscht die Ausmündung des Tales in die östlich beginnende Champagneebene. Die strategische Bedeutung des Städtchens erhöht sich noch durch den Flußübergang über die Aisne. Obwohl die Franzosen diesen Platz durch außerordentlich starke Feldbefestigungen zu sichern suchten, schoben sich die deutschen Schützengräben volle sechs Wochen hindurch hartnäckig immer näher an die feindlichen Stellungen heran. Endlich, am 29. Oktober nachmittags, wurde der Befehl ausgegeben, am nächsten Morgen, früh acht Uhr, die gegnerische Stellung im Sturm zu nehmen. Diese Aufgabe wurde vom Leibregiment, den Regimentern Nr. 24 und 48 und einem Halbbataillon der Zwölfer, wie schon Bd. I S. 460 geschildert, glänzend gelöst.

Es ist selbstverständlich, daß das tapfer verteidigte Städtchen unter dem deutschen Granatfeuer leiden mußte, aber die aus ihren Stellungen vertriebene französische Artillerie hat ihm hinterher, wie unsere Bilder zeigen, erst recht die empfindlichsten Schädigungen zugefügt. Berichtet doch ein Mitkämpfer, offenbar ein Feldarzt, in einem im „Tag" veröffentlichten Briefe, daß Vailly zu einem Trümmerhaufen gemacht wurde und an allen Ecken und Enden brannte.

„Am 31. Oktober, also nach dem Sturm," so schrieb er, „hatten wir den ganzen Tag über Ruhe. Um elf Uhr abends waren die Eingeborenen weggebracht, und um zwölf Uhr wurden wir von einem so entsetzlichen Granatfeuer überschüttet, wie keiner von uns im ganzen Feldzug es nur annähernd erlebt hatte. Ich sage euch, es war schauerlich. Unsere Villa, deren eine Dachhälfte schon vom Granatfeuer heruntergerissen war, als wir einzogen, wurde dreimal getroffen. In mein Schlafzimmer sauste ein Granatsplitter durch eine Tür und zertrümmerte neben meinem Bett einen kostbaren venezianischen Spiegel; eine Schrapnellkugel ging dann noch durch das Fenster. Kinder, so flink bin ich noch nie aus dem Bett gekommen. Als ein Radfahrer meldete, Regiment Nr. 24 glaube sich nicht halten zu können (was sich später als Falschmeldung herausstellte), ließen mein Stabsarzt und ich unsere Pferde satteln, den Sanitätswagen anspannen und machten uns bereit. Das Regiment Nr. 12 rückte um zwei Uhr nachts zur Hilfe herbei, konnte jedoch gleich wieder abziehen, da unser Regiment keinen Zollbreit zurückgegangen war. Um zweieinhalb Uhr hörte die Beschießung auf, und zehn Minuten später konnte ich mein müdes Haupt wieder zur Ruhe niederlegen."

General der Infanterie v. Falkenhayn, Chef des Generalstabs der deutschen Armee.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu das Bild Seite 61.)

v. Falkenhayn trat am 17. April 1880 als Leutnant in das oldenburgische Infanterieregiment Nr. 91 ein. 1887 bis 1890 wurde er zum Besuch der Kriegsakademie und dann zur Dienstleistung beim Großen Generalstab kommandiert. 1893 kam er als Hauptmann wiederum in den Großen Generalstab und darauf in den Generalstab des 9. Armeekorps in Altona. Nachdem er ein Jahr lang Kompaniechef im Infanterieregiment Nr. 21 in Thorn gewesen war, ging er 1896 als Militärinstrukteur nach China und blieb bis 1899 im chinesischen Dienst. Von dort wurde er zum Gouvernement in Kiautschou kommandiert und trat im nächsten Jahr wieder in den Großen Generalstab und von diesem in den Generalstab des 14. Armeekorps über. Bei Ausbruch der chinesischen Wirren führte er den ersten Truppentransport nach China und wurde später dem Generalstab der ostasiatischen Besatzungsbrigade in Tientsin zugeteilt. 1904 wurde er Bataillonskommandeur in Braunschweig, 1906 Abteilungschef im Großen Generalstab, bald darauf Chef des Generalstabs des 16. Armeekorps. Im Januar 1911 wurde er zum Kommandeur des 4. Garderegiments zu Fuß, ein Jahr später zum Chef des Generalstabs des 4. Armeekorps in Magdeburg ernannt.

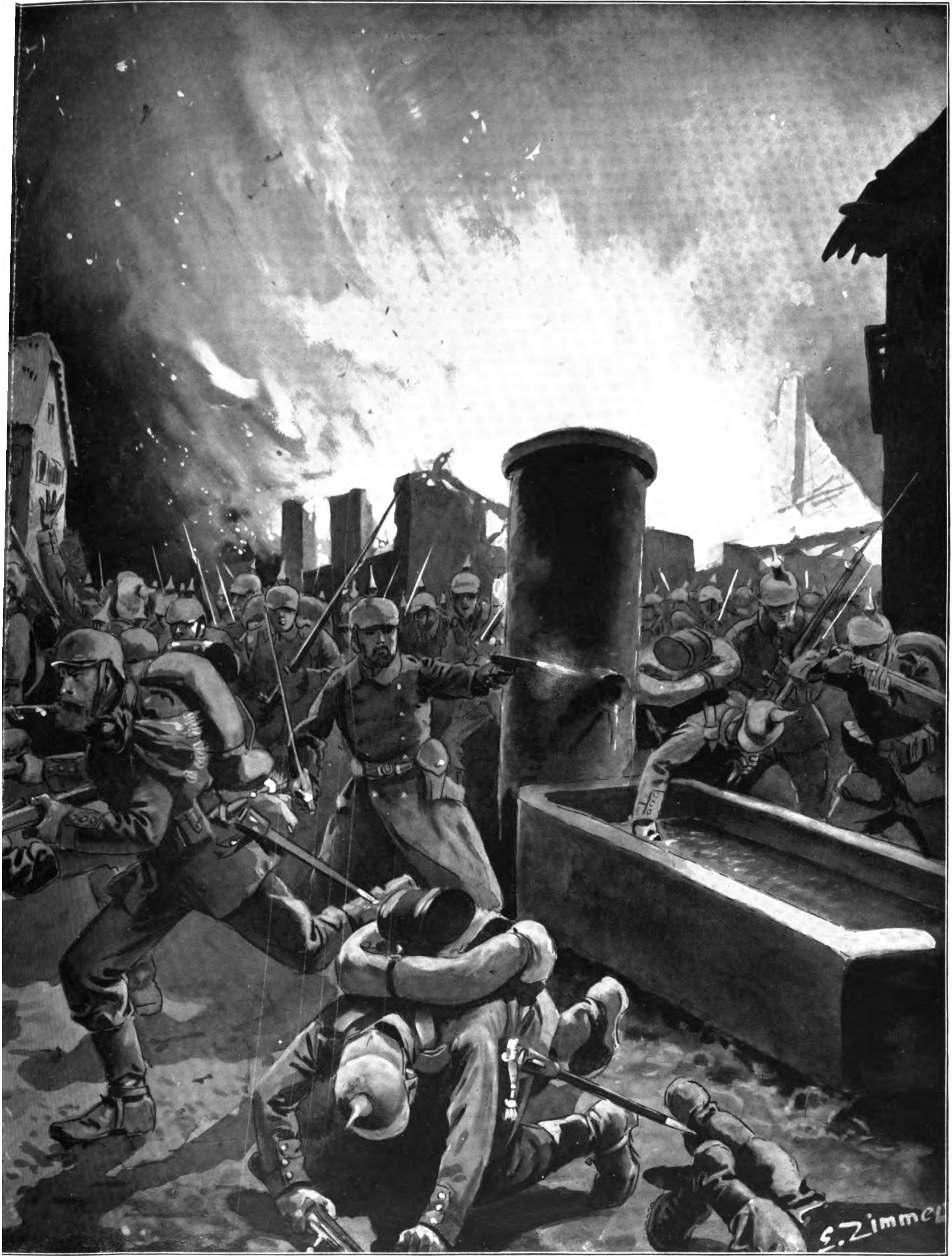
Von dieser Stellung aus (die er nur wenig über ein Jahr innegehabt hat) wurde der junge Generalmajor im Juni 1913 zum preußischen Kriegsminister an Stelle des zurückgetretenen Generals v. Heeringen ernannt, wobei er gleichzeitig das Patent eines Generalleutnants erhielt. Ihm lag in dieser Stellung vor allem die schwierige Arbeit der schnellen Durchführung der großen Heeresvorlage ob, die eine große Organisationskraft erforderte. Bei Ausbruch des Krieges ergab es sich von selbst, daß der Kriegsminister an den Arbeiten des Generalstabs den tätigsten Anteil nahm, und als Generalstabschef v. Moltke (s. Bd. I S. 398) aus Gesundheitsrücksichten die Leitung abgeben mußte, übernahm der Kriegsminister zunächst dessen Stellvertretung, für die ihn seine frühere Generalstabstätigkeit besonders geeignet erscheinen ließ, bis am 9. Dezember 1914 die endgültige Ernennung erfolgte.

v. Falkenhayn war somit die größte Zeit seiner militärischen Laufbahn im Generalstabe beschäftigt; doch fehlte



Nächtlicher Bajonettangri

Nach einer Originalzei



iff in Steinbach i. Elsaß.

hnung von E. Zimmer.

ihm nach preußisch-deutschem Gebrauch die Fühlung mit der Truppe nicht, die nach richtiger Erkenntnis der maßgebenden Stellen dem Generalstabsoffizier neue Kraft verleiht. Er hat in ganz außergewöhnlich jungen Jahren die höchsten Stellen in der Armee erreicht. Am 20. Januar 1915 erfolgte seine Ernennung zum General der Infanterie. Diese Entwicklung seiner militärischen Laufbahn verdankt v. Falkenhayn nicht allein seiner hervorragenden militärischen Tüchtigkeit, sondern auch, ja hauptsächlich der belebenden Frische und Elastizität seines Geistes. Er kennt keine unüberwindlichen Schwierigkeiten und ist überzeugter Optimist. Diese Eigenschaft ist nicht nur eine Gabe des Gemütslebens, sondern eine militärische Tugend von höchster Bedeutung. Was v. Falkenhayn als Chef des Generalstabs noch leisten wird, ist der Zukunft vorbehalten. Als Kriegsminister hat er bereits die wichtigsten und schwierigsten Aufgaben glänzend gelöst. Der alte Generalfeldmarschall Graf Moltke äußerte sich nach dem Kriege 1870/71 einmal dahin, daß ihn die Militärverwaltung in der Aufstellung von Reserve- und Landwehrtruppenteilen zu kümmerlich versorgt habe. Im Gegensatz hierzu ist es General v. Falkenhayn gelungen, die ganze ungeheure Wehrkraft des deutschen Volkes in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Wenn die Geschichte dieses Weltkrieges geschrieben werden kann, wird die Welt staunen über die Millionenheere, die vor und während des Kampfes geschaffen, gekleidet, bewaffnet und ausgerüstet wurden. Eine Eigenschaft v. Falkenhayns kann nicht unerwähnt bleiben. Bei aller höfischen Gewandtheit weiß er mit großer Offenheit seinen Standpunkt zu wahren.

Die Kämpfe um Steinbach i. E.

(Hierzu die Kunstbeilage und das Bild Seite 68.)

Im Oberelsaß, wo die Ausläufer der Vogesen gegen Osten sanft abfallen und die dunklen Tannenwälder an Weinberge und Obstgärten grenzen, liegt das Dorf Steinbach, 2 Kilometer südöstlich davon die Stadt Sennheim, der Knotenpunkt der Vogesenbahnen nach Thann—St.-Amarin und Maasmünster sowie der Landstraßen nach Colmar und Mülhausen (s. auch die Vogelschaukarte Bd. I S. 364).

Während der zu Beginn des Krieges tobenden Kämpfe lag Steinbach außerhalb der Gefechtszone; die Franzosen zogen sich in südlicher Richtung in das Wesserlinger Tal, der Thur folgend, in die Vogesenpässe zurück. Als aber im Spätherbst die Höhen und Schluchten im Schnee versanken, rückten die Franzosen langsam wieder in das Tal hinab und besetzten die Strecke St.-Amarin—Thann. Damit hatten sie sich Steinbach bedeutend genähert und waren nur noch wenige Kilometer von der Ortschaft entfernt; in den Wäldern streiften ihre Patrouillen, die oft bis in das Dorf selbst vordrangen. Tag für Tag konnte man zwar von Süden, von Dammerkirch und Belfort her, Kanonendonner hören, aber zu ernstlichen Zusammenstößen kam es zunächst noch nicht, da sich beide Parteien vorläufig in ihren Verteidigungsstellungen hielten. Doch um die Mitte des Dezember kam plötzlich Leben in die französischen Reihen. General Putz, der Führer der französischen Heere im Oberelsaß, selbst ein geborener Elsässer, hatte bedeutende Verstärkungen herangezogen und hielt den Augenblick für gekommen, den im August gescheiterten Durchbruch zum Oberrhein abermals zu versuchen und Mülhausen zu besetzen. Von Dammerkirch aus den Rhein-Rhone-Kanal entlang und von Thann aus über Sennheim wollten die Franzosen von zwei Seiten auf Mülhausen marschieren.

Einen wichtigen Stützpunkt für die französische Artillerie boten die Höhen oberhalb Steinbach, die das Dorf selbst und die Stadt Sennheim sowie die Straßen und Eisenbahnlinien nach Mülhausen beherrschen. Um diese Höhe, die auf der Karte die Nummer 425 trägt, wurde von beiden Seiten erbittert gekämpft, und mehrere Tage hindurch wurde sie von Deutschen und Franzosen abwechselnd verloren und wieder gewonnen. Schließlich blieben die Deutschen endgültig im Besitz der heiß umstrittenen Höhen, und an ihrem zähen Widerstand scheiterten alle Angriffe der todesmutigen Alpenjäger.

Am 13. Dezember, einem Sonntag, besetzten die Franzosen zum erstenmal Steinbach, das nun für die kommenden Wochen der Schauplatz blutiger Nahkämpfe wurde. „Der Morgengottesdienst war eben beendet," so erzählt ein Augenzeuge, „als es auf den umliegenden Höhen lebendig wurde. Auf eine kurze Kanonade folgte starkes Infanteriefeuer, der Kampf wälzte sich näher und näher, und schon



Phot. A. Grohs, Berlin.

Der Marktplatz von Bailly mit der Kirche im Hintergrund.

Der Turm wurde von einem 21-cm-Mörser-Geschoß getroffen, das, ohne zu krepieren, in das Innere der Kirche fiel.

mittags zwischen ein und zwei Uhr flutete französische Infanterie, untermischt mit Alpenjägern, die Abhänge herunter dem Dorfe zu. Die Bevölkerung hatte sich zumeist in die Keller geflüchtet, als die Franzosen ins Dorf einfielen und sofort sämtliche Häuser nach deutschen Soldaten durchsuchten. Es fielen ihnen jedoch nur einige wenige Landwehrleute von der kleinen schwachen Besatzung in die Hände, die sich zuerst mit Todesverachtung gewehrt und der gewaltigen französischen Übermacht ganz erhebliche Verluste beigebracht hatten."

Allein schon am anderen Tage war die Franzosenherrlichkeit in Steinbach zu Ende. „Zwischen ein und zwei Uhr," erzählt der erwähnte Augenzeuge weiter, „merkte man den Offizieren und Mannschaften, die bei uns ein und aus gingen, an, daß die Sache eine andere Wendung nahm. ‚Nous sommes vaincus!' (Wir sind besiegt!) raunte ein Offizier einem Kameraden ins Ohr. Mit einem Gefühl von Hoffnung und Sehnsucht vernahm ich diese Worte. Da das Feuer mehr und mehr an Heftigkeit zunahm, wurden wir in den Keller der Schule geschafft, wo zahlreiche Einwohner der Ortschaft Schutz gesucht hatten. Da plötzlich zwischen drei und vier Uhr ertönte im Schulhause der Ruf: ‚Hurra, die Deutschen sind da!', und schon stürmten sie zu allen Türen des Schulhauses hinein."


Schlachtenmaler E. Zimmer (X) im Felde.

Unter schweren Verlusten wurden nun die Franzosen aus Steinbach geworfen. 300 Gefangene, eine große Menge Munition und Proviant fielen unseren Truppen in die Hände. Allein auch die Ortschaft hatte schwer gelitten; eine Fabrik und ein großer Bauernhof waren vollständig in Trümmer geschossen, und verschiedene andere Häuser standen in Flammen. Und doch blieben die Deutschen noch nicht Herren des Dorfes, denn die Franzosen, die inzwischen Verstärkungen von Thann erhielten, erneuerten wieder ihre Angriffe. Erst als diese unter schweren Verlusten abgewiesen wurden, trat vorübergehend Ruhe ein, und während dieser Zeit verließ die Zivilbevölkerung Steinbach und wurde in anderen Gemeinden des Sundgaus untergebracht, da zu erwarten war, daß sich die Franzosen um jeden Preis in den Besitz des Dorfes zu setzen suchen würden. Da alle Infanterieangriffe im deutschen Feuer zusammenbrachen, richteten sie ihre Artillerie auf das Dorf und schossen, wie der amtliche deutsche Bericht vom 31. Dezember meldet, systematisch Haus für Haus zusammen. Als daraufhin unsere Truppen einen Teil der Ortschaft räumten, gelang es den Franzosen wieder, in Steinbach festen Fuß zu fassen. Als aber gegen Abend ihr Artilleriefeuer nachließ, unternahmen die Deutschen einen erfolgreichen Bajonettangriff, den der bekannte Schlachtenmaler E. Zimmer (siehe obenstehendes Bild) auf unserer Kunstbeilage in wahrheitsgetreuer Darstellung wiedergegeben hat. Der Himmel war mit düsteren, schwarzen Regenwolken überzogen, kein Stern flimmerte am Firmament, nur der Flammenschein eines brennenden Hauses, das gleich einer riesigen Fackel emporloderte, zeigte den deutschen Landwehrleuten, die still und lautlos von den Höhen herabeilten, den Weg nach Steinbach. Schon hatten sie unter dem Schutz der Dunkelheit die ersten Häuser hinter sich und waren unbemerkt bis an eine Straßenkreuzung innerhalb des Dorfes vorgedrungen, als die Franzosen auf die Alarmschüsse ihrer Posten hin sich sammelten und den Feind angriffen. Der grelle Widerschein des brennenden Hauses, dessen Balken eben knisternd und krachend zusammenstürzten und dessen Flammen der Wind bis auf die Dächer der Nachbarhäuser blies, blendete die Alpenjäger einen Augenblick, doch da funkelten auch schon die deutschen Bajonette, Revolverschüsse krachten und unter donnerndem Hurra warfen sich die Deutschen den Franzosen entgegen. Um jeden Fuß Boden kämpfend, waren sie um Mitternacht bis in die Mitte des Dorfes vorgedrungen, wo sich die Franzosen in den Häusern auf dem Kirchplatz und in der Kirche selbst sowie hinter den Friedhofsmauern verschanzt hatten. Da dieser Platz auf einer kleinen Anhöhe liegt, auf der sich die Kirche erhebt, und man von hier aus das ganze Dorf beherrscht, so suchten sich die Franzosen an dieser Stelle unbedingt bis zum Morgen zu halten, wo sie auf Entsatz hofften. Über umgeworfene Wagen mußten sich unsere Truppen den Weg zum Kirchplatz bahnen, während aus allen Fenstern, Kellern und Dächern ein mörderisches Feuer auf sie niederprasselte. Schon stand der Dachstuhl der Kirche und der eines gegenüberliegenden Hauses in Flammen, als sie endlich auf den freien Platz vor der Kirche gelangten (siehe das Bild Seite 68). Aus den meisten Häusern waren die Franzosen geworfen, aber in der Dunkelheit konnte sich doch noch mancher verstecken und von neuem schießen. Mit Gewehrkolben und Stiefeln wurden Hof- und Scheunentore eingeschlagen und so in erbittertem Ringen im Laufe der Nacht der weitaus größte Teil des Dorfes wiedergewonnen.

Deutsche Unterseeboote vor Dover.

(Hierzu das Bild Seite 79.)

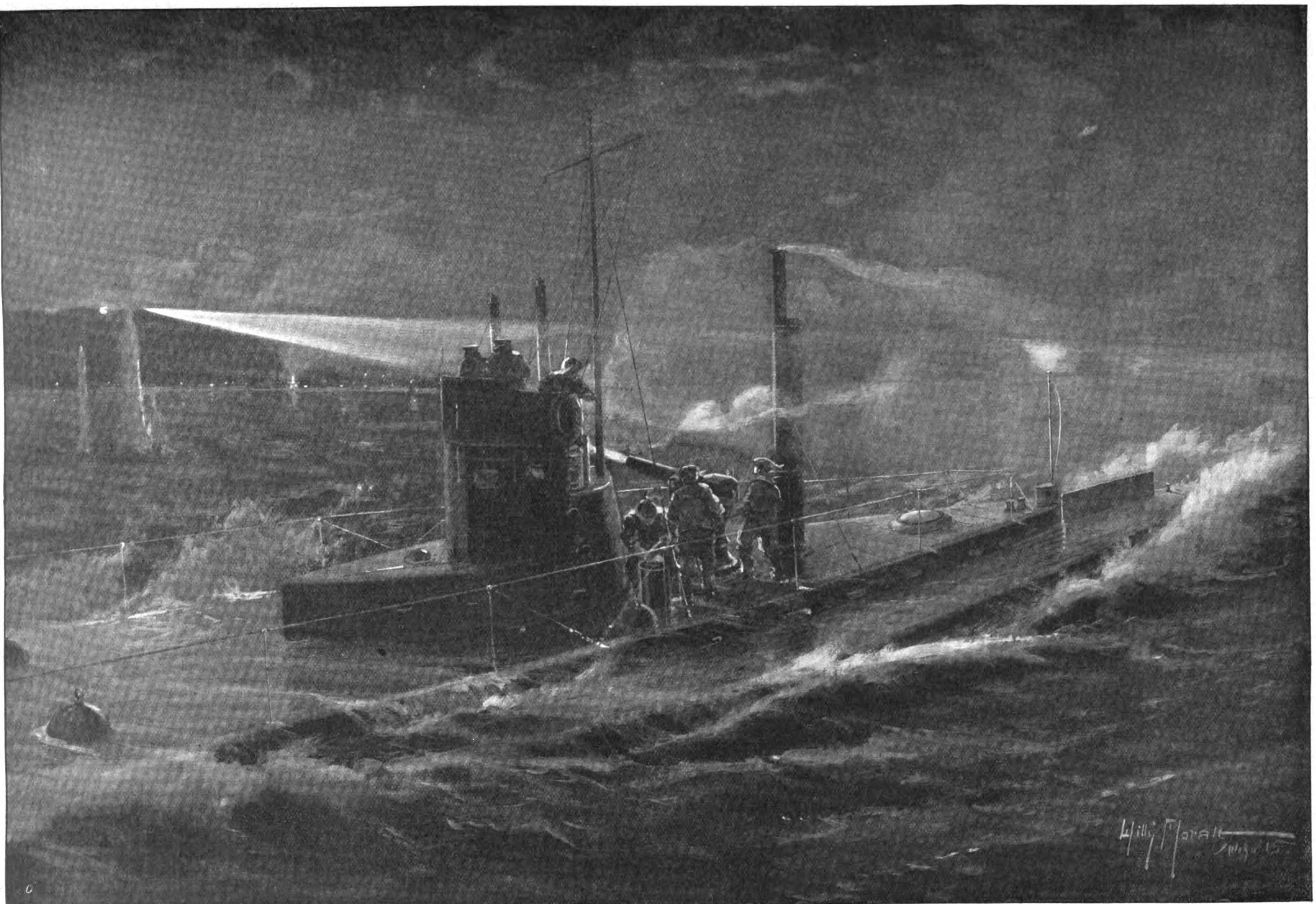
In der Nacht vom 12. zum 13. Januar verbreitete sich in Dover, dem stark befestigten Kriegshafen an der englischen Küste, die Nachricht von der Anwesenheit der gefürchteten deutschen Unterseeboote im Kanal. Sofort entfaltete sich ein eifriges Spiel der Scheinwerfer, die sozusagen jeden Wellenkamm einzeln ableuchteten. Trotzdem drangen die deutschen Unterseeboote mutig bis in die unmittelbare Nähe des Hafens vor; erst das Feuer aus den Strandbatterien und den schweren Geschützen der Zitadelle vertrieb sie. Aber in der folgenden Nacht waren sie schon wieder zur Stelle, erstmals kurz vor Mitternacht, dann wieder gegen Morgen, wobei sie sich nach englischen Berichten aufs kühnste den Hafenanlagen näherten und mehrmals feuerten. Dann verschwanden sie.

Ob es sich bei diesen kühnen Vorstößen nur um Erkundungsfahrten handelte oder um ernstere Pläne, ist belanglos, jedenfalls aber wurde die Absicht, die wichtige feindliche Küstenstadt zu beunruhigen, erreicht. Zwar verkündeten die englischen Blätter wieder, das Ereignis habe bei der Bevölkerung mehr staunende Neugier als Überraschung oder gar Bestürzung erregt. Aus neutralen Zeitungen aber konnte man später erfahren, daß in der Stadt wie in der Umgebung ein paar Tage lang beinahe kopfloser Schrecken die Gemüter erfaßt hatte. So empfindlich mithin der Vorstoß gegen Dover für die überlegene englische Zuversicht war, so bildete er für uns wieder einen höchst erfreulichen Beweis für die stets bereite Angriffslust unserer wackeren Flotte.

Ein gefährlicher Pionierangriff.

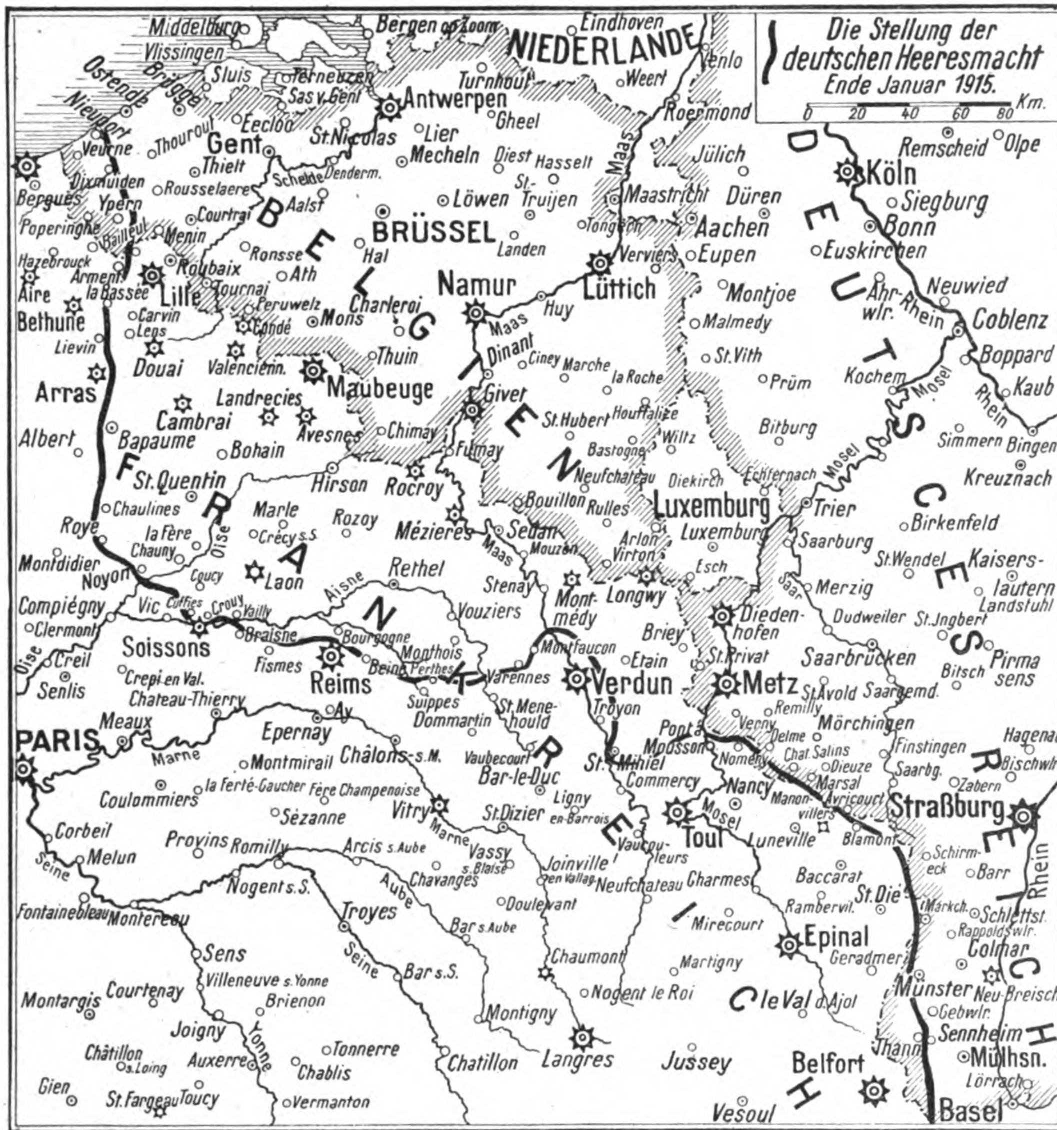
(Hierzu das Bild Seite 69.)

Die Kämpfe in Nordfrankreich haben vielfach aus Nachtgefechten bestanden, bei denen es galt, die zum Sturmangriff vorbereiteten feindlichen Schützengräben durch einen Bajonettangriff in unseren Besitz zu bringen. Diese Kämpfe sind mit besonderer Erbitterung ausgefochten worden, wobei an den einzelnen Mann große Anforderungen gestellt



Nächtlicher Unterseebootangriff auf Dover.

Nach einer Originalzeichnung von W. Moralt.



wurden. Der nachfolgende Bericht eines Pioniers gibt ein anschauliches Bild dieser nächtlichen Kämpfe und der Leistungen, die unsere braven Truppen in der Front vollbringen.

„Um sieben Uhr abends bekamen wir in B . . ., nachdem wir 48 Stunden geschanzt hatten, den Befehl, alles feldmarschmäßig zusammenzupacken. Es galt die Vorbereitung eines Sturmangriffs, der besonders gefährlich war, da in den gut verschanzten Stellungen vom Gegner nichts zu sehen war. Wir standen in einer Talmulde, der Gegner war nur noch etwa 120 Meter von uns entfernt in einer stockwerkartig angelegten befestigten Stellung. Unsere Aufgabe war, womöglich in diese Stellungen einzudringen und sie dem Feinde zu entreißen. Die erste derselben sollte nur schwach besetzt sein, wie unsere Patrouillen ausgekundschaftet haben wollten. Zur Ausführung unseres Auftrages wurden die erste und zweite Gruppe eines jeden Zuges kommandiert. Wir vom dritten Zug, 16 Mann stark, nahmen nun die Sprengladungen: Kugeln, Handgranaten, Brandgranaten usw. mit. Dem Sturmangriff vorauf ging ein heftiges Feuer unserer Infanterie und Artillerie. In der fünften Sappe (eine Sappe ist ein von der eigenen Stellung aus vorgegrabener Laufgraben) war ein Minenwerfer aufgestellt. Dieser gab zunächst vier Schüsse ab, wodurch alles in eine schwarze Rauchwolke gehüllt wurde. Die Schüsse fielen in Abständen von fünf Minuten. Sofort nach dem ersten Schuß sollte unsere erste Gruppe, wobei auch ich mich befand, von der Sappe 4 aus vordringen. Die unzähligen Salven, die uns aus den französischen Stellungen entgegengeschleudert wurden, ließen uns die Gefährlichkeit unseres Vorgehens schnell erkennen, doch da half kein Besinnen, die feindliche Stellung sollte und mußte genommen werden. Plötzlich machte daher unser Unteroffizier K. als Erster den gefährlichen Sprung aus der Sappe, und wir anderen folgten ihm sofort nach.

Etwa 20 Meter vor uns befanden sich einige Erdaufwürfe, die uns die erste Deckung boten. Nun galt es, von hier aus auf den vor uns liegenden Waldabhang hinaufzukriechen und unsere Sprengladungen unter dem dort von dem Feinde errichteten Verhau anzubringen. Kamerad B. und ich, sowie ein Infanterist der auf einem Patrouillengange die Stellung ausgekundschaftet hatte, gingen zunächst vor. Wir sprangen aus unserer Deckung etwa 40 Meter nach vorn auf ein von einer Granate aufgewühltes Loch zu, das uns abermals einige Deckung bot. Dann schlichen wir uns gemeinsam nach vorn bis zu dem starken Astverhau heran, der dem Sturmangriff unserer Truppen hindernd im Wege lag. Hier gruben wir in liegender Stellung ein Loch so geräuschlos als möglich, damit der Feind unser Vorhaben nicht vorzeitig bemerke. Unser Auftrag war, diesen Astverhau durch Sprengung aus dem Wege zu räumen. Glücklich gelang es uns, die Vorbereitung der Sprengung unbemerkt zu vollenden; die verhältnismäßig kurze Zeit, die wir hierzu gebrauchten, dünkte uns aber eine kleine Ewigkeit. Endlich war auch die Ladung angebracht. Nun noch die Zündung bewirkt, und dann galt es, so schnell als möglich die Deckung in dem Granatloch wieder zu erreichen. Hierbei wurden wir jedoch plötzlich unter heftiges Feuer genommen. Der Infanterist vor mir erhielt einen Schuß, konnte aber noch mit uns glücklich die Deckung erreichen. Kaum waren wir hier angelangt, als auch schon die starke Explosion unserer Sprengladung erfolgte. Die Bäume, Äste, Zweige und Erdmassen des Verhaues flogen in wirrem Durcheinander in die Luft. Unser Zweck war aber glücklich erreicht: in dem Verhau klaffte eine mächtige Lücke. Unsere weiter rückwärts liegenden Pioniere und Infanteristen konnten nun zum Sturmangriff vorgehen, dem nach einem nur kurzen Widerstande der Franzosen auch bald die erste der gedeckten feindlichen Stellungen zum Opfer fiel. Wir setzten uns sofort in dieser Stellung fest und bauten sie für unsere Zwecke wieder aus."

In Bismarcks Namen.

Sommer-Sonntag. Zum Bismarck von Berlin
Sieht man heut die Hunderttausend ziehn.
In immer neuen Kolonnen rückt es heran,
Und Kind an Weib gedrückt und Weib an Mann.
Das Mädel küßt unter Tränen lächelnd den Schatz.
Die Sommersonne lacht auf den Königsplatz.

Uniformen blitzen. Und einer steht im Talar:
Der Priester an dem ehernen Bismarck-Altar!
Und er spricht. Von dem, was die Väter vollbrachten,
Aufwärts blickend im Kampf zum Lenker der Schlachten,
Treu erfüllend allzeit des Gewissens Gebot.
Und das Bibelwort dröhnt: Sei treu bis zum Tod . . .
Das Vater Unser. Und auf den Knien
Liegen die Hunderttausend von Berlin.

Und schweigend starrt der große eiserne Mann.
Erwacht er nicht eben? Brüder, seht ihn nur an!
Das Ballen der Fäuste, das Zucken seines Gesichts:
„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts . . . sonst nichts . . ."
Jede Lippe spricht's nach und droht und verheißt.
Ueber dem Königsplatz schwebt Bismarcks Geist . . .

Paul Enderling (2. 8. 1914).

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Während unsere Truppen die Russen weiter verfolgten, machten die russischen Armeen den Versuch, sich in einer neuen vorbereiteten Stellung an Rawka und Nida zu halten. Sie wurden von uns überall angegriffen, und schon am 21. Dezember hatten unsere Feldgrauen in heftigen Kämpfen um den Bzura- und Rawkaabschnitt an vielen Stellen den Übergang erzwungen. Auch an dem rechten Ufer der Pilica entwickelten sich am 22. Dezember lebhafte Kämpfe. Am 23. Dezember wurden die Russen bei Tomaszow nach hartnäckigen Angriffen auf die Stellungen der Verbündeten mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Auch an den folgenden Tagen wurden starke russische Angriffe in der Richtung auf Inowlodz unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeschlagen.

Unterm 24. Dezember ließen sich „London News“ aus Warschau folgendes melden: „Seit 14 Tagen sind achtmal deutsche Luftschiffe über Warschau gewesen. Auch über Iwangorod sind feindliche Luftkreuzer mehrmals gefahren. Nur in zwei Fällen begannen die Luftkreuzer mit einer Beschießung, im allgemeinen haben die Fahrten der Erkundung gedient. Bei der Beschießung von Warschau am 9. Dezember betrug die Gesamtzahl der Opfer rund 250 Personen, darunter 120 Tote. Es war das schwerste Luftbombardement auf Warschau seit dem ersten Erscheinen eines deutschen Zeppelin über Warschau am 20. August.“

Die Christnacht selbst aber blieb, wie General Litzmann, der den Durchbruch bei Brzeziny geleitet hatte, in einem Brief mitteilte, „still von Kanonendonner und Kleingewehrfeuer, wie keine Nacht seit fünfeinhalb Wochen gewesen war! Immer wieder vergeblich trat man aus der elenden polnischen Kate hinaus unter den Dezemberhimmel, an dem der halbe Mond so friedlich hing, wie über der heimatlichen Flur. Die Russen wagten es nicht, uns die heilige Nacht zu stören, und so hörte man denn tatsächlich aus den Soldatenkehlen in eng belegten Alarmquartieren bald die teuren, alten Weisen erklingen: ‚Stille Nacht, heilige Nacht!‘ und ‚O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!‘ Die Weihnachtsbescherung aber war auf zwei andere Abende verlegt worden, die eine Hälfte der Division zündete die Kerzen an ihren dem nahen Wald entnommenen Tannenbäumen schon am Abend des 23. Dezember an, während die Schwesterbrigade vorn die Wache hielt, und diese beging ihr Fest am 25., nachdem in der Dämmerung die Ablösung erfolgt war. So kam niemand zu kurz.“

Am 31. Dezember machte dann unsere Heeresleitung das Ergebnis unserer Angriffstätigkeit in Russisch-Polen bekannt. Die Meldung lautete:

„Unsere in Polen kämpfenden Truppen haben bei der an die Kämpfe bei Lodz und Lowicz anschließenden Verfolgung über 56 000 Gefangene gemacht und viele Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Die Gesamtbeute unserer am 11. November in Polen einsetzenden Offensive ist somit auf 136 600 Gefangene, über 100 Geschütze und über 300 Maschinengewehre gestiegen.“

Es sei hier auch noch eines Briefes gedacht, den ein Österreicher an einen Berliner Freund geschrieben hat und der unter der Bezeichnung „Das gemeinsame Ziel“ auch den Anteil der österreichisch-ungarischen Armee an den deutschen Siegen in Polen kennzeichnet. Es heißt in diesem Briefe, aus dem besonders die treue Waffenbrüderschaft der beiden Armeen hervorleuchtet, die den endgültigen Sieg der vereinigten Mächte verbürgt, unter anderem:

„Um das gemeinsame Ziel zu erreichen, gab es für uns Österreicher und Ungarn nur eins: unsere Front derart zu verschieben, daß Euer Hindenburg und unser Dankl instand gesetzt wurden, den Anprall der russischen Massen auszuhalten. Die Einzelheiten über diese Neugruppierung kann man natürlich jetzt nicht verraten, aber ich kann Dir nur sagen, deutsche Offiziere haben mir versichert, daß Conrad, den Ihr fälschlich immer Hötzendorf nennt, geradezu ein Geniestück ersten Ranges damit geliefert hat. Przemysl ist allerdings nun wieder belagert, Czernowitz wieder in den Händen der Russen, diese abermals in den Karpathen — aber ihr Vorstoß gegen Breslau und Posen ist endgültig



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Rast einer Fuhrparkkolonne in der Rawkaniederung.

zum Stehen gebracht. Das war das Wichtigste. Przemysl und Czernowitz werden wir uns schon wieder holen.

Es wäre töricht, wenn man da reden wollte, wir Österreicher und Ungarn hätten mit Rücksicht auf die Bündnistreue unser Land geopfert, um das Eure vor der russischen Invasion zu retten. Das ist nicht richtig. Wir haben nur, dem eisernen Muß gehorchend, auf die Erreichung des gemeinsamen Ziels Bedacht genommen. Daß wir dabei die bereits errungenen Früchte unserer Siege wieder fahren lassen und zum zweitenmal — obwohl auf der ganzen Linie siegreich! — zurückgehen mußten — lieber Freund, es gehörte viel Selbstverleugnung dazu, aber wir mußten es tun. Und wir haben es getan. Vom ersten Kanonenschuß bis zu dieser Stunde hat unsere Armee nie für sich, sondern immer nur für das gemeinsame Ziel gekämpft."

Für die unüberwindliche Kraft und die Herzlichkeit der deutsch-österreichisch-ungarischen Waffenbrüderschaft zeugte ferner ein Flugblatt, das zur Weihnachtszeit von den Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee an die Truppen unserer im Osten kämpfenden Heere gesandt und in vielen Tausenden von Exemplaren verteilt worden ist. Das Flugblatt, das in seiner Schlichtheit den Eindruck tiefster, innerlichster Aufrichtigkeit hinterläßt, hat folgenden Wortlaut:

„Ein Gruß an Deutschlands Söhne! Als Rußlands Heeresmassen sich über Galiziens Fluren wie eine böse Flut ergossen, stockte unser Atem, unser Herz krampfte sich zusammen, unser Antlitz erbleichte! Unsere k. u. k. Armee gab uns den Herzschlag wieder, und die Farbe kehrte in unser Gesicht zurück. Heldenmütig hielt sie stand und wehrte sich der Übermacht! Solange, bis es Euch gelang, im Verein mit unserem Heere dem Feinde zu beweisen, was es heißt, mit Deutschland in Fehde zu liegen! Ein Feldherr ward Euch beschieden, wie ihn die Weltgeschichte nicht gesehen; ein Kaiser, zu dem wir Österreicher wie zu einem zweiten Vater emporblicken, der treueste Freund unseres ehrwürdigen, geliebten Monarchen. So nehmt dies kleine Zeichen unserer bundesbrüderlichen Liebe an! Wir bauen auf Generalfeldmarschall Hindenburg und seine Armeen! Von den Masurischen Seen bis zu den Karpathen ein Heer, ein Geist, ein einziger Herzschlag! So wie Euer großer Kaiser sprach: Durch Not und Tod zum Sieg!"

* * *

An die Kämpfe in Flandern, die, wie wir auf Seite 8 bis 12 schilderten, um die Monatwende Oktober-November einen gewissen Höhepunkt erreicht hatten, schloß sich das dreitägige Küstengefecht bei Middelkerke an, in dem das die deutsche Armee hart bedrängende englische Geschwader zurückgeschlagen wurde. Sieben der von Admiral Hood befehligten englischen Schiffe wurden dabei von der deutschen Feldartillerie außer Gefecht gesetzt. Eines ist kurz darauf gesunken.

Bei unserem weiteren Vorrücken auf Ypern wurde wiederum Gelände gewonnen, und am 2. November fiel Messines in unsere Hände (vgl. Seite 98). Gegenüber dem rechten deutschen Heeresflügel kämpften in den feindlichen Reihen diesmal auch Inder, aber nicht in geschlossenen Verbänden, sondern auf die ganze Front der Engländer verteilt.

Am Tage darauf kam aus dem Großen Hauptquartier folgende Nachricht über die Kämpfe in Flandern:

„Die Überschwemmungen südlich Nieuport schließen jede Operation in dieser Gegend aus. Die Ländereien sind für lange Zeit vernichtet. Das Wasser steht zum Teil über mannshoch. Unsere Truppen sind aus dem verschwemmten Gebiet ohne jeden Verlust an Mann, Pferden, Geschützen und Fahrzeugen herausgezogen. Unsere Angriffe auf Ypern schreiten vorwärts. Über 2300 Mann, meistens Engländer, wurden zu Gefangenen gemacht und mehrere Maschinengewehre erbeutet."



Warschau von der Vorstadt Praga aus gesehen.

Aus der Tatsache, daß die deutschen Truppen sich ohne jeden Verlust zurückziehen konnten, läßt sich ersehen, daß der deutsche Aufklärungsdienst, der von Flugzeugen und Luftschiffen besorgt wurde, das geleistet hat, was man von ihm erwartete. Man muß Belgien, besonders die Umgebung von Nieuport kennen, um sich ein Bild von den Vorgängen machen zu können. Das Land ist vollkommen eben. Zahlreiche Kanäle und Wasserläufe durchziehen die Gegend, hohe Deiche verhindern das Eindringen des Meeres in das flache, zum Teil tiefer als der Hochwasserstand liegende Land. Nun ließen die Franzosen und Engländer die Schleusenwerke des Yser-Ypern-Kanals an der Küste spielen und die Gegend unter Wasser setzen.

Um den Stützpunkt Ypern an dem mehrfach genannten Kanal wurde schon lange erbittert gekämpft. Die Gefangennahme von 2300 Engländern und die Erbeutung von Maschinengewehren waren unter den geschilderten Umständen immerhin ein erheblicher Erfolg. Von der Heftigkeit der Kämpfe zeugte eine Nachricht, der zufolge über dem Kanal in Dover der Kanonendonner der deutschen


Phot. R. Sennecke, Berlin.
Deutsche Landwehrpatrouille auf den Ausläufern der Lysa Gora.

etwas weniger schwierig; es zerfällt durch die wenig hinderlichen Kanäle von Bennelbeck und Poperinghe nur in drei Abschnitte.

Südlich Ypern ändert sich das Bild vollkommen. Zwischen Ypern und Armentières liegt ein kleiner Höhenzug, der nach Westen ansteigt und mit einzelnen überhöhenden Kuppen der Verteidigung gute Artilleriestellungen bietet. Das Gelände zwischen Armentières und Lens ist eben, nur von dem nordwestlich fließenden Lys und dem nordsüdlich zwischen Esthaires und Béthune sich hinziehenden Kanal durchschnitten. Das schwierigste Kampffeld ist natürlich das nördliche. Die meist 10—20 Meter hohen Flutdämme bilden eine gute Verteidigungslinie, deren östlicher Abschnitt auch deshalb von den Gegnern so hartnäckig verteidigt worden ist, weil westlich des Kanals die Dämme vielfach ein Schußhindernis sind.

Das Bombardement von Ypern begann am 7. November. Ein Augenzeuge gab folgende anschauliche Schilderung davon:

Die Deutschen haben Ypern mit schwerem Geschütz unter Feuer genommen. Die Stadt brennt, und ein großer Teil ist verwüstet; es sind aber keine Menschenleben verloren gegangen, da die Stadt ganz geräumt war. Die Flammen breiteten sich bei dem starken Nordostwinde schnell aus, und bald war der westliche Teil nur ein lodernder Trümmerhaufen. 10—20 Granaten fielen jede Minute. Der Turm der Kathedrale von St.-Martin ist teilweise zerstört, und in den nördlichen Vierteln, wo viele schöne, alte Häuser stehen, ist ebenfalls bedeutender Schaden angerichtet. Auch deutsche Flieger schweben über der Stadt und werfen Bomben.

Endlich in der Nacht vom 11. zum 12. November drangen unsere Truppen in Ypern ein. Beim herrschenden Sturme war es ihnen gelungen, bis zu den Laufgräben der Verbündeten vorzugehen, ohne daß diese die Annäherung merkten. Dort kam es zu heftigen Kämpfen, bei denen beständig neue deutsche Truppenmassen auftauchten. Die Reihen der Verbündeten wurden durchbrochen und in Ypern der heiße Kampf fortgesetzt, bei dem dem Bajonett die Hauptrolle zufiel. Weitere 1100 Mann wurden hier gefangen genommen. Auch am Yserabschnitt bei Nieuport brachten unsere Marinetruppen dem Feinde schwere Verluste bei, ebenso zwischen Arras und Lille, wo der Kampf von Haus zu Haus teilweise einen schrecklichen Charakter annahm.

Nicht minder heftig waren die Kämpfe in der Umgebung von Lombartzyde und Nieuport. — Bei den mühsamen Vorarbeiten für neue Angriffe in den dortigen Dünen nahmen die Unsrigen am 15. November einige hundert Franzosen und Engländer gefangen und er-


Phot. R. Sennecke, Berlin.
Verschneiter Schützengraben vor Warschau.

Geschütze zu hören war. Der Einwohnerschaft von Dover bemächtigte sich infolgedessen eine starke Erregung. Auch bei Ypern und südwestlich Lille kamen wir wieder vorwärts. Namentlich in dem Dreieck Dixmuiden—Rousselaere—Ypern wurde hartnäckig gekämpft, und über 1000 Franzosen wurden bei Ypern zu Gefangenen gemacht. Die Beschießung von Arras wurde mit größter Heftigkeit aufgenommen. Die gesamte Bevölkerung flüchtete. Nur die Behörden blieben zurück. Auch die Kämpfe um Arras wurden mit äußerster Erbitterung geführt. Die Granaten schlugen massenweise in die Stadt ein und verwandelten viele Häuser in Trümmerhaufen. Deutsche Flieger kreisten über der Gegend.

Am 8. und 9. November machten unsere Truppen trotz starker Gegenwehr etwa 1000 Gefangene, Franzosen, Farbige und Engländer, und erbeuteten außerdem noch mehrere Maschinengewehre. Ein in den Abendstunden aus Nieuport heraus unternommener erneuter Vorstoß des Feindes scheiterte gänzlich. Am 11. November konnten die Unsrigen den Gegner nach mehrtägigen, harten Kämpfen aus dem südlich Ypern gelegenen Orte St.-Eloi vertreiben, wobei etwa 1000 Gefangene und 6 Maschinengewehre in unseren Besitz kamen.

In diesen Kämpfen waren es hauptsächlich unsere jungen Freiwilligenregimenter, die mit Todesverachtung und unter dem Gesange von „Deutschland, Deutschland über alles" die feindlichen Stellungen stürmten. So wurden von diesen Braven am 11. November bei Langemark die ersten Linien der feindlichen Stellungen gestürmt und hierbei etwa 2000 Mann französische Linieninfanterie gefangen genommen, sowie 6 Maschinengewehre erbeutet.

Eine weitere Großtat unserer Truppen wurde uns am 11. November berichtet. Dixmuiden war gestürmt worden, und wir waren über den Kanal vorgedrungen. Eine anschauliche Schilderung der Kämpfe, die zur Einnahme Dixmuidens führten, finden unsere Leser auf Seite 34.

Das Gelände um Ypern herum ist, wie ein Landeskundiger in der ersten Nummer der unter Mitwirkung eines deutschen Armeekommandos erscheinenden „Liller Kriegszeitung" schrieb, besonders im nördlichen Teil, etwa bis Merckhem, ein Gewirr von Kanälen, die unzählige kleine Abschnitte bilden (siehe auch die Karte aus der Vogelschau Seite 75). Der bedeutendste dieser Wasserläufe ist der Yser-Ypern-Kanal, mit seinen hohen Flutdämmen und seinem breiten Wasserspiegel ein stärkeres Hindernis als der Netheabschnitt südlich Antwerpen. Weitere Hindernisse dieses Gebiets sind zahlreiche kleine Waldstücke, viele kleine Ortschaften, Einzelhöfe und eingezäunte Wiesen. Südlich Merckhem ist das Gelände


Phot. R. Sennecke, Berlin.
Beim Mittagsmahl vor Warschau.



Ein Zepp…
Na…
(Zu dem Gefe…
1915…
Nach einem…
Zen…

beuteten zwei Maschinengewehre. — Einzelne Bilder aus den furchtbar blutigen Kämpfen an der Yser entwarf der englische Berichterstatter George Renwick auf Grund von Schilderungen, die ihm Mitkämpfer gaben:

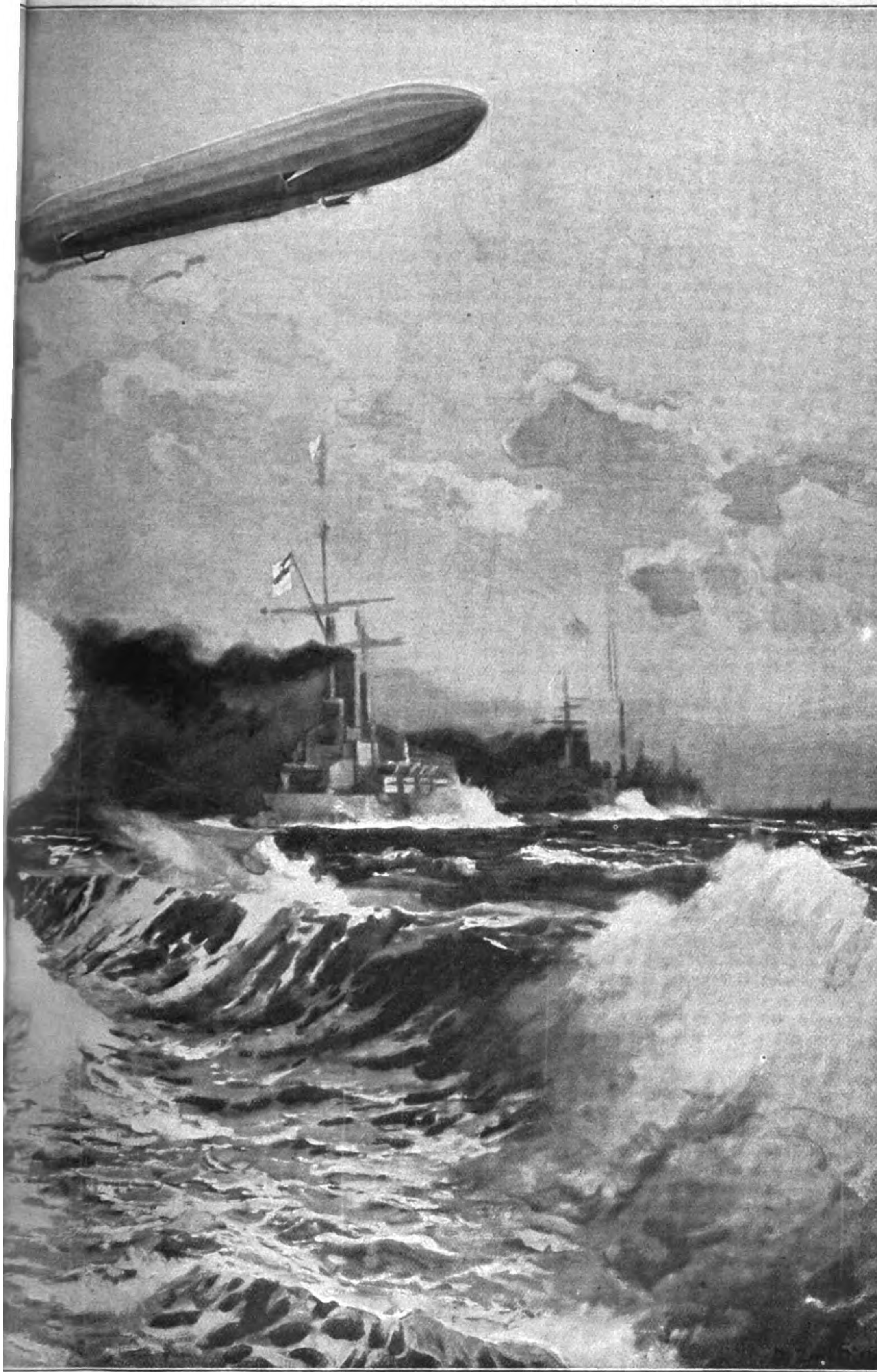
Es war ein furchtbarer Anblick, als die Wasser in die Schanzgräben hineinfluteten, in denen sich die Deutschen festgesetzt hatten. Gerade zu dieser Zeit wurde das Feuer von der Flotte und von unseren Batterien verstärkt, und unsere Infanterie begann von neuem ihre Angriffe. Es war ein Chaos von Feuer und Wasser, ein wahrhafter Orkan des Schreckens und Entsetzens, in dem sich nun die Kämpfe abspielten. Das Wasser staute sich und wurde schmutzig von dem aufspritzenden Schlamm, den die Granaten aufwühlten. Es sind mehr Granaten während der letzten Woche zwischen der See und Dixmuiden geflogen, als wohl während des ganzen übrigen Krieges abgefeuert wurden. Ein Schützengraben ist von den Deutschen fünfzehnmal während zweier Tage und einer Nacht im Sturm angegriffen worden. Danach war es einfach unmöglich, den Angriff zu wiederholen, da der Boden zu dicht mit Gefallenen bedeckt war. Sieben dieser Angriffe wurden während der Nacht gemacht, und während der ganzen letzten Woche vollzog sich überhaupt das furchtbarste Ringen nach Einbruch der Dunkelheit. Ganz besonders unheimlich sind die Angriffe beim Mondlicht, das im ungewissen Dämmer die Dinge ahnen, aber nicht erkennen läßt. Eines Nachts waren die Deutschen auch wieder in lautlosem Schweigen herangekommen; aus den Gräben sprangen sie auf gegen uns, und dann waren wir im schweren Kampf, als plötzlich der Mond hervortrat und das Feld vor uns erhellte. Da entdeckten wir eine feindliche Batterie, die uns furchtbaren Schaden getan hatte — es waren einige von jenen mächtigen österreichisch-ungarischen Haubitzen — und nun wußten wir, woher der unsichtbare Tod gekommen war. —

Die englischen Kriegschiffe, die während jener Zeit wiederholt an die belgische Küste kamen, wurden immer wieder vertrieben. Am 23. November erschien ein englisches Geschwader bei Lombartzyde und Zeebrügge und beschoß diese beiden Städte. Unter unseren Truppen wurde jedoch nur wenig Schaden angerichtet, dagegen wurde eine Anzahl belgischer Landesbewohner getötet und verletzt.

Über das von englischer Seite erfolgte Bombardement von Zeebrügge haben wir schon Band I Seite 457 berichtet. Der Vorgang ist namentlich darum bemerkenswert, weil Zeebrügge eine offene Stadt ist, die keinerlei Verteidigungsmittel besitzt, und die Beschießung offener Städte gegen die Haager Übereinkunft verstößt.

Über die oft hinterlistige Art, wie die Engländer Krieg führen, berichtete ein Offizier folgendes:

Nachdem wir uns schon einige Stunden mit den Engländern herumgeschossen hatten, schien es endlich, als ob sie genug bekommen hätten; denn ihr Feuer wurde immer matter, so daß wir Schritt für Schritt vordringen konnten. Vor uns lag ein Dorf, das zu erreichen und uns darin festzusetzen unser höchstes Bestreben war. Meine Kompanie drang von rechts her durch ein kleines Wäldchen gegen das Dorf vor, das anscheinend nicht besetzt war. Von links über das freie Feld, das zudem noch von verschiedenen Wassergräben durchzogen war, kamen zwei Kompanien vom Schwesterregiment. Schon seit einer Viertelstunde hatte der Gegner ganz aufgehört zu schießen, und wir konnten annehmen, daß er sich hinter die Höhen, die das Dorf begrenzten, zurückgezogen habe. An der Spitze meines Zuges drang ich in die Dorfstraße ein, wo gleich am Eingang des Ortes ein alleinstehendes Haus meine Aufmerksamkeit er-



i über der
ee.
om 24. Januar
. 90.)
mälde von
mer.

Oberarm verwundet. Und jetzt ging's auch aus den anderen Häusern los, ein mörderisches Feuer von allen Seiten. Der hinterlistige Angriff hatte zur Folge, daß meine Leute erst zurückfluteten, dann aber, von einer beispiellosen Wut gepackt, desto wilder vorgingen. Im Nu waren an dem ersten Hause die Türen eingeschlagen, und wer stand in der Stube mit aufgehobenen Händen? Natürlich Engländer! Die Feiglinge konnten wohl aus dem Hinterhalt schießen, aber die Folgen ihres hinterlistigen Tuns wollten sie nicht auf sich nehmen. Mitten unter ihnen stand das alte Weib, eine echt flämische Hexe, gleichfalls mit aufgehobenen Händen, laut jammernd.

Nachdem wir die Leute gefangen genommen und untergebracht hatten, ging's im Marsch-Marsch weiter; denn unsere Leute waren in höchster Bedrängnis. In allen Häusern steckten Engländer, unsere Verluste häuften sich, und vom Nordrande brachen englische Verstärkungen in das Dorf. Es war die reinste Hölle. Die Geschosse summten wie ein Hornissenschwarm, zudem standen wir meist ungedeckt einem gut gedeckten Gegner gegenüber. Haus für Haus, Scheune für Scheune wurde genommen, verloren, genommen. Messer, Bajonett, Kolben, Revolver, Fäuste wüteten gegeneinander. Ich sehe noch jetzt ein Bild vor mir, das aus dem Qualm und Pulverdampf mir geradezu in die Augen stach, so daß ich im wütenden Ringen wie gebannt stehen blieb. Einer meiner Leute, der mir schon oft wegen seiner Gewandtheit und Kraft aufgefallen war, hatte sich in einen regelrechten Boxkampf mit einem breitgebauten, stiernackigen Engländer eingelassen. Wie es kam, ich weiß es nicht, genug, keiner von beiden hatte eine Waffe in der Hand, nur mit den Fäusten hieben sie aufeinander los. Das brutale Gesicht des Engländers war rot angelaufen, während mein Unteroffizier, der, wie ich aus einzelnen Worten entnahm, mit denen er den Gegner zur höchsten Wut aufstachelte, auch Englisch sprechen konnte, kalt lächelnd seine Hiebe austeilte. Während ich noch stehe und auf das seltsame Bild starre, höre ich rechts und links von mir in deutscher und englischer Sprache Ermunterungsrufe, und wie ich mich aufraffe und den Blick wandern lasse, sehe ich eine Gruppe von Leuten, wohl fünfzehn, Deutsche und Engländer, die gleich mir dem Zweikampf zusehen und im Schauen das blutige Ringen ringsum vergessen haben. Mich wundert nur, daß bei

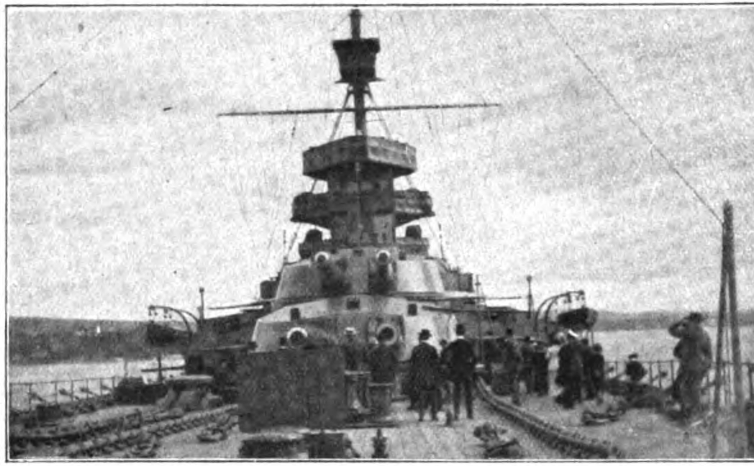
regte. Alle Fensterläden in dem Hause waren geschlossen, nur ein Fenster im Untergeschoß stand offen, und in diesem lehnte ein altes Weib, das uns, wie mir vorkam, mit teuflischer Bosheit entgegensah. Trotzdem ging ich hin und fragte höflich, ob Franzosen oder Engländer im Dorfe seien. Wie vorauszusehen war, lautete die Antwort verneinend, und eben wollte ich den Befehl zum Durchsuchen der Häuser erteilen, als aus dem Haus, vor dem wir gerade standen, mehrere Schüsse krachten, und just aus dem Zimmer, an dessen Fenster die Alte, die jetzt natürlich verschwunden war, gelauert hatte. Zwei meiner Leute sanken getroffen zu Boden. Ich selbst wurde durch einen Schuß in den linken

den Engländern nicht gewettet wurde; denn sie befanden sich in einer leidenschaftlichen Aufregung, während unsere Leute wie gebannt hinschauten. Zwei, drei Minuten wohl dauerte der Kampf, dann hatte der Engländer genug. —

Auch in anderen Teilen des so ausgedehnten westlichen Kriegschauplatzes haben unsere Truppen im Laufe des Monats erhebliche Fortschritte gemacht. So bei Vailly, dessen Erstürmung wir bereits Band I Seite 460 und Seite 8 dieses Bandes schilderten.

Ebenso brachten die Kämpfe in den Argonnen (s. a. unsere Vogelschaukarte S. 98), über die wir schon mehrfach berichteten (Bd. I S. 374, 391 und S. 31 dieses Bandes), Fortschritte für

unsere Truppen. Überall im Argonnenwald wurde, wenn auch langsam, so doch ständig Boden gewonnen. Auch in der Nähe von St.-Mihiel wurde heftig gekämpft, und am 5. November eroberten unsere Truppen nordöstlich von St.-Mihiel unter schweren Verlusten für die Franzosen einen wichtigen Stützpunkt im Bois Brulé. Am 6. November wehrten unsere Braven Angriffe der Franzosen westlich Noyon, sowie auf die von uns genommenen Orte Vailly und Chavonne ab, und auch hier hatte der Feind wieder schwere Verluste. Am selben Tage mußte der von uns schwach besetzte Ort Soupir und der Westteil von Sapigneul, der dauernd unter schwerstem Artilleriefeuer lag, von uns geräumt werden. Dagegen eroberten wir am 8. November eine wichtige Höhe bei Vienne le Chateau am Westrande der Argonnen, um die schon wochenlang gekämpft worden war. Hierbei erbeuteten wir zwei Geschütze und zwei Maschinengewehre. Bei dem Versuch, diese Höhe zurückzuerobern, erlitten die Franzosen sehr schwere Verluste. Auch nordöstlich und südlich von Verdun wurden an diesem Tage französische Vorstöße zurückgeworfen.



Der im Seegefecht bei Helgoland schwer beschädigte englische Dreadnought „Lion".

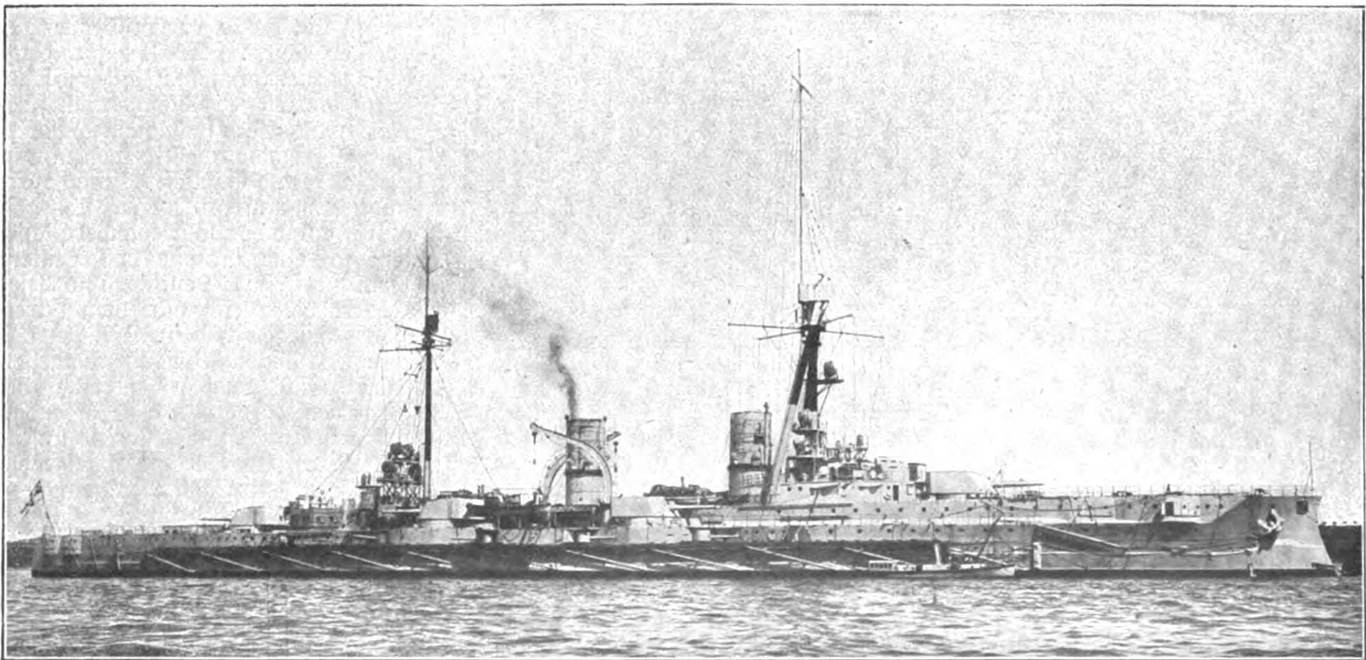
Gleichzeitig hatte wieder eine rege Tätigkeit um Reims begonnen. Die Stadt und die Umgebung wurden heftig beschossen, und am 17. hatten wir schon einige Forts im Besitz. Am 18. wurden französische Angriffe bei Verdun abgewehrt. Ein Vorstoß gegen unsere bei St.-Mihiel auf das westliche Maasufer geschobenen Kräfte brach nach anfänglichem Erfolg gänzlich zusammen. Dagegen veranlaßte unser Angriff südöstlich Cirey die Franzosen, einen Teil ihrer Stellungen aufzugeben. Am selben Tage wurde das Schloß Chatillon von unseren Truppen im Sturm genommen. Gleichfalls am 18. November hatte der am linken Maasufer kommandierende französische General um drei Uhr nachmittags die Meldung erhalten, der deutsche Angriff gegen den französisch gebliebenen Teil des bei St.-Mihiel gelegenen Ortes Chauvoncourt scheine nachzulassen, als eine Explosion (s. Band I Seite 469) der unter die feindlichen Laufgräben gelegten deutschen Minen die ganze französische Stellung zerstörte. Die Zahl der Opfer war sehr bedeutend. Die Deutschen besetzten mit lautem Hurra auch die Chauvoncourt benachbarten Punkte.

Am selben Tag unternahmen die Franzosen am Westrand der Argonnen, in der Gegend von Servon, einen neuen Angriff gegen unsere Truppen, sie wurden jedoch unter schwersten Verlusten zurückgeschlagen, während die Unseren nur wenig mitgenommen wurden. Auch bei Combres, südöstlich von Verdun, wurde ein französischer Angriff abgewiesen.

Im ganzen gewannen wir im Argonnenwald, wie unsere Oberste Heeresleitung am 23. November meldete, Schritt für Schritt Boden; ein Schützengraben nach dem anderen, ein Stützpunkt nach dem anderen wurde den Franzosen entrissen, und täglich wurde eine Anzahl Gefangener gemacht.

Am 25. November wurde in der Gegend St.-Hilaire—Souain ein mit starken Kräften angesetzter, aber schwächlich durchgeführter französischer Angriff unter großen Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen. Diesen Abwehrkampf schilderte ein Landwehrmann in der „Chemnitzer Volksstimme" wie folgt:

„Der 25. November war ein wenig schöner Tag. Die Erde war mit einer leichten Schneedecke überzogen. Da kamen gegen halb elf Uhr vormittags unsere Vorposten gestürzt und meldeten: Die Franzosen kommen! Richtig! In einer Entfernung von 500 bis 600 Metern kamen gewaltige Massen daher, in der vordersten Reihe die Pioniere, die die den Truppen entgegentretenden Hindernisse, wie z. B. Drahtverhaue, beseitigen sollten. Wir nahmen unsere Feuerstellung ein und freuten uns schon, nach langer Feuerpause endlich wieder einmal als Kunstschützen auftreten zu können. Aber welche Enttäuschung wurde uns. Es kam das Kommando: Nicht eher schießen, als es befohlen wird! Sprungweise rückte der Feind vor und kam unserer Stellung immer näher. Es ist eine Aufgabe, den Feind in so großen Massen kommen zu sehen und nicht schießen zu dürfen. Die Feuerdisziplin wurde durchgehalten: kein Schuß fiel; jeder von uns harrte, das Gewehr fest umklammert, der weiteren Befehle. Endlich, als die Franzosen ungefähr auf 100 Meter an unseren Schützengraben heran waren und vor unseren Drahtverhauen standen, sich mit Schlachtgebrüll auf uns stürzen und uns die Bajonette in die Leiber stoßen wollten, kam das Kommando: ‚Schützenfeuer! Lebhaft feuern!' Das war ein Augenblick, der jedem von uns in ewiger Erinnerung



Phot. A. Renard, Kiel.

S. M. S. „Blücher", das, bis zum letzten Augenblick feuernd, beim Seegefecht in der Nordsee unterging.



Gefangene im Zossener Lager, die den verschiedensten Völkern aus aller Welt angehören. Phot. Leipziger Presse-Büro.

bleiben wird. Unsere Maschinengewehre surrten und beschossen die vordersten Reihen, wir nahmen die Mitte und unsere Artillerie die nachschiebenden Reserven aufs Korn. Mit wahrer Verzweiflung kam der Feind auf unsere Seite zugestürmt; über einen Meter hoch türmten sich bald die Leichen vor uns auf, und immer noch kamen neue Massen heran, die aber demselben Schicksal entgegengingen wie ihre ersten Kameraden. Schließlich brach der feindliche Angriff unter unserem verheerenden Feuer zusammen. 1200 Mann fielen schließlich noch als Gefangene in unsere Hände. Darunter befand sich ein Leipziger Landsmann, der als Fremdenlegionär in den französischen Reihen mit gegen seine deutschen Brüder kämpfen mußte. Die Gefangenen versicherten uns, daß vier französische Regimenter vernichtet seien."

Am 26. November wurden französische Angriffe in der Gegend Apremont, östlich von St.-Mihiel, zurückgeschlagen, und tags darauf wurden hier wie auch in den Vogesen den Franzosen einige Schützengräben entrissen.

Auf dem Kriegschauplatz in Flandern wurden während dieser Zeit, wie ein deutscher amtlicher Bericht vom 4. Dezember meldete, wiederholte französische Angriffe abgewiesen. Zu größeren Operationen aber ließen es andauernde heftige Regengüsse nicht kommen. Nur nördlich Arras konnten kleinere Fortschritte gemacht werden.

Für den Heldengeist unserer Truppen in Flandern legt folgende Tat unserer Marinetruppen Zeugnis ab. Bei Lombartzyde, nördlich von Nieuport, bereitete eine ganze französische Division einen Durchbruchsversuch vor. Elf Bataillone unserer Matrosen, Matrosenartillerie und Marineinfanterie, kamen dem Feinde jedoch durch einen raschen, sehr entschieden geführten Angriff zuvor. Da die Gewehre und Maschinengewehre durch den Dünenflugsand teilweise unbrauchbar geworden waren, packten unsere 6000 blauen Jungen, ein Marineinfanteriebataillon mit wehender Fahne voran, die fast dreifache gegnerische Übermacht mit dem Bajonett an, erstürmten die feindliche Stellung und warfen die ganze Division über den Haufen.

Am 11. Dezember griffen dann die Franzosen unsere Stellungen in der Richtung östlich Langemarck an. Sie wurden aber auch hier zurückgeworfen und verloren dabei 200 Tote und 340 Gefangene. Am selben Tage beschoß unsere Artillerie den Bahnhof Ypern, um feindliche Truppenbewegungen zu stören. Ein Angriff des Gegners gegen unsere Stellungen südöstlich Ypern brach am 14. Dezember unter starken Verlusten für den Gegner zusammen. Dieser versuchte tags darauf einen Vorstoß über Nieuport, der durch Feuer seiner Schiffe von See her unterstützt wurde, doch blieb das Feuer gänzlich wirkungslos, und der Angriff wurde abgewiesen, wobei wir etwa 450 Franzosen zu Gefangenen machten. Auch an den folgenden Tagen setzte der Feind seine Angriffe bei Nieuport fort, jedoch ohne Erfolg. Ebenso wurden bei Zillebecke und in der Gegend von La Bassée Angriffe versucht, die aber unter sehr starken Verlusten für den Gegner zusammenbrachen. Wie groß diese waren, wird dadurch bezeugt, daß nach Meldung unserer Obersten Heeresleitung 600 tote Engländer vor unserer Front lagen. Am 20. Dezember griffen unsere Truppen zwischen Richebourg l'Avoué und dem Kanal d'Aire la Bassée die Stellungen der Engländer und Inder an. Die feindlichen Schützengräben wurden gestürmt und der Feind unter schweren Verlusten aus seiner Stellung geworfen. Leider gelang es den Engländern tags darauf, in ihren alten Stellungen bei Richebourg wieder Fuß zu fassen. Aber schon am folgenden Tage wurden sie abermals aus ihren Stellungen geworfen. Trotz verzweifelter Gegenangriffe wurden alle Stellungen, die zwischen Richebourg und dem Kanal d'Aire la Bassée den Engländern entrissen waren, behauptet und befestigt. Im ganzen fielen bei diesen Kämpfen mit den Engländern seit dem 20. Dezember 750 Farbige und Engländer als Gefangene in unsere Hände. 5 Maschinengewehre und 4 Minenwerfer wurden erbeutet. Ebenso wurden alle Angriffe in den Dünen bei Lombartzyde und südlich Bixschoote von unseren Truppen abgewiesen.

Während der heilige Abend auf der ganzen Westfront ziemlich ruhig verlief, kam es an den beiden Weihnachtsfeiertagen bei Nieuport zu größeren Gefechten. Engländer und Belgier machten den Versuch, sich am Wege Nieuport—Westende festzusetzen, und gingen hart am Meere vor. Auch bei Festubert hatten sich Kämpfe entwickelt, in denen den Engländern im Anschluß an die am 20. Dezember eroberte Stellung ein weiteres Stück ihrer Befestigung entrissen wurde. Erst am 26. Dezember ließ sich der Erfolg dieser Kämpfe übersehen. 19 Offiziere und 810 Farbige und Engländer waren gefangen genommen, 14 Maschinengewehre, 12 Minenwerfer, Scheinwerfer und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet worden. Der



Phot. A. Grohs, Berlin.

Der deutsche Kaiser und Kronprinz besichtigen in den Argonnen einen vorüberziehenden Transport gefangener Garibaldianer.

Feind ließ auf dem Kampffelde rund 3000 Tote zurück, zu deren Bestattung er eine Waffenruhe erbat und bewilligt erhielt. Unsere Verluste waren, wie unsere Heeresleitung meldete, verhältnismäßig gering. „Daily Mail" berichtete über die Schlappe der Verbündeten folgendes:

„Am 20. Dezember begann der deutsche Vorstoß bei dem gänzlich verlassenen Dorfe Festubert, das in der Nähe von Béthune und rund 80 Kilometer von Boulogne liegt. Der Angriff der Deutschen erfolgte früh morgens, indem zahlreiche, mit Handgranaten bewaffnete Mannschaften plötzlich aus den Schützengräben hervorsprangen. Wegen der geringen Entfernung war es unmöglich, diese Lawine anzuhalten, und sie wälzte sich in die erste Linie der englischen Gräben hinein. Mehrere Stunden kämpften die Inder mit ihren Bajonetten und Messern, und obgleich die Deutschen schwere Verluste erlitten, gelang es ihnen, gegen Mittag die Schützengräben zu besetzen. In den Dörfern wurde in jedem Hause und in jeder Straße Leib an Leib gekämpft. Später, am Nachmittag, rückten englische Verstärkungen heran, und jetzt brach die kritischste Stunde des Tages an. Die Deutschen hatten das Dorf Givenchy genommen, zu dessen Wiedereroberung zwei Regimenter französischer Territorialtruppen von der Seite anrückten. Während der nächsten zwei Stunden wurde die Entente mit dem Blute von Franzosen, Engländern und Indern dreifach besiegelt. Es war ein Sturzbach verzweifelter Mannschaften, die sich mit Handgranaten, Messern und Bajonetten schlugen. Es wurde kaum



Unsere am weitesten vorgeschobenen Schützengräben an der Aisne. Phot. A. Grohs, Berlin.



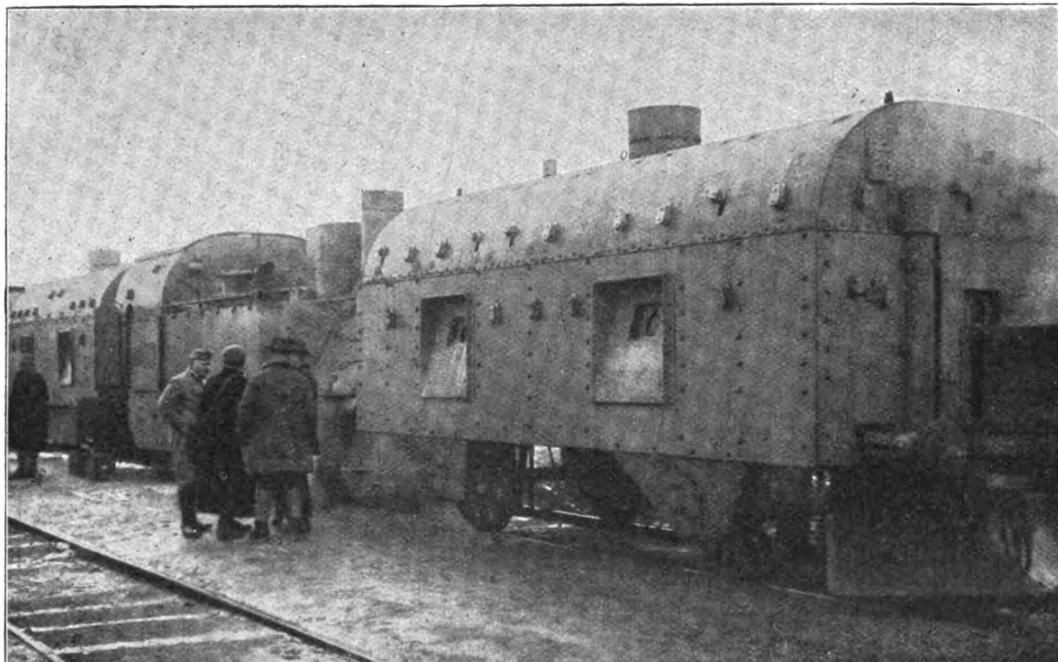
Erfolglose Jagd auf deutsche Flugzeuge in den Argonnen.
Nach einer Originalzeichnung von M. Schaberschul.

mehr geschossen. An einigen Stellen lagen die Leichen meterhoch.

Am 26. Dezember zeigten sich wieder englische Schiffe an der Küste. Nordöstlich von Albert machte der Feind einen vergeblichen Vorstoß auf La Boiselle, der am 27. Dezember durch einen erfolgreichen Gegenstoß unserer Truppen erwidert wurde. Am selben Tage erneuerten die Verbündeten ihre Angriffe bei Nieuport, wiederum ohne jeden Erfolg. Sie wurden durch Feuer vom Meere her unterstützt, das uns jedoch keinerlei Schaden tat, dagegen einige Bewohner von Westende tötete oder verwundete. Südlich Ypern nahmen unsere Truppen einen feindlichen Schützengraben, wobei einige Dutzend Gefangene in unsere Hände kamen. Sturm und Wolkenbrüche, die Ende Dezember hier tobten, richteten in den beiderseitigen Stellungen in Flandern und Nordfrankreich Schaden an.

Auch auf den anderen Teilen des westlichen Kriegschauplatzes konnte unsere Oberste Heeresleitung im Monat Dezember von Fortschritten melden. Schon am 1. Dezember wurde im Argonnenwalde von dem württembergischen Infanterieregiment Nr. 120, dem Regiment des Kaisers, ein starker Stützpunkt genommen, wobei zwei Offiziere und annähernd 300 Mann zu Gefangenen gemacht wurden.

In der Nacht vom 5. zum 6. Dezember wurde der Ort Vermelles, südöstlich Béthune, dessen weiteres Festhalten im dauernden französischen Artilleriefeuer unnötige Opfer gefordert hätte, planmäßig von uns geräumt. Die noch vorhandenen Baulichkeiten waren vorher in die Luft gesprengt worden, und unsere Truppen besetzten nun ausgebaute Stellungen östlich des Ortes. Am 6. Dezember gelang es uns, bei Malancourt, östlich Varennes, einen französischen Stützpunkt zu nehmen. Dabei fiel der größte Teil der Besatzung, und der Rest, einige Offiziere und etwa 150 Mann, wurden gefangen genommen. Am 7. Dezember versuchten die Franzosen einen Angriff gegen unsere Stellungen nördlich Nancy. In den sich hier entwickelnden Kämpfen waren die Franzosen stark im Nachteil, während unsere Verluste verhältnismäßig gering waren. Auch in der Gegend Sousin und gegen die Orte Varennes und Vauquois, am östlichen Argonnenrande, wurden vergebliche französische Angriffe unternommen. Am 9. Dezember erneuerten die Franzosen einen Angriff am östlichen Argonnenrand auf Vauquois—Boureuilles, der jedoch dem Feuer unserer Artillerie erlag. Am folgenden Tage versuchte der Gegner im Argonnenwald wieder einige Vorstöße, die jedoch ebenfalls mißlangen. Dagegen nahmen unsere Truppen einen wichtigen Stützpunkt durch Minensprengung. Der Gegner erlitt hierbei starke Verluste an Gefallenen und Verschütteten und büßte außerdem 200 Gefangene ein. Weitere erfolgreiche Angriffe im Argonnengebiet, die 750 Gefangene einbrachten, wurden deutscherseits am 17. unternommen. Am 11. Dezember machten die Franzosen heftige Angriffe auf Apremont, südöstlich St.-Mihiel. Nachdem diese gescheitert waren, griff der Feind am 12. Dezember in breiterer Front über Flirey, halbwegs St.-Mihiel — Pont-à-Mousson, an. Der Angriff endete für die Franzosen mit dem Verlust von 600 Gefangenen und einer großen Anzahl Toter und Verwundeter. Unsere Verluste betrugen hierbei nur 70 Verwundete. Am 14. Dezember wurden unsere Stellungen in der Gegend von Ailly—Apremont, südlich St.-Mihiel, vergeblich bestürmt, wie auch ein neuer Vorstoß aus der Richtung Flirey mißlang. (Fortsetzung folgt.)


Phot. Az Est, Budapest.
Österreichisch-ungarischer Panzerzug, dessen Besatzung sich bei den Kämpfen in den Karpathen durch hervorragende Leistungen auszeichnete.

Illustrierte Kriegsberichte.

Das Seegefecht in der Nordsee.

(Hierzu die Bilder Seite 84/85 und 86.)

Am Morgen des 24. Januar erschien ein deutsches Kreuzergeschwader, bestehend aus den modernen Panzerkreuzern „Derfflinger", „Seydlitz", „Moltke" und „Blücher", mehreren Torpedobootzerstörern und Unterseebooten, südöstlich von Helgoland und verschwand in nordwestlicher Richtung nach der englischen Ostküste zu am Horizont. Die deutschen Schiffe, an deren Spitze die „Seydlitz" fuhr, von deren Masten die Flagge des Admirals Hipper wehte, folgten einander im Abstand von 300 bis 400 Metern. Da tauchten plötzlich im Morgennebel englische Schlachtkreuzer auf, die zu einem starken, unseren Schiffen bedeutend überlegenen Geschwaderverband gehörten, der Jagd auf deutsche Torpedoboote zu machen schien. Um neun Uhr morgens begann das Gefecht, in dessen Verlauf unsere Schiffe den Feind in den Bereich der Seefestung Helgoland zu locken suchten, um unseren Schlachtschiffen das rechtzeitige Eingreifen in den Kampf zu ermöglichen. Die Engländer, denen das sichere Gefühl ihrer Übermacht Mut verlieh, eröffneten alsbald ein wildes Feuer auf unsere Schiffe, die indes jeden Luftschuß des Gegners mit einem wohlgezielten Volltreffer beantworteten. Die ersten Schüsse galten dem Dreadnought „Lion", dem Flaggschiff des englischen Vizeadmirals Beatty, dem die ebenfalls ganz neuen und mächtigen Panzerkreuzer „Tiger", „Princeß Royal", „New Zealand" und „Indomitable" folgten. In kurzer Zeit war das englische Geschwader, das auf einer Front von fast 20 Kilometern kämpfte, in dichten Rauch gehüllt, und wenn bisweilen der Wind diesen Schleier zerteilte, sah man an Bord mehrerer englischer Schiffe, deren Maste und Schornsteine wie weggefegt waren, Feuergarben emporlodern. Mit großer Kühnheit beteiligten sich unsere Torpedoboote am Kampf; durch zwei wohlgezielte Schüsse bohrten sie den bereits schwer getroffenen Panzerkreuzer „Tiger", eines der besten und stärksten englischen Kriegschiffe, in den Grund

und machten auch drei englischen Torpedobootzerstörern den Garaus, während zwei Panzerkreuzer so schwer getroffen wurden, daß sie für längere Zeit gefechtsuntüchtig sein werden.

Weitaus geringer waren dagegen die Verluste auf deutscher Seite. Wir hatten den Untergang des Panzerkreuzers „Blücher" zu beklagen, der aber keine sonderliche Lücke in unsere starke Marine riß, denn das Schiff besaß, abgesehen von seiner geringen Wasserverdrängung und Fahrgeschwindigkeit, nur wenig Gefechtswert, weshalb es auch in Friedenszeiten eigentlich nur als Schulschiff Verwendung fand. Wegen eines Maschinendefekts hatte der „Blücher" stoppen müssen und blieb daher hinter den übrigen Schiffen zurück, so daß es für die englischen Panzer eine Leichtigkeit war, ihn in den Grund zu bohren. Indes verkaufte der „Blücher" sein Leben so teuer wie möglich; seine tapfere Besatzung blieb bis zum letzten Augenblick ihrer Pflicht getreu auf ihrem Posten und verteidigte das sinkende Schiff solange, bis die salzigen Fluten den Kanonen ewiges Schweigen geboten. „Die Mannschaft hielt sich schneidig bis zum letzten Augenblick," erzählt ein englischer Matrose von Beattys Geschwader, „wir sahen die Besatzung auf Deck aufgestellt und salutieren. Es war ein packender Augenblick. Jeder, der einiges Gefühl hatte, mußte soviel Kaltblütigkeit bewundern. Als wir den zweiten und letzten Torpedo losgelassen hatten, wußten wir, daß das Ende schnell kommen mußte, und fuhren bis auf 200 Meter an den ‚Blücher' heran. Die Mannschaft wäre stramm in salutierender Haltung in den Tod gegangen, wenn wir nicht mit der Sirene ein Warnungssignal abgegeben hätten. Einer unserer Offiziere rief auf Deutsch hinüber, was vor sich ging. Die Deutschen verstanden, schwenkten ihre Mützen, riefen Hurra und sprangen über Bord."

Ein großer Teil der tapferen, todesmutigen Besatzung, deren Heldenmut selbst dem Feinde Anerkennung abnötigte, wurde gerettet und nach England gebracht.



Feldzeugmeister Karl Kuk.
Kommandant der Festung Krakau.

An dem Seegefecht in der Nordsee beteiligte sich auch ein Zeppelin, der über den deutschen und englischen Schiffen als Beobachter kreuzte (siehe das Bild Seite 84/85).

Feldzeugmeister Karl Kuk.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Die Festung von Krakau stand, wie der Kriegskorrespondent eines ungarischen Blattes feststellt, vom 9. November bis zum 15. Dezember 1914 in steter Berührung mit den Russen. Während dieser 36 Tage feindlicher Angriffe unternahm die Besatzung zwölf erfolgreiche Ausfälle. Fast täglich fanden Artilleriekämpfe statt, oft unter Mitwirkung der Mörserbatterien, die sich auch hier glänzend bewährten. Nach schweren Verlusten mußten die Russen sich zurückziehen. Sie hatten den Heldenmut der tapferen Besatzung der Festung Krakau und die Kunst und Energie ihres Kommandanten Feldzeugmeister Karl Kuk kennen gelernt, die auch seitens des Kaisers Franz Joseph die verdiente Auszeichnung fanden. Zwei Mann der Besatzung erhielten die goldene, 18 die große und 27 die kleine silberne Tapferkeitsmedaille, die Brust des Kommandanten aber schmückt der Leopoldsorden. Auch wurde er am 17. Februar 1915 vom Feldmarschalleutnant zum Feldzeugmeister befördert.

Feldzeugmeister Kuk hat sich auf dem Gebiete des Festungswesens sowohl in praktischer wie theoretischer Hinsicht hohe Verdienste erworben, und seine glänzende militärische Laufbahn beweist, wie hervorragend seine Fähigkeiten und sein Können sind. Als Sohn eines Militärbeamten wurde er 1853 in Triest geboren. Nach Absolvierung der technischen Militärakademie 1876 zum Leutnant des 2. Genieregiments ernannt, machte er 1878 die Okkupation Bosniens mit und wurde damals schon durch eine allerhöchste belobende Anerkennung seiner Taten ausgezeichnet. Er besuchte mit schönem Erfolg den Geniekurs und diente dann als Oberleutnant und Hauptmann bei der Geniedirektion in Travnik. 1891 wurde er nach Wien berufen und mit Rücksicht auf seine theoretischen Arbeiten im technischen



Phot. C. Seebald, Wien.

Beförderung eines schweren österreichisch-ungarischen Belagerungsgeschützes.



Bajonettangriff des hessischen Infanterieregiments Nr.

Nach eigenen Skizzen an Ort und



168 in der Schlacht bei Ypern (11. November 1914).
Stelle gezeichnet von E. Zimmer.

Militärkomitee und zwei Jahre auch als Lehrer an der Kriegschule beschäftigt. Als Major und Oberstleutnant finden wir ihn bei der Geniedirektion in Mostar, worauf er wieder Verwendung in der Front fand. Nachdem er mehrere Jahre als Oberst an der Spitze des Eisenbahn- und Telegraphenregiments gestanden hatte, wurde er 1907 als Generalmajor mit dem Kommando der 72. Infanteriebrigade in Agram betraut. Bald darauf kehrte Kuk aber wieder auf sein ihm nächstliegendes Gebiet zurück und war der Reihe nach Kommandant der Festungen Peterwardein, Komorn und schließlich Krakau.



Versammlungsplatz in Altkirch i. Elf. Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.

Artillerie- und Infanteriegefechte zwischen Dammerkirch und Altkirch.

(Hierzu die Bilder Seite 94 und 95.)

Die Entscheidungskämpfe gegen Frankreich, die sich nach dem deutschen Vorstoß auf Paris und nach der Eroberung Antwerpens immer erbitterter und hartnäckiger auf der langen Front von den Wäldern der Argonnen und den Rebenhügeln der Champagne bis zu den von Kanälen durchfurchten Wiesen Flanderns und zum Strande der Nordsee abspielten, haben die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit von dem Kriegschauplatz im Oberelsaß abgelenkt, wo sich die Franzosen nach dem mißglückten Vorstoß auf Mülhausen ziemlich untätig verhielten, sich zunächst darauf beschränkend, das Gebiet um Belfort zu befestigen. In den oberelsässischen Grenzdörfern zeigten sich noch bisweilen französische Patrouillen, und in den Vogesentälern kam es hin und wieder zu kleinen Gefechten mit versprengten französischen Abteilungen, die von unseren Grenzschutztruppen leicht abgewehrt wurden. Sonst aber blieb die gesegnete Ebene des Sundgaus anfangs von den Verheerungen des Krieges verschont.

Doch allmählich zogen die Franzosen Verstärkungen heran und setzten sich längs der Linie Dammerkirch—Pfetterhausen fest, die sie zu einem Stützpunkt der Sperrforts von Belfort ausbauten. Von Dammerkirch aus, wo sich das französische Hauptquartier befand, suchten sie gegen die Stadt Altkirch vorzustoßen, von deren Höhen aus die deutsche Artillerie die feindlichen Schützengräben und Befestigungen längs der Grenze beherrschte. Die dichten Wälder, die mit Hopfengärten abwechselnd die Eisenbahn nach Altkirch—Mülhausen begleiten, ermöglichten den Franzosen, unauffällig ihre Artillerie den deutschen Stellungen zu nähern und auch ihre Schützengräben an das Tal der Ill heranzurücken. Die deutschen Truppen — es waren meistens badische, württembergische und bayrische Landwehrleute — blieben ruhig in Bereitschaft und ließen den Feind ahnungslos in ihre Maschinengewehre und Schrapnelle rennen. Oft unternahmen feindliche Artillerie und Infanterie während der Nacht oder am frühen Morgen solche Durchbruchsversuche, weil sie da die Deutschen zu überraschen hofften. Es wurde eine französische Patrouille abgefangen, so entnehmen wir dem Bericht eines Mitkämpfers, die die höchst wichtige Nachricht zu befördern hatte, daß in der Nacht um zwölf Uhr mit aller Gewalt ein Vormarsch in der Richtung S. unternommen werden solle. Unser leitender Stab rückte noch nachts zehn Uhr in die Front, und unsere Infanterie ging auf Befehl sofort bis zu den deutschen Artilleriestellungen zurück. Die Franzosen rückten Punkt zwölf Uhr von allen Seiten vor und fanden nirgends Widerstand. Man ließ sie ganz nahe herankommen, worauf sie jedoch von uns mit einem mörderischen und vernichtenden Infanterie- und Artilleriesalvenfeuer empfangen wurden. Die Franzosen wichen zurück, während unsere Infanterie, unterstützt von unserer schweren Artillerie, einen Vorstoß machte. Die Verluste der Franzosen waren 143 Tote, 700 Schwerverletzte, die in unser Feldlazarett gebracht wurden, und 400 Gefangene.

Bei Tage, wenn die zahlreichen Flieger in den Lüften kreisen und die feindlichen Stellungen genau auskundschaften können, müssen unsere Truppen infolge des rasenden Schrapnellfeuers des Feindes die am weitesten vorgeschobenen Stellungen vielfach räumen und sich unter den Schutz unserer Artillerie zurückziehen. Solche Augenblicke benützen die Franzosen dann mit Vorliebe zu einem Infanterieangriff, weil sie die deutschen Reihen für geschwächt halten. Wir liegen hinter unseren kleinen Erdwällen; Tannen von Mannsdicke knicken wie Streichhölzer und fallen über uns hin, so schreibt ein Leutnant an die „Köln. Ztg." Das Feuer dauert mit geringen Unterbrechungen bis gegen zehn Uhr. Da tritt eine größere Pause ein. Ich krieche dicht an den Waldrand, erkenne die Vorbereitung eines Infanterieangriffs auf unser Bataillon und sehe auch, wie sich eine Kompanie auf unser Waldstück zu bewegt. Inzwischen benachrichtige ich meine Schützenlinie von dem bevorstehenden Angriff, stelle die Toten fest und lasse die Verwundeten zurückbringen. Froh über das Schweigen der Artillerie, gedenken wir nun auch einmal unsere



Gefecht zwischen Dammerkirch und Altkirch.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.


Phot. R. Sennecke, Berlin.
Telephondrähte werden durch einen Tannenwald gelegt.

die Rothosen bis auf 50 Meter herangekommen waren: „Der erste Zug kehrt, marsch!“ Die Tornister mußten wir zurücklassen, denn es wurde allerhöchste Zeit. Den Abhang herunter bekamen wir noch rasendes Flankenfeuer; wir haben dabei aber nur zwei Verwundete gehabt. Kaum waren wir von den Schützenlinien unseres Bataillons aufgenommen, da pfefferte unsere eigene Artillerie in das Wäldchen hinein, und da ich das Gefühl kannte, habe ich's auch den Franzosen reichlich gegönnt. Inzwischen wurde natürlich auf der ganzen Front gekämpft und der Ausfall der Franzosen glatt abgewiesen.

Flinten sprechen zu lassen. Aber noch waren wir nicht erlöst! Noch einmal setzte die Artillerie ein, dreimal schrecklicher als vorher. Wir legen uns zu vier Mann dicht nebeneinander in ein Erdloch, um wenigstens gegen seitliche Sprengstücke geschützt zu sein. Dazu das ununterbrochene Platzen der Granaten und Schrapnelle, das Splittern der Bäume und der Regen der Sprengstücke und Äste. Es war furchtbar! Um elf Uhr, nach vier Stunden fast ausschließlicher Beschießung unseres Wäldchens, plötzliche Stille. Da wußte ich, jetzt kommt der Angriff. Richtig, auf meinem rechten Flügel knattert es los. — Alles Kopf hoch und Nase nach vorn! — Und da kamen sie, die Franzmänner. Unsere ersten Schüsse schlugen ein. „En avant, en avant!“ schrien sie, aber so schnell ging das nicht. Erst sollte noch manch einer ins Gras beißen. Doch da, halb zwölf Uhr, bekamen wir Feuer von Maschinengewehren aus der Flanke. Es zeigte sich, daß von links der Hauptstoß kam. Da gab ich den Befehl, nachdem

Telegraph und Fernsprecher im Felde.

Von Oberstleutnant a. D. Hermann Frobenius.

(Hierzu die Bilder Seite 96 und 97.)

Wenn man sich die Schwerfälligkeit unserer Feldtelegraphie im Kriege von 1870/71 vergegenwärtigt und damit ihre heutige Organisation und Ausstattung vergleicht, so muß man staunen, welch gewaltige Arbeit durch die Technik und durch die Telegraphentruppe trotz ihres kurzen Bestehens geleistet worden ist, um die technischen Vervollkommnungen den Zwecken der Armee dienstbar zu machen. Damals noch der mit zahlreichen schweren Stangenwagen belastete Train, mit den Stationswagen der Telegraphenbeamten, die nicht einmal im Feuerbereich des Feindes in Tätigkeit treten durften, und jetzt das leichte Fernsprechgerät in den Händen aller Truppen, vorgetragen bis in die vorderste Feuerlinie und der Kavallerie bis weit vor die Front der Armee folgend. Wie wäre es auch möglich, auf den ungeheuren Räumen der heutigen Schlachtfelder die Leitung in der Hand zu behalten und die Verbindung der Heereskörper untereinander herzustellen, wenn diese wichtigen Nachrichten- und Befehlsvermittler fehlten!

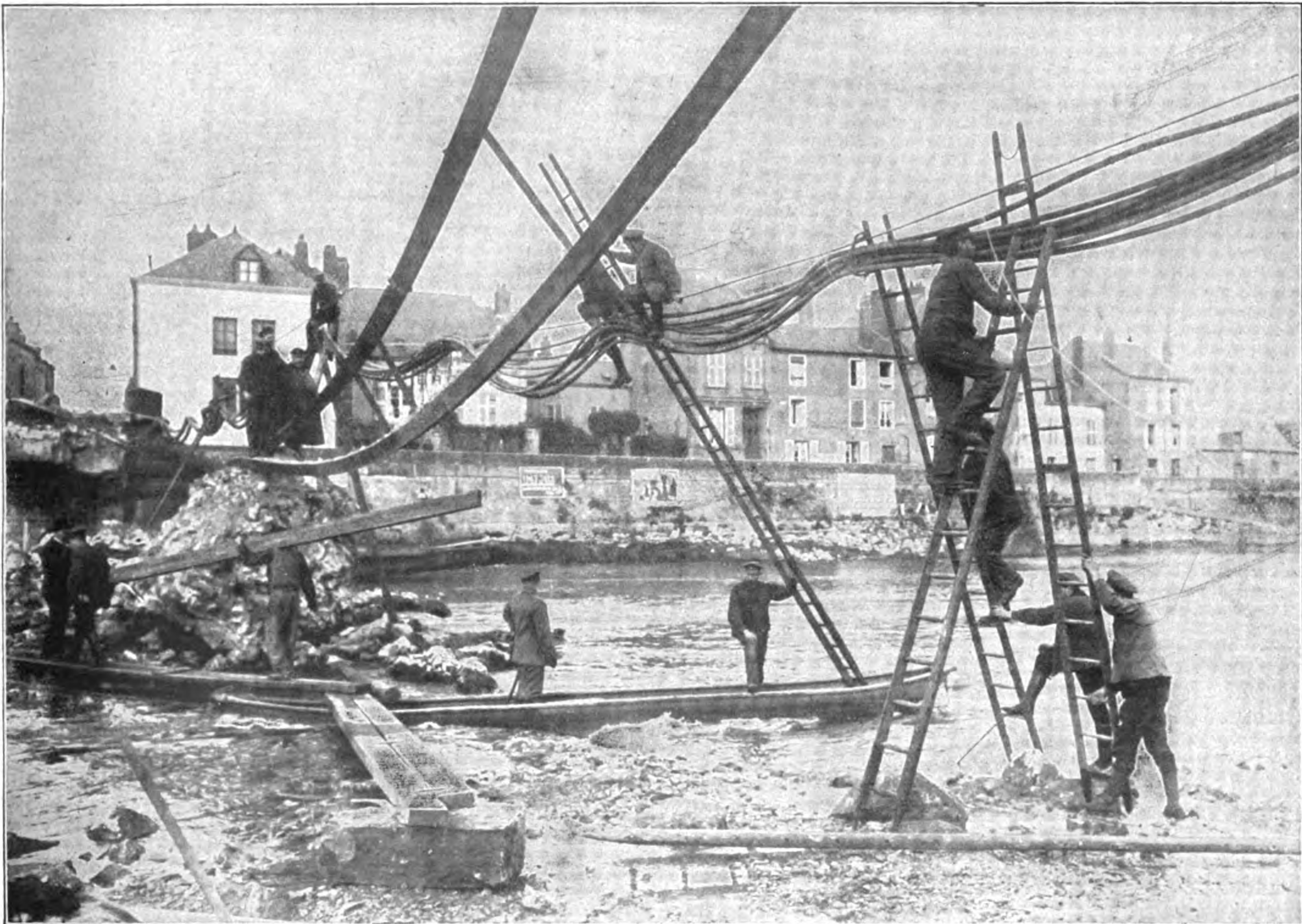
Mit dem Stangenmaterial und mit blanken Drahtleitungen arbeiten nur noch die Armeetelegraphenabteilungen, weil sie die Verbindung des Großen Hauptquartiers mit der Etappentelegraphie und die der Oberkommandos der Armeen mit dem Großen Hauptquartier herzustellen haben und in der Regel über mehr Zeit verfügen, auch zerstörte und wiederhergestellte Staatsleitungen benützen können. Schon die an sie sich


Phot. R. Sennecke, Berlin.
Tragbares Feldtelephon, das eine Fernsprechverbindung bis in die vordersten Schützengräben ermöglicht.



Eine österreichisch-ungarische Korpstelephonstation. Phot. C. Seebald, Wien.

anschließenden Korpstelegraphenabteilungen sind mit einem viel leichteren Gerät ausgerüstet. Sie dienen der Verbindung der Oberkommandos mit den Generalkommandos und dieser mit den ihnen unterstellten Divisionen und arbeiten mit einem gut isolierten und sehr leichten Feldkabel, das mithin sowohl über Bäume und Häuser als auch durch Straßengräben geführt werden kann und des umständlichen Stangenbaues nicht mehr bedarf. Das Kabel hat außerdem eine besondere Einrichtung für den „Doppelbetrieb", das heißt es ermöglicht gleichzeitiges Telegraphieren und Fernsprechen auf demselben Draht. Damit tritt bereits der Armeefernsprecher in den Vordergrund, der für die Feldtelegraphie eine hervorragende Bedeutung gewonnen hat. Er besteht aus einem zum Hören bestimmten Telephon, einem zum Hineinsprechen bestimmten Mikrophon und dem Summer, alles in einem handlichen Apparat vereinigt. Die zugehörige Batterie ist in einem Holzkasten untergebracht, den ein Mann auf der Brust



Phot. Benninghoven, Berlin.

Deutsche Telegraphenarbeiter legen Kabel über eine von den Franzosen zerstörte Brücke.

trägt. Unser Bild auf Seite 96 unten zeigt den sprechenden und hörenden Unteroffizier und vier Mann einer „Fernsprechabteilung“, von denen zwei die Kabelrolle tragen, der vordere mit der Batterie auf der Brust, während die beiden anderen die Verlegung des Kabels zu besorgen haben. Derartige Abteilungen werden von den Divisionen aus je nach Bedürfnis vorgeschoben, um Verbindung auf dem Gefechtsfelde herzustellen. Das Bild auf Seite 97 oben stellt eine Korpstelephonstation dar, wie sie der österreichisch-ungarischen Organisation der Feldtelegraphie eigen ist; sie arbeitet mit dem nämlichen Armeefernsprecher, der bei uns eingeführt ist.

Die Korpstelegraphenabteilungen und die Fernsprechabteilungen haben derart Hand in Hand zu gehen, daß auch bei dem Vormarsch der Armee täglich die Verbindung mit dem Armeeoberkommando wie mit den Divisionsstäben hergestellt wird, wobei letztere sich zu beteiligen haben, soweit sie nicht anderweitig in Anspruch genommen sind. Bei dem weiteren Vormarsch muß aber das wertvolle Material nach Möglichkeit wieder aufgenommen und die Verbindung durch Armeetelegraphenabteilungen hergestellt werden, weshalb einer der vier Züge der Abteilung diese Aufgabe zu erfüllen, einer die neue Verbindung mit dem Oberkommando und einer die mit den Divisionen herzustellen hat. Ein Zug bleibt also immer zur Verfügung für besondere Aufgaben. Besondere Schwierigkeiten sind bei der Streckung der Leitung zu überwinden, wenn breitere Gewässer zu überschreiten sind, deren Brückenübergänge zerstört worden sind. Soll die Leitung für längere Zeit bestehen bleiben, so wird ein mitgeführtes Flußkabel gelegt, sonst das Feldkabel entweder auf den Flußgrund verlegt oder — was der Haltbarkeit und Isolierung wegen immer besser ist — freitragend über den Fluß gespannt. Bei größerer Spannung ist dann das Aufhängen der Kabel an einen starken angespannten Draht oder ein Drahtseil notwendig, wie es unser Bild auf Seite 97 unten darstellt.

In der vordersten Zone der Armee arbeitet die Kavallerie mit dem Armeefernsprecher. Bei jedem Kavallerieregiment befindet sich eine von einem Offizier geführte Telegraphenpatrouille: vier Unteroffiziere und vier Mann, in zwei Gruppen mit gleicher Ausrüstung geteilt.

Bei dem Bau der Leitung steckt ein Reiter die Drahtrolle auf die Lanze und läßt sie, in der angegebenen Richtung reitend, hinter sich abrollen. Der zweite Mann steckt eine Gabel auf die Lanze und hebt damit den Draht auf die Baumzweige oder sonstige aufragende Gegenstände. Fehlen solche, so bleibt der Draht auf der Erde liegen und wird ab und zu an größeren Steinen und dergleichen festgebunden. Dieser Draht kann nicht wieder aufgenommen werden, sondern muß der Patrouille aus dem vom Regiment mitgeführten Vorrat immer ersetzt werden. Unser Bild auf Seite 96 oben zeigt das Verlegen des Drahtes in einem Tannenwald. Die Patrouille verlegt einen Kilometer Leitung bei Befestigung in Bäumen innerhalb zehn Minuten, sonst binnen fünfzehn bis zwanzig Minuten. Sie führt außer dem erwähnten Gerät auch noch „Anschaltgerät“, mit dem der Fernsprecher an eine vorhandene Drahtleitung angeschlossen wird und Gespräche auf feindlichen Leitungen behorcht werden können, ohne die eigene Leitung zu stören. Der Kavallerist ist also ein besonders wertvoller und leistungsfähiger Telegraphist.

Der Sturm auf Messines.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Um dieselbe Zeit, als Zandvoorde (siehe Band I Seite 457) von unseren Truppen erstürmt wurde, fiel auch Messines in deutsche Hände, eine kleine, südwestlich davon gelegene Ortschaft, von der aus sich unsere Truppen bald nachher über Wytschaete bis nach St.-Eloi gegen das mit starken Feldbefestigungen umgürtete Ypern vorschoben.

Es waren hauptsächlich junge württembergische Regimenter, die nach einem starken Nachtmarsch am 30. Oktober vor dem Dorf eintrafen und die etwa vier Kilometer davor liegenden deutschen Schützengräben besetzten, die bis dahin von abgesessener Kavallerie gehalten worden waren. Sie verbrachten in ihnen den Rest des Tages und die darauffolgende, sehr regnerische Nacht, um schon am 31. die Feuertaufe zu empfangen. Und sie haben sich in dem verlustreichen Angriff, der abends fünf Uhr begann, vortrefflich geschlagen. Trotz des heftigsten Kugelregens, der sie vom ersten Augenblick an empfing, schoben sie sich in fortgesetztem Feuergefecht unaufhaltsam und todesmutig bis auf zwei Kilometer an das Dorf heran, wo sie Befehl erhielten, sich zu verschanzen, und die Nacht über, von ununterbrochenem Granat- und Kleingewehrfeuer überschüttet, liegen blieben. Mit Tagesanbruch ging es wieder zum Angriff vor, den die Engländer, die den Ort besetzt hielten, nun durch einen mörderischen Kugelregen zu brechen suchten. Aber mit kräftigem Hurra stürmten unsere jungen Feldgrauen über Hecken, Verhaue und Drahthindernisse weiter, bis in die

Schützengräben, die die Gegner nach und nach fluchtartig verlassen hatten.

Währenddessen hatte die Artillerie es unternommen, die gegnerischen Stellungen durch heftiges Granatfeuer nach Möglichkeit noch mehr zu erschüttern, und als das gelungen schien, brachen die tapferen Schwaben aus den Gräben zum letzten Sturmlauf wieder hervor.

Mittlerweile war es auch einem seitlich davon vorgegangenen Schwesterregiment gelungen, über die Verschanzungen und Verhaue hinweg in die Ortschaft einzudringen, und nun ging es mit vereinten Kräften den Engländern und Hindu zu Leibe, die vom Klosterturm aus und in den Straßen wie wahnsinnig um sich schossen und von Haus zu Haus mit der Flintenkugel und dem Bajonett vertrieben werden mußten. Endlich nach mehrstündigem, blutigem Straßenkampf war es gelungen, den letzten Rest der Verteidiger entweder gefangen zu nehmen, niederzumachen oder aus dem Dorfe hinauszuwerfen.



...en aus der
...schau.

Die Gewehre der europäischen Mächte*).

2. Vom glatten Vorderlader zum Chassepot.

Von Major a. D. Schmahl.

Während die Ausbildung der Truppen dafür zu sorgen hat, daß der Schütze richtig anschlägt, zielt und abkommt — schnell genug, aber doch genau — ist es Sache des Waffenbaus, die Kräfte des Schützen durch Vereinfachung des Ladens und durch leichteren Gang der dazu nötigen Handgriffe zu schonen und sowohl Fehler, die er in der Eile und Erregung begehen könnte, als auch das Versagen der Zündung unmöglich zu machen, und zwar dadurch, daß eine Reihe von Tätigkeiten, die früher dem Schützen zufielen, später selbsttätig von dem Verschlußwerk ausgeübt wird. Man sieht, wie alles auf das Maschinengewehr als Vollkommenheitsbild hinstrebt!

*) Siehe auch unseren ersten Aufsatz auf Seite 20.

Zunächst ist es wünschenswert, daß Waffe und Schießbedarf nicht zu schwer seien. Wenn der Mann leistungsfähig bleiben soll, darf man ihm nach langen Erfahrungen nicht mehr als 25 Kilogramm im ganzen aufpacken. Davon soll ein Drittel auf Gewehr und Patronen gerechnet werden. Je leichter die Waffe, desto mehr kann von diesem Gewicht auf die Patronen kommen, von denen man niemals zuviel bei sich hat. Das Gewehr darf aber anderseits nicht zu leicht werden, weil es den Schützen beim Abfeuern um so mehr stößt, je leichter es ist.

Das erste Gewehr, mit dem das Fußvolk allgemein versehen wurde, war der glatte Vorderlader mit Steinschloß. Es verschoß eine Bleikugel — richtige Kugel im mathematischen Sinn. Zuerst wurde das Schwarzpulver zur Mündung hineingeschüttet, dann Pfropfen und Kugel nachgestoßen. Als der hölzerne Ladestock bei den Preußen 1730 durch den eisernen ersetzt wurde, galt dies als Ereignis, denn der neue zerbrach nicht mehr. Der Schütze mußte einen Teil des Pulvers auf die „Zündpfanne" des erst walzen-, später trichterförmigen Zündlochs aufschütten. Dies konnte vergessen oder im Kampfgetümmel gestört werden, so daß das Pulver verloren ging. Wenn es stark regnete, ging das „Zündkraut", wie dieses Pulver hieß, nicht los, aber auch bei Trockenheit gab der durch eine Schlagfeder an den Stahl geschlagene Feuerstein oft keinen Funken, so daß Versager auftraten. Das Schloß mußte dann wiederholt gespannt und abgezogen werden, nachdem unter Umständen neues Pulver aufgeschüttet war.

Man kann daran ermessen, wie freudig die Einführung des Zündhütchens begrüßt wurde, nachdem 1786 das Knallquecksilber aufgekommen war. Allerdings bedeutete das Herausnehmen des Zündhütchens aus der Tasche und sein Aufsetzen auf den Zündkegel eine weitere Verrichtung, die Zeit kostete. Da sich aber die Versager gegenüber den 25 Prozent beim Feuerstein auf etwa 3 Prozent verminderten, brachte das Zündhütchen doch im ganzen einen wesentlichen Zeitgewinn.

Der Vorteil gezogener Läufe für die Schußleistung des einzelnen Gewehrs war lange erkannt, ohne daß man das Fußvolk allgemein damit versehen hätte. Das gezogene Gewehr war teurer, und das Laden ging langsamer, weil man das Geschoß mit großer Kraftanstrengung den Lauf hinabstoßen mußte, denn nur so — durch diese Pressung — konnte man erwarten, daß es die Führung der Züge auch annehmen werde. So beließ man denn den Salvenfeuer abgebenden Massen des Fußvolks den glatten Lauf und rüstete nur besondere einzelne Scharfschützen- oder Jägerkorps mit dem gezogenen Gewehr aus, das nun statt der Kugel ein länglich spitzes Geschoß verschießen konnte.

Da schien es, als sollte eine geistreiche Erfindung die allgemeine Einführung des gezogenen Vorderladers bringen: 1849 stellte nämlich Minié das Bleigeschoß hinten ausgehöhlt her. Die Pulvergase drangen nun beim Schuß in die Höhlung des vorher mit Spielraum leicht in den Lauf hinabgeglittenen Geschosses ein und weiteten es aus, indem sie das weiche

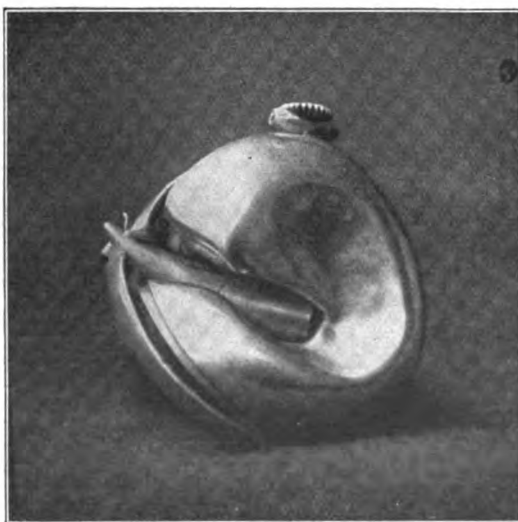


Verwundete in Russisch-Polen werden unter Bedeckung auf Schlitten ins Lazarett gebracht.

Blei fest an die Seelenwand und somit in die Züge preßten. So zwangen sie das Geschoß, der Führung zu folgen. Unter der „Führung" versteht man, daß es sich, den Zügen folgend, um seine Längsachse dreht. Die Züge sind spiralförmige Rillen in der Laufseele. Das schien die große Lösung des Endproblems der Gewehrfrage zu sein, und schon schickten sich die Staaten an, zu diesem System überzugehen, da brachte das schon 1841 in Preußen angenommene Zündnadelgewehr von Dreyse eine völlige Umwälzung hervor. Der Hinterlader beschleunigte das Laden, ermöglichte bessere Ausnutzung der Deckungen und löste endgültig die Aufgabe der Pressionsführung ohne Künstelei.

Vor allem wollte Dreyse das Zündmittel mit der Patrone vereinigen. Er legte es mitten in die Längsachse derselben und ließ es von einer in der verlängerten Seelenachse vorschnellenden Nadel anstechen. Daher der Name „Zündnadel". Man war noch nicht so weit, daß die Schlagfeder, von der die Nadel vorgetrieben wurde, sich automatisch beim Öffnen des Verschlusses spannte. Nach dem Abfeuern mußte zunächst die Nadel zurückgezogen werden, dann erfolgten erst die Ladegriffe von heute, und zum Schluß mußte noch eigens die Schlagfeder gespannt werden.

All diese Griffe erforderten auch noch einen Kraftaufwand, den sich heute der Schütze nicht träumen läßt, und doch, welcher Fortschritt gegenüber dem Vorderlader! Nur in einem befriedigte die Waffe, die sozusagen den Krieg von 1866 entschied, nicht. Das war der gasdichte Abschluß nach hinten, die „Liderung" genannt. Sie war noch lange Zeit der schwache Punkt aller Hinterlader, auch der Geschütze. Die beim Entzünden der Ladung nach allen Seiten einen Ausweg suchenden Pulvergase benutzen natürlich die kleinste Ritze, um zu entweichen. Auch durch das alte Zündloch des Vorderladers entkamen sie. Nun aber, beim Hinterlader, muß der ganze Lauf zum Einführen der Patrone hinten offen sein, und beim Schuß darf doch kein eigenes Feuer dem Schützen ins Gesicht schlagen.



Die Uhr als Lebensretter.

Der Infanterist Karl Merz vom 22. Infanterieregiment lag am Morgen des 2. November 1914 während eines Gefechts in der Gegend von Arras hinter einem Rübenkaufen in Deckung, als er einen Bauchschuß erhielt. Im ersten Augenblick glaubte er, das Geschoß habe ihn durchschlagen. Bei näherer Untersuchung ergab sich jedoch, daß es sich in die Uhr eingebohrt und festgeklemmt katte Die Uhr rettete dem Mann das Leben.

Dreyse hatte dies dadurch zu vermeiden gesucht, daß das hintere Ende des Laufes, „Laufmundstück" genannt, sich außen kegelförmig verjüngte und mit diesen Kegelflächen genau in den Verschlußzylinder paßte, der sich beim kräftigen Zuschlagen des Verschlusses somit saugend fest über das Laufmundstück schob. Aber so genau diese beiden Teile auch gearbeitet sein mochten — die heißen Stichflammen fraßen sich doch Wege hindurch, und war einmal eine kleine Ausbrennung entstanden, dann vergrößerte sie sich sehr schnell. Man sah deshalb viele rußgeschwärzte Gesichter nach dem Gefecht.

Diesem Übelstande wollte das französische, zwischen 1858 und 1866 allmählich entstandene und acht Wochen nach der Schlacht von Königgrätz eingeführte Chassepotgewehr durch einen Kautschukring begegnen, der zwischen Laufmundstück und Verschlußstück gepreßt wurde. Der Gasabschluß wurde dadurch besser, aber noch nicht gut. Ein Fortschritt lag ferner in der Herabsetzung des Kalibers von 15,43 auf 11 Millimeter und in der leichteren Handhabung. Seine ballistische Überlegenheit gegenüber dem Zündnadelgewehr war groß; es war ein Glück, daß anderseits die Ausbildung des französischen Schützen viel zu wünschen ließ. Er schoß, wie heute wieder, viel zu hoch. Immerhin kostete es Ströme von Blut, bis das preußische Fußvolk, von 1866 her verwöhnt, sich bequemte, die Gleichberechtigung der Schwesterwaffe anzuerkennen und die Mitwirkung der Artillerie abzuwarten. Die Kämpfe bei Weißenburg und St.-Privat sind dafür schmerzliche Zeugen. Übrigens wußte der deutsche Schütze sehr bald, daß auf kleineren Entfernungen sein Gewehr ebenbürtig, seine Schießausbildung aber überlegen war — ein weiterer Anreiz für ihn, dem Gegner rasch nahe auf den Leib zu rücken.

So belebte merkwürdigerweise die waffentechnische Unterlegenheit unseren Angriffsgeist. Eine moralisch weniger tüchtige Mannschaft hätte allerdings eine andere Schlußfolgerung ziehen können!



Unsere jungen Regimenter bei den Kämpfen in Flandern.

Nach einer Originalzeichnung von M. Plinzner.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Während sich die im vorigen Hefte geschilderten Fortschritte in den Argonnen zutrugen, entspannen sich um jene Zeit auch im Oberelsaß wieder heftige Kämpfe. So wurde, wie bereits auf Seite 94 berichtet, um den Ort Altkirch hartnäckig gestritten. Die Franzosen, die hier erhebliche Kräfte in die Front gebracht hatten, erlitten starke Verluste. Ferner hatten sich bei Steinbach Kämpfe entwickelt, die anfänglich für den Feind günstig waren, denen aber am 14. Dezember die Rückeroberung dieses Dorfes folgte, die unsere Leser Band I Seite 77 eingehend beschrieben finden. Wir machten hierbei 300 Gefangene.

Am 15. Dezember erstürmten die Unsrigen im Oberelsaß außerdem eine vom Feinde bisher zäh festgehaltene Höhe westlich von Sennheim. Zwei Tage später unternahmen die Franzosen beiderseits der Somme Angriffe gegen die deutschen Stellungen, die ihnen aber nur schwere Verluste einbrachten. Sie verloren hier 1300 Gefangene und mindestens 1800 Tote, während unsere eigenen Verluste sich dort nur auf etwa 200 Mann bezifferten.

Die große Regsamkeit der Franzosen nach dem 17. Dezember erklärt sich aus folgendem bei einem gefallenen französischen Offizier gefundenen Heeresbefehl des Generals Joffre vom genannten Tage:

Seit drei Monaten sind die heftigen und ungezählten Angriffe nicht imstande gewesen, uns zu durchbrechen. Überall haben wir ihnen siegreich widerstanden. Der Augenblick ist gekommen, um die Schwäche auszunützen, die sie uns bieten, nachdem wir uns an Menschen und Material verstärkt haben. Die Stunde des Angriffs hat geschlagen. Nachdem wir die deutschen Kräfte in Schach gehalten haben, handelt es sich darum, sie zu brechen und unser Land endgültig von den Eindringlingen zu befreien. Weit mehr als jemals rechnet Frankreich auf euren Mut, eure Energie und euren Willen, um jeden Preis zu siegen. Ihr habt schon gesiegt an der Marne, an der Yser, in Lothringen und in den Vogesen. Ihr werdet zu siegen verstehen bis zum schließlichen Triumph.

Joffre.

Im Verfolg dieses Befehls griffen die Franzosen am 20. Dezember in der Gegend Souain—Massiges, nordöstlich von Châlons, heftig an und drangen an einer Stelle bis in unseren Vorgraben vor; ihre Angriffe mißlangen jedoch sämtlich. 4 Offiziere und 310 Mann nahmen wir gefangen. Im Argonnenwald machten wir täglich Fortschritte, und am 20. Dezember nahmen wir hier eine wichtige Waldhöhe bei Le Four de Paris, eroberten 3 Maschinengewehre, 1 Revolverkanone und nahmen 275 Franzosen gefangen. Am nächsten Tage versuchte der Gegner in der Gegend von Souain und Perthes, sowie im westlichen Teile der Argonnen, nordwestlich und nördlich Verdun Angriffe, die jedoch unter schweren Verlusten für die Franzosen abgeschlagen wurden. Tags darauf entwickelte der Feind in der Umgegend des Lagers von Châlons eine besonders rege Tätigkeit. Weitere Angriffe bei Souain und Perthes, nördlich Sillery, südöstlich Reims, brachten den Franzosen abermals bedeutende Verluste. Am 24. Dezember hoben unsere Truppen bei Chivy, nordöstlich Vailly, eine feindliche Kompanie aus, die sich vor unserer Stellung eingenistet hatte; hierbei wurden 172 Franzosen von uns gefangen genommen. Bei dem Versuche, uns die Stellung wieder zu entreißen, hatten die Franzosen starke Verluste.

Am 25. Dezember kam es in den Vogesen, südlich Diedolshausen, und im Oberelsaß, westlich Sennheim, südwestlich Altkirch, zu kleineren Gefechten. Am nächsten Tage griffen die Franzosen unsere Stellungen östlich der Linie Thann—Dammerkirch an. Sämtliche Angriffe wurden jedoch abgeschlagen. In den ersten Nachtstunden setzten sich die Franzosen in den Besitz einer wichtigen Höhe östlich Thann, die ihnen aber bald durch einen kräftigen Gegenstoß unserer Truppen wieder entrissen wurde.

Kleinere Gefechte hatten sich auch in der Gegend von Lihons, südöstlich Amiens, und Tracy-le-Val, nordöstlich Compiègne, entwickelt, wo wir etwa 200 Gefangene machten. Angriffe der Franzosen im Meurissonsgrunde in den Argonnen, sowie südöstlich von Verdun brachten ihnen nur Verluste. Dagegen unternahmen unsere Truppen einen Vorstoß im Bois Brulé, westlich Apremont, der unter Erbeutung von drei Maschinengewehren zur Fortnahme eines französischen Schützengrabens führte. Südöstlich Reims wurde Ende Dezember die Alger Auberge Ferme von unseren Truppen gesprengt, und dabei wurde eine ganze französische Kompanie vernichtet. Am 30. Dezember gewannen wir unter Fortnahme mehrerer hintereinander liegender Gräben und Gefangennahme von über 250 Franzosen erheblichen Boden. Auch am folgenden Tage kamen unsere Angriffe hier weiter vorwärts; wieder fielen 400 Gefangene, 6 Maschinengewehre und zahlreiche andere Waffen und Munition in unsere Hände. Am selben Tage schossen unsere Truppen ein nordwestlich St. Mihiel bei Lahaymeix liegendes französisches Lager in Brand. —



Herzog Albrecht von Württemberg im Felde.

Gerade in der Weihnachtszeit waren die kriegerischen Vorgänge, wie wir sahen, besonders lebhaft. Trotz dieser schwierigen Lage wurde aber überall im Heere, soweit es nur irgend möglich war, Weihnachten festlich begangen, wobei der Kaiser und die anderen fürstlichen Heerführer das Beispiel gaben. In der Heimat hatte man es sich natürlich nicht nehmen lassen, durch zahllose Sendungen von Liebesgaben unsere tapferen Soldaten ihre Entbehrungen vergessen zu machen.

Unsere Darstellung der Dezemberkämpfe können wir aber nicht besser schließen als mit der Wiedergabe des folgenden, unterm 31. Dezember vom Kaiser erlassenen Armeebefehls:

An das deutsche Heer und die deutsche Marine.

Nach fünfmonatigem schwerem und heißem Ringen treten wir ins neue Jahr. Glänzende Siege sind erfochten, große Erfolge errungen.

Die deutschen Armeen stehen fast überall in Feindesland. Wiederholte Versuche der Gegner, mit ihren Heeresmassen deutschen Boden zu überschwemmen, sind gescheitert.

In allen Meeren haben sich meine Schiffe mit Ruhm bedeckt. Ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern, von der Übermacht erdrückt, auch heldenhaft zu sterben vermögen.

Hinter dem Heer und der Flotte steht das deutsche Volk in beispielloser Eintracht, bereit, sein Bestes herzugeben für den heiligen heimischen Herd, den wir gegen frevelhaften Überfall verteidigen.

Viel ist im alten Jahre geschehen. Noch aber sind die Feinde nicht niedergerungen. Immer neue Scharen wälzen sie gegen unsere und unserer treuen Verbündeten Heere heran. Doch ihre Zahl schreckt uns nicht. Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist — voll fester Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken.

Nächst Gottes weiser Führung vertraue ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und Marine und weiß mich eins mit dem deutschen Volke.

Darum unverzagt dem neuen Jahre entgegen zu neuen Taten, zu neuen Siegen für das heilige Vaterland.

Wilhelm, I. R.

* * *



Aufstand der Somali gegen die Engländer. Nach einer Originalzeichnung von Bruno Richter.

Die Meldung, daß die Türkei, wie wir auf Seite 21 bis 30 berichteten, in den Krieg eingegriffen hatte, und die Nachricht von der ersten siegreichen Waffentat der türkischen Marine hatten in Berlin wie auch in anderen Hauptstädten der deutschen und der österreichisch-ungarischen Monarchie große Begeisterung hervorgerufen.

Auch in Konstantinopel zogen täglich große Scharen durch die Straßen unter lebhaften Kundgebungen für den Krieg. Der persische Botschafter in Konstantinopel, Mirza Mahmud Khan, betonte die Entschiedenheit des türkisch-persischen Vorgehens und sagte, die persische Armee werde von deutschen und türkischen Offizieren befehligt.

Besonders auffällig war die Note, die Japan, wie der Vizepräsident des türkischen Senats mitteilte, der Türkei zugestellt hat. Japan hat in Konstantinopel keinen Vertreter, und so kam ein eigener Abgesandter auf dem Wege über Rußland und übergab die Note. Er betonte, daß Japan als asiatische Macht die Türkei bitte, nicht länger auf der schiefen Ebene zu verweilen, da sonst Japan genötigt wäre, sich einzumischen. Man glaubte, die Japaner würden Mesopotamien besetzen, obwohl die Note nichts davon erwähnte.

Sehr bald machte sich die Wirkung der ersten türkischen Erfolge auf den gesamten Islam bemerkbar. Aus der ganzen mohammedanischen Welt trafen alsbald teils unbestimmte Gerüchte, teils verbürgte Nachrichten in Europa ein, die von einer ungeheuren Gärung Kunde gaben, die sich aus allen Kreisen des Islams gegen die Mächte des Dreiverbandes richtete.

Man vernahm unter anderem, daß in Persien die Erregung gegen Rußland zugenommen habe; in Marokko seien große Unruhen ausgebrochen und der Aufstand gegen Frankreich täglich zu erwarten. In Britisch-Somaliland (s. nebenstehendes Bild) erhoben sich die Mohammedaner unter Führung des Scheichs Ul Mehmed gegen die Engländer, besetzten den englischen Hafen von Berberia und nahmen alle Engländer gefangen. 200 000 Türken sollten bereits in Samsun mit der Front gegen den Kaukasus aufgestellt sein und das 13. Armeekorps durch Persien gehen und Indien angreifen. Im Einvernehmen mit Persien hätten die türkischen Truppen Choi in der persischen Provinz Aserbeidschan, an der Grenze des russischen Interessengebietes, besetzt. Starke türkische Truppenabteilungen seien in die persische Festung eingerückt. Ferner hätten die Türken 100000 Kamele an der Grenze von Ägypten gesammelt, um sie zu einem Vorstoß durch die Wüste zu benutzen. Schon sollten britische Kriegschiffe bereit liegen für den Fall, daß es den Türken gelänge, bis zum Suezkanal vorzudringen. Der Emir von Afghanistan sei im Begriff, eine Armee von 170 000 Mann mit 135 Geschützen unter Führung seines Sohnes gegen die indische Grenze zu schicken. Sogar die Stellung des Vizekönigs von Indien sollte erschüttert sein durch weiteste Verbreitung eines aufreizenden Flugblattes, dessen Unterdrückung durch Unachtsamkeit der Regierung versäumt worden sei. — Vorübergehend erschien durch das Eingreifen der Türkei die Neutralität Italiens gefährdet, da die Gefahr bestand, daß die islamitische Bewegung auch nach Libyen übergreifen könnte. Die Dreiverbandspresse unterließ nicht, an diesem Punkte mit ihren Hetzereien einzusetzen. Demgegenüber schrieb der offiziöse Konstantinopeler „Tanin“:

„Wir wissen nicht, bis zu welchem Punkte die Italiener an jene Worte glauben. Aber auch Italien begreift, daß wir diesen Krieg nicht unter dem Gesichtspunkte der Gebietsausdehnung auffassen. Es handelt sich für uns um Leben und Tod. Infolgedessen ist es unser allseitiges Interesse, die Freunde von den Feinden zu unterscheiden und die Wirklichkeit zu begreifen, anstatt schwärmerischen Ideen nachzulaufen. Selbst wenn wir Ägypten besetzen wollen, so geschieht das nicht mit dem Gedanken der Eroberung, sondern wir werden es in dem Wunsche tun, dem unter-


Feldwache in Steinbach.


Posten vor Steinbach.


Mülhausen: Eingang zur Stadt.

Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.


Sennheim nach der Beschießung.


Das Thanner Tor in Sennheim nach der Beschießung.

Zu den Kämpfen im Oberelsaß.

drückten Ägypten Leben und Freiheit wiederzugeben. Das von getreuen Muselmanen bewohnte Tripolitanien mag uns heilig sein, aber da wir nicht die Absicht hegen, alle Mohammedaner unter unsere Verwaltung zu bringen, wollen wir nicht das Leben der Mohammedaner beeinträchtigen, die sich unter einer zivilisierten Regierung befinden. Aber abgesehen von allen Erwägungen, erfordert unser vitales Interesse, daß wir uns keine neuen Schwierigkeiten schaffen. Wir können aufrichtig versichern, daß, solange Italien der Freund unserer Freunde bleibt, mit denen zusammen wir auf Leben und Tod kämpfen, keine Möglichkeit besteht, daß ihnen von unserer Seite aus Übles widerfahre."

Diese Ausführungen hatten in Verbindung mit entsprechenden amtlichen Erklärungen den vollen Erfolg, daß Italien an seiner Neutralität festhielt.

Aber noch eine andere, nicht unerwartete Wirkung hatte der türkische Krieg. Schon am 4. November meldete der „Tanin", daß die Engländer Ägypten annektiert hätten. Sie ernannten den Onkel des Khedive, den Prinzen Hussein Kamel Pascha (Bild nebenstehend), zum Generalgouverneur und dessen Sohn, den Prinzen Kamel Eddin Pascha, zum Oberkommandanten. Diese englischen Maßnahmen sollten die Verwaltung des Landes vereinfachen. Zu demselben Zweck wurde auch ganz Ägypten ohne weiteres unter die Gewalt des Generals Maxwell gestellt und das Kriegsrecht eingeführt. Die Ernennung des neuen „Generalgouverneurs" aus dem Kreise der vizeköniglichen Familie war nur eine Äußerlichkeit, die auf die Eingeborenen Eindruck machen sollte, diese Wirkung aber verfehlte. Die Rolle des Prinzen Hussein Kamel, der ein Bruder des verstorbenen Khedive Tewfik ist, beschränkt sich darauf, das ihm von England ausgesetzte Gehalt zu beziehen. Die Ägypter waren, da ihr Land schon seit dreißig Jahren als englische Provinz behandelt worden war, gegen diese Änderung weniger empfindlich als gegen die Proklamierung des Kriegsrechtes, die jede freie Regung und jede Äußerung der Sympathie für die türkischen Befreier mit drakonischer Strenge unterdrückte. Die Erklärung der Annexion, die zu anderer Zeit als die endgültige Entscheidung über das Schicksal des Landes aufgefaßt worden wäre, war in dem Augenblick, da die früheren Herren den englischen Eroberern den Besitz Ägyptens mit Waffengewalt streitig machten, nur eine Formsache. Der Kampf sollte darüber entscheiden, wer künftig über dieses Gebiet, das schon der erste Napoleon als das wichtigste Land der Erde bezeichnet hat, herrschen sollte.



Phototek, Berlin.

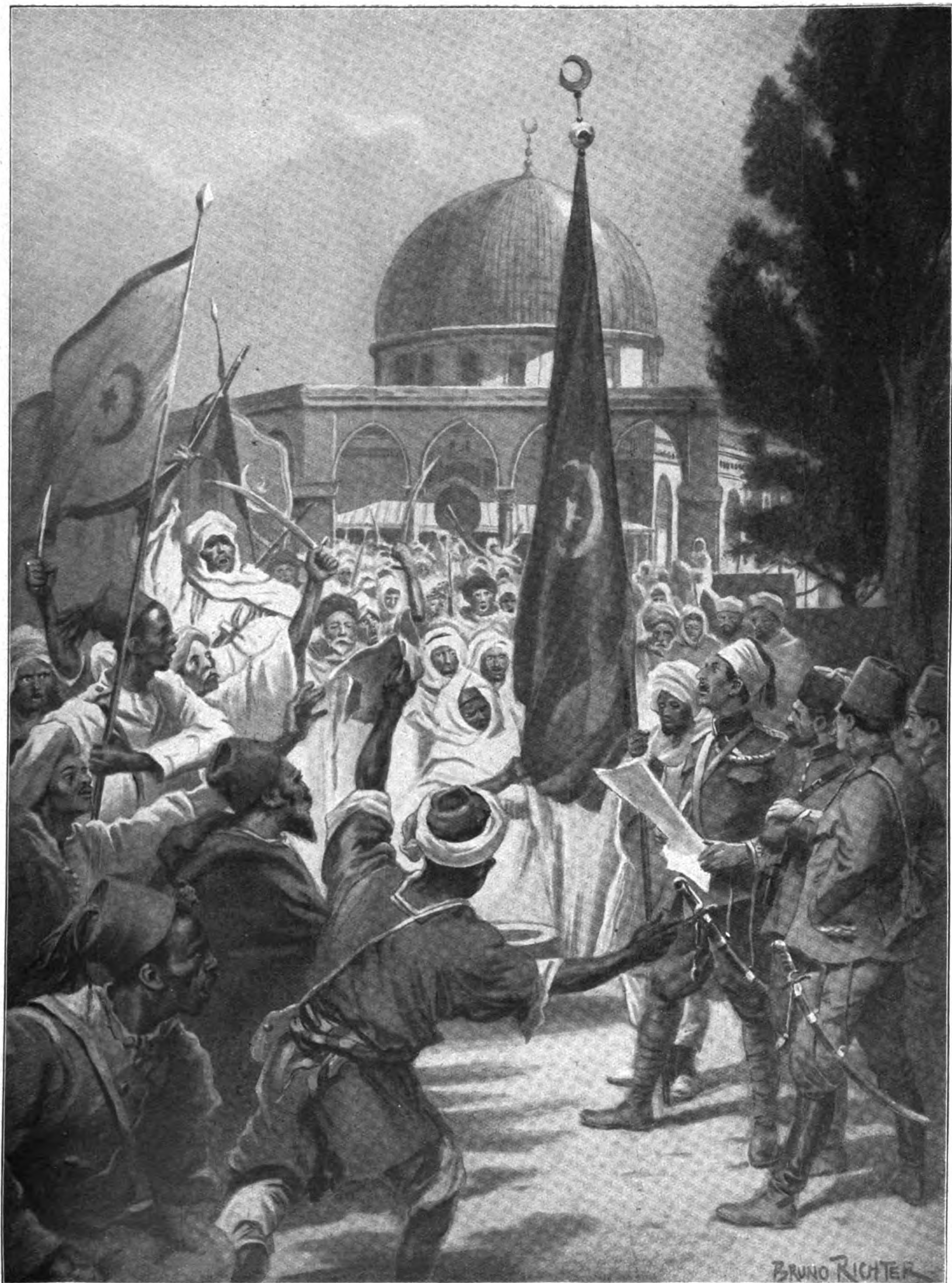
Prinz Hussein Kamel Pascha, der von England eingesetzte Sultan von Ägypten.

Am 5. November wurde in London amtlich verkündet, daß England auch Zypern annektiert habe. Die Aneignung dieser großen, dem Suezkanal gegenüberliegenden Insel, die von England seit sechsunddreißig Jahren auf Grund eines Vertrages mit der Pforte besetzt ist, hatte man für den Fall eines Krieges ebenso bestimmt voraussehen können, wie die Annexion Ägyptens. Aber diese Gewalttat stellt sich in einem ganz besonders eigentümlichen Lichte dar, wenn man sich den Vertrag vom 4. Januar 1878 näher ansieht, auf Grund dessen die Pforte der Besetzung der Insel durch England zustimmte. Der Vertrag war nämlich nichts anderes als ein englisch-türkischer Bündnisvertrag gegen Rußland! Zypern war das Unterpfand dieses Bündnisses. Der Sultan gestattete England die Besetzung und Verwaltung der Insel gegen das Versprechen, daß England ihm den Besitz seines asiatischen Gebietes gegen Rußland gewährleiste!

Von weiteren Ereignissen des kriegerischen Vorgehens der Türkei wurde nach der Aktion im Schwarzen Meere sehr viel berichtet, aber wenig davon läßt sich auf seine Richtigkeit nachprüfen. In den russischen Städten des Schwarzen Meeres hatte das Vorgehen der Türkei eine Panik erzeugt. Aus Livadia wurden schleunigst alle Kostbarkeiten der Zarenbesitzungen nach Moskau übergeführt. Die größte Aufregung herrschte in Jalta, wo eine Massenflucht begann. In Odessa kam es zu äußerst unruhigen Szenen in der Bevölkerung, die die Banken, städtischen Gebäude und den Bahnhof stürmten. Auch die russische Schiffahrt wurde lahmgelegt. In die Pruthmündung flüchteten sich aus Furcht vor der türkischen Flotte 70 russische Frachtschiffe und 14 Schleppdampfer, die sonst den Verkehr zwischen den russischen und rumänischen Donauhäfen versahen. Auch der russische Personendampfer „Bulgaria", der sonst die Verbindung mit Odessa versah, suchte auf dem Pruth Zuflucht. Selbst der russischen Kriegsflotte wurde das Auslaufen aus ihren Häfen zum Eingreifen in den



Englisches Kamelreiterkorps in Kairo.



Verkündigung der türkischen Mobilmachung vor der Omar-Moschee in Jerusalem.

Nach einer Originalzeichnung von Bruno Richter.

Kampf erschwert, da die türkische Flotte am 2. November im Schwarzen Meere alle ihr bekannt gewordenen Stützpunkte der russischen Schwarze-Meer-Flotte mit Minen blockiert hatte. Bis zum 4. November beschlagnahmte das Seekriegsgericht in Konstantinopel 36 französische, 8 russische und 1 belgischen Dampfer.

In einem Tagesbefehl, den der russische Statthalter in Tiflis erließ, hieß es:

„Angesichts der türkischen Angriffe auf die russische Küste und Schiffe der Schwarze-Meer-Flotte hat der Kaiser der Armee des Kaukasus befohlen, die Grenze zu überschreiten und die Türkei anzugreifen."

Schon zu Beginn des November hatten die ersten Kämpfe im Kaukasus zwischen Russen und Türken stattgefunden; die Russen wurden an drei Punkten aus den Gebieten von Karaklissa und Ischan unter schweren Verlusten zurückgeschlagen.

Um dieselbe Zeit bombardierte ein britisch-französisches Geschwader bei Morgengrauen die Forts der Dardanellen. Es nahmen daran die englischen Schlachtkreuzer „Inflexible", „Indefatigable", „Gloucester" und „Defence" sowie die französischen Schlachtschiffe „République" und „Beauvais" teil. Außerdem waren zwei Kreuzer und acht Torpedoboote beteiligt. Die feindlichen Schiffe verfeuerten im ganzen 240 Geschosse, die aber keinen ernstlichen Schaden anrichteten. Eines der Forts erwiderte das Feuer mit etwa zehn Schüssen. Von diesen traf einer ein englisches Panzerschiff und verursachte dort einen Brand. Am 5. November früh erschien ein türkisches Kriegschiff vor Sebastopol und begann das Bombardement der Stadt. Hierbei wurde das russische Schiff „Großfürst Alexander" in den Grund gebohrt. Die Mannschaft und die Passagiere wurden nach Konstantinopel gebracht. Am 6. November wurde gemeldet, daß türkische Kreuzer den Hafen von Batum (Bild S. 111) mit vollem Erfolge bombardierten. Die russische Land- und Seefestung Batum liegt an der Südostecke des Schwarzen Meeres, nahe der kleinasiatischen Grenze. Der Ort hat etwa 33 000 Einwohner und ist bedeutend durch seine zahlreichen Petroleumreservoirs. Am 7. November morgens bombardierte die russische Flotte zwei Stunden lang zwei türkische Ortschaften am Schwarzen Meer, wobei ein griechischer Dampfer zum Sinken gebracht, die französische Kirche, das französische Konsulat und zwei Häuser zerstört wurden.



Phot. Kester & Co., München.

Ein türkisches Panzerautomobil mit Maschinengewehr fährt durch die Straßen von Konstantinopel.

Am 6. November entstanden an der türkisch-kaukasischen Grenze in der Nähe von Kaghisman heftige Kämpfe, die erst am 8. November mit einer völligen Niederlage des russischen Heeres endeten, dessen Stellungen von den Türken besetzt wurden.

Nach dieser Niederlage verlangte das russische Militäroberkommando General Schabilows dringend Verstärkungen. Er meldete, daß die türkischen Truppenbestände an der kaukasischen Grenze größer seien, als man vermutet habe, und die Bevölkerung von Tag zu Tag unzuverlässiger werde.

Am 7. November überschritten die Türken zusammen mit 3000 Beduinen die ägyptische Grenze. Sie eroberten Scheik Sor und die Befestigungen von El Arisch. Außerdem nahmen sie den Engländern vier Feldgeschütze und Telegraphenmaterial ab. El Arisch ist ein kleiner Hafen an der Nordküste der Sinaihalbinsel mit etwa 3600 Einwohnern, der wahrscheinlich eine englisch-indische Besatzung hatte. Die Entfernung bis Port Said beträgt noch 150 Kilometer. Das Gebiet gehört zum englischen Ägypten.

Die offizielle Bekanntgabe des Kriegszustandes der Türkei mit Rußland, Frankreich und England erfolgte durch ein Irade, das an den russischen Angriff im Schwarzen Meer anknüpfte und dann fortfuhr: „Nachdem die türkische Flotte diesen Angriff zurückgewiesen hatte, wandte sich die türkische Regierung an die russische, um ihr Bestreben, ihre Neutralität aufrechtzuerhalten, zu beweisen, und schlug vor, eine Untersuchung der wahren Ursachen dieses Zwischenfalles einzuleiten. Die russische Regierung hat jedoch, ohne auf diesen Vorschlag der türkischen Regierung zu antworten, ihren Botschafter abberufen. Da außerdem russische Armeen in Erzerum an mehreren Stellen die Grenze überschritten hatten, die vereinigte englische und französische Flotte die Dardanellen und englische Kreuzer Akaba bombardierten, haben Rußland, England und Frankreich tatsächlich die Feindseligkeiten eröffnet und überdies erklärt, daß sie sich im Kriegszustand mit der Türkei befinden. Ich bestimme daher, daß die Kriegserklärung erfolgt, durch die bekannt gegeben wird, daß die kaiserlich türkische Regierung sich unter dem Schutz des Allmächtigen im Kriegszustand mit den genannten drei Mächten befindet." Zum Schluß wurde das Kabinett mit der Ausführung des Irades betraut. Das Irade war vom 11. November datiert, von Mehmed Reschad unterschrieben und von allen Ministern gegengezeichnet. Am 12. November erschien ein Aufruf des Sultans an Heer und Flotte. In dieser von kriegerischer, nationaler und religiöser Begeisterung durchglühten Kundgebung heißt es nach einem kurzen Rückblick auf die jahrhundertelange Bedrückung der Türkei durch ihre jetzigen Feinde und nach Darlegung der Entstehung des gegenwärtigen Krieges:

„Durch den großen Heiligen Krieg, den wir heute unternehmen, werden wir mit Gottes Hilfe ein Ende setzen den Angriffen, die einerseits gegen den Ruhm unseres Kalifats, andererseits gegen die Rechte unseres Reiches gerichtet sind.

Meine heldenmütigen Soldaten! Lasset nie ab von der Festigkeit und Ausdauer in diesem Heiligen Kriege, den wir gegen die Feinde eröffnen, die unsere heilige Religion und unser teures Vaterland angreifen wollen! Stürzet euch wie Löwen ungestüm auf den Feind, weil ebenso wie unser Reich auch das Leben und die künftige Existenz von 300 Millionen Muselmanen, die ich durch ein heiliges Fetwa zum Heiligen Kriege aufrufe, von eurem Siege abhängen. Die Wünsche und Gebete von 300 Millionen unschuldigen und bedrückten Gläubigen, die in den Moscheen und Medschids sowie in der Kaaba sich mit Inbrunst an den Herrn der Welten wenden, begleiten euch.

Ich bin überzeugt, daß wir aus diesem Heiligen Kriege glorreich und mächtig hervorgehen werden.

Vergesset nicht, daß ihr jetzt eine Waffenbrüderschaft eingeht mit den zwei bedeutendsten und mächtigsten Armeen der Welt.

Mögen eure Märtyrer den Märtyrern, die euch voran-

gegangen sind, den neuen glücklichen Sieg bringen. Möge der Säbel derjenigen, die überleben werden, scharf sein!

Mehmed Reschad."

Bald darauf wurde der vom Kalifen verkündete Heilige Krieg zur Tat. Eine Volksversammlung auf dem Platz vor der alten Fatihmoschee wurde zu einer großen Kundgebung für die Einheit der ganzen islamitischen Welt und ein Beweis für die Volkstümlichkeit des Zusammengehens mit den verbündeten Zentralmächten. Eine unabsehbare Menschenmenge war vor der Moschee versammelt, als der Führer der „Défense nationale" eine Ansprache an die Mohammedaner aller Weltteile richtete und das Fetwa verlas, worin der Scheich ul Islam fünf nach uraltem Brauch an ihn gerichtete Fragen über die Notwendigkeit des Heiligen Krieges mit Ja beantwortete.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Eingang zum Suezkanal bei Port Said.

Das Fetwa i Scherif, durch das der Heilige Krieg angeordnet wurde, hat folgenden Wortlaut:

Erste Frage: Wenn Länder des Islams Angriffen der Feinde preisgegeben sind, wenn dem Islam Gefahr droht, müssen dann jung und alt, Fußvolk und Reiter, in allen von Mohammedanern bewohnten Teilen der Erde an dem Heiligen Krieg mit Gut und Blut teilnehmen, falls der Padischah aller Mohammedaner den Krieg erklärt? — Antwort: Ja.

Zweite Frage: Da Rußland, England und Frankreich und andere Staaten, die diese drei Mächte unterstützen, gegen das islamitische Kalifat, das Ottomanische Reich durch ihre Kriegschiffe und Landtruppen die Feindseligkeiten eröffnet haben, ist es nötig, daß auch die Mohammedaner, die die genannten Länder bewohnen, sich gegen ihre Regierungen erheben und am Heiligen Kriege teilnehmen? — Antwort: Ja.

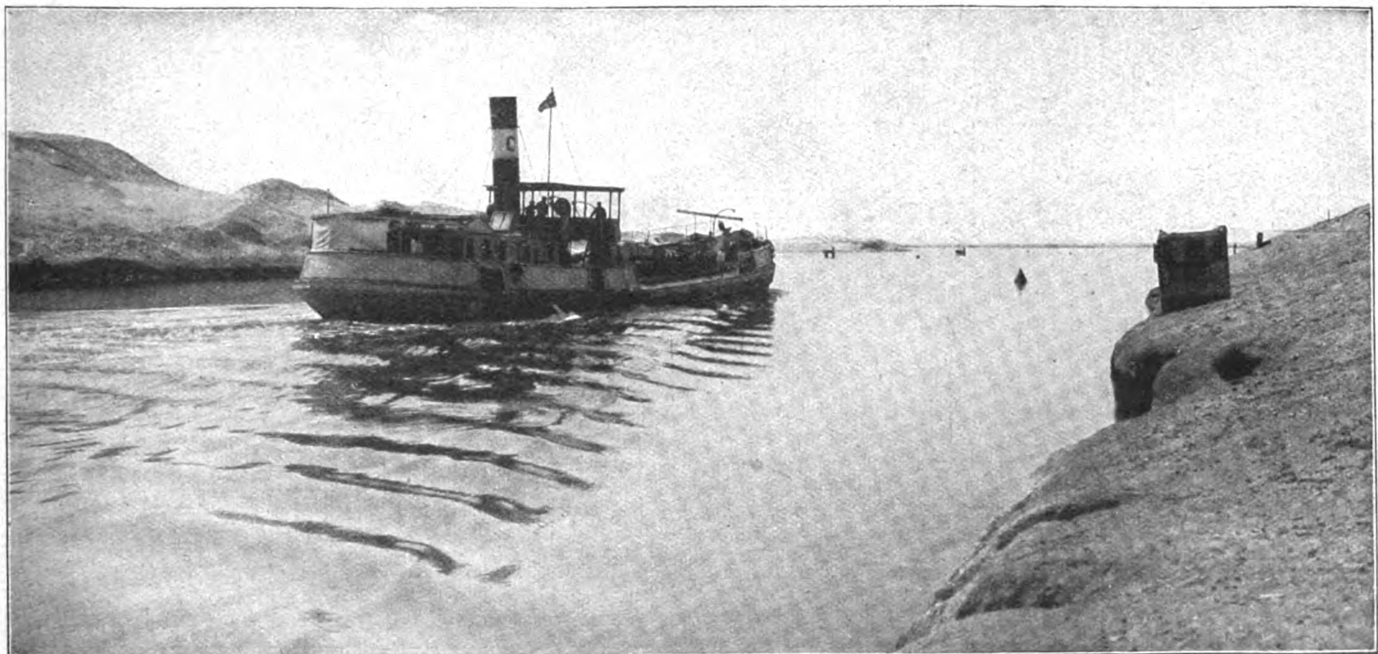
Dritte Frage: Werden unter diesen Umständen, wo die Erreichung des Zieles davon abhängt, daß alle Mohammedaner an dem Heiligen Kriege teilnehmen, diejenigen, die sich weigern, dieser allgemeinen Erhebung sich anzuschließen, wegen eines solchen abscheulichen Verhaltens bestraft? — Antwort: Ja.

Vierte Frage: Die in feindlichen Ländern lebenden Mohammedaner können unter Drohungen für ihr eigenes Leben und selbst das ihrer Familien gezwungen werden, gegen die Soldaten der islamitischen Staaten zu kämpfen. Kann diese Handlungsweise nach dem Scheriat als verboten gelten und der als Mörder betrachtete Täter mit dem Feuer der Hölle bestraft werden? — Antwort: Ja.

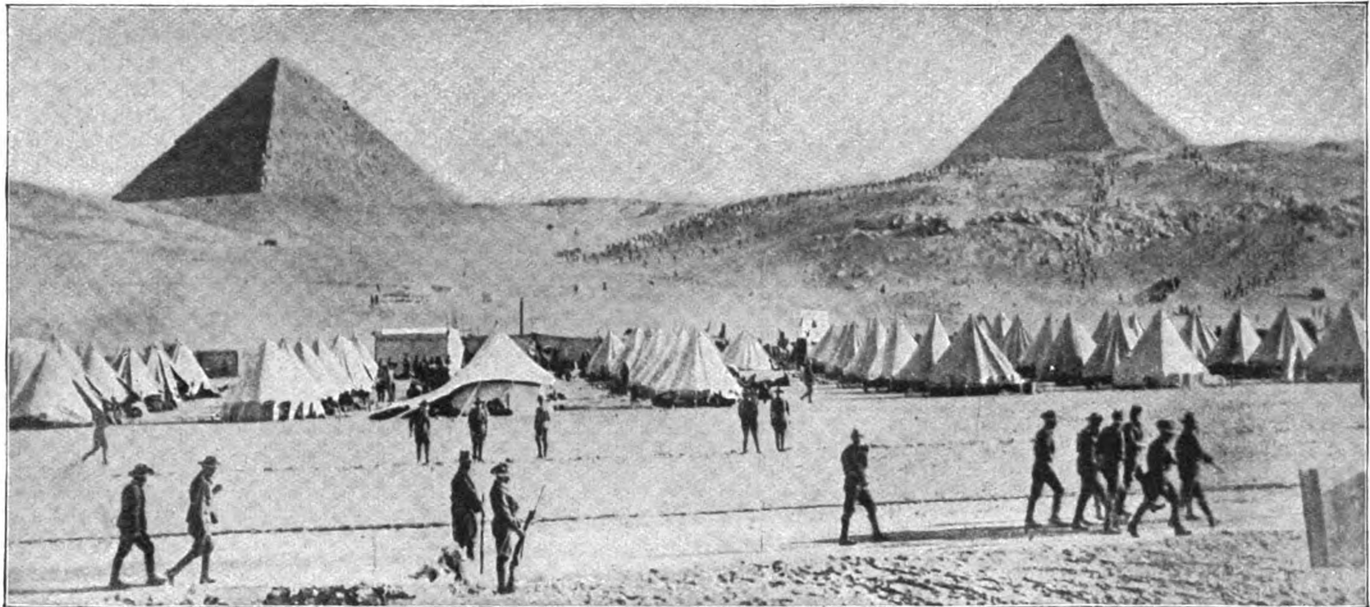
Fünfte Frage: Da es für das mohammedanische Kalifat schädlich sein wird, wenn die in Rußland, Frankreich, England, Serbien und Montenegro lebenden Mohammedaner gegen Deutschland und Österreich-Ungarn kämpfen, die die Retter des großen mohammedanischen Reiches sind, werden deshalb die Täter mit schwersten Strafen belegt? — Antwort: Ja.

Gezeichnet: Hairi bin Awni, Scheich ul Islam.

Dann wurde die grüne Fahne des Propheten entfaltet, und unter Musik, Gebet und Paukenschlägen zog die Menge zum Großwesirat und Sultanpalast, wo eine Abordnung vom Sultan empfangen wurde. Erst bei tiefer Dunkelheit erreichte die Menge die hellerleuchtete deutsche Botschaft, um Deutschland die tiefen Sympathien der mohammedanischen Welt zu bekunden. Ungeachtet strömenden Regens trat der Botschafter Freiherr v. Wangenheim auf den Balkon hinaus, gefolgt von den Herren der Botschaft und den hier weilenden deutschen Offizieren. Bei seinem Erscheinen



Der Suezkanal bei Ismailia.



Lager der in Ägypten gelandeten australischen Hilfstruppen der Engländer am Fuße der Pyramiden. Phot. Leipziger Presse-Büro.

ertönten minutenlang Zurufe und Händeklatschen. Die Musik spielte „Heil dir im Siegerkranz". Deutsche und türkische Fahnen wurden geschwenkt, worauf der Vorsitzende des jungtürkischen Komitees, Nasim Bei, eine kurze Ansprache hielt.

In seiner Erwiderung sagte der Botschafter, er begrüße mit Genugtuung diesen Ausdruck der Freude von vielen Tausenden darüber, daß das türkische Heer gemeinsam mit den deutschen Streitkräften in den Krieg ziehe. Er danke für die Kundgebung sowie für die stets bewiesene Gesinnung und werde nicht verfehlen, seiner Regierung und dem Kaiser zu berichten, der sich immer als treuer Freund der Türkei gezeigt habe. Als Zeichen der Freundschaft habe der Kaiser einige mohammedanische Gefangene gesandt und dem Sultan zur Verfügung gestellt.

Die Türkei und der Islam befänden sich an einem Wendepunkte ihrer Geschichte. Er sei fest überzeugt, daß die Heere der drei Verbündeten, die zur Wahrung der heiligsten Güter ausgezogen seien, siegreich bleiben würden. Der Sieg werde hoffentlich für die Türkei und den Islam eine neue Ära des Glückes herbeiführen. Der Botschafter schloß mit einem Hoch auf den Islam, auf das Heer und die Flotte der Osmanen.

Nasim Bei stellte hierauf die freigelassenen Algerier vor, von denen einer in einer arabischen Ansprache die Hoffnung aller Mohammedaner ausdrückte, mit Hilfe der Verbündeten das Joch Frankreichs, Englands und Rußlands zu zersprengen. Endloser Jubel folgte diesen Worten.

Gegen sieben Uhr abends traf der Zug, dessen Teilnehmerzahl sich trotz des strömenden Regens immer noch erhöhte und auf 60 000 Personen geschätzt wurde, vor dem Palais der österreichisch-ungarischen Botschaft in Pera ein.

Hier hielt der ehemalige Minister des Äußeren, Mukhtar Bei, der kurz zuvor mit den Vorständen patriotischer Vereine beim österreichisch-ungarischen Botschafter Markgrafen Pallavicini vorgesprochen hatte, vom Balkon aus mit vor Erregung zitternder Stimme eine Ansprache, in der er der Verdienste gedachte, die sich der Botschafter um das gute Einvernehmen zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei erworben habe. Er betonte die Bedeutung des bewaffneten



Militärstraße im Kaukasus.



Niederlage der Russen bei Köpriköj.
Nach einer Originalzeichnung von Ludwig Koch.

Bundes der drei Kaiserreiche Österreich-Ungarn, Deutschland und der Türkei, die nicht aus persönlichen Beweggründen hervorgegangen sei, sondern den natürlichen Zusammenschluß der drei Reiche zur Bekämpfung der gemeinsamen Feinde bedeute, die eine unwürdige Allianz eingegangen seien, wie sie die Geschichte niemals zu verzeichnen hatte.

Unter stürmischem Beifall erschien Botschafter Markgraf Pallavicini auf dem Balkon. Er dankte mit beredten Worten für die Kundgebung. Mit lebhafter Genugtuung stelle er fest, daß das ottomanische Volk heute erkenne, wer seine wahren Freunde und welches seine wahren Interessen seien. Seit acht Jahren habe der Botschafter an der Verständigung zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei gearbeitet, und er sei glücklich, heute feststellen zu können, daß die in dieser Richtung entwickelten Bemühungen von Erfolg gekrönt gewesen seien und nunmehr in dem gegen die gemeinsamen Feinde unternommenen Kampfe zum angestrebten Ziele geführt hätten. Der Botschafter beglückwünschte das türkische Volk zu den von der ottomanischen Armee gleich zu Beginn des Krieges erzielten Erfolgen, die glückliche Aussichten für die Zukunft eröffneten, und schloß mit Hochrufen auf den Sultan und das türkische Volk.

Im alten Serail von Topkapu empfing der Sultan am selben Tage vor dem Mantel des Propheten in Gegenwart des Großwesirs, des Scheichs ul Islam und einiger Minister eine Abordnung seines Volkes und hielt folgende Ansprache:

„Ich betrachte diese patriotische Kundgebung meines Volkes als den glänzendsten Beweis für die Beharrlichkeit und Festigkeit, die es in der Verteidigung des Vaterlandes während dieses Krieges zeigen wird, den wir zur Verteidigung unserer Rechte gegen drei Großmächte unternehmen.

Wir vertrauen dabei auf den göttlichen Schutz und den Beistand des Propheten.

Ich bin überzeugt, daß wir siegen werden.

Meine Kinder! Auf daß der Boden des Vaterlandes nicht von den Feinden überschwemmt werde, auf daß das seit einiger Zeit Angriffen von allen Seiten ausgesetzte mohammedanische Volk gerettet werde, ist es notwendig, daß ihr Festigkeit und Ausdauer zeigt.

Ich erwarte von der Gnade Gottes, daß unsere an diesem heiligen Orte gesprochenen Gebete erhört werden."

Die Folgen, die sich aus der Proklamierung des Heiligen Krieges ergeben, können, wie Dr. Hans Übersberger, Professor für Geschichte Osteuropas an der Wiener Universität, sich in der „Neuen Freien Presse" äußerte, ganz außerordentliche sein. Seit dem 17. Jahrhundert hat kein türkischer Herrscher Veranlassung gefunden, die außerordentliche Maßregel zu treffen, die sich im Namen des islamitischen Glaubens an alle Bekenner wendet und sie zum Kampfe im Namen des Propheten auffordert. Selbst im ersten und zweiten Türkenkriege, in dem es auch zur öffentlichen Schaustellung der Fahne des Propheten kam, wurde der Heilige Krieg, der „Dschihad", nicht verkündet. In der Sammlung der Scheriatsgesetze, die im 16. Jahrhundert erschienen ist, ist vom Heiligen Krieg die Rede. Er verlangt von allen Rechtgläubigen mit Ausschluß der Frauen und Kinder, der Lahmen und Blinden den Krieg gegen die Ungläubigen. Der Heilige Krieg war also ursprünglich ein Glaubenskrieg, den Kreuzzügen vergleichbar, und hat im Laufe der Zeiten vielleicht seinen ursprünglichen Charakter verloren. Der Heilige Krieg, der jetzt verkündet wurde, ist ein Krieg gegen die Feinde des Islams. Eine sichere Voraussage ist natürlich nicht möglich, aber die Tatsache, daß ein ganz ansehnlicher Teil der russischen Bevölkerung dem Islam zuzuzählen ist, muß allein bedeutungsvoll genannt werden. Es liegen interessante Ziffern vor, die aus dem Jahre 1910 stammen. Damals ergab sich bei einer Gesamtbevölkerung Rußlands, einschließlich Finnlands, von 174 990 600 ein Prozentsatz von 10,6 an turkotatarischer Bevölkerung, also ungefähr 18 Millionen Islamiten. Hierzu muß bemerkt werden, daß die Tataren Rußlands zu der politischen und kulturellen Auslese des Islams zählen.

Aber es muß auch darauf hingewiesen werden, daß in Indien, Ägypten und Afrika die panislamitische Bewegung sehr stark geworden ist und auch auf die Negerstämme übergegriffen hat. Es ist leicht einzusehen, daß der große Kolonialbesitz Frankreichs und Englands wohl die Gelegenheit ergeben kann, daß zumindest in den Kolonien den beiden Staaten durch eine Erhebung der Panislamiten arge Verlegenheiten bereitet werden könnten. Die Vereinigung der Schiiten und Sunniten hat zu einer bedeutenden Stärkung des Panislamismus geführt, und es wird sich bald zeigen, welche praktischen Einflüsse die hier angeführten Tatsachen auf den Weltkrieg werden nehmen können.

Was den Schritt des Sultans gefördert haben muß, ist, daß sich in der modernen Zeit zum erstenmal die politische Gelegenheit zur Proklamierung des Heiligen Krieges ergeben hat. Bisher hat ja England offiziell immer an der Seite der Türkei gestanden, und diese mußte auch in ihrem letzten Kriege gegen Rußland von einer Proklamierung des Heiligen Krieges absehen, weil er sich ja auch gegen England und Frankreich geltend gemacht hätte. Diese Rücksichten sind in den gegenwärtigen kriegerischen Konflikten weggefallen. Die Türkei konnte zum erstenmal seit Jahrhunderten den Heiligen Krieg gegen die Feinde des Islams verkünden, und die Ereignisse werden lehren, welche Kräfte der Islam einzusetzen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Erstürmung von Hassankale durch die Türken und die Niederlage der Russen bei Köpriköj.

(Hierzu das Bild Seite 109.)

Auf die ersten Schüsse, mit denen die türkische Flotte im Schwarzen Meere so erfolgreich und überraschend den Krieg gegen Rußland eröffnete, folgte bereits nach wenigen Tagen der erste Zusammenstoß der feindlichen Heere zu Lande, der ebenfalls mit einem glänzenden Sieg der Türken endete.

Das Tal des Arasflusses aufwärts waren die Russen von der kaukasischen Festung Kars aus in der Richtung auf Erzerum, den Schlüssel zu Armenien, in türkisches Gebiet eingedrungen, auf demselben Wege, der sie schon in den Kriegen von 1829 und 1878 ins Herz Hocharmeniens geführt hatte. Die schwachen türkischen Grenzschutztruppen zogen sich langsam, aber unter stetiger Fühlung mit dem Feind, unter die Forts von Erzerum zurück, während die Russen zuerst bei Köpriköj, das ungefähr in der Mitte zwischen Erzerum und der russischen Grenze liegt, haltmachten.

Köpriköj, das Brückendorf, so genannt nach der alten Brücke, die unterhalb des Ortes über den Aras führt, ist an der Gabelung der Karawanenstraßen nach Kars einerseits und nach der persischen Provinz Aserbeidschan anderseits gelegen. Diese Heerstraßen, auf denen sich notwendigerweise auch der türkische Aufmarsch vollziehen mußte, suchten die Russen zu sperren, indem sie hier eine befestigte Stellung bezogen und sich des etwas weiter westlich gelegenen Forts Hassankale bemächtigten, das, auf einem mäßig steilen, einzeln liegenden Bergkegel sich erhebend, das fruchtbare Tal des Aras und die Karawanenstraßen beherrscht.

Schon seit den Tagen der Chaldäer verstanden es die Bewohner Armeniens, diesen natürlichen Stützpunkt zu befestigen, der jetzt von einem alten romantischen Schloß, der Hassansburg, gekrönt ist, die von den Sassaniden angelegt und von den Türken im Laufe der Jahrhunderte weiter ausgebaut wurde. Auf diesen Luginsland hatten die Russen Artillerie und Maschinengewehre geschafft, während sich ihre Infanterie und Kavallerie, verstärkt durch das ganze 1. kaukasische Armeekorps, zwischen Hassankale und Köpriköj in der Ebene entfaltete.

Am 5. November eröffneten die Kosaken einen Angriff auf die türkischen Stellungen unterhalb Köpriköj, der aber blutig abgeschlagen wurde. Schon am nächsten Tage gingen die Türken zum Angriff über, und als Verstärkungen von Erzerum eingetroffen waren, wurden die russischen Schützengräben mit dem Bajonett genommen. In kurzem war der Feind aus der Ebene verdrängt; nur in Köpriköj und

hinter den Mauern von Hassankale leistete er noch zähen Widerstand.

Aber auch hier brach er schließlich an der heldenmütigen Tapferkeit der türkischen Truppen, die kaum den Befehl zum Sturmangriff abwarten konnten. Unter brausendem Allah il Allah-Geschrei — so schreibt ein ehemaliger deutscher Offizier, der in türkischen Diensten an der Erstürmung von Hassankale teilnahm — das sich in hundertfältigem Echo an den ragenden Felsen und in den Schluchten brach, gingen unsere tapferen Truppen tollkühn zum Sturm gegen die festen Stellungen vor, aus denen ihnen ein Hagel von Geschossen, zumal Schrapnellen entgegensprühte. Aber sie achteten gar nicht darauf, denn es galt ja den heiligen Kampf gegen die Ungläubigen. Mit aufgepflanztem Bajonett, jeden Stein und Busch geschickt als Deckung benutzend, schlängelten sich die anatolischen Kerntruppen den steilen Berg hinan; die halbmondförmig geschweifte Damaszener Klinge in der erhobenen Rechten schwingend, den blitzenden Dolch zwischen den schneeweißen Zähnen, so kletterten die braunen Wüstensöhne Arabiens und Mesopotamiens, den flatternden Burnus malerisch um die sonnenverbrannte Stirn geschlungen, behend wie Katzen an schwindelnden Felsgraten empor und stürzten sich mit wahrer Todesverachtung auf die unaufhörlich knatternden russischen Maschinen- und Infanteriegewehre. Aber kaum hatten sie Breschen in die Mauern gelegt und diese erstiegen, indem sie auf vorspringende Steine traten oder sich an den starken Ginster- und Efeuranken festklammerten, als das Feuer der Russen mit einem Male nachließ und allmählich immer schwächer wurde. Jetzt entspann sich ein verzweifelter Nahkampf Mann gegen Mann, der mich unwillkürlich jener Tage gedenken ließ, da die Türken für unbesiegbar galten und ihrem ungestümen Angriff keine Festung widerstehen konnte. Bis in die Nacht hinein tobte der Kampf, denn uns stand hier eine ganze Division kaukasischer Elitetruppen gegenüber. Erst am anderen Morgen war die alte, halbverfallene Hassansburg unbestritten in unserem Besitz.

Bei Hassankale und Köpriköj, das unterdessen ebenfalls mit dem Bajonett genommen worden war, hat die türkische Armee aufs glänzendste ihre Feuertaufe bestanden und der Welt gezeigt, daß sie würdig ist, Schulter an Schulter mit Deutschlands und Österreich-Ungarns Heeren wider die Friedenstörer Europas zu kämpfen.

Der Sturm auf den Friedhof von La Boiselle.

(Hierzu das Bild Seite 112/113.)

Als die Frontlinie im westlichen Nordfrankreich durch die französisch-englischen Umgehungsversuche bis zum Gestade der Nordsee verlängert worden war, begann die deutsche Armeeleitung nach wohlvorbereitetem Vormarsch, langsam zwar, aber stetig von Nordost nach Südwest vorzudringen. Wir haben die Reihe der heftigen Kämpfe, die sich an unserem äußersten rechten Flügel daraus entspannen, größtenteils schon geschildert. Sie fanden mit Eintritt des schlechten, regnerischen Wetters und der strengen Wintertage eine gewisse Einschränkung, so daß in diesen Tagen der beiderseitigen Behinderung neben den fortgesetzten Artillerieduellen und den aufreibenden Positionskämpfen in den Schützengräben nur den Treffen bei Festubert in der Nähe von Béthune und bei La Bassée größere Bedeutung zukam. Bei ersterem Treffen lagen nicht weniger als 3000 Engländer und Inder nach dem blutigen Strauße vor der deutschen Front; bei La Bassée haben sich das 56. preußische Infanterieregiment und badische Regimenter nacheinander durch glänzend durchgeführte Angriffe ausgezeichnet. Es kann beiden siegreichen Treffen strategisch freilich kaum eine größere Tragweite zugemessen werden. Immerhin haben sie erwiesen, daß die starken Feldstellungen der Gegner um Ypern keineswegs unerschütterlich sind; denn wie hätten sonst die Badener zwei starke feindliche Stützpunkte der Engländer, wie es im Tagesbericht der Obersten Heeresleitung hieß, einfach zu überrennen vermocht!

Scheinbar noch ruhiger war es in diesen Wintertagen in dem südlich davon der Somme zu gelegenen Abschnitte. Aber auch dort tobte, insbesondere bei La Boiselle, nordwestlich Albert und 12 Kilometer von Bapaume gelegen, unablässig der Schützengrabenkampf. „Wir haben keine Zeit zum Essen und zum Trinken, sobald wir aus Porzières auf eine bestimmte Zeit nach vorn in die Gräben vor La Boiselle müssen," berichtete ein wackerer Mitkämpfer eines württembergischen Reserveregiments; „denn wir sind bei dem fortwährenden Vordrücken der Franzosen keine Minute des Lebens sicher. Und in Porzières, unserem Stützpunkt, bekommen wir tagtäglich das französische Granatfeuer zu kosten. Aber seid getrost; ich hoffe, es wird nicht mehr allzulange dauern, dann werden wir es den Rothosen, die bei La Boiselle jetzt nur noch den Friedhof und das Gehöft besetzt halten, redlich vergelten."



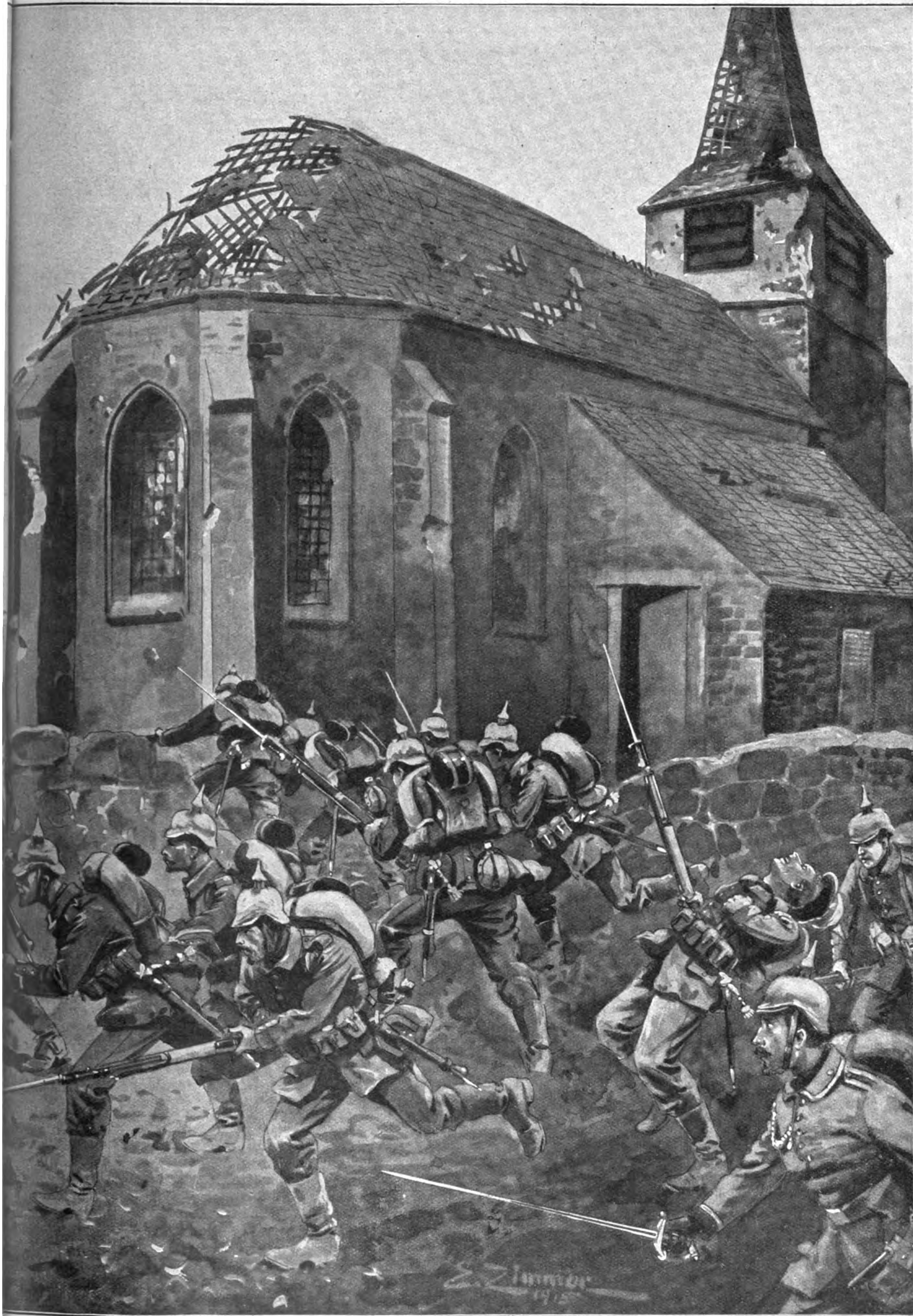
Der Kriegshafen von Batum.

Phot. R. Sennecke, Berlin.



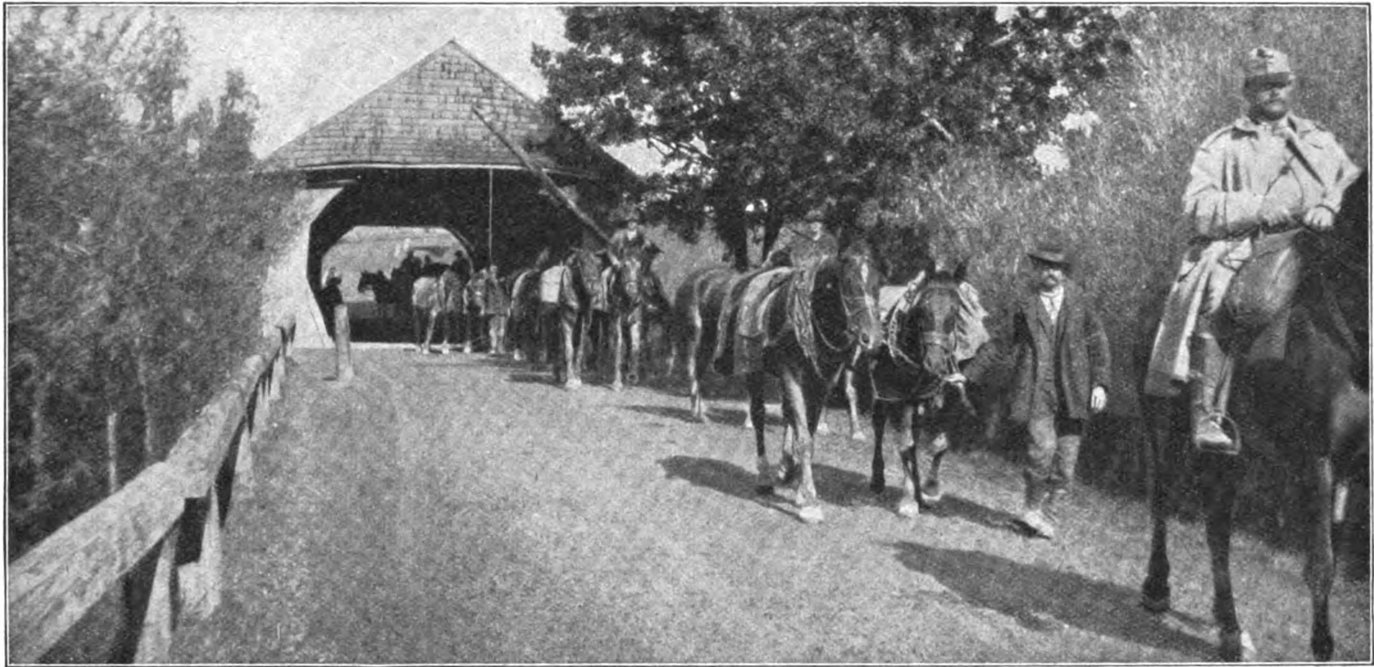
Bajonettangriff auf den Friedhof

Nach eigenen Skizzen an Ort un



La Boiselle am 15. Januar 1915.

telle gezeichnet von E. Zimmer.



Requirierte Vorspannpferde für die österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Diesem Schreiben folgte nach wenigen Tagen, am 15. Januar, auch schon die Tat. Die Sappen waren mittlerweile bis auf 50, stellenweise sogar bis auf 30 Meter vor die feindlichen Stellungen vorgetrieben worden, und an dem genannten Tage nahmen unsere tapferen Streiter den hartnäckig verteidigten Friedhof und das Gehöft mit dem Bajonett vollends im Sturm. Damit war La Boiselle, an der großen Straße von Albert nach Bapaume gelegen, zugleich Mittelpunkt mehrerer sich kreuzenden Straßenzüge, von den Franzosen gesäubert. Sie schienen indessen die strategische Bedeutung des mittlerweile zum Trümmerhaufen zusammengeschossenen Gehöfts wohl zu ermessen, denn sie machten erneut den Versuch, sich südwestlich davon festzusetzen. Aber unsere Truppen haben sie auch aus dieser Stellung mit dem Bajonett geworfen und ihnen dabei 100 Gefangene abgenommen.

Die Feuertaufe des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Joseph.

(Hierzu das Bild Seite 115.)

Erzherzog Karl Franz Joseph, seit der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand Thronfolger in der österreichisch-ungarischen Monarchie, hat von Beginn des Krieges an als Husarenoberst, wozu er kurz vorher ernannt worden war, den Feldzug im Hauptquartier des Armeeoberkommandanten Feldmarschalls Erzherzog Friedrich mitgemacht. Der jugendliche Prinz, der wegen seines liebenswürdigen Wesens und seiner militärischen Disziplin und Strammheit in der Armee sehr beliebt und auch schon außerordentlich populär ist, ging Mitte August auf den nördlichen Kriegschauplatz und erhielt am 10. September seine Feuertaufe. Es war während der großen Schlacht südlich von Lemberg. Am Tage vorher hatten die tapferen Truppen der österreichisch-ungarischen Monarchie im Raume von Lemberg den Angriff begonnen. Mitten im Toben der Schlacht, während von den Höhen der Donner der Geschütze erscholl und sich in das Geknatter von Tausenden von Gewehren und das eigentümliche Rattern der Maschinengewehre mengte, während die Schrapnelle pfiffen und krachend platzten, in die Reihen der Feinde Tod und Verderben schleudernd, aber auch aus der Mitte der Unseren viele der Besten treffend, erschienen auf einer Anhöhe auf dem Schlachtfeld mehrere Automobile. Dem ersten entstiegen Erzherzog Friedrich und der Chef des Generalstabs Freiherr Conrad v. Hötzendorf, dem zweiten der Thronfolger Erzherzog Karl Franz Joseph und sein Dienstkämmerer, Oberleutnant Ernst Graf von Thun und Hohenstein. Lange weilten die



Verwundete österreichisch-ungarische Soldaten auf russischen Bauernwagen. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

beiden Erzherzöge im Schlachtengetümmel, und überall wurden sie von den Soldaten und Offizieren enthusiastisch begrüßt.

Seither ist Erzherzog Karl Franz Joseph häufig auf dem Schlachtfeld erschienen. Bald nachdem die Festung Przemysl nach heldenmütiger Verteidigung das erstemal von der Umzinglung durch die Russen befreit worden war, erschien der Thronfolger in der Festung und besichtigte unter Führung ihres tapferen Kommandanten, Generals Kusmanek, die Bollwerke, die einen so gewaltigen Widerstand geleistet hatten.

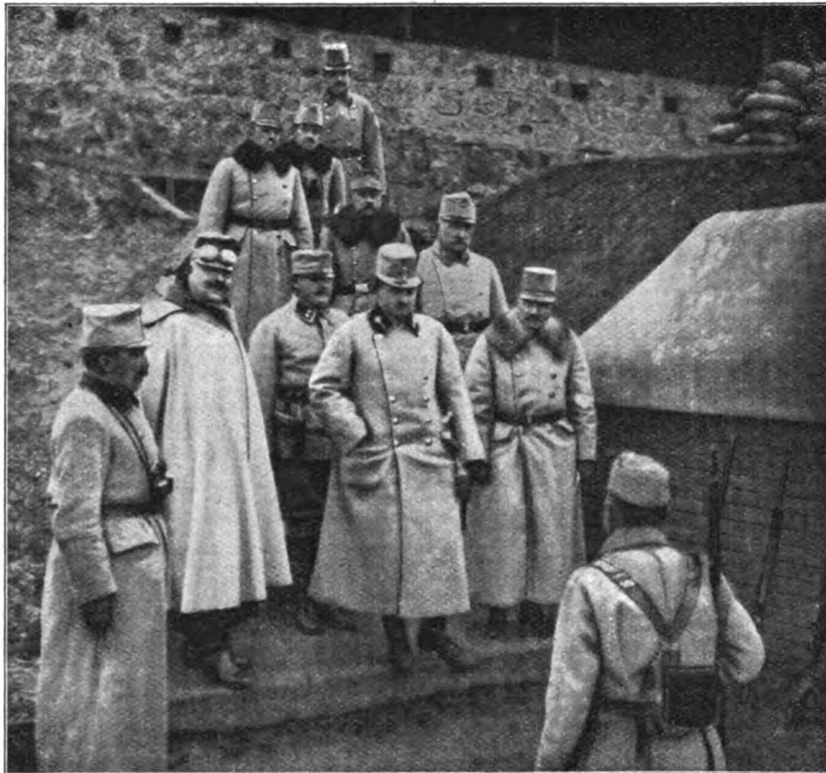
Erzherzog Karl Franz Joseph wurde u. a. von Kaiser Wilhelm, mit dem er am 2. Dezember in Breslau zusammentraf, durch das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse ausgezeichnet.

Herzog Albrecht von Württemberg.

(Hierzu das Bild Seite 101.)

Wie der deutsche Kronprinz und der Kronprinz von Bayern, so steht auch der württembergische Thronfolger, Herzog Albrecht von Württemberg, seit Beginn des Krieges im Feld, und zwar, wie jene, in der verantwortungsreichen Stellung eines Armeeführers. In ganz Württemberg wurde es aufs freudigste begrüßt, als in den Augusttagen 1914 bekannt wurde, daß unter den siegreich vorstürmenden deutschen Heerführern auch Herzog Albrecht war und er mit seiner Armee in den Kämpfen am Semois gründliche Arbeit verrichtet hatte. Herzog Albrecht, der vor Ausbruch des Krieges bereits Generaloberst und Generalinspekteur der sechsten Armeeinspektion war, ist eine echte Soldatennatur; das liegt ihm gewissermaßen im Blute. Unter seinen Vorfahren mütterlicherseits gibt es hervorragende Heerführer. Seine Mutter, die Herzogin Philipp, geborene Erzherzogin Maria Theresia von Österreich, ist die Tochter des Siegers in der Schlacht von Custozza (24. Juni 1866), des bekannten und gefeierten Feldherrn Generalfeldmarschalls Erzherzog Albrecht von Österreich; dieser wieder war ein Sohn des nicht minder berühmten Feldherrn Erzherzog Karl, der am 21. und 22. Mai 1809 Napoleon I. bei Aspern und Eßling so entscheidend schlug, daß von da an der Ruf der Unüberwindlichkeit des Korsen zerstört war. Der Vater des Herzogs Albrecht, Herzog Philipp von Württemberg, führt seine Abstammung zurück auf den Herzog Alexander (1771—1833), den jüngsten in der langen Reihe der Brüder Friedrichs, des ersten Königs von Württemberg, dessen Linie mit dem jetzigen König Wilhelm II. im Mannesstamm erlischt. Herzog Philipps Vater, der gleichfalls Alexander hieß (1804—1881), heiratete 1837 die Tochter des Königs Louis Philipp von Frankreich, des „Bürgerkönigs". Auf diese Ehe mit der orleanistischen Prinzessin Maria, die schon nach anderthalb Jahren starb, ist es zurückzuführen, daß die künftig zur Thronfolge in Württemberg berufene Linie dem katholischen Bekenntnis angehört.

Herzog Albrecht von Württemberg ist am 23. Dezember 1865 als ältester Sohn seiner Eltern in Wien geboren. Am 1. September 1885 wurde der Herzog nach einigen Semestern Universitätsstudium in Tübingen in das württembergische Ulanenregiment Nr. 19 eingestellt, in dem er 1888 zum Oberleutnant befördert wurde. Im Januar 1890 wurde er Hauptmann im württembergischen Grenadierregiment Nr. 119, um ein Jahr später wieder als Eskadronchef zum Ulanenregiment Nr. 19 versetzt zu werden. Am 25. Oktober 1891, als er in Berlin das Ableben des Königs Karl von Württemberg mitteilte, wurde er zum Rittmeister in der preußischen Armee ernannt und à la suite des westpreußischen Kürassierregiments Herzog Friedrich Eugen von Württemberg Nr. 5 gestellt. Nach seiner Verlobung mit der Erzherzogin Margarete Sophie von Österreich, der Tochter des Erzherzogs Karl Ludwig und Schwester des am 28. Juni 1914 ermordeten österreichischen Thronfolgers, ernannte ihn Kaiser Franz Joseph zum Rittmeister im 4. österreichischen Husarenregiment. An seinem Hochzeitstag, 24. Januar 1893, wurde der Herzog zum württembergischen und österreichischen Major befördert. Aus seiner weiteren militärischen Laufbahn ist noch hervorzuheben, daß er im September 1893 Bataillonskommandeur im Grenadierregiment Nr. 119 und im April 1896 Oberst und Kommandeur dieses Regiments wurde. Im Juni 1898 zum Generalmajor vorgerückt, übernahm er am 10. September 1898 als Nachfolger des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen die Führung der 4. Gardekavalleriebrigade in Potsdam. Im September 1900 erhielt der Herzog die 51. Infanteriebrigade in Stuttgart, und im April 1901 übernahm er die Führung der 26. Division in Stuttgart, in welcher Stellung er am 16. Juni 1901 zum Generalleutnant vorrückte. Fünf Jahre später wurde er unter Beförderung zum General der Kavallerie zur Führung des 11. Armeekorps in Kassel wieder nach Preußen berufen; doch schon nach etwa anderthalb Jahren kehrte er in die schwäbische Heimat zurück, um hier das Kommando des 13. (württembergischen) Armeekorps zu übernehmen. Herzog Albrecht genoß schon damals in fachmännischen Kreisen den Ruf eines ausgezeichneten Truppenführers, was auch nach den Kaisermanövern von 1909 in einem Handschreiben des Kaisers an den König von Württemberg lebhaften Ausdruck fand. Seit dem 22. März 1913 ist Herzog Albrecht Generaloberst und Generalinspekteur der sechsten Armeeinspektion. Auch zu unserer Marine hat der Herzog Beziehungen. Er steht seit 1912 à la suite des 2. Seebataillons.


Phot. G. Seebald, Wien.

Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph redet in der Festung Przemysl einen mit dem Verdienstkreuz ausgezeichneten Soldaten an.

Alle, die dem Herzog persönlich nahezutreten Gelegenheit hatten, schätzen seine schlichte, offene kameradschaftliche Liebenswürdigkeit und sein klares, sicheres Urteil, das sich nun auch in den schweren Kampfestagen trefflich bewährt hat.

In französischer Gefangenschaft.

Ein einziger Schrei der Entrüstung und des Entsetzens ging in den Augusttagen durch das Elsaß, durch ganz Deutschland, ein flammender Protest gegen die völkerrechtswidrige Wegführung unschuldiger Geiseln durch die französischen Truppen, die vorübergehend elsaß-lothringische Gebiete besetzt hatten. Die einzelnen Vorgänge haben sich überall,



ENGLAND
Maßstab 1:2.800.000
Kilom.
Zeichenerklärung:
Eisenbahnen, Kabeln, Schiffsrouten
Flugstützpunkte, Festungen, Forts, Gebirge
Befestigte Plätze sind unterstrichen.
Atlantischer Ocean
Nord-See
Shetland-Jnseln
Lerwick
Fäula Jns.
Hair Jns.
Orkney-Jnseln
Hoy
Barwick
Wick
St Kilda
Nord Uist
Sout Uist
Flannan-Jns.
Coll
Tiree
Moray-Busen
Fraserburgh
Peterhead
ABERDEEN
Storehaven
Montrose
DUNDEE
Broughty Fr.
Firth of Fort.
LEITH
Dunbar
EDINBURGH
GLASGOW
GREENOCK
Berwick
Newbiggin
Blyth
TYNEMOUTH
SOUTH SHIELDS
SUNDERLAND
NEWCASTE
WEST HARTLEPOOL
MIDDLESBROUGH
Whitby
STOCKTON
Scarborough
Bridlington
YORK
HULL
LEEDS
BRADFORD
PRESTON
BLACKBURN
LIVERPOOL
BIRKENHEAD
MANCHESTER
STOCKPORT
SHEFFIELD
NOTTINGHAM
Grimsby
Humber
Lincoln
Boston
The Wash
Cromer
NORWICH
GR. YARMOUTH
Bury St Edmund
Cambridge
IPSWICH
Harwich
LEICESTER
NORTHAMPTON
BIRMINGHAM
WOLVERHAMPTON
WALSALL
Worcester
Gloucester
Oxford
LONDON
CROYDON
DOVER
Ramsgate
HASTINGS
Eastbourne
BRIGHTON
SOUTHAMPTON
BRISTOL
BATH
Swindon
CARDIFF
NEWPORT
RHONDDA
SWANSEA
Aberystwith
Lundy Jns.
Plymouth
Torquai
Brixham
Exmouth
Exeter
Portland
Falmouth
Lands End
Scilly Jns.
Jrischer See
Anglesey
Holyhead
Man
BARROW
Carlisle
Tory-Island
Londonderry
BELFAST
Drogheda
DUBLIN
Howth
Wicklow
Arklow
Waterford
Tramore
CORK
Queenstown
Baltimore
Shannon
Kabel nach Amerika
St. Georgs-Kanal
Bristol-Kanal
Der Kanal
Kanal-Jnseln (engl. Besitzung)
Cherbourg
Barfleur
LE HAVRE
Fécamp
St Valery
Dieppe
AMIENS
ROUEN
Elbeuf
Boulogne
CALAIS
Canada-Liverpool
Kabel von Valentia nach Bristol
Philadelphia-New-York
Boston-Liverpool
Kabel nach Nordamerika
Kabel nach Borkum
Kabel nach Ekersund
Kabel nach Arendal
Kabel nach Söndervig (Dän.)
Hull-Rotterdam

im Oberelsaß, in den Tälern des Unterelsaß, in Lothringen, in so gleichförmiger Weise wiederholt, daß man auf ein wohlüberlegtes, lange vor der Mobilmachung geplantes Vorgehen Frankreichs schließen muß. In den Händen der französischen Truppen und ihrer Befehlshaber müssen genaue Verzeichnisse über die deutscher Gesinnung verdächtigen Elsässer und Lothringer gewesen sein, Verzeichnisse, die aus den ersten Wochen des Jahres 1914, wenn nicht aus noch weiter zurückliegender Zeit stammen; das wird durch die Tatsache belegt, daß in einzelnen Fällen Erkundigungen nach Beamten angestellt worden sind, die seit Monaten nach einem anderen Dienstort versetzt waren.

Nach den Verrätern, die für den längst erwarteten Krieg gegen Deutschland solche Listen anfertigten und an Frankreich abgaben, brauchte nicht lange gesucht zu werden, sie sind inzwischen zur Genüge bekannt geworden. An den Tränen und der Not der weggeschleppten Geiseln und derer daheim sind diese Verräter schuld, die kurz vor der Mobilmachung über die Schweiz nach Frankreich flüchteten und heute entweder im französischen Heere dienen oder in schwülstigen Zeitungsartikeln Deutschland beschimpfen.

Wo man eines altdeutschen Beamten noch habhaft werden konnte, wurde er gefangen weggeführt. Der Postmeister in Rixheim, Beamte aus Markirch, der Bürgermeister der Stadt Mülhausen, ein Notar aus Masmünster, ein Amtsrichter, ein Rentamtmann aus Chateau-Salins gehören unter diese altdeutschen Beamten, die ohne Verhör und Anklage verschleppt und mit Hunderten von Männern und Frauen festgesetzt worden sind. Aber auch einheimische Elsässer aus altelsässischen Familien wurden nicht verschont. Es genügte die Tatsache, daß sie sich irgend einmal bei einem der feigen Verräter unliebsam gemacht hatten. Uns sind Fälle bekannt, die das zur Genüge belegen; es sind Männer und Frauen als verdächtig abgeführt worden, die kaum die deutsche Sprache beherrschten und deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie sich nicht in deutschfeindlichem Sinne betätigt haben.

Aus S., einem Städtchen nahe der Grenze, nahmen die Franzosen vierzehn Frauen und siebzehn Kinder gefangen. Aus M. nahmen sie den Notar mit Frau und Kind mit. Die Frau schrieb vor kurzem, daß sie nicht wisse, ob sie je wiederkehren würde; die furchtbaren körperlichen und seelischen Qualen rieben sie auf. Eins nur wisse sie: ihr Kind würden sie nicht wiederbringen; das läge in französischer Erde begraben. Von einem Beamten aus Lothringen ist bekannt, daß er trotz eines schweren Leidens, das seit Jahren an seiner Kraft zehrt, abgeführt wurde, daß er tagelang durch die Augusthitze und den Sommerstaub zu marschieren gezwungen war. In Beziers, wo er nach langen Irrfahrten endlich festgesetzt wurde, bestrafte man ihn mit vierzehn Tagen schwerer Haft, weil er gewagt hatte, ohne Begleitung zur Kantine zu gehen. Ein verhaftetes und inzwischen wieder freigelassenes Dienstmädchen bekundete mir, daß das Haar jenes Beamten ergraut sei und daß er, ein Mann Mitte der Dreißiger, den Eindruck eines gebrochenen Greises mache.

Von Beziers sah ich Ansichtskarten von dem Amphitheater, in dem die Stierkämpfe stattfinden und das den Festgenommenen als Gefängnis dient: in den Stierställen, auf Stroh, das auf dem Steinboden aufgeschüttet ist, schlafen die unschuldigen Männer, Frauen und Mädchen.



Photoglob, Zürich.

Der Markt in Yarmouth.

Es bleibt ein Schandmal auf der Ehre der französischen Nation für alle Zeiten, daß Frankreich gegen das Völkerrecht sich an Müttern vergriff, die Kinder an ihrer Brust hielten, an Greisen, die still die Furchtbarkeit eines Krieges zu ertragen bereit gewesen sind, an Männern, die nur eine einzige Schuld hatten: ihrem angestammten deutschen Vaterlande die Treue zu halten. Und daß das „große Frankreich" sich in diese Schande durch ein paar Feiglinge hineinhetzen ließ, die nur eben noch den Strick wert sind, an dem sie die feige Tat vieler Jahre, den unter dem Deckmantel der Loyalität geübten Landesverrat, büßen sollten.

Eine Frucht aber hat wohl das Wüten der französischen Armee gegen unschuldige Männer, Frauen und Kinder gezeitigt: weite elsässische Kreise sind von dem Wahn geheilt, als ob jenseits der Vogesen eine „große Nation" wohne.

Das Seegefecht bei Yarmouth.

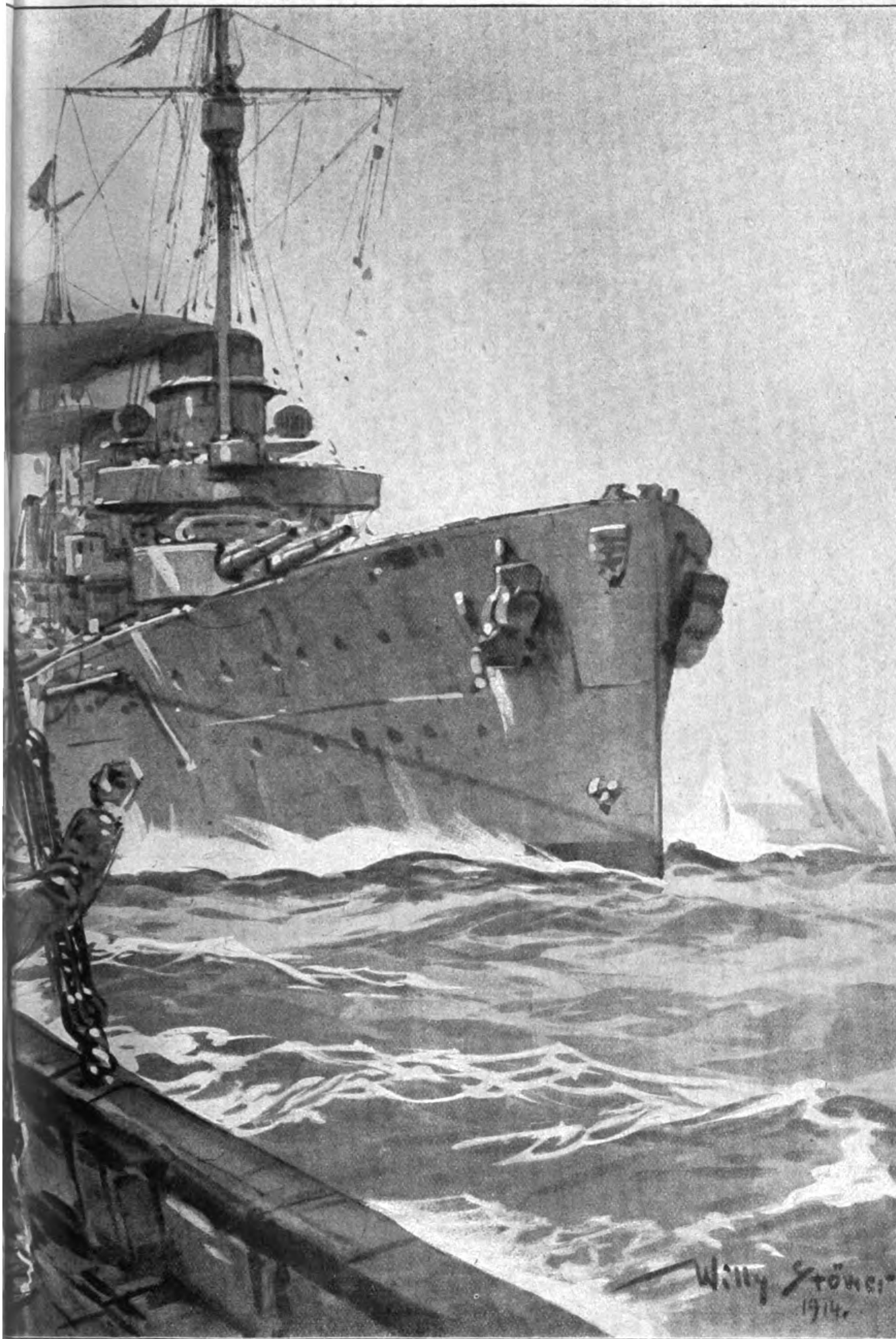
(Hierzu die Bilder Seite 117—119 sowie die Karte Seite 116.)



Aus dem S
mouth: Die
begegnen en
de
Nach einer
von Profe

Über den kühnen Handstreich unserer Flotte vor Yarmouth an der englischen Küste erhalten wir aus dem Schreiben eines Saarbrücker Seemannes, der an dem Unternehmen teilgenommen hat, nachfolgende interessante Schilderung:

„Unsere Kreuzer waren am Dienstag, den 3. November, früh um acht Uhr an der englischen Küste eingetroffen, um die Stadt Yarmouth, die nordöstlich von London liegt, zu beschießen. Es war dies ein für uns ehrenvoller Auftrag, weil bis zu diesem Tage noch niemals ein feindliches Schiff die englische Küste beschossen hat. Bei Dunkelwerden verließen wir die deutsche Küste. Ich fuhr die Kommandomaschine von vier bis acht Uhr nachmittags. Die Schiffe liefen durchschnittlich 39 Kilometer in der Stunde, also eine ganz nette Geschwindigkeit. Es war ruhige See und heller Mondschein. Auf allen Stationen wurde klar zum Gefecht gemacht, und wir schliefen auf unseren Gefechtsstationen, teils am Deck, teils in den Netzhängematten. Viel Schlaf gab es aber nicht, denn überall wurden ja die letzten Schlachtvorbereitungen getroffen, jeden Augenblick konnten wir uns feindlichen Schiffen gegenübersehen, und dann ist es auch ein recht unbequemes Gefühl, wenn man zum erstenmal dem Feind wirklich entgegenfährt mit der festen Absicht, nicht eher zu weichen, als bis die Aufgabe erfüllt ist. Wer kann es den Menschen verargen, daß sie am Leben hängen und wünschen, daß das Schiff den heimischen Hafen wieder erreichen möge. Um vier Uhr morgens löste ich wieder in der Maschine ab, wo es ruhig wie im Frieden herging. Nur der Eingeweihte, der Tag für Tag mit den gleichen Menschen seine Pflicht tut, merkt etwas Unruhe, denn alles ist auf die nächsten Stunden gespannt. Gegen sechs Uhr wird plötzlich Alarm angeschlagen, und schnell wie der Blitz ist alles auf den Gefechtstationen. Einige Minuten herrscht ein eiliges Hin- und Herlaufen, dann ist ein jeder auf seinem Posten. Nun kann's losgehen! Freude leuchtet aus allen Augen bis zum leitenden Ingenieur, der seine Gefechtstation ebenfalls in der Kommandomaschine hat. Wir fahren inmitten unzähliger englischer Fischerboote, die uns für Engländer halten und uns zuwinken. So wird es acht Uhr am Morgen. Da plötzlich um acht Uhr zwölf Minuten fällt der erste Schuß. Man hört ihn kaum. War er von uns oder von unserem Hintermann? Das ist gleich. Der erste scharfe Schuß ist gefallen, und nicht lange brauchen wir nun auf die nächsten zu warten. Ein Krachen wie in der Hölle erhebt sich, leichte Schotten und Maschinenteile schütteln sich, als hätten sie Schüttelfrost. Unsere Artillerie beschießt die Stadt Yarmouth, und wo unsere Geschütze hinlangen, da vergeht einem der Appetit zum Frühstücken, besonders wenn man Engländer ist und sich auf seiner Insel so ganz sicher wähnt. Ein feindlicher Kreuzer, begleitet von Torpedobooten und einem U-Boot, greift uns an, muß aber nach kurzer Zeit den Kampfplatz ohne jeden Erfolg verlassen. Bei uns an Bord herrscht eitel Freude. Die Heizer im Heizraum, die schon über vier Stunden vor dem Feuer sind, rufen andauernd hurra, und heizen wie toll, damit das Schiff ja schnell genug laufen kann. In der Maschine lacht jeder vor Freude, wenn eine Breitseite abgefeuert wird. Um acht Uhr zweiunddreißig Minuten verstummte das Feuer, und mit äußerster Kraft geht es nun wieder mit dem Kurs nach der deutschen Bucht zu. Da wir die deutsche Flagge an der Gaffel



…echt bei Yar… …schen Kreuzer …en Fischern in …dsee.
…inalzeichnung …illy Stöwer.

führten, so beeilten sich die Fischerboote, durch Heißen der Flagge ihre Nationalität bekanntzugeben. Waren es Engländer, so traten sie an die Reling, auch die Frauen und Kinder, und hielten die Hände hoch, zum Zeichen, daß sie nichts gegen uns im Schilde führten. Von den holländischen Fischern aber wurden wir freundlich begrüßt. Unbehelligt kamen wir in der nächsten Nacht wieder an unserem Ausgangspunkte an, wo gemeldet werden konnte, daß unsere Aufgabe erfüllt worden sei.

Unsere Landsturmdruckerei in Montmédy.

(Hierzu die Bilder Seite 120.)

Zu den Merkwürdigkeiten des modernen Krieges gehört zweifellos die Einrichtung und der Betrieb einer Druckerei seitens unserer Heeresangehörigen. Wir sind in der Lage, aus einem uns zugegangenen Feldpostbrief unseren Lesern folgende Einzelheiten hierüber mitzuteilen:

Als Verwalter des Kartenmagazins der Etappeninspektion unserer ... Armee zur hiesigen Etappenkommandantur abkommandiert, erhielt ich von dieser eines Tages den Auftrag, die stillstehende Imprimerie G. Pierrot, die in Friedenszeiten das wöchentlich zweimal erscheinende „Journal de Montmédy“ herausgibt, auf ihre Betriebsfähigkeit zu untersuchen. Das Ergebnis dieser Untersuchung war zufriedenstellend. Die Druckerei ist in einem Hinterhause untergebracht, das in einem Garten gelegen ist, und gewährt einen hübschen Ausblick auf das Tal der Chiers, die in unmittelbarer Nähe unter den Fenstern der Setzerei, nur durch einen Weg und schmale Gärtchen von ihr getrennt, vorüberfließt. Unter dem Dach befindet sich das verhältnismäßig reichhaltige Papierlager, in einem kleinen Aufbau Schneide-, Perforiermaschine und anderes. An Maschinen sind vorhanden eine Schnellpresse und ein Tiegel mit elektrischem Antrieb, ferner eine Handpresse. Am 25. Oktober 1914 wurde der Betrieb von uns eröffnet mit einem Setzer und einem Maschinenmeister. In kurzer Zeit hatte sich das Personal vermehrt auf drei Setzer, zwei Maschinenmeister, einen Buchbinder und eine Ordonnanz, die das Amt des Hausmeisters, Heizers, Austrägers versieht. An das französische System haben sich unsere wackeren Landsturmleute sehr schnell und gut gewöhnt. Gedruckt werden amtliche Formulare, Befehle, Bekanntmachungen, Fahrpläne, gelegentlich auch Gedichte, Postkarten, Grabreden und ähnliches. Den elektrischen Strom liefert das ebenfalls von Kameraden des Landsturms in Betrieb gesetzte Elektrizitätswerk. Für Großbetrieb ist die Druckerei natürlich nicht eingerichtet; das Material ist teilweise sehr mangelhaft, so daß man sich oft behelfen muß. Daß die Kunden aber mit den Leistungen der Druckerei zufrieden sind, beweist die immer größer werdende Zahl der Bestellungen. Alles Papier wurde bisher den Beständen des Druckereibesitzers entnommen, der uns sein Lager vertrauensvoll überlassen hat. Alles Entnommene wird genau notiert; am Schluß des Monats erfolgt dann die Berechnung des Papiers und der Entschädigung für Abnutzung der Maschinen und des Materials. Über den ermittelten Betrag erhält dann der Besitzer der Druckerei, Pierrot, von der Kommandantur einen Gutschein. Unser Verhältnis zum Eigentümer, der etwas deutsch spricht, ist ein sehr gutes, was auch dadurch zum Ausdruck kommt, daß uns Meister Pierrot für unseren persönlichen Bedarf an Papier u. dergl., falls er uns derartiges nicht ganz als „Liebesgabe“, wie er sich zu Weihnachten einmal ausdrückte, überläßt, nur ganz erheblich ermäßigte Preise anrechnet. Entsprechend ihrem militärischen Charakter ist die Druckerei jederzeit betriebsbereit. Dafür ein Beispiel. Gelegentlich der eines Abends

mit militärischen Ehren erfolgten Beerdigung eines Franzosen rief ein französischer Zivilist „Vive la France!“ Er wurde sofort verhaftet, noch am Abend abgeurteilt, und am anderen Morgen um halb sieben Uhr waren an allen Ecken und Enden der Stadt und ihrer Umgebung Plakate angeschlagen, die Vergehen und Bestrafung des Franzosen bekannt gaben und die Bevölkerung unter Androhung von Strafe vor künftigem ähnlichen Tun warnten. Die Druckerei war alarmiert worden und hatte die Plakate in der Nacht hergestellt. In ähnlicher Weise wurden auch schon Befehle, die am anderen Morgen verschickt werden mußten, in der Nacht hergestellt. Sämtliche Formulare tragen den Vermerk „Gedruckt in der Landsturmdruckerei Montmédy im Kriegsjahr 1914/15“.



Die Landsturmdruckerei in Montmédy: Setzerei und Expedition.



Die Landsturmdruckerei in Montmédy: Im Drucker-„Saal“.

Rückkehr ostpreußischer Flüchtlinge in ihr zerstörtes Dorf.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

In unseren Tagen wird oft genug das Ersterben des Heimatgefühls beklagt; man sollte sich aber vor Verallgemeinerung hüten. Auf dem flachen Lande verwachsen die Menschen mit dem Orte, an dem sie geboren sind und groß werden, vielfach auch heute noch so innig, daß sie sich von ihm gar nicht oder nur schwer trennen. Beweise dafür hat der gegenwärtige Krieg in großer Zahl geliefert. Wohl mußten die friedlichen Bewohner ungezählter ostpreußischer Dörfer vor den eindringenden Russen die Flucht ergreifen; aber wie die Zugvögel beim Frühlingsbeginn ihre nordische Heimat aufsuchen, so zog es auch die ostpreußischen Flüchtlinge alsbald in ihre Heimat zurück, selbst wenn sie verwüstet und verödet war.

Grauenhaft genug sah es ja aus in den Ortschaften, in denen die Russen gehaust hatten, die „Verteidiger der mißhandelten Gerechtigkeit“, wie Minister Ssasonow in seiner Dumarede vom 10. Februar so schön sagte. Von den Häusern stand zumeist nur noch der derbe, besonders festgefügte Kamin mit seinem pyramidenförmig zulaufenden Unterbau. Alles Brennbare war den Flammen zum Opfer gefallen, zu deren Entfachung die russischen Soldaten besondere Zelluloidstreifen mitbekommen hatten; ebenso erschlugen sie alles Vieh, das sie nicht an Ort und Stelle verbrauchten, vernichteten alle Futtermittel und überhaupt alles, was irgendwie noch zum menschlichen Gebrauche tauglich schien. Bei ihrem zweiten Einfall verschleppten sie sogar, um das Land zu einer völligen Einöde zu machen, die Frauen, Kinder und alten Leute, die der Aufforderung, die Heimat zu verlassen, nicht gleich gefolgt waren, ins Innere Rußlands. Wer also die alte Heimat wieder aufsuchen wollte, mußte damit rechnen, daß er nichts dort finden werde als verräucherte Brandmauern, Schutt und Trümmer.

Dennoch kehrten sie in Scharen zurück, die zähen, heimattreuen Ostpreußen, sobald ihnen nur die Gelegenheit gegeben wurde. Viele waren ja überhaupt der behördlichen Einladung nicht gefolgt, die ihnen in Westpreußen, Mecklenburg usw. ein ausreichendes und den alten Verhältnissen möglichst entsprechendes Unterkommen für die Dauer des Krieges versprach, sondern hatten dicht hinter der Front bei Freunden und Bekannten ein Notobdach gesucht und ausgeharrt, um beim ersten Vorstoß der deutschen Truppen diesen folgend zur väterlichen Scholle zurückzukehren. Und so stark war der Rückstrom, sobald die Erlaubnis erteilt war, daß zu seiner Reglung besondere militärpolizeiliche Maßnahmen nötig wurden. Denn die ersten, die in den Ruinenstätten ankamen, holten natürlich das noch Brauchbare, wo es sich gerade fand, um für die Familie und das mit auf die Wanderschaft genommene Vieh ein Dach, ein paar gegen Regen und Kälte schützende Wände aufzurichten. Da bedurfte es denn großer Umsicht und nachdrücklicher Wachsamkeit der Behörden, um langsam und redlich und doch ohne jeden unnötigen Zeitverlust alles wieder ins rechte Geleise zu bringen. Was für Summen dabei aus öffentlichen Mitteln aufgewendet wurden, gab Oberpräsident v. Batocki in der zweiten Sitzung der Kriegshilfekommission für Ostpreußen in Königsberg bekannt: bis Ende Januar im Königsberger Regierungsbezirk rund 17 Millionen Mark, im Gumbinner 10 Millionen, im Allensteiner 9 Millionen. Anderseits muß man aber auch der Bevölkerung alles Lob zollen für den Eifer und die Tatkraft, womit sie unter Überwindung zahlloser Schwierigkeiten den Wiederaufbau der alten Heimat im wörtlichen und bildlichen Sinne unternahm. Besonders aus den Kreisen Neidenburg und Ortelsburg wurden von den Kriegsberichterstattern, die um die Jahreswende dort weilten, geradezu begeisterte Schilderungen entworfen von dieser zähen, unendlich geduldigen Heimattreue der so schwer heimgesuchten Ostpreußen.



Rückkehr ostpreußischer Flüchtlinge

Nach einer Originalzeichn



n ihr von den Russen zerstörtes Dorf.

ß von Professor Karl Storch.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

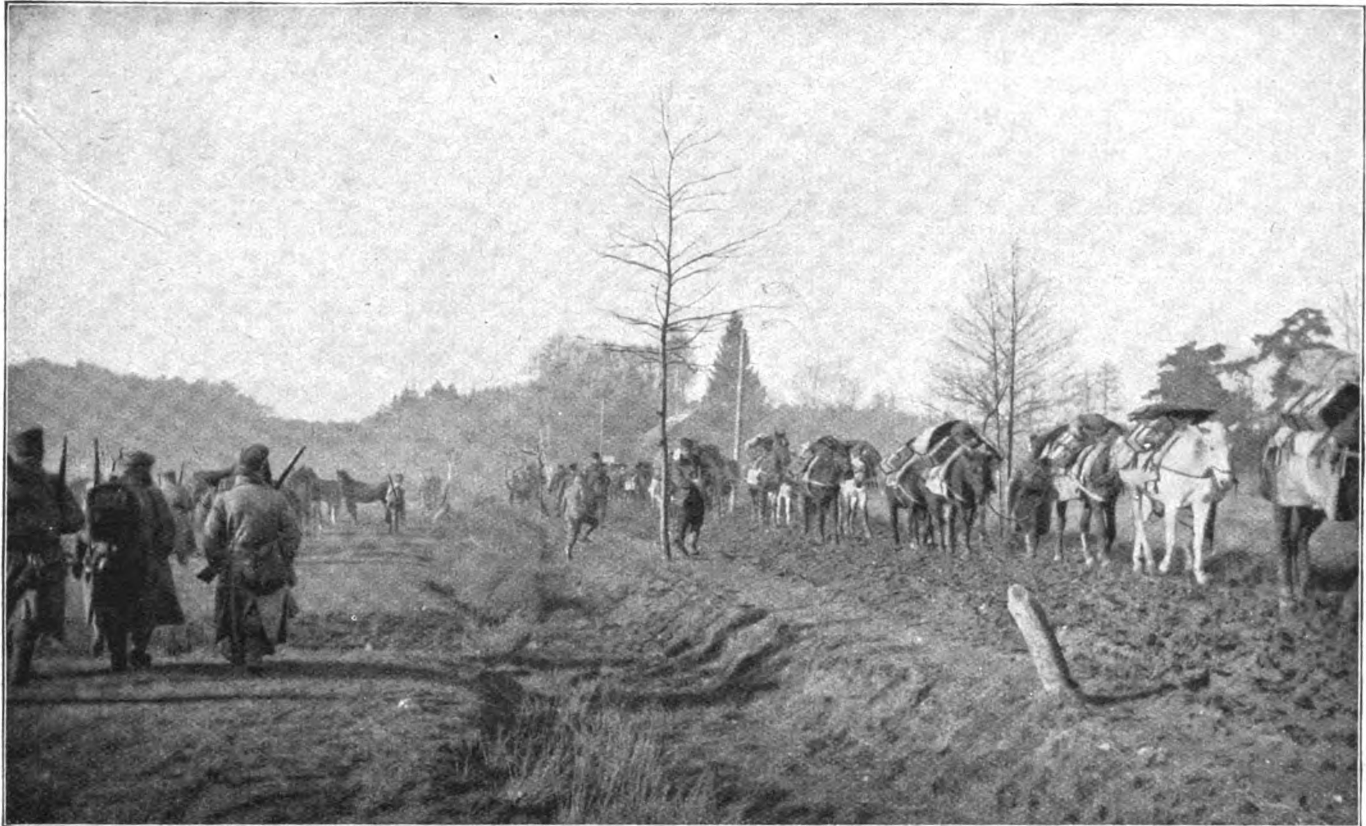
(Fortsetzung.)

In Galizien und in den Karpathen verliefen die letzten Tage des November und die ersten des Dezember ziemlich ruhig. Nur von dem belagerten Przemysl kamen Nachrichten, die zeigten, daß sich die Belagerten tapfer hielten und die Russen schwere Arbeit hatten. Am 1. Dezember wurden diese bei einem Versuch, sich den nördlichen Vorfeldstellungen der Festung zu nähern, durch einen Gegenangriff der Besatzung zurückgeschlagen. Demzufolge blieben sie an den nächsten Tagen untätig. Am 7. Dezember kam aus Budapest die Meldung, daß sich bei Przemysl die russische Angriffslinie lockere, weil die dort befindlichen Truppen auf den nördlichen Kriegschauplatz gebracht wurden. Von den ungeheuren Strapazen, denen das russische Belagerungsheer, das jetzt zum zweitenmal die Festung Przemysl eingeschlossen hatte, ausgesetzt war, gaben abgefangene russische Feldpostbriefe Zeugnis, die in den in Przemysl in zwangloser Folge erscheinenden „Kriegsnachrichten" abgedruckt wurden. Militäraviatiker haben Exemplare dieser Zeitschrift in kühnem Fluge über die russischen Linien hinweg aus der belagerten Stadt herausgebracht und sie der k. k. Feldpost übergeben, die sie nach Wien weiterbeförderte. Auf diese nicht gewöhnliche Art wurden jene Briefe allgemeiner bekannt. Es heißt da unter anderem: „Und nun (d. h. als wir vor Przemysl angelangt waren) begann uns die Gefahr zu drohen, in einen ernstlichen Kampf zu geraten. Jetzt, in den Klüften des Karpathengebirges stehend, kann ich sagen, daß alles Vergangene im Vergleich zu dem Gegenwärtigen nur ein Spiel war. Frost, Schnee, zerrissene Stiefel, das Sitzen in den Schützengräben, in Erwartung des Alarms, über unseren Köpfen die von uns so genannten ‚österreichischen Schnellsiedergeschosse' sich entladend, und dazu der Mangel an Nahrungsmitteln: das alles zusammen bildet statt eines Lebens eine Hölle! Hier bei Przemysl sind wir schon den achten Tag, hocken in den Gräben und hören das Donnern österreichisch-ungarischer Geschütze. Sobald wir einen Schuß hören und dazu das charakteristische sausende Pfeifen der Schrapnelle, ducken wir schnell unsere Köpfe in die Schützengräben, als wenn wir den österreichisch-ungarischen Geschossen eine Verbeugung machen wollten. — Aber es ist unmöglich, diese Festung im Sturm zu nehmen; sie ist mit Panzern gedeckt, zwei Gräben davor sind mit Wasser gefüllt, und im Wasser sind Drahthindernisse. Dann folgen die Reihen der Forts, dazwischen wieder Drahthindernisse und Wolfsgruben. Man kann sie nur mit Hunger nehmen, aber man sagt, es gebe dort viele Vorräte."

Das Ringen in den Karpathen verlief Anfang Dezember für unsere Verbündeten sehr günstig. Schon am 6. mußte der Feind an manchen Stellen starke Kräfte hinter den Gebirgskamm zurückziehen, und am 10. Dezember führten die österreichisch-ungarischen Operationen in diesem Teile des Kriegschauplatzes zur Wiedergewinnung erheblicher Teile des eigenen Gebietes. Die k. u. k. Truppen hatten einen Vorstoß unternommen, der von günstigstem Erfolg begleitet war. Im Sturmschritt ging die Infanterie vor, während die Artillerie die rasch zurückgehenden Russen mit wirksamstem Schrapnellfeuer überschüttete. Ähnlich erfolgreich war das Vorgehen unserer Verbündeten in dem übrigen Kampfgebiet. Gefangene Soldaten der in die Karpathen eingedrungenen russischen Armeen sagten übereinstimmend aus, daß bei ihnen zahlreiche Fälle von Widersetzlichkeit und Meuterei unter Mannschaften und Offizieren vorgekommen



Einer der Aeroplane, durch die sich die in Przemysl belagerten Truppen mit der übrigen österreichisch-ungarischen Armee in Verbindung setzten.



Vormarsch der österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien.
Munition und Gepäck werden, da die Wagen auf den schlechten Wegen nicht mehr verkehren können, auf Tragpferden zur Front befördert.

seien, weil sie sich weigerten, weiter die furchtbaren Unbilden und Schwierigkeiten des Vormarsches im Karpathengebiet zu ertragen. Ungeachtet aller Schwierigkeiten des winterlichen Gebirgsgeländes setzten die österreichisch-ungarischen Truppen ihren Vormarsch in den Karpathen unter fortdauernden siegreichen Gefechten, in denen am 11. Dezember über 2000 Russen gefangengenommen wurden, unaufhaltsam fort. Am 12. Dezember wurde Neu-Sandec von ihnen genommen, und auch in Grybow, Gorlice (vgl. Seite 131) und Zmigrod konnten unsere Verbündeten einrücken. Das Zempliner Komitat war am 13. Dezember vom Feinde vollständig gesäubert. Am 12. und 13. machten unsere Verbündeten bei der Verfolgung der Russen 9000 Gefangene und erbeuteten 10 Maschinengewehre.

Auch in Westgalizien entwickelten sich bei Tymbark kleinere, für die k. u. k. Waffen erfolgreiche Kämpfe, die bald an Heftigkeit zunahmen und dazu führten, daß die Russen aus ihrer Stellung Dobczycs—Wieliczka verjagt wurden. Aber immer stärkere Kräfte wurden von beiden Seiten in den Kampf geführt. Die Front der Schlacht zog sich am 11. Dezember aus der Gegend westlich Tymbark bis in den Raum östlich Krakau hin. Einen anschaulichen Überblick über ein solch ausgedehntes modernes Schlachtfeld gewährt unser Bild Seite 138/139. Die Angriffe der Russen brachen sämtlich im Artilleriefeuer der Österreicher und Ungarn zusammen. Am 12. Dezember fiel endlich die Entscheidung. Der südliche Flügel der Russen wurde bei Limanowa geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Die Schlacht bei Limanowa hatte am 8. blutig begonnen und setzte sich die folgenden Tage fort (vgl. Seite 130).

Abseits von diesen Kämpfen spielte sich ein Vorgang im Südwesten ab. Ein Teil der polnischen Legion unter Führung ihres Kommandanten war bei der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand eingereiht worden. Die Legionäre hatten ursprünglich die Bestimmung, mit der österreichisch-ungarischen Kavallerie an deren rechtem Flügel auf Bochnia zu marschieren, wurden aber zur Limanowagruppe herübergezogen, als da Gefahr zu drohen schien. Man schickte sie nach Zalesiec, südlich von Limanowa. Die k. u. k. Abteilung, die ins Dunajectal nach Tylmanowa hatte ausweichen müssen, ging vor, stieß aber auf überlegene Kosaken, die sich sodann gegen die feindliche Flanke der Limanowagruppe wandten. Am 11. Dezember erreichte diese Schlacht bei Bochnia ihren Höhepunkt. Die Russen versuchten längs der Krakauer Chaussee bei Niepolomice—Grabic auf die Festung durchzudringen, vermochten aber dem Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie nicht standzuhalten.

Im Raum Lapanow—Rzegocina—Rajbrot waren äußerst heftige Kämpfe voller Wechselfälle im Gange. Bald waren die Russen im Vorteil, bald die Österreicher. Bei Limanowa kam es zu den grimmigsten Attacken. Die Russen schickten sich an, den hier kommandierenden Feldmarschalleutnant Arz v. Straußenberg von Süden zu umgehen; er hatte jedoch seine Reserven hinter dem bedrohten Flügel so gruppiert, daß er die Höhen von Zalesiec umfassen konnte. Die Abteilung aus Tylmanowa vereinigte sich mit der polnischen Legion, schlug die Kosaken nieder, die sich bei Lacko entgegenstellten, und näherte sich der Stadt Alt-Sandec. Von Süden her, aus dem Popradtal, erschienen k. u. k. Karpathenbataillone; sie rückten ebenfalls auf Neu-Sandec und Grybow zu. Am 12. Dezember gab es verzweifelte Stürme der Russen bei Mlynne, im Tal der Lososina.

Mit dem Siege bei Limanowa war das ganze galizische Petroleumgebiet wieder in den Händen unserer Verbündeten. Diese hatten einen Erfolg errungen, der nicht auf den Raum südlich der Weichsel beschränkt blieb, sondern auch auf das große Ringen in Russisch-Polen zurückwirkte. In der Nordfront von den Deutschen hart bedrängt, in der südlichen Flanke von den Österreichern geschlagen, mußten die Russen, die den Weltkrieg durch unaufhaltsames Vorwärtsdrängen ins Herz Europas zu entscheiden gehofft hatten, auf der ganzen galizischen Front zum Rückzug blasen. Auf der Verfolgung der russischen Armeen rückten die k. u. k. Truppen in viele ihrer vorher von den Russen besetzt gewesenen Städte wieder ein. Am 14. Dezember erreichten sie die Linie Jaslo—Rajbrot. Durch diese Verfolgung erhöhte sich die Zahl der in diesem Abschnitt gemachten russischen Gefangenen auf 31 000 Mann.

Bei Lisko, Krosno und im Bialatale leisteten am 15. Dezember stärkere russische Kräfte Widerstand, aber schon am 17. Dezember konnte die österreichische Heeresleitung folgenden erfreulichen Bericht erstatten:

Am Südflügel in der mehrtägigen Schlacht von Limanowa, im Norden von unseren Verbündeten bei Lodz und nunmehr an der Bzura vollständig geschlagen, durch unsere Vorrückung über die Karpathen von Süden her bedroht, hat der Feind den allgemeinen Rückzug angetreten, den er, im Karpathenvorlande hartnäckig kämpfend, zu decken sucht. Hier greifen unsere Truppen auf der Linie Krosno—

Zakliczyn an. An der übrigen Front ist die Verfolgung im Gange.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Hoefer, Generalmajor.

Am selben Tage schon wurde der Feind aus seinen Stellungen im nördlichen Karpathenlande zwischen Krosno und Zakliczyn geworfen. Am unteren Dunajec hatten sich die Verbündeten vereinigt und kämpften hier gemeinsam gegen die russischen Nachhuten. Schon am 18. Dezember trafen die österreichisch-ungarischen Truppen bei Krosno und Zakliczyn wieder auf lebhaften Widerstand, und nunmehr kam es hier zu heftigen Kämpfen, die bald an Umfang zunahmen. Auch am unteren Dunajec wurde hartnäckig gekämpft und die russischen Nachhuten, die am Westufer des Flusses zähe standhielten, schon am 18. Dezember fast vollständig vertrieben. Die Russen stellten sich nunmehr in Galizien wieder mit neuen Kräften, und es entwickelten sich jetzt langwierige Kämpfe. Die hier von den österreichisch-ungarischen Truppen erzielten Erfolge ließen ihre Wirkung auf allen Linien fühlen. So auch in den Karpathen, wo die von den Russen besetzten Pässe von den k. u. k. Truppen genommen wurden.

Am 22. Dezember wurde im Latorczagebiet ein russischer Angriff versucht, aber bei Volocz abgewiesen. Im oberen Ungtale machten die österreichisch-ungarischen Truppen am selben Tage bei Fenyvesvölgy 300 Gefangene und drangen weiter vor. Auch nordöstlich des Lupkower Passes, in der Richtung gegen Lisco, gewann der Angriff gegen die Russen Raum. Das Ziel dieser war, den gegnerischen Vorstoß auf das Santal aufzuhalten, doch wurde diese Absicht in nachdrücklicher Weise vereitelt. Der Feind konnte über die Grenzorte hinaus überhaupt nicht vordringen. Nach hartnäckigen Gefechten flüchteten die Russen gegen den Uzsoker Paß, der am 25. Dezember von den k. u. k. Truppen gestürmt wurde. Am 27. Dezember mußten sie einem Angriff der Russen in Stellungen am Duklapaß ausweichen. Die russische Armee hatte ihre Karpathenabteilungen derart verstärkt, daß es geboten schien, am 28. Dezember die österreichisch-ungarischen Truppen von den Paßhöhen und aus Gorlice zurückzuziehen. Schon am 29. Dezember griffen diese jedoch die Russen nördlich des Uzsoker Passes wieder an und nahmen mehrere Höhen. Nördlich des Lupkower Passes brachte ein Gegenangriff das Vordringen der Russen zum Stehen. Dagegen ging der Feind weiter westlich mit schwächeren Kräften an einzelne Übergänge heran. Am folgenden Tage entwickelten die Russen wieder eine besonders lebhafte Tätigkeit. Die k. u. k. Truppen standen am Suczawafluß, im oberen Gebiete des Czeremosz, weiter westlich auf den Kammhöhen der Karpathen, dann im Nagyagtale bei Ökörmezö, wo ein Angriff der Russen unter schweren Verlusten scheiterte, endlich im oberen Gebiete der Latorcza und nördlich des Uzsoker Passes. Die Russen machten heftige Angriffe, um in den Besitz der Befestigungen und besseren Stellungen im Latorczatal zu gelangen. Am 27. Dezember war die Latorcza zugefroren. Die Russen brachen das Eis auf einer Strecke von mehr als 7 Kilometer auf, um den Übergang des Feindes zu verhindern. Am folgenden Abend war der Fluß von neuem soweit zugefroren, daß der Übergang an verschiedenen Stellen möglich war. An einigen Punkten entstanden auf dem Eise Gefechte Mann gegen Mann. Das Eis brach ein, und die gegeneinander ringenden Mannschaften verschwanden in dem eiskalten Wasser.

Die Kämpfe in Galizien nahmen gegen Ende Dezember noch an Heftigkeit zu. Mit besonderer Kraft gingen die Russen zwischen Wislok und Biala am Weihnachtsabend und in der folgenden Nacht vor. Am ersten Weihnachtstage führten sie ihren schon einige Tage vorher wieder begonnenen Vorstoß mit starken Kräften fort und gelangten aufs neue in den Besitz der Becken von Krosno und Jaslo. Auch am folgenden Tage mußten die österreichisch-ungarischen Truppen etwas zurückgenommen werden. Am 27. Dezember wurden zwischen Biala und Dunajec sowie im Raume von Zakliczyn sehr heftige russische Angriffe abgewiesen, und an den folgenden Tagen brachen ebensolche Angriffe der Russen nordöstlich Zakliczyn unter schweren Verlusten für die Russen zusammen.

Am ersten Weihnachtsfeiertag wurden von Krakau aus zwei Flieger nach Przemysl geschickt, um den dortigen Soldaten Zeitungen und Briefe zu übermitteln und womöglich auch aus Przemysl Nachrichten mitzubringen. Es gelang den Fliegern, ihren Auftrag auszuführen und am zweiten Weihnachtsfeiertag wohlgemut zurückzukehren. Sie überbrachten den Belagerten Briefe, Weihnachtsgrüße und, was vielleicht noch angenehmer empfunden wurde, Tausende von Exemplaren der Krakauer Tagesblätter mit den so lange entbehrten ausführlichen Nachrichten.

An den beiden Feiertagen herrschte Waffenruhe. Die Russen unterließen die Beschießung der Festung. Zwei Tage vor Weihnachten war an einem Baum in der



Notlandung eines österreichisch-ungarischen Fliegers in Galizien.

Nähe der Festung ein russisches Plakat folgenden Inhalts angeschlagen: „Wir wünschen euch, ihr tapferen Verteidiger der Festung, von ganzem Herzen ruhige und fröhliche Feiertage. Friede, Friede, Friede auf Erden allen, die guten Willens sind. Möge euch Gott alle eure Wünsche erfüllen. Das wünschen euch von ganzem Herzen die Offiziere und Mannschaften der ... Batterie der ... Artilleriebrigade."

* * *

Der Monat Dezember brachte über unsere Marine schweres, aber nicht unerwartetes Leid. Das Schicksal unserer Auslandsflotte erfüllte sich, wie es sich erfüllen mußte. War es doch ein in der Seekriegsgeschichte noch nie dagewesenes Heldenstück, daß sich so wenige Kreuzer ohne alle Stützpunkte fast viereinhalb Monate im Weltmeer behaupten und dem Feinde ungeheuren Schaden zufügen konnten. Tiefe Erregung ging durch England, daß die wenigen deutschen Schiffe das Meer so unsicher zu machen vermochten, und unsere Feinde rafften sich auf, um mit vereinten Kräften von unseren Kreuzern zu vernichten, was sie erlangen konnten. Vollständig ist das Werk doch nicht gelungen, aber trotzdem bleibt der Verlust für unsere Marine beklagenswert. Nicht weniger als 43 englische, französische und japanische Schiffe waren hinter unseren Auslandskreuzern her, und bei den Falklandsinseln gelang es dieser ungeheuren Flotte endlich, ihr Ziel, wenn auch nicht ganz, so doch annähernd zu erreichen. Die erste Meldung über das traurige Ereignis lautete folgendermaßen:

Laut amtlicher Reutermeldung aus London ist unser Kreuzergeschwader am 8. Dezember, siebeneinhalb Uhr morgens, in der Nähe der Falklandsinseln von einem englischen Geschwader unter dem Kommando des Vizeadmirals Sturdee gesichtet und angegriffen worden. Nach der englischen Meldung sind in dem Gefecht S. M. Schiffe „Scharnhorst", „Gneisenau" und „Leipzig" gesunken. Zwei Kohlendampfer sind in Feindeshand gefallen. S. M. Schiffen „Dresden" und „Nürnberg" gelang es, zu entkommen.



Österreichi[...] Infanterie im [...] bei J[...]

Sie werden angeblich verfolgt. Unsere Verluste scheinen schwer zu sein. Eine Anzahl Überlebender der gesunkenen Schiffe wurde gerettet. Über die Stärke des Gegners, dessen Verluste gering sein sollen, enthalten die englischen Meldungen nichts.

Der Chef des Admiralstabes der Marine:
v. Pohl.

Schon am nächsten Tage berichtete Reuter, daß auch der kleine Kreuzer „Nürnberg" noch am selben Tage in den Grund gebohrt worden sei. Nach derselben Meldung soll die Seeschlacht fünf Stunden mit Unterbrechung gedauert haben. „Scharnhorst" sank nach dreistündigem Kampfe, und „Gneisenau" folgte zwei Stunden später.

Die Taten unserer Kreuzer in drei Ozeanen hatten den Glanz der britischen Weltherrschaft zur See bereits zerstört. Ganze Flotten wurden vom Feinde aufgeboten, um den deutschen Kaperschiffen nachzujagen. Die „Emden" wurde vernichtet, nachdem sie ein Vielfaches des eigenen Wertes



Die Vorhut des 5. k. u. k. Dragonerregiments überschreitet beim Vormarsch den Fluß Jboczinka in der Nähe von Przemysl.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

...garische ...ützengraben ...na.

zerstört hatte. Die „Königsberg“ wurde unschädlich gemacht. Aber trotz Aufbietung gewaltiger Kräfte war es durch Monate nicht möglich, des Geschwaders des Grafen v. Spee Herr zu werden. Eine englische Kreuzerflottille unter Konteradmiral Craddock wurde ausgeschickt, um die deutschen Schiffe zu zerstören. Am 1. November wurde sie bei der Insel Santa Maria in den Grund gebohrt (vgl. Bd. I S. 354 und die Karte S. 355).

Nun endlich war es der feindlichen Übermacht gelungen, unsere Kreuzer bei den Falklandsinseln zu bewältigen. Diese liegen östlich von der Magelhaensstraße an der südlichen Spitze von Südamerika, jedoch bereits im Atlantischen Ozean. Ihre Bedeutung besteht darin, daß der jetzige Regierungssitz Port Stanley, an der äußersten Spitze Ostfalklands, einen vortrefflichen Hafen hat, wo große Linienschiffe einfahren können. Die Kolonie ist außerdem wichtig als Halbwegstation und Steinkohlendepot für die Ozeanfahrer. Die Falklandsinseln gehörten zuerst England, dann zum Teil auch Frankreich, das sie Malwineninseln nannte, später Spanien, das sie hauptsächlich als Verbrecherkolonie benutzte, dann Argentinien und schließlich wieder England. Merkwürdig ist, daß dieser Schauplatz des tragischen Kampfes der deutschen Schiffe eine Zeitlang auch deutsches Eigentum war. Die argentinische Regierung verkaufte die Falklandsinseln nämlich an einen Hamburger, Louis Vernet. Erst 1835 wurden sie endgültig von England besetzt, 1840 die Kolonisation beschlossen.

Ohne starke Verluste sind die Engländer aber offenbar nicht aus dieser Schlacht hervorgegangen: von Argentinien aus wurde berichtet, daß sie drei Kreuzer verloren hätten.

Viele unserer Braven sollten hier den Heldentod finden, und nur wenige wurden gerettet. Mit seinem Flaggschiff „Scharnhorst“ sank auch Graf Spee, der heldenhafte Admiral dieses Geschwaders, in die Tiefe des Meeres. (Siehe das Bild Bd. I S. 355.) Sein Schiff wurde ihm wie vielen seiner Getreuen zum Sarge. Glorreich ging er nach hartnäckigem Widerstande unter, ein glänzendes Beispiel deutschen Mannesmutes und deutscher Seemannstugend. Wie aus einer später veröffentlichten Verlustliste hervorging, wurde von der Besatzung seines Schiffes niemand gerettet. Von der „Gneisenau“ wurden 17 Offiziere und 171 Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften gerettet, von der „Nürnberg“ 7 Unteroffiziere und Mannschaften, von der „Leipzig“ 4 Offiziere, 15 Unteroffiziere und Mannschaften.

Am 17. Dezember gab der Kommandant des entkommenen kleinen Kreuzers „Dresden“ dem deutschen Konsul in Punta Arenas folgende Schilderung dieses Kampfes:

„Das deutsche Geschwader verließ den Stillen Ozean und ging um Kap Hoorn nach den Falklandsinseln. Ehe es dort ankam, sandte Admiral Graf v. Spee einen Kreuzer voraus, um festzustellen, ob englische Schiffe anwesend seien. Der Kreuzer berichtete, daß er zwei englische Kreuzer gesichtet habe. Der Admiral traf sofort die Vorbereitungen zum Kampfe. Als wir

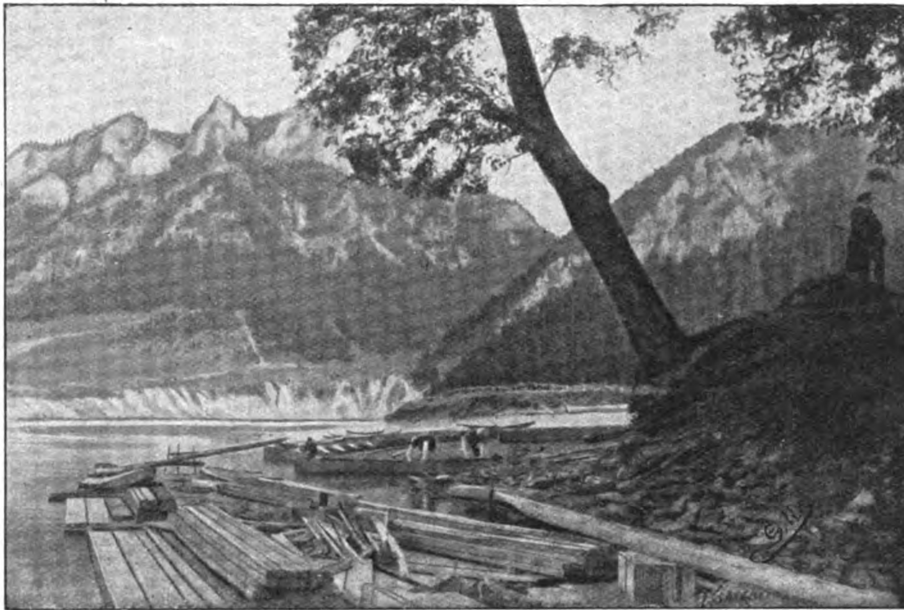


Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Ungarische Gendarmerie als Grenzschutz an der rumänischen Grenze.

uns den Inseln näherten, sahen wir nicht zwei, sondern sechs Kreuzer, aber Graf v. Spee hielt an seinem Entschlusse fest. Noch später bemerkten wir zwei Schlachtkreuzer der Lionklasse am Eingange der Bucht. Die Wetterbedingungen waren ausgezeichnet. Der Admiral beschloß, mit der ,Scharnhorst' und ,Gneisenau' den Kampf aufzunehmen, und befahl den drei anderen Schiffen, sich zu zerstreuen. Das englische Geschwader wurde hierauf von der ,Scharnhorst' und ,Gneisenau' angegriffen, während die ,Leipzig', ,Nürnberg' und ,Dresden' versuchten, außer Schußweite zu gelangen. Die englischen Schiffe führten 34,3-cm-Geschütze, die beiden deutschen Panzerkreuzer nur 21-cm-Geschütze. Der Kommandant der ,Dresden' entnahm englischen Radiogrammen den Untergang der ,Scharnhorst' und ,Gneisenau'; von dem Schicksal der ,Leipzig' und ,Nürnberg' wußte er nichts. Der Kapitän des englischen Dampfers ,Orissa' berichtet, das englische Geschwader habe so wenig Kohlen an Bord gehabt, daß einige Schiffe ihre Boote und andere verbrennbare Gegenstände verheizten. Der Panzerkreuzer ,Cornwall' wurde unter der Wasserlinie leicht beschädigt."

Von hohem Interesse, unter anderem durch die halb unbeabsichtigte Anerkennung deutschen Heldentums, ist ein längerer Bericht von gegnerischer Seite. „Daily Telegraph" ließ sich über den Kampf bei den Falklandsinseln aus Montevideo folgendes berichten:



Am Dunajec in Galizien. Phot. G. Urbanek, Schendorf.

„Die Offiziere der Flotte des Admirals Sturdee sind besonders stolz darauf, daß es den Engländern gelang, die Deutschen zu überlisten und die Überreste des Geschwaders des Admirals Craddock zu verstärken, ohne daß der Feind davon erfuhr. Es gelang ihnen, zwei mächtige Panzerkreuzer heranzuziehen, die sich mit dem Linienschiff ,Canopus' sowie den Kreuzern ,Carnarvon', ,Cornwall', ,Bristol' und ,Glasgow' vereinigten und am 7. Dezember Port Stanley auf den Falklandsinseln wegen Kohlen anliefen. Die großen Kreuzer konnten sich im Hafen hinter dem Landrücken vollständig verbergen. Am 8. Dezember früh erschien das deutsche Geschwader, offenbar in der Absicht, die Falklandsinseln zu überrumpeln und Port Stanley als Kohlenstation zu benutzen.

Als die deutschen Schiffe nur die weniger starken britischen Schiffe sahen, machten sie sich zum Gefecht klar, und es kam zum Kampfe. Plötzlich erschienen im engen Hafeneingang die beiden großen britischen Panzerkreuzer. Admiral Graf v. Spee merkte jetzt, daß er in eine Falle geraten war, und gab seinen Schiffen das Signal, sich zu zerstreuen. Es war jedoch zu spät, und der Kampf entwickelte sich in der bereits geschilderten Weise. Die Deutschen, namentlich die ,Scharnhorst', schossen ausgezeichnet. ,Gneisenau' und ,Scharnhorst' feuerten bis zum Augenblick des Untergangs. Inzwischen kämpfte ,Glasgow' mit der ,Leipzig', die mehr ausrichten konnte als die anderen deutschen Schiffe. Als die ,Leipzig', in Feuer gehüllt, im Begriff war, unterzugehen, stellte die ,Glasgow' das Feuer ein, fuhr dicht an das sinkende deutsche Schiff heran und ließ Boote hinab. Als jedoch die ersten britischen Boote ausfuhren, um die Besatzung der ,Leipzig' zu retten, schoß die ,Leipzig' noch einmal. Das Geschoß explodierte auf Deck der ,Glasgow'. Daraufhin feuerte die ,Glasgow' die letzte Breitseite auf die ,Leipzig', die diese zum Sinken brachte. Die britischen Offiziere bedauern, daß von der ,Leipzig', offenbar in der Hitze des Kampfes, dieser letzte Schuß abgegeben wurde. Sie glauben, daß es sich um einen bedauerlichen Zufall handelte.

Die übrigen britischen Schiffe holten die ,Nürnberg' ein und forderten sie zur Übergabe auf. Da sie sich weigerte, wurde sie in Grund geschossen. Ihr Untergang rettete die Schiffe ,Dresden' und ,Prinz Eitel Friedrich', weil die englischen Schiffe die Verfolgung einstellten, um die Überlebenden der ,Nürnberg' aufzunehmen. Nach anderen Berichten aus Montevideo wurde der Panzerkreuzer ,Invincible' zwanzigmal von Geschossen getroffen, ohne daß er ernstlichen Schaden litt; nur 14 Mann der Besatzung wurden verwundet. Als die ,Gneisenau' sank, hatte sie die ganze Munition verschossen, wollte jedoch nichts von Übergabe wissen. Beim Untergang salutierten viele Offiziere, ein Teil der Besatzung versammelte sich auf dem Achterdeck und sang die ,Wacht am Rhein'. Eine große Anzahl, darunter auch Offiziere, wurde gerettet, einige starben an Bord der englischen Schiffe, die übrigen werden nach England gebracht. Von der ,Scharnhorst' wurde niemand gerettet."

Auch japanische Streitkräfte nahmen hier teil. Und die Japaner brachten bald einen phrasenhaften Bericht über ihre Hilfe. Grenzenlose Selbstüberhebung und eine ungeheure Verachtung der Japaner für die Engländer, mit der man das japanische Volk offenbar auch auf eine kommende Abrechnung mit England vorbereiten wollte, kamen in diesem Bericht zum Ausdruck. Er lautet:

„... Einen neuen empfindlichen Stoß hat, wie über Peking mitgeteilt wird, das Prestige des weißen Mannes durch die Seeschlacht bei den Falklandsinseln erlitten. Der endlose Jubel in Kioto, Tokio und Jokohama bezieht sich aber nicht auf die Vernichtung der schwachen deutschen Seestreitkräfte, sondern auf die japanische, dort mitwirkende Flotte. Die japanischen Zeitungen stellen den Verlauf der Schlacht ausführlich dar. Vor Beginn derselben, so wird berichtet, stellte der englische Admiral an den japanischen Befehlshaber das Ansinnen, er solle sich während der Schlacht den Befehlen des englischen Flottenführers unterstellen. Auf dieses Ansinnen erwiderte der japanische Admiral: ,Im großen Weltmeer westlich des amerikanischen Kontinents gibt es nur eine Oberhoheit, und das ist die japanische. Eine Unterstellung meines Geschwaders unter den Oberbefehl des englischen Admirals ist ein Unsinn.' Das japanische Geschwader verhielt sich während des Gefechtes zunächst abwartend. Als die Engländer starke Verluste erlitten hatten, mehrere Panzer kampfunfähig gemacht worden waren und zu weichen begannen, rief Sturdee die Hilfe der Japaner an. Bei dem darauf sich entwickelnden Kampfe zwischen japanischen und deutschen Panzern — letztere hatten naturgemäß bereits in dem dreistündigen Kampf mit England gelitten — gelang es den Japanern, die deutschen Kreuzer kampfunfähig zu machen. Sie ließen darauf von weiterer Beschießung ab. Jetzt fielen die noch nicht beschädigten englischen Schiffe über die wehrlos gemachten deutschen her und errangen einen billigen Sieg. Die japanischen Zuschauer konnten sich nicht enthalten, ihrer Verachtung über dies feige und nichtswürdige Verhalten der englischen Marine durch das Urteil Ausdruck zu geben: ,Die englischen Gentlemen sind keine Samurai.' In ganz Japan wird der Sieg bei den Falklandsinseln als ein Sieg der japanischen Flotte, als ein Beweis der Überlegenheit der japanischen Flotte und der japanischen Moral über die englische angesehen und gefeiert.



Sturm der österreichisch-ungarischen Truppen auf die Höhe bei Gorlice.

Nach einer Originalzeichnung von Fr. Kienmayer.

Diese Schlacht gibt uns die Gewißheit, daß wir in unseren Gewässern jede Flotte der Welt nur so lange zu dulden brauchen, wie es uns paßt.“ —

Am 16. Dezember trat ein Ereignis ein, das von englischer Seite als unsere Rache für die Niederlage bei den Falklandsinseln bezeichnet wurde. An diesem Tage wurde amtlich gemeldet, daß Teile unserer Hochseestreitkräfte einen Vorstoß nach der englischen Ostküste unternommen und die beiden befestigten Küstenplätze Scarborough und Hartlepool beschossen hätten. Am nächsten Tage wurden amtlich folgende Einzelheiten bekanntgegeben:

Bei ihrer Annäherung an die englische Küste wurden unsere Kreuzer bei unsichtigem Wetter durch vier englische Torpedobootszerstörer erfolglos angegriffen. Ein Zerstörer wurde vernichtet, ein anderer kam in schwer beschädigtem Zustande außer Sicht. Die Batterie von Hartlepool wurde zum Schweigen gebracht, die Gasbehälter vernichtet, und drei große Brände in der Stadt konnten von Bord aus festgestellt werden. Küstenwachstation und Wasserwerk von Scarborough, Küstenwache und Signalstation von Whitby wurden zerstört. Unsere Schiffe erhielten von den Küstenbatterien einige Treffer, die nur geringen Schaden verursachten. An einer anderen Stelle wurde noch ein weiterer englischer Torpedobootszerstörer zum Sinken gebracht.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabs:
Behncke.

Die Schilderung eines Teilnehmers an diesem Flottenangriff auf die englische Küste finden unsere Leser bereits auf Seite 18.

Die Gegend, gegen die sich der deutsche Angriff richtete, ist der sogenannte Teesdistrikt, eines der wichtigsten Schiffsmaschinen- und Schiffskesselzentren Englands. Dort befinden sich nicht weniger als neunzehn große Industriewerke, die sich mit den genannten, für den Schiffsbau wichtigen Zweigen beschäftigen. Vier von ihnen befinden sich in Hartlepool, die übrigen in Middlesborough, Stockton und Tees, Whitby und Darlington, Orte, die sämtlich nicht allzuweit von anderen durch die deutschen Schiffe bedrohten Gebieten gelegen sind. Offenbar war es unseren Schiffen darum zu tun, die Schiffsbautätigkeit, die für die Verstärkung der englischen Flotte auch durch den Bau von Transportschiffen von Wichtigkeit ist, zu stören und gleichzeitig zu erkunden, welche Seestreitkräfte die Engländer in dieser wichtigen Gegend zum Schutze der Küste bereitgestellt hatten. —

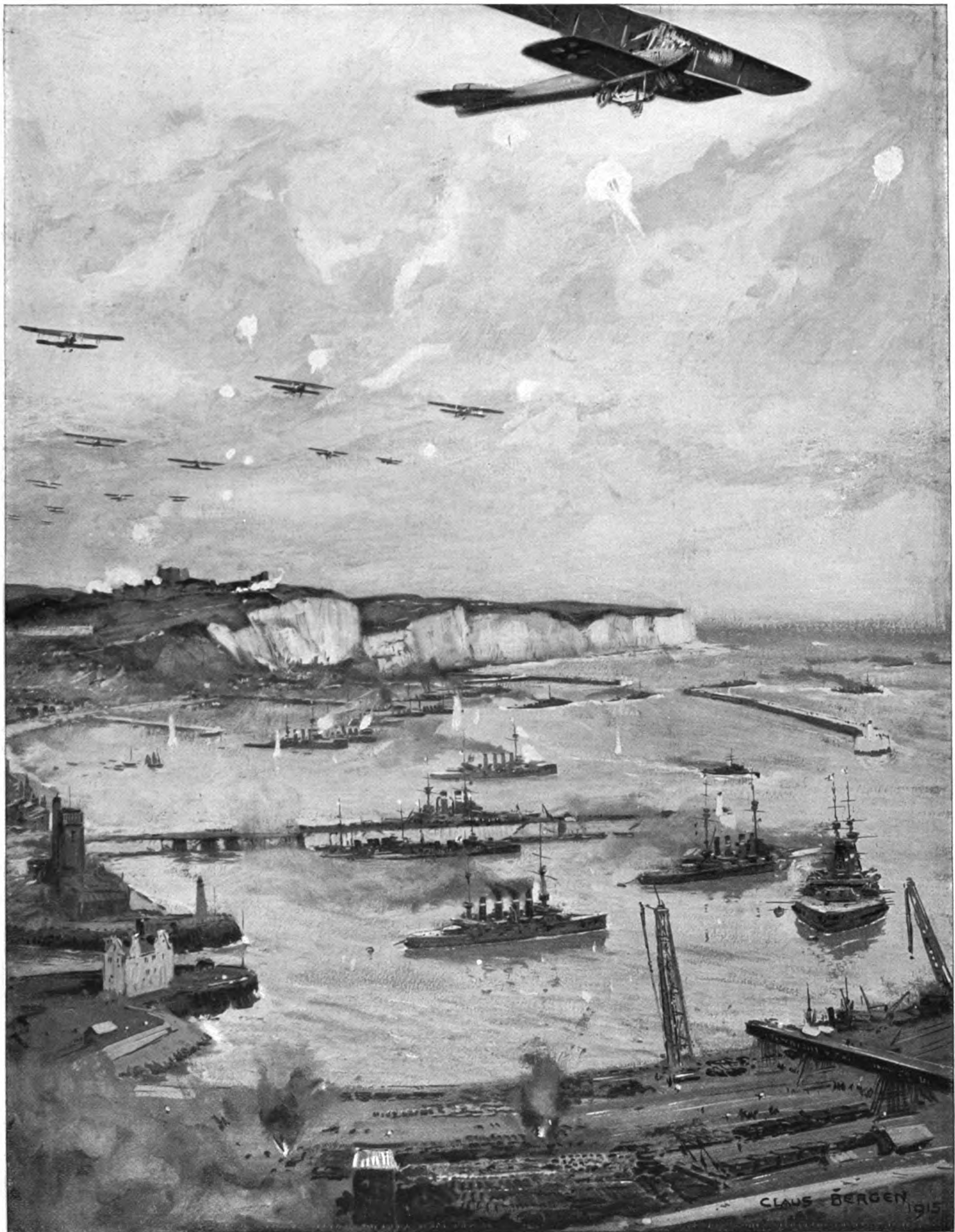
Der Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages war Zeuge eines Fliegerkampfes vor unserer Nordseeküste. Leichte englische Streitkräfte, hauptsächlich Zerstörer, Flugzeuge, Transportschiffe und einige Kreuzer unternahmen einen Vorstoß in die deutsche Nordseebucht in der Nähe von Cuxhaven. Nebliges Wetter begünstigte ihre Annäherung. Eine Anzahl von Wasserflugzeugen stieg auf, um gegen die deutschen Flußmündungen und die dort liegenden Schiffe zu operieren. Es wurden gegen solche zahlreiche Bomben geworfen, und auch ein großer Gasbehälter war Ziel der Angriffe der englischen Flieger. Daraufhin wurden sofort deutsche Flugzeuge und Luftschiffe ausgesandt, um die unter Feuer genommenen und zurückflutenden gegnerischen Luftfahrzeuge zu verfolgen und um aufzuklären. Bei dieser Gelegenheit wurden auch gegen die englischen Seestreitkräfte Bomben abgeworfen, und es gelangen Treffer auf zwei Zerstörer und einen Begleitdampfer. Das herrschende Nebelwetter verhinderte die weitere Verfolgung. Wie sich später herausstellte, waren drei englische Flugzeuge gesunken, und ein viertes wurde später 12 Kilometer von Helgoland als Wrack gesehen. — Die englische Heeres- und Marineverwaltung hat ungeheure Summen für den Ausbau des Flugwesens ausgegeben. Mehrere hundert Apparate bildeten den Flugpark Englands. Bis jetzt hat sich aber, bis auf einige Bombenwürfe, die von kühnen und geschickten Fliegern auch im Innern Deutschlands vorgenommen wurden, die englische Fliegerwaffe nicht besonders hervorgetan. Da kam am 25. Dezember dieser Massenangriff. Das Ergebnis war kein besonderes. Die abgeworfenen Bomben erfüllten ihren Zweck, den Gegner zu schädigen, nicht. In ganz anderer Weise haben die rasch und in aller Eile alarmierten deutschen Flugzeuge ihre Aufgabe gelöst. Sie nahmen die Verfolgung auf, und es gelang ihnen, zwei Zerstörer und einen Begleitdampfer mit Bomben zu treffen.

Fast gleichzeitig wurde auch von uns der englischen Küste ein Fliegerbesuch abgestattet. Ein großes deutsches Flugzeuggeschwader von mindestens 16 Flugzeugen erschien am 25. Dezember vormittags an der englischen Küste unweit der Themsemündung. Es flog die Südküste entlang bis Dover (siehe die Kunstbeilage), wo einige Bomben geworfen wurden. Darauf flog es weiter in der Richtung nach Dünkirchen und eröffnete dort ein heftiges Bombardement auf die von den Engländern besetzten Teile der Stadt. Später erschien das Geschwader über Ostende. Im ganzen wurden über Dünkirchen 40—50 Bomben geworfen, die erheblichen Schaden anrichteten. Eine Anzahl Personen wurde getötet und verwundet. Sämtliche deutschen Flugzeuge fuhren unbeschädigt an ihren Aufstiegsort zurück. Die „Times“ brachten einen ausführlichen Bericht von der Jagd auf einen dieser Flieger. Wir entnehmen dem Berichte folgendes:

„Kurz vor ein Uhr erschien heute mittag ein deutsches Flugzeug von dem Albatrostyp bei Purfleet. Der dichte Nebel, der seit dem frühen Morgen geherrscht hatte, begann sich in Fetzen aufzulösen, als die Wachmannschaften den unwillkommenen Gast sichteten. Er wurde sofort mit Schrapnellfeuer aus den wider die Luftschiffe aufgestellten Geschützen beschossen. Auch machten sich drei Doppeldecker zur Verfolgung auf, und es entwickelte sich ein eigenartiges Gefecht in der Luft. Der deutsche Flieger versuchte sich dem Bereich der Geschosse zu entziehen. Zwei von den britischen Flugzeugen suchten ihn zu überholen. Der wackere Feind hatte mit drei Gegnern zu rechnen. Zwei unserer Flugzeuge erhoben sich über ihn, während das dritte, das ein Schnellfeuergeschütz führte, ihm von unten im spitzen Winkel mit Feuer zusetzte. Der Feind und sein Mitfahrer erwiderten das Feuer. Sie manövrierten ausgezeichnet. Der Flieger war offenbar ein ausgesucht geschickter Fachmann. Er lenkte sein Flugzeug in der Weise, daß die Gefahr eines Treffers soweit möglich verhindert wurde und gleichzeitig seine Gegner Schwierigkeiten hatten, auf ihn zu feuern, ohne eigene Flugzeuge zu treffen. Der Kampf zog sich in der Richtung des Kenter Ufers dahin. Bei Sheerneß und Southend, die sich auf den beiden Ufern gegenüberliegen, war das Feuer sehr lebhaft. Zahlreiche britische Flugzeuge beteiligten sich an der Verfolgung. Es scheint jedoch, daß der Nebel ihre Bemühungen vereitelte.“ —

Um die Jahreswende erhielten wir die Nachricht von einer weiteren kühnen Tat unserer Blaujacken. Wir erfuhren, daß sich etwa 50 Mann der „Emden“-Mannschaft zunächst eines alten englischen Dreimasters namens „Ayesha“ bemächtigt hatten. In das Schiff bauten sie einige Kanonen und ein Maschinengewehr ein. Diese Geschütze bildeten zusammen mit einem wiederhergestellten alten Mörser, der sich auf der „Ayesha“ befand, die gesamte Bewaffnung dieses Segelschiffes, das die ganze Handelsschiffahrt in den ostindischen Gewässern aufs höchste störte und beunruhigte und allen Verfolgungen der englischen Kreuzer trotzte. Die „Ayesha“ kaperte nun einen ziemlich modernen englischen Kohlendampfer, die „Oxford“. Der größere Teil der deutschen Mannschaft siedelte auf den Dampfer über, der nun als „Emden II“ Jagd auf englische und französische Handelsschiffe machte. Man fürchtete englischerseits, daß dieser „Emden II“ eine Reihe Handelsfahrzeuge zum Opfer gefallen seien, da von ostindischen Hafenbehörden mehrere Handelsdampfer als überfällig gemeldet worden waren. Deshalb erließ die Marinebehörde in Rangun eine öffentliche Warnung vor „Ayesha“ und „Oxford“ mit der genauen Beschreibung beider Schiffe. Dem Kommandanten der „Emden II“ aber gelang es, durch alle französischen und englischen Flottenverbände hindurch Anfang Februar 1915 Hodeida an der arabischen Küste zu erreichen, wo er und seine heldenhafte Mannschaft in Sicherheit waren. Dieser deutsche Wagemut zur See ist in der Seekriegsgeschichte ohne Beispiel und wird nicht weniger ein glänzendes Ruhmesblatt bleiben als die Taten der „Emden“. —

Erfreuliches konnte die österreichisch-ungarische Marineleitung im Dezember von ihrer Flotte melden. Ein Teil der französischen Flotte sollte damals vor den Dardanellen liegen, ein anderer an der kleinasiatischen Küste, um die



Deutsches Flugzeuggeschwader über dem Hafen von Dover.

Nach einer Originalzeichnung von Claus Bergen.



Photothek, Berlin.

Deutscher Landsturm ohne Waffe auf dem Marsch zur Arbeitstätte in Russisch-Polen.



Photothek, Berlin.

Marsch durch ein zerschossenes polnisches Dorf.



Welt-Preß-Photo, Wien.

Österreichisch-ungarische Husaren in einem polnischen Dorf.



Welt-Preß-Photo, Wien.

Österreichisch-ungarische Ulanen auf dem Marsch an die ungarisch-galizische Grenze.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Abschlagen eines Baumstammes zum Ausbau unserer Stellungen an der Aisne.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Der Stamm wird im Sägewerk in Bretter und Balken geschnitten.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Russische Artillerie vor Warschau.



Hauptplatz in Limanowa. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

türkischen Truppentransporte nach Ägypten irgendwie zu stören. Seit der ziemlich belanglosen Beschießung eines Leuchtturmes an der dalmatinischen Küste und einem halbstündigen Bombardement einer Batterie an der felsigen Steilküste der Adria, das den Österreichern nur einen einzigen Verwundeten kostete, hatte man von der französischen Flotte in der Adria nichts mehr gehört. Um so größer war die Überraschung, als ein französisches Geschwader am 21. Dezember in der Straße von Otranto erschien, um neue Lorbeeren zu ernten. Die wachsame österreichisch-ungarische Flotte ließ die Franzosen aber nicht erst dazu kommen, die Strandbatterien zu bombardieren. Das Unterseeboot „U 12" griff die französische Flotte, bestehend aus 16 großen Schiffen, an und torpedierte ein Schlachtschiff, den „Courbet"; mit welchem Erfolge, haben wir bereits auf Seite 71 f. berichtet. Gleichzeitig wurde bekannt, daß das französische Unterseeboot „Bernouilli" gesunken sei; seine Telephonboje sei bei der Insel Lagosta gefunden worden. Einen weiteren Verlust erlitt die französische Marine in ihrem Unterseeboot „Curie", das, ohne zu einem Angriff gekommen zu sein, an der österreichischen Küste von Strandbatterien und Luftfahrzeugen beschossen und zum Sinken gebracht wurde. Die Besatzung wurde gefangengenommen. Das Unterseeboot „Curie" war eines der neuesten und größten französischen Boote mit 27 Mann Besatzung und 7 Torpedorohren. Wir werden auf diesen Erfolg der österreichisch-ungarischen Marine noch in einem besonderen Artikel zurückkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schlacht bei Limanowa.

(Hierzu die Bilder Seite 130—133.)

Die Kämpfe, die sich in der Zeit vom 1. bis 12. Dezember in Westgalizien in dem Raume südöstlich von Krakau bis zur ungarischen Grenze mit der Schlüsselstellung bei Limanowa abspielten, gehören zu den fesselndsten des ganzen Krieges, sowohl nach ihrer Entwicklung als nach ihrer Vorgeschichte. In der zweiten Hälfte des Oktober hatten sich die verbündeten Armeen so weit an die Linie Warschau—Iwangorod herangearbeitet, daß wir daheim von Tag zu Tag die Nachricht erhofften, der Angriff auf diese russischen Festungen habe begonnen. Statt dessen setzte Ende des Monats der berühmte strategische Rückzug ein, der den Russen zwar Polen überließ, jedoch bloß mit gründlich unbrauchbar gemachten Straßen und Eisenbahnen. Generalfeldmarschall v. Hindenburg hatte seine Armeen statt nach Posen nach Schlesien zurückgenommen und von dort mit aller Schnelligkeit in den Raum südwestlich von Thorn geführt, wo sich ihr flankierendes Eingreifen alsbald durch die Siege bei Wloclawek und Kutno kundgab. Die so entstandene Lücke in Südpolen füllte die österreichisch-ungarische Armee, die der Umgruppierung zuliebe ihre erfolgreich begonnenen Unternehmungen am San aufgegeben hatte. Aber die Russen kehrten ihre Hauptstoßkraft nicht nordwestwärts, wie man erwarten sollte, sondern setzten sie in dem Raume südöstlich von Krakau an, um dort auf jeden Fall einen Durchbruch zu erzielen. Mit all der ihnen eigenen Zähigkeit kämpften sie sich bis in den Bereich dieser Festung vor. Aber da bereitete ihnen die österreichisch-ungarische Heeresleitung eine große Überraschung, indem sie mit der Bahn starke Kräfte aus Polen über die schlesische Grenze herunterholte — auch ein deutscher Truppenverband war dabei — und im Raume zwischen Saybusch und Tymbark mit der Front nach Norden sammelte, also in der Flanke des linken russischen Flügels. Diese Aufstellung war am 1. Dezember beendet, und am folgenden Tage begann der Vormarsch unter dem Befehl des Erzherzogs Joseph Ferdinand, anfänglich bloß mit Kavallerie, die zeitweise sogar im Schützengraben lag. Erst am 4. Dezember scheinen die Russen gemerkt zu haben, was ihnen drohte; doch wußten sie den Hieb alsbald geschickt zu erwidern, indem sie ihr 8. Korps heranholten und mit einer Flankierung der Flankierung aus der Gegend von Neu-Sandec her antworteten. Gleichzeitig entbrannten heftige Kämpfe im Zentrum der österreichisch-ungarischen Stellung bei Lapanow, während ihr Westflügel durch fortwährende russische Nachschübe von Wieliczka her trotz heldenmütiger Sturmangriffe immer wieder

aufgehalten wurde. Nirgends wollte es weitergehen. Erst am 7. gelang es, die Russen aus der Gegend von Lapanow—Bochnia ein ansehnliches Stück nordwärts abzudrängen. Gleichzeitig sah sich aber der rechte Flügel bei Limanowa immer mehr gefährdet, lagen doch dort außer Landsturm nur die aus Neu-Sandec zurückgedrängten Gruppen sowie rasch zusammengeholte Husaren und ein paar Batterien, während das russische 8. Korps noch schier zahllose Kavallerie aus den Karpathen herangerufen hatte. Aber die österreichisch-ungarischen Truppen hielten durch; sie gingen immer wieder zum Angriff vor in den mörderischen Kämpfen vom 8. und 9. Dezember, in die später auch die bewährte Honvedinfanterie eingriff. Gleichzeitig schlugen polnische Legionäre im Dunajectal vorrückende Kosaken bei Zalesie aufs Haupt und zersprengten sie; im Norden stürmte die Hauptgruppe die wichtige Höhe Kobyla bei Rajbrot.

In aller Stille hatte aber die österreichisch-ungarische Heeresleitung inzwischen eine weitere Flankierung der Russen vorbereitet. Von Süden, aus den ungarischen Karpathen her, erschienen starke Truppenverbände unter dem Befehl des Feldmarschalleutnants Arz v. Straußenberg und faßten das russische 8. Korps teilweise sogar im Rücken. Der 10. und 11. Dezember brachten mörderische Kämpfe auf der ganzen Linie, von Grabie über Lapanow bis hinunter nach Limanowa. Von neuem schickten sich die Russen an, auch diese Flankierung zu umgehen; es mißlang, dank der klugen Aufstellung der österreichisch-ungarischen Reserven. Nochmals schlug die polnische Legion starke Kosakenabteilungen bei Laclo in die Flucht. Da traten endlich die Russen, nach letzten verzweifelten Stürmen bei Mlynne im Tal der Lososina, den Rückzug an. Ihr geplanter Vorstoß war endgültig abgeschlagen, trotz ihrer gewichtigen Übermacht. Wohl waren die Verluste auch auf seiten der Sieger groß — die Husaren allein hatten den Oberst und drei Rittmeister als tot zu beklagen — aber es war doch ein glänzender Erfolg. Stattliche Beute und über 30000 Gefangene mußten die abziehenden Russen in den Händen der österreichisch-ungarischen Truppen zurücklassen; außerdem zeigte diese russische Niederlage schon in den nächsten Tagen ihre Folgen auch im Norden an der deutschen Front, wo die Russen gleichfalls weiter zurückwichen.

Der Sturm bei Gorlice.

(Hierzu das Bild Seite 127.)

Das Jahr 1915 hat in Galizien für die österreichisch-ungarischen Truppen gut angefangen. Schon in den letzten Tagen des Dezember 1914 zeigte sich, daß die russische Gegenoffensive am Duklapaß und zwischen den Flüssen Biala und Dunajec im Raume nordöstlich von Zakliczyn, einem kleinen, äußerst primitiven Städtchen am Dunajec, ungefähr 45 Kilometer südwestlich von Tarnow, gebrochen war. Am 29. Dezember schien es aber aus taktischen Gründen geboten, die Truppen auf die Paßhöhe und in den Raum von Gorlice zurückzunehmen.

Gorlice ist eine Bezirksstadt von 7000 Einwohnern, die recht hübsch am Zusammenfluß der Ropa und Sekowka liegt, wichtig als Wiege der Naphtha-Industrie und aller damit in Verbindung stehenden Industrien. Hier wurden vor zwei Menschenaltern die ersten Versuche gemacht, aus Rohöl Petroleum zu gewinnen. Jetzt befinden sich in der Umgebung von Gorlice zahlreiche Rohölgruben und Naphtharaffinerien. Gorlice verfügt aber noch über mehrere andere Fabriken, und es gibt in der Stadt sogar einige „Sehenswürdigkeiten“ aus alter Zeit, obwohl sie fast durchaus modern ist, weil ein Riesenbrand vor 40 Jahren alles Alte vernichtet hat. Knapp südlich der Stadt liegen die ersten Anhöhen, die in ihrem weiteren Verlauf in die Ostbeskiden übergehen, die sich von der Hohen Tatra bis zum Uzsoker Paß hinziehen und in deren Mitte der Duklapaß liegt. Auch von Gorlice selbst führt eine trefflich erhaltene Straße nach Ungarn. Es ist ein Serpentinenweg über herrliches Gebirge; hinter dem Dorfe Malastov erreicht er mit 604 Metern über dem Meere die größte Höhe, von der man eine prächtige Aussicht genießt.

Von hier aus konnte man auch die Bewegungen der Truppen genau verfolgen, die in den ersten Tagen des neuen Jahres äußerst lebhaft waren.

Vom Neujahrstag an hatten nämlich die Russen neuerliche Versuche gemacht, die österreichisch-ungarische Front, insbesondere bei Gorlice, zu durchbrechen, um auf der erwähnten guten Straße nach Ungarn einzubrechen.

In Mengen sah man sie sich nähern. Bald eröffneten sie ein starkes Artilleriefeuer, und am 3. und 4. Januar kam es in der Umgebung der Stadt zu hartnäckigen Kämpfen. Aber den Österreichern gelang es, das Vordringen der Russen gründlich abzuwehren. Leichen deckten das Feld, und zahlreiche Kolonnen russischer Verwundeter sah man später nach Norden ziehen.

Auch diese Kämpfe waren natürlich reich an Episoden, von denen manche so wichtig war, daß sie viel zum schließlichen Siege beitrug. So gelang es am 3. Januar den Soldaten zweier Infanterieregimenter — meist Böhmen und Mähren — eine vielumstrittene Höhe bei Gorlice im Sturm zu nehmen. Mit einer Tollkühnheit sondergleichen rückten die tapferen Truppen, geführt von schneidigen Offizieren,



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Absuchen des Schlachtfeldes bei Limanowa.

unter Trommelschlag und Hurrarufen gegen die Höhe vor, und bald entspann sich auf dieser selbst ein mörderischer Kampf, der sich zum Teil knapp neben den zum Schweigen gebrachten russischen Geschützen abspielte. Ein ganzes Bataillon wurde niedergemacht. Ein Stabsoffizier, vier Subalternoffiziere und an tausend Mann mußten sich ergeben und ihre Maschinengewehre ausliefern.

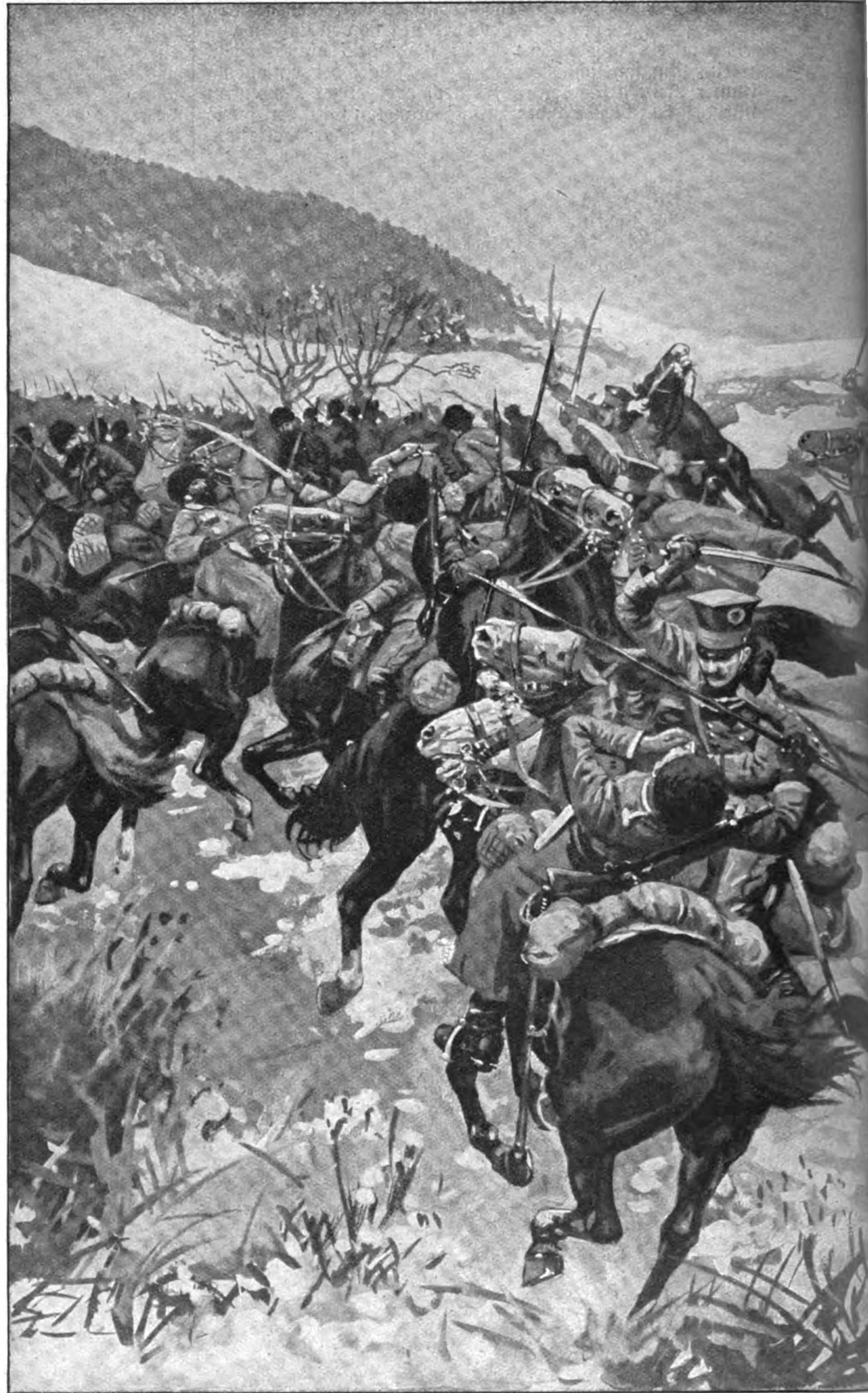
Die Kämpfe um Gorlice zu Beginn des neuen Jahres, bei denen übrigens auch ein russischer Aeroplan herabgeschossen und erbeutet wurde, bilden eine neue Ruhmestat der tapferen Truppen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, insbesondere der an ihnen beteiligt gewesenen Infanterieregimenter.

In Lunéville.

Von einem Saarbrücker Geistlichen, der Lunéville am Tage des Einzugs der Deutschen besuchte, um die Leiche eines Saarbrücker gefallenen Offiziers zur Bestattung in seiner Heimat aufzusuchen, erhalten wir die nachfolgende packende Schilderung der gewaltigen Eindrücke dieser Fahrt:

Am Sonntag, den 23. August, nachmittags um zwei Uhr, zogen die deutschen Truppen, an ihrer Spitze die Musik des 97. Infanterieregiments, mit klingendem Spiele in die Stadt Lunéville ein, die am Tage zuvor dem Ansturm unserer Truppen erlegen war. Wir trafen noch an demselben Abend im Automobil daselbst ein. Anfänglich war es, als wir in die Stadt einfuhren, totenstill in der breiten, völlig dunklen Hauptstraße, durch die wir fuhren. Aber nach wenigen Minuten vernahmen wir aus ziemlicher Nähe brausenden Gesang. Wir schlugen die Richtung der Klänge ein und hielten nach kurzer Zeit vor der französischen Dragonerkaserne. Welch ein wunderbares Bild! Alle Fenster erleuchtet, die Eingänge der Kaserne von Wachtposten besetzt, und aus den eben erst vom Feinde geräumten Mannschaftsstuben scholl es vielhundertstimmig begeistert in die Nacht hinaus: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Das sangen die Braven, die tags zuvor dem furchtbaren Geschoßhagel der französischen Artillerie standgehalten und nun als Sieger über die Leichen des Feindes hinweg die Bahn nach Frankreich freigemacht hatten. — Ich begab mich dann zum Hotel de l'Halle, wo ich eine Abendtafel antraf, die mich in überraschender Weise an Menzelsche Bilder aus der friderizianischen Zeit erinnerte. Auf der Tafel stand eine Reihe siebenarmiger silberner Leuchter mit brennenden Kerzen, und in der Runde sowie an kleinen Nebentischen herrschte die freudige, aber in keiner Weise ausgelassene Stimmung von Kameraden, die Schulter an Schulter tagelang in den Schützengräben gelegen, um sich herum die Granaten einschlagen gehört und furchtlos dem Tode ins Auge geschaut hatten, denen nun aber der Stolz des Sieges und die Freude über ihre Unverletztheit aus Auge und Mienen leuchteten. Dann saßen wir zusammen und lauschten in atemloser Spannung, wie die Hauptleute vom 70. Regiment von den ereignisschweren Tagen vom 19. bis 23. August erzählten. Wie furchtbar hat doch die 32. Brigade ausgehalten! Die „eiserne Brigade", wie sie draußen im Felde schon heißt. Es ist keine Redensart, sondern buchstäblich wahr, daß diese beiden Regimenter die Grenze, soweit sie dem Saarbrücker Lande zugekehrt ist, mit ihren Leibern gedeckt haben. Bei Dieuze hat die 31. Division unter der Führung des Generalleutnants v. Berrer ein ganzes französisches Armeekorps geworfen, und wenn nicht die heldenmütige Tapferkeit dieser Division, insbesondere der 32. Brigade, rechts und links der Bahnlinie Bergaville—Dieuze, dem



Polnische Le[...]
im Dunaje[...]

Nach einer O[...]
M.[...]



...re zersprengen
... vorrückende
...en.
...alzeichnung von
...endts.

furchtbaren Granatfeuer der unbestritten hervorragend schießenden französischen Artillerie standhaltend, schließlich siegreich die feindlichen Heeresmassen über Dieuze bis an die Grenze zurückgeworfen hätte, wo den entsetzten Franzosen dann die bayrischen Regimenter in den Rücken fielen — dann hätten die feindlichen Heere in einem gewaltigen Vorstoß über Forbach und Saargemünd die Saarbrücker Lande besetzt und die Stadt Saarbrücken betreten.

Die Nacht verbrachten wir im Automobil, und die Müdigkeit sowie die begreifliche Abspannung nach all den Eindrücken des vergangenen Tages verhalfen uns zu einem wenn auch nur unruhigen Schlaf. Wir fuhren am anderen Morgen in der Frühe aus Lunéville hinaus und hatten im nächsten Augenblick vor uns das gewaltige Schlachtfeld, über das wir am vergangenen Abend in der Dunkelheit gefahren waren. Große frische Erdhügel, sorgfältig geebnet und abgegrenzt, mit Holzkreuzen versehen, zeigten die Massengräber an, in denen die Kameradentreue unsere gefallenen Helden bereits zur letzten Ruhe gebettet hatte. Hier wie überall hatten unsere Soldaten zunächst für die Bestattung unserer Gefallenen gesorgt.

Unser Weg führt uns nach Einville zum Feldlazarett Nr. 7. Die Ärzte arbeiten mit einer Hingebung, die ihresgleichen sucht, aber sie können die Riesenaufgabe kaum bewältigen. Wir setzen in der Dunkelheit tastend Fuß vor Fuß, die Verwundeten nicht zu verletzen, die Toten nicht zu treten.

Und ich habe dann den Toten gefunden, den ich suchen und seiner trauernden Witwe zuführen sollte, damit er in der Heimat die letzte Ruhestätte bei seinen Lieben finde, einen jungen Offizier, der wenige Tage nach der Mobilmachung mit seiner jungen Frau vor mir am Altar stand, daß ich den Bund fürs Leben segne. Und heute schon, kurze Wochen nach der Nottrauung, liegt er als einer der gefallenen Helden in seinem Blute vor mir! Französische Einwohner von Einville, arme Taglöhner, halfen mir den Toten aufsuchen. Sie haben im Schweiße ihres Angesichts bei dem traurigen Werke geschafft; doch als ich sie entlohnen will, lehnen sie einmütig ab. „O dieser junge, tapfere Offizier!“ rufen sie aus, „o sein tragisches Geschick, seine arme junge Frau! Nein, wir sind Christen, wir nehmen nichts!“ Es ist mir unmöglich, sie für ihre Dienste zu bezahlen. Ich reiche ihnen allen die Hand und danke ihnen tieferschüttert.

Mein Weg geht wieder heimwärts mit dem stillen Toten. Noch einmal halten wir vor einem Lazarett, in dem die Leiche des heute früh seinen schweren Verletzungen erlegenen Obersten Foerster vom Forbacher Infanterieregiment liegt. Tiefbewegt treten wir an das Totenlager. Auf der Erde gebettet, mit dem Mantel bedeckt, Helm und Degen auf der Brust, das Lager von dem treuen Burschen mit Blumen geschmückt, so liegt er da, trotz der schweren Wunden das Antlitz voll tiefsten Friedens. Ein Notsarg ist schnell hergerichtet, und ich nehme auch diesen Toten auf dem mir zur Verfügung stehenden Lastauto mit in die Heimat.

Die Fahrt ist wieder voll unvergänglicher Eindrücke. Der Abend beginnt zu dunkeln; wundervolle Lagerbilder tauchen auf. Um die Feuer sitzen die Mannschaften, Hunderte von rastenden Pferden drängen die Köpfe zusammen. Wohltuend berührt uns im Vorüberfahren die Abendstunde des Biwaklebens. Wär's nur nicht der Krieg! Eine gute Weile geht die Fahrt glatt vonstatten; da aber hemmen marschierende Truppen den Weg. Wir liegen an einer schmalen Brücke über den Rhein-Marne-Kanal fest, und nun erleben wir ein für unsere deutschen Herzen überwältigendes Schauspiel: endlose Kolonnen sind auf dem Anmarsch. Noch ist es hell genug, der gewaltigen Szene zu folgen. Auf allen Heerstraßen bis hin zum Horizont zieht es



Phot. A. Grohs, Berlin.

Graf Zeppelin (X) im Felde.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Begrüßung des greisen Generalfeldmarschalls Grafen v. Häseler (X) in einem französischen Dorf.

in unabsehbaren Reihen näher. Riesigen Schlangenlinien gleich wälzen sich die ungeheuren Massen heran; soweit das Auge schaut, Truppen, Truppen, Truppen! Niemals habe ich ein solches Bild gesehen, und niemals werde ich es wiedersehen! Unwillkürlich muß ich an die strategische Idee denken, an den unsichtbaren Willen, der, planvoll und sicher seinem Ziele folgend, diese erdrückenden Massen durch das erschlossene Tor von Lunéville hinüberwirft in Feindesland! Staunen und Bewunderung erfaßt mich gegenüber einer Heeresleitung, für die dieser für das Laienauge schier unentwirrbare Knäuel des militärischen Aufmarsches Klarheit, volle Übersicht und Ordnung hat. So unruhevoll das alles auf den Laien wirkt, im Grunde vollzieht es sich doch in einer eisernen Ruhe. Schwer und drohend wuchten die Feldgeschütze vorbei — ich meine sie schon donnern zu hören vor den Wällen von Toul!

Das Schlachtfeld einst und heute.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das Bild Seite 138/139.)

In den Kriegen Friedrichs des Großen, als die Steinschloßmuskete eine Tragweite von 400 Schritt, wirksame Schußweite aber nur bis 200 Schritt hatte, als die Artillerie sich noch vor die Infanterie schieben mußte, da ihre Kugeln in großen Sprüngen über das Gelände hüpften, sehen wir die Truppen in genauer Seitenrichtung mit dicht aufgeschlossener Kampfordnung in ununterbrochenem Vorgehen bis in die feindlichen Linien hineinrücken, wobei Infanterie und Kavallerie die Entscheidung im Dreinschlagen mit der blanken Waffe suchten.

Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts begleitete das Schützengefecht der Musketiere den Sturmangriff der Pikeniere, die nach wie vor in langen dichten Fronten, in voller Mannesgröße und gut gerichtet heranmarschierten. Das Feuern aus dem Hinterhalt oder gar ein Deckungnehmen war bei der „schweren Infanterie" verpönt, der die Ehre zufiel, die Schlachtfront zu bilden.

Diese Lineartaktik wurde durch die französischen Ansichten zur Zeit des Siebenjährigen Krieges umgewandelt in Schützenschwärme, die ein Feuergefecht führten — diese mußten aber wegen der Vorderlader stehend laden — und dichte Kolonnen, die einen noch stärkeren Druck der Masse darstellten, indem die hinteren Glieder im Sturmschritt über die am Anfang der Kolonne gefallenen Kameraden hinwegeilten.

Auch zur Zeit des Schlachtenmeisters Napoleon mag es ein prachtvoller Anblick gewesen sein, wenn „das Ereignis", wie er das selbst einmal nannte, eintrat. Er meinte damit das Eingreifen seiner starken Infanteriereserve mit viel Artillerie und der Masse seiner Reiterei, die er vorerst zu seiner Verfügung zurückbehalten hatte, um sie einzusetzen, wenn das Gefecht der vorderen Linie ihm einen schwachen Punkt des Gegners gezeigt hätte. Lange Artillerielinien wurden dann auf nahe Entfernung an den Gegner herangefahren und überschütteten ihn mit Kartätschen, während sich riesige Infanteriemassen als festgeschlossene, tiefe Kolonnen, oft aus 12 Bataillonsfronten gebildet, nebst ganzen Divisionen von Dragonern und Panzerreitern im Trab auf die feindlichen Infanterielinien zuwälzten, um deren moralische Kraft zur Abgabe ruhig gezielter Salven zu brechen und sie dann mit der blanken Waffe bei der Umfassung oder beim Zentrumsdurchbruch niederzumähen. Die einmal in Fluß gebrachten Massen machten erst in der feindlichen Stellung wieder halt. Die Massenstoßtaktik der Reserve war die imposante Taktik Napoleons gegenüber der alten Lineartaktik, bei der alles in einer Linie angriff. Damit wurde das Schlachtfeld an Tiefe erweitert, die Schlacht zeitlich verlängert und die Zeit neu eingeteilt. Der Sturm war nicht mehr der Angriff selbst, sondern nur ein Teil von ihm, und zwar der größte.

Das Exerzierreglement von 1812, ein Werk Scharnhorsts, entwickelte überaus glücklich das Neue aus dem Alten. Ein Schützengefecht im Schwarm wurde vor der Front geführt, teilweise sogar selbständig, bis der Gegner sturmreif war. Die Linie der Masse des dahinter zurückgehaltenen Bataillons gab, wenn die Front frei wurde, geschlossen Massenfeuer ab, während dichte Kolonnen zum Sturmangriff schritten. Diese drei „Treffen" hatten, wenn sie beisammen waren, einen Abstand von je 150 bis 300 Schritt voneinander und so große Zwischenräume, wie sie zum Aufmarsch zur Linie benötigten.

1848 kam das Zündnadelgewehr auf, ein Hinterlader. Seine Vorzüge wirkten auf die Taktik und damit auf das Aussehen eines Gefechts. Der mit Vorderladern ausgerüstete Gegner bot ein sechsmal so großes Ziel wie die in Deckung befindlichen Besitzer der Hinterlader, die nicht mehr stehend, von oben her, laden mußten. Dazu konnten letztere dreimal soviel Schüsse lösen, so daß sich die nunmehrige Treffwahrscheinlichkeit zur bisherigen etwa wie 1 zu 18 verhielt. Die „Tiefe des Gefechts" wurde abermals vergrößert und Geländebenutzung notwendiger als je, denn in einer Ebene wäre man von 500 Schritt an mindestens 16 mörderischen Salven ausgesetzt gewesen. Die starren Gefechtsformationen lösten sich also größtenteils in

Schützenschwärme auf, die hauptsächlich im italienischen Feldzug von 1859 gute Erfolge hatten. Dahinter folgten jedoch immer noch dichte Kolonnen, aber im Gelände versteckt. Die Artillerie verfügte über größere Schußweite, deshalb konnten ihr unbeschadet Schützen vorgelegt werden, über die sie hinwegschoß.

Im Kriege 1870/71 war das französische Chassepotgewehr bis auf 1200 Meter zu gebrauchen. Die flachere Flugbahn bewirkte einen größeren bestrichenen Raum, die größere Anfangsgeschwindigkeit eine stärkere Durchschlagskraft. Die Geländebenutzung nahm zu. Man focht in Schützenschwärmen; nur die Hauptreserve ging immer noch in geschlossenen Halbbataillonen oder Kompaniekolonnen mit schlagenden Trommeln, fliegenden Fahnen und rauschender Regimentsmusik zum Handgemenge vor. Pulverdampf wogte über dem Kampfplatz, Helme, Degen und Schärpen des Paradeanzugs blitzten. Die Offiziere hielten es für unter ihrer Würde, sich hinzulegen oder beim Sturm vom Pferde zu steigen. Doch begann die Entfaltung, das ist das Auseinanderziehen der Kompanien frühzeitig außerhalb des Artilleriefeuers, was die Tiefe vergrößerte, und die Frontausdehnung hatte sich ebenfalls gestreckt.

Nach dem Kriege wurde ein neues Gewehr mit erheblich vergrößerter Schußweite eingeführt. Die eingliedrige Schützenlinie mit zwei Schritt Zwischenraum kam auf und brachte das „sprungweise Vorgehen", wobei die Schützenlinie sich — im Unterschied zu früher — durch Hinlegen und Deckungausnützen fast unsichtbar machen konnte, um nach einigen raschen Sprüngen vorwärts, die Geländegewinn brachten, wieder im Boden zu verschwinden. Die Tiefe des Schlachtfeldes wurde außerdem noch vergrößert durch das Einsetzen der drei Züge einer Kompanie nacheinander und ebenso der Bataillone.

Die Erfahrungen in Südafrika und Ostasien brachten als Fortschritt einen noch größeren Tiefenabstand infolge der wieder erheblich vergrößerten Schußweiten der neuesten Gewehre und Geschütze. Auch die Artillerie wurde unsichtbar, indem sie sich hinter den Höhen aufstellte und indirektes Schießverfahren einführte. Der Pulverdampf kam in Wegfall durch Einführung des rauchschwachen Pulvers. Geschlossene Truppenkörper können sich heutzutage nur noch in Deckung auf dem Schlachtfeld bewegen oder aufstellen, sonst durchschlagen sogar schon Infanteriegeschosse auf 1000 Meter fünf bis sechs Mann hintereinander, während Artilleriefeuer auf so große Ziele von vernichtender Wirkung sein würde. Die Leere des Schlachtfelds von heute wird also nur unterbrochen durch dünne Schützenlinien, durch Sprünge in kleineren Fronten bis zu Gruppen, um dem Maschinengewehrfeuer zu entgehen. Ferner wird das Kriechen angewendet. Man bedient sich der Mimikry, führte die glanzlosen feldgrauen Uniformen und Helmüberzüge, bräunierte Säbelscheiden, verhüllte Trommeln und Hörner, matte Achselstücke und Feldbinden ein. Die Offiziere steigen vor Beginn des Gefechtes vom Pferde, und nicht genug damit: man gräbt sich ein, bedeckt die Erdaufwürfe mit Gras und Strauchwerk, auch gegen oben, wegen der Flieger.

Ein solch modernes Schlachtfeld veranschaulicht unser Bild Seite 138/139, das der Beschauer gleichsam von einer weit überragenden Höhe im Vordergrund aus überblickt. Zur Erhöhung der Verständlichkeit sind hier wichtige Stellungen, wie z. B. Schützengräben oder Artillerielinien, übertrieben scharf eingezeichnet, während sie sich in der Wirklichkeit ja gerade wenig oder gar nicht vom Umgelände abheben. Das Bild ändert sich freilich, sobald Nahangriffe erfolgen, in denen oft Mann gegen Mann mit Kolben und Bajonett vorgeht, wenn es von der letzten Feuerstellung zum Sturmangriff auf die gegnerische Infanterie oder Artillerie kommt.



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Unsere Feldgrauen im Schützengraben.

Rechts vorn befindet sich ein Minenwurfapparat, und der Soldat dahinter hält eine Minenbombe in der Hand. Im Hintergrund kann man eine auf ein Holzgestell gebrachte Gewehrgranate sehen, während die zwei Mann vorn links Handgranaten haben, zum Schleudern in die feindlichen Gräben.

Deutsche Schneeschuhtruppen gegen französische Jäger.

(Hierzu die Bilder Seite 136 und 137.)

Im gegenwärtigen Weltkrieg wird jedes Hilfsmittel herangezogen, das irgendwelche Vorteile verspricht; so konnte es bei Eintritt des winterlichen Schneefalles nicht ausbleiben, daß auch der Schneeschuh ausgedehnte Verwendung fand. Die Staaten, deren im Kriegsfall gefährdete Grenzen durch alpines Hochgebirge verlaufen, also Österreich-Ungarn, Italien, Frankreich und auch die Schweiz, hatten schon in Friedenszeiten eifrig an der Ausbildung ausreichender Truppenteile im Schneeschuhlaufen gearbeitet, nicht minder Rußland, wo sogar häufig Wintermanöver dieser Art abgehalten wurden, die allerdings nicht selten die Form groß angelegter Treibjagden annahmen. In Deutschland fehlte es vor Kriegsausbruch an besonderen Schneeschuhtruppen; man sagte sich wohl, daß es bei unserer glänzend arbeitenden militärischen Organisation und der stattlichen Zahl begeisterter Anhänger des Schneeschuhsportes im deutschen Vaterland nicht schwierig sein werde, im Ernstfall auch solche Truppenteile schnell genug aufzustellen. Der Erfolg hat der Heeresleitung recht gegeben. Wohl zögerte der Winter, nach dem ersten Anlauf im November, bis nach Anbruch des neuen Jahres mit ausgedehnteren Schneefällen. Als er aber schließlich Berg und Tal in seine dichte weiße Decke hüllte, waren auch unsere deutschen, in aller Stille vorbereiteten Schneeschuhabteilungen zur Stelle, dem Feind nach bestem Können Abbruch zu tun.



Phot. Ludw. Schaller, Stuttgart.

Patrouille einer deutschen Schneeschuhtruppe im Anschlag.

Die erste amtliche Nachricht darüber brachte der Bericht des Großen Hauptquartiers vom 4. Februar, in dem gesagt wurde: „Sonst ist nur erwähnenswert, daß in den Mittelvogesen das erste Gefecht einer Schneeschuhtruppe gegen französische Jäger für uns erfolgreich verlief.“ Im gleichzeitigen französischen Bericht hieß es bloß: „In den Vogesen Begegnungen zwischen Schneeschuhpatrouillen“, ein stilles Eingeständnis, daß der Sieg auf unserer Seite war. Man darf sich die Sache indes nicht so vorstellen, als ob ganze Bataillone oder gar Regimenter auf Schneeschuhen gegeneinander kämpften. Den verschiedenen Truppenteilen werden vielmehr nur kleinere Schneeschuhabteilungen beigegeben, die sich vornehmlich mit dem Aufklärungsdienst befassen und auf ihren „Bretteln“ unermüdlich das tiefverschneite Gebirgsland abstreifen, um jede feindliche Bewegung rechtzeitig zu melden. Besonders spannend wird der Dienst, wenn eine feindliche Gruppe mit gleicher Ausrüstung erspäht wurde und es gelingt, ihr rechtzeitig einen Hinterhalt zu bereiten. So heißt es in einem Bericht von Pariser Blättern, der Mitte Februar über Kopenhagen bei uns bekannt wurde, daß in der Nähe der Henhamme vierzig Alpenjäger und zwei Offiziere von Deutschen abgeschnitten und aufgefordert wurden, sich zu ergeben. Sie schlugen es ab und sausten in rasendem Lauf auf ihren Schiern in die deutschen Laufgräben hinunter, wo sie nach einem heftigen Kampf Mann gegen Mann alle den Tod fanden.

An der Uniform unserer neugebildeten Schneeschuhtruppler fällt besonders die Kappe auf, die der österreichisch-ungarischen Feldmütze ähnelt, so daß man ihre Träger aus einiger Entfernung für Angehörige der verbündeten k. u. k. Armee halten könnte. Endlich sei noch hervorgehoben, daß sich die Oberste Heeresleitung für die gute deutsche Bezeichnung „Schneeschuhtruppe“ entschied an Stelle des vom Schiverband vorgeschlagenen „Schikorps“.

Was unsere Sanitätshunde leisten.

(Hierzu das Bild Seite 140.)

Die Anregung, die der „Deutsche Verein für Sanitätshunde“ zu Beginn dieses Feldzuges gab, hat gute Erfolge gezeitigt. Während schon seit längerer Zeit im Westen eine große Zahl Sanitätshunde arbeiten, ist nun auf Anordnung des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg auch der Osten noch weit ausgiebiger mit Hunden versehen worden. Im ganzen sind gegen 1400 Sanitätshunde mit eigenen Führern bei unseren Truppen im Felde eingestellt. Jeder neue Feldpostbrief, den ein Sanitätshundführer schreibt, bringt den Beweis für die Unentbehrlichkeit der schönen, klugen Tiere, die mit ihrem Spürsinn verwundete Kämpfer vom martervollen Tode retten. So schreiben einige Führer einer Sanitätskompanie:

„An diesem Abend rückten wir um sieben Uhr aus zum Schlachtfelde, wo wir schon sehnsüchtig von unseren schwer darniederliegenden verwundeten Kameraden erwartet wurden. Wir erfuhren, daß der Feind 3—4 Kilometer weit zurückgeschlagen worden sei. Es war eine finstere, düstere Nacht, dichter Nebel, da war Wald und Feld, Bäume lagen auf den Straßen, in dem Walde lagen die Bäume kreuz und quer, und Feuer bekamen wir von den Seiten. Jetzt ging es los, um unseren armen Kameraden zu helfen. ‚Revieren! Such verwundet!‘ war unser Kommando, und schon sausten die Hunde davon und wir schnell dahinter her, damit sie nicht zu lange bellen, denn wir waren nicht weit von den feindlichen Stellungen entfernt.



Phot. Ludw. Schaller, Stuttgart.

Die Offiziere einer württembergischen Schneeschuhkompanie.

Es dauerte nicht lange, bis wir Gebell vernahmen. Wir schnell, so schnell wie möglich vorwärts in der Richtung, aus der das Gebell kam. Da kamen uns schon die Hunde entgegengelaufen. Wir schnell mit ihnen vor. Da lag einer stöhnend und jammernd, seine Augen waren auf den Hund und seinen Führer gerichtet, und er rief: ‚Hilf mir, lieber Kamerad! Gib mir doch, bitte, etwas zu trinken, denn ich habe furchtbaren Durst!‘ Wir gaben dem Armen



Französische Schneeschuhpatrouille in den Hochvogesen gerät in einen Hinterhalt.
Nach einer Originalzeichnung von Curt Liebich.

Rauch von auf den Aeroplan abgeschossenen

Feindliche Batterie.

Feindlicher Schützengraben.

Vorderster Schützengraben.

Schützengraben für Reserve und Nachschub.

Eingegrabene leichtere Artillerie.

Ein hier verborgener Beobachtungsposten am Scherenfernrohr gibt der Artillerie telephonisch Ziel und Schußwirkung an.

30,5-cm-Mörser in gedeckter Stellung.

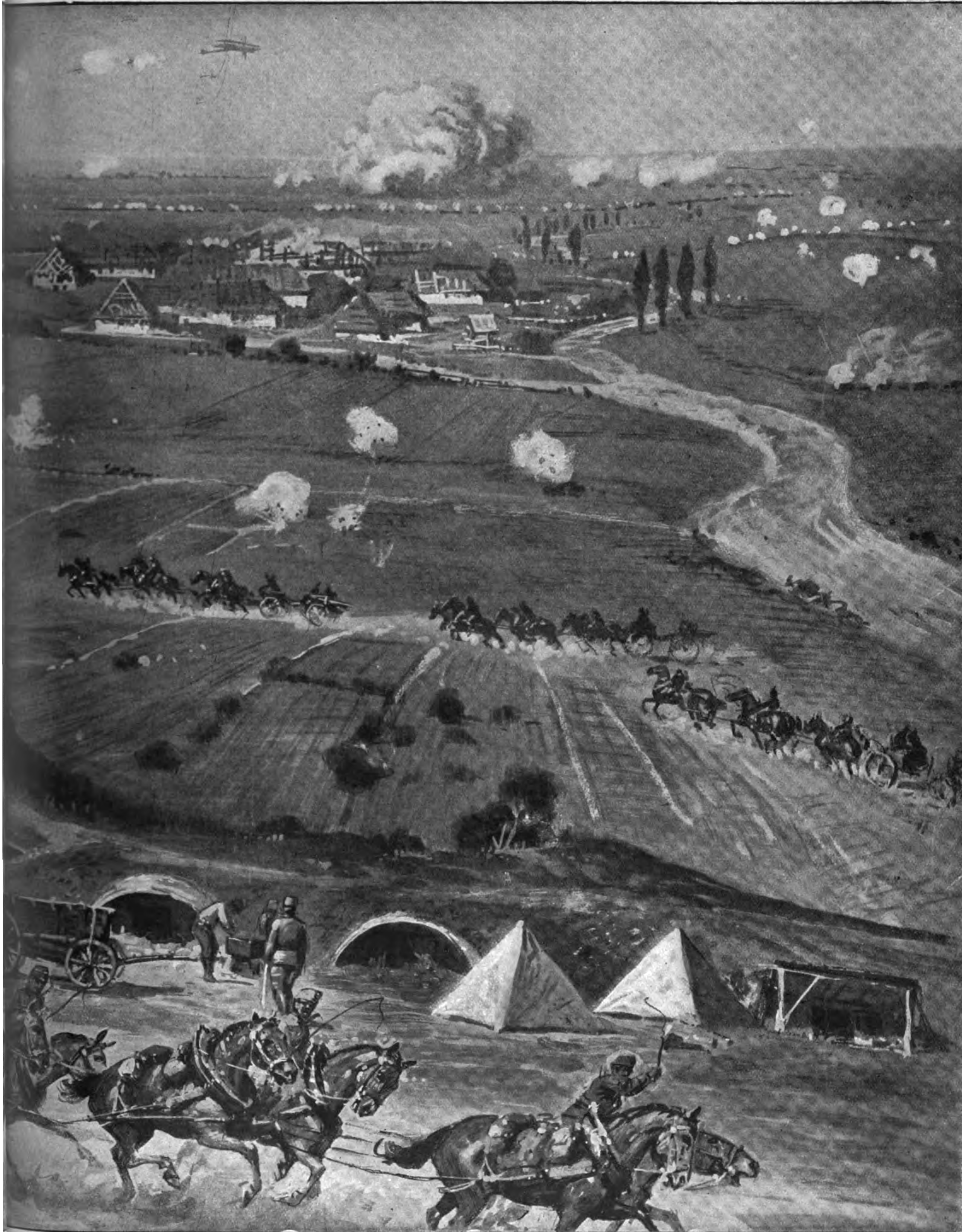
30,5-cm-Mörser auf dem Transport.



Zurückkehrender

Überblick über ein

Nach einer Original



...dernes Schlachtfeld.

...nung von A. Reich.

Kaffee aus der Feldflasche, den er gierig zu sich nahm. Sodann liefen wir davon und holten Träger, damit die Aufgefundenen schneller fortgeschafft würden.

War der erste fort, so hörte man schon wieder bellen, und so ging es weiter, bis wir viele, viele Verwundete gefunden und das Schlachtfeld abgesucht hatten. Am Morgen des 7. November gingen wir dann mit unseren vierbeinigen Helfern nach schwerer Arbeit und sehr müde zurück zu unserem Lager, wo wir gleich in tiefen Schlaf verfielen. Man sagte, wir sollten uns die Verwundeten aufschreiben, die wir gefunden haben, aber das ist ein Ding der Unmöglichkeit, denn dazu ist keine Zeit; hier heißt es arbeiten, und zwar so schnell wie möglich. Rufen, sprechen und Licht anzünden dürfen wir nicht, auch dürfen die Hunde keine Schelle tragen, andernfalls wir unter feindliches Feuer genommen werden. 14 Verwundete, die von unseren Hunden gefunden wurden, wären niemals von den Sanitätern gefunden worden, sie wären bestimmt ihrem Schicksal überlassen und hilflos liegen geblieben. Es macht sich keiner hiervon ein Bild. Wir sowie unsere Hunde sind hier bei der Kompanie gut gelitten." —


Phot R. Sennecke, Berlin.
Eine Abteilung vom Roten Kreuz mit Sanitätshunden auf der Suche nach Verwundeten.

Auch Verwundete legen vielfach in Protokollen, die unter Mitwirkung von Amtspersonen aufgenommen wurden, Zeugnis für unsere prächtigen Hunde und ihre Samariterdienste ab. Zum Beispiel berichtet ein Unteroffizier:

„... Ich habe also etwa von sieben Uhr abends bis ein Uhr nachts an der Strohdieme, etwa 100 Meter vorm Feinde, gelegen ... Ich nehme an, daß ich ohne Hund nicht gefunden worden wäre, da die Stellung der Franzosen so nahe war, daß nur nachts gesucht werden konnte ..."

Ein Sanitätshundführer schreibt:

„In der Nacht des 12. Dezember hat mein ‚Stern' bei Rz ... in Russisch-Polen seine Meisterleistung vollbracht. Vom Jägerbataillon ... wurde ein Hund angefordert, da drei Leute seit 24 Stunden vermißt waren. Wir hatten also das Gefechtsfeld des vorherigen Tages abzusuchen, und da dies vor der Schützenlinie der Russen lag, konnte das nur im Dunkel der Nacht geschehen. Mit drei Bahren, zwölf Leuten und einem Feldwebel zog ich abends um halb sieben Uhr aus, das erstemal, daß ich vor unserer Schützenlinie arbeiten sollte, ich hatte doch ein wenig Dampf dabei. Sämtliche Leute haben wir mit ‚Stern' gefunden, aber den schönsten Erfolg hatten wir, als wir zum zweitenmal mit unseren Bahren zurückgingen. Schon vorher hatten wir drei Leute vom ... Infanterieregiment gefunden, die hier seit 36 Stunden gelegen hatten. Auf dem Rückwege nun war ‚Stern' eine ganze Zeit weg. Hinter Wild geht er nicht mehr, ich hatte deshalb auch keine Angst. Plötzlich in der Ferne ein scharfes Bellen. Der Feldwebel und ich eilen hin, und der Hund steht bei einem verwundeten Unteroffizier. Er hatte mit einem Schuß durch beide Oberschenkel drei volle Tage hilflos dort gelegen. Die Freude dieses Menschen war so groß, daß er den Hund umarmt und geküßt hat."

So kann man jeden Tag neue Erfolge unserer Hunde verzeichnen, deren Anzahl für jede Sanitätskompanie nun von vier auf acht erhöht werden soll, während gleichzeitig 250 Tiere auf einmal nach dem Osten abgehen. Die für die Hunde gemachten Aufwendungen werden durch ihre segensreiche Wirksamkeit vollauf belohnt. Aber auch die Ansprüche an die Mittel des Vereins steigen unablässig. Da kann, da muß jeder Besitzende helfen! Denkt, es sind vielleicht Sohn und Bruder, die sehnsüchtig auf den treuen Hund als Retter warten! Darum gebt! Gebt, soviel ihr könnt. Die Militärkanzlei des Großherzogs von Oldenburg, des Protektors des Deutschen Vereins für Sanitätshunde, nimmt jede Gabe gern entgegen.

Die Männer der „Emden".

„Extrablatt! Extrablatt!"
Läuft's durch die Stadt.
Und es klingt mit Hallo und Hurra:
„Die Mannschaft der ‚Emden' ist wieder da!"
Die Leute an allen Straßenecken
Wollen sich schier die Hälse ausrecken,
Auf die Tram, ins Café, in tausend Büros
Fliegen die Blätter. — „Was ist los?"
Jubel und Schreien, Hallo und Hurra:
„Die Männer der ‚Emden' sind wieder da!"
Hat uns kein Tag doch in unserem Leben
Eine frohere Kunde gegeben,
Hat uns doch keine gewonnene Schlacht
Stolzer auf unser Deutschtum gemacht.

Landkarte her und den Globus gedreht!
Nachsehn, was in der Zeitung steht!
(O, die verwünschten blauen Gewässer!
Hättst du gelernt, so wüßtest du's besser.)
Sie sind in Hodeida, — ja wer das gleich wüßte!
Ah, an Arabiens südwestlicher Küste!
Durch die Straße von Perim her
Kamen sie in das Rote Meer.
Waren nach Bab-el-Mandeb gekommen,
Hatten den Ozean überschwommen;
Hatten gedürstet, hatten gelitten,
Hatten gehungert und tapfer gestritten.

Drei Monat lang trieb der leichte Kahn
Des Häufleins über den Ozean;
Von Kreuzern gesucht, von Panzern bedroht,
So sahen sie täglich den sicheren Tod.
Dreißig Männer! Die Übermacht
Haben sie tapfer und keck verlacht.
Mit ihrer Flagge allein auf dem Meere,
Fuhren sie kühn die Kreuz und die Quere.
Versenkten hier, versenkten dort,
Und wie die Teufel waren sie fort.
Ob auch Gefahren sie stündlich umgraust,
Führten sie Krieg auf eigene Faust.
Den Feinden zum Schaden, der Heimat zum Stolze,
Männer aus bestem deutschen Holze!
Männer der Treue, Männer der Pflicht —
Komme, was komm', wir vergessen's euch nicht!

Jahrhunderte werden vorüberrennen,
Die Männer der „Emden" wird jeder kennen!
Solange die deutschen Ströme rauschen,
Werden die Buben sie hören und lauschen,
Wenn einer erzählt die alten Sagen,
Wie die „Emden II" sich durchgeschlagen.

Rudolf Geck.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß wir den Krieg in den afrikanischen Kolonien nicht so lückenlos schildern können wie die Kämpfe auf den europäischen Kriegschauplätzen. Unsere frühere Darstellung (Band I Seite 486 u. f.) beruhte auf dem, was unsere Feinde mitteilten. Erst sehr viel später sind direkte Nachrichten des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika an unsere Regierung gelangt, und diese werfen ein ganz anderes Licht auf vieles von dem früher Berichteten. Wir wissen jetzt von ganz erheblichen deutschen Erfolgen. Nach den bis Mitte Oktober vorliegenden deutschen Berichten sind alle Angriffe auf Deutsch-Ostafrika glänzend zurückgeschlagen worden. Wir geben die betreffenden Telegramme des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika im Auszug wieder.



Phot. H. Noack, Berlin.

Oberstleutnant v. Heydebreck,
der als Kommandeur der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika seiner am 12. November 1914 erhaltenen Verwundung erlag.

24. August. Bisher kein Landangriff auf Ostafrika erfolgt. Starke Truppenansammlungen an den Grenzen. Englische Kreuzer beschossen Funkenturm Daressalam, beschlagnahmten dort und in Tanga Handelschiffe, bombardierten Bagamojo ohne erheblichen Schaden. Offene Küstenplätze nicht verteidigt, Besetzung nicht erfolgt. Wir haben nach geringem Widerstand Taveta (in Britisch-Ostafrika) besetzt. Belgischer Dampfer auf Tanganjikasee zerstört. Funkenturm Daressalam von uns zerstört.

29. August. Oberleutnant v. Oppen hat etwa 36 berittene Engländer in der Nähe von Moschi (im Kilimandscharogebiet) zurückgeworfen. Sechs Engländer und zwei Schwarze tot. Diesseits keine Verluste gemeldet.

Am 29. August stieß Europäerpatrouille bei Taveta auf englische Patrouille von einem Engländer und sechs Askari. Englischer Führer gefallen. Am 30. August wurden Posten bei Jassini (jedenfalls unweit Taveta) mit Maschinengewehren beschossen. Am 2. September auf Straße nach Voi durch Patrouille drei englische Motorräder genommen. Ein Führer, anscheinend Italiener, gefangen. Diesseits keine Verluste.

Bezirksamt Moschi drahtet: Detachement Hauptmann Schulz stieß am 7. September nach mehrtägigem Avantgardengefecht kurz vor der Station Tsavo der Ugandabahn auf sehr überlegenen Gegner. Nach zweieinhalbstündigem, heftigem Gefecht zog sich Detachement Schulz zurück, da Versuch Umgehung Gegners auf anderthalb Kilometer erkannt.



Phot. H. Noack, Berlin.

Major Franke,
der neue Kommandeur der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika.

Am 9. September 1914 kam es bei gewaltsamer Erkundung durch Oberleutnant Transfeld, zwei Europäer und fünfzehn Askari gegen Matabag vier Uhr nachmittags zu kurzem Feuergefecht mit überlegenem Gegner.

Vom Bezirksamt Neu-Langenburg ist Nachricht am 10. September eingegangen, daß Sturm der 5. Kompanie auf Karonga am Njassasee am 9. September von Engländern abgeschlagen. Kompanie über Grenze auf deutsches Gebiet zurückgezogen.

Unser Hilfskreuzer „Muansa" hat den englischen Dampfer „Sibyll", als er im Begriff war, 150 indische Soldaten und zwei Geschütze nördlich Schirati an der Karungubucht zu landen, angegriffen. Das Schiff „Sibyll" ist durch mehrere Granatenvolltreffer schwer beschädigt. Die Besatzung hatte anscheinend viele Verluste durch unser Maschinengewehrfeuer. „Sibyll" stellte ihr Feuer ein und dampfte nach Norden. In den von uns nicht besetzten nördlichen Teil des Bezirks Bukoba sind Engländer eingedrungen.

Bezirksamt Moschi drahtet: Am 19. September sechs Uhr vormittags griff Abteilung Leutnant Langen in Elmapitzi an, Verluste des Feindes sollen sich auf 30



Dr. Schnee,
Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.



Oberst Maritz,
namhafter Burenführer gegen Botha und die Engländer.



Christian Dewet,
der „schwarze Teufel" des Burenkrieges, der Feind Bothas und Englands in Südafrika.



Geheimrat Ebermaier,
Gouverneur von Kamerun.

bis 40 belaufen. — 25. September. Verstärkte 10. Kompanie wurde nördlich Longido im Lager von Engländern, Buren und Askari überfallen. Gegner wurde zurückgeworfen, 14 Tote gezählt. Viele Reittiere erbeutet.

29. September. Hauptmann Baumstark hat Lager von Madorini (auf dem Marsch nach Mombassa) angegriffen, das von den Engländern fluchtartig verlassen wurde. Vorgefunden zwei Vorderladergeschütze mit Munition, Verpflegung und Gewehre mit viel Munition. Gegner hat sich auf Gazi (südlich von Mombassa) zurückgezogen.

30. September. Nach nichtamtlichen Nachrichten ist belgische Station Goma am Kiwu von deutschen Truppen genommen. Auf Kiwusee kreuzt armiertes deutsches Motorboot. Insel Kwidschwi soll von Belgiern geräumt sein.



Übersichtskarte von Deutsch-Ostafrika.
(Die Grenzen des deutschen Gebiets sind schraffiert.)

4. Oktober. Nach Meldung Kommandos ist über das Gefecht von Loldureish am 26. September 1914 festgestellt: Hauptmann Schulz mit 4. und 13. Kompanie Patrouillenkorps ging gegen starkes feindliches Lager am Zusammenfluß von Tsavo und Loldureishfluß vor, um es mit sechs Maschinengewehren zu beschießen. Nach kurzer Beschießung wurde wieder in das Lager zurückmarschiert. 10 Engländer, 20 englische Farbige sollen gefallen sein.

Kigali berichtet: Am 4. Oktober griffen vier belgische Kompanien am Kiwusee nördlich von Kissenji die deutschen Truppen unter Hauptmann Wintgens an. Gegner erlitt schwere Verluste und wurde zurückgeworfen. In früher gemeldetem Gefecht bei Ngazi erlitt Gegner anscheinend schwere Verluste, besonders an Europäern.

16. Oktober. Belgischer Posten in Nyakalengo auf Insel Kwidschwi wurde am 24. September von unseren Truppen unter Hauptmann Wintgens angegriffen und ergab sich nach anderthalbstündigem Gefecht. Verluste des Gegners: sechs Askari gefallen, sieben verwundet. —

Aus den beiden letzten Telegrammen geht zunächst unzweideutig hervor, daß die seinerzeit vom belgischen Gouverneur von Katanga erstattete Meldung einer vollständigen Niederlage der Belgier zutreffend war, so sehr auch bald darauf die englische und französische Presse bemüht waren, jene Nachricht zu unseren Ungunsten zu verdrehen. Über das Gefecht bei Gazi in Britisch-Ostafrika liegt eine frühere Meldung des Gouverneurs nicht vor. Im Telegramm vom 29. September war lediglich gesagt worden, daß der Feind sich Ende September dorthin zurückgezogen habe.

Die Bedeutung des deutschen Erfolges erkannten wir aber erst Anfang Februar, als die Berichte des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika Dr. Schnee bei uns eintrafen. Sie ergaben, daß es sich hier um die größte Schlacht handelte, die bisher auf dem Boden unserer Kolonien ausgefochten worden ist. Danach erschienen am 2. November die Engländer mit zwei Krieg- und dreizehn Transportschiffen vor Tanga und forderten die bedingungslose Übergabe, die aber vom Gouverneur Dr. Schnee abgelehnt wurde. Darauf dampften die Schiffe ab, erschienen aber am dritten Tage wieder und landeten vor Ras Kasone ein europäisches und vier indische Regimenter, darunter auch Kavallerie, mit etwa acht Maschinengewehren und neun Geschützen. Auch Marinetruppen wurden ausgeschifft. Die schweren Schiffsgeschütze des Kreuzers „Fox“ unterstützten den Angriff des Feindes von der See aus. Das feindliche Landungskorps erlitt in erbitterten dreitägigen Kämpfen schwere Verluste und wurde zurückgeschlagen. Am 4. November währte der Kampf ununterbrochen 15 Stunden. Abends fand das entscheidende Gefecht gegen die gesamte feindliche Streitmacht trotz heftigster Beschießung der Stadt durch feindliche Geschütze statt. Das Feuer unserer Schiffe setzte einen englischen Transportdampfer in Brand; auch der Kreuzer „Fox“ erhielt schwere Treffer. Am 6. November zogen die englischen Schiffe nach Norden ab. Das Landungskorps hatte eine Stärke von ungefähr 8000 Mann, während die Unsrigen nur 2000 zählten. Die Verluste der Engländer betrugen an Toten, Verwundeten und Gefangenen etwa 3000 Mann. Unsere Verluste waren gering. Nach flüchtiger Zählung wurden erbeutet: 30 Telephonapparate, über 1000 wollene Decken, viele Gewehre und Ausrüstungsstücke, 300 000 Patronen und 8 Maschinengewehre, sowie große Mengen Proviant. Die Stimmung der siegreichen Truppen (Schutz- und Polizeitruppe und Kriegsfreiwillige aus dem Schutzgebiet) war ausgezeichnet, und ebenso bewiesen die Askari aufopfernde Hingabe und Heldenmut. —

Eine lebendige Schilderung dieser großen Schlacht von Tanga gab ein früher in Deutsch-Ostafrika ansässiger Schweizer in den „Neuen Zürcher Nachrichten“, der wir folgendes entnehmen wollen:

Sonnenschein, glühender, zitternder afrikanischer Sonnenschein gleißt auf dem spiegelglatten Tangahafen. Vom Nordostmonsun getrieben, segeln eilig gewaltige Wolkenballen vom Meere her nach dem Binnenland. Die Fernsicht wird infolge des aufsteigenden Dunstes unsicher. Angestrengt beobachtet der auf der Zachturmruine aufgestellte Posten einen feinen Rauch, der weit draußen hinter der Ulengeinsel erscheint. Hastige Meldung an den diensttuenden Europäer. Im schnellsten Laufe stürzt ein schnellfüßiger Askari gegen die eine halbe Stunde entfernt liegende Stadt Tanga zu. In den verödeten Straßen unter den wie in Trauer stehenden Palmen ist nicht mehr das rege Leben wie vordem. Still ist der Bahnhof, keine einzige Straße, wo nicht verbrannte und zusammengeschossene

Häuser und Hütten vom englischen Bombardement erzählen. Auf nichts achtet der Eilbote. In der großen Senkung hinter der alten Bohma stehen die Helden der „Königsberg"; die tapferen Marinesoldaten sehen mit Spannung dem schweißtriefenden Boten entgegen.

„Bwana mkubwa, Askari Salimu" — schnell liest der Offizier die Meldung des Wachtpostens, daß nun die längst erwarteten englischen Kriegschiffe in größter Schnelligkeit gegen den Hafen zu fahren. Die vielen Sandbänke nötigen sie aber zu einem sehr bedeutenden Umweg. Scharfe Kommandos hallen über das Feld. Sofort tritt die Mannschaft an. Weiter hinten lagern sich etwa 2000 schwarze Askari. Als deren Führer, die eben ausgebildeten Europäer, als Freiwillige sich um den Kommandanten scharen, ist schon alles klar zum Gefecht. Ein flotter, aber verwegener Plan soll ihnen die Aussicht auf Erfolg verbürgen helfen, wissen sie doch alle, daß die Engländer mit großer Übermacht erscheinen werden.

Unterdessen stampfen die Kolosse aus Stahl und zwölf große Transportschiffe vorsichtig gegen den Hafeneingang zu, eine einzige Feuersäule bricht aus der Breitseite des vordersten Kriegschiffes. Ein furchtbarer Donner rollt über die See, ein neues Bombardement hat begonnen, krachend und prasselnd schlagen die Granaten in die Hafenanlagen und die Ruinen der darüber liegenden Häuser ein, um die Deutschen daraus zu vertreiben. Beabsichtigen die Engländer doch eine größere Landung ihrer Truppen, um sich in den Besitz der Usambarabahn sowie der großartigen Anlagen technischer und wirtschaftlicher Natur des Nordbezirkes setzen zu können.

Es wird dann weiter geschildert, wie die Engländer bei zunehmender Ebbe die Ausschiffung der Truppen beginnen — die großen Dampfer müssen sich entweder aus dem Hafen schleppen lassen oder liegen bis zum Steigen der Flut manövrierunfähig. Als etwa 600 Inder gelandet sind, dringen sie zur Besetzung der Bahnstation Tanga vor. Von den Deutschen war bisher keine Spur zu erblicken. Als im letzten Zwielicht die Engländer in der Nähe der Station anlangen, klatschen auf einmal die Kugeln der deutschen Verteidiger in ihre Reihen, und unter Hurrageschrei stürmen zwei Kompanien auf die erschrockenen Engländer und Inder los. Ein furchtbarer Bajonettkampf beginnt, immer neue Haufen schwarzer Askari stürmen aus den Ruinen der Häuser auf die sich langsam zurückziehenden Inder ein, die von ihren Schiffen keine Hilfe erhalten können. Nach kurzer Zeit ist der Letzte dieses Landungstrupps in den Ruinen Tangas gefallen.

Unterdessen haben die Engländer versucht, unter dem Schutze der Dunkelheit weitere Truppen — etwa 8000 Inder — zu landen. Auch diese Landung blieb ungestört. Mit steigender Flut kehren die englischen Kriegschiffe in den Hafen zurück und senden Schlag auf Schlag, ihre feurigen Bogen durch das Dunkel der Nacht zeichnend, ihre Geschosse in die brennenden Trümmer und weit, weit hinein bis in die großen Sümpfe hinter der Station.

Die Deutschen hatten, ihre Verwundeten mitnehmend, sich über den Müllerberg gegen die Sümpfe des Mkulumuziflusses und hinüber nach der Sisalpflanzung Kiomoni zurückgezogen. Auch hier wieder außer dem Bereich der für sie nicht bekämpfbaren Schiffsgeschütze. Stundenweit dehnen sich stachliche, undurchdringliche Wälder, gebieten große, gefährliche Sümpfe dem Eindringen halt. Ihre Kanonen und Maschinengewehre sind in vorteilhaften Stellungen am Ende des Kriekς (bei Ebbe wasserfreies Sandfeld an der See) gelegen. Kommt der Feind vom Hafen her oder von der Stadt, so wird er vom Müllerberg und von den Hügeln Kiomonis mit Kartätschen und Maschinengewehrfeuer empfangen werden.

Eine kleinere Abteilung, bestehend aus 2000 Askari und dem verfügbaren freiwilligen Europäerkontingent, hatte die Aufgabe, den Feind in diese neue Falle zu locken.

Kaum graut der Tag, so beginnt ein rasendes Gewehrfeuer gegen die aus der Stadt vorgehenden Inder. Sie wollen die Scharte von gestern auswetzen und unternehmen einen stürmischen Angriff gegen den viel schwächeren Feind. Immer kämpfend ziehen sich die Deutschen über das Kriek zurück. Der Müllerberg wird dagegen gehalten, um nicht den Feind sich dort festsetzen zu lassen. Ein wildes Ringen hebt an. Kaum sind die Engländer zwischen den einzelnen Mangrovenbüschen durch und auf die offene Kriekebene gestürmt, so empfängt sie ein mörderisches Maschinengewehrfeuer. Darein mischt sich das Dröhnen der Schiffsgeschütze der deutschen „Königsberg", während die englische Artillerie infolge des sandigen Bodens nicht weiter vorrücken kann. Ein furchtbares Morden beginnt. Mann für Mann aufs Korn nehmend, senden die Deutschen ihre Kugeln in die Reihen ihrer Feinde, und auch die Schwarzen, die zeigen wollen, daß sie nicht umsonst deutsche Askari sind, stürmen immer von neuem auf die manchmal bis an den Leib im Sumpfe stehenden, aber sich tapfer wehrenden Engländer und Inder heran, deren Vordringen aufgehört hat.

Da weichen auf ein Signal hin die mittleren Partien der Askari zurück. Der Feind folgt unter lautem Siegesgebrüll. Zu früh! Es ist nur eine List. Nun brechen die



Der Hafen von Tanga.

hinter dem Müllerberge gehaltenen deutschen Truppen den Engländern in die Flanke, ein tapferer Angriff auf die Artilleriestellungen bringt eine Maximkanone und ein Maschinengewehr in die Hände der Deutschen. Einen Augenblick steht der Kampf. Dann beginnt ein neuer Feind sich langsam an die im Kriek sich eingrabenden Inder heranzuschleichen. Es ist die Flut. Stetig steigen die Wasser. Die Kämpfer müssen zurück. Krachend schlagen die Schrapnelle in die deutschen Reihen, die zum Sturm vorgehen. Ein gewaltiger Stoß dringt in die schon wankenden Reihen der Feinde. Von Dornen zerfetzt, in den unheimlichen Krieklöchern lautlos versinkend, von den schwarzen und den europäischen deutschen Truppen hart bedrängt, artet der Rückzug der englischen Truppen in Flucht aus. Erst in der Nähe der Hafenanlagen, im Bereiche der Kanonen und droben in der Stadt kommt der Kampf wieder zum Stehen. Über 3000 englische Soldaten und Inder liegen draußen im Kriek und den anliegenden Sisalagavenplantagen.


Deutscher und Kameruner Krieger.

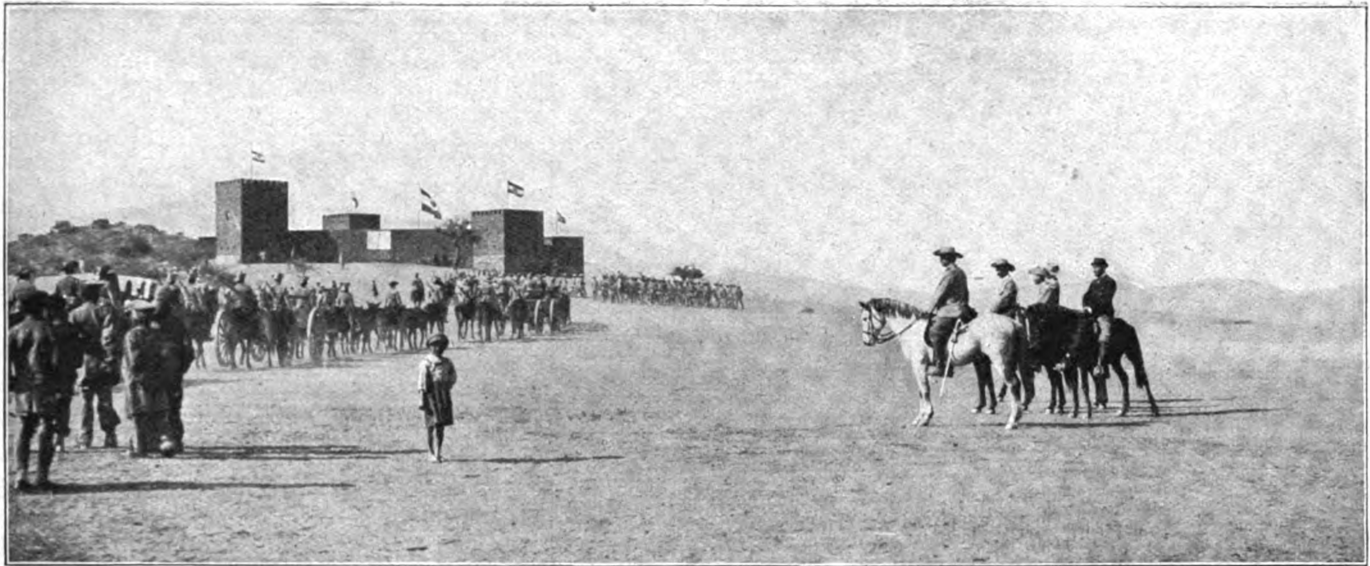
Dunkelheit bricht herein, langsam schwächt sich das Feuer ab, doch Hunderte und aber Hunderte nackter schwarzer Gestalten, mit Gewehr und langem Messer bewaffnet, schleichen sich gegen die englischen Linien hin. Ein erbitterter Nahkampf beginnt. Unter dem Schutz der Schiffsgeschütze flieht der Rest des englischen Landungskorps auf die Kreuzer zurück. Ihre Geschütze sind beinahe unbrauchbar geworden, einige zerstört, zwei unversehrt in der Hand der Deutschen, dazu über 3000 Mann, mit denen vom vorigen Tage beinahe 4000 ausmachend, tot oder verwundet. Das ist der Erfolg des mißglückten englischen Angriffs auf Deutsch-Ostafrika! ...

Auch über die Kämpfe in Kamerun ist nachträglich ein Bericht des dortigen Gouverneurs Ebermaier bei uns eingetroffen, der eine Ergänzung unserer schon früher nach fremden Quellen gegebenen Darstellung bildet. Das Telegramm unseres Gouverneurs lautet:

27. August. Angriff Engländer auf befestigte Stellung bei Mora abgewiesen. Feind verlor: einen Europäer tot, einen Gefangenen, Maschinengewehr und 12000 Patronen. — 29. August. Nach vorausgegangenen Patrouillengefechten Angriff auf Garua. Feind entscheidend geschlagen, flüchtet Yola, 5 Offiziere tot, darunter 2 Stabsoffiziere, 4 Weiße gefangen, etwa 200 Farbige tot, viel Desertion. Ende August Patrouillengefechte bei Rio del Rey. —


Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Eine Abteilung Askari in Deutsch-Ostafrika.

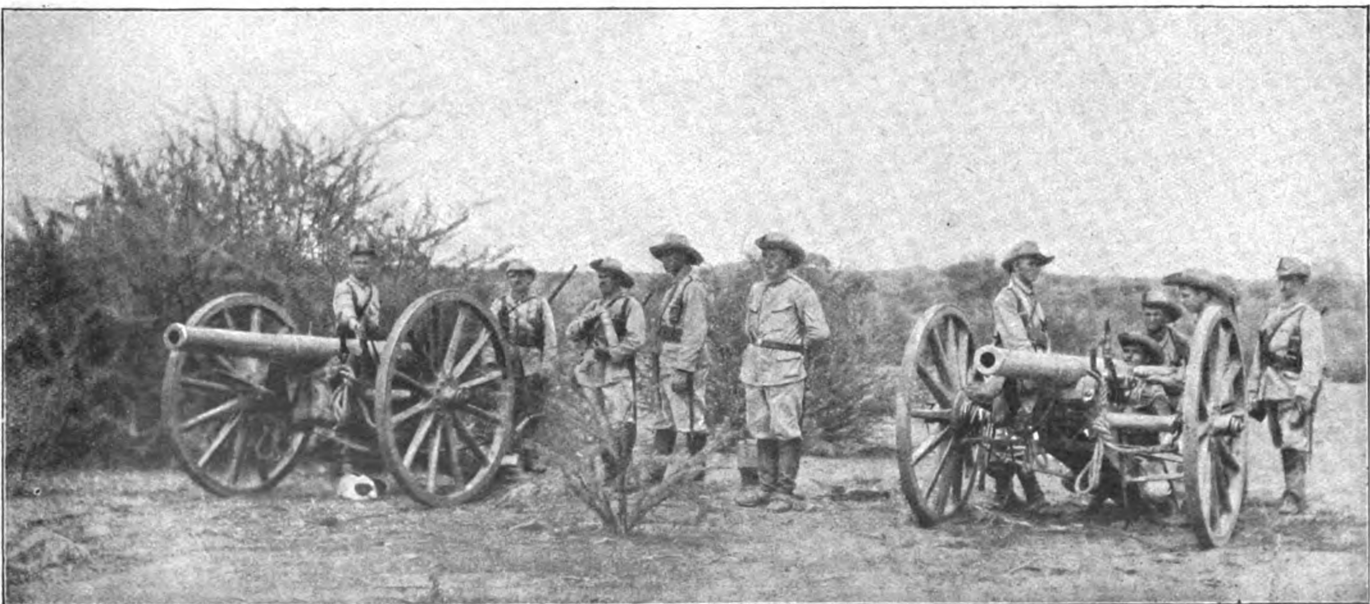


Deutsche Schutztruppe in Okahandja in Deutsch-Südwestafrika.



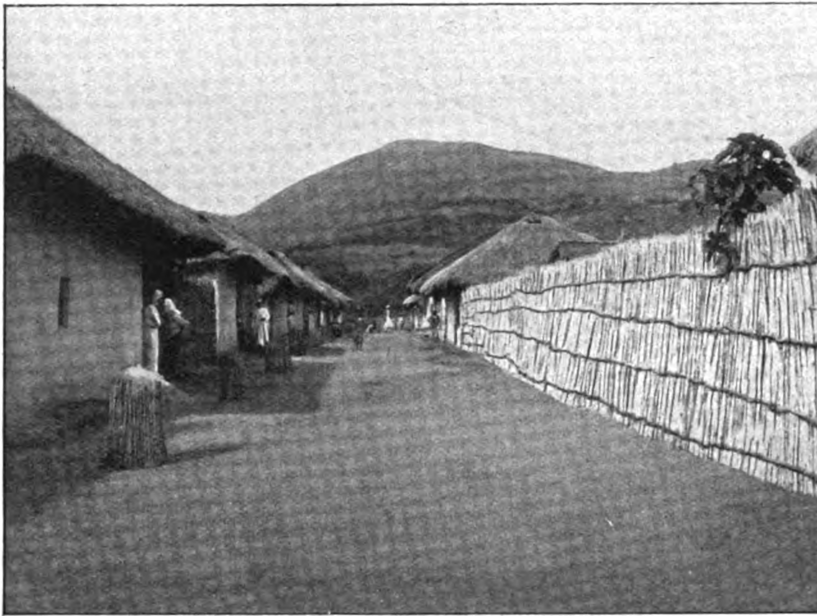
Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Schutztruppe von Daressalam im Gefecht.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Geschütze in Deutsch-Südwestafrika in Gefechtstellung.



Zu den Kämpfen am Kiwusee: Straße in Kissenji.

6. September. Von Engländern besetztes und befestigtes Nsanakang von drei Kompanien gestürmt. Feind aufgerieben; 3 Europäer tot, 6 gefangen. — 8. September. Wir griffen befestigte Stellung Gegners bei Takum (Nigerien, nördlich Bali) an, Engländer verloren viele Soldaten. — 14. September. Engländer landeten Viktoria, zogen sich nächsten Tag bei Erscheinen unserer Truppen zurück und verließen den Hafen, nachdem sie ein Magazin in Brand geschossen. — 21. September versuchte englisches Kanonenboot inneren Kamerunhafen einzudringen, geriet in unser Geschützfeuer und zog sich beschädigt zurück. Im Laufe nächster Woche Ansammlung englischer und französischer Kriegschiffe nebst Transportschiffen, im ganzen über 30 Fahrzeuge, landeten starke Kräfte in den Krieks unter dem Schutz von Geschützen. Beiderseits verlustreiche Gefechte in den Krieks. Um voraussichtlich sehr verlustreichen Kampf um Duala auch im Interesse der Frauen und Kinder zu vermeiden, wurde Stadt 27. September geräumt. Gouvernement und Kommando ins Innere verlegt. Dibamba-Abschnitt in mehreren für Feind verlustreichen Gefechten bisher gehalten; desgleichen Bomono-Abschnitt an der Nordbahn. —

Gegen Schluß des Jahres wurde ein vom 28. Oktober datierter Aufruf von Dewet und Beyers bei uns bekannt, der sehr entschieden für die Deutschen eintritt und auffordert, der Regierung der Union die Gefolgschaft im Kampfe gegen Deutsch-Südwestafrika zu verweigern.

Fast im ganzen Monat November erfuhren wir aus den Kapkolonien nichts. Dies läßt darauf schließen, daß Engländer und Franzosen dort keine Lorbeeren geerntet haben, denn von Erfolgen hätten wir gewiß erfahren. Erst Anfang Dezember meldete Reuter, daß der Kommandant Dupreez vom Kommando in Vrede einen Bericht gesandt habe, nach dem Kommandant Emmett, vom Kommando in Vrijeid, am 29. November eine Stellung einnahm, die die Brücke über den Wilgefluß bei Stijldrift, 35 Meilen südwestlich von Vrede, beherrschte. Am Abend machte der Burengeneral Wessels einen Angriff auf diese Stellung. Das Gefecht dauerte bis drei Uhr früh und endete mit dem Rückzug der Buren.

Am 3. Dezember brachte das Reutersche Büro eine für die Burensache und damit auch für uns sehr traurige Nachricht. Der Kommandant Brits berichtete, daß er am 1. Dezember Dewet auf der Farm Waterburg, 100 Meilen östlich von Mafeking, gefangengenommen habe. Dewet hatte in der Nacht vom 21. November den Vaalfluß überschritten und betrat Transvaal, vom Kommandanten Dutroit im Automobil verfolgt. Er entkam aber mit vier Anhängern und traf ein kleines Kommando, das sich im geheimen gebildet hatte und hauptsächlich aus Buren bestand, die aus dem westlichen Freistaat geflüchtet waren. Dewet rückte mit dieser Truppe so schnell in westlicher Richtung vor, daß die Bemühungen der Regierungstruppen, ihn zu umzingeln, ergebnislos blieben. Eine Reihe schwerer Gewitter begünstigte Dewet, da es unmöglich war, auf den schlechten Wegen die Automobile zu benutzen. Dewet überschritt am 25. November die Eisenbahnlinie nördlich Devondale. Kommandant Brits begann die Verfolgung von Vrijburg aus und nahm am 27. November einen Teil des Kommandos Dewets unter dem Unterkommandanten Wolmarans gefangen. Dewet hatte diese Abteilung tags zuvor verlassen und war weiter westlich gezogen. Die Verfolgung wurde ununterbrochen fortgesetzt. Am 1. Dezember holte Brits Dewet auf der Farm Waterburg ein. Die Buren waren 52 Mann stark; da sie sich umzingelt sahen, ergaben sie sich, ohne einen Schuß abzufeuern. Die Gesamtzahl der von Brits Gefangenen betrug etwa 120, einschließlich des Kommandanten Oost und 5 Feldkornetts. Die Verfolgung Dewets von Vrijburg aus geschah mit Hilfe des Automobilkontingents von Witwatersrand unter Oberst Jordaans. Nur ein Bur wurde verwundet.

Am 7. Dezember erfuhren wir, es sei von burischer Seite die Kaiserlich Deutsche Regierung um Abgabe einer Erklärung über die Stellung Deutschlands zur Südafrikanischen Union während des gegenwärtigen Krieges gebeten worden. Der Staatssekretär des Reichskolonialamts Dr. Solf gab darauf folgende Erklärung ab:

Um den in keiner Weise provozierten Einfall englischer Truppen in das Schutzgebiet von Deutsch-Südwestafrika zu entschuldigen und in den Augen der holländischen Bevölkerung Südafrikas, deren überwiegende Mehrzahl gegen eine solche Maßnahme war, diesen Schritt zu rechtfertigen, haben Mitglieder des Ministeriums sowie des Parlaments der Südafrikanischen Union öffentlich und privatim behauptet, die deutsche Regierung beabsichtige im geheimen Südafrika in Besitz zu nehmen und zu einer deutschen Kolonie zu machen; die deutschen Streitkräfte in Deutsch-Südwestafrika hätten das Territorium der Union verletzt, ehe Feindseligkeiten von seiten der Südafrikanischen Union unternommen worden seien, Deutschland also habe den Angriff provoziert; falls man keine Gegenmaßregeln ergriffen hätte, würde das Schutzgebiet von Deutsch-Südwestafrika als Basis für militärische Operationen gegen die britischen Schiffe, die den Verkehr zwischen Südafrika und



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Reitkamele im Dienst der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika.

Europa besorgen, benutzt und der Union unabsehbarer Schaden zugefügt worden sein.

Da die deutsche Regierung dem Eindruck zu begegnen wünscht, den diese falschen Nachrichten auf alle Südafrikaner gemacht haben, erkläre ich folgendes:

Die deutsche Regierung hat niemals den Wunsch oder die Absicht gehabt, das Territorium der Südafrikanischen Union vorübergehend oder dauernd zu besetzen, noch auf irgendeine Art die deutsche Herrschaft über die Union oder über Teile dieses Landes zu erzwingen, weder durch militärische Einfälle von Deutsch-Südwestafrika aus, noch in anderer Weise. Soviel der Kaiserlichen Regierung bekannt geworden ist, ist das Territorium der Union, ehe die südafrikanische Regierung den Angriff auf Deutsch-Südwestafrika anordnete, von dort weder zu Wasser noch zu Lande angegriffen worden. Deutschland ist überzeugt davon, daß die Ursachen des Krieges zwischen Deutschland und England Südafrika in keiner Weise berühren. Deutschland wünscht vielmehr die Feindseligkeiten, die ihm durch die Regierung der Südafrikanischen Union aufgezwungen worden sind, einzustellen, vorausgesetzt, daß auch die Regierung der Union von weiterem feindseligen Vorgehen gegen deutsches Territorium Abstand nimmt und die bereits besetzten Gebiete wieder räumt. Die deutsche Regierung ist in diesem Falle bereit, zu versichern, daß keinerlei Feindseligkeiten von Deutsch-Südwestafrika aus gegen die Südafrikanische Union unternommen werden. Sollte es den Südafrikanern gelingen, einen unabhängigen Staat zu errichten, so wird die deutsche Regierung ihn anerkennen und seine politische Unabhängigkeit und territoriale Integrität respektieren. —

Anfang Dezember wurde der Führer der aufständischen Buren im westlichen Transvaal, General Beyers, tödlich verwundet. Der Tod des berühmten Burenführers hat gemeinsam mit der Gefangennahme Dewets in England große Genugtuung hervorgerufen. Weniger befriedigt war man dort von einer Kabelmeldung des Generals Botha, wonach es den Burengeneralen Maritz und Kemp gelungen sei, nach Deutsch-Südwestafrika zu entkommen. Dort seien sie mit neuen Gewehren und Artillerie ausgestattet worden und nun im Begriff, durch deutsche Truppen unterstützt, wieder in die Union einzufallen.

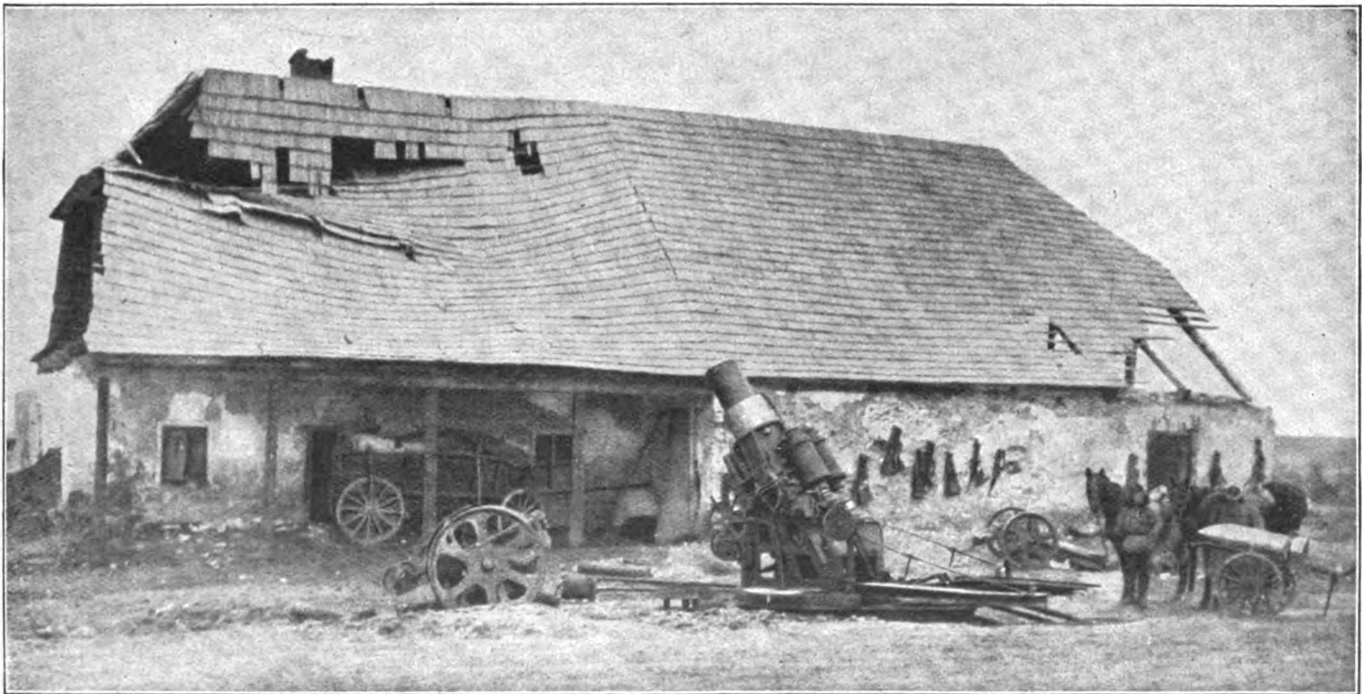


Phot. C. Pietzner, Wien.

General der Kavallerie Erzherzog Eugen von Österreich,
der neue Kommandant der österreichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte.

Außer Dewet fiel noch ein anderer Burenführer in die Hände der Engländer. Es war der Kommandant Joseph Johannes Fourie, der mit seinem Bruder Johannes Petrus gefangengenommen wurde. Schon am 19. Dezember wurden beide zum Tode verurteilt. Die Strafe des jüngeren Bruders wurde jedoch in fünf Jahre Gefängnis abgeändert.

Am Dienstag, den 22. Dezember, wurden die Uniontruppen von ungefähr 800 Mann mit vier Feldstücken und vier Maschinengewehren bei Nous angegriffen. Maritz und Kemp führten persönlich den Befehl. Der Ort Nous ist ein Wasserplatz, etwa 17 Meilen südlich von Schuitdrift und 44 Meilen westlich von Kakamas. Die Streitmacht der Engländer bestand aus den Kommandos aus Britstown, Murraysberg, Kenhardt, Craddock und Kakamas, mit kleinen Abteilungen von Graf-Reinet-Reitern, Midlandscots und Prinz-Alfred-Guards, die zwei Maschinengewehre mit sich hatten. Alles zusammen waren es ungefähr 480 Mann, einschließlich der Offiziere. Major Breedt aus Britstown führte den Befehl. Jeder Abteilung war ihre Stellung zugewiesen, die sie halten sollte, bis Gegenbefehl kam. Am Morgen des 22. stieß eine Kenhardt-Patrouille auf die Aufständischen. Die Soldaten der Union flohen so schnell sie nur konnten in ihr Lager, wo große Verwirrung



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarischer 30,5-cm-Mörser in gedeckter Stellung in einer Ortschaft Russisch-Polens.

entstand. Die dortigen Abteilungen machten sich ebenfalls zur Flucht bereit. Kenhardt und sein Unterbefehlshaber waren besonders schnell beim Rückzug. Nicht mehr als neun Mann dieser Abteilung taten voll ihre Pflicht, die anderen leisteten zwar auch einige Zeit Widerstand, sahen aber bald, daß die Truppen von Maritz sie völlig zu umzingeln drohten, weshalb sie sich mit den übrigen 250 Mann zurückzogen.

Infolge der Plötzlichkeit des Angriffs verloren die Regierungstruppen viele Gefangene; ein englisches Maschinengewehr, zwei Wagen mit 800 000 Patronen, 25 Kriegswagen sowie die englischen Ambulanzen mit völliger Ausrüstung fielen in die Hände von Maritz. Dieser wurde in der englischen Presse mit leidenschaftlichem Haß als Verräter angegriffen. Trotzdem mußten auch die Engländer seiner Tüchtigkeit Anerkennung zollen. —

In Afrika hatten wir aber nicht nur gegen die Franzosen und Engländer, sondern auch gegen die Portugiesen zu kämpfen. Wir haben der deutschfeindlichen Bewegung in Portugal selbst bisher keine Beachtung geschenkt, weil sie bedeutungslos war. Portugal ist ein Vasall Englands und ihm finanziell stark verpflichtet. Unter Englands Einfluß erklärte sich die portugiesische Regierung für die Ententemächte und für den Krieg gegen Deutschland. Freilich ist diese Erklärung auf dem Papier geblieben, denn im

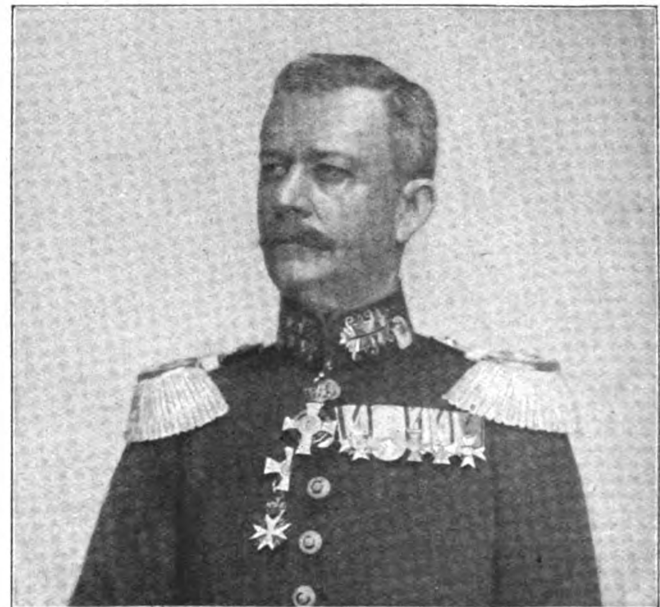
Verhängung des Kriegsrechtes mit diesen unsicheren Zuständen zusammenhing. Man konnte aber auch in ihr den Vorläufer der Verhängung des Belagerungszustandes über die ganze an Deutsch-Südwestafrika grenzende Angolakolonie erblicken.

Im Oktober sollen sich auch an der Grenze von Deutsch-Südwestafrika und Angola blutige Vorgänge abgespielt haben, bei denen drei Deutsche, ein höherer Bezirksbeamter und zwei Offiziere, auf portugiesischem Gebiet getötet wurden.

Am 20. Oktober wurde berichtet, daß in Lissaboner offiziellen Kreisen das Gerücht umgehe, Portugal werde seine Kriegserklärung an Deutschland damit begründen, daß die Deutschen unter dem Vorwande der von Eingeborenen hervorgerufenen Unruhen in das portugiesische Gebiet von Niazza eingedrungen seien und dort einen Unteroffizier und vier eingeborene Soldaten erschossen hätten. Das Lissaboner Kabinett habe deswegen bereits Erklärungen von Deutschland verlangt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich hier um einen Grenzzwischenfall handelt, bei dem auch die eben erwähnten Deutschen getötet wurden. Die Sache blieb bis jetzt unaufgeklärt, und die in Aussicht gestellte Kriegserklärung Portugals ist nicht erfolgt. Am 30. November aber teilte der portugiesische Gesandte in Rom einem italienischen



General der Infanterie d'Elsa. Phot. Piepenhoff, Leipzig.



General v. Gersdorff. Phot. Br. Wiehr, Dresden.

Die Führer der siegreichen sächsischen Infanterie bei Craonne.

ganzen Lande erhob sich eine mächtige Opposition gegen den Krieg, und von vielen Seiten wurde auf das Schicksal Belgiens verwiesen, das sich auch für England hingeopfert habe.

Tatsächlich ist das von inneren Unruhen zerwühlte Land zu einem Kriege gegen Deutschland nicht gekommen und konnte dies um so weniger, als sogar die Militärpartei gegen den Krieg war. Anfang Februar sah sich der portugiesische Senat veranlaßt, umzuschwenken und seine Neutralität zu erklären. Die ganze Bewegung hat also, soweit das Mutterland Portugal in Frage kam, zu nichts geführt. In Afrika dagegen gerieten Portugal und Deutschland in Kampf. Auch hier gaben den Anstoß Hetzereien des Dreiverbandes, der aussprengen ließ, Deutschland beabsichtige die portugiesische Kolonie Angola anzugreifen.

Die Folge war, daß, wie Reuter am 14. Oktober meldete, der Gouverneur von Angola die Kolonie Portugiesisch-Kongo (Kabinda) in Belagerungszustand erklärte. Portugiesisch-Kongo oder Kabinda ist ein sehr kleiner, von der eigentlichen Kolonie Angola räumlich getrennter Teil dieser Kolonie, der nördlich der Kongomündung liegt, eingekeilt zwischen Französisch-Kongo und dem an die Küste vorstoßenden Zipfel der belgischen Kongokolonie. Der Bezirk, der dem in Loanda residierenden Generalgouverneur unterstellt ist, war einige Wochen vorher Schauplatz eines Eingeborenenaufstandes gewesen. Es ist möglich, daß die

Juristen mit, daß die Abfahrt eines Expeditionskorps von Lissabon nach der afrikanischen Kolonie Angola unmittelbar bevorstehe. Die Deutschen bedrohen, so fügte der Gesandte hinzu, die portugiesische Kolonie und haben bereits drei, allerdings vergebliche Angriffe auf die Grenze unternommen, so daß die Regierung gezwungen ist, für die Abwehr zu sorgen und eine weit ausgreifende Aktion einzuleiten.

Endlich wurde aus Madrid unterm 28. Dezember gemeldet, daß nach aus Lissabon eingetroffenen Meldungen das portugiesische Expeditionskorps unter dem Oberbefehl des Obersten Rocadas gegen die deutschen Kolonialtruppen eine schwere Niederlage erlitten habe. Die Truppen hatten die deutsche Grenze überschritten, als sie von einer starken deutschen Truppenabteilung plötzlich angegriffen und in die Flucht getrieben wurden. Die Portugiesen versuchten dann, sich nach dem auf portugiesischem Gebiet gelegenen Naulila zurückzuziehen. Die Verfolgung seitens der Deutschen war aber so heftig, daß es dem Feinde nicht gelang, den genannten Platz zu halten. Naulila befand sich bald in deutschem Besitz. Der portugiesische Kolonialminister brachte diese Tatsache in der Kammer zu Lissabon den Abgeordneten selbst zur Kenntnis.

Es steht zu hoffen, daß dieser Zusammenstoß zwischen Deutschen und Portugiesen in Afrika der letzte gewesen ist, nachdem sich Portugal nunmehr, wie wir erwähnten, für neutral erklärt hat.

(Fortsetzung folgt.)



Sächsische Infanterie stürmt die französischen Linien bei Craonne.
Nach eigenen Skizzen an Ort und Stelle gezeichnet von E. Zimmer.



Infanterieunterstände bei Craonne mit den deutlich sichtbaren Eingängen zu den Erdhöhlen.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Illustrierte Kriegsberichte.

Das Treffen von Craonne am 25. Februar 1915.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Bilder Seite 148—151.)

Der Oberbefehlshaber der französisch-englischen Armeen auf dem westlichen Kriegschauplatz, General Joffre, hatte am 14. Dezember 1914 einen allgemeinen Angriff auf der ganzen Front befohlen und seine Absicht in alle Welt hinausposaunt. Ob diese Vorwärtsbewegung aus militärischen Gründen erfolgt ist oder aus politischen, bleibe dahingestellt.

Rein theoretisch hatte der Angriff des Generals Joffre nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn er gleichzeitig auf der ganzen, 650—700 Kilometer langen Front mit voller Kraft erfolgte und damit die deutschen Linien gleichmäßig zurückdrückte, oder wenn er an entscheidender Stelle eine Armee von 4—500 000 Mann zusammenziehen und einen Durchbruch von 80—100 Kilometer Breite erzwingen konnte. Eine schmälere Front würde für den durchbrechenden Teil nach anfänglichem Sieg zu taktischem Umfaßtwerden geführt haben und somit von vernichtenden Folgen begleitet gewesen sein.

General Joffre versuchte keines von beiden. Die große Durchbruchsarmee fehlte ihm, und die große frontale Angriffsbewegung brachte er nicht zuwege. In einzelnen kleineren Vorstößen tastete er die deutsche Front ab und holte sich überall vernichtende Schläge — in weit auseinander liegenden Zeitabschnitten bei La Bassée, Soissons, Craonne, St.-Menehould usw. Der deutsche Generalstabsbericht nannte in erfreulicher Ausführlichkeit die deutschen Stämme, die dabei gefochten hatten: Badener, Märker, Sachsen usw. wie im Osten die Westpreußen und Hessen. Jeder Stamm hatte seinen „Ehrentag".

Das Treffen von Craonne war nun ein Ehrentag der Sachsen. Es galt, auf dem Hochplateau, das sich westlich dieser Stadt zwischen Aisne und Lette in Breite von etwa 7 Kilometer hinzieht, die Franzosen aus ihren Stellungen zu verdrängen und gegen die Aisne zu werfen. Das Kampffeld lag auf historischem Boden. Hier erfocht Napoleon 1814 gegen das russische Korps Woronzoff mit schweren Opfern einen Sieg. Beide Gegner verloren je ein Drittel ihrer Gefechtsstärke. Damals ging aber der französische Angriff von Corteny aus über Craonne von Osten nach Westen — diesmal der deutsche Angriff mit Craonne auf dem linken Flügel von Norden nach Süden. Das Plateau von Craonne ähnelt denen der Eifel; ziemlich platte Hochfläche und überaus steile, vielfach bewaldete Talhänge. Es galt, die Franzosen von ersterer hinabzuwerfen und nach der Aisne zu drücken. Hierzu war das 12. Sächsische Korps bestimmt; den Oberbefehl führte General d'Elsa, dessen beide Söhne schon den Ehrentod für das Vaterland gefunden haben. Seine Unterführer waren die Generale v. Gersdorff und v. der Planitz. Der eigentliche Kampf drehte sich zunächst um das Gehöft Hurtebise, gerade wie im Jahre 1814. Dieses lag dicht nördlich der Mitte der deutschen Stellungen, aus denen heraus der Angriff erfolgte. Den deutschen Schützengräben dicht gegenüber lagen die französischen in dreifacher Reihe, geschützt durch Drahtgeflechte, Wolfsgruben, Minen und alle Verteidigungsmittel der modernen Technik. Ihr linker Flügel war angelehnt an ein Erdwerk von großer Stärke, die Mitte besaß bei La Creute Ferme in einer geräumigen Höhle, wie sie in der dortigen Gegend vielfach vorkommen, einen gegen Artilleriefeuer gesicherten Raum für Bereitstellung von Reserven. Die sächsische Infanterie, zunächst Infanteriebrigade Nr. 63, stürmte, nach gehöriger Vorbereitung durch Artillerie, im ersten Anlauf die vordere französische Linie, sodann in kurzer Folge über die Höhle hinweg die zweite und dritte. Ihr voraus liefen zwei Kompanien des preußischen Pionierbataillons Nr. 4. Mit der von dieser Waffe im ganzen Kriege betätigten Selbstaufopferung räumten sie Hindernisse im ärgsten feindlichen Feuer hinweg und bewarfen die französischen Schützengräben aufs wirksamste mit Handgranaten. Binnen einer halben Stunde war von der Schwesterbrigade auch das Erdwerk gestürmt. Nur auf dem linken Angriffsflügel tobte der Kampf weiter bis zum Morgen des 26. Januar. Die 300 Mann französischen Reserven in der mehrfach erwähnten Höhle gaben sich gefangen, nachdem der Ausgang diesseits unter Maschinengewehrfeuer genommen worden war. Die Franzosen wurden vom Südrand der Hochebene in das Aisnetal hinabgeworfen. Sie verloren außer 1500 Mann an Toten und Verwundeten 1100 an Gefangenen, ferner 8 Maschinengewehre und ein den Deutschen sehr willkommenes Pionierdepot. Das geschlagene französische Korps war das achtzehnte.

Der König von Sachsen spendete seinen Truppen volle Anerkennung, nachdem er vom Kaiser folgendes Telegramm erhalten hatte: „Wieder haben sich Sachsens Söhne im Kampfe für das Vaterland stolzen Ruhm erworben. Ich freue

mich, Dir von der vortrefflichen Haltung Deiner Truppen in den jüngsten Kämpfen um Craonne Mitteilung machen zu können und Dich wie Dein Volk zu solchen Leistungen beglückwünschen zu dürfen."

Der Tag von Wytschaete.

I.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie das Bild Seite 157.)

Mit Genehmigung des Königlich Bayrischen Generalkommandos gab ein Hauptmann in den „Münchner Neuesten Nachrichten" die folgende fesselnde Schilderung des heißen Ringens um Wytschaete bei Ypern, in dem eine junge Truppe ihre Feuertaufe erhielt und der betreffende Offizier selbst verwundet wurde:

... Jeder war froh, als der Morgen graute und wir Houthem, diesen Ort der Zerstörung, verlassen konnten. „Deckung gegen Flieger, die ganze Kompanie in Linie hinter diese Hecke!" Die Felder sind dort nämlich nicht wie bei uns durch Marksteine oder Zäune, sondern durch etwa zweimannshohe Hecken mit armstarken Bäumen abgegrenzt; entlang der Hecke Stachelzaundraht in drei bis vier Linien. Man muß sich den Weg hindurch mit Drahtschere, Axt und Säge bahnen, und das alle Ackerlänge. Die 4. Kompanie war vorn dran, also Aufklärung gegen den Feind. „Wer meldet sich freiwillig?" Dreißig bis vierzig Mann stehen im Nu vor mir und rufen: „Hier!" Ich wähle die tapferen Einjährigen Sch. und G., die so etwas schon öfter gemacht hatten. Ihre Begleiter dürfen sie sich selbst aussuchen. Rasch instruiert — und fort sind sie; hoffentlich kommen sie wieder! Etwa eine Stunde später erhalten wir Befehl zum Antreten. In Kreuz- und Quermärschen, weil man immer den breiten Bächen ausweichen muß, geht es nach Westen.

Die aufgedunsenen Pferdeleiber rechts und links des Weges mehren sich. Dann kommen auch die verlassenen Schützengräben, die wir schon gewohnt waren. Zum erstenmal auch in oder vor den Schützengräben erschossene Feinde, alles Inder. Vor den verlassenen Gehöften die von den Engländern erschossenen Viehherden; wir sollen kein Fleisch haben. Da endlich hält die Spitze, das ganze Bataillon in Kompaniekolonnen hinter einer großen Hecke, und es kommt der Befehl: „Die Herren Kompaniechefs zum Herrn Oberst!" Klar und bestimmt trifft er seine Anordnungen und setzt die Bataillone an. Der Oberstleutnant, der unser Bataillon führt, gibt den Unterbefehl. Auch er ist rasch zu Ende mit seinen Anordnungen. Nun zurück zur Kompanie.

„Regiment greift an, vierte Kompanie in vorderer Linie!" Ein „Hurra" war die Antwort. Nun noch rasch Munition fassen. Der Patronenwagen der Kompanie ist nicht da; eine andere leiht uns, was sie entbehren kann. Ich bestimme den zweiten Zug in vordere Linie, fünf Schritte Zwischenraum, wie es in den „Kriegserfahrungen" uns gepredigt worden war. Der dritte soll später einschieben, der erste ist Unterstützungszug. Damit der Zug recht angesetzt wird, gehe ich selbst mit vor. Wir finden auch glücklich den Kirchturm von Wytschaete und haben damit das Ziel des Tages. Während der Entfaltung des Regiments hatten die Kanonen unaufhörlich gedonnert. Wir kamen die letzte Höhe hinauf, da pfeift's, und jenes Zischen und Sausen der Infanteriegeschosse beginnt, über das keiner reden soll, der es nicht selbst miterlebt hat. Also vorwärts, Raum gewinnen! Einzelne Vorsichtige beginnen sich im Liegen einzugraben. Wenn aber der Zugführer sein „Sprung auf, marsch marsch!" ertönen läßt, laufen sie wacker mit. Wir kommen näher heran und damit in feindliches Maschinengewehrfeuer. Wo sie nur stecken? Vor uns ein großer Strohhaufe. „In dem sind sie drinnen!" ruft einer. Ich beobachte, kann aber nichts entdecken. Einer sieht zwei Rohre herausragen. Also gebe ich nach und kommandiere: „Rechter Halbzug feuert auf den Strohhaufen!" Die Schießerei wird immer heftiger, doch haben wir noch keine Verluste. Der Gegner schießt im allgemeinen zu hoch. „Also los, Leute! Das Maschinengewehr muß uns gehören!"

„Herr Hauptmann, darf ich mit meiner Gruppe eine Umgehung machen?" ruft ein vierzigjähriger Gefreiter. „Wenn Sie es versuchen wollen, ist mir's recht; befehlen will ich es Ihnen nicht," und schon war M. fort. „Vom rechten Flügel Gruppensprünge!" rufe ich. Wir kommen glücklich bis zum Strohhaufen, und siehe da, es war eine Täuschung. Die Maschinengewehre waren nicht drinnen.

Schon seit langer Zeit war der dritte Zug durch Winkerzeichen zum Einschieben befohlen worden. Er kam aber



Phot. A. Grohs, Berlin.

Blick auf die Stadt Craonne mit den Höhen, die abwechselnd von Deutschen und Franzosen besetzt waren.
Im Vordergrund Drahtverhaue, die von unseren Truppen im Sturm genommen wurden.



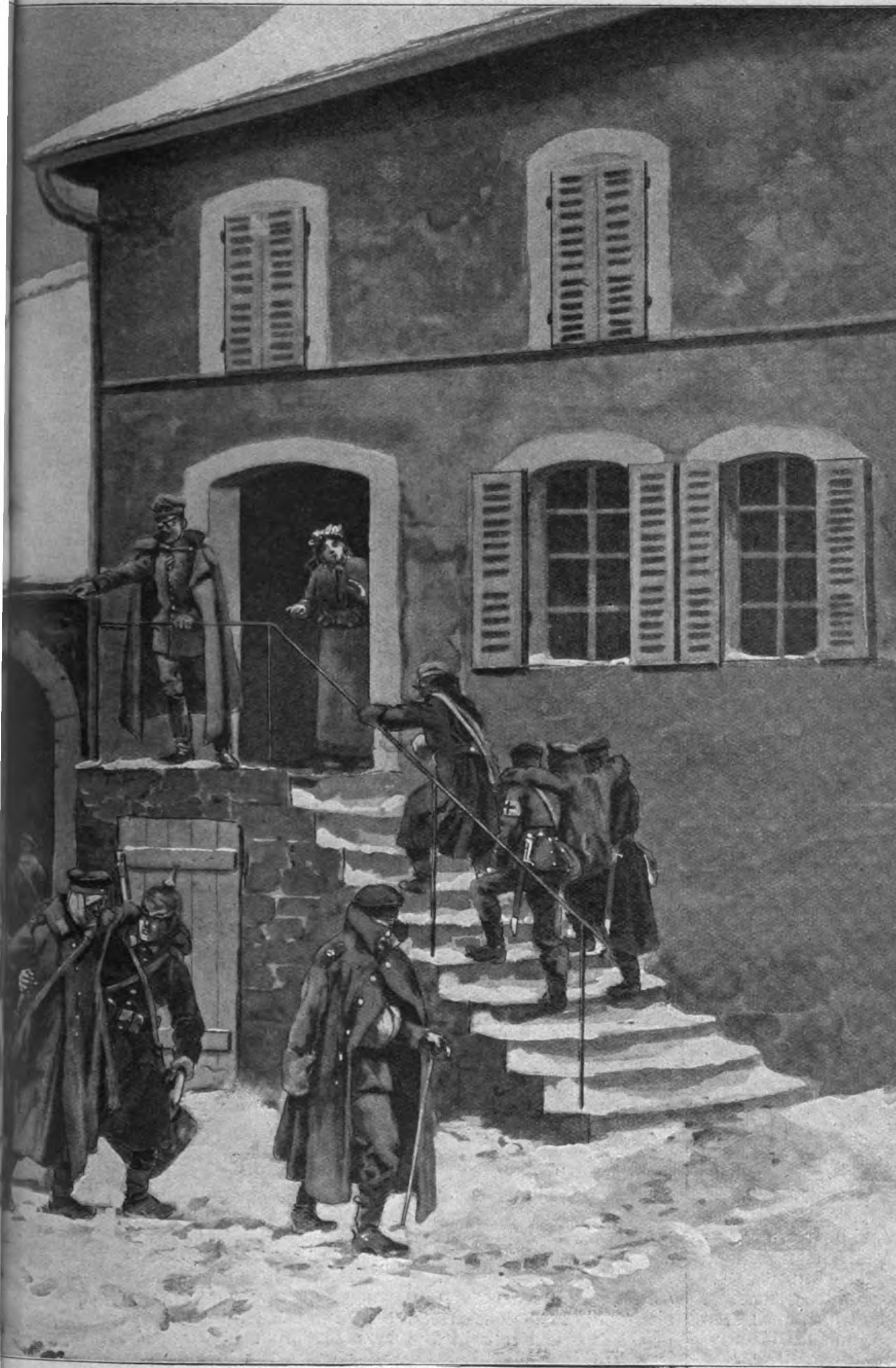
Ankunft V…
B…
Nach eigen…
Stelle gez…

nicht. Die beiden anderen Züge waren nämlich inzwischen so stark in feindliches Artilleriefeuer geraten, daß jener erst nach Einbruch der Dunkelheit den zweiten erreichte. Plötzlich sauste 20 Meter hinter uns eine Granate nieder und schlug ein tischgroßes Loch in den Boden. Ich kannte mich aus. Die französische Artillerie hatte uns erspäht. Wenn wir jetzt noch zwei Minuten warten, haben wir statt der einen Granate deren zehn, und die Kompanie ist verloren. Ich erkläre das rasch den Leuten und beschließe einen Sprung mit dem ganzen Zug, so lang wie nur möglich und ohne Rücksicht auf das feindliche Infanteriefeuer. Die Leute haben schnell begriffen und alles saust vor, etwa 80 Meter. Es war unser Glück; denn richtig, eine Granate um die andere saust an der Stelle nieder, wo wir eben noch gelegen. Um diese Zeit hatten wir nach meiner Erinnerung die ersten Verluste, die merkwürdigerweise fast gar nicht in die Erscheinung traten. Kein Getroffener schreit; man merkt es nur, wenn ihm das Gewehr aus der Hand fällt und er an seinem Verbandpäckchen herumtastet. Es ist, als ob die Leute sich schämten, getroffen zu sein.

Wir waren nun am weitesten vorne im Bataillon und begannen eben uns einzugraben. Da erreichte uns ein neuer Bataillonsbefehl, auf eine Meldekarte geschrieben, die um eine Patrone gewickelt und von Mann zu Mann weitergegeben worden war: „Erste und vierte Kompanie sollen als Stützpunkt den Westrand des Waldes nördlich von Oosttaverne gewinnen!" Der Befehl bedeutet für uns Vorgehen 600 Meter weiter rechts. Dieses „Ziehen" im feindlichen Feuer wird schwierig werden, doch wir wollen es versuchen. Also zunächst Sprung bis zur nächsten Hecke, hinter ihr dann bis zum Gehöfte rechts. Wir erreichen es glücklich; nur der Einjährige H. wird verwundet und muß zurück.

Rechts vor uns winkt das Ziel, der befohlene Waldrand. Da schreit plötzlich Infanterist J.: „Ich habe zwei Schüsse!" Der Hornist und ich richten uns etwas auf, um dem Mann den Rucksack abzunehmen. Im selben Augenblick trifft den Hornisten ein Schuß in die Brust; lautlos sinkt er nieder. Vorne ruft mir einer zu: „Herr Hauptmann, legen Sie sich doch hin, alle Schüsse sind auf Sie gezielt!" Ich werfe mich auf den Boden und höre ein wahnsinniges Pfeifen der Geschosse, die alle mir galten.

10 Meter vor mir ein Graben, doch nur etwa 40 Zentimeter tief, durch den man vielleicht nach rechts in den Wald hinüberkriechen könnte. Ich überlege und komme zu dem Ergebnis, daß das nicht mehr geht. Doch wenn wir liegen bleiben, sind wir erst recht Kinder des Todes. So bleibt nur eins, wir wagen es und springen die 60 Meter zum Waldrand hinüber. Haben wir Glück, so erreichen wir ihn binnen einer Viertelminute. Ich springe voran in einem Tempo, wie ich es wahrhaftig noch nie vermocht hatte, und siehe, mein Schutzengel steht mir bei, ich erreiche den Waldrand unverletzt. Das macht den anderen Mut; einer nach dem anderen springt nach. So sammeln wir uns am Waldrand. Zwei oder drei freilich erwischt die Kugel im Sprunge. Nun hinein in den Wald und durch bis zum befohlenen Westrande. Die Wälder in jener Gegend sind fast unpassierbar. Dichtes Gestrüpp und schlimme Dornenschlingen verwehren das Durchschreiten. Uns macht das nichts. Wir arbeiten uns durch, werden einigemal durch indische Patrouillen angeschossen und erreichen gegen vier Uhr nachmittags unseren Westrand. Wir sind allein auf weiter Flur, die anderen Kompanien noch sehr zurück.



...undeter in einem
...endorf.
...izzen an Ort und
... von E. Zimmer.

Er denkt wohl, wir schlafen, und macht einige Schritte näher heran. Da, ein Schuß, der Mann überschlägt sich zweimal, und stumm liegt er da, 6 Meter vor unserer Front. Eine halbe Stunde später im Nebelgrauen wieder eine Gestalt. „Hololololo!" ruft der Mann leise mit singender Stimme. Wir rühren uns auch in diesem Falle nicht. Er schleicht näher heran und erhält unmittelbar vor unserer Linie seine Kugel. Da kommt die Bataillonsordonnanz. „Die Kompanie hält den Waldrand unter allen Umständen!" meldet der Mann im militärischen Ton, und leise, gleichsam außerdienstlich, fügt er bei: „Der Herr Oberstleutnant hat gesagt, die von der vierten Kompanie sind vorgegangen, jeder wie ein Held." Rechts und links haben sie es trotzdem angehört, und einer raunt's dem anderen zu, jeder stolz über diese Kritik des Vorgesetzten.

Links von uns heftiges Gewehrgeknatter. Wir feuerten nicht, denn das hätte bedeutet, 20 Minuten später von französischen Granaten überschüttet werden. So wurde es etwa neun Uhr. Da meldet sich bei mir unser unermüdlicher Verpflegungsoffizier. Er ist mit den Feldküchen bis auf einen halben Kilometer nachgekommen. Zugweise schleichen wir zurück über die nun mondbeschienene Lichtung hinüber, die uns am Nachmittag die meisten Verluste gekostet hatte.

Zwei Züge hatten ihre Verpflegung erhalten. Aber während eben der letzte zur Feldküche marschierte, setzte ein wütendes Feuer ein. Die Inder, denen man diese Nachtarbeit regelmäßig überließ, hatten den Schützengraben verlassen und waren im Begriff, uns zu überfallen. Glücklicherweise hatten wir die Gewehre mitgenommen. So warf denn jeder den Feldkessel weg, und im Handumdrehen, ohne daß ein einziger Befehl notwendig gewesen wäre, lag der Zug in Schützenlinie und feuerte auf den vorgehenden Gegner, was nur herausging. Es glückte, ihn zum Halten zu bringen. Ja, es gelang, die Verpflegung noch zur Not abzugeben, einschließlich des Zwiebacks, der seit mehreren Tagen an Stelle des Brotes getreten war. Nun aber schleunigst in unseren Graben zurück! Ich atmete beträchtlich auf, als ich dort feststellen konnte, daß das Feldküchenabenteuer uns nicht einen einzigen Toten oder Verwundeten gekostet hatte.

Dem Waldrand entlang zieht sich ein natürlicher Graben, der uns die Arbeit des Schanzens erspart, aber feucht ist, so daß wir im Wasser stehen und später sitzen. Allmählich wird es dunkel, und die beiden anderen Züge melden sich. Wir müssen mit allen dreien entwickeln und besetzen auf diese Weise etwa die linke Hälfte des Waldrandes. Nun gilt's, die feindliche Stellung in der Nacht zu erkunden. Patrouillen gehen ab. Hör- und Sehposten lege ich gedeckt vor die Linie, die Flanken werden gesichert, dem Bataillon wird Meldung erstattet. Dann tritt allmählich Ruhe ein. Da schleicht einer gegen unsere Linie heran. „Êtes-vous français?" flüstert er leise. Wir geben keine Antwort.

Der Verpflegungsoffizier hatte erzählt, daß von zehn Uhr an die Artillerie uns den Sturm vorbereiten werde. Richtig, eine Viertelstunde nach zehn Uhr begann sie in allen Tonarten zu donnern und ihre Geschosse nach Wytschaete hineinzuwerfen. Vorwiegend richtete sie ihr Feuer auf die hinter der Ortschaft stehende französische Artillerie, die ihrerseits um die Antwort nicht verlegen war. Sollte also wirklich unserseits ein Sturm bevorstehen? Das war die Frage, die uns beschäftigte. Doch konnten wir immer noch nicht recht daran glauben. Wir warteten und warteten. Endlich tönt es durch die Nacht: „Bataillonsbefehl für

vierte Kompanie! Wo ist der Hauptmann?" „Hier." Ich erhalte einen Zettel, lege ihn in die Mütze, leuchte im Graben mit der Taschenlaterne hinein und lese: „Angriffsbefehl."

Also doch! „R.-I.-R. 17 und 21 greifen an. Der Angriff beginnt zwei Uhr vormittags. I/17 rechts. Brigade D. wird den Angriff rechts von I/17 unterstützen. Hierzu stehen um ein Uhr fünfzig morgens bereit..." und nun kamen die Befehle für die einzelnen Kompanien, nach der Karte gegeben. Die Geschichte stimmte aber nicht, denn die Reihenfolge der Kompanien hatte sich im Laufe des nachmittägigen Gefechtes geändert. Ich sehe auf die Uhr. Es ist genau ein Uhr fünfzig; also ist eine Verschiebung nicht mehr möglich. Ist auch ganz gleich: jeder stürmt eben von seinem Platz aus. Der Chef der ersten Kompanie links von mir, mit dem ich mich rasch ins Benehmen setze, ist einverstanden. Ich lasse die Seitengewehre aufpflanzen und verkünde damit meinen Leuten, daß es zum Sturm geht. Punkt zwei Uhr nachts eröffnen wir ein mörderisches Feuer. Mag der Feind auch seine Artillerie auf uns hetzen! Bis die kommt, sind wir nicht mehr da. Plötzlich sehe ich halb rechts drüben beim Gegner hoch in den Bäumen etwas blitzen. „Tambour," sage ich zu dem Mann neben mir, „sehen Sie mal ununterbrochen in diese Baumkronen hinein, ob nicht, wenn die Maschinengewehre zu feuern anfangen, dort etwas blitzt." Es dauert keine zwei Minuten, so ruft er: „Herr Hauptmann, jetzt hammers; dö ham wirkli a Maschinengwehr in de Bäum drobn!" War das eine Freude, daß man endlich dieses Maschinengewehr entdeckt hatte! Wir feuern drauf los, was Zeug hält, und müssen es heruntergeschossen haben. Beim weiteren Vorgehen war aus dieser Richtung kein Maschinengewehr mehr hörbar.

Nun aber war's Zeit geworden zum Vorgehen. „Stopfen! Die Kompanie tritt zum Sturm an, Anschluß links!" rufe ich. Mann für Mann tritt heraus, die ersten paar Meter im Schritt, und dann im Marsch-marsch! Doch schon haben die Gegner uns scharfäugig bemerkt; sie erkennen, daß wir stürmen wollen, daß jetzt also ein Kampf auf Leben und Tod kommen muß. Ein Kugelregen, wie ich ihn nie für möglich gehalten hätte, überschüttet uns. Schon liegen wir am Boden und, ohne daß ich ein Wort gesagt hatte, feuerte die ganze Kompanie. Nach etwa fünf Minuten lasse ich wieder abstopfen, denn wir können hier nicht liegen bleiben. „Vierte Kompanie Sprung auf! Marsch marsch!" Mann für Mann springen sie auf und laufen ihren Offizieren nach, als sei es eine Übung auf dem Exerzierplatz. Einen Lindauer Wehrkraftjungen, 17½ Jahre alt, habe ich besonders in der Erinnerung. Er sprach kein Wort und schaute nicht rechts noch links. Die Zähne aufeinander gebissen, das Gewehr umklammert, stürmte der junge Held neben mir. Gebe Gott, daß er noch am Leben ist!

Nun begann auch das Feuer aus der Flanke. Wir wußten, daß wir die ersten 150 Meter durch ein Gelände mußten, das von rechts her von vier Etagen feindlicher Schützengräben bestrichen war. Ich hatte noch nachts halb ein Uhr das gemeldet und um Artillerie gebeten. Die war aber nicht zur Verfügung. Dafür gab mir der Oberst unsere Maschinengewehre, die leider in der Dunkelheit, wie ich mich selbst überzeugte, nichts ausrichten konnten, obwohl ihr Führer, Leutnant H., uns so gerne geholfen hätte. Also durch diese 150 Meter durch, und zwar möglichst rasch! In etlichen Sprüngen sind sie erledigt unter verhältnismäßig geringen Verlusten. Jetzt haben wir nur noch einen Gegner, die Schützen in den Gräben längs der Ortschaft. Die Verteilung der Rollen ist allerdings recht ungleichmäßig; jene eingegraben, so daß nur die Gewehrläufe herausschauen, wir im Mondenschein aufrecht 1400 Meter zurücklegend. Wir kommen an einen Bauernhof, aus dem auf uns gefeuert wird. Wir überschütten ihn mit Geschossen und nehmen ihn im Sturm. Da schallt eine Stimme: „Anzünden, es wird noch herausgeschossen!" Ich halte das für einen Fehler und rufe laut: „Nicht anzünden, denn wir müssen weiter, und dann bildet der brennende Hof einen gefährlichen Hintergrund für uns!" Doch schon war's zu spät. Eine halbe Minute später ging der ganze Hof in Flammen auf. Ein unendliches Glück für uns war es, daß sich starker Rauch entwickelte, unter dessen Schutz wir soweit wie möglich vorgingen (siehe die Kunstbeilage). Nun begann die härteste Arbeit für uns.

(Fortsetzung folgt.)

Erzherzog Eugen, der neue Kommandant der österreichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte.

(Hierzu das Bild Seite 147.)

Am 23. Dezember 1914 wurde der General der Kavallerie, Erzherzog Eugen, als Nachfolger des in den Ruhestand versetzten Feldzeugmeisters Potiorek (siehe Band I Seite 418) zum Kommandanten der 5. Armee und zum Oberbefehlshaber über die österreichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte ernannt. Es mag als glückverheißendes Omen betrachtet werden, daß nun zwei Enkel des Siegers von Aspern, des unvergeßlichen Erzherzogs Karl, des ersten Bezwingers Napoleons, an der Spitze der österreichisch-ungarischen Truppen stehen. Erzherzog Eugen ist der jüngere Bruder des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich und der Königin-Witwe Christine von Spanien und wurde als Sohn des Erzherzogs Karl Ferdinand in Groß-Seelowitz in Mähren am 21. Mai 1863 geboren.

Der Erzherzog hat eine außerordentlich gründliche und vielseitige militärische Vorbildung erhalten. Er hat bei der Infanterie und Kavallerie als Subaltern- und als Stabsoffizier gedient, hat die Kriegschule mit besonders gutem Erfolg durchgemacht, gehörte eine Zeitlang dem Generalstabskorps an, befehligte die 9. Infanterietruppenbrigade, später die 25. Infanterietruppendivision, und war zuletzt als Korpskommandant und Armeeinspektor in Innsbruck tätig.

Seine hervorragenden strategischen Fähigkeiten hat Erzherzog Eugen bei mehreren großen Manövern gezeigt. 1899 befehligte er bei den Herbstmanövern ein kombiniertes Korps, 1905 war er Übungsleiter bei den Kaisermanövern in Südtirol und wurde nach denselben durch ein besonders ehrenvolles und schmeichelhaftes Kaiserliches Handschreiben ausgezeichnet. 1909 stand er bei den Kaisermanövern von Groß-Meseritsch, denen Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm beiwohnten, an der Spitze der 4. Armee.

Als Nachfolger seines Oheims, des 1894 verunglückten Erzherzogs Wilhelm, ist Erzherzog Eugen Hoch- und Deutschmeister und als solcher Inhaber des 4. Infanterieregiments, des überall so populären Wiener Hausregiments der „Deutschmeister".

Nachdem Erzherzog Eugen von April 1900 bis Oktober 1908 als Korpskommandant in Innsbruck so erfolgreich gewirkt hatte, daß der Kaiser sagen konnte: „Mit aller Beruhigung weiß ich das 14. Korps unter Ihrer hingebungsvollen vorzüglichen Führung, unermüdlich fortschreitend zu jeder Kriegstüchtigkeit", wurde er zum Armeeinspektor und Landesverteidigungsoberkommandanten für Tirol und Vorarlberg ernannt. Vier Jahre später trat der Erzherzog mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit vom aktiven Militärdienst zurück, lebte in Wien und auf seinen Schlössern und gab sich in erster Linie der Sorge für den ihm anvertrauten Orden und seinen persönlichen Interessen auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft hin.

Erzherzog Eugen konnte sich daher seit Beginn des Krieges für diesen vorerst nur in seiner Eigenschaft als Hoch- und Deutschmeister betätigen; er förderte die humanitären Einrichtungen des deutschen Ritterordens, stellte das reiche Sanitätsmaterial und die Gründungen desselben der Heeresverwaltung zur Verfügung und besuchte und inspizierte die Spitäler.

Nun hat er aber wieder eine wichtige, seinen militärischen Kenntnissen, Erfahrungen und Fähigkeiten entsprechende Stellung in der Armee angenommen, und mit Recht konnte die amtliche Verlautbarung, die den Wechsel im Oberbefehl der Balkanstreitkräfte dem Publikum bekanntgab, sagen: „Die Nachricht, daß der Erzherzog das so wichtige Kommando übernimmt, wird in der Armee, in der er höchstes Vertrauen und begeisterte Verehrung genießt, mit dankbarem Jubel aufgenommen werden." Die Truppen auf dem südlichen Kriegschauplatz haben denn auch den Erzherzog begeistert begrüßt und ihm als einem zweiten Prinzen Eugen zugejubelt, der sie zu Sieg und Ruhm führen werde.

Unsere Soldaten im Oberelsaß.

(Hierzu die Bilder Seite 152/153 und 155 sowie die Karte Seite 156.)

Hartnäckig suchten die Franzosen in den Wintermonaten den von ihnen besetzten kleinen Teil des Oberelsasses zu behaupten und besonders in dem Raum zwischen Thann,


Lebensmittelempfang am Bahnhof.


Die Beförderung der Lebensmittel für die Truppen in den Vogesen.

Steinbach und Sennheim die deutschen Angriffe abzuwehren. Waren sie doch in jener Zeit, wo die Pässe der Vogesen dicht verschneit und eine Nahrungszufuhr von Belfort her deshalb kaum möglich war, für die Lebensmittelbeschaffung ausschließlich auf das Oberelsaß angewiesen.

Aber unsere tapferen Truppen im Elsaß wußten dem Gegner in unermüdlichen, zähen Kämpfen trotz aller Gegenwehr Stück um Stück zu entreißen. Unsere Karte auf Seite 156 gibt die verschiedenen Kampfpunkte wieder. Die wackeren Feldgrauen drangen in das Lauchtal ein, eroberten die Höhe 425 südwestlich von Steinbach und erstürmten die bewaldete Kuppe des Hirzsteins sowie den Hartmannsweiler Kopf. Beide Erhebungen sind Vorberge des Molkenrains, der wiederum auf den höchsten Punkt, den 1423 Meter hohen Großen Belchen, führt.

Die winterlichen Witterungsunbilden erschwerten aber den Unsrigen das Heranschaffen von Lebensmitteln und Munition außerordentlich. Welches Maß von Kraft und Ausdauer dazu erforderlich ist, entnehmen wir dem Bericht eines Mitkämpfers, der einen solchen Verpflegungswagen zu begleiten hatte; die Aufgabe war, Proviant und anderen Bedarf zu den Kompanien zu bringen, die sich hinter den Schützengräben in Bereitschaftstellung befanden.

Danach werden spät am Abend die Nahrungsmittel auf einem Bahnhof des Hinterlandes in Empfang genommen, und mit Einbruch der Nacht setzt sich der Wagen in Bewegung. Der Weg führt zunächst durch verschiedene Ortschaften, deren Straßen von tiefen Granatlöchern zerwühlt und deren Häuser zumeist zerschossen sind. Allmählich beginnt die Steigung. In einer Höhe von 100—150 Metern ist der Boden glatt gefroren, und die scharf beschlagenen acht Pferde des Wagens müssen vorsichtig geführt werden. Unter dichtem Schneegestöber geht es in langsamem Schritt und mit vielen Pausen drei Stunden weit höher und höher hinauf. Immer tiefer stampfen die Pferde in den Schnee, und immer häufiger müssen sie sich verschnaufen.


Phot. Meier & Passoth, Straßburg i. E.
General v. Rekowsky.

Dort, wo der fahrbare Weg sein Ende erreicht, treffen wir auf einen Trupp Esel und eine Reihe von Handschlitten. Ein Teil des Wageninhalts wird in den Lastsäcken der Esel, die im Gebirge vortreffliche Dienste leisten, verstaut, ein anderer Teil, wie Fleisch oder auch Kerzen, Petroleum, Kohlen, Stroh und Dachpappe, wird auf die Schlitten verladen. Bald rückt der Esel- und Schlittenzug ab. Der Pfad, von dem man den Schnee weggeschaufelt hat, wird immer schmäler und steiler und führt oftmals an schroffen Hängen hin. Noch ist der Standort der Truppen nicht erreicht, als halt gemacht wird. Jetzt können selbst die Esel und Schlitten nicht mehr weiter.


Unsere treuen Gehilfen in den Vogesen.


Schlittenbeförderung in den höheren Gebirgspässen.



Vogelschaukarte zu den Kämpfen in den Vogesen.



Der Sturm a

Nach einer Originalzeichnung



auf Wytschaete.

ß von Professor Anton Hoffmann.

Soldaten, von denen jede Kompanie 20 Mann abgesandt hat, übernehmen nunmehr die Beförderung. Schwer bepackt, klimmen sie unter Benützung von derben Bergstöcken Schritt für Schritt die überschneiten Schroffen empor, bis sie nach etwa einer Stunde bei ihren Kameraden anlangen.

In der Bereitschaftstellung sind die Soldaten, die die Vogesenwacht halten, in roh zusammengezimmerten Blockhäusern untergebracht, die ganz oder teilweise in die Erde eingelassen und von einer dicken Schneedecke überlagert sind. Ihr Vorhandensein verrät sich oft nur durch die aus den Schornsteinen herausquellenden Rauchsäulen. Ein schmaler Gang führt zwischen mannshohen Schneewänden zur Tür, die oben mit zwei Glasscheiben versehen ist.

Der enge, etwas dämmrige Raum ist von Kerzen erleuchtet. Es herrscht eine angenehme Wärme, da die eisernen Öfen Tag und Nacht geheizt werden. Holz für sie kann ja in unmittelbarer Nähe genug geschlagen werden. Die eine Langseite der Hütte dient als Schlafstube, die andere als Wohnstube. In der „Schlafstube“ sind die Strohlager zu zweien oder dreien übereinander angeordnet. In der „Wohnstube“ vertreten Wandbretter die Tische. Um sie herum sitzen die kampferprobten Bewohner, spielen Karte, lesen Zeitungen, schreiben Briefe oder bessern die Bekleidungsstücke aus. Wer Tabak besitzt, qualmt mit dem rauchenden Ofen um die Wette. Zuweilen stimmt eine rauhe Kehle ein Lied an, in das dann die ganze Mannschaft kräftig einfällt.

Aber die Stunden der Ruhe sind bald verflogen. Die Kameraden vorn in den Schützengräben müssen abgelöst werden, und guten Mutes geht es hinaus in den schneidenden Schneesturm.

Minenkrieg.

(Hierzu die Bilder Seite 158 u. 159.)

Den Gefahrengürtel, mit dem die deutsche Marine seit dem 18. Februar das englische Inselreich zu umgeben begann, dachte man sich anfänglich in der Weise, daß unsere Unterseeboote, die sich schon so glänzend bewährt haben, nur mit ihrer gefürchteten Torpedowaffe jedem englischen oder mit Kriegsbedarf beladenen neutralen Fahrzeug, das in Sichtweite käme, zu Leibe gehen würden. In der Tat sind auch schon genug englische Dampfer auf diese Art versenkt worden. Aber es werden die Zufahrtstraßen zu den englischen Häfen auch durch Auslegen von Minen gesperrt. Deutschland verwendet zu diesem Zweck sogenannte feste Minen, die auf Gleisbahnen aus dem Bauch des Minenschiffes über Bord befördert werden. Der untere Teil verankert sich dann auf dem Meeresboden; die Mine selbst treibt nach oben und wird durch eine automatische Fesselung immer etwa 3—4 Meter unter der Wasseroberfläche gehalten, damit die bedrohten Schiffe weder sie sehen und ihnen ausweichen, noch ungefährdet darüber wegfahren können. Sobald der Schiffsrumpf einen der Vorsprünge auf dem Deckel der Mine zerstößt, explodiert sie durch chemische Zündung. Zum Absperren eigener Häfen gegen feindliche Flottenvorstöße bedient man sich der Minensperren. In Abständen sind da in Reihen Minen verankert, die man einzeln oder gemeinsam auf elektrischem Wege vom Land aus zur Explosion bringen kann, sobald ein feindliches Kriegschiff auf der betreffenden Stelle erscheint. Alle Minen aber sollen mittels gewisser selbsttätiger Sicherungsvorrichtungen so eingerichtet sein, daß sie nicht mehr explodieren, wenn sie durch Stürme oder allzu heftige Meeresströmungen fortgerissen werden. Daß die deutschen Minen den englischen und französischen weit überlegen sind, erhellt, abgesehen von der viel ausgiebigeren Sprengwirkung, auch noch daraus, daß sie sich nur sehr selten losreißen; unter hundert an neutralen Küsten angeschwemmten befand sich



Im Handumdrehen lag der Zug in Schützenlinie und feuerte auf den vorgehenden Gegner (siehe Seite 153).
Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

eine einzige deutsche, und die war nach dem Völkerrecht bereits durch die automatische Verrieglung unschädlich, während die neutralen Seefahrer von den englischen, französischen und russischen zu ihrem Leidwesen gerade das Gegenteil erfahren mußten.

Die Gewehre der europäischen Mächte*).

3. Von Dreyse über Mauser zu Mannlicher.

Von Major a. D. Schmahl.

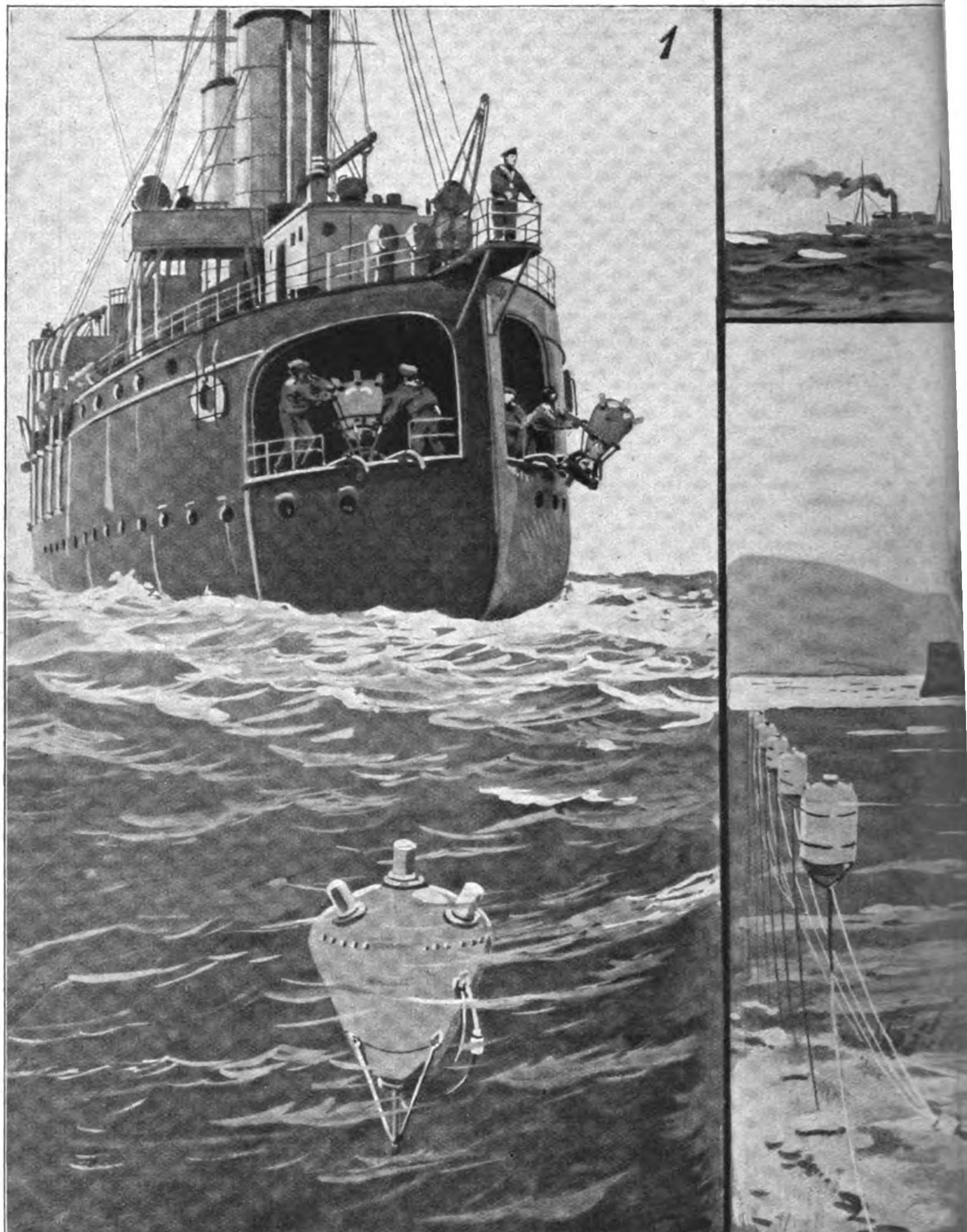
(Hierzu die beiden Zeichnungen Seite 160.)

Das Zündnadelgewehr von Dreyse hatte, wie wir sahen, drei große Fortschritte gebracht: Hinterladung, Einheitspatrone — das heißt Geschoß, Pulver und Zündmittel vereinigt — und sichere Geschoßführung. Die letztere war eigenartig und glich weder einer vorhergehenden noch einer neueren: das „Langblei" (b), dem man die sozusagen organische Entwicklungsstufe von der Kugel zum heutigen Spitzgeschoß ansieht, kam mit der gezogenen Laufseele gar nicht in Berührung. Es saß in einem aus gepreßtem Papier hergestellten „Spiegel" (c). Dieser war durch die „Pression" gezwungen, der Drehung der Züge zu folgen, und nahm das fest von ihm umschlossene Langblei mit in die Drehung. Außerhalb der Mündung fiel er zu Boden; das Langblei aber behielt seine Drehung um die Längsachse bei.

Von 1841 bis 1871 machte das Gewehr eine ganze Reihe von Verbesserungen durch, die in der Patrone und dem Visier gipfelten. Die verbesserte Patrone (B) zeigt ein leichteres, schlankeres Geschoß, das so eine Anfangsgeschwindigkeit von 341 Meter, statt der bisherigen 285 Meter, bekam und einen besseren Gasabschluß durch eine geölte Tucheinlage im doppelten Boden (f) der Papierhülse.

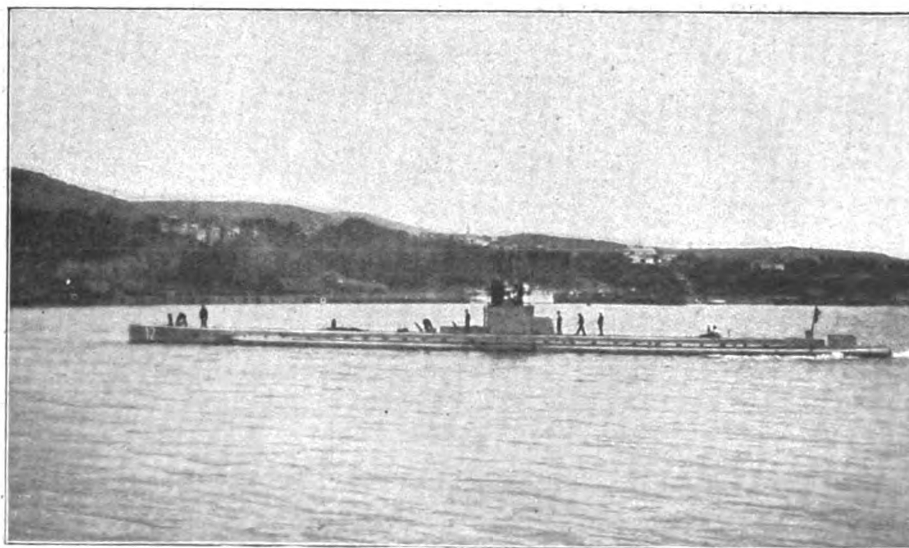
Während für die kurzen Schußweiten des glatten Vorderladers bei dem damaligen Massenfeuer einfach der „wagrechte Anschlag" ohne Visiereinrichtung genügt hatte, mußte der größeren Tragweite und Treffgenauigkeit nunmehr durch verschieden hohe Visiere Rechnung getragen werden. Da das Korn auf der Mündung immer gleich hoch bleibt, wird der Höhenwinkel, den die Seelenachse der Waffe zu der Visierlinie bildet, um so größer, je höher die Visierkimme kommt. Unter Visierlinie versteht man die gerade Linie vom Auge des Schützen über die Kimme — den dreieckigen Ausschnitt im Visier — und die Kornspitze nach dem Ziel. Diese Linie zu bilden, nennt man zielen. Je größer der genannte Winkel wird, desto weiter geht der Schuß. Das Visier des Zündnadelgewehrs ist sehr einfach: bis 350 Schritt blieb die kleine Klappe (b) rückwärts und die große Klappe (c) vorwärts liegen. In unserem Bilde ist c hochgeklappt, wie es zum Schießen über 550 Schritt nötig war. Nicht so einfach war der Gebrauch für den Schützen, weil für die Zwischenentfernungen verschiedene Haltepunkte

*) Siehe auch unsere Aufsätze S. 20 u. 99.

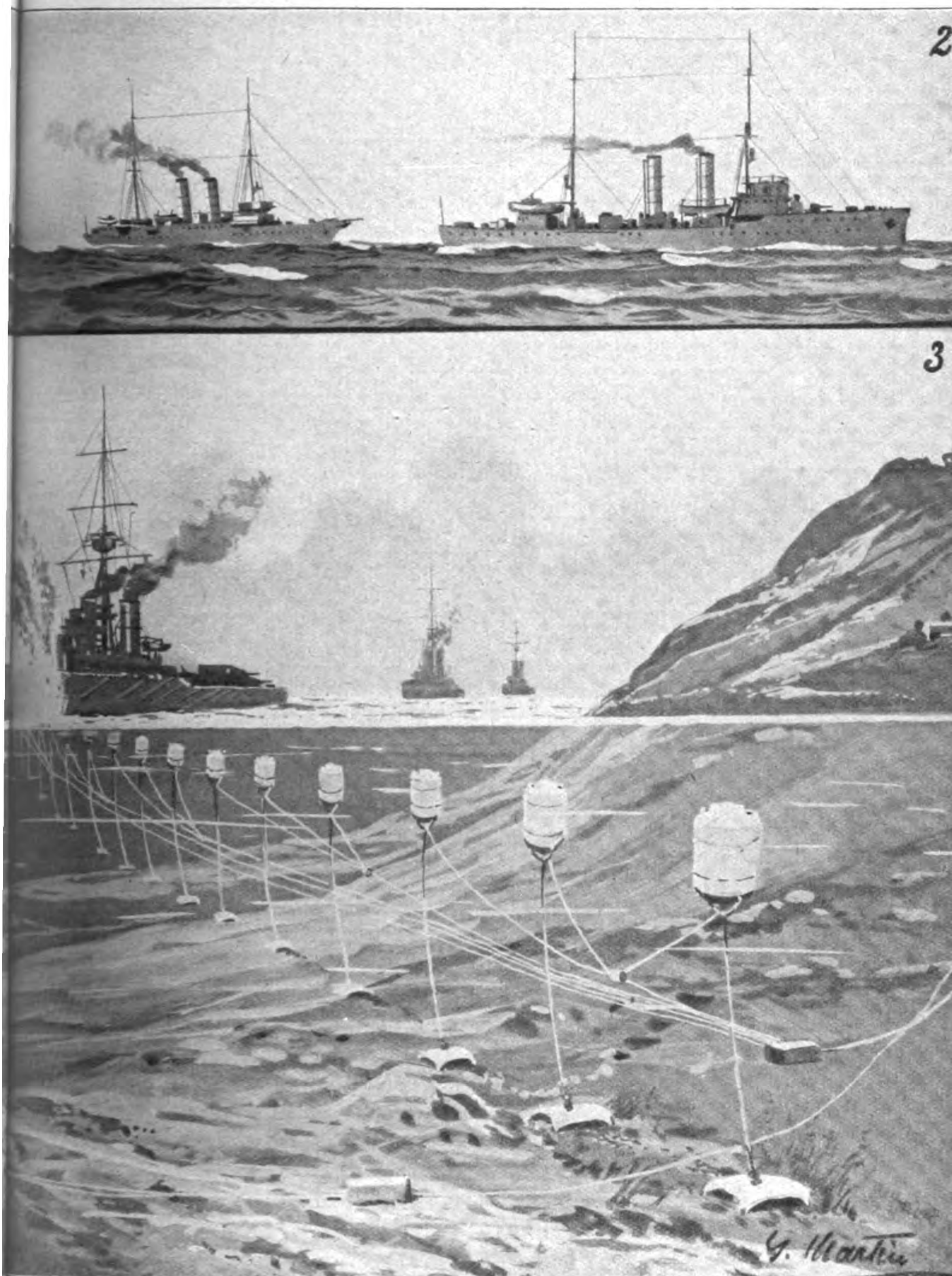


Die Mine im modernen Seekrieg. 9

1. Das englische Minenschiff „Iphigenia" beim Legen von Treibminen. 2. Die de



Deutsches Unterseeboot.



iner Originalzeichnung von G. Martin.

en Minenleger „Nautilus", „Albatros" und „Pelikan". 3. Die Sperrminenanlage.

genommen werden mußten. Auch war das Zielen durch die beiden Schlitze c_1 und c_2 nicht so leicht.

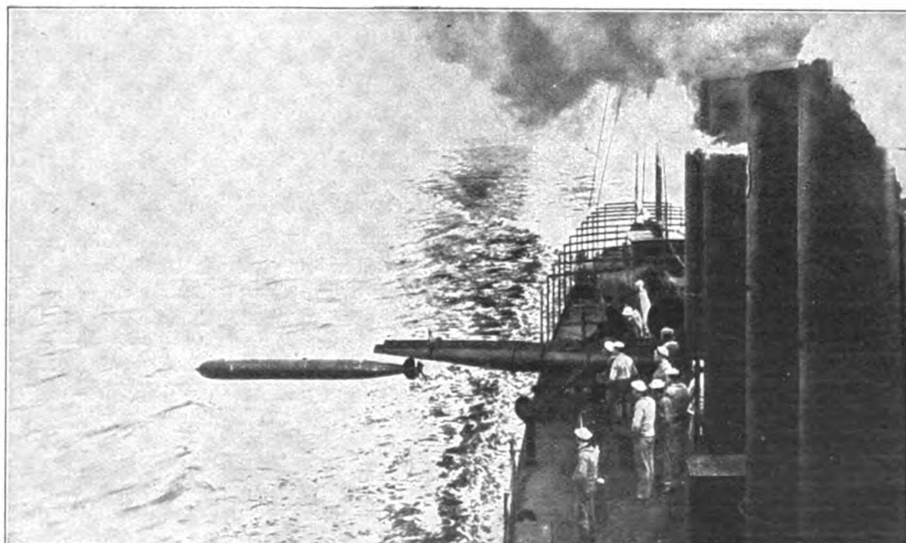
Hatten schon die erwähnten fortgesetzten Verbesserungen des Zündnadelgewehrs eine Schieberklappe bis zu 1200 Meter gebracht, so zeigt das Visier des Mausergewehrs, das als M/71 im Jahre 1872 eingeführt wurde, um nicht von den Nachbarstaaten überholt zu werden, eine Ausdehnung bis zu 1600 Meter, damit aber auch den Höhepunkt der Unbequemlichkeit für den Schützen, für den einschließlich Standvisier und kleiner Klappe sechs Visierkimmen zur Auswahl standen, davon drei in Schlitzen mit sehr beschränktem Gesichtsfeld. Wir verlassen diese Betrachtung der Visiere endgültig mit dem vorausgreifenden Hinweise darauf, daß das Gewehr 88, trotz der Ausdehnung auf 2050 Meter, eine Vereinfachung durch Verminderung der Kimmen auf vier brachte, eine vollbefriedigende Lösung aber erst dem Richtbogenvisier des Gewehrs 98 mit nur einer Kimme und völlig freier Übersicht verdankt wurde.

Das Gewehr 71 zeigt den Vorteil, daß sich beim Öffnen die Schlagfeder von selbst spannt. Das Geschoß, gleich dem des Chassepot 11 Millimeter stark und walzenförmig mit rundem Kopf, übernimmt die Führung selbst, ohne Spiegel. Den größten Fortschritt aber brachte die schon im nordamerikanischen Kriege (1861—1865) entstandene Metallpatrone. Sie ist das Ei des Kolumbus, denn die schwierige Aufgabe, einen gasdichten Gewehrverschluß herzustellen, wird überflüssig dadurch, daß die Patrone eine gasdichte Hülse aus Messing bekommt. Damit wurde gleichzeitig unter anderem die Aufbewahrung und Verpackung sowie das Laden sicherer. Die kleinere Seelenweite bewirkte durch Leichterwerden des Geschosses eine größere Anfangsgeschwindigkeit (430 Meter) mit all ihren schon erwähnten Folgeerscheinungen, besonders der flacheren Flugbahn mit ihrer größeren Treffwahrscheinlichkeit. Die Zahl der gezielten Schüsse in der Minute stieg auf zwölf gegenüber fünf bei M/41.

Das Gewicht des Gewehrs sank von 5 Kilogramm auf 4,5 Kilogramm, kurz, das Gewehr war vorzüglich für seine Zeit. In der Anfangsgeschwindigkeit hatte es das Chassepot (420 Meter) zwar nur wenig, in allen übrigen Beziehungen aber weit überholt.

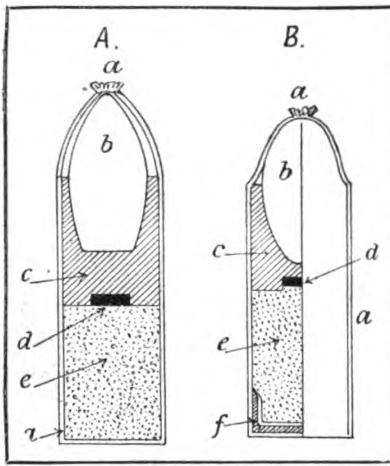
Auch die übrigen Staaten, die zum Teil nach den Schnelligkeitsleistungen des Zündnadelgewehrs im Feldzuge 1866 rasch ihre Vorderlader nach dem Klappensystem in Hinterlader umgewandelt hatten, ebenfalls mit der Metallpatrone, im Gegensatz zum Chassepot, das die Papierpatrone beibehalten hatte, bewaffneten fast alle ihr Fußvolk in den Jahren vor und nach 1870 neu. So entstanden in Österreich das Werndl 67, in Bayern Werder 69, Italien Vetterli 70, England Henry=Martini 71, Niederlande Beaumont 71, Rußland Berdan 71. Frankreich folgte mit dem Grasgewehr 74, das dem deutschen 71 ähnlich war.

Aber bald wollte man für entscheidende Augenblicke noch rascher feuern können und griff dazu auf den uralten Gedanken



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Ein Torpedo verläßt das Ausstoßrohr.



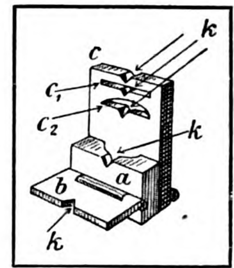
Zündnadelpatrone, ältere (A.) und neuere (B.) Form.

a Papierhülse. b Geschoß oder „Langblei". c Treibspiegel. d Zündpille. e Pulverladung. f Doppelter Hülsenboden mit Tucheinlage.

der Repetier- oder Magazinwaffen zurück, der ein Traum hatte bleiben müssen, solange man mit der Papierpatrone eine Entzündung des ganzen Patronenvorrats gewärtigen mußte, der aber nun in Nordamerika mit dem Revolvergewehr Colt, besonders aber dem Spencergewehr verwirklicht worden war. Dieses letztere hatte sieben Patronen im Kolben. Auch das Henrygewehr war dort entstanden, das das Magazin unter dem Laufe hatte und sich dann zum Henry-Winchester und Vetterli weiterentwickelte. Zu letzterem war schon 1869 die Schweiz, alle Zwischenstufen kühn überspringend, übergegangen. Andere Gewehre hatten abnehmbare Magazine (Krnka, Lee).

Kurz, Versuche wurden allenthalben gemacht, da trat als erste Großmacht das Deutsche Reich mit seinem aus politischen Gründen rasch hergestellten Mehrlader 71/84 auf den Plan. Sonst fast dem Gewehr 71 gleich, hatte es in einer Röhre unter dem Vorderschaft acht hintereinander liegende Patronen; eine neunte konnte einzeln geladen werden. Auf die Dauer befriedigte dieses Gewehr nicht, weil das Füllen des Magazins umständlich war und das Gewehr mit Vordergewicht belastete. Mannlicher bildete deshalb das Leesche schwere Anhängemagazin von 1879 zu einem mit dem Abzugsbügel zusammenhängenden festen Gehäuse um, in das ein sehr leichter Rahmen mit fünf Patronen in einem Griff geladen wurde. Der Rahmen wog nur 19 Gramm und fiel, sobald er leergeschossen war, von selbst zu Boden (Österreich, Gewehr 88). Damit war das in Frankreich gerade 1886 eingeführte Lebelgewehr, welches das Magazin des deutschen M 71/84 angenommen hatte, in dieser Beziehung überflügelt.

Anderseits hatte das Lebelgewehr eine neue Epoche im Waffenwesen eingeleitet: Das Ziel, ein flacher schießendes Gewehr mit mehr, also leichteren Patronen zu bekommen, ließ sich nur durch leichtere Geschosse, also engere Läufe, erreichen und durch ein kräftigeres Treibmittel, als es das gute alte Pulver des Bertold Schwarz, die mechanische Mischung aus Salpeter, Kohle und Schwefel, war. Zur rechten Zeit brachte die Chemie dem Waffenwesen ihre stärkeren Erzeugnisse dar, die nebenbei noch sehr wenig Rauch entwickelten — die „rauchschwachen" Pulver aus Baumwolle, mit Salpetersäure behandelt. 2,7 Gramm dieses Pulvers in der Lebelpatrone erteilten dem 15 Gramm schweren Geschoß 610 Meter Anfangsgeschwindigkeit gegen 515 Meter der österreichischen durch 4 Gramm Schwarzpulver bei 15,8 Gramm Geschoßgewicht. Daraufhin nahm Mannlicher 2,75 Gramm chemischen Pulvers und kam auf 620 Meter. Beide Geschosse waren aus Blei, schlank walzenförmig mit Eispitze; bei Lebel mit Nickel-, bei Mannlicher mit Stahlmantel.



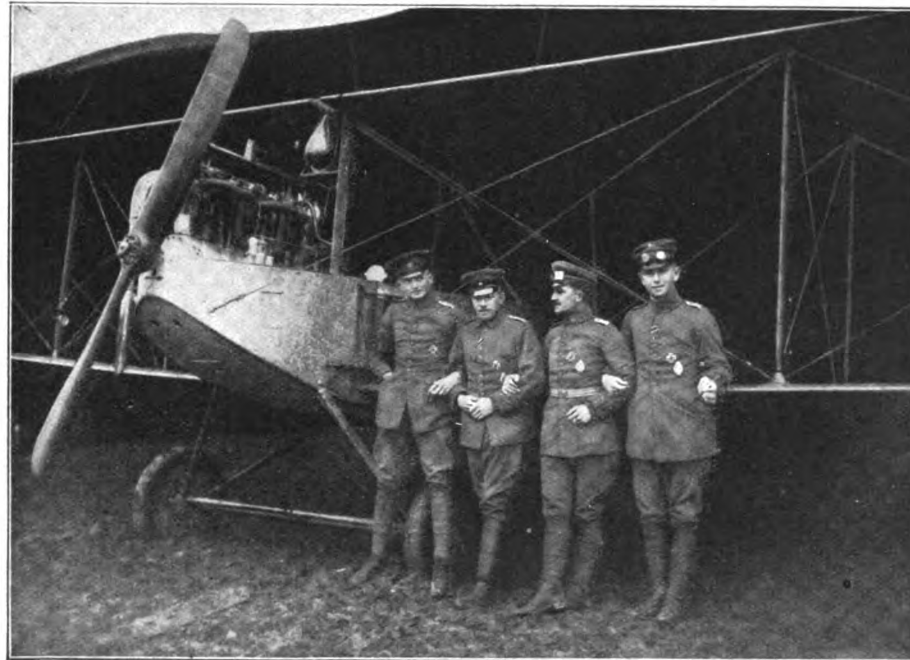
Visier des Zündnadelgewehrs.

a Standvisier = 350 Schritt. b Kl. Klappe = 550 Schritt. c Große Klappe, oberste Kimme = 850 Schritt. k Kimme.

Diese papierdünnen Mäntel verhinderten eine Verbleiung der Laufseele und reinigten sie gleichzeitig von Pulverrückständen, indem sie sich, den Bleikern des Geschosses umschließend, mit ihm in die Züge einpreßten und so die Führung herstellten. Während die Chassepotpatrone 43,8 Gramm gewogen hatte, wog die Lebelpatrone nur 32 Gramm; man konnte also bei gleicher Belastung ein Drittel Patronen mehr mitführen.

Eine Fliegerleistung von historischer Bedeutung.

Die Zeitschrift „Flugsport" erzählt: Es war bei Gelegenheit des Vorstoßes auf Paris. Die Bewohner der Ville Lumière erhielten jeden Nachmittag den Besuch deutscher Flieger, die die Aufgabe hatten, das Verhalten der Pariser Reservearmee immer wieder festzustellen. Die Pariser Reservearmee war mit der Front nach Osten aufmarschiert. Eines Tages war wieder ein Flugzeug aufgestiegen, sie hierbei zu beobachten. Da fiel diesem eine unbestimmte Bewegung beim Gegner eines deutschen Korps auf, das gegen Norden ein scheinbar nicht belangreiches Gefecht hatte. Auf eigene Verantwortung änderte das Flugzeug seinen Kurs und flog gen Norden. Flog und flog; denn was es sah, war näherer Betrachtung wohl wert. Dann jagte es zurück zum Oberkommando und meldete den Anmarsch der englischen Armee in die Flanke Klucks. Niemand wollte es zunächst glauben. Die kavalleristische Aufklärung hatte nicht zu dem Ergebnis geführt. Dennoch war es wahr. Die Nachricht hatte die bekannte Neuorientierung der deutschen Stellung im Westen zur Folge und hat der Bemannung des Flugzeuges, dem Beobachtungsoffizier und dem Führer, das Eiserne Kreuz 1. Klasse eingetragen. Der Flug hatte eine ähnliche Bedeutung wie der bekannte Patrouillenritt des Husarenleutnants v. Häseler, des heutigen Feldmarschalls, am 17. August 1870 und gehört daher der Geschichte an.



Phot. H. Hoffmann, München.

Vier bayrische Fliegeroffiziere als Ritter des Eisernen Kreuzes 1. Klasse.

Von links nach rechts: Hauptmann Stadelmeyer, Oberleutnant König und Hailer, Leutnant Schlemmer.

Auszeichnung eines österreichisch-ungarischen Regiments. Nach einer Meldung aus Pest wurde das 50. Infanterieregiment, das einzige in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, das zum Andenken an die Schlacht von Custozza die goldene Tapferkeitsmedaille an die Regimentsfahne geheftet trägt, letzthin auch durch den Deutschen Kaiser ausgezeichnet. In Würdigung des tapferen Verhaltens des Regiments in den russisch-polnischen Kämpfen sandte er ihm eine mit dem Eisernen Kreuz geschmückte prachtvolle Fahne.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Auf Seite 110 haben wir bereits berichtet, daß in den heftigen Kämpfen, die zwischen Türken und Russen gegen die Mitte des November tobten, die Russen bei Köprköj geschlagen wurden, wobei sie 4000 Tote, ebensoviel Verwundete und 500 Gefangene verloren; ferner büßten sie 10000 Gewehre und eine Menge Munition ein. Nach dieser Niederlage zogen sie sich in der Richtung auf Kutek zurück.

Die Russen fanden in ihrem Kampfe gegen die Türkei einen Parteigänger in dem Kurden Abdurrezak Bederkhani, der mit einigen hundert Mann am 16. November die Grenze in der Gegend von Maku (siehe die Karte Bd. I S. 342) überschritt, um den Russen beizustehen. Maku liegt in der persischen Provinz Aserbeidschan unweit von Khoi. Die Leute Abdurrezaks wurden aber von den Türken wieder vertrieben, und den nun weiter in Persien vordringenden türkischen Truppen schlossen sich jetzt auch die Häupter der verschiedenen Stämme und diese selbst an. In russischen Kreisen und namentlich bei den Behörden in Täbris rief die Nachricht von dem Vorrücken der Türken in Aserbeidschan große Bestürzung und völlige Kopflosigkeit hervor.

Das russische Heer bezog im Kaukasus eine Stellung in der nahe der Grenze gelegenen Linie Azab—Zazak—Khahab. Am 17. November drangen türkische Truppen gegen diese Stellung vor und eroberten durch einen Bajonettangriff die stark befestigten Höhen in der Umgebung von Azab. Auch weiter nahmen die Kämpfe im Kaukasus einen günstigen Verlauf. So brachten die in der Richtung auf Batum (siehe Bild Seite 111) vorrückenden türkischen Truppen am 18. November den Russen eine weitere Niederlage bei, sie besetzten die russischen Stellungen von Zavot'ar und Koura, während die russischen Truppen die Flucht in der Richtung auf Batum ergriffen. Auf der Verfolgung kam es am 21. November am Flusse Tschuruk zu einem Gefecht, in dem die Russen auf das jenseitige Flußufer zurückgeworfen wurden. Ein Teil der verfolgenden Truppen besetzte Artwin, eine Stadt von etwa 7000 Einwohnern im russisch-kaukasischen Gouvernement Kutais.

Bald darauf kam aus Wien die erfreuliche Meldung, daß persische Stämme Täbris, die Hauptstadt der persischen Provinz Aserbeidschan, besetzt hätten. Täbris hat etwa 200000 Einwohner und ist der wichtigste Platz für den Handelsverkehr nach dem Inneren Persiens, nach Indien, Rußland, dem Schwarzen Meer und Konstantinopel.

In Täbris hatten die Russen keine guten Tage. Einem Blutbad, das die in Täbris eingezogenen persischen Stämme anrichteten, fielen 2000 Russen zum Opfer.

Ungünstiges Wetter, das an der kaukasischen Grenze eintrat, verhinderte größere Unternehmungen der Türken in dem gebirgigen Gelände. Immerhin nahmen sie die Stadt Morgul ein, passierten den Tschuruk in der Nähe von Bordschika und drangen bis in die Gegend von Atschara, 10 Kilometer südöstlich von Batum, vor, wo sie die umgebenden Höhen an der Küste zwischen Bordschika und Maradit besetzten.

In Persien nahm die allgemeine Volkserregung gegen die Russen Ende November und Anfang Dezember derart zu, daß die persische Regierung kaum noch imstande war, dieser Strömung Widerstand zu leisten. Am 7. Dezember eroberten die türkischen Truppen, die von Revender aus gegen die von den Russen besetzt gehaltene persische Provinz Aserbeidschan vorgingen, den Ort Saud-Bulagh, 70 Kilometer jenseits der persisch-türkischen Grenze, südlich des Urmiasees. Dieser Platz bildete neben Täbris den wichtigsten Stützpunkt der Russen in der Provinz Aserbeidschan.

Auch an anderen Stellen Persiens waren die Türken erfolgreich. So griff am 14. Dezember bei Seldos am Südufer des Urmiasees türkische und persische Kavallerie ein Regiment Kosaken an und schlug es vollständig, wobei der Gegner 40 Tote und zahlreiche Verwundete verlor;



Internat. Photo-Archiv, Berlin.

Grusinischer Kriegsweg, der von Wladikawkas über den Kasbek nach Tiflis am Kur führt und den besten Zugang von Persien nach Rußland bildet.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Türkische Infanterie vor dem Palaste des Sultans, fertig zum Abmarsch nach dem Kriegsschauplatz.

die Angreifer verfolgten die Russen in der Richtung auf Urmia.

Um dieselbe Zeit erfuhr man, daß der persische Kurdenführer Ilhani, den die Russen seit langem zu gewinnen trachteten, nach dem Einzuge der türkischen Truppen in Saud-Bulagh mit seinem ganzen Stamme, ungefähr 10 000 Mann, zur ottomanischen Armee übergegangen sei, um gegen die Russen zu kämpfen. Bei Sarai, einem Orte im russischen Gouvernement Rjäsan, hatten sich am 14. Dezember Kämpfe um die russische Stellung entwickelt, die am 15. dazu führten, daß die Türken diese Stellung eroberten und in Sarai einrückten. Die Russen versuchten nun, auf dem linken Ufer des Tschuruk vorzugehen, wurden aber auch hier von den Türken nach fünfstündigem Kampfe vertrieben.

Nicht besser erging es ihnen bei Id, wo sie die türkische Grenze überschritten hatten. Sie wurden hier und bei Olty zurückgeschlagen und genötigt, ihre Stellungen fluchtartig zu räumen. Dem Sieg über die Russen bei Olty und Id wurde in Konstantinopel die größte Bedeutung beigemessen. Mit diesem Sieg war der ganze rechte Flügel der russischen Kaukasusarmee von Batum bis Id über die Grenze geworfen. Infolgedessen begann auch schon der Rückzug des russischen Zentrums, dessen Verbindungen durch die Besetzung von Id bedroht waren. Die Russen waren genötigt, sich hier auf Sarik am Isch, der letzten Station der Eisenbahn nach Kars, zurückzuziehen.

Auch die türkische Flotte war unterdes nicht untätig geblieben. Bereits am 18. November war sie ausgelaufen, um die russische Flotte aus ihren Verstecken zu locken. Sie traf diese auf der Höhe von Sewastopol. In dem Kampf, der sich entwickelte, wurde ein russisches Schlachtschiff ernstlich beschädigt. Die übrigen russischen Kriegschiffe ergriffen, von den türkischen verfolgt, die Flucht.

Am 20. November bombardierte der Kreuzer „Hamidie" die russischen Petroleumdepots und zerstörte die Station für drahtlose Telegraphie in Tuapse, einem Ort in der Nähe von Noworossijsk. Wie Noworossijsk beschossen wurde, erfahren wir aus einem uns freundlichst zur Verfügung gestellten Kriegstagebuch, in dem es heißt:

K., den 3. Dez. 1914.

Teuerste Mutter!

Heute lasse ich einen kleinen Auszug meines Kriegstagebuches folgen, der Dir die Beschießung von Noworossijsk schildert. Es ist uns jetzt amtlich erlaubt worden, darüber zu sprechen.

Nach pünktlicher Erledigung eines Auftrags dampfen wir mit 18 Seemeilen Fahrt nach Noworossijsk, wo wir den Russen zum zweiten Frühstück unsere Granatäpfel präsentieren sollen. Auf der Fahrt gehen heftige Regenböen nieder, so daß zeitweise das Land auf kurze Dauer außer Sicht kommt, und so nähern wir uns, selbst teilweise von strömendem Regen verhüllt, unheilbringend der Stadt. Als wir dann gegen ein viertel elf Uhr in die Bucht von Noworossijsk einfahren, klart der Himmel auf. Einzelne Sonnenstrahlen huschen über die Stadt, die jetzt noch, friedlich von hohen Bergen umgeben, sich in ihrer bunten Farbenpracht vor unseren Blicken entrollt. Ein anderer kleiner türkischer Kreuzer, der vorausgesandt war, um, wenn möglich, Kohlendampfer aus dem Hafen zu holen, meldet, daß nur russische Dampfer im Hafen liegen, mit Ausnahme der größten, eines Holländers und eines Engländers, zusammen an einem Pier. Glück im Unglück für den letzteren. Denn so können wir ihm nicht den Todesgruß senden, ohne den neutralen Holländer zu beschädigen. Der andere Kreuzer nimmt das Fort unter Feuer, das fluchtartig verlassen wird, und vernichtet die Funkenstation.

Kurz vor elf Uhr drehen wir in der Nähe der Mole bei und eröffnen unserseits das Feuer. Ein etwas abgesonderter großer, weißer Petroleumtank wird zum Einschießen ausersehen. — „Zielwechsel". — Kurz nach dem Aufblitzen des Schusses an Bord ein kleines Wölkchen an Land, und aus der Mitte des Zieles sieht man deutlich einen dicken weißen Strahl hervorschießen. Der Tank läuft aus. Der erste Volltreffer. Nun greift auf Befehl auch das zweite und dritte Geschütz der Steuerbordseite mit ein, und erbarmungslos sausen die Geschosse in die großen Behälter.

Jeder Schuß ein Treffer! Eine mächtige Explosion erfolgt, und man sieht deutlich weiße Teile des Behälters in die Luft geschleudert und zurückfallen. Wieder ertönt es: „Zielwechsel rechts" — und dicke Feuergarben, untermischt mit schwarzem Rauch, lassen die Wirkung unserer Granaten erkennen. Wer je den Vesuv in Natur oder auf Bildern in Tätigkeit gesehen hat, findet hier ein würdiges Gegenstück, das in seiner grausamen Schönheit jenen Anblick noch bei weitem übertreffen mag. Und während Vernichtung und Tod an Land wüten, späht man hier an Bord nach neuen Zielen. Andere Tanke und Schuppen, dann die im Hafen liegenden Schiffe, eins nach dem anderen, kommen an die Reihe. Bald züngeln da und dort die Flammen empor, und der dicke, schwarze Rauch zieht über die Stadt, um sich hoch oben zu einer mächtigen, schweren, tiefschwarzen Wolke zusammenzuballen.

Wir haben längst gedreht, und die Backbordgeschütze haben ihre Brüder auf der anderen Seite abgelöst. Eine schneeweiße Wolke bezeichnet die Explosion in einer Kesselanlage, in der vor Stunden vielleicht noch Menschen eifrig geschafft haben. Vereinzelt sieht man solche zu Fuß und zu

Wagen über die Straßen durch die Stadt rasen. Und dann steigen auch die Feuergarben aus den todwunden Schiffen, umzüngeln Brücken und Aufbauten, sich scharf vom Hintergrund abhebend. Zwei kleine Dampfer liegen an einem Pier zusammen. Eine Salve von Bord, und als man die Wirkung beobachten will, ist nur noch der eine über Wasser. Aus dem anderen schlägt eine rote Flamme. Kurz vor ein Uhr fällt der letzte Schuß. Furchtbar wütet das Feuer an Land, begünstigt durch das auslaufende brennende Petroleum der an den Bergabhängen liegenden Tanke. Voraussichtlich setzt es noch ganze Stadtteile in Brand. Der Materialschaden ist ungeheuer. Zwei große Petroleumlager, vierzehn Dampfer und mehrere Getreide- und Holzschuppen sind in Brand geschossen, ebenso einige Pieranlagen. Und während wir langsam drehen und den Hafen verlassen, hebt sich scharf die blutrote Flagge mit dem Halbmond von der tiefschwarzen Wolkenwand im Hintergrund ab. —

Anfang Dezember unternahm die vereinigte französisch-englische Flotte einen neuen Angriff auf die Dardanellenforts, der jedoch erfolglos blieb. Der Angriff war von den schweren Geschützen der türkischen Forts zurückgeschlagen worden. Am 10. Dezember beantwortete die türkische Flotte eine von den Russen verbreitete Behauptung, daß die osmanischen Kriegschiffe vom Schwarzen Meere weggefegt und das Schiff „Sultan Yawus Selim“ außer Gefecht gesetzt sei, mit der Beschießung der Umgebung von Batum, das ja auch schon zu Lande angegriffen worden war.

Eine weitere Unternehmung wurde in der Nacht vom 23. zum 24. Dezember eingeleitet. Ein türkisches Kriegschiff unternahm eine Kreuzfahrt im Schwarzen Meer, während zwei andere Kriegschiffe vor Batum lagen. Der türkische Kreuzer begegnete der gesamten russischen Flotte in 17 Einheiten. Trotz der vielfachen Überlegenheit des Feindes nahmen die Türken sofort den Kampf auf. Im Lichte der Scheinwerfer erkannte der Kommandant, daß sich bei der russischen Flotte auch ein Minenleger befand, der, wie später festgestellt wurde, den Namen „Oleg“ führte. Er wurde in den Grund geschossen. Auch das russische Linienschiff „Rostislaw“ wurde schwer beschädigt. Die übrige russische Flotte verlor sich in der Dunkelheit und konnte nach Sewastopol entkommen. Später gelang es dem türkischen Kreuzer, in dem sich lichtenden Morgennebel noch einen zweiten russischen Minenleger „Athos“ in den Grund zu schießen. Seine aus 2 Offizieren und 30 Mann bestehende Besatzung wurde gefangen genommen, nach Konstantinopel und dann nach Ismid gebracht, wo sich bereits die 100 Gefangenen vom russischen Minenleger „Pruth“ befanden.

Ende Dezember erfuhr man, daß sich eine englisch-französische Flotte, bestehend aus 40 Einheiten, vor den Dardanellen versammelt hatte, darunter 15 Dreadnoughts und andere Schlachtschiffe. Sie hatte es besonders auf die Häfen an der kleinasiatischen Küste, die den Dardanellen am nächsten liegen, abgesehen, und so versuchte auch am 28. Dezember ein französisches Torpedoboot, bei Kitiliman an der kleinasiatischen Küste, gegenüber von Tenedos, die türkische Küstenwache zu vernichten, womit es jedoch keinen Erfolg hatte. —

In den unter französischer Schutzherrschaft stehenden beiden nordafrikanischen Staaten Marokko und Tunis konnte die Nachricht von der Verkündigung des Heiligen Krieges nicht verheimlicht werden. Die Wirkung war, daß eine von Khenifra zurückkehrende französische Kolonne von starken marokkanischen Kontingenten angefallen, umzingelt und zu einem sehr heftigen Kampfe gezwungen wurde. Die in Khenifra verbliebenen Mannschaften konnten jedoch, wie der Generalresident Lyautey nach Paris meldete, noch rechtzeitig helfend eingreifen und die Kolonne befreien, die eine große Anzahl Offiziere sowie etwa 100 europäische Soldaten verloren hatte und einen Teil des Artilleriematerials zurücklassen mußte. Auch aus Tunis kamen Nachrichten, die erkennen ließen, daß die Proklamierung des Heiligen Krieges die Herrschaft der Franzosen in Nordafrika zu erschüttern begann. Die ganze Bevölkerung geriet in Erregung. Allein in der Hauptstadt der französischen Kolonie



Täbris, die Hauptstadt der persischen Provinz Aserbeidschan.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

waren mehr als 50000 Exemplare eines in arabischer Sprache abgefaßten Aufrufs verteilt worden, in dem der Beschluß des Kalifen bekanntgegeben und die Bevölkerung zum Kampfe gegen die Franzosen und ihre Verbündeten aufgerufen wurde. „Es ist eine heilige Pflicht aller Muselmanen," hieß es in dem Aufruf, „dem Befehle des Kalifen zu gehorchen und an dem Kampfe gegen die Feinde des Islams teilzunehmen." Die mohammedanischen Soldaten in Tunis, die nach den französischen Schlachtfeldern gebracht werden sollten, weigerten sich infolgedessen abzureisen, und die Regierung in Tunis mußte deshalb auf die Durchführung ihrer Absicht verzichten.

Der Oberbefehlshaber aller mohammedanischen Stämme in den französischen Kolonien Nordafrikas, Abdul Malik, ein Sohn Abdul Kaders, wurde in Fez, das von den Feinden geräumt war, zum souveränen Sultan von Marokko ausgerufen, und die französische Regierung sah sich, wie die „Agence Havas" berichtete, genötigt, die Entsendung von zwei Kolonialregimentern nach Nordmarokko und Tunis zu verfügen, ein Zeichen, daß es dort um die französische Sache nicht gut stand.



Ägyptischer Kavallerist als Vorposten in der Wüste.

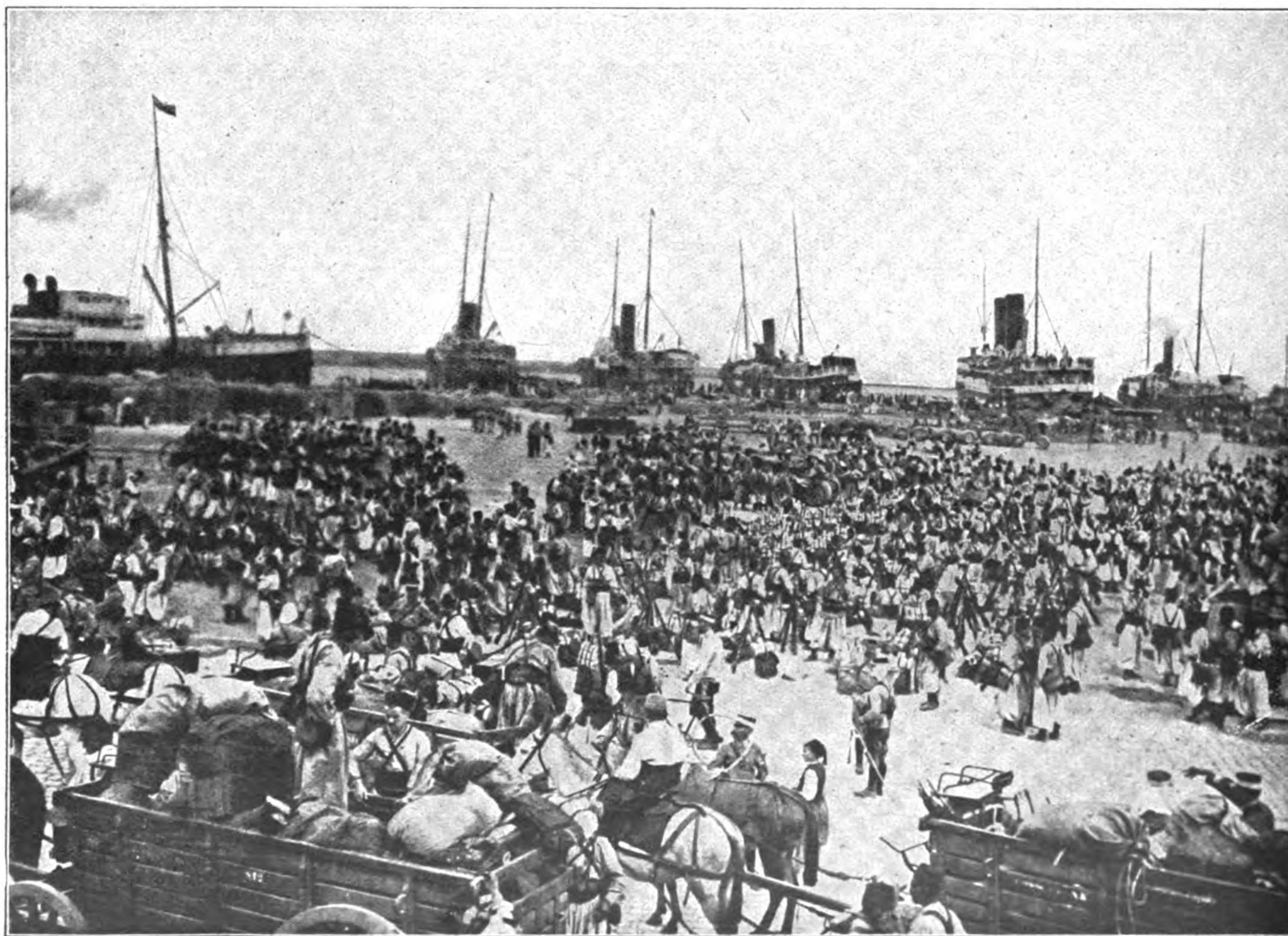
Auch in Indien zeigte sich bald die Wirkung des Heiligen Krieges. Revolutionäre Aufrufe wurden besonders in die Kasernen eingeschmuggelt. In Bombay kam es zu militärischen Unruhen, ebenso bei der Abfahrt von Transportdampfern mit indischen Truppen nach Europa. Nach der Meldung eines afghanischen Blattes vom 17. Dezember hatten dort an der Grenze gegen Indien Kämpfe begonnen, an denen die Truppen des Emirs Bahudar Khan beteiligt waren.

Während so an den verschiedensten Punkten Asiens und Afrikas die Verkündung des Heiligen Krieges ihre Folgen zeitigte, schritt der Vormarsch der Türken nach Ägypten günstig vorwärts. Die Truppen, hieß es in einem Bericht aus dem türkischen Hauptquartier vom 19. November, seien schon 120 Kilometer weit auf ägyptisches Gebiet vorgedrungen. Sie hätten sich Kalat en Nachls bemächtigt und dort die türkische Fahne gehißt.

Bald darauf besetzten sie El Arisch, einen Ort, der wichtig als Wasserstelle und Verproviantierungsplatz ist, und schon am 22. November konnte das türkische Hauptquartier folgende interessante Meldung herausgeben:

Mit Gottes Hilfe sind unsere Truppen am Suezkanal angelangt. In dem Kampf, der zwischen Katasa und Kertebe, beide 30 Kilometer östlich vom Kanal, und bei El Kantara (vgl. Seite 30) am Kanal selbst stattfand, sind der englische Hauptmann Wilson, ein Leutnant und zahlreiche Soldaten gefallen, eine Menge verwundet worden. Wir haben ziemlich viel Gefangene gemacht.

Nachdem bekannt geworden war, daß die Türken den Kanal erreicht hatten, wurden Besorgnisse laut, daß die freie Schiffahrt auf ihm durch die kriegerischen Ereignisse beeinträchtigt werden könnte. Dem war jedoch nicht so, da die ottomanische Regierung gleich bei ihrem Eintritt in den Krieg erklärt hatte, die freie Schiffahrt auf dem Suezkanal solle von seiten der Türkei in keiner Weise



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Afrikanische Hilfstruppen der Franzosen werden an der algerischen Küste eingeschifft.



Die Türken werfen am Suezkanal die Engländer aus ihren Stellungen. Nach einer Originalzeichnung von Bruno Richter.

gerufen und der Nachfolger des Khedive mit dem Titel „Sultan" ernannt. Kairo blieb die Residenz des neuen Sultans. Die Haltung der Eingeborenen war nach außen fast gleichgültig. Es schien, als wenn sie die Lage mit der denkbar größten Ruhe betrachteten, was aber insofern nicht weiter verwunderlich ist, als sie durch unerhörte Zwangsmaßregeln in Unkenntnis über alle Ereignisse erhalten wurden. Die einheimische Presse hatte entweder völlig zu existieren aufgehört, oder ihre Leitung befand sich ausschließlich in englischen Händen.

Am 28. Dezember erfuhr man, daß auch eine syrische Armee gegen den Suezkanal zu ziehen berufen sei. Ihr Kommandant hatte folgenden Befehl erlassen:

„Krieger! Hinter euch befindet sich die ungeheure Wüste, vor euch der feige Feind, hinter ihm das reiche Land Ägypten, das ungeduldig auf unsere Ankunft harrt. Wenn ihr zurückweicht, wird der Tod das Ende sein, vor euch liegt das Paradies."

Sogar auf die europäischen Schlachtfelder hat die Erklärung des Heiligen Krieges Einfluß gehabt. So konnte man in einem Feldpostbrief von Mitte November lesen:

„Oft kam aus den Schützengräben die Anfrage, was mit den übergelaufenen Indern gemacht werden solle. Es sei unheimlich, sie lägen neben unseren Soldaten und schössen auf die Engländer. Ich wollte es

gestört werden. Die Türkei hatte somit bei ihrem Eintreten in den Krieg alles getan, um ihr kriegerisches Vorgehen streng auf die Mächte des Dreiverbandes zu beschränken.

Die Bewegung im Islam zog so weite Kreise, daß sogar die Muselmanen im Somaliland (siehe Bild Seite 102) sich erhoben und mehrere tausend Reiter gegen Ägypten sandten. Die englische Militärbehörde sah sich genötigt, Anfang Dezember die Wüste östlich Port Said unter Wasser zu setzen, um die Stadt zu isolieren. Jedenfalls waren auch hier Aufstände der Eingeborenen Ursache dieser Maßnahme.

Um der aufständischen Bewegung unter der muselmanischen Bevölkerung Ägyptens Herr zu werden, war England gezwungen, für die Verwaltung des Pharaonenlandes ganz neue Einrichtungen zu treffen, gegen die vom Khediven Abbas Hilmi, dem rechtmäßigen Landesherrn von Ägypten, allerdings heftig Einsprache erhoben wurde. Am 9. Dezember erfuhr man aus Kairo, daß Hussein Kamel (siehe Bild Seite 104) im Begriffe sei, als Sultan den ägyptischen Thron zu besteigen. Die englische Besetzung solle in ein Protektorat umgewandelt und der neue Staat von der Türkei ganz unabhängig gemacht werden. Am 17. Dezember wurde das englische Protektorat in Ägypten aus-

erst gar nicht glauben." Offenbar war dies eine Wirkung des Heiligen Krieges.

Daß die Nachricht davon so schnell zu den Truppen nach Frankreich durchgedrungen war, wurde begreiflich, als man etwa um dieselbe Zeit bei mehreren gefangenen Indern in Mannheim ein mit indischen Lettern bedrucktes Blatt fand, das diese auf der bloßen Brust trugen. Man vermutete darin zunächst eine Art Amulett, erkannte aber bald, daß es sich um etwas anderes handelte. Der Inhalt des Blattes lautete in deutscher Übersetzung:

„Der Scheich ul Islam hat sich nach dem heiligen Mekka begeben und am Idfeste den Heiligen Krieg gegen Engländer, Russen und Franzosen verkündet. Der Sultan in Rum (Konstantinopel) hat Krieg begonnen gegen die tyrannischen Engländer, Russen und Franzosen, und mit ihm hat sich das afghanische Volk verbündet."

Eine eigenartige Wirkung hat die Verkündung des Heiligen Krieges auch in der russischen Armee gehabt. So meldete die „Nowa Reforma", daß die russische Heeresleitung, als die Nachricht eintraf, die Türkei habe Rußland den Krieg erklärt, einen Armeebefehl erließ, in dem es unter anderem hieß, daß die Mohammedaner den Heiligen Krieg verkündet haben und alle Christen auf der Welt ver-

nichten wollen. Es sei also Pflicht der Christen, alle Mohammedaner unschädlich zu machen. Die russischen Soldaten im Lager von Lemberg faßten diesen Befehl wörtlich auf und warfen sich auf ihre mohammedanischen Kameraden, die Tscherkessen und Türken, die im russischen Heere dienen. Die mohammedanischen Soldaten verteidigten sich, und so kam es im russischen Lager zu einer regelrechten Schlacht, deren Lärm bis in die Stadt Lemberg drang und unter den dort stehenden Russen eine Panik hervorrief, da sie glaubten, die Österreicher seien da.

So brachte also der Schluß des Jahres 1914 unseren verbündeten Feinden auf allen Schlachtfeldern nur Niederlagen und Verluste. Mit froher Hoffnung konnten die Deutschen, Österreicher und Ungarn, mit ihnen auch die Türken dem neuen Jahre entgegensehen.

* * *

Wenden wir uns den Ereignissen zur See zu, so können wir in chronologischer Fortsetzung unserer Berichte gleich vom ersten Tage des neuen Jahres eine Heldentat unserer Unterseeboote verzeichnen. Am 1. Januar 1915 wurde im Kanal, unweit Plymouth, das englische Linienschiff „Formidable“ durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht. Die Besatzung des Schiffes betrug 760 Mann, von denen 201 gerettet wurden. Dieser „Unfall“ der englischen Marine erregte die britische Bevölkerung außerordentlich, um so mehr, als es sich nicht lange verbergen ließ, daß ein deutsches Unterseeboot und keine Mine, wie man anfangs glauben machen wollte, die Tat ausgeführt hatte. Bis weit in den Januar hinein beschäftigte sich die englische Presse ausschließlich mit dieser deutschen Heldentat, die, wie selbst von gegnerischer Seite zugegeben wurde, eine ganz ungewöhnliche Leistung darstellt, insofern hier einem Unterseeboot geglückt war, was bisher nicht einmal ein Torpedoboot vollbracht hatte: einen Angriff auf ein ganz gefechtsbereites und unversehrtes Schlachtschiff mit vollem Erfolge auszuführen. Noch mehr erregt wurde die öffentliche Meinung, als am 10. Januar abermals ein großes deutsches Flugzeuggeschwader über der Themsemündung erschien, offenbar in der Absicht, London zu bombardieren. Nur dem ungünstigen Wetter hatte es die Stadt zu verdanken, daß sie von schwerem Unheil verschont blieb. Kaum hatten sich die Engländer von ihrem Schreck erholt, so wurden sie durch die Nachricht in neue Unruhe versetzt, daß am 12. Januar abends zwei Unterseeboote im Kanal bei Dover gesehen worden waren; von Scheinwerfern entdeckt, wurden sie von den Strandbatterien beschossen, kamen aber unbeschädigt davon (siehe auch Seite 78).

Wenig später erfolgte eine größere Unternehmung unserer Luftschiffflotte. Der deutsche Admiralstab meldete darüber:

In der Nacht vom 19. zum 20. Januar haben mehrere Marineluftschiffe einen Angriff gegen einige befestigte Plätze an der englischen Ostküste unternommen. Hierbei wurden bei nebligem Wetter und Regen mehrfach Bomben mit Erfolg geworfen. Die Luftschiffe wurden beschossen, sind aber unversehrt zurückgekehrt.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabs: Behncke.

Es handelte sich dabei um einen außerordentlich kühnen Vorstoß unserer Zeppeline, die nicht weniger als neun befestigte englische Plätze beschossen und nicht nur überall größte Bestürzung hervorgerufen, sondern auch beträchtliche Verluste an Menschenleben und Material verursacht haben. Sogar über Sandringham, dem Landsitz des englischen Königs, wurde, allerdings in dessen Abwesenheit, eine Bombe abgeworfen.

Am 22. Januar erfuhren wir, daß ein deutsches Unterseeboot den englischen Dampfer „Durward“, der von Leith nach Rotterdam bestimmt war, versenkt hatte. Die Bemannung konnte sich retten.

Kurz darauf fand ein bedeutenderer Seekampf statt, über den amtlich folgendes gemeldet wurde:

Bei einem Vorstoß S. M. Panzerkreuzer „Seydlitz“, „Derfflinger“, „Moltke“ und „Blücher“ in Begleitung von vier kleinen Kreuzern und zwei Torpedobootsflottillen in die Nordsee kam es heute vormittag zu einem Gefecht mit englischen Streitkräften in der Stärke von fünf Schlachtkreuzern, mehreren kleinen Kreuzern und sechsundzwanzig Torpedobootszerstörern. Der Gegner brach nach drei Stunden, 70 Seemeilen westnordwest von Helgoland, das Gefecht ab und zog sich zurück. Nach bisheriger Meldung ist auf englischer Seite ein Schlachtkreuzer, von unseren Schiffen der Panzerkreuzer „Blücher“ gesunken. Alle übrigen deutschen Streitkräfte sind in die Häfen zurückgekehrt.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabs: Behncke.

Eine Schilderung dieses Gefechts nebst Abbildungen finden unsere Leser schon auf Seite 90.

Eine neue Wendung in der Seekriegführung gegen England kündigte sich im Dezember in folgenden Auslassungen des Staatssekretärs des Reichsmarineamts, Großadmirals v. Tirpitz (Bild Seite 167), gegenüber einem amerikanischen Journalisten an:

England will uns aushungern. Wir können dasselbe Spiel treiben, jedes englische Schiff oder jedes seiner Verbündeten, das sich irgendeinem Hafen Englands oder Schottlands nähert, torpedieren und dadurch den größeren Teil der Nahrungsmittelzufuhr abschneiden! In Unterseebooten größeren Typs sind wir England überlegen. Daß diese ein neues und großes Kampfmittel in der Seekriegführung sind, ist nicht zu bestreiten. Man darf indes nicht vergessen, daß die Unterseeboote am besten an den Küsten und in flachen Gewässern operieren und daß aus diesem Grunde der englische Kanal besonders dafür geeignet ist. Die bisherigen Erfolge berechtigen noch nicht zu der Schlußfolgerung, daß große Schiffe sich nun überlebt haben. Es ist noch eine Frage, ob die Unterseeboote sich in anderen Gewässern so ausgezeichnet hätten halten können. Wir haben in diesem Kriege sehr viel von den Unterseebooten gelernt und glaubten auch, sie würden in drei Tagen erschöpft sein. Wir hatten bald erfahren, daß der größere Typ dieser Boote um England herumfahren und sogar vierzehn Tage lang draußen bleiben kann. Dazu ist nur notwendig, daß der Besatzung Gelegenheit zur Ruhe und Erholung gegeben wird, und diese verschaffen sich unsere Leute dadurch, daß das Boot in flaches, ruhiges Wasser und dort an den Grund geht, wo es still liegen bleibt, damit die Mannschaften sich ausschlafen können. Das ist nur möglich, wo das Wasser verhältnismäßig flach ist.

Was Herr v. Tirpitz angedroht hatte, traf wenige Wochen später auch ein. Am 30. Januar verbreitete unser Unterseeboot „U 21“ Schrecken an der englischen Küste. Es wurde gemeldet:

Das deutsche Unterseeboot „U 21“ hat am 30. Januar früh den Küstendampfer „Ben Cruachan“ aus North Shields durch Torpedoschuß versenkt. Der Kommandant ließ der 21 Mann starken Besatzung 10 Minuten Zeit, um in die Boote zu gehen. Die Leute wurden später von einem Fischerboot aufgenommen und in Fleetwood an der Irischen See gelandet. Dasselbe Tauchboot fing gegen Mittag den Dampfer „Linda Blanche“, der sich auf der Fahrt von Manchester nach Belfast befand, genau westlich von Liverpool ab. Die aus 10 Mann bestehende Besatzung erfuhr die gleiche Behandlung wie die des „Ben Cruachan“. Ein gestern abend in Liverpool eingetroffener Dampfer berichtete, er habe beobachtet, wie das Unterseeboot noch einen dritten Dampfer vernichtete.

Ferner wurde am 31. Januar aus Paris amtlich noch weiter gemeldet: Ein deutsches Unterseeboot schoß am 30. Januar vormittags auf der Höhe von Kap d'Antifer den englischen Dampfer „Takomaru“ an und versenkte ihn. Französische Torpedoboote retteten die Besatzung. Ein deutsches Unterseeboot beschoß am gleichen Tag nachmittags in denselben Gewässern den englischen Dampfer „Ikaria“, dieser versank jedoch nicht. Er konnte unter dem Schutze französischer Torpedoboote nach Le Havre geschleppt werden.

Man kann sich denken, wie erschreckend die Vernichtung der fünf Dampfer an einem einzigen Tage in England wirkte. Man erinnerte sich der Drohung des Herrn v. Tirpitz, wonach wir eine Blockade der englischen Küste durch Unterseeboote ausführen wollten. Sollte dies der Beginn der Blockade sein? Jedenfalls hatten die Taten unseres „U 21“ den Erfolg, daß sich in den nächsten Tagen kein englisches Schiff mehr aus dem Hafen wagte. In England schien man ratlos zu sein. Dies zeigt ein Geheimbefehl der englischen Admiralität, wonach die britische Handelsmarine angewiesen wurde, um den Nachstellungen der deutschen Unterseeboote zu entgehen, unter neutraler Flagge zu fahren.

Weitere Maßnahmen von unserer Seite folgten unmittelbar. Schon am 1. Februar erging folgende Bekanntmachung:

England ist im Begriff, zahlreiche Truppen und große Mengen von Kriegsbedarf nach Frankreich zu verschiffen. Gegen diesen Transport wird mit allen zu Gebote stehenden Kriegsmitteln vorgegangen.

Die friedliche Schiffahrt wird vor der Annäherung an die französische Nord- und Westküste dringend gewarnt, da ihr bei Verwechslung mit Schiffen, die Kriegszwecken dienen, ernste Gefahr droht.

Dem Handel nach der Nordsee wird der Weg um Schottland empfohlen.

Der Chef des Admiralstabs der Marine:
v. Pohl.

Und noch einschneidender war nachstehende Verfügung vom 4. Februar:

1. Die Gewässer rings Großbritannien und Irland einschließlich des gesamten englischen Kanals werden hiermit als Kriegsgebiet erklärt. Vom 18. Februar 1915 an wird jedes in diesem Kriegsgebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden.

2. Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da es angesichts des von der britischen Regierung am 31. Januar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Seekriegs nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen.

3. Die Schiffahrt nördlich um die Shetlandsinseln, in dem östlichen Gebiet der Nordsee und in einem Streifen von mindestens 30 Seemeilen Breite entlang der niederländischen Küste ist nicht gefährdet.

Der Chef des Admiralstabs der Marine:
v. Pohl.

Diese Anordnung der deutschen Regierung gegen die völkerrechtswidrigen Maßnahmen Englands zur Unterbindung des neutralen Seehandels mit Deutschland war von einer erläuternden Denkschrift begleitet, die an Deutlichkeit und Offenheit der Sprache nichts zu wünschen übrig ließ. Sie lautete:

Seit Beginn des gegenwärtigen Krieges führt Großbritannien gegen Deutschland den Handelskrieg in einer Weise, die allen völkerrechtlichen Grundsätzen Hohn spricht. Wohl hat die britische Regierung in mehreren Verordnungen die Londoner Seekriegsrechtserklärung als für ihre Seestreitkräfte maßgebend bezeichnet, in Wirklichkeit aber sich von dieser Erklärung in den wesentlichsten Punkten losgesagt, obwohl ihre eigenen Bevollmächtigten auf der Londoner Seekriegsrechtskonferenz deren Beschlüsse als geltendes Völkerrecht anerkannt haben. Die britische Regierung hat eine Reihe von Gegenständen auf die Liste der Konterbande gesetzt, die nicht oder doch nur sehr mittelbar für kriegerische Zwecke zu verwenden sind und daher nach der Londoner Erklärung, wie nach den allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechts überhaupt nicht als Konterbande bezeichnet werden dürfen. Sie hat ferner den Unterschied zwischen absoluter und relativer Konterbande tatsächlich beseitigt, indem sie alle für Deutschland bestimmten Gegenstände relativer Konterbande ohne Rücksicht auf den Hafen, in dem sie ausgeladen werden sollen, und ohne Rücksicht auf die feindliche oder friedliche Verwendung der Wegnahme unterwirft. Sie scheut sich sogar nicht, die Pariser Seerechtsdeklaration zu verletzen, da ihre Seestreitkräfte von neutralen Schiffen deutsches Eigentum, das nicht Konterbande war, weggenommen haben. Über ihre eigenen Verordnungen zur Londoner Erklärung hinausgehend, ließ sie weiter durch ihre Seestreitkräfte zahlreiche wehrfähige Deutsche von neutralen Schiffen wegführen und zu Kriegsgefangenen machen. Endlich hat sie die ganze Nordsee zum Kriegschauplatz erklärt und der neutralen Schiffahrt die Durchfahrt durch das offene Meer zwischen Schottland und Norwegen wenn nicht unmöglich gemacht, so doch aufs äußerste erschwert und gefährdet, so daß sie gewissermaßen eine Blockade neutraler Küsten und neutraler Häfen gegen alles Völkerrecht einführte.

Alle diese Maßnahmen verfolgten offensichtlich den Zweck, durch völkerrechtswidrige Lahmlegung des legitimen neutralen Handels nicht nur die Kriegführung, sondern auch die Volkswirtschaft Deutschlands zu treffen, letzten Endes auf dem Wege der Aushungerung das ganze deutsche Volk der Vernichtung preiszugeben.

Die neutralen Mächte haben sich den Maßnahmen der britischen Regierung im großen und ganzen gefügt; insbesondere haben sie nicht erreicht, daß die von ihren Schiffen völkerrechtswidrig weggenommenen deutschen Personen und Güter von der britischen Regierung herausgegeben worden sind. Auch haben sie sich in gewisser Richtung sogar den mit der Freiheit der Meere unvereinbaren englischen Maßnahmen angeschlossen, indem sie unter dem Druck Englands die für friedliche Zwecke bestimmte Durchfuhr nach Deutschland auch ihrerseits durch Ausfuhr- und Durchfuhrverbote verhindern. Vergebens hat die deutsche Regierung die neutralen Mächte darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich die Frage vorlegen müsse, ob sie an den von ihr bisher streng beobachteten Bestimmungen der Londoner Erklärung noch länger festhalten könne, wenn Großbritannien das von ihm eingeschlagene Verfahren fortsetzen und die neutralen Mächte alle diese Neutralitätsverletzungen zuungunsten Deutschlands länger hinnehmen würden. Großbritannien beruft sich für seine völkerrechtswidrigen Maßnahmen auf Lebensinteressen, die für das britische Reich auf dem Spiele stehen, und die neutralen Mächte scheinen sich mit theoretischen Protesten abzufinden, also tatsächlich die Lebensinteressen von Kriegführenden als hinreichende Entschuldigung für jede Art der Kriegführung gelten zu lassen.



Phot. Nicola Perscheid, Berlin.

Der Staatssekretär des Reichsmarineamts Großadmiral v. Tirpitz,
der Schöpfer der heutigen deutschen Flotte.

Solche Lebensinteressen muß nunmehr auch Deutschland für sich anrufen. Es sieht sich daher zu seinem Bedauern zu militärischen Maßnahmen gegen England gezwungen, die das englische Verfahren vergelten sollen. Wie England das Gebiet zwischen Schottland und Norwegen als Kriegschauplatz bezeichnet hat, so bezeichnet Deutschland die Gewässer rings um Großbritannien und Irland mit Einschluß des gesamten englischen Kanals als Kriegschauplatz und wird mit allen zu Gebote stehenden Kriegsmitteln der feindlichen Schiffahrt daselbst entgegentreten. Zu diesem Zwecke wird es vom 18. Februar 1915 an jedes feindliche Kauffahrteischiff, das sich auf den Kriegschauplatz begibt, zu zerstören suchen, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei Personen und Gütern drohenden Gefahren abzuwenden. Die Neutralen werden daher gewarnt, solchen Schiffen weiterhin Mannschaften, Passagiere und Waren anzuvertrauen. Sodann aber werden sie aufmerksam gemacht, daß es sich auch für die eigenen Schiffe dringend empfiehlt, das Einlaufen in dieses Gebiet zu vermeiden. Denn, wenn auch die deutschen Seestreitkräfte die Anweisung haben, Gewalttätigkeiten gegen neutrale Schiffe, soweit sie als solche erkennbar sind, zu unterlassen, so kann doch angesichts des von der britischen Regierung angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Krieges nicht immer verhütet werden, daß auch sie einem auf feindliche Schiffe berechneten Angriff zum Opfer fallen. Dabei wird ausdrücklich bemerkt, daß die Schiffahrt nördlich um die Shetlandsinseln, in dem östlichen Gebiete der Nordsee und in einem Streifen von mindestens 30 Seemeilen Breite entlang der niederländischen Küste nicht gefährdet ist.

Die deutsche Regierung kündigt diese Maßnahmen so rechtzeitig an, daß die feindlichen wie neutralen Schiffe Zeit behalten, ihre Dispositionen wegen des Anlaufens der am Kriegschauplatze liegenden Häfen danach einzurichten. Sie darf erwarten, daß die neutralen Mächte die Lebensinteressen Deutschlands nicht weniger als die Englands berücksichtigen und dazu beitragen werden, ihre Angehörigen und deren Eigentum dem Kriegschauplatze fernzuhalten. Dies darf um so mehr erwartet werden, als den neutralen Mächten auch daran liegen muß, den gegenwärtigen verheerenden Krieg sobald als möglich beendigt zu sehen. —

Die Wirkung dieser deutschen Maßnahmen war außerordentlich. Schon am 3. Februar haben die White-Star-Line, die größte englische Schiffahrtsgesellschaft in Liverpool, und 27 andere englische Schiffahrtsgesellschaften ihre Fahrten eingestellt. Ihrem Beispiel folgten zahlreiche Schiffahrtsgesellschaften in den neutralen Ländern.

Bei den neutralen Staaten fand die deutsche Blockadeerklärung im allgemeinen eine gerechte Würdigung. Selbstverständlich wurden auch Stimmen laut, die die Schädigung des neutralen Handels als Folge des deutschen Schrittes betonten. Zumeist aber erkannte man bald, daß die Blockadeerklärung oder, genauer gesagt, die Kriegsgebietserklärung Deutschlands die einzig richtige Antwort war auf das Vorgehen Englands, das schon Anfang November die ganze Nordsee zum Kriegsgebiet erklärt hatte. Dagegen war ziemlich allgemein die Verurteilung Englands in der Flaggenfrage. Die Neutralen sahen eine schwere Schädigung ihrer Interessen darin, daß England seinen Schiffen die Führung neutraler Flaggen empfohlen hatte. Es fand sich kein Staat, der dies uneingeschränkt zu billigen vermochte. Es wurde zwar allgemein anerkannt, daß es von jeher internationaler Brauch gewesen sei, sich in Fällen besonderer Not durch Hissen der neutralen Flagge zu retten, aber in der allgemeinen Vorschrift für alle englischen Schiffe, unter neutraler Flagge zu fahren, sah man einen Verstoß gegen das Völkerrecht.

In England selbst hatte die deutsche Kriegsgebietserklärung die Folge, daß die Lebensmittelpreise sofort in die Höhe schnellten, denn das Aufhören aller Zufuhr schien unausbleiblich. Daß unsere Unterseeboote, oder wie die Engländer sie in ihrem Dünkel nannten, die „Mäuse“, gute Arbeit verrichteten, bewies eine von der englischen Presse in den ersten Tagen des Februar veröffentlichte Liste von 33 überfälligen englischen Handelsdampfern, von denen allgemein angenommen wurde, daß sie unseren Unterseebooten zum Opfer gefallen seien. Die Prämien für die Schiffsversicherungen erlangten eine ungeheure Höhe, was wieder eine Verteuerung der Frachten herbeiführte.

Mit ängstlicher Spannung sah alles den Ereignissen entgegen, die vom 18. Februar an eintreten sollten.

(Fortsetzung folgt.)



Lager einer Gebirgstrainkolonne bei Bresgje (Montenegro).

Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Vernichtung der serbischen Komitadschi.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Die „Komitadschi“ sind eine kennzeichnende Eigentümlichkeit der Balkanländer. Sie beleuchten grell die Leidenschaftlichkeit sowie den staatlichen und militärischen Zustand der Völker des Balkans. Während der Begriff uralt ist, stammt der Name aus verhältnismäßig später Zeit: aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Die Komitadschi sind Banden, die je nach den Verhältnissen und Umständen



Bosnisch-herzegowinische Infanterie und Gendarmerie erstürmt eine Stellung serbischer Komitadschi in der Herzegowina in der Gegend von Autovac.

Nach einer Originalzeichnung von Viktor Schramm.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Deutsche Soldaten auf französischem Boden bei der Feldbestellung hinter der Front.

Montenegro anderseits ist auch jener Fall eingetreten. Obwohl die serbischen und montenegrinischen Komitadschibanden fast ausnahmslos reine Räuberbanden waren, kamen sie doch in einen gewissen Zusammenhang mit der Kriegsverwaltung und betätigten sich in deren Interesse als gefährliche Franktireure. Als solche haben sie den österreichisch-ungarischen Truppen hart zugesetzt. Ihre Kampfweise war empörend. Fast immer schossen sie aus dem Hinterhalt. Und als Hinterhalt diente ihnen alles Erdenkliche: auf Bäumen, in Heuschobern, hinter Schweineställen, mitten in verlassenen Gehöften kauerten sie mit ihrer todbringenden Waffe; denn so feig sie sind, so gut schießen sie. Fast jeder Schuß ist ein Treffer, dabei schonen sie

teils mehr den Charakter von Freischaren, teils den von gewöhnlichen Räuberhorden haben. Ihr Name rührt von den Anhängern des Hadschi Dimitr her, der Mitte der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ein bulgarisches Revolutionskomitee — comita genannt — gründete und lange Zeit ein Schrecken der Türken war. Von diesen Freiheitshelden bis zu dem wegelagernden Räuber in Makedonien und dem Franktireur von Sabač und Obrenovač ist ein weiter Weg, und der einstige Ehrentitel Komitadschi ist jetzt zum Gegenteil geworden.

Die Mitglieder des bulgarischen Revolutionskomitees waren militärisch organisiert, und trotz vieler Niederlagen, die sie erlitten, waren sie tapfer und erfolgreich. Der zähe jahrelange Kampf verderbte sie aber, und viele konnten auch nach der Befreiung Bulgariens vom Türkenjoch das einmal liebgewonnene Kriegshandwerk nicht mehr lassen. Als sie in Bulgarien mehr oder minder ausgespielt hatten, verpflanzten sie ihre Tätigkeit nach Makedonien, und hier mußte man mit der Zeit immer mehr zwischen zwei Arten solcher Komitadschi unterscheiden. Die eine war durch noch immer militärisch organisierte Banden vertreten, an deren Spitze oft idealistisch gesinnte Volksfreunde, große Patrioten, wirkliche Freiheitshelden standen, die andere war eine unerfreuliche Abart: Rotten, die sich als „Befreier" ausgaben, aber bald von den zu befreienden Völkerschaften Makedoniens mehr gefürchtet wurden als ihre Bedrücker. Diese Komitadschibanden wurden dann im Lauf der Zeiten ein Schrecken der Balkanländer und um so gefährlicher, als die verschiedenen slawischen Regierungen sich ihrer nicht kräftig erwehren konnten. Einmal wußten sie nie, ob sie nicht selbst diese Räuber gelegentlich wieder zu eigenen Zwecken würden benutzen können oder wollen; sodann aber mußten sie darauf Rücksicht nehmen, daß diese Banden, namentlich fern von ihrer eigentlichen Wirkungsstätte, noch immer von einem gewissen geheimnisvollen Schimmer umschwebt waren.

Bei Beginn des Krieges zwischen Österreich-Ungarn einerseits, Serbien und

ihre Munition im wohlverstandenen eigenen Interesse. In ihren eigenen Ländern wurden sie so zu einer großen Gefahr für die anstürmenden österreichisch-ungarischen Truppen, auf dem Gebiet der Monarchie aber wurden sie geradezu zur Gottesgeißel, nicht nur der Soldaten, sondern auch der Bevölkerung — obwohl sie diese ja „befreien" wollten. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die österreichisch-ungarischen Truppen auf dem südlichen Kriegschauplatz von einer ganz besonderen Wut gegen diese „Krieger" erfüllt waren, und es ist bezeichnend, daß gerade die bosnisch-herzegowinischen Bataillone — die dieses Gesindel am besten kannten — ihnen am härtesten zusetzten. Vorkommnisse, wie sie unser Bild zeigt, ereigneten sich in den ersten Wochen des Krieges häufig. Der Künstler führt uns einen typischen Fall vor. Wild stürmen die tapferen Bosniaken gegen ein verlassenes Gehöft, von dem aus sie nichtsahnend von versteckten Komitadschi aus dem Hinterhalt angeschossen werden. Pardon wird nicht gegeben. Fallen Komitadschi in die Hände der Feinde, so ist es um sie geschehen. Man macht kurzen Prozeß mit ihnen. Dies ist begreiflich, denn hier handelt es sich nicht um Bürger, die aus Angst um ihren Besitz zur Waffe greifen, sondern einfach um verwildertes Räubergesindel. Gegen einen solchen Gegner ist nur ein Vernichtungskampf am Platz, und nach übereinstimmenden



Hofphotograph Berger, Potsdam.

Unsere Soldaten schneiden Weiden ab, die zu Geflechten für die Schützengräben dienen.

Nachrichten vom südlichen Kriegschauplatz scheint dieser auch seinen Zweck erreicht zu haben: es gibt jetzt kaum mehr solche Komitadschi in Serbien und Montenegro.



Photothek, Berlin.

Infanteristen kehren auf Eseln vom Requirieren zurück.

Die Niederlage der Engländer und Inder bei Festubert.

(Hierzu das Bild Seite 172/173.)

Kurz vor Weihnachten, am 20. Dezember, kam es auf der Kampffront nahe der flandrischen Grenze bei Festubert, einem Dorfe in der Nähe von Béthune, das rund 80 Kilometer von Boulogne entfernt liegt, zu einem Kampfe, in dem unsere dort versammelt gewesenen Streitkräfte fast ausnahmslos englischen und indischen Truppen gegenüberstanden. Dieser Kampf gestaltete sich zu einem der heißesten und blutigsten Treffen, das zu einer vollendeten Niederlage der Gegner führte.

Um die Wucht dieses Zusammenstoßes und das Ergebnis richtig einzuschätzen, muß man die Kampfesweise der Inder kennen, denn erst sie läßt uns verstehen, mit welcher Tapferkeit unsere todesmutigen Streiter bei diesem blutigen Strauße vorgegangen sind. „Heute hatten wir zum erstenmal Gelegenheit, Indern gegenüber zu stehen," so berichtete ein Schwabe in einem Feldpostbrief, der dem „Schwäb. Merkur" zur Verfügung gestellt wurde, „und, weiß der Himmel, die braunen Gesellen sind nicht zu unterschätzen. Ich und alle Kameraden sprachen zuerst mit Geringschätzung von ihnen, und das war auch sehr begreiflich, wenn wir die Jammergestalten sahen, die oft schon als Gefangene an uns vorübergeführt wurden. In Lumpen gehüllt, frierend, mit blauangelaufenen Nasen und eingezogenen Schultern schlichen sie daher. Heute lernten wir diese frierenden Orientalen aber von einer anderen Seite kennen. Wir lagen schon seit drei Tagen unter dem ununterbrochenen Geschützfeuer der Engländer in unseren Schützengräben. Sie schienen ein teuflisches Vergnügen zu haben, uns mit Granaten zu überschütten. Gottlob wurde nur wenig Unheil angerichtet. Nachdem es nun, wie gesagt, drei Tage lang Granaten geregnet hatte, dachten die Herren Briten wohl, wir wären jetzt ziemlich aufgeweicht und in Brei aufgelöst. Wohl aus diesem Grunde hatten sie uns den Besuch ihrer braunen Bundesgenossen zugedacht, die uns nun vollends vernichten sollten. Unter furchtbarem Gebrüll, gegen das unser Hurrarufen wie das Wimmern von Säuglingen klang, sprangen Tausende brauner Gestalten auf uns zu, und zwar so plötzlich wie aus dem Nebel herausgespieen, daß wir im ersten Augenblick vollständig überrascht waren. Aber wir faßten uns schnell. Gar zu kriegerisch war der Anblick der daherstürmenden Horden für unsere militärisch geschulten Augen füglich denn doch nicht, wiewohl die brüllenden, heulenden, wild daherstürzenden Massen gar mächtig die Waffen schwangen. Wir ließen sie denn auch ruhig bis auf 100 Meter herankommen, eröffneten aber nun ein rasendes Schnellfeuer, das Hunderte wegmähte; dessenungeachtet drangen die anderen aber doch vor, daherschnellend wie die Katzen und mit beispielloser Gewandtheit über alle Hindernisse hinwegturnend. Im Umsehen waren sie in unseren Schützengräben, und wahrlich, hier erwiesen sie sich als nicht zu verachtende Gegner. Mit Kolben, Bajonett, Dolch und Säbel wurde nun fest aufeinander losgehauen und losgestochen; wir hatten eine bitter harte Arbeit, die uns erst durch herbeieilende Verstärkung erleichtert wurde. Dann aber warfen wir die braunen Gesellen aus unseren Schützengräben wieder hinaus, in einer Weise, daß ihnen Hören und Sehen verging."



Photo-Union Paul Lamm, Berlin.

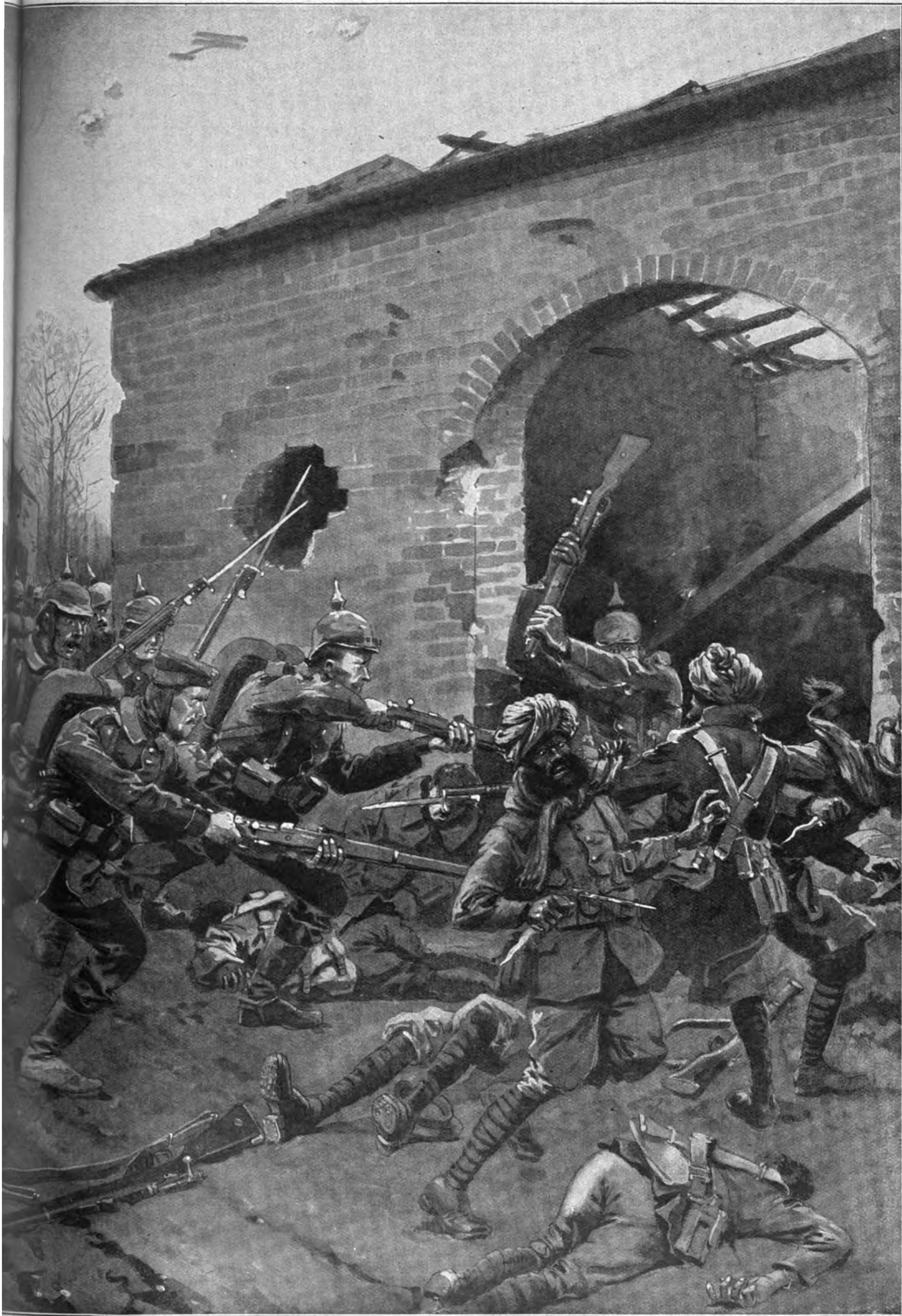
Eine Wagenladung erbeuteter russischer Waffen wird sortiert.

Bei Festubert und den benachbarten Dörfern waren die feindlichen Schützengräben von englischen Söldnern und eben diesen braunen Gesellen besetzt. In dem vorangegangenen wochenlangen Positionskampfe waren die deutschen Laufgräben unter steten gegenseitigen Beschießungen so weit vorgetrieben worden, daß die gegnerischen Stellungen teilweise nur noch 40 Meter auseinander lagen, und nun wurde deutscherseits am 20. Dezember frühmorgens der Befehl zum Angriff gegeben. Unsere braven Feldgrauen stießen so plötzlich und mit solchem Ungestüm aus ihren Schützengräben hervor, daß es dem



Die Niederlage der Eng

Nach eigenen Skizzen an Or



…r und Inder bei Festubert.

…Stelle gezeichnet von E. Zimmer.

Feinde an keiner Stelle möglich war, die mit Handgranaten reichlich bewaffnete Sturmlawine aufzuhalten. Die geschleuderten Geschosse blieben nicht ohne Wirkung, und wenige Augenblicke später, in der Verwirrung, die unter dem Gegner augenscheinlich Platz gegriffen hatte, waren die Deutschen in den englischen Gräben, wo es nun mit dem Bajonett und dem Messer zu einem erbitterten Kampfe kam. Das Artilleriefeuer verstummte, hüben wie drüben, weil man hinten nirgends mehr sicher war, ob die eine oder andere Grabenlinie vom Freunde oder vom Feinde besetzt gehalten wurde. Um so heftiger gestaltete sich der Kampf von Mann zu Mann, und er muß von den tapferen Unsrigen mit größtem Erfolg überall durchgeführt worden sein, denn noch im Laufe des Vormittags waren sie Herren des Feldes. Was vom Feinde nicht niedergemacht wurde, entfloh, wurde aber voll Erbitterung verfolgt, und so der Kampf mit dem Bajonett auch noch in den Straßen der Dörfer fortgesetzt; es wurde kaum noch irgendwo geschossen. Mit der ausschlaggebenden Eroberung des Dorfes Givenchy wurde dann auch dieser letzte Teil des blutigen Ringens zugunsten der Deutschen entschieden. Damit war östlich von Festubert den Engländern ein weiteres Stück ihrer hartnäckig verteidigten Befestigungen entrissen. 19 Offiziere sowie 619 Engländer und Inder wurden gefangen genommen, 14 Maschinengewehre und zahlreiches Kriegsmaterial erbeutet. Auf dem Kampffelde lagen über 3000 Inder und Engländer. Eine von gegnerischer Seite zur Bestattung der Gefallenen erbetene Waffenruhe wurde bewilligt. Die Verluste unserer braven stürmenden Truppen waren verhältnismäßig gering.

Der Tag von Wytschaete.

II.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Wir kamen an die erste Hecke mit Stacheldrahtzaun. Hinlegen und lebhaftes Feuer auf die Ortschaft, von wo der Feind mit unverminderter Schnelligkeit Tausende und aber Tausende von Geschossen herauswarf. Unsere Spielleute, die Drahtscheren mit sich trugen, waren bis auf einen gefallen oder verwundet. Dieser eine, der tapfere Tambour Wilhelm M., ging nicht von meiner Seite, und mit einer Selbstverständlichkeit, die ich bewunderte, machte er einfach alles, was die Lage erforderte. Hier schnitt er den Draht ab, dort hieb er mit der Axt, die er in der anderen Hand hielt, ein Loch in die Hecke, und wenn ein Gewehr versagte, lief er zurück, bei einem gefallenen Kameraden Ersatz zu holen. Endlich war die Hecke und der Stachelzaundrahtverhau an etlichen Stellen durchbrochen, und mit Hurra ging's durch bis zum nächsten. Da merkte ich, daß die Kompanie wiederum allein auf weiter Flur war. Die erste Kompanie links von uns war entweder weiter vorn oder noch weit zurück, oder, das Wahrscheinlichste, es war eine Lücke entstanden.

So blieben wir einige Zeit, bis ich mir sagte: wenn wir jetzt nicht bald weiter stürmen, stehen mir die Leute vielleicht nicht mehr auf. So rief ich denn: „Wir müssen vor!" und der Tambour ergänzte meinen Ruf mit dem Spruch: „Hin müssen's sein; allzam hau mer s' zamm!" Wiederum stürzte die ganze Kompanie vor, als erster Leutnant F., der, auch nicht mehr ganz jung, während des ganzen Sturmes seinem Zuge ein Beispiel war. Wir kommen zur zweiten Hecke. Das gegnerische Feuer wurde, als wir diesmal ziemlich lange an einer Stelle liegen blieben, etwas schwächer. Als jedoch der Gegner sah, daß wir nicht nachließen und tatsächlich gesonnen waren, ihn aus seiner Stellung zu werfen, wehrte er sich mit dem Mute der Verzweiflung. Insbesondere von rechts, wo keine weiteren Truppen mehr von uns waren, vereinigte sich alles Feuer auf die Kompanie. Plötzlich sehe ich, wie der Kriegsfreiwillige Otto M., kürzlich erst vom Realgymnasium in Hamburg gekommen, ein schmächtiges Bürschchen, sich kerzengerade vor einen der Pfähle hinstellt, die den Stacheldraht tragen, und ihn hin und her zu wiegen beginnt. Es gelingt ihm auch, den schon etwas morschen Pfahl umzulegen, und, was das Merkwürdigste war, hundert Kugeln sausen um ihn her und keine trifft ihn. Dieses Experiment wiederholte er noch bei drei oder vier Drahtverhauen mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit, die mich mit Bewunderung für den Achtzehnjährigen erfüllte. Dann sah ich ihn nicht mehr. Ich hoffe dringend, daß er mit dem Leben davonkam.

So schieben wir uns auf 300 Meter, 200 Meter, 150 Meter an die feindliche Linie heran. Ein Rausch ergreift uns allmählich. Alles ruft und schreit, niemand denkt mehr daran, sich zu decken. Niemand denkt überhaupt mehr, sondern jeder sieht nur noch auf den Kirchturm der Ortschaft, den ich als Einbruchstelle bezeichnet hatte, schießt, springt auf in Richtung auf diesen Kirchturm, wirft sich hin, schießt und springt wieder auf, wenn irgend jemand „Sprung auf! Marsch marsch!" schreit. Dabei fortgesetztes Hurra. Nun sind wir unmittelbar vor den feindlichen Schützengräben.

Am linken Flügel stürzen Inder heraus und versuchen, ihre langen Messer, die sie an Schnüren um die Hand gebunden haben, nach uns zu werfen. Es gelingt ihnen nicht, wir sind um eine Kleinigkeit zu weit weg und schießen sie alle nieder. Nun kommt der erste Graben. „Vorsicht beim Durchschreiten, daß keiner eine Kugel von rückwärts kriegt!" Wir stürmen hinein — er liegt voll Toter und Verwundeter — und hinüber zum zweiten und dritten Graben. Dann kamen große, laubenartige Gänge, aus Tabakblättern hergestellt, hinter denen der Feind immer noch feuerte. So schossen wir denn in die Tabaklauben hinein. Dann ging's hindurch und wir kamen an den Ortsrand. Hier traf ich den Oberleutnant und Kompanieführer H., auch er war heiser vom Schreien und noch unverletzt. Doch nur kurze Zeit stürmten wir zusammen, dann entführte ihn der nun beginnende Ortskampf von meiner Seite.

Gleich beim zweiten oder dritten Haus steht ein bespannter Munitionswagen. Der Fahrer hatte offenbar bis zum letzten Augenblick Patronen ausgegeben. Nun wollte er zurückfahren — zu spät. Er greift nach seinem Gewehr; doch Vizefeldwebel R. hat seines schon im Anschlag, und der Engländer bricht zusammen. Da kommt aus dem Haus heraus ein zweiter. Er sieht, was geschehen ist, und eilt zurück. Im Hausgang trifft ihn die Kugel. Im Galopp reitet ein Offizier die Straße herab und ruft von weitem: „Nicht schießen, Deutscher!" Ich befehle: „Nicht schießen auf den Reiter!" Aber schon hatte Unteroffizier L. das Gewehr an der Wange, und bevor ich es verhindern kann, liegt der Reiter getroffen auf der Erde. Ich rufe dem Unteroffizier zu: „Wie konnten Sie schießen?" Doch der sagt ruhig: „Schwindel, Herr Hauptmann; das ist ja ein Engländer." Wir gehen näher hin und richtig, es war ein englischer höherer Offizier. So geht der Ortskampf weiter. Plötzlich bemerken wir, daß ein französisches Geschütz links hinter der Kirche noch auf uns feuert. „Vierte Kompanie auf das Geschütz hinter der Kirche!" rufe ich. Es geschieht, und wir gehen in der Richtung vor, in der wir das Geschütz hören; doch es war gut 600—800 Meter entfernt, und wie wir näher hinkommen, geraten wir ins heftigste Feuer der eigenen Artillerie. Auch die hatte das Geschütz wahrgenommen und ihr Feuer darauf gerichtet. Also war's mit der Eroberung dieses Geschützes nichts. Wir eilen zurück zur Kirche. Da schallt der Ruf: „Das Regiment sammelt am Ostrand des Ortes." Wir kämpfen uns durch. Dabei erwischen wir einen Engländer, der eben aus einem Hause flüchten wollte. Ich beschloß, mir den Mann näher anzusehen: „Hands up!" und siehe da, zitternd, Schweiß auf der Stirne, steht er da. Ich durchsuche ihm zunächst die Taschen und entnehme ihnen eine nicht unbeträchtliche Zahl von Dumdumgeschossen. Den Mann stellen wir, das nahm ich mir vor, nachher vor ein Kriegsgericht!

Als wir am Ostrand des Ortes anlangten, war's still und stumm in den Häusern geworden. Einzelne brannten. Vom Feinde war nichts mehr zu sehen. Die Arbeit schien getan. Die Bayern hatten Wytschaete gestürmt. Der Regimentsadjutant ließ die Reste von zwei Kompanien mit etlichen Offizieren den Ortsrand in Schützenlinie besetzen; was übrig blieb, bildete auf einer großen, freien Wiese eine geschlossene, zur Verfügung stehende Abteilung. Dort sammelten sich auch einige Offiziere. Die nächste Aufgabe war, die Verwundeten, wenigstens die der nächsten Umgebung, zu bergen ...

Wir gedachten, bis zum Morgengrauen zu warten. Etliche Patrouillen zur eigenen Sicherung waren draußen. Still wurde es allmählich, und jeder hing seinen Gedanken nach. Meine drei Offiziere waren noch am Leben. Leutnant H. hatte einen Streifschuß am Halse und meinte, ein



Ostende und die flandrische Küste. Nach einer englischen Zeitschrift.

Ostende, der vielbesuchte Badeort an der belgischen Nordseeküste, ist wie die Mehrzahl der belgischen Küstenplätze von den Engländern aus Schiffsgeschützen mehrere Male rücksichtslos beschossen worden. Seitdem aber die deutschen Küstenbatterien und Uferbefestigungen angelegt sind, halten sich die englischen Schiffe in achtungsvoller Entfernung. Infolge des vom 18. Februar ab angekündigten Unterseebootkrieges gegen England wendete sich auch diesem von den deutschen Truppen besetzten Platze wieder besonderes Interesse zu.



Hofphotograph Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Eine deutsche Kolonne passiert das von den Russen gesäuberte Pillkallen in Ostpreußen.

Kognak genüge als Verband. Als es ihn aber immer mehr fröstelte, ersuchte ich ihn dringend, auf den Verbandplatz zurückzugehen. Er tat es auch. Ich hörte aber später, daß er den Verbandplatz nicht erreichte und am zweiten Sturm noch teilgenommen hat. Er soll dabei den Tod gefunden haben. Doch vorerst hatten wir keine trüben Gedanken. Sogar mancher Witz fiel, der allgemein belacht wurde, und wohl keinem kam in den Sinn, daß die schlimmste Arbeit noch bevorstehe. (Fortsetzung folgt.)

Rückzug der Russen über die Dosewicza.

(Hierzu das Bild Seite 177.)

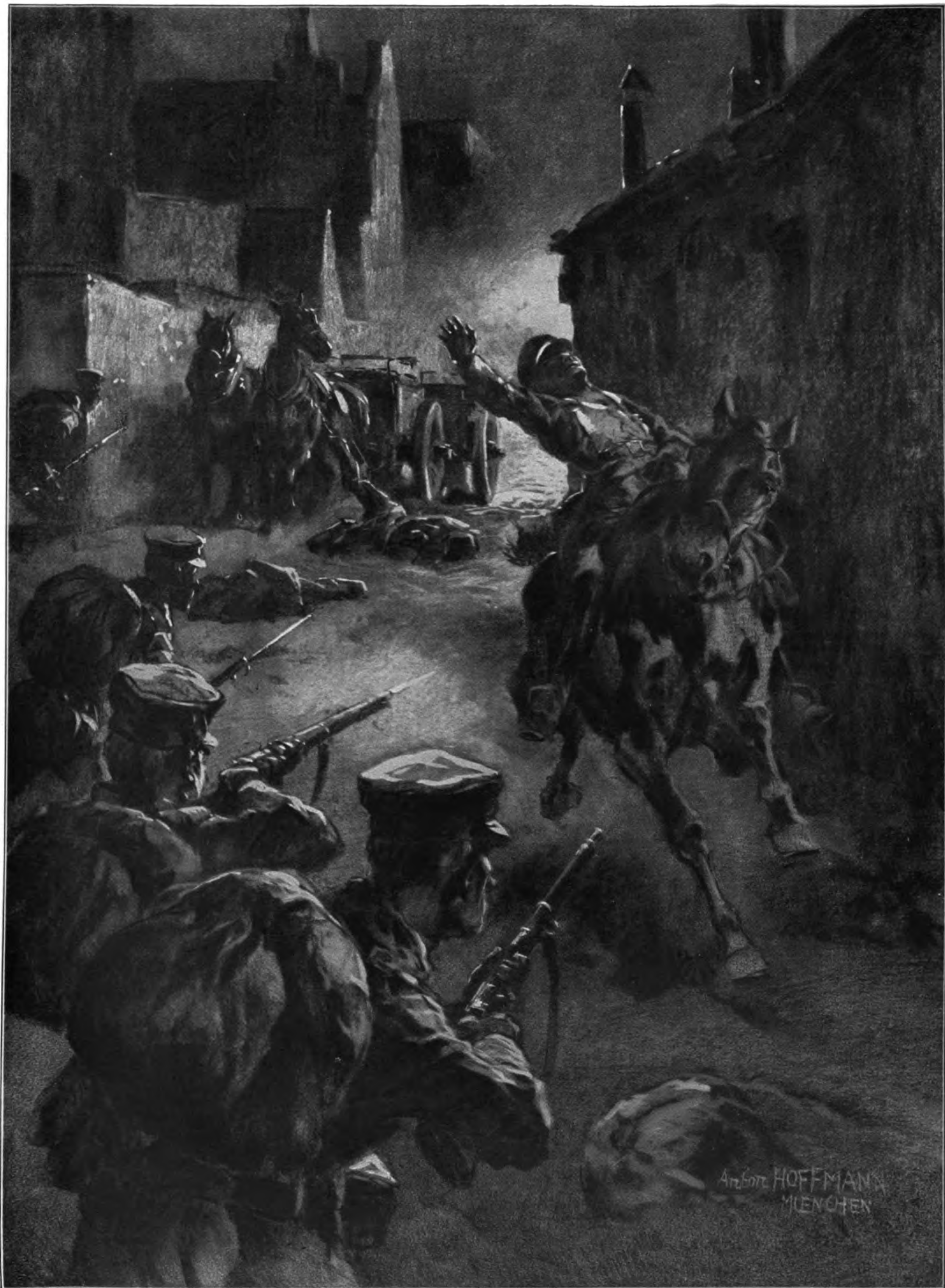
In den ersten Dezembertagen 1914 erstreckte sich die Kampffront der Deutschen und ihrer Verbündeten, der Österreicher und Ungarn, etwa von der Bzuramündung über Lowicz, Lodz und Czenstochau bis Krakau. Wer nun die Bewegungen auf dieser riesigen Ausdehnung aufmerksamer verfolgt hat, wird fast überall ein Zurückdrängen des Gegners erkennen. Die Deutschen standen noch 70 Kilometer westlich von Warschau und näherten sich der hart umstrittenen Weichselfeste mit Besonnenheit und Vorsicht. Ein Zurück sollte es jetzt nicht mehr geben.

Wie die Bzura, so fließt auch ihre bedeutendere Schwester, die Pilica, dem linken Weichselufer zu. Zwischen beiden Flüssen haben sich in diesem Kriege schwere Kämpfe abgespielt. Bei dem kraftvollen Vorgehen der Deutschen wurde der rechte russische Flügel im Bereiche beider Flüsse mehr und mehr zurückgedrängt, und die Sieger bemächtigten sich der strategisch ungemein wichtigen Eisenbahnlinie



Hofphotograph Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Blick auf den von den Russen zerstörten Ort Gerdauen in Ostpreußen, der von deutschen Truppen wieder besetzt wurde.



Im Galopp reitet ein Offizier die Straße herab und ruft von weitem: „Nicht schießen, Deutscher!“

(Zum Artikel: Der Tag von Wytschaete, Seite 174).

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Rückzug der Russen über die Dosewicza.
Nach einer Originalzeichnung von W. Brandes

Lodz—Tomaszow—Konsk, die in ihrer südöstlichen Verlängerung der äußersten Nordspitze Galiziens zustrebt. Natürlich war die Bahnstrecke gründlich zerstört; aber deutsche Pioniere arbeiten bekanntlich rasch.

Die Russen zogen sich zum größten Teil über die Pilica nördlich von Tomaszow zurück und wollten sich in den hier vorbereiteten befestigten Stellungen festsetzen. Als aber auch die am rechten Ufer noch stehen gebliebenen Russen über die Pilica mehr östlich von Tomaszow getrieben wurden, wollten sie den linkseitigen Nebenfluß, die Dosewicza, zu ihrer Deckung benutzen; allein es sollte bald anders kommen.

Sie mußten ihren Rückzug fortsetzen und beschleunigen. So sehen wir sie auf dem Bilde Seite 177 beim Überschreiten der Dosewicza. Die im Hintergrunde aufsteigenden mächtigen Rauchschwaden verraten den ungestüm folgenden Feind. Die im Dunst am Himmel schwebenden verhängnisvollen kleinen weißen „Wölkchen" speien Tod und Verderben aus.

Der Hauptdruck gegen die Russen innerhalb des mächtigen Weichselbogens erfolgte mehr nördlich an der unteren Bzura. Die Weichsel bietet nur bei Warschau geordnete Rückzugsmöglichkeiten durch feste Brücken. Die Russen sind zwischen die nördlich bei Sochaczew und nordöstlich unterhalb Tomaszow vordringenden Sieger wie zwischen die Arme einer Zange geraten.

Gerade durch Eroberung dieser Stellungen mit den wichtigsten Eisenbahnen des Landes haben die Verbündeten große Machtmittel in die Hände bekommen, um eine stetige Fühlungnahme mit dem eigenen Lande aufrechtzuerhalten. Auch die zähen kaukasischen und sibirischen Truppen, die beim Übergang über die Dosewicza vorwiegend beteiligt waren, haben der Kriegskunst und Tatkraft der Deutschen nicht die Stirn bieten können. Der rechte russische Flügel und das Zentrum im Bereiche von Warschau—Iwangorod sind durch die Niederlagen an der Bzura und Pilica erschüttert worden, und daß es nicht zu Katastrophen wie bei Kutno, Kolo usw. gekommen ist, lag nur an der ungünstigen Witterung und den schlechten Wegen.



Österreichisch-ungarische Schützenlinie an der Nida in Russisch-Polen.

Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Der österreichisch-ungarische Thronfolger in Russisch-Polen.

(Hierzu die Bilder Seite 178 und 179.)

Erzherzog Karl Franz Joseph, der Thronfolger der uns in Waffenbrüderschaft verbündeten österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, hat nun ebenfalls seinen tapferen Truppen im Felde einen Besuch abgestattet. Schon in Krakau wurde er von der Festungsbesatzung mit größter Begeisterung empfangen. Unwillkürlich gedenkt man dabei des Kaisers Franz Joseph I., Königs von Ungarn, wie schwer es dem greisen Monarchen geworden sein mag, auf die Fahrt nach den Kriegschauplätzen verzichten zu müssen. War der oberste Kriegsherr doch vom ersten Tage seines Regierungsantrittes an ein treuer Hüter und väterlich besorgter Förderer seines Heeres und seiner Marine. Hätte er lediglich seiner ritterlichen Gesinnung und seiner stets betätigten persönlichen Hingebung für das Wohl seiner Völker wie der Armee folgen können, er wäre sicherlich trotz seiner Jahre und der Bedenken der Leibärzte zu den Truppen gereist. So hat, wie gesagt, Erzherzog Karl Franz Joseph sich an seiner Statt an der Front eingefunden, wo der noch jugendliche Thronfolger überall mit stürmischen „Hochrufen", „Eljens", „Zivios" und „Slawas" begrüßt wurde. Aus allen Berichten, die über diese Fahrt in Feindesland bekannt geworden sind, spricht das felsenfeste Vertrauen der Österreicher und Ungarn in die gute Sache, für die sie fechten, und die unerschütterliche Zuversicht auf den endlichen Sieg. Von Krakau ging es hinein nach Russisch-Polen, in die Feldstellungen und vor bis in die Schützengräben und Uferbefestigungen an der Nida, wo alle russischen Versuche, nach Krakau vorzubrechen, kräftig abgewiesen wurden. Von hier wendete sich der Thronfolger weiter nördlich, zu den wackeren Streitern, die sich den herbeigeeilten russischen Verstärkungen tapfer und zäh entgegenstemmten, als es galt, den mächtigen Druck der deutschen Waffenbrüder unter Hindenburg, der in und um Lodz im besten Zuge war, zu unterstützen. Der Erzherzog kargte auch nicht mit seiner Anerkennung, die er in der Fühlungnahme mit allen Dienstgraden, vom Führer bis zum einfachen Feldsoldaten, zum Ausdruck brachte. Es zeigte sich da wieder das militärisch-kameradschaftliche Fühlen im schönsten Lichte, das, bei aller Verschiedenheit der höchsten, höheren und niederen Stellen, vor dem Feinde nur eines kennt: die gemeinsame, selbstlose Hingebung aller Offiziere und Mannschaften an die große Sache, den festen Willen, alles daranzusetzen für die ungeschmälerte Erhaltung der heimischen Erde. Und sie haben es redlich geschafft, alle diese Deutschen, die Ungarn, die Kroaten, alle anderen Slawen, Rumänen und Ruthenen. Der Erzherzog hatte besonderen Anlaß, den technischen Truppen großes Lob zu



Erzherzog Karl Franz Joseph (X) mit dem Stabe der 7. Division in Russisch-Polen. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

zollen, da sie der Ungunst der Verhältnisse, zumal den Härten des Winters, eine unbegrenzte Summe fruchtbarer Arbeit abzutrotzen wußten. Selbstverständlich hat der Thronfolger bei seiner Fahrt durch Russisch-Polen auch nicht versäumt, mit den deutschen Truppen und ihren Führern nähere Beziehungen anzuknüpfen, die mit den Armeen Böhm-Ermoldi und Dankl während all der heißen Kämpfe seither in engster Fühlung standen.

Ostende und Calais.

(Hierzu die Bilder Seite 175 und 180 unten.)

Um die ganze rücksichtslose Härte der englischen Kriegführung selbst den eigenen Bundesgenossen gegenüber zu kennzeichnen, braucht man nur die beiden Städtenamen Ostende und Calais zu nennen. Ostende — wie viel Geld haben die Belgier aufgewendet, um daraus das weltbekannte Bad zu machen und all die prunkvollen Bauten aufzuführen, die es im vorigen Sommer noch zierten! Die Engländer haben es mit ihren Schiffskanonen in eine Trümmerstätte verwandelt, bloß weil die Stadt in die Hände der Deutschen fiel, und obwohl, wie unsere Heeresleitung wiederholt betonte, durch die Beschießung keinerlei militärischer Vorteil erzielt werden konnte. Kein Wunder, daß sich bei vielen der im Lande zurückgebliebenen Belgier bereits ein kräftiger Haß gegen die verbündeten Engländer eingenistet hat. Nicht minder nur auf den eigenen Vorteil bedacht waren sie in Calais. Diese alte Stadt, schon im



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.
Erzherzog Karl Franz Joseph redet die einzelnen Leute eines Infanterietrupps an, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen.

13. Jahrhundert unter dem Namen Scalus bekannt, bildet sozusagen das Ausfalltor vom europäischen Festland aus gegen das britische Inselreich, dessen nächster Hafen, Dover, nicht ganz 34 Kilometer entfernt liegt. Schon Julius Cäsar unternahm aus dieser Gegend seinen Vorstoß über den Kanal nach Britannien. Umgekehrt begannen hier die englischen Könige, als sie Anspruch auf die Krone von Frankreich erhoben, ihre Eroberungszüge. Eduard III. nahm 1347 nach fast einjähriger Belagerung die Festung Calais, die sozusagen als englischer Brückenkopf gegen Frankreich bis 1558 in englischem Besitz blieb. Von 1595—1598 gehörte sie den Spaniern. Vor Calais fanden auch zwei der mächtigsten Flotten der Welt ihren Untergang, am 29. Juli 1588 die spanische Armada und am 21. Oktober 1639 die spanische Silberflotte.



Vier bayrische Landwehrleute mit ihrer „Gulaschkanone".

Seit dem Frieden von Vervins (1598) haben die Franzosen Calais zu einer Festung ersten Ranges ausgebaut. Der Verteidigung sollten außer der in den achtziger Jahren neu errichteten Umwallung und der Zitadelle noch vier detachierte Forts und vier besondere Batterien dienen. Was seit Kriegsausbruch dazu geschaffen wurde, entzieht sich natürlich der allgemeinen Kenntnis. Jedenfalls haben sich die Engländer dort in einer Weise festgesetzt, als ob die Stadt ihr ureigenster Besitz wäre. Nach glaubwürdigen Berichten neutraler Reisender schalten und walten ihre Behörden dort völlig nach Gutdünken, zum größten Ärger der Bürgerschaft, die ob dieser Anmaßung die „Bundesbrüder" lieber heute als morgen wieder abziehen sähe; Schwarzseher unter ihnen behaupten sogar, daß die Briten diesen „Brückenkopf" dauernd zu behalten gedächten.

Für die Bedeutung von Calais in Friedenszeiten spricht die Tatsache, daß der Außenhandel einen Wert von fast einer halben Milliarde erreichte, während die blühende Industrie Waren, besonders Baumwoll- und Seidentüll, im Wert von rund 150 Millionen erzeugte. Die Einwohnerzahl betrug vor dem Kriege über 50 000. Von den Bauwerken ist besonders die Hauptkirche Notre-Dame aus dem 15. Jahrhundert, das alte Rathaus mit dem Belfried und dem Wartturm (guet) und das Hotel de Guise zu nennen. Sehr stattlich sind auch die Hafenanlagen, die dem Weltverkehr dienen.



Photoglob, Zürich.

Der Hafen von Calais.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Als um die Jahreswende der auf Seite 123 erwähnte Gegenangriff der Russen einsetzte, waren die Österreicher und Ungarn bereits bis in das Flußgebiet der Wisloka gelangt. Hier erzwangen sich die verstärkten russischen Armeen die Übergänge in einer nach Westen und einer nach Süden gerichteten Front. Für die letztere erfolgte der Anmarsch vornehmlich auf den beiden Straßen Dymow—Krosno und Rzeszow—Jaslo. Der Jasloer Gruppe wurde von der westgalizischen Armee unserer Verbündeten bei Gorlice Halt geboten. Die Krosnoer Gruppe zog auf der schnurgeraden Duklaer Reichsstraße weiter, wo es auf dem von den Bohrtürmen mehrerer Naphthawerke bestandenen hügligen Gelände zu einem lebhaften Geplänkel mit den die Nachhut deckenden abgesessenen Honvedhusaren kam. Die Russen besetzten dann die alte, ehemals mächtige Handelstadt Dukla, die seit dem Aufkommen der Eisenbahn zu einem weltabgelegenen schmutzigen Nest herabgesunken ist. Die Bevölkerung war mit wenigen Ausnahmen geflohen. Das russische Kommando quartierte sich in dem Schloß des Grafen Mecinski ein, der seine kostbare Gemäldesammlung noch rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte. Die Soldaten brachen alle Häuser auf, brannten verschiedene nieder, plünderten alles Brauchbare und nahmen den Rest als Brennmaterial mit.

Am Uzsoker Paß mußten die k. u. k. Truppen zu Beginn des Jahres etwas zurückgehen. Dagegen scheiterten in den folgenden Tagen alle Anstrengungen der Russen, weiter vorzudringen, an dem heldenmütigen Widerstand unserer Verbündeten. An der Linie Fenyvesvöl—Csontos konnten die Russen ebenfalls nichts ausrichten, zumal auch natürliche Hindernisse, wie Schnee und Regen, ihr Vorgehen erschwerten. Am 4. Januar drang ein Teil der in das Komitat Ung eingebrochenen russischen Truppen durch das Lyutatal in das Komitat Bereg vor. Dagegen wurde ein russischer Vorstoß in den Ostbeskiden über die Höhen östlich von Czeremcha am 7. Januar von den österreichisch-ungarischen Truppen zurückgeschlagen, wobei 400 Gefangene gemacht und 3 Maschinengewehre erbeutet wurden. In den nächsten Tagen kam es in den Karpathen wie in den Beskiden nur zu kleineren Plänkeleien. Überhaupt herrschte jetzt einige Tage an der ganzen galizischen und Karpathenfront ein nahezu vollständiger Stillstand, die erste derartige Erscheinung seit Beginn des Krieges, die sich daraus erklärt, daß die Gegner einander in befestigten Stellungen frontal gegenüberstanden, so daß beiderseits die Angriffe wenig erfolgverheißend waren. Die österreichisch-ungarischen Truppen legten auf der ganzen Front sehr starke Befestigungen an, in denen sich Offiziere und Mannschaften so gut wie möglich einrichteten. In wohnlichen Unterkünften setzten die Leute, vor der entsetzlichen Witterung geschützt, Waffen, Kleidung und Schuhwerk instand; ein Teil konnte sogar in Ortschaften Quartier beziehen. Am 11. Januar mußten sich die Russen aus dem Ungtale näher an den Uzsoker Paß zurückziehen. Nebel und Schneetreiben begünstigten am folgenden Tage kleinere Überfälle und Plänkeleien der k. u. k. Truppen, wobei verschiedentlich Erfolge errungen wurden. Am 16. Januar meldete das Blatt „Naprzod" aus den Karpathen:

„Das erste Legionregiment unter dem Kommando des Oberstleutnants Sosenkowski hat den Russen bei L. eine schwere Niederlage beigebracht. In heftigen Angriffen wurde das ganze Benderregiment vernichtet. 3000 Russen bedeckten die Walstatt. 11 Offiziere und 600 Mann wurden gefangen. 3 Maschinengewehre und viel Kriegsmaterial erbeutet. Der Kommandant des Korps, Erzherzog Joseph Ferdinand, hat dem Legionskommandanten seine hohe



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Zu den Kämpfen in den Karpathen: Österreichisch-ungarische Proviantkolonne am Fuße der Karpathen.



Österreichisch-ungarische Kavallerie in Russisch-Polen. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Anerkennung für diese Leistung ausgesprochen. Eine Reihe von Legionären wurde zur Auszeichnung vorgeschlagen."

Am 23. Januar gingen die österreichisch-ungarischen Truppen in den Karpathen von neuem zum Angriff über. Die Russen wurden aus mehreren südlich der Paßhöhen gelegenen Stellungen geworfen. Russische Gegenangriffe am Tage darauf wurden von den k. u. k. Truppen blutig abgewiesen. In diesen Kämpfen verloren die Russen 1050 Gefangene. Am 25. mußten diese nach vergeblichen Angriffen und schweren Opfern ihre Stellungen am oberen Ung, an der Latorcza und am Nagy-Ag räumen. Am 26. Januar wurden die Russen auf den Grenzhöhen beiderseits des Uzsoker Passes geworfen, den sie seit dem 1. Januar besetzt hielten und besonders stark befestigt hatten. Die Angreifer hatten hier bedeutende Geländeschwierigkeiten zu überwinden und waren zugleich durch strenge Kälte stark behindert. Am folgenden Tage wurde auch das Nagy-Ag-Tal von den starken russischen Kräften gesäubert. Toronya wurde von den Österreichern und Ungarn genommen und in der Verfolgung Wyszkow erreicht, wo der Kampf erneut begann. Auf den Höhen nördlich Vezerszallas und bei Volovec versuchten die Russen, nach Einsetzen von Verstärkungen, nochmals ihre verlorene Hauptstellung wiederzugewinnen. Sie wurden zurückgeschlagen und verloren hierbei 700 Gefangene und 5 Maschinengewehre, am nächsten Tage weitere 400 Gefangene. Am 30. Januar wurde der folgende amtliche Heeresbericht ausgegeben:

Die heftigen Kämpfe der letzten Tage führten in den Karpathen zur Wiedereroberung der Paßhöhen. In den eine Woche andauernden schwierigen Aktionen haben die Truppen trotz ungünstiger Witterungsverhältnisse mit größter Ausdauer und Zähigkeit gekämpft, alle Terrainschwierigkeiten bei oft hoher Schneelage überwunden und hierdurch große Erfolge erzielt. Dem Feinde wurden im ganzen 10 000 Gefangene und 6 Maschinengewehre abgenommen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Zusammenfassend gab das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando am 31. Januar folgenden Bericht über die Kämpfe in den Karpathen aus:

„Die zur Wiedergewinnung der Paßhöhen angesetzten Angriffe führten überall zu vollem Erfolg. In mehrtägigen, durch Terrain- und Witterungsverhältnisse äußerst erschwerten Kämpfen wurde Stellung um Stellung erobert; trotz herangeführter russischer Verstärkungen und zahlreicher vom Feinde versuchter Gegenangriffe wurde täglich Raum gewonnen und zuletzt überall die Paßhöhe erreicht.

In diesen schwierigen Kämpfen haben die hier verwendeten, verhältnismäßig schwachen Truppen Außerordentliches geleistet. Durch die Besitznahme aller Übergänge ist die seit der letzten russischen Gegenoffensive in der zweiten Hälfte Dezember am östlichen Flügel und in der Mitte etwas zurückgedrängte Karpathenfront wiederhergestellt."

In Galizien wiederholten die Russen am 2. Januar ihre Angriffe bei Gorlice, erlitten jedoch schwere Verluste. Während dieser Kämpfe, die den ganzen Tag andauerten, wurde eine viel umstrittene Höhe südlich Gorlice von den Österreichern und Ungarn im Sturm genommen, worüber wir auf Seite 131 bereits gesondert berichtet haben. Hierauf herrschte in Galizien mehrere Tage Ruhe.

Am 10. Januar nachts gelang es einer der österreichisch-ungarischen Aufklärungspatrouillen, die feindlichen Stellungen zu durchbrechen, in den dahinter gelegenen Ort einzudringen und bis zur Wohnung des feindlichen Regimentskommandeurs vorzustoßen. Von dieser kühnen Unternehmung kehrten die Braven mit einem Offizier und sechs Gefangenen zurück. In wie völkerrechtswidriger Weise die Russen bei den Kämpfen in Galizien vorgingen, zeigen folgende Sätze des österreichisch-ungarischen Heeresberichts vom 11. Januar:

Da neuerdings festgestellt wurde, daß sich Angehörige der russischen Armee österreichisch-ungarischer Uniformen bedienen, um Patrouillen und kleinere Abteilungen zu überfallen, wird nochmals betont, daß Offiziere und Mann-



Haubitzenbatterie auf einer schlechten Straße in Russisch-Polen. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

schaften des Feindes wegen dieser Art, welche die Gesetze und Gebräuche im Landkrieg verletzt, nicht als Kriegführende behandelt werden.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Am 14. Januar entwickelte sich am Dunajec ein heftiger Geschützkampf, bei dem die österreichisch-ungarische schwere Artillerie besonders erfolgreich war. So schoß sie ein großes Magazin der Russen in Brand und brachte nach einigen Schüssen eine wenige Tage vorher gut aufgestellte feindliche schwere Batterie zum Schweigen. Auch am folgenden Tage erzielte die österreichisch-ungarische Artillerie hier Erfolge. Am 17. zwang sie auf den Höhen von Zakliczyn durch konzentrisches Feuer die Russen, einige vorgeschobene Schützenlinien zurückzunehmen. Die rückgängige Bewegung übertrug sich auch auf andere Teile der Front, so daß die Russen schließlich in einer Ausdehnung von 6 Kilometern ihre vordersten Stellungen räumten, und, von Artillerie und Maschinengewehren wirkungsvoll beschossen, in Unordnung auf die nächsten Höhenlinien zurückgingen; zahlreiche Gewehre und viel Munition mußten sie in der aufgegebenen Stellung zurücklassen.

Die Artilleriekämpfe am Dunajec verliefen auch weiterhin günstig für die k. u. k. Truppen. So wurden am 19. Januar Abschnitte der feindlichen Infanterielinien erfolgreich beschossen und die Räumung eines stark besetzten Meierhofes erzwungen. Eine österreichisch-ungarische Abteilung drang nun bis an den Fluß vor, brachte den Russen mehrere hundert Mann Verluste bei und zerstörte die von ihnen angelegte Kriegsbrücke über den Dunajec. Dann nötigte starker Schneefall zu einer größeren Pause. Erst am 30. Januar kam es wieder zu lebhafterer Artillerietätigkeit. Die k. u. k. Artillerie war auch an diesem Tage erfolgreich: die Russen mußten in heftigstem Feuer einige Schützengräben räumen.

Über die Lage in und um Przemysl erzählte ein Flieger, der am 10. Januar die Stadt besucht hatte, daß die Russen einen Teil ihrer Einschließungstruppen von dort zurückgezogen hätten und daß ihre Unternehmungslust abgeflaut sei. Einzelne Ausfälle der Przemysler Besatzung hatten großen Erfolg. Einer derselben, der in der Richtung Dyrow unternommen wurde, brachte allein 1200 Gefangene und die ganze Ausrüstung einer russischen Pionierkompanie, sowie viele Munition und Scheinwerfer ein.

In Lemberg schalteten die Russen auch Ende Januar noch frei. So wurde aus Petersburg am 30. Januar gemeldet, daß an den Straßen in Lemberg eine Verfügung des Militärgouverneurs angeschlagen sei, wonach in polnischen Schulen nur mit Erlaubnis des Militärgouverneurs unterrichtet werden dürfe. Der russischen Sprache müßten in jeder Klasse mindestens fünf Stunden wöchentlich gewidmet, in Geschichte, Geographie, polnischer Sprache und Literatur dürfe nur nach in Rußland genehmigten Büchern unterrichtet werden.

Anfang Januar verstärkten die Russen ihre in der Bukowina befindlichen Streitkräfte durch bedeutende Nachschübe aus dem Hinterlande und gingen hierauf zum Angriff gegen die k. u. k. Truppen vor, die am Suczawaabschnitte und im oberen Gebiete des Czeremosz Aufstellung genommen hatten. Nach mehrtägigen Kämpfen entschloß sich die Leitung der österreichisch-ungarischen Streitkräfte, angesichts der bedeutenden zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes, schrittweise gegen die Karpathenpässe in günstigere Stellungen zurückzugehen. Die Russen folgten mit starken Kräften sowohl auf der Straße Gurahumora—Kimpolung, als auch auf jener von Radautz (Sereth) gegen Kirlibaba an der ungarischen Grenze. Es kam in den nächsten Tagen zu Plänkeleien vorgeschobener russischer Aufklärungstruppen. Am 9. Januar wurden zwei stärkere Abteilungen des Feindes an der österreichisch-ungarischen Vorpostenlinie zwischen Jakobeny, südwestlich Kimpolung, und der Gegend westlich Kirlibaba durch Artillerie- und Maschinengewehrfeuer zersprengt. Am 13. Januar gingen die Russen von neuem mit stärkeren Aufklärungsabteilungen gegen die k. u. k. Stellungen vor. Es sollte damit ein größeres Gefecht vorbereitet werden. Dieses erfolgte am



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Zu den Kämpfen in den Karpathen: Ruhepause einer österreichisch-ungarischen Truppenabteilung in der Nähe des Uzsoker Passes.

18. Januar in der Gegend von Jakobeny. Die Russen griffen mit stärkeren Kräften an, wurden jedoch an den befestigten Stellungen unserer Verbündeten abgewiesen und erlitten schwere Verluste. In den folgenden Tagen richteten sie ihren Hauptangriff auf den linken Flügel der österreichisch-ungarischen Stellungen in der südlichen Bukowina, und zwar gegen die Paßhöhen westlich Kirlibaba. Es kam zu sehr heftigen, mehrere Tage hindurch andauernden Kämpfen, in denen die Russen so schwere Verluste erlitten, daß die k. u. k. Truppen zum Gegenangriff schreiten konnten, der am 22. Januar zur Wiedereroberung der Mitte des Monats geräumten Stadt Kirlibaba führte. Auch die die Stadt beherrschenden Höhen wurden von den österreichisch-ungarischen Truppen genommen. Die Russen wichen nach schweren Verlusten in nördlicher Richtung zurück. Der unter Aufwand bedeutender Kräfte angesetzte russische Vorstoß, dessen Ziel Siebenbürgen gewesen war und von dem man an den maßgebenden Stellen der russischen Armee einen besonderen politischen Erfolg erwartet hatte, war hiermit vollkommen gescheitert. —

Im Monat Februar spielten sich die Hauptkämpfe zwischen Österreich-Ungarn und Rußland in den Karpathen ab. Dabei traten zu den Schwierigkeiten des Geländes noch solche der Witterung. Fast übermenschliche Anstrengungen hatten die Truppen im Marsch und besonders im Angriff zu überstehen, ungewohnte Hindernisse des Gebirgskrieges zu überwinden. Vielfach mußte der einzelne Schütze sich seinen Weg gegen die feindliche Stellung im Feuer des Verteidigers durch tiefen Schnee erst ausschaufeln. In diese Schneegassen war der Angriff vorzutragen, während der Gegner vor seinen Stellungen Hindernisse in Gestalt von ausgedehnten Schneewällen auftürmte, die den Angreifer dicht vor den Drahtverhauen in weichen Schneemassen versinken ließen. Wochenlang standen die Truppen in Höhenlagen von über tausend Meter, häufig im eiskalten Winde bei 20 Grad unter Null.



Russische N…
Einzug österrei…
Kavallerie i…

Trotz all dieser Schwierigkeiten wurden Erfolge errungen. Am 1. Februar wurde mitgeteilt, daß neue russische Angriffe westlich des Lupkower Sattels abgewiesen worden waren. Bei einem Gefecht im Waldgebirge verloren die Russen an Gefangenen 5 Offiziere und 800 Mann, 2 Geschütze und 2 Maschinengewehre. Am 2. versuchte der Gegner nachts die österreichisch-ungarischen Stellungen in den Ostbeskiden anzugreifen, wurde aber, nachdem er schwere Verluste erlitten hatte, zurückgedrängt. Im mittleren Waldgebirge nahmen die Kämpfe auch an diesem Tage einen günstigen Verlauf. Die verbündeten Truppen eroberten eine von den Russen hartnäckig verteidigte Höhenstellung, machten hierbei 1000 Gefangene und erbeuteten mehrere Maschinengewehre. Auch am folgenden Tage gelang es den Verbündeten, hier erneut Raum zu gewinnen und einige hundert Gefangene zu machen.

Auf der ganzen Karpathenfront führten die Kämpfe der nächsten Tage zu Erfolgen für die deutschen und österreichisch-ungarischen Waffen. Während in allen übrigen Teilen des gesamten Kampfgebietes im Osten verhältnismäßig Ruhe herrschte, bereitete sich hier eine Entscheidung vor. Nachdem sämtliche Karpathenpässe mit ruhiger Sicherheit von den Österreichern und Ungarn genommen worden waren, schritt der Kampf auf immer breiterer Front jenseits der Paßhöhen vorwärts. Die Russen sahen sich zu ihrer Überraschung aus kleinen Plänkeleien nach und nach in eine ernste Schlacht verwickelt und waren genötigt, im mittleren Duklaabschnitt ihrerseits starke Kräfte zusammenzuziehen. Namentlich im Gebiete von Dukla wurde nun einige Tage beiderseits mit bedeutenden Massen gekämpft. Es handelte sich hier um jenes Gebiet, von dem aus die Russen seinerzeit am besten gegen Budapest vorstoßen zu können gehofft hatten. Unterm 7. Februar meldeten die Berichterstatter, daß diese Kämpfe für die k. u. k. Truppen günstig ausgefallen seien. Die russische Artillerie war am Duklapaß wegen der Beförderungsschwierigkeiten verhältnismäßig schwach



Österreichisch-ungarische Ulanenpatrouille in Deckung. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.


Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

...ern beim ...h-ungarischer ...ein Dorf.

gewesen, um so stärkere Infanteriekräfte aber hatte der Gegner hier vereinigt. Bei diesem Vorstoß suchten die Russen in gewohnter Weise den Erfolg ohne Schonung ihres Menschenmaterials durch Massenwirkung zu erzwingen. Das Vorgehen geschah staffelförmig in Schwarmlinien, die bis zu sechs Reihen hintereinander lagen. In einem Fall wurden die drei ersten Schwarmlinien von den österreichisch-ungarischen Schützengräben aus beim Sturm völlig abgeschossen. Erst den drei anderen Linien gelang das Eindringen in die Stellung der k. u. k. Truppen, so daß diese sich zurückziehen mußten. Die Russen drangen hierauf über die Paßhöhe vor. Ihr weiterer Vormarsch wurde noch am hellen Tage eingeleitet, indem die russischen Schwarmlinien von den Höhenzügen in das Tal hinabstiegen. Abends begannen sie die von den österreichisch-ungarischen Truppen gehaltenen gegenüberliegenden Hügel hinanzusteigen. Als sie auf halber Höhe angelangt waren, brach ein wütender Schneesturm los, der die Russen nötigte, halt zu machen und die ganze Nacht im Freien zu verbringen. Als dann am anderen Morgen zum Sturm geschritten werden sollte, hatten zahlreiche Leute erfrorene Gliedmaßen, die übrigen waren völlig erschöpft. So brach der Sturm unter dem Feuer der österreichisch-ungarischen Truppen völlig zusammen. Haufen von Toten und Verwundeten bedeckten das Schlachtfeld, und es wurden viele Gefangene gemacht. Die Russen zogen sich schließlich fluchtartig zurück, von den nachdrängenden k. u. k. Truppen verfolgt.

Am 8. Februar nachmittags gelang es den verbündeten Kräften, im Waldgebirge einen von den Russen hartnäckig verteidigten Ort nördlich des Sattels von Volovec nach mehrtägigen Kämpfen zu nehmen. Zahlreiche Gefangene wurden hier gemacht, viel Munition und Kriegsmaterial erbeutet. Auch an der übrigen Karpathenfront tobten heftige Kämpfe. So im westlichen Abschnitt, wo nach starken russischen Angriffen 340 Gefangene und 3 Maschinengewehre in unsere Hände fielen.

Am 10. Februar gingen die Russen im Abschnitt westlich des Uzsoker Passes vor, wurden aber unter starken Verlusten abgewiesen. Am folgenden Tage wurde berichtet, daß der Angriff der Verbündeten trotz erbitterten feindlichen Widerstands und Einsetzung von russischen Verstärkungen, die aus allen Richtungen zusammengezogen wurden, Schritt um Schritt Raum gewonnen habe.

Die Versuche zur Wiedergewinnung des Duklapasses wurden Mitte Februar von den Russen als aussichtslos aufgegeben. Im östlichen Abschnitt der Karpathen erzielten die k. u. k. Truppen am 12. Februar schöne Erfolge. Nach Zurückwerfung der Russen bei Körösmezö überschritten sie den Jablonicapaß und die Übergänge beiderseits dieser Straße. Auf der ganzen Karpathenfront wurde auch in den nächsten Tagen heftig gekämpft. Mehrere Tag- und Nachtangriffe der Russen wurden unter großen Verlusten für den Feind, der 400 Mann an Gefangenen verlor, zurückgeschlagen. In der Gegend von Wyszkow hatten sich Mitte Februar äußerst hartnäckige Kämpfe entwickelt, in deren Verlauf bis zum 17. Februar 4040 Gefangene eingebracht wurden. Auch am 18. Februar hielten diese Kämpfe an, und alle Angriffe der Russen wurden zurückgeschlagen.

Es fand hier in den Karpathen keine Gesamtschlacht statt, sondern nur Einzelkämpfe. Auf gewisse Stellungen wurden oft mehr als hundert Angriffe gemacht. Vielfach wechselte eine Höhe zweimal am Tage den Besitz. Am 20. Februar erlitten die Russen bei ihren Angriffen an der Karpathenfront von Dukla bis Wyszkow schwere Verluste, an Gefangenen allein 750 Mann. Auch am nächsten Tage machten sie vergebliche Versuche, bis zu den österreichisch-ungarischen Hindernislinien vorzugehen.

Dieses Ringen in den Karpathen war durch große Zähigkeit und Erbitterung ausgezeichnet. Die Russen, die sich der Bedeutung der Entscheidung voll bewußt waren, kämpften mit dem Mut der Verzweiflung. In der Gegend


Ulanenvorhut in Russisch-Polen. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

von Wyszkow erneuerten sie ihre Angriffe bei Tag und Nacht, obwohl sie nichts als ungeheure Verluste erzielten. Am Duklapaß war es stiller geworden, seit sich beide Gegner in günstigen Stellungen eingegraben hatten. Am 22. Februar wurden an der Karpathenfront wieder 7 Offiziere und 550 Mann gefangen genommen. Am nächsten Tage wurde am oberen San eine Höhe erstürmt, wobei 5 Offiziere und 198 Russen zu Gefangenen gemacht wurden. Nördlich des Sattels von Volovec versuchten die Russen, unter Ausnutzung eines dichten Schneetreibens, in hartnäckigem Angriff auf die von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzten Stellungen durchzubrechen. Dieser Vorstoß brachte dem Feind wieder schweren Schaden, unter anderem den Verlust

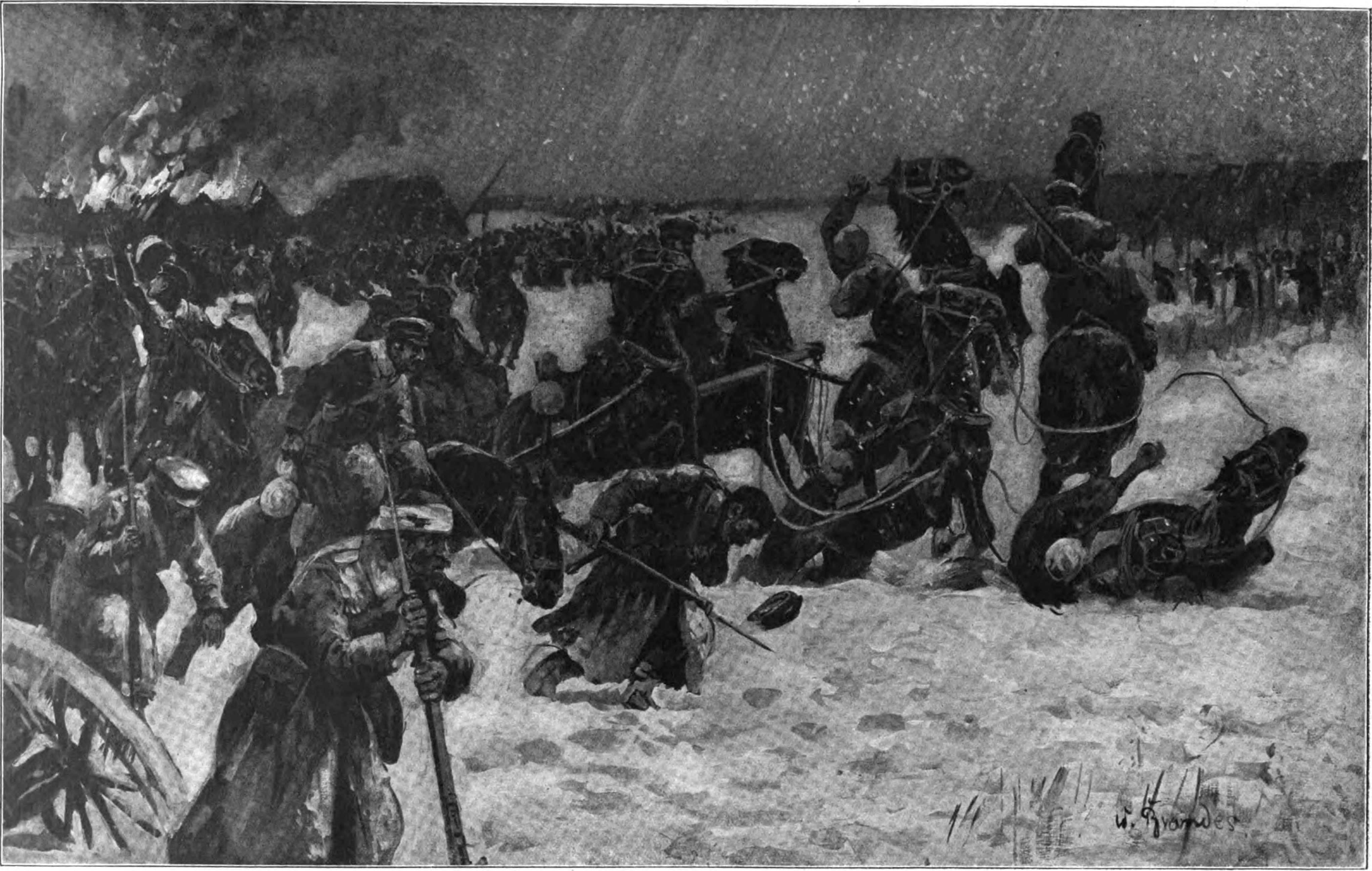
Kartenskizze zur Masurenschlacht (Seite 187).
Die Pfeile geben den Vormarsch der deutschen Truppen, die gestrichelten und Kreislinien die Stellung des russischen Heeres an.

von 300 Gefangenen. Am 24. Februar unternahmen die Russen Angriffe im Ondavatal sowie auf unsere Stellungen nördlich des Sattels von Volovec, die jedoch sämtlich scheiterten. Am nächsten Tage wurde wieder bei Wyszkow gekämpft. Am 26. wurde hier ein abermaliger Angriff auf die österreichisch-ungarischen Stellungen im Oportale nach erbittertem Nahkampf unter schweren Verlusten des Gegners zurückgeschlagen. Das angreifende 9. finnische Schützenregiment ließ 300 Tote und mindestens ebensoviel Verwundete an den österreichisch-ungarischen Stellungen zurück. 730 Mann dieses Regiments wurden unverwundet gefangen. Erfolgreiche Kämpfe im westlichen Abschnitt der Karpathenfront brachten am 28. Februar mehrere russische Vorstellungen in den Besitz der k. u. k. Streitkräfte. 19 Offiziere und 2000 Mann wurden hierbei gefangen genommen, außerdem viel Kriegsmaterial erbeutet. —

Auf dem galizischen Kriegschauplatz kam es Anfang Februar nur zu Plänkeleien, die teilweise zu kleinen Erfolgen für uns führten. Am 7. Februar beschoß die österreichisch-ungarische schwere Artillerie am Dunajec bei günstigen Sichtverhältnissen erfolgreich den Raum um Tarnow und erzielte auch gegen lebende Ziele sichtlich gute Wirkung. Erst Mitte des Monats kamen in Südostgalizien im Raume Kolomea—Nadworna größere Kämpfe in Gang. Am 13. Februar meldete der österreichisch-ungarische Generalstab, daß die in das obere Flußgebiet des Pruth und auf Nadworna vordringenden k. u. k. Kräfte im allgemeinen die Linie Wiznitz—Kuty—Kosow—Delatyn—Pasieczna erreicht hätten. Nördlich davon hielten starke russische Kräfte vorbereitete Stellungen. Am 13. Februar wurde der südwestlich von Nadworna und nördlich von Delatyn stehende Feind geworfen, die Höhen nördlich Delatyn erobert und am 14. Nadworna in Besitz genommen. Der Feind wich in der Richtung auf Stanislau zurück. Der Rückzug der russischen Truppen wurde jedoch von Verstärkungen, die mit der Eisenbahn über Stanislau herankamen, zum Stehen gebracht, so daß der Gegner in dem Raume nördlich Nadworna sogar wieder zum Angriff vorgehen konnte.

Die bis Kosow vorgedrungenen österreichisch-ungarischen Truppen hatten, unterstützt von Teilen der gegen Delatyn angesetzten Kräfte, das Vorgehen gegen Kolomea fortgesetzt. Am 16. Februar wurde der Gegner aus seinen befestigten Stellungen bei Kluczow und Myszyn geworfen und am Nachmittag Kolomea von den Österreichern besetzt. Dieses Gefecht wurde in einem Generalstabsbericht vom 17. Februar als erbittertes Ringen gegen einen starken Gegner bezeichnet. Der Kampf endete mit einem vollständigen Siege der österreichisch-ungarischen Waffen: 2000 Gefangene, mehrere Maschinengewehre und 2 Geschütze des Feindes blieben in den Händen unserer Verbündeten. Der Rückzug des Gegners artete in Flucht aus, so daß nicht einmal mehr die wichtige Brücke über den Pruth zerstört werden konnte. Die k. u. k. Truppen setzten also über den Fluß und nahmen von den Höhen nördlich und nordwestlich Kolomea Besitz. Den zurückgeworfenen russischen Kräften wurde ein Teil der über Stanislau mit der Eisenbahn herangeführten Verstärkungen entgegengeschickt, um der Flucht Einhalt zu tun. Mit Hilfe dieser Unterstützungen nahmen die Russen im Raume nordwestlich der Stadt von neuem Aufstellung. In den nächsten Tagen hatten die Österreicher und Ungarn hier wiederholt Vorstöße des Gegners abzuschlagen, dem stets große Verluste beigebracht wurden. Am 19. Februar konnten die Russen ihre Stellungen nördlich Nadworna nicht mehr behaupten, und sie zogen in der Richtung auf Stanislau ab, gefolgt von der österreichisch-ungarischen Kavallerie. Südlich des Dnjestr wurde der Feind am 21. Februar nach längerem Kampfe abermals geworfen, wobei ihm 2000 Gefangene, 4 Geschütze und viel Kriegsmaterial abgenommen wurden. Auch am folgenden Tage waren die k. u. k. Truppen erfolgreich: die Russen wurden aus mehreren Ortschaften geworfen und starke Höhenstellungen derselben eingenommen. „Die Kämpfe südlich des Dnjestr nehmen noch weiter an Umfang und Ausdehnung zu,“ so hieß es am 24. Februar im Generalstabsberichte, und am 25. wurde gemeldet, daß der Angriff in diesem Raum mit Erfolg vorwärtsschreite. In den Kämpfen am 21. und 22. Februar wurden 10 russische Offiziere und 3338 Mann gefangengenommen, am 25. bei Erstürmung einer Höhe weitere 1240 Gefangene gemacht. —

Auch in der Bukowina hatten unsere Verbündeten große Gelände- und Witterungsschwierigkeiten zu überwinden. Anfang Februar drangen sie in das Moldawatal ein, warfen den dort befindlichen Gegner zurück und nahmen Izwor, den Ort Moldawa und Breaza in Besitz. Am 6. machten die k. u. k. Truppen im erfolgreichen Vordringen in der südlichen Bukowina etwa 1200 Gefangene und erbeuteten zahlreiches Kriegsmaterial. Nachmittags zogen sie unter großem Jubel der Bevölkerung in Kimpolung in der südlichen Bukowina ein. Es ist dies eine Stadt von etwa 8000 Einwohnern im waldigen Gebirgstal der Moldawa an der Linie Hatna—



Russen auf der Flucht nach der Winterschlacht in Masuren.

Nach einer Originalzeichnung von W. Brandes.

Dorna—Watra der Bukowinaer Lokalbahnen. Am folgenden Tage erreichten österreichisch-ungarische Kolonnen das obere Suczawatal und machten hier 400 Mann zu Gefangenen. Am 9. Februar rückten k. u. k. Vortruppen und Honvedhusaren in der Stadt Suczawa ein. Die Begeisterung der Bevölkerung war ungeheuer. Die Soldaten wurden auf der Straße von den Leuten umarmt und geküßt. Am 11. Februar hatten die Unsrigen unter täglichen Gefechten die Serethlinie erreicht. Die Russen, die immer mehr zurückweichen mußten, hatten sehr unter Strapazen zu leiden.

Am 15. Februar wurde die Serethlinie von den österreichisch-ungarischen Truppen überschritten und die Russen unter fortwährenden Gefechten gegen den Pruth zurückgedrängt. Am 17. mußten sie hinter diesen Fluß zurückgehen, und endlich konnten die österreichisch-ungarischen Truppen Czernowitz wieder besetzen. Unter der Bevölkerung war die Freude unbeschreiblich. Eine besondere militärische Bedeutung hatte diese Besetzung der Hauptstadt der Bukowina nicht, dagegen eine große politische. Die Russen hatten hier grauenhaft gehaust. Während ihrer dortigen Herrschaft sind nicht weniger als 142 Protokolle über Raub, schwere Verletzungen und Schändung aufgenommen worden, ohne ein Eingreifen der russischen Behörde zu bewirken. Auf Beschwerde wurde erklärt, man solle froh sein, daß überhaupt Protokolle aufgenommen würden. In der Stadt waren das Judenviertel, die Offizierswohnungen und die Villenvorstadt, in der viele Beamte wohnten, am meisten von schweren Ausschreitungen heimgesucht. In Sadagora und in Suczka, der Vorstadt nördlich des Pruth, wurden noch am Tage des Abzuges, dem 17. Februar, Pogrome veranstaltet. (Siehe auch Seite 190.)

Depeschen aus Petersburg berichteten, daß der russische Rückzug aus der Bukowina unter großen Entbehrungen erfolge. Der Marsch gehe auf schmalen Saumpfaden, durch oft über einen Meter hohen Schnee vor sich, unter Verfolgung durch Tiroler Schützen, die aus Hinterhalten und von Höhen wohlgezielte Schüsse auf die unten marschierenden russischen Truppen abgäben.

Der Erfolg der Februarkämpfe war, daß die Russen nicht nur die Karpathen, sondern den ungarischen Boden überhaupt geräumt hatten. Erst im März wurde bekannt, aus welchem Grunde die Russen die Karpathen überschritten hatten: sie wollten durch Ungarn hindurch den bedrängten Serben zu Hilfe eilen! Dieser Plan war also durch die bewunderungswürdigen Leistungen unserer Verbündeten vereitelt worden.

* * *

Auf dem westlichen Kriegschauplatz war der Beginn des neuen Jahres durch deutsche Artillerieerfolge in Flandern ausgezeichnet. So wurden am 1. Januar bei Nieuport sämtliche feindlichen Angriffe von unserer Artillerie abgeschlagen. Am 4. Januar sprengten unsere Truppen einen Schützengraben von 200 Meter Länge. Ferner wurden am 6. Januar nördlich von Arras unter heftigen Kämpfen einige feindliche Schützengräben erstürmt, um die auch in der Folge noch erbittert gerungen wurde.

An den folgenden Tagen herrschte in Flandern ungünstiges Wetter. Andauernder wolkenbruchartiger Regen, begleitet von heftigen Gewittern und Stürmen, machte das Gelände immer mehr zu einem Sumpf, so daß die Kämpfe stark behindert wurden. Die Flüsse traten zum Teil über ihre Ufer, zum Beispiel die Lys bis zu 800 Meter Breite. Wiederholt versuchten die Franzosen uns aus unseren Stellungen in den Dünen bei Nieuport zu verdrängen, doch ohne Erfolg. Am 12. Januar mußten sie im heftigen Feuer unserer Artillerie einen Schützengraben bei Palingsbrug, einem Vorort von Nieuport, räumen. Auch bei La Bassée machte der Feind vergebliche Anstrengungen, uns zurückzudrängen.

Mitte Januar ging der Gegner damit vor, Orte, die hinter unserer Front lagen, zu beschießen. Dabei wurden viele Einwohner getötet und großer Materialschaden angerichtet. Unsere Truppen wurden nur in geringem Maße geschädigt. Von See her wurde am 13. Januar Westende-Bad beschossen, das bald einem Trümmerhaufen glich. An den beiden nächsten Tagen waren bei Ecuris, nördlich Arras, und bei Notredame de Lorette, nordwestlich Arras, heftige Kämpfe im Gange. Bei Ecuris wurde uns ein



Hofphot. Tellgmann, Kassel.

General der Infanterie v. Below,



Phot. E. Bieber, Berlin.

Generaloberst v. Eichhorn,

welche die von Generalfeldmarschall v. Hindenburg mit alter Meisterschaft geleiteten Operationen in der neuntägigen Winterschlacht in Masuren in glänzender Weise durchführten.

acht Tage vorher von uns besetzter Schützengraben wieder entrissen. In einem Gegenangriff eroberten unsere Truppen bei Notredame de Lorette zwei feindliche Schützengräben und nahmen deren Besatzung gefangen.

Die folgenden Tage brachten an der Front in Flandern und Nordfrankreich nur Artilleriekämpfe. Am 19. Januar wurde dem Feinde bei Notredame de Lorette ein dritter Schützengraben entrissen, wobei zwei Maschinengewehre erbeutet und einige Gefangene gemacht wurden. Doch schon in der Nacht zum 21. Januar ging dieser dritte Schützengraben nach harten Kämpfen wieder verloren. Schlechtes Wetter zwischen der Küste und dem La Bassée-Kanal machte eine größere Gefechtstätigkeit in diesen Tagen wieder unmöglich. Am 22. Januar warfen feindliche Flieger über Zeebrügge und Gent Bomben ab, die jedoch keinen Schaden anrichteten.

Der 24. Januar brachte bei Ypern und Nieuport heftige Artilleriekämpfe. Am nächsten Tage nahmen die Engländer wieder Westende-Bad und Middelkerke unter Feuer. Hierbei wurde eine größere Anzahl Einwohner getötet und verletzt, darunter sogar der Bürgermeister von Middelkerke. Beiderseits des Kanals von La Bassée griffen unsere Truppen die Stellungen der Engländer an. Während sie nördlich des Kanals nicht zum Ziele kamen, hatte der Angriff der Badener südlich des Kanals vollen Erfolg. Hier wurden die englischen Stellungen in einer Frontbreite von 1100 Metern im Sturm überrannt, zwei starke Stützpunkte erobert, 3 Offiziere und 110 Mann gefangen genommen, sowie 1 Geschütz und 3 Maschinengewehre erbeutet. Die Engländer versuchten vergeblich, die von uns für unsere Zwecke sofort ausgebauten Stellungen zurückzugewinnen. Am 27. Januar beschoß die englische Artillerie aufs neue die Ortschaften Middelkerke und Slyps an der flandrischen Küste. Am nächsten Tage unternahmen die Franzosen und Engländer einen Angriff in den Dünen bei Nieuport. Der Feind, der an einer Stelle in unsere Stellung eingedrungen war, wurde in nächtlichem Bajonettkampf wieder zurückgeworfen, wobei er große Verluste erlitt. In der Nacht vom 29. zum 30. Januar entrissen unsere Truppen den Franzosen südlich des Kanals von La Bassée im Anschluß an die schon am 25. eroberte Stellung zwei weitere Gräben und machten 60 Gefangene. Am 30. Januar wurden den Franzosen wieder einige Schützengräben entrissen, so bei Cuichy, südlich der Straße von La Bassée—Béthune, sowie bei Carency, nordwestlich Arras.

(Fortsetzung folgt.)



Phot. Boedecker, Berlin.

Der Kaiser bei den Truppen im Osten in Combina, bei Lowicz a. d. Bzura, im Gespräch mit Generaloberst v. Mackensen.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Winterschlacht an den Masurischen Seen.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Bilder Seite 187—189 und die Kartenskizze Seite 186.)

Die Vernichtung der russischen Armee in Masuren ist eine Waffentat, die bis in die fernsten Jahrhunderte als eines der bedeutsamsten Ereignisse der gesamten Heeresgeschichte angesehen werden wird. Die Schlacht kennzeichnet sich als eine neuntägige Gefechtsreihe, die, räumlich nicht immer zusammenhängend, doch von einem einheitlichen großen Gedanken getragen wurde. Der Befehlsmechanismus arbeitete vorzüglich: die oberste Leitung lag in den Meisterhänden des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, die beiden Armeeführer, v. Eichhorn und v. Below, übersetzten seinen Gedanken in das Praktische und Taktische. Die ganze Schlacht dauerte mit den vorbereitenden Kämpfen neun volle Tage; sie wurde geschlagen in einem verwüsteten Lande. Der ganze Grimm des nordischen Winters machte jede taktische Bewegung, jede Benutzung der Straßen fast zur Unmöglichkeit. Das Unmögliche wurde aber geleistet, und zwar vielfach von jungen Truppen, die die ungeheuren Strapazen lachenden Mundes ertrugen. Der Gegner — die russische 10. Armee, 11 bis 12 Infanterie- und einige Kavalleriedivisionen stark — wurde nicht allein geschlagen, sondern vernichtet. 100 000 unverwundete Gefangene, über 300 Geschütze und unzählbares Heeresmaterial wurden eingebracht. Das Gesamtbild der Schlacht zeigt eine große Rechtsschwenkung der ganzen deutschen Armee, bei der die Armee v. Eichhorns den schwenkenden, die v. Belows den Pivotflügel bildete. Bei dieser Schwenkung verengte sich die Frontbreite ein wenig. Die Richtung, die anfänglich nach Osten gezeigt hatte, zeigte am Schluß der Kämpfe nach Süden.

General v. Below stand Anfang Februar einer russischen Übermacht von wenigstens 200 000 Mann allein gegenüber; der Landstreifen zwischen der Angerapplinie und den Masurischen Seen einerseits und der Grenze anderseits mußte dem Feinde überlassen bleiben. Die deutschen Truppen setzten sich zu drei Vierteln aus Landwehr und Landsturm zusammen. Anfang Februar wurden neue deutsche Korps verfügbar (General v. Eichhorn), die als nördlicher Flügel der deutschen Angriffsfront in die Erscheinung traten. Am 7. Februar trat der Südflügel, am 8. der Nordflügel den Vormarsch an, etwa in der Gesamtfront Tilsit—Johannisburg (westlich). Es herrschte ein furchtbares Winterwetter bei strenger Kälte und eisigem Wind. Der Südflügel hatte zunächst den 40 Kilometer breiten Johannisburger Forst und sodann die Linie der Pissa zu überschreiten. In Johannisburg und Bialla lagerten zahlreiche feindliche Truppen, die Vorstellungen waren stark besetzt. In tiefer Stille begann am 7. der deutsche Angriff, eingeleitet durch die jungen Truppen des Generals v. Litzmann, des früheren Führers der glorreichen 3. Gardedivision (Lowicz—Brzeziny; vgl. S. 33). Die Pissabrücke bei Wrobeln wurde in der Nacht zum 8. gestürmt, nach einem Marsch von 40 Kilometern. Das Nebenkorps, General v. Falck, nahm dicht bei Johannisburg Snopken im Sturm. Beim weiteren Übergang über die Pissa wurde am 8. Februar General v. Litzmann in seiner rechten Flanke von einer aus Kolno kommenden russischen Kolonne angegriffen. Diese wurde blutig abgewiesen. Am



Karte des westgalizischen Kriegsschauplatzes.

gleichen Tage nahm General v. Falck Johannisburg im Sturm. Damit war die Pissalinie in deutscher Hand. Diese Vorgefechte hatten den Russen bereits außerordentlich schwere Verluste gebracht. Am 9. begann der Vormarsch auf Lyck; unterwegs wurde Bialla vom Feinde befreit. Währenddessen hatte der Nordflügel (Eichhorn) am 8. Februar die starken russischen Stellungen bei Spullen, dem Schoreller Forst und östlich genommen, obgleich seine Artillerie nur teilweise hatte mitkommen können. Dem weichenden Feind folgten die deutschen Truppen in Gewaltmärschen, dabei das Höchste leistend, was die Kriegsgeschichte nach dieser Richtung kennt. Am 10. Februar wurde die Linie Pillkallen—Wladislawow, am 11. die große Straße Gumbinnen—Wylkowyszki erreicht; damit trat schon die oben gekennzeichnete „Rechtsschwenkung" in deutliche Erscheinung. All diese Bewegungen waren ein dauernder, in seinen Erfolgen sich steigernder Siegeslauf. Dieser gestaltete sich noch mächtiger durch die nächtliche Erstürmung von Wirballen, Eydtkuhnen, Kibarty durch den inneren Flügel des Eichhornschen Heeresteils (10. auf 11. Februar). Es herrschte ein Schneesturm, von den Russen Wiuga genannt, der erfahrungsmäßig drei Tage dauert. Sie halten jedes Verweilen im Freien bei diesem Aufruhr der Elemente für unmöglich. Sie hatten deshalb keine Vorposten ausgesetzt und wurden im Schlaf überfallen. Diese Überfälle kosteten ihnen allein 10 000 Gefangene. In Wirballen wurden 12 Geschütze, die auf der Dorfstraße standen, von deutscher Infanterie genommen, die unbemerkt auf 50 Meter herangekommen war. Sechs beladene Eisenbahnzüge, 110 gefüllte Feldküchen (die Deutschen hatten schon zwei Tage vom eisernen Bestand gelebt) und unendliches Material fielen in die Hände der Sieger. Hiermit waren die 73. und 56. russische Division so gut wie vernichtet, auch annähernd die 27. Daraufhin räumten die Russen die bisher festgehaltene Linie der Angerapp und südlich davon. Die ihnen gegenüberstehenden deutschen Truppen setzten zu eifrigster Verfolgung ein, die eine kaum gehoffte Siegesbeute ergab. Die Einnahme von Lyck beziehungsweise der Sturm auf die Stadt gestaltete sich ganz besonders dramatisch dadurch, daß er im Beisein des Deutschen Kaisers erfolgte. Das brave ostpreußische Füsilierregiment Nr. 33 umringte nach dem Sturm seinen geliebten Kriegsherrn, die blutigen Bajonette schwenkend, Nationallieder in heller Begeisterung singend, während Hunderte von russischen Gefangenen und die brennenden Häuser von Lyck den erschütternden Hintergrund bildeten.

Die Reste der geschlagenen 10. russischen Armee flohen in die Wälder von Augustow und Suwalki. Selbst der russische Armeebericht vom 24. Februar gab widerwillig die Vernichtung des 10. und 20. Armeekorps zu.

Die Wiedereroberung von Czernowitz.

(Hierzu das Bild Seite 192/193.)

Weit mehr noch als die Hauptstadt Galiziens, Lemberg, war Czernowitz, die Hauptstadt des österreichischen Kronlandes Bukowina, von Anbeginn des Krieges der Gefahr einer russischen Eroberung ausgesetzt. Czernowitz liegt am Pruth, der nahe der russischen Grenze fließt; es ist eine offene Stadt, nicht nur unbefestigt, sondern trotz ihrer Lage auf einer Hügelkette dem Ansturm des Feindes wehrlos ausgesetzt, der die Türme der Stadt aus weiter Ferne über die jenseits des Pruth nach Osten ziehende unendliche Ebene blinken sieht. Wohl haben die österreichisch-ungarischen Truppen, insbesondere der Bukowinaer Landsturm, für die Verteidigung der Hauptstadt ganz außerordentlich Großartiges geleistet; auf die Dauer aber konnte man trotz



Gefangene russische Offiziere aus der Schlacht in Masuren.
Darunter ein Oberstleutnant (X) und ein Oberst (XX).

Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. P.

aller Tapferkeit dem Ansturm der ungezählten Feindesscharen nicht standhalten, und schon wenige Wochen nach Kriegsbeginn fiel Czernowitz in die Hände der Russen. Sie hausten dort schrecklich, bis es am 22. Oktober den österreichisch-ungarischen Truppen gelang, die Stadt zurückzuerobern und die Russen zu verjagen.

Leider war es nicht für lange, denn durch die schier unglaublich großen Nachschübe der Russen, die unaufhörlich vorrückten, wurde die Lage für die österreichisch-ungarischen Truppen in der Bukowina immer schwieriger. In erster Linie aus strategischen Gründen mußte daher die Stadt am 27. November von den k. u. k. Truppen wieder geräumt werden. Fünf Wochen war sie von den heldenmütigen Landsturmleuten gehalten worden, aber da die Russen nicht nur von neuem in großen Scharen anrückten, sondern auch mit einer an Zahl überlegenen Artillerie die Stadt und das rechte Pruthufer, wo die österreichisch-ungarischen Kräfte verschanzt waren, beschossen, war ein anderer Ausweg nicht möglich.

Fast ein Vierteljahr war hierauf die Stadt wieder in der Gewalt der Russen, die diesmal in ihr noch weit ärger wüteten als das erstemal.

Furchtbar waren die Wochen, die über die Czernowitzer Bevölkerung kamen. Sie mußte hart bezahlen, daß sie sich am 22. Oktober so sehr über die Wiedereroberung durch die Österreicher und Ungarn gefreut hatte. Mit großer Strenge und Grausamkeit wurden die kaisertreuen Bürger behandelt, und nicht nur die Stadt als solche, sondern auch jeder einzelne kam zu großem Schaden. Um so herzlicher und lebhafter war aber die Begeisterung, als es den aus den Karpathen siegreich vorrückenden österreichisch-ungarischen Truppen am 17. Februar 1915 gelang, die Russen wiederum aus der Stadt zu verjagen. Am 16. Februar begannen die Russen bereits zu spüren, daß nicht länger ihres Bleibens sei: sie befahlen, schon um sechs Uhr abends die Haustore zu sperren, und niemand durfte sich auf der Straße zeigen. Die Besatzung hatte sich zum Abzug entschlossen, und nachdem die Russen noch zahlreiche Geschäfte geplündert hatten, begannen sie die Stadt zu verlassen. Die ganze Nacht herrschte ein fürchterlicher Lärm, ein wüstes Durcheinander zeigte sich auf den Straßen. Immer eiliger wurde der Abzug, bis er endlich in eine förmliche Flucht ausartete, als man vom hohen Rathausturm aus beobachtet hatte, wie die österreichisch-ungarischen Truppen von Süden und Westen sich der Stadt näherten.

Kaum hatten die letzten Russen die Stadt verlassen, so rückten die österreichisch-ungarischen Truppen ein. Ein begeisterter Jubel zeigte sich allenthalben; mit Freudentränen in den Augen begrüßte die Bevölkerung ihre Befreier, und auf manchem von dem Elend und Kummer der letzten Wochen durchfurchten Antlitz zeigte sich neue Hoffnung.

Unsere Zeppeline.

Von Major a. D. Schmahl.

Mit den Flugzeugen hat der Luftkreuzer in erster Linie der Aufklärung zu dienen. Jene sind die Offizierspatrouillen, der Kreuzer die Kavalleriedivision der Luft. Er kann nicht nur Nachrichten bringen, sondern er trägt in sich eine gewisse Gefechtskraft, um zu kämpfen. Wie die Patrouille läßt sich der Flieger am besten nicht aufs Kämpfen ein, auch wenn die Aussicht günstig wäre. Sein Zweck ist mit dem Sehen und Melden erschöpft. Die Handfeuerwaffen, die er mitführen kann, sollen mehr der Verteidigung dienen, falls er unversehens in eine mißliche Lage gerät, als dem gesuchten Angriff. Unsere Feinde haben eiserne Pfeile erfunden, die sich in der Luft, weil sie hinten leichter sind, von selbst senkrecht stellen; wirft man von diesen Geschossen Hände voll aus, während man sich senkrecht über dichten Truppenansammlungen befindet, so läßt sich eine beträchtliche Wirkung erzielen. Fast alle Pfeile schlugen durch die Muskeln glatte, gutartige Wundkanäle, während Kopftreffer sofort tödlich waren, was sich aus der starken Durchschlagskraft des aus großer Höhe herabfallenden Geschosses erklärt.

Wir lernen von unseren Feinden. Wieviel solcher Pfeile wohl ein Zeppelin mitführen kann? — Infolge der verhältnismäßig großen Tragfähigkeit kann der Luftkreuzer auch eine größere Zahl Personen befördern und zum Beispiel in kurzer Zeit einen höheren Stab von der West- zur Ostgrenze bringen. Auch Maschinengewehre mit reichlicher Munition kann er an Bord nehmen, so daß ein Angriff von Fliegern leicht abzuschlagen ist. Seine Hauptwaffe aber sind die Bomben, die beim Auftreffen ihre Sprengladung entzünden und am Ziel verheerend wirken, wie aus unseren Bildern Seite 194 und 195 ersichtlich ist.

Der Tag von Wytschaete.

III.

(Schluß.)

Es mag gegen fünf oder fünfeinhalb Uhr morgens gewesen sein, da hörten wir hinter uns vom Westeingange des Dorfes her Hurra rufen. „Endlich die Anschlußbrigade! Das Hurra könnten sie sich sparen, wo wir das ganze Dorf schon einmal genommen haben.“ Und wieder wurde es ruhig. „Es war vielleicht nur eine versprengte Abteilung von uns.“ Einige Zeit später Gewehrfeuer in derselben Richtung. „Täuschung — das sind englische Patronen, die in brennenden Häusern explodieren.“ Wiederum war es ruhig und man wartete auf den Tag. „Halt! Wer da?“ ruft plötzlich unser Posten vorn in die stille Nacht hinein, ruft's dreimal nach Vorschrift und schießt, als niemand antwortet. „Wenn der nur nicht einen von uns angeschossen hat!“ — „Ausgeschlossen, der hätte geantwortet. War ein Engländer.“ — „Was tun die Engländer da?“ fragt einer, und „Sollten die wiederkommen?“ denkt jeder.

Da plötzlich ein Hagel von Geschossen über unseren Köpfen — englische. Wir unterscheiden es genau. Denn die französische Kugel schlägt wie die deutsche fast lautlos ein, die englische dagegen gibt beim Aufschlag einen hellen Ton. Wie der Wind waren die vielleicht 200 Mann, die auf der Wiese gelegen hatten, verschwunden. Jeder war in die nächste Deckung gesprungen, ich selbst in den linken Straßengraben. Da lagen nun etwa 80 Leute, zumeist von meiner Kompanie, Mann für Mann hintereinander. Einzelne hatten im Graben keinen Platz mehr gefunden und legten sich auf der Straße selbst flach nieder. Sie waren die ersten Opfer. Ein Zucken, das durch den ganzen Körper ging, manchmal auch ein Schrei — wir wußten, der ist

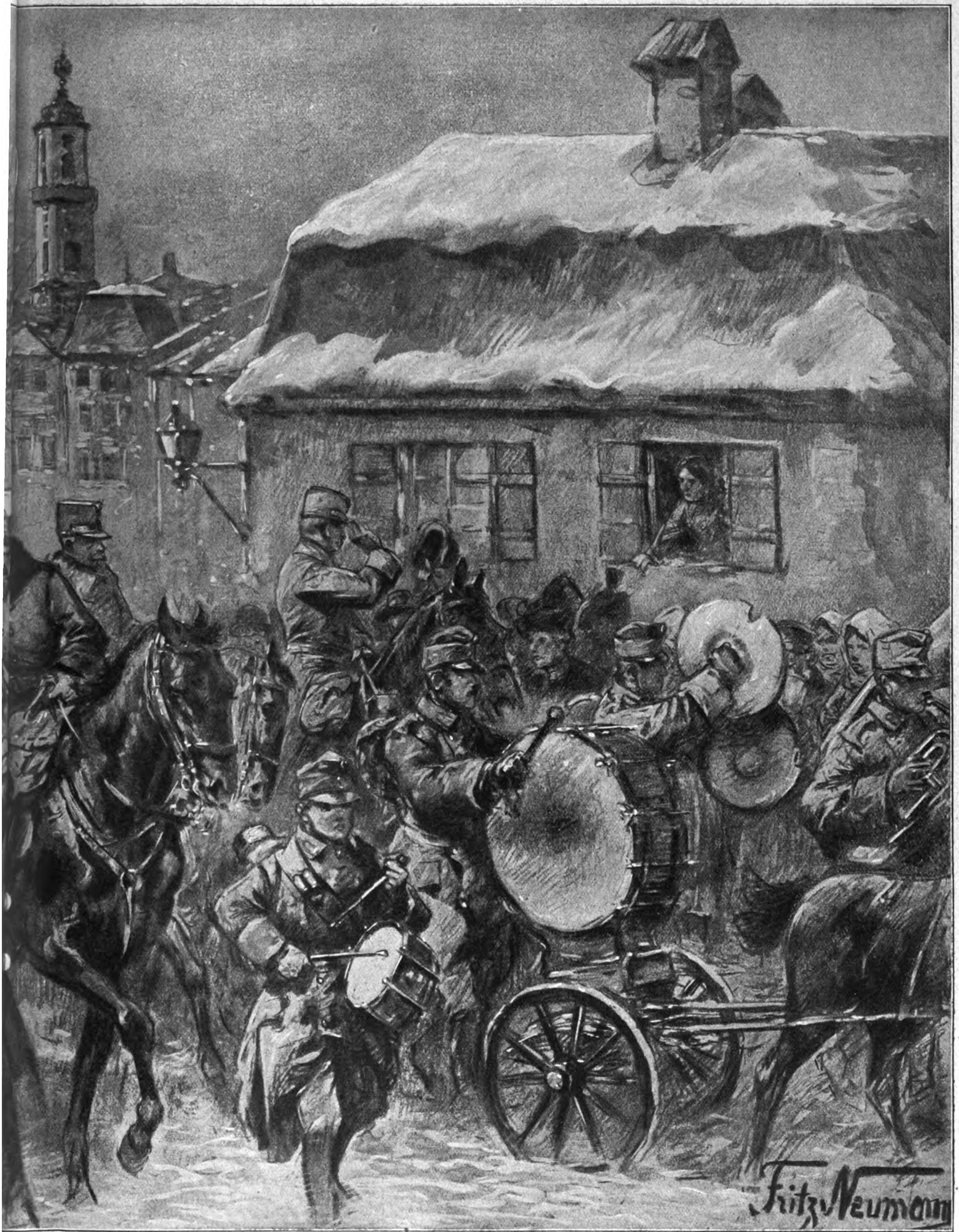


Karte des ostgalizischen Kriegschauplatzes.



Einzug der österreichisch-un

Nach einer Originalze

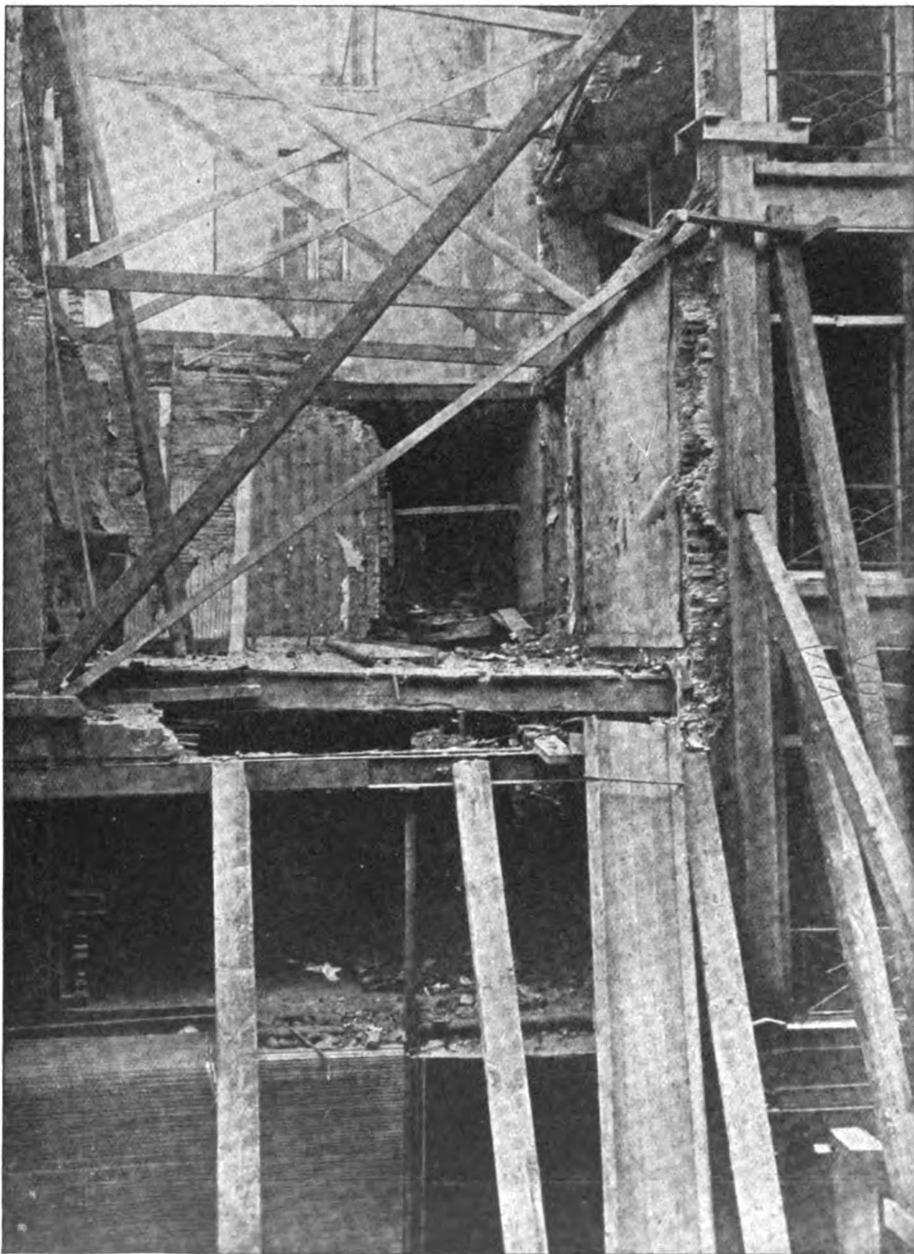


...ischen Truppen in Czernowitz.
...nung von Fritz Neumann.

getroffen. Wir sehen die Feinde Schützenlinien bilden; drüben, links von der Straße, wo die Unserigen weiter vorn liegen, hört man schießen. Noch ein Weilchen zögern wir. Die dritte Kompanie hatte in der Richtung gestürmt, aus der die marschierende Abteilung jetzt kam. Sollte sie zurückkehren? „Augen auf! Sind es Deutsche oder Engländer?" Da schreit einer vorn: „Engländer sind es, und Turkos sind auch dabei!" In Wirklichkeit waren es nicht Turkos, sondern französische Infanterie. „Schützenfeuer!" kommandiere ich und nehme mein Gewehr in Anschlag. Fünfmal schieße ich, dreimal sehe ich den Gegner, den ich aufs Korn genommen, fallen. Es war keine Kunst, die Leute waren nur 80 Meter entfernt. Zum Neuladen blieb keine Zeit. Noch zwei Minuten und die Engländer haben die Straße erreicht. Dann brauchen sie von vorne nur in den Graben hineinzuschießen und haben mit einem Schuß sechs Mann. Von uns kann nur einer von den achtzig, der vorderste, schießen. Jetzt gibt es kein Besinnen mehr. Von hinten das Feuer einer eigenen Abteilung, die aus dem Dorfe kam — die Straße entlang und von vorne halb rechts auf nächste Entfernung der Feind, der unsere Notlage bemerkt haben mußte und, sie ausnutzend, in Massen den Berg heraufkam. Unsere beiden Kompanien, die in Schützenlinien links vorne lagen, feuerten, was nur herausging. Nach der Vereinbarung hätten die hinteren Abteilungen, also wir, ihnen jetzt zu Hilfe kommen sollen. Das ging aber nicht mehr, denn zwischen sie und uns hatten sich nun die Engländer hereingeschoben. Ich verständige mich rasch mit meinem zehn oder zwanzig Mann hinter mir liegenden Leutnant. Er ist derselben Meinung. Heraus aus dem Graben und hinüber über die Straße, wenn auch nur die Hälfte hinüberkommt! Was drüben ist, soll so rasch wie möglich eine Schützenlinie bilden und den Vormarsch der Engländer aufzuhalten suchen; wenn wir erst einmal nicht mehr hintereinander, sondern nebeneinander liegen, wollen wir es den Burschen schon zeigen. Vizefeldwebel R. ist der hinterste im Graben und springt zuerst auf. Er kommt über die Straße hinüber, mit ihm etliche Mann. Der nächste ist Leutnant F. Mitten auf der Straße treffen ihn zwei Kugeln. Er bricht zusammen, ob tot oder nur verwundet, kann ich nicht unterscheiden. Der nächste bin ich. Heil komme ich auf die andere Straßenseite. Nun aber durch die Gärten durch und schleunigst eine Schützenlinie bilden. Doch da geraten wir in neue Not, in eine Sackgasse; links hohes Drahtgeflecht, rechts die bekannte belgische Hecke mit Stachelzaundraht, beide im spitzen Winkel zusammentreffend. Aber ein Zurück gab es nicht. Also müssen wir durch. Der Vizefeldwebel erwischt einen Spaten und versucht mit diesem einen Baum und den Stachelzaundraht durchzuschlagen. Es gelingt ihm, eine kleine Lücke herzustellen. Durch diese zwängt sich nun der ganze Trupp, Mann hinter Mann.

Nun aber sofort eine Schützenlinie gebildet. Wir eröffnen das Feuer auf die Engländer, die unterdessen nicht weiter vorgegangen waren. Sie sind uns etwa 60 Meter gegenüber. So liegen wir etwa eine halbe Stunde. Inzwischen war es hell und der Gefechtslärm stärker als je geworden. Die deutsche wie die französische Artillerie feuerten so lebhaft wie möglich. Auf der ganzen Linie war der Kampf neu entbrannt. Da plötzlich hörten wir von rechts feindliche Maschinengewehre. Dort rechts unten, etwa 100 Meter von uns, war ein Wald; dort standen sie und feuerten herauf. Nun waren wir verloren. Vorn die englische Infanterie, rechts die Maschinengewehre! Es dauerte auch wirklich nicht lange, so fielen die Leute, die am weitesten rechts in unserer Schützenlinie lagen, Mann für Mann. Die Maschinengewehre begannen zu mähen. Wenn überhaupt, so gab es nach meiner Berechnung in dem Falle nur eine Rettung: in den Wald, in dem die Maschinengewehre standen! Blieb man oben, so wurde man von ihnen sicherlich binnen einer Viertelstunde weggemäht. Sprang man hinunter, ihnen entgegen, so konnte einen eine Kugel von vorne oder von der Seite treffen; hatte man aber Glück und erreichte den Waldrand, so war man gerettet, denn im Unterholz trifft niemand mehr was. Außerdem hat jeder Wald Gräben, in denen man zurückkriechen konnte. Also rufe ich meinen Leuten zu: „Hinein in den Wald rechts unten, wo die Maschinengewehre stehen!" Vizefeldwebel R. und etwa zwanzig Mann begreifen, was ich will und springen mit. Ich komme unverletzt an den Waldrand. Wir finden einen Graben, durch den schleichen wir zurück. Der Graben geht fast bis zum Friedhof. Wir eilen den Kirchenberg hinauf und finden hinter der Kirche den Oberst des Regiments. Er fragt, auf wie stark ich die wieder eingetroffenen Engländer schätze. Ich melde, daß das, was mir gegenüberlag, etwa zwei Kompanien gewesen seien. Weitere stärkere Abteilungen müßten unseren Schützenlinien links von der Straße gegenüberliegen, dem Feuer nach zu schließen.

Der Oberst entscheidet sich für einen neuen Angriff. „Regiment macht



Phot. Het Leven.

Die Wirkung einer Zeppelinbombe: Durch eine Bombe zerstörtes Haus in Antwerpen.

einen zweiten Sturm," befiehlt er und fährt fort: „Ich nehme die linke Hälfte des Ortes, einschließlich der Hauptstraße. Sie nehmen die rechte Hälfte, bis zum Ortsrand." Ich war nämlich der einzige anwesende Offizier. Gut, wir sammeln unsere Leute. Keiner bleibt zurück; alles geht mit frischem Mute wieder vor. Im Vorrücken erhalten wir von rechts und links noch Zuzug von Leuten, die froh waren, Führung und Befehl zu haben. Wir schießen und springen, arbeiten uns so vor und kommen tatsächlich wiederum bis zu den letzten Häusern am Ostausgang. Auffallend war mir, daß bei diesem zweiten Sturm der Gegner verhältnismäßig wenig Widerstand leistete. Die Maschinengewehre, die uns vorher so bedroht hatten, waren verschwunden. Ich nahm an, daß unsere Artillerie sie erwischt habe.

Doch wir sollten uns bitter getäuscht haben. Der Gegner hatte uns in eine Falle gelockt. Während wir das zweitemal vorgingen und er scheinbar zurückwich, hatte sich der größte Teil der Engländer in die Häuser hineingeschlichen. Auch jene Maschinengewehre waren auf die Häuser verteilt worden, und nun, da wir wieder im Orte drinnen oder schon beinahe durch den Ort durch waren, begann aus den Häusern heraus ein mörderisches Feuer auf uns. Wir selbst schon stürzte das Blut heraus. „Dumdum" war mein erster Gedanke, und leider sollte ich mich nicht getäuscht haben.

Fast im gleichen Augenblick sehe ich, daß die Leute rechts von mir aufstehen. „Was gibt's?" rufe ich und erhalte zur Antwort: „Regiment sammelt hundertfünfzig Meter außerhalb der Ortschaft." Das war auch nach meiner Meinung die beste Anordnung, die getroffen werden konnte. In der Ortschaft waren wir fast wehrlos und das Opfer der aus den Häusern herausschießenden Gegner. Bezogen wir außerhalb des Ortes eine Aufnahmestellung, so konnte er uns nichts mehr anhaben. Die Leute rechts von mir waren schon zurückgesprungen, und zwar wiederum in den Wald hinein, der uns bereits einmal Deckung geboten hatte. Damals hatten die Maschinengewehre aus dem Walde heraufgefeuert; jetzt bedrohten sie uns aus den Häusern oben und feuerten herunter. Ich rief den sieben Leuten, die noch links von mir lagen, den Regimentsbefehl zu. Ob sie mitgekommen sind und so gerettet wurden, weiß ich nicht. Ich selbst sprang hinab in den Wald; das Maschinengewehr oben feuerte nach, traf aber nichts.

Hinter der Friedhofmauer, außerhalb der Ortschaft, sammelte der Oberst das Regiment. Major W., Ober-



Die Wirkung einer deutschen Fliegerbombe: Zerstörtes Haus in Stenay.

Phot. A. Grohs, Berlin.

konnten fast gar nicht schießen, da wir nur die Gewehrläufe aus den Fenstern und Dachluken herausschauen sahen. Es war das reine Morden.

Ich hatte noch etwa fünfundzwanzig Mann bei mir. Uns gegenüber auf der jenseitigen Höhe lagen englische Schützen. Links feuerte ein Maschinengewehr auf uns herab, traf aber wenig, weil eine Hecke ihm das Zielen erschwerte. Der ihm zunächstliegende und am meisten gefährdete Vizefeldwebel R. hatte einen glücklichen Gedanken. Er sprang mit seinen Leuten einfach auf das Haus zu, aus dem das Maschinengewehr schoß; sie stellten sich an die Wand, und das Maschinengewehr konnte ihnen nichts mehr anhaben. Uns anderen, die wir draußen vor der Hecke lagen, blieb nichts übrig, als zu feuern, bis wir selbst getroffen wurden oder die letzte Patrone verschossen hatten. Das rief ich meinen Leuten zu. Der Mann links von mir sah in der Aufregung keinen Gegner. „Herr Hauptmann, wo sind die Engländer eigentlich?" Ich nehme mein Glas zur Hand, sehe durch die Hecke und rufe ihm zu: „Rechts vom Gartenhäuschen! Schnellfeuer!" Diese Benutzung des Glases sollte mir verhängnisvoll werden. Eine Kugel schmetterte es mir aus der Hand. Der Schlag war so stark, daß ich, auf dem Bauche liegend, links herumgedreht wurde. Der wenig militärische Ausruf „Auweh!" entfuhr mir, und

leutnant E., der Offizierstellvertreter meiner Kompanie und ich halfen ihm, dem man keine Aufregung ansah. Wir brachten etwa zwei Kompanien zusammen, die in einem Rübenfelde eine Aufnahmestellung bezogen. Dann ersuchte mich der Oberst, so rasch wie möglich Artillerie zu suchen und diese zu bitten, das nunmehr von den deutschen Truppen freie Dorf zusammenzuschießen. Es war dies sicherlich die einzige Art, wie man nach Lage der Sache dem Gegner beikommen konnte. Liebenswürdig und rücksichtsvoll wie immer, fügte er bei: „Sie sind zwar selbst verwundet, aber wenn es einigermaßen geht, tun Sie mir diesen Dienst noch." Ich stürzte davon, allen Verwundeten, die zum Verbandplatz eilten, voraus, auf die nächste Höhe, wo ich Artillerie vermutete. Dort stand keine, also weiter. Endlich sehe ich hinter einem Strohhaufen einzelne Offiziere. Richtig, es sind Artilleristen. Atemlos trage ich ihnen meine Bitte vor. Ihr Kommandeur ist gerne bereit, uns zu helfen. Ich erkläre ihm genau, wo er hinzuschießen hat. Eine halbe Minute später fällt der erste Schuß. Inzwischen war meine Verletzung, da ich bis jetzt nicht Zeit gefunden hatte, mich zu verbinden, immer schlimmer geworden. Die Hand war blau aufgelaufen, zwei Finger waren kalt und gefühllos. Also zum Truppenverbandplatz, wo schon Hunderte von Verwundeten eingetroffen sind. Während



Maschinengewehrabteilung geht bei Soissons im Galopp in Feuerstellung vor. Phot. R. Sennecke, Berlin.

ich noch dort stehe, heißt es, das Regiment vorne muß zurückgehen; die Engländer sind zwei Regimenter stark wiedergekommen. Auch die Artillerie muß zurück; der Hauptverbandplatz wird weiter zurückverlegt. Es war höchste Zeit. Schon pfiffen die Schrapnelle und sogar die Infanteriegeschosse den Ärzten um die Ohren. Der Divisionsarzt befiehlt mir, hundert Leichtverwundete ins Feldlazarett nach T. zu führen, das bereits wieder in Frankreich liegt. Bis wir antreten, sind aus den hundert bereits zweihundertacht geworden, und Hunderte strömen von neuem auf den Platz. Also schnell weg. Es war ein Marsch, nicht zu beschreiben — zwei Tage lang und lauter Verwundete!

Gegen Abend gelangt der Zug nach C., wo ein Generalstabsoffizier mich auffordert, dem hier anwesenden Kommandierenden General des ... Armeekorps über den Sturm auf Wytschaete Bericht zu erstatten. Voll Schmutz, mit zerfetzten Kleidern, trat ich vor Seine Exzellenz, deren erste Frage war: „Wie steht's draußen?" — „Es geht vorwärts, Exzellenz, aber mit schweren Opfern," antwortete ich und berichtete dann eingehend über die wechselnden Ereignisse des Tages und was nach meiner Meinung die Ursache gewesen war. Ich durfte auch von einem Erfolge berichten, denn im Hermarsch hatte uns ein Arzt erzählt, Wytschaete sei wieder genommen. Der General war über alles genau unterrichtet, und, die Hauptsache, er teilte mir mit, daß eine ganze Division im Anmarsch sei, unserem Regiment zu helfen. Dann aber nahm er sich mit rührender Sorgfalt meiner Verwundeten an...

Die Schlacht bei Soissons vom 12. bis 14. Januar 1915.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie die Bilder Seite 196 und 197.)

Die vom französischen Generalissimus Joffre am 14. Dezember 1914 angekündigte große und allgemeine Vorwärtsbewegung ist nicht zur Ausführung gekommen.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Maschinengewehrabteilung in Deckung gegen Artilleriefeuer erwartet den Befehl zum Vorgehen in der Schlacht bei Soissons.

Mergival.

Bregny.

Der Kaiser.

Tal der

Nach Laon. ←



Kaiser Wilhelm II. beobac

Nach einer Originalzeichnung

Im Mittelgrund geradeaus die Höhen von Bregny—Mergival. Im Tal die Bahn Soissons—Laon

Bahn Soissons–Laon. Crouy. Tal der Aisne. Soissons.



→ Soissons–Paris

chtet die Kämpfe bei Soissons.

g von Professor Hans W. Schmidt.

mit dem Dorfe Crouy. Östlich dieser Bahn fanden der Sturm und die Kämpfe in den Steinbrüchen statt.

Die französisch-englischen Angriffe haben sich auf einzelne Geländeabschnitte beschränkt. Es fehlten ihnen zwei wichtige Bedingungen des Gelingens: große numerische Überlegenheit in breiter Front an den entscheidenden Stellen und die Überraschung des Gegners, wie sie auf dem östlichen Kriegschauplatz von deutscher Seite in der Schlacht an den Masurischen Seen betätigt worden ist. Auf den Schlachtfeldern in Frankreich hat sich sogar ein Rollentausch zwischen Angreifern und Angegriffenen vollzogen, der zum Vorschieben der deutschen Front in verhältnismäßig bedeutende Tiefe geführt hat. Die Vorbereitungen dazu lieferten die Siege bei La Bassée, Soissons, Craonne, St.-Menehould und westlich der Argonnen, in den Vogesen, in der Champagne bei Reims, Arras, Perthes, kurz an fast allen Punkten der langen Frontlinie. Aus all diesen Kämpfen hebt sich heraus das Treffen von Soissons, das das brandenburgische erwähnten Waldhöhe bemerkbar machte. Das dort aufgestellte Leibregiment Nr. 8*) litt am 7. Januar schwer unter diesem Flankenfeuer. Seine Gräben, darunter der sogenannte Maschinengewehrgraben, wurden von den französischen Granaten eingeebnet. Am 8. Januar begann der feindliche Infanterieangriff. Dieser wurde in der Hauptsache von afrikanischen Truppen, Turkos, durchgeführt und gestaltete sich zu erbitterten Nahkämpfen auf ganz schmaler Front (200 Meter), die bis zum 11. Januar währten. Am 12. Januar erfolgte der deutsche Gegenangriff, zunächst von der erwähnten Steinbruchstellung aus. Die gegen-

*) Dieses Regiment hat eine glorreiche Geschichte. In den Feldzügen 1813/14 wurde es infolge seiner Verluste dreimal aufgefüllt. 1870 verlor es in der Schlacht von Vionville-Mars la Tour allein 52 Offiziere und über 1000 Mann.

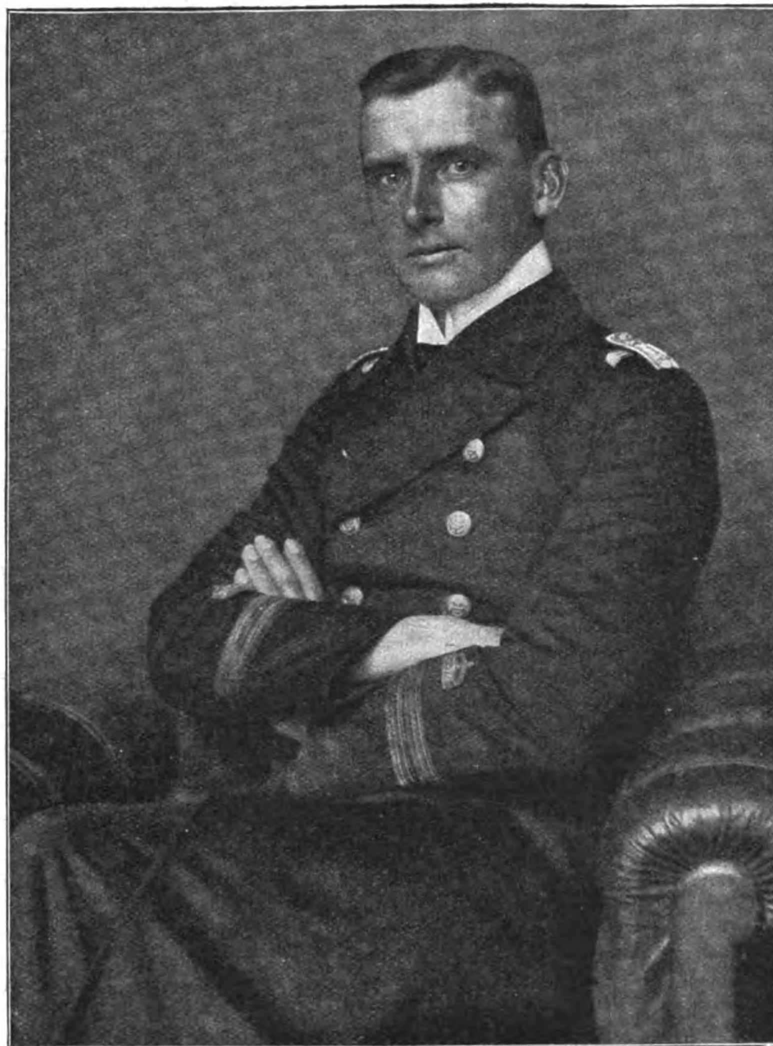


Rückzug der Franzosen über die Aisne bei Soissons.
Nach einer Originalzeichnung von A. Reich.

Armeekorps unter General v. Lochow (Bild Seite 52) zu einem außergewöhnlichen Sieg gestaltete. Sein Verlauf war der folgende:

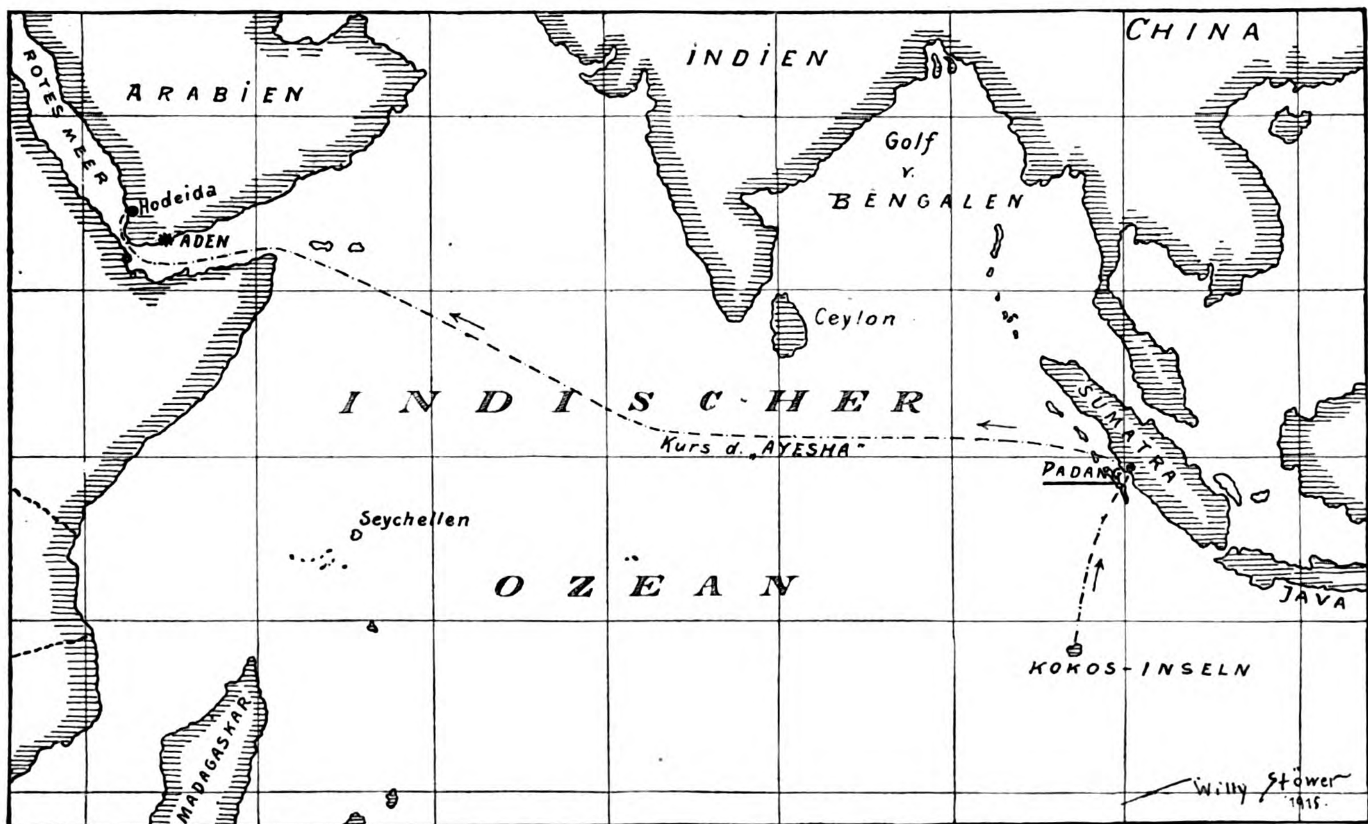
Die Franzosen hatten sich auf dem rechten Aisneufer mit einem Gewirr von Schützengräben brückenkopfartig festgesetzt. Der westliche Flügel dieser Kampfstellung war durch eine beherrschende Waldhöhe gekennzeichnet, auf deren Kante sich französische und deutsche Schützengräben auf 30 bis 40 Meter gegenüberlagen, beide bestrebt, durch Sappenangriff die überhöhende Stellung zu gewinnen. Östlich dieser Höhe liegt im Tale das Dorf Crouy; durch dieses Tal führt die wichtige Bahnlinie Soissons—Laon in nördlicher Richtung. Östlich dieser Bahn liegen Steinbrüche, von alters her Verstecke in kriegerischen Zeiten, die jetzt von den Deutschen im Anschluß an die Hochfläche von Vregny besetzt wurden. Ihr südlicher Rand war von den Franzosen gehalten. Die Bergschluchten daselbst gestatteten ihnen eine verdeckte Stellung ihrer schweren Artillerie, die sich mit Flankenfeuer hauptsächlich gegen die deutschen Stellungen auf der vor- überliegenden französischen Schützengräben wurden in kühnem Ansturm genommen, ebenso einige Artilleriestellungen, die die oben erwähnte Waldhöhenstellung in fühlbarer Weise flankierten. Die französische Besetzung der Kante wurde auf den halben Hang aisneabwärts geworfen, wo sie sich setzte. Die französische Heeresleitung warf in der Erwartung des deutschen Hauptangriffs auf diesem Flügel dorthin ihre Reserven. Dies wurde deutscherseits rechtzeitig erkundet. Deshalb geschah der deutsche Angriff auf dem entgegengesetzten Flügel und hatte als Ziel hauptsächlich die Hochfläche von Vregny. Am 13. Januar mittags zwölf Uhr, die Uhr in der Hand, wie einst beim Sturm auf die Düppeler Schanzen, brachen die Sturmkolonnen der brandenburgischen Infanterie vor. Binnen einer Viertelstunde hatten sie die beiden vorderen Linien der feindlichen Stellung genommen, ein Flankenangriff des Feindes aus der Richtung des Waldes von Vregny wurde glatt abgewiesen, am Nachmittag war die ganze Hochfläche in deutscher Hand. Diese Hochfläche ähnelt den Hochebenen der Eifel, die

sich talwärts in waldige Schluchten verlieren. In diesen fanden die Franzosen einen vorläufigen Halt, der ihnen in der folgenden Nacht im Nahkampf genommen wurde. Der Angriff des deutschen linken Flügels machte das Verbleiben der feindlichen Abteilungen südlich der Waldhöhe unmöglich. Am 14. Januar griffen die brandenburgischen Regimenter dort erneut an. Die deutsche Artillerie beherrschte bereits das Aisnetal und somit die dort über den Fluß geschlagenen Brücken. Der Rückzug der Franzosen über diese, die mehrfach von den Fluten des hochangeschwollenen Flusses weggerissen und mühselig erneuert wurden, gestaltete sich äußerst verlustreich. Besonders war die Zerstörung der Brücke bei Missy verhängnisvoll. Eine über Rotterdam kommende Pariser Meldung schreibt: „Die Leichen der Franzosen bedeckten wie von einer Riesensichel niedergemäht das Ufer des Flusses.“ Soissons wurde, wie auch auf Seite 51 bereits geschildert, von der deutschen Artillerie schwer beschossen. Eine Kompanie des Leibregiments drang sogar bis in die Vorstädte von Soissons vor. Nur in dem Flußbogen östlich der Stadt vermochten schwache französische Abteilungen sich zu behaupten. 3000 französische Leichen lagen vor der deutschen Front. Der Feind war auf einer Frontbreite von 12 bis 15 Kilometer um 2 bis 4 Kilometer zurückgeworfen, hatte 5000 unverwundete Gefangene, 18 schwere und 17 leichte Geschütze sowie zahlreiches weiteres Kriegsmaterial verloren, und zwar trotz numerischer Übermacht. Auf deutscher Seite hatte die 6. Division unter General Wichura (Bild Seite 52) gefochten, auf französischer die 14. Infanterie- und die 55. Reservedivision, eine gemischte Jägerbrigade, ein Territorialinfanterieregiment, ferner Turkos, Zuaven und marokkanische Schützen.



Kapitänleutnant v. Mücke. Phot. Ferd. Urbahns, Kiel.

Die deutschen Führer erhielten hohe Auszeichnungen. Mehr mögen ihnen noch die anerkennenden Worte des obersten Kriegsherrn gegolten haben, die er ihnen und ebenso seinen lieben Märkern schriftlich und mündlich in überaus herzlicher Weise ausgesprochen hat. Der Gefechtsbericht des Großen Hauptquartiers schließt mit den Worten: „Auf Truppen und Führer solchen Schlages kann das deutsche Volk stolz sein.“



Der vom Landungskorps des bei den Kokosinseln am 9. November 1914 zerstörten Kleinen Kreuzers „Emden“ auf S. M. Hilfskreuzer „Ayesha“ (Emden II) zurückgelegte Weg nach Padang auf Sumatra und von dort durch den Indischen Ozean nach Hodeida in Arabien.



Der auf den Kokosinseln gekaperte Dreimast-Schoner „Ayesha“ (Emden II) landet mit dem Rest der Emdenbesatzung in Hodeida (Arabien).

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

Die unmittelbare Wirkung des Sieges war die nun mögliche Beschießung des Bahnhofs Saint-Paul in der Vorstadt Soissons und damit die Beherrschung der wichtigen Eisenbahnlinie im Aisnetal.

Die beinahe sieben Tage währenden Kämpfe, die zudem vielfach auf nächste Entfernung durchgefochten werden mußten, brachten eine Fülle von hochdramatischen Einzelheiten. Rührend waren die Momente, wo das Schwesterregiment des Leibregiments, die „48er", von brausendem Hurra begrüßt, diesem zu Hilfe kam. Desgleichen war das Einsetzen von Maschinengewehrabteilungen (siehe die Bilder Seite 196), die auf der Waldhöhe auffuhren und die Aisnebrücken unter Feuer nahmen, ein Vorgang von unauslöschlichem Eindruck, nicht minder der Sturm auf der Hochfläche von Vregny.

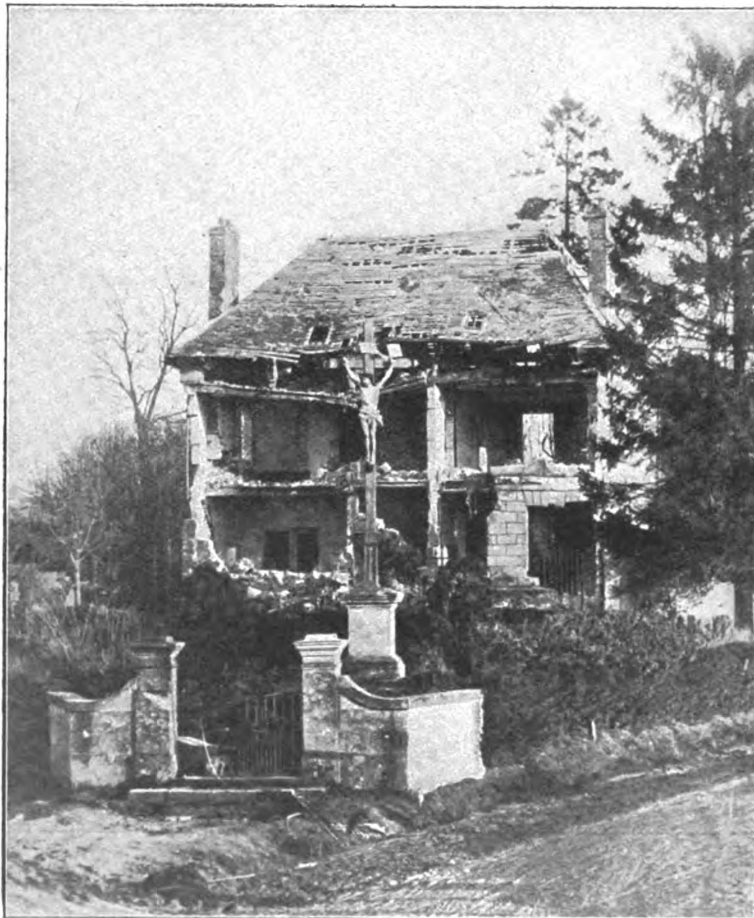

Phot. H. Hoffmann, München.

Patrouille der Schneeschuhtruppe in ihrer neuen Schneeschuhuniform, die sich ebensowenig von der Landschaft abhebt, wie die feldgraue Uniform in der schneefreien Jahreszeit.

Die Heldenfahrt der „Emden II".

(Hierzu die Bilder Seite 198 und 199.)

Als der englische Draht jubelnd die Nachricht vom Seegefecht bei den Kokosinseln (siehe Seite 42) in die Welt trug, da erfüllte uns tiefe Trauer, schien doch damit die Heldenmär von den Taten unseres Kreuzers „Emden" abgeschlossen. Aber sie hat eine Fortsetzung erhalten, fast glänzender und jedenfalls romantischer noch als der erste Teil. Während nämlich Kapitän v. Müller und die Seinen sich mit echt deutschem Todesmut stundenlang gegen den übermächtigen Gegner wehrten, befanden sich auf der Insel Keeling 47 Mann von der Emdenbesatzung unter Kapitänleutnant v. Mücke und den Leutnanten Gyßling und Schmidt, die dorthin ausgeschifft waren, um die englische Funkenstation zu zerstören. Untätig mußten sie dem letzten Kampf ihres geliebten Kreuzers zusehen. Als dann das Ende nicht mehr zweifelhaft war, beschlossen sie, sich auf der Insel zu verschanzen und aus ihr ein zweites, wenn auch kleineres Tsingtau zu machen. Dann aber erinnerten sie sich, daß im Hafen ein alter Dreimastschoner „Ayesha" von etwa 100 Tonnen lag. Sofort waren sie entschlossen, mit diesem Fahrzeug, das der Volksmund bei uns später in „Emden II" umtaufte, zu weiteren Abenteuern auf die weite See hinauszusteuern. Der Schoner wurde aufgetakelt, so gut es ging, mit ein paar Maschinengewehren ausgerüstet, die man zufällig bei sich hatte, und die Odyssee begann. Am 28. November erreichten sie Padang auf Sumatra. Über ihren Aufenthalt dort berichtete Anfang Januar die holländische Zeitung „Nieuwe Blad". Die Behörden wollten in strenger Wahrung der Neutralität das Fahrzeug erst nicht als Kriegschiff gelten lassen; aber Kapitänleutnant v. Mücke, der die deutsche Kriegsflagge gehißt hatte, bestand ebenso höflich wie fest auf seiner Ansicht und setzte seinen Willen durch. Nach internationalem Seebrauch durfte er 24 Stunden lang die Ausrüstung seines Schoners nach Möglichkeit vervollständigen. Das geschah, und an hilfreichen Händen fehlte es nicht; lagen doch in dem Hafen eine Anzahl deutscher Kauffahrteischiffe für die Dauer des Krieges fest. Nachdem noch seitens der begeisterten Landsleute ein wahrer Regen von Liebesgaben über die wagemutige Besatzung niedergegangen war, fuhr der Schoner am folgenden Abend unter den Klängen von „Deutschland, Deutschland über alles" und der „Wacht am Rhein" wieder von dannen. Lange hörte man nichts von ihm außer spärlichen, undeutlichen Berichten englischer Blätter, die wissen wollten, daß Kapitänleutnant v. Mücke an der Küste Hinterindiens einen Dampfer kaperte, als Hilfskreuzer ausrüstete und eine Zeitlang damit den englischen Handel dort empfindlich störte. Aber für größere Unternehmungen fehlte es an Waffen und Munition. So entschloß man sich endlich zu dem fast aussichtslosen Wagnis, die Heimkehr nach dem deutschen Vaterlande zu versuchen. Und es gelang! Der Indische Ozean wurde durchquert, die von Engländern und Franzosen streng überwachte Straße von Perim (Bab el Mandeb) überwunden, und eines schönen Tages erschien S. M. S. „Ayesha" vor dem arabischen Hafen Hodeida, wo seine Mannschaft nach langer Irrfahrt in Sicht eines französischen Kreuzers landete. Daß sie von den Türken mit Jubel aufgenommen wurde, kann nicht wundernehmen, nicht minder aber läßt sich begreifen, daß uns Freude und berechtigter Stolz erfüllt über diese Heldenfahrt deutscher Blaujacken, die im Zeitalter der Panzerriesen und meilenweit tragenden Geschütze kein Mensch mehr für möglich gehalten hätte.


Die seltsame Wirkung der Beschießung eines Hauses bei La Pommeraye.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Auch auf den anderen Teilen des westlichen Kriegschauplatzes machten unsere Truppen zu Anfang des Jahres Fortschritte, so vor allem in den Argonnen. In den Kämpfen um Verdun wurden teilweise ganz bedeutende Erfolge errungen, wobei die Franzosen meist empfindliche Verluste erlitten. In der Front Ailly—Apremont nördlich Commercy nahmen die Unsrigen am 1. Januar das heiß umstrittene Bois Brulé. Am 2. unternahmen die Franzosen bei St.-Menehould einen Infanterieangriff, der ihnen schwere Verluste brachte. Am 5. Januar bemächtigten wir uns im Argonnenwalde und bei Souain einiger Schützengräben, schlugen verschiedene feindliche Gegenangriffe zurück und machten 2 französische Offiziere und über 200 Mann zu Gefangenen. Tags zuvor hatten wir die Beschießung von Soissons begonnen, das nach dem Lyoner Blatt „Nouvelliste" schweren Schaden nahm. Ein am 5. Januar im Bois Courtel Chaussé, im östlichen Argonnenwalde, unternommener feindlicher Angriff wurde bis in unsere Schützengräben vorgetragen, dann aber auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten des Gegners zurückgeschlagen.

Bei Soissons (siehe auch die Karte auf Seite 202) machten die Franzosen die größten Anstrengungen, uns aus unseren vorzüglichen Stellungen zu vertreiben; aber alle ihre Angriffe scheiterten, und am 9. Januar verloren dieselben nach blutigem Kampf 100 Gefangene.

In der Gegend von Châlons unternahm der Gegner erfolglose Angriffe. So am 8. Januar auf unsere Stellungen bei Perthes. Die Wiederholung des Sturms am nächsten Tage war ebenfalls vergeblich und verlustreich. In einem am 8. Januar in den östlichen Argonnen von uns unternommenen Sturmangriff taten sich besonders die schlesischen Jäger, ein lothringisches Bataillon und hessische Landwehr hervor. Diese Kämpfe brachten uns 1200 Gefangene, einige Minenwerfer und einen Bronzemörser ein.

Über die glänzenden Taten der Unsrigen bei Soissons vom 12. bis 14. Januar brachten wir auf Seite 196 ff. bereits einen eigenen Bericht aus fachmännischer Feder. —

Auch an anderen Stellen des westlichen Kriegschauplatzes hatten wir in diesen Tagen erfreuliche Erfolge zu verzeichnen. So wurden in den Kämpfen in den Ostargonnen vom 8. bis einschließlich 11. Januar 1 Major, 3 Hauptleute, 13 Leutnante und 1600 Mann zu Gefangenen gemacht; der Gesamtverlust der Franzosen in diesem beschränkten Gefechtsraum kann einschließlich Toter und Verwundeter auf 3500 Mann geschätzt werden.

Am 11. Januar unternahmen die Franzosen erneut Angriffe in der Gegend von St.-Mihiel, die jedoch sämtlich scheiterten. Auch bei Perthes griff der Feind am 12. und 13. Januar mit starken Kräften an. An einigen Stellen drang er sogar bis in unsere Gräben vor, wurde aber durch kräftige Gegenstöße zurückgeworfen. Die Franzosen ließen dabei 160 Gefangene in unseren Händen. In den folgenden Tagen wiederholten sich die feindlichen Vorstöße. Im Argonnenwald kam es am 15. Januar zu kleineren für uns erfolgreichen Gefechten, und auch im Walde von Consenvoye, nördlich von Verdun, fanden für uns günstige Kämpfe statt. Am 19. nahmen unsere Truppen in den Argonnen einige feindliche Schützengräben, deren Besatzungen sie fast völlig aufrieben. Am folgenden Tage wurden den Franzosen südwestlich von Berry-au-Bac, einer Gemeinde mit etwa 800 Einwohnern im Departement Aisne, zwei Schützengräben abgenommen, deren einer jedoch schon am nächsten Tage, da er durch die einstürzenden Mauern einer Fabrik teilweise verschüttet war, wieder von uns aufgegeben und gesprengt wurde. Am 21. Januar wurde durch einen Vorstoß unserer Truppen südlich St.-Mihiel das Gelände vor unserer Front bis zur alten Stellung der Franzosen gesäubert.

Auch bei Pont-à-Mousson hatten sich Mitte Januar heftige Kämpfe entwickelt. Die Franzosen unternahmen verschiedene Angriffe, die ihnen aber keinen Erfolg brachten. Einige Gräben, die uns genommen wurden, waren wenige Tage später wieder in unserem Besitz. Bei den Kämpfen um die Zurückgewinnung dieser Gräben fielen uns 7 Geschütze und 1 Maschinengewehr in die Hände.

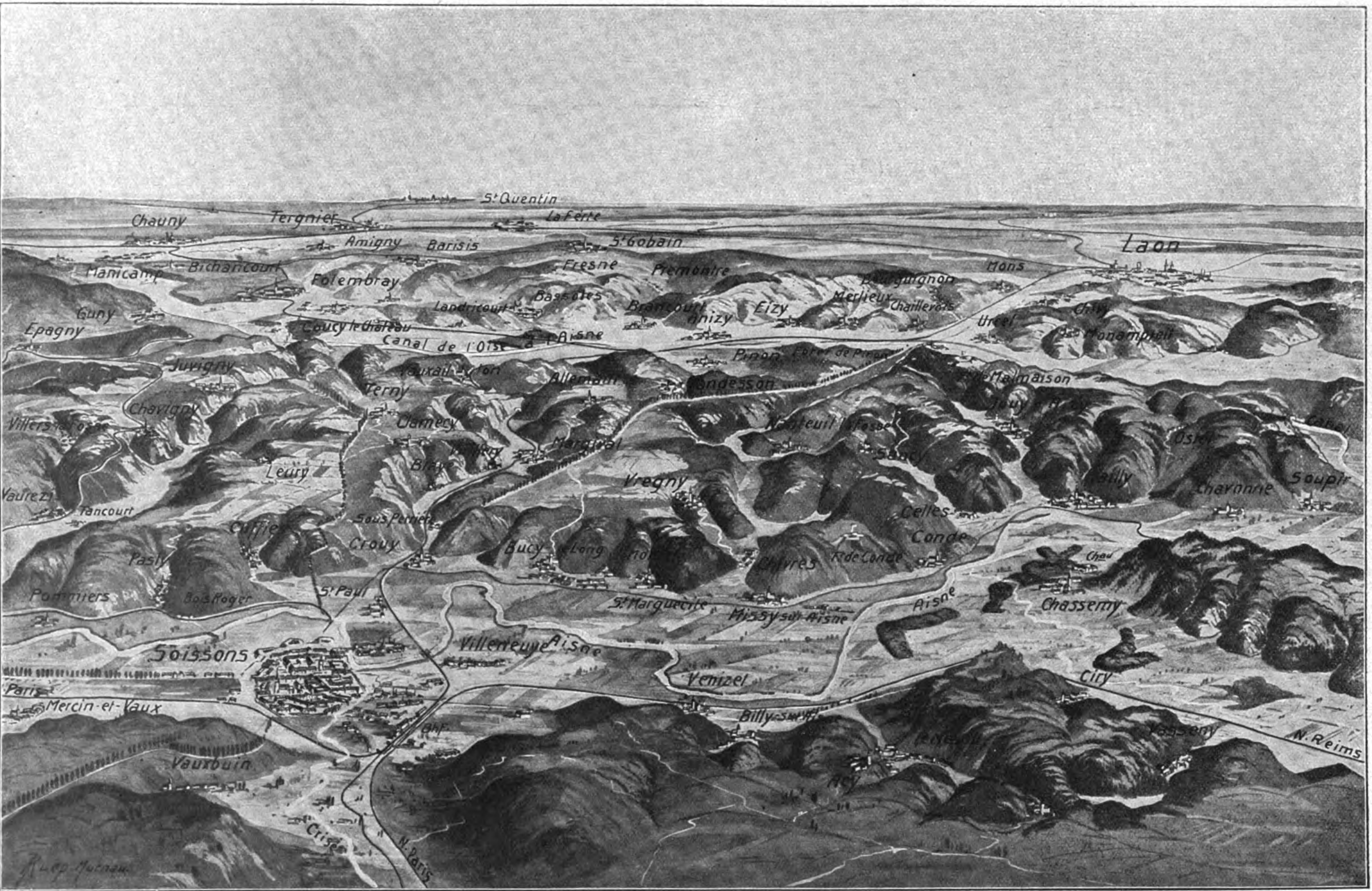
Im Argonnenwald nahmen die Unsrigen am 22. Januar westlich von Fontaine-la-Mitte eine feindliche Stellung, machten 3 Offiziere und 245 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 4 Maschinengewehre. Zwischen Souain und Perthes, nördlich des Lagers von Châlons, griffen die Franzosen am selben Tage erneut an, wurden jedoch in ihre Gräben zurückgetrieben. Am folgenden Tage herrschte auf der ganzen Front nur eine lebhafte Artillerietätigkeit.

Einen knappen Tagemarsch von Soissons entfernt hatten am 25. Januar die Sachsen ihren Ehrentag auf der



Foto: Vereenigde Foto-Bureaux, Amsterdam.

Ein Zug mit frischen Pferden aus Deutschland auf dem Bahnhof in Antwerpen.



Das Schlachtfeld von Soissons aus der Vogelschau.

Hochebene von Craonne. Auch über diesen Kampf berichteten wir bereits auf Seite 150 und bringen hier unten noch das Porträt des Generals v. der Planitz, der sich neben den Generalen d'Elsa und v. Gersdorff als Führer der sächsischen Truppen auszeichnete.

Südöstlich von St.-Mihiel nahmen unsere Truppen am 26. einen gegnerischen Stützpunkt. Am darauffolgenden Tage wurden in der Gegend Senones und Ban-de-Sapt mehrere französische Angriffe unter erheblichen feindlichen Verlusten abgeschlagen, wobei 1 Offizier und 50 Mann gefangen genommen wurden.

Einen weiteren schönen, mit nicht unbedeutendem Geländegewinn verknüpften Erfolg hatten wir am 29. Januar in den Westargonnen. Aus dem Großen Hauptquartier wurde hierüber folgendes berichtet:

Als das 2. französische Armeekorps, erschüttert durch die bisherigen Kämpfe, aus dem Walde herausgezogen werden mußte, wurde es durch das 32. Armeekorps ersetzt. Gegen diese „frische" Truppe richtete sich am 29. Januar ein größerer deutscher Angriff, der von württembergischen Regimentern durchgeführt wurde.

Ruhig lag der Wald am Morgen des für den Angriff ausersehenen Tages. Nur einzelne Schüsse hallten da und dort durch die Nacht und entfachten ein örtliches, sogleich wieder einschlafendes Feuergefecht. Lautlos traf die deutsche Infanterie ihre letzten Vorbereitungen. Um sieben Uhr dreißig Minuten morgens, zu einer Stunde, da es im Walde anfing hell zu werden, sprangen die ersten Minen, und die Nahkampfgeschütze traten in Tätigkeit. Noch hatte sich der durch die Sprengungen erzeugte Rauch nicht verzogen, als sich auf einer Linie von 3 Kilometern gleichzeitig die Angreifer aus ihren Deckungen erhoben und gegen die vorderste Reihe der französischen Schützengräben losstürzten, die in dreifacher Linie im Walde angelegt waren.

Der rechte Flügel des Angriffs hatte sumpfiges Gelände vor sich, man war daher hier auf Schwierigkeiten gefaßt. Aber ohne einen Schuß zu tun, kamen hier die Angreifer in die feindlichen Stellungen, in deren zweiter Linie ein französischer Bataillonskommandeur überrascht und gefangen genommen wurde, als er gerade aus seinem Unterstande heraustreten wollte. In der Mitte stürmte die Infanterie im Handumdrehen die drei feindlichen Linien. Eine halbe Stunde lang trafen Teile der deutschen Sturmkolonnen keinen einzigen Franzosen mehr; sie waren weggelaufen und setzten sich erst wieder in einer weit zurückgelegenen wohlausgebauten Aufnahmestellung fest. An einer anderen Stelle, wo der Feind sich weniger erschüttert zeigte, ballten sich die Angreifer um einen Stützpunkt zusammen, der erst nach mehrstündigem Kampfe genommen wurde. Am linken Flügel endlich warfen die württembergischen Grenadiere den Feind, dem sie mit Handgranaten ordentlich zusetzten, aus seinen Gräben.

Die sämtlichen drei Linien waren bereits genommen, als die Franzosen mit ihren inzwischen herangekommenen Reserven zu heftigen Gegenstößen ansetzten, um das verlorene Gelände wiederzugewinnen. In Front und Flanke aufs heftigste beschossen, brachen diese Angriffe, die zudem aus einem benachbarten deutschen Abschnitte unter Maschinengewehrfeuer genommen wurden, völlig zusammen. Nirgends war der Angriff näher als auf 50 Meter an die deutschen Linien herangekommen. Massen toter Franzosen bedeckten das Waldtal, über das hinweg die Gegenangriffe erfolgt waren. Die Franzosen waren nicht einmal imstande, einen deutschen Leutnant, der mit 80 Mann weit über die eroberten Stellungen hinausgestürmt und bis zur erwähnten Aufnahmestellung vorgedrungen war, abzuschneiden. Von zwei Seiten angegriffen, brach sich derselbe durch energischen Bajonettangriff Bahn und schlug sich unter geringem Verlust zu seiner Truppe durch.

Das Ergebnis des Tages war, daß die feindliche Stellung mit allen drei Linien erstürmt und 1000 Meter Gelände gewonnen war. 12 Offiziere und 740 Mann wurden gefangen genommen, über 1000 tote Franzosen bedeckten das Schlachtfeld. Die Kriegsbeute setzte sich aus 11 Maschinengewehren, 10 Minenwerfern, 1 Bronzemörser, 1 Revolverkanone und 2 Pionierparks zusammen, die neben dem verschiedensten Gerät allein mehrere tausend Handgranaten enthielten. Außerdem fiel eine große Menge von Infanteriemunition in die Hand des Siegers. Die französischen Truppen gehörten der 40. Division an. Von dem Regiment Nr. 155 und einem Bataillon des Regiments Nr. 161, die in vorderer Linie gestanden hatten, dürften nur schwache Reste übrig geblieben sein. Beteiligt waren ferner die Regimenter Nr. 94, 150 und 360. Die deutschen Verluste betrugen 500 Mann.



General v. der Planitz,
einer der siegreichen Führer der Sachsen bei Craonne.

Unsere schwäbischen Truppen waren wunderbar „drauf" gegangen, trotz des vorangegangenen langen Liegens und Harrens in den Schützengräben. Welcher Geist diese Truppe beseelte, das wird am besten durch das Verhalten des Oberleutnants Fischinger vom Regiment Kaiser Wilhelm Nr. 120 bewiesen. Dieser Offizier war bereits zweimal verwundet worden. Nach einem Lungenschuß im Dezember zur Truppe zurückgekehrt, traf ihn ein Granatsplitter in den Rücken. Diese leichtere Verletzung wollte er im Schützengraben „auskurieren". Als sich Rippenfellentzündung einstellte, kam er ins Lazarett. Dort erfuhr er am Abend des 28., daß am nächsten Tage gestürmt werden sollte. Nun hielt es ihn nicht länger in der Krankenstube. Er setzte sich auf ein Pferd von einer im Lazarettorte befindlichen Fuhrparkkolonne, ritt nächtlicherweile los, traf um vier Uhr morgens, nachdem er 20 Kilometer zu Pferde zurückgelegt hatte, im Schützengraben ein und übernahm hier seine Kompanie. Nachdem er diese mit hervorragendem Schneid und Erfolg geführt und zum Gelingen des Sturmes nicht wenig beigetragen hatte, kehrte er wieder ins Lazarett zurück. —

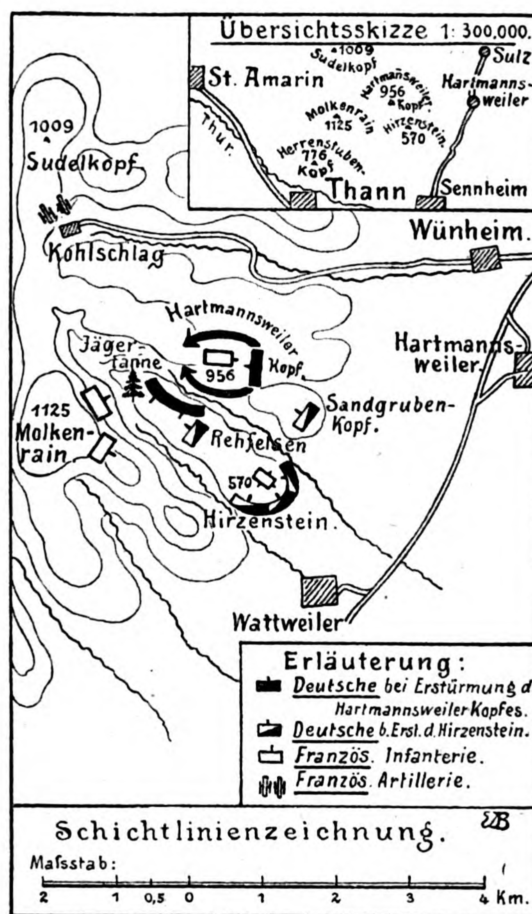
In der Nacht zum 30. Januar unternahmen die Franzosen südöstlich von Verdun verschiedene Versuche, uns zu vertreiben; doch wurden sie überall unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. —

Auch in den Vogesen spielten sich im Januar teilweise erbitterte Kämpfe ab. Zwischen dem 27. Dezember und 8. Januar wurde um den Besitz der Höhe 425, westlich von Sennheim, Tag für Tag heftig gekämpft. Der Gegner kam jedoch über diese Höhe nicht hinaus. Dagegen gelang es den Unsrigen, Gelände zu gewinnen. Auch bei Ober-Burnhaupt blieb der Feind im Nachteil.

Bis Ende Dezember hatten sich auf dem in 956 Meter Höhe, fast 700 Meter über dem Rheintale gelegenen, dicht bewaldeten Hartmannsweiler Kopf, einem beliebten, geologisch und botanisch interessanten Ausflugsort, nur deutsche und französische Wachen befunden, die einander beobachtend gegenüberlagen. Wir hielten den östlichen, der Gegner den westlichen Teil des Kopfes besetzt. Inzwischen hatten die Franzosen eine Reihe von Alpenjäger-

bataillonen in die Südvogesen entsandt und auf dem Hartmannsweiler Kopf eine ganze Alpenjägerkompanie vorgeschoben, die sich dort um den höchsten Punkt eine festungsartige Stellung schuf. Auch die Höhe des Molkenrain (1125 Meter), zu der man vom Hartmannsweiler Kopf über die Jägertanne (Sattelpunkt) gelangt, wurde von den Franzosen stark besetzt; ebenso der Belchen.

Die ersten deutschen Vorstöße gegen die feindliche Stellung auf dem Hartmannsweiler Kopf scheiterten an der Stärke derselben. Auch mußten unsere, dem Flachland entstammenden Leute erst die Schliche des im Gebirge erfahrenen Gegners kennen und bekämpfen lernen, der, mit schwarzen Ziegenfellen behängt oder mit Tannenreisig bedeckt, die Gipfel der schneebeladenen Tannen bestieg und von diesen Verstecken aus, in Körben sitzend, auf unsere Soldaten herabschoß. Bald jedoch hatten diese die feindliche Stellung von außen völlig umschlossen; auch war die Jägertanne besetzt worden, um die vom Molkenrain her erwarteten französischen Entsatzversuche abweisen zu können. Diese blieben denn auch nicht aus, wurden aber von unseren sich kräftig zur Wehr setzenden schwachen Truppen zurückgeschlagen. Zu gleicher Zeit unternommene Ausfälle der auf dem Hartmannsweiler Kopf eingeschlossenen Besatzung wurden abgewiesen. Inzwischen hatte man weitere Angriffsmittel bereitgestellt, so daß am 19. Januar der Sturm unternommen werden konnte. Die ersten wohlgezielten Schüsse trafen den gegnerischen Offiziersunterstand. Zwei der Offiziere wurden getötet, einer verwundet. Der noch verbleibende Offizier mußte die Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes erkennen und streckte mit dem Rest der Besatzung die Waffen.



Zu den Kämpfen um den Hartmannsweiler Kopf.

Zwei Tage später wurde auch der Hirzenstein genommen und dort noch 2 Offiziere mit 40 Mann zu Gefangenen gemacht. An diese Höhe waren unsere Truppen ohne einen Schuß zu tun herangekommen. Selbst die gefangenen Offiziere sagten aus, daß die deutschen Vorbereitungen zur Wegnahme der Höhenstellungen vortrefflich gewesen seien.

Über das Leben und Treiben der Unsrigen in jener Gegend, über die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten, brachten wir schon auf Seite 154 ff. eine anschauliche Schilderung.

Nachdem der französische Versuch, über Sennheim auf Mülhausen durchzustoßen, an dem Widerstande der Deutschen gescheitert war, unternahm der Feind am 27. Januar einen Durchbruchsversuch an anderer Stelle. Er hatte sich also Kaisers Geburtstag für seine Angriffe ausgewählt. Ein höherer Stab war gerade in der Kirche, wo der Festgottesdienst abgehalten wurde, als um elf Uhr vormittags von dem Nachbarverbande die Meldung einlief, daß ein feindlicher Angriff in Richtung Ammerzweiler erfolgt sei, und um artilleristische Unterstützung gebeten wurde. Kaum war diese zugesagt, so wurde ein weiterer französischer Infanterie-



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Eine Fuhrparkkolonne auf dem Wege nach den Stellungen zwischen Reims und Craonne kommt durch Neufchâtel (Aisne).



Erstürmung des Hartmannsweiler Kopfes in den Vogesen.

Nach einer Originalzeichnung von Curt Liebich.

Auf dem Marktplatz in Mlawa. Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. P.

Im Vordergrund der Stadtkommandant Hauptmann Böhm im Gespräch mit dem ehemaligen russischen Bürgermeister der Stadt, rechts die römisch-katholische Kirche, links die deutsche Feldpost, geradeaus im Hintergrund das deutsche Generalkommando (weißes Haus).

angriff gegen einen vorgeschobenen Posten am Rhein-Rhone-Kanal gemeldet. Die in schwierigem, weil unübersichtlichem Gelände stehende deutsche Feldwache wurde von einer weit überlegenen feindlichen Truppenmacht überrannt. Gleichzeitig erfolgte noch ein dritter französischer Angriff in Richtung auf Aspach. Dieser Angriff sowie derjenige auf Ammerzweiler wurden bis auf Sturmentfernung durchgeführt, brachen dann aber unter schweren Verlusten für den Feind zusammen. Dagegen hatte das Vordringen gegen den Kanal Erfolg: dem Gegner gelang es, sich dort festzusetzen; die geräumte deutsche Feldwachtstellung wurde umgebaut, mitgebrachte Pfähle eingeschlagen, Drahtrollen entfaltet, auch Maschinengewehre auf Bäumen sogleich in Stellung gebracht.

Indessen sollte die Herrlichkeit nicht lange währen: schon um sieben Uhr abends war die Stellung wiederum in deutscher Hand. Die Sieger — es waren Landwehr- und Landsturmleute — konnten mit berechtigtem Stolz auf ihre Beute, 5 Maschinengewehre und viele Gefangene, blicken.

Um vier Uhr nachmittags war ein abermaliger französischer Angriff auf die deutschen Stellungen im Hirzbacher Walde unternommen und abgeschlagen worden. Einen letzten Versuch machte der Gegner an dieser Stelle in der folgenden Nacht; doch auch diesmal wieder wurde er blutig zurückgewiesen. Am nächsten Tage fand man eine große Anzahl toter Franzosen vor den deutschen Stellungen. Im Gegensatz zu den bei Tage unternommenen Angriffen war der Nachtangriff sehr matt geführt worden. Aus mancherlei Anzeichen konnte man ersehen, daß die französischen Offiziere große Mühe hatten, ihre Leute überhaupt vorwärts zu bringen.

* * *

Während dieser Zeit waren auch unsere Angriffe auf dem östlichen Kriegschauplatz, so namentlich östlich des Bzura- und Rawkaabschnittes günstig fortgeschritten. Auch meldete „Daily Mail", daß der Kampf um Warschau begonnen habe. In unmittelbarer Nähe der Stadt sei eine große Schlacht im Gange. Die Deutschen zögen bedeutende Reserven heran. Beiderseits werde mit der größten Erbitterung gekämpft. Unseren Truppen gelang es, nach mehrtägigem harten Ringen den besonders stark befestigten Stützpunkt der russischen Hauptstellung, Borzymow, zu nehmen, dabei 1000 Gefangene zu machen und 6 Maschinengewehre zu erbeuten. In drei Nachtangriffen versuchten die Russen nun, Borzymow zurückzugewinnen; doch wurden sie unter großen Verlusten zurückgewiesen. Auch in den folgenden Tagen machten wir im Bzura- und Rawkaabschnitt Fortschritte, nachdem unsere Truppen schon am 4. Januar östlich der Rawka über Humin und die Höhen nördlich davon vorgedrungen waren. Wie es in Warschau während all dieser Kämpfe aussah, davon gab in der Turiner „Stampa" Concetto Pettinato eine lebendige Schilderung:

„Die Kanonen donnern wieder," schrieb er. „Man gebe sich keiner Täuschung hin: diesmal schlägt man sich ernstlich, auf dem ganzen platten Lande ringsum, von Süden bis Westen. Nur die Forts der Festungsgürtel schweigen noch. Ganz deutlich hört man das Hämmern der Batterien auf dem Schlachtfelde: es ist, als wenn man in aller Eile Kisten zusammennagelte ... In der Stadt forscht man vergebens nach wahrheitsgetreuen Zeitungsberichten. Offiziell sind ja die Deutschen noch weit von Warschau entfernt. Man könnte sich von den durchziehenden Soldaten aufklären lassen; aber man darf nicht mit ihnen sprechen, wenn man nicht als Spion verhaftet werden will. Man erfährt die Neuigkeiten also auf der Straße. Im übrigen trifft man nur wenig Leute; alle fürchten die Bomben und bleiben zu Hause. Dort lauscht man angstvoll dem Kanonendonner, und die wildesten Gerüchte durchschwirren die Stadt."

Am 5. Januar stießen unsere Truppen in Polen west-

Deutsche Soldaten vor Teeverkaufständen in Mlawa. Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. P.

Der Tee wird aus Samowars (Teemaschinen) ausgeschenkt.

lich der Weichsel, nach Fortnahme mehrerer feindlicher Stützpunkte, bis zum Sucha-abschnitt durch. 1400 Gefangene und 9 Maschinengewehre blieben hier in unserer Hand. Wie auf dem westlichen, so herrschte Anfang Januar auch auf dem östlichen Kriegschauplatz die denkbar ungünstigste Witterung, die unser Vorgehen sehr behinderte. Am 7. Januar schritten unsere Angriffe östlich der Rawka fort; 2000 Russen und 7 Maschinengewehre waren das Ergebnis harter Kämpfe. Am 9. Januar unternahmen die Russen verschiedene Vorstöße auf Mlawa, die aber sämtlich zurückgewiesen wurden. Die russischen Berichterstatter waren in diesen Tagen nicht mehr so zuversichtlich, wie noch kurz zuvor. Der Korrespondent des „Rjetsch" gab am 12. Januar bemerkenswerte Einzelheiten über die militärischen Maßnahmen in Polen. Zunächst stellte er fest, daß durch die Neugruppierung der deutschen Streitkräfte zwischen der Mündung der Bzura und der Nida eine Front von 165 Meilen entstanden sei, mit drei Armeen von zusammen 15 bis 18 Korps. Im Winkel, den die Flüsse Bzura und Rawka bilden, entwickelte sich, hieß es nach weiteren Meldungen, der deutsche Angriff auf dem rechten Ufer der beiden Flüsse, die von den Deutschen nahe beim Zusammenfluß überschritten worden sind. Nachdem diese die den Fluß beherrschenden Hügel besetzt hatten, griffen sie zwischen Koslow und Sochaczew an, wo sie die erste russische Schützengrabenlinie eroberten. „Es kann nicht geleugnet werden," schrieb der Berichterstatter, „daß sie auf diesem Punkte einen äußerst wertvollen Teilerfolg davontrugen. Am nächsten Tage allerdings mußten sie sich wieder etwas zurückziehen." Es müsse übrigens, hieß es dann weiter, hervorgehoben werden, daß die Russen nicht beabsichtigen, sich dem Manöver der Deutschen zu fügen und ihr Hauptaugenmerk, das gegen die österreichisch-ungarische Armee in den Karpathen gerichtet ist, von dort abzulenken. Sie hätten den Fall vorgesehen, daß die Deutschen ihre Zusammenziehung vor Warschau erneuern würden. Vor der Frontlinie, die nördlich von Sümpfen flankiert wird, wurde im voraus eine Verteidigungslinie hergestellt, zwischen Blonie und Grodisk, ungefähr auf dem halben Wege zwischen der Linie Bzura—Rawka und Warschau. Dort müßten die Deutschen, wenn es ihnen gelänge, durch die Kraft von 18 Armeekorps und durch schwere Belagerungsartillerie unterstützt, die Bzuralinie zu erzwingen, einen neuen Ansturm in offener Feldschlacht vornehmen, bevor sie die Fortlinie von Warschau angreifen könnten.


Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. P.
Deutsche Offiziere reiten durch die Warschauer Straße in Mlawa.

Ein Petersburger Telegramm vom 13. Januar besagte, daß sich in der vorhergegangenen Woche deutsche Streitkräfte in Polen auf einer neuen Strecke von ungefähr 10 Meilen Breite, etwa 30 Meilen westlich von Warschau, ausgebreitet hätten. Es hieß dann weiter:

Diese Linie läuft am rechten Ufer der Rawka. Die Deutschen haben hier zwei Armeekorps, eins in der Feuerlinie und eins in der Reserve. Auch eine Anzahl ihrer Kanonen sind hier aufgestellt. Die deutschen Laufgräben am rechten Ufer laufen einige Meilen parallel mit dem Flusse. In einigen Fällen durchschneidet der deutsche Laufgraben das eine Ende des Dorfes und der russische das andere. Man erwartet, daß die Deutschen versuchen werden, diese Dörfer zu nehmen in der Hoffnung, die russische Linie dadurch zu durchbrechen, daß sie sich vorerst in einem benachbarten Gehölz festsetzen. Seit Montag, den 4. Januar, ist ein heftiges Gefecht im Gange. Die Deutschen unterhalten eine unaufhörliche Beschießung. —

Unsere Angriffe an der Rawka wurden mit steten Erfolgen weiter geführt. Am 14. Januar wurden bei Eroberung eines Stützpunktes nordöstlich Rawa 500 Russen zu Gefangenen gemacht und außerdem 3 Maschinengewehre erbeutet. Die heftigen russischen Gegenangriffe wurden unter schwersten Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Im nördlichen Polen versuchten die Russen, am 17. Januar über Radzanow vorzustoßen. Die hieraus sich entwickelnden Kämpfe nahmen einen für uns günstigen Ausgang. Am 18. Januar wurden die Russen bei Radzanow, Biezun und Sierpc unter schweren Verlusten zurückgeschlagen; mehrere hundert Mann wurden dabei zu Gefangenen gemacht. Am folgenden Tage kam es bei Lipno zu einem Zusammenstoß mit den Russen, der damit endete, daß sie 100 Mann an Gefangenen einbüßten. Auch


Ankunft eines russischen Gefangenentransports in Mlawa.
Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. P.

westlich der Weichsel, nördlich Borzymow und westlich Lopuscuo, südwestlich Konskie, hatten wir an diesem Tage Erfolge zu verzeichnen. Eine anschauliche Schilderung von nächtlichen Kämpfen auf den Schlachtfeldern Polens gab der Kriegskorrespondent Granville Fortescue:

„Soweit das Auge reicht, ist das Land von der Glut der Lagerfeuer erhellt. Stoßweise erreicht unser Ohr das Knattern der Gewehre. Der Schmutz auf den Wegen reicht fast bis über die Räder unseres Autos, so daß wir uns kaum vorwärtsbewegen können, aber endlich sind wir nur noch 4—5 Kilometer von unseren eigenen Batterien entfernt. Im Westen breitet sich ein imponierendes Schlachtfeld vor uns aus. Im Mondlicht können wir die Schatten sich gegen den Schnee abheben sehen. Die flache weiße Ebene ist von einer Reihe schwarzer Bäume umragt. Hinter diesen sind die Geschütze aufgestellt. Sie erstrecken sich in einer langen Linie, und ihre verschiedenartige Stellung wird beim Abfeuern durch das Herausschlagen der Flammen kenntlich. Statt Gewehrfeuer hören wir jetzt brüllenden Kanonendonner.

In einiger Entfernung, wo der Himmel die Erde zu berühren scheint, blitzen andere Lichter auf. Das sind die Kanonen des Feindes, also deutsche Kanonen. Oft steigen vier große Flammen aus dem matten Halbdunkel auf, vier Kanonenschüsse. Am Horizont ist alles in blendendes Licht gehüllt. Hin und wieder nimmt man einen anderen Lichtschein wahr. Es sind raketengleich platzende Granaten. Hier und da ein explodierendes Schrapnell. Von Zeit zu Zeit schickt ein Scheinwerfer sein unbarmherzig grelles Licht über dies Chaos und enthüllt Häuser, Felder und Wege. Den Feind suchend blitzt der kalte Schein über die Ebene und bleibt endlich bei einem Kreuzweg stehen, wo er deutlich die Linien des Schützengrabens zeigt. Das gesamte Schlachtbild ist von so ungeheurer Größe, daß das Auge nur einige kleinere Einzelheiten davon aufzunehmen vermag. Wenn die Schlacht auf der Höhe ist, laufen alle diese verschiedenen Lichter in eins zusammen. Das Knattern der Gewehre übertönt sogar das Brüllen der Kanonen.

Plötzlich, als ob es von einem Windstoß ausgelöscht ist, verschwindet das Gewehrfeuer. Später hörte ich, daß es die Deutschen waren, die einen russischen Schützengraben genommen hatten. Dann brach wieder höllenartiges Granatfeuer los. Bei der Feldambulanz werden Verwundete in Scharen herangebracht. Alle haben großen Heißhunger, und kaum daß sie verbunden sind, können sie eine Stunde lang essen, um nachher in einen Schlaf tiefster Erschöpfung zu sinken. Die Truppen sind sehr ermattet. Das rauhe kalte Wetter ermüdet sie sehr. Während der ganzen Nacht hält der Zustrom von Verwundeten hier an. Ohne Unterbrechung tobt das Kanonengebrüll, so daß die Fenster klirren, wie von einem unsichtbaren Sturm bewegt."

Am 22. Januar unternahmen die Russen im nördlichen Polen einen Angriff in der Gegend von Prasznysz, der jedoch abgewiesen wurde. Aus Blinno und Gojsk wurden die Russen herausgeworfen und schwächere, auf Szpital Gorny vorgehende russische Abteilungen zum Rückzug gezwungen. Am 23. waren wir im Suchaabschnitt bei Borzymow erfolgreich. Russische Gegenangriffe scheiterten. Am 25. Januar kam es zu kleineren Gefechten bei Wloclawek, die für uns ebenfalls erfolgreich verliefen. Eine bei Biezun und Sierpc vordringende russische Abteilung wurde am 27. zurückgeschlagen. Am folgenden Tage unternahmen unsere Truppen nordöstlich Bolimow, östlich von Lowicz, einen Angriff auf die russischen Stellungen. Einige Gräben wurden von uns genommen und trotz heftiger nächtlicher Gegenangriffe bis auf ein kleines Stück gehalten und eingerichtet. Nördlich der Weichsel kam es am 31. Januar und 1. Februar zu Zusammenstößen südwestlich Mlawa, ferner in der Gegend Lipno und nordwestlich Sierpc, in denen die Russen zurückgeworfen wurden. Tags darauf führte unser Angriff südlich der Weichsel, östlich Bolimow, zur Eroberung des Dorfes Humin. Auch an den folgenden Tagen wurden unsere Angriffe hier fortgesetzt. Dabei nahmen wir bis zum 4. Februar etwa 6000 Mann und 26 Offiziere gefangen und erbeuteten mehrere Maschinengewehre. Ein Nachtangriff, den die Russen an der Bzura südlich Sochaczew auf unsere Stellungen unternahmen, brach in unserem Feuer zusammen. —

Anfang Februar traf der Kaiser wieder auf dem östlichen Kriegschauplatz ein, und vom 7., einem Sonntag, meldete das Wolffsche Telegraphenbüro amtlich, daß er Teile der im Bzura-Rawka-Abschnitt kämpfenden Truppen besichtigt habe. Eine anschauliche Schilderung dieses kaiserlichen Besuches in Russisch-Polen gab W. C. Gomoll in der „Norddeutschen Allgem. Zeitung". Es hieß da:

„Auf dem Warschauer Bahnhof in Lodz fuhr der Kaiser mit seinem Gefolge ein, und zu seinem Empfang hatte sich dort Exzellenz v. Mackensen (siehe Bild in Band I Seite 467) mit seinem Stabe eingefunden. Ein dreißig Wagen langer Automobilzug setzte sich in Bewegung und eilte über schneeverwehte Straßen und durch verschneite Dörfer zunächst nach Lowicz, und dann weiter nach Kompina hinauf, zu den dortigen Truppen, die der Kaiser, von seinen Generalen begleitet, mit ernsten, aber herzlichen Worten begrüßte. Und dann ging es auf einem Umwege dem schönen Fürstenschlosse Niobowo zu.

Im Park war in der Mitte einer breiten Allee ein schlichter Feldaltar errichtet worden. Truppenabordnungen in großer Zahl, Tausende von Mann, hatten sich mit ihren Feldzeichen darum geschart. Zwanzig Fahnen und Standarten, ein wunderschönes Bild, wehten entrollt im Winde. Viele Offiziere waren von der Front gekommen, die ja nur wenige Kilometer entfernt liegt, und als der Kaiser in langsamem, festem Schritt in Gemeinschaft von Exzellenz v. Mackensen, kommandierenden Generalen, Divisionskommandeuren, den Herren der Stäbe und seinem persönlichen Gefolge in den gottesdienstlich-festlichen Kreis seiner Soldaten trat, empfing ihn eine von zwei Regimentern gestellte Kapelle mit der Kaiserhymne.

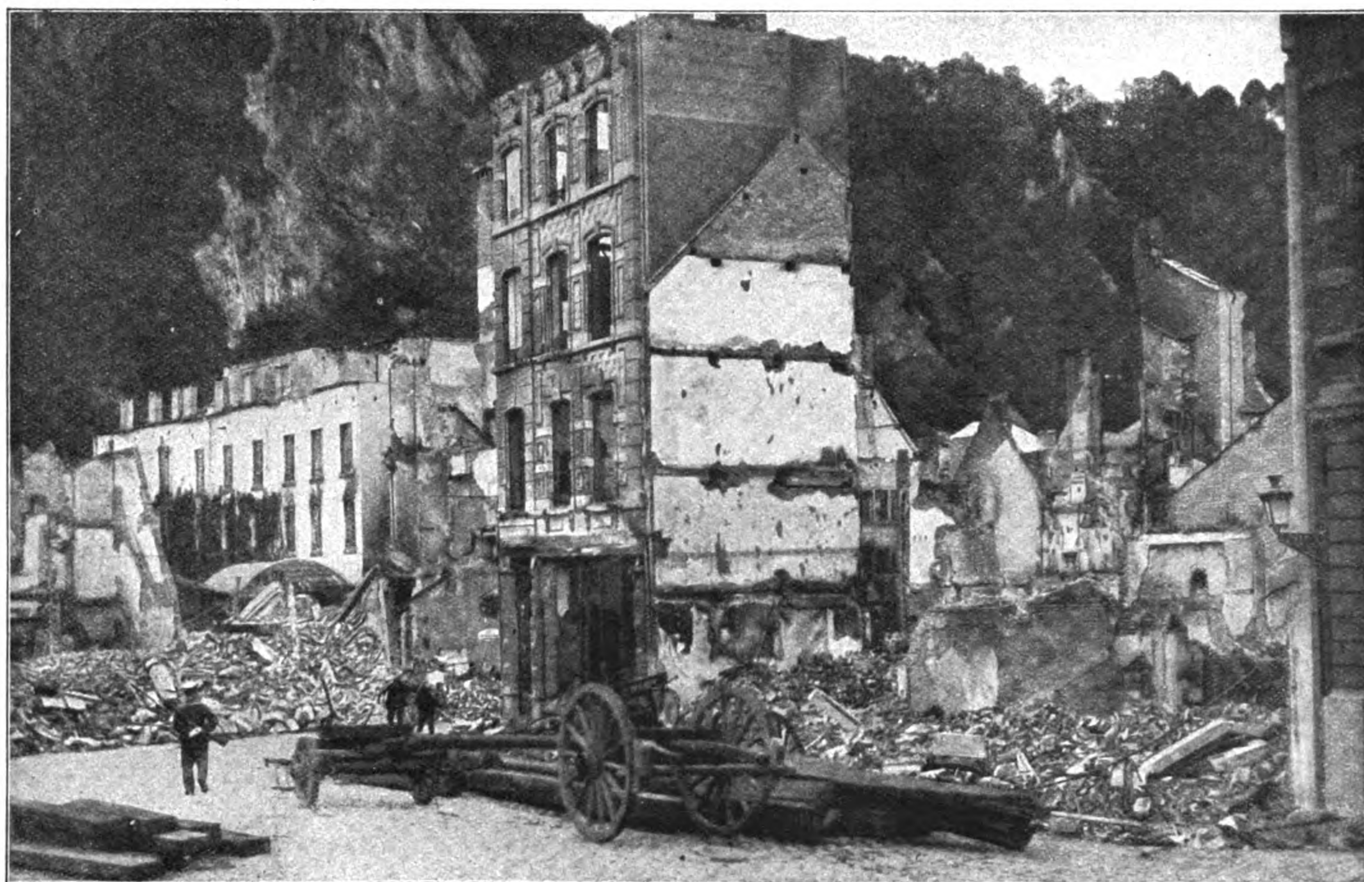
Kurz und kraftvoll war der Gruß, der die mit aufgepflanztem Bajonett vor Gewehr stehenden Mannschaften aus dem Munde des Kaisers traf. Der oberste Kriegsherr schritt musternd die Fronten ab. In den Kreis der Fahnen, vor dem schwarz gedeckten Feldaltar, trat dann Pfarrer Willigmann, um einen Gottesdienst abzuhalten. Mitten vor dem Altar stand der Kaiser und hinter ihm seine Heerführer, seine Generale, der große Kreis seiner Offiziere. ‚Rosse werden zum Streittage bereitet, aber der Sieg kommt vom Herrn' (Sprüche 21, Vers 31), so lautete das ausgewählte Predigtwort. Unbeweglich fest stand der Kaiser auf seinem Platze. Er sah auf den Feldgeistlichen und sang wie jeder Mann. Und während der Predigt hing sein Auge unverwandt an den Lippen des Geistlichen, der aus dem Leben heraus, aus den Geschehnissen der Kriegszeit, sein Predigtwort zu erläutern versuchte. Was er sagte, war ein Lob der Mannestreue, der Soldatentreue gegen Kaiser und Reich. Gemeinsames Gebet und ein Segen, der über die Köpfe aller gesprochen wurde, die, helmbar, während sich die Fahnen neigten, rund um den Altar standen, schloß den Gottesdienst ab.

In die Massen kam Bewegung hinein. Die Gewehre, die während des Gottesdienstes zusammengestellt worden waren, wurden von den Mannschaften wieder ergriffen, und sie pflanzten von neuem die Bajonette auf. Dann erschollen aber auch schon Kommandorufe. Stille trat ein: der Kaiser sprach. ‚Soldaten! Es ist mir eine große Freude, daß es mir vergönnt war, heute mit euch unter Gottes freiem Himmel und vor seinem Altar an diesem schlichten Feldgottesdienste teilzunehmen. Für das, was ihr geleistet, spreche ich euch meinen Dank und meine vollste Anerkennung aus, und überall in der Heimat und bei den Truppen, die im Westen kämpfen, blickt man dankbar und stolz auf eure Taten. Eine schwere Aufgabe ist uns gestellt. Es gilt, die Existenzberechtigung Deutschlands noch einmal vor der ganzen Welt zu beweisen. Diese Aufgabe müssen und werden wir erfüllen! Keine Überschätzung des Feindes; aber auch keine Unterschätzung der eigenen Kraft! Wir Preußen sind es ja gewöhnt, gegen einen überlegenen Feind zu kämpfen und zu siegen. Dazu gehört das feste Vertrauen auf unseren großen Alliierten dort oben, der unserer gerechten Sache zum Siege verhelfen wird. Wir wissen es aus unserer Kinderzeit, und als Erwachsene haben wir es beim Studium der Geschichte gelernt, daß Gott nur mit den gläubigen Heeren ist. So war es unter dem Großen Kurfürsten, so war es unter dem Alten Fritz, so war es bei meinem Großvater, und so ist es auch unter mir. Wie der große Schotte es aussprach: Ein Mann mit Gott ist immer die Majorität. Einen Vorteil haben wir gegenüber unseren Feinden: Sie haben keine Parole, sie wissen



Der Heldentod des Obersten Ritter Reyl-Hanisch v. Greiffenthal.

Nach einer Originalzeichnung von Ludwig Koch.



Die „Grande Place" in Dinant. Het Leven.

nicht, wofür sie kämpfen, für wen sie sich totschießen lassen. Sie tragen den schweren Tornister des bösen Gewissens, ein friedliebendes Volk überfallen zu haben. Wir aber ziehen gegen den Feind mit dem Sturmgepäck des leichten Gewissens. Zum Erfolg ist aber auch weiter nötig, daß jeder Mann seine Pflicht tut. Und so erwarte und verlange ich auch von euch, daß jeder sein Letztes hingibt an Gesundheit und Lebenskraft, bis der Sieg unser ist.'

Mit kurzen, kernigen Worten, die das Gelöbnis, durchhalten zu wollen, enthielten, dankte Exzellenz v. Mackensen im Namen der ihm unterstellten Truppen dem Kaiser. Kraftvoll, denn die Mannschaften stimmten begeistert mit ein, brauste ein Kaiserhurra durch die Parkstille. Und nun brachen die Truppen in Zügen ab; sie formierten sich am Ende der großen Allee zu einem Vorbeimarsch. Die Musik trat an ..."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Heldentod des Obersten Ritter Reyl-Hanisch v. Greiffenthal.

(Hierzu das Bild Seite 209.)

In den furchtbaren Augusttagen war es, als der zähe, tatkräftige Auffenberg dem wie eine Sturmflut hereinbrechenden Russenmeer den starken Damm bei Komarow entgegensetzte. Das Landwehrinfanterieregiment hatte den Befehl, die Stellung um jeden Preis zu halten. Es erwartete Verstärkungen. Aber Stunde um Stunde verrann, die russischen Geschosse rissen mörderische Lücken in die Reihen unserer Heldensoldaten; doch das Regiment wankte nicht. Sein kühner Oberst, Ritter Reyl-Hanisch v. Greiffenthal, an dem das Regiment mit großer Liebe und Verehrung hing, hatte am frühen Morgen, als die ersten Sonnenstrahlen und auch die ersten zischenden Granaten die Schleier der Nacht zerrissen und die Vorhuten das Nahen unübersehbarer Kosakenschwärme, das Auffahren mächtiger Artillerie meldeten, das Regiment um sich versammelt und mit weithin vernehmbarer Stimme folgende Worte gesprochen: „Kinder, es geht dem Feinde entgegen, und es wird ein heißer Tag werden. Aber ich kenne euch, jeden einzelnen von euch, und weiß, welcher Heldenmut euch alle beseelt. Wir siegen oder sterben miteinander. Kinder, ein Zurück gibt es nicht. Das sei unsere Parole. Unser geliebter alter Kaiser hurra!" Nach diesen Worten durchbebte tausendstimmiges Hurra die Luft, ein Hurra, begeistert und todesernst zugleich in dieser feierlichen Stunde. Als es verklungen war, rief Oberst v. Reyl: „Und nun vorwärts, Kinder, Gott befohlen!"

„Hoch, unser Oberst, hoch!" tönte es in brausendem Chor. Kaum ein Auge war trocken geblieben in all den harten Gesichtern ringsum, und einer gab dem anderen die Parole weiter, damit sie auch die entfernt Stehenden hörten, die die Worte ihres Obersten nicht hatten verstehen können: „Ein Zurück gibt es nicht!"

Der Mittag stieg auf mit seinen Sonnengluten, der Tag neigte sich seinem Ende zu — und noch stand das Regiment im mörderischen Feuer. Oberst v. Reyl war bereits zweimal verwundet worden: ein Streifschuß am Fuß und eine Kugel durch die linke Schulter; aber trotz des Blutverlustes und der Schmerzen blieb er an der Front bei seinen „Kindern". Da traf ihn ein Granatsplitter an der Stirn, und er stürzte zusammen. Sein treuer Diener trug ihn ins Lazarett, eine alte, verfallene Ziegelei, wo er verbunden und gebettet wurde, so gut es eben ging. In dem Dämmerzustand, in dem er sich befand, hörte er plötzlich, wie jemand vorbeikam und rief: „Das Regiment geht zurück!" Das brachte ihn ganz zum Bewußtsein. Unbemerkt von den Ärzten, die Übermenschliches leisteten an jenem blutigen 29. August, verließ er die Ziegelei. Draußen stand der Bursche mit den Pferden. Der half seinem Herrn in den Sattel und folgte ihm mit dem Handpferd nach. Querfeldein ritt der Oberst, getrieben von der furchtbaren Angst: „Das Regiment geht zurück, die Stellung ist verloren!" Da traf eine Kugel den braven Rappen, den er ritt; er bestieg sein zweites Pferd und galoppierte weiter. Endlich traf er auf Versprengte seines Regiments: „Kinder, was habt ihr mir angetan? Euer Oberst ist da. Zu mir, zu mir! Wo ist der Hornist? Sammeln, sammeln!" rief

er gellend über das Feld. Und einer schrie es dem anderen zu, im Höllenlärm der pfeifenden Granaten, der krachenden Geschosse, der ratternden Maschinengewehre: „Unser Oberst ist da, unser Oberst!" Plötzlich tönte auch das langgezogene Signal des Hornisten durch das Chaos: „Sammeln!" und alle, die es vernahmen, eilten herbei, sich um ihren tapferen Führer zu scharen. So gelang es ihm noch einmal, einen Teil der Überlebenden seines Regiments zu sammeln. Da wurde ihm sein zweites Pferd unter dem Leibe weggeschossen. Der Oberst riß einem Toten das Gewehr aus der starren Hand, und mit dem Ruf: „Vorwärts, Kinder, ich schieße mit euch!" warf er sich mit seinen Getreuen in die Laufgräben. Da sah er in einiger Entfernung vor sich am Waldesrand ein verlassenes Maschinengewehr. Die ganze Bedienungsmannschaft war gefallen. So schnell es seine schwere Verwundung zuließ, schob er sich vorwärts. Über Haufen von Leichen bahnte er sich den Weg, und bald erscholl das nervenaufreizende Taktaktak des Maschinengewehrs. Seine Braven in den Schützengräben horchten freudig auf und sahen hinüber nach dem vorgeschobenen gefährlichen Posten. Hauptmann Czernay vom Regiment aber war mit einem Satz heran: „Herr Oberst, um Himmels willen!" Dieser jedoch rief ihm zu: „Zurück, Czernay, zurück, bei mir ist der Tod!" Denn schon hatten die Russen die Stellung des Maschinengewehrs erspäht und überschütteten den Waldrand mit einem Hagel von Geschossen. „Nein, wo mein Oberst ist, dort ist auch mein Platz!" sagte Hauptmann Czernay bewegt und kauerte sich nieder, um seinem verwundeten Kommandanten die Arbeit abzunehmen. Da reichte ihm dieser mit festem Druck die Rechte: „Czernay, das vergesse ich dir nicht bis zum letzten Atemzug, aber als dein Oberst befehle ich dir, geh zurück, dort bist du nötiger; halt mir die Leut' zusammen, aushalten bis zum letzten Mann. Kümmere dich nicht um mich, ich bin ohnehin ein Todgeweihter!"

Und Czernay mußte sich fügen. Mehr als eine Stunde lang bediente der Oberst allein das Maschinengewehr, und Hauptmann Czernay hat später, als er selber todwund im Spital in Krakau lag, seinen Freunden mit Tränen im Auge erzählt, wie furchtbar der Anblick gewesen sei, als der todesmatte Held sich immer wieder aufrichtete, um die Wirkung seiner Geschosse zu beobachten. Und in einem solchen Augenblick zischte eine Granate im weiten Bogen heran — ein Sprengstück riß dem todesmutigen Obersten die Brust auf und legte das Herz bloß. Dieses Herz, das so heiß schlug für Kaiser und Vaterland!

Aber auch Hauptmann Czernay erreichte das unerbittliche Geschick. Als er seinen Kommandanten stürzen sah, eilte er hinzu und ließ, tief erschüttert, den entseelten Körper hinter die Front bringen. Er selbst wurde schwer verwundet, und seine braven Soldaten nahmen ihn mit, als sie der furchtbaren Übermacht des Feindes endlich doch, wenn auch nur für wenige Stunden, weichen mußten. So kam es, daß er nicht gefangen genommen wurde wie alle jene, die in das Lazarett der verfallenen Ziegelei gebracht worden waren. Aber alle Sorgfalt, alle Pflege und Liebe konnten ihn nicht mehr retten. Hauptmann Czernay wurde als einer der ersten in die kühle Erde versenkt beim Heldendenkmal des Zentralfriedhofs.

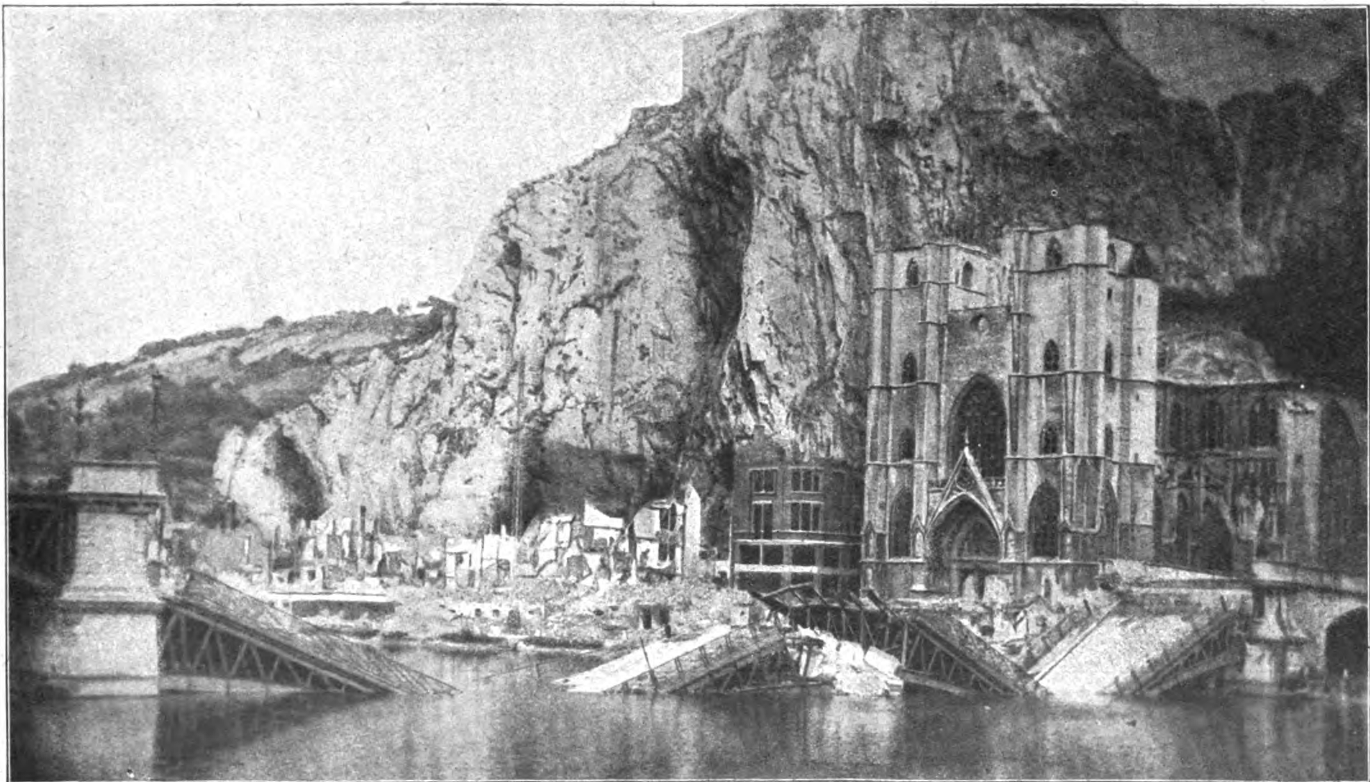
Der Heldentod des tapferen Obersten und seiner Getreuen aber ist furchtbar gerächt worden. Im Morgengrauen des 30. August kamen die so sehnlich erwarteten Verstärkungen, die durch einen Überfall der Russen zurückgehalten worden waren. Ein mit wunderbarem Schneid ausgeführter Vorstoß schlug den Feind in die Flucht — der große Sieg bei Komarow war errungen.

Die Zerstörung Dinants.

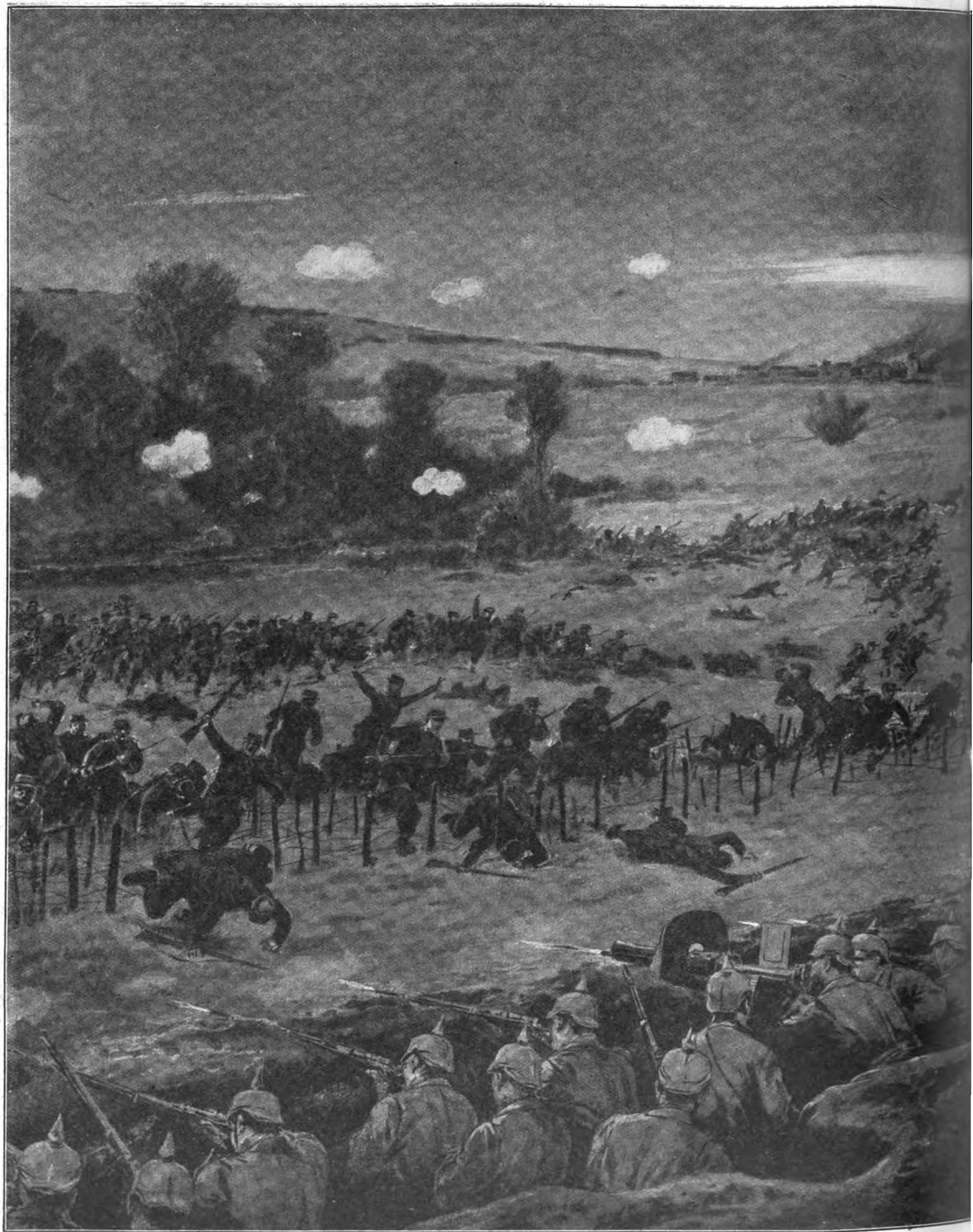
(Hierzu die Bilder Seite 210 und 211.)

Das Maastal wird von Namur bis Givet in buntem Wechsel von Schlössern, Sommerfrischen, Dörfern, Steinbrüchen, seltsamen Felsbildungen, Hüttenwerken, Wiesen und Feldern begleitet. Ungefähr in der Mitte dieses Talabschnittes liegt auf dem rechten Ufer der Maas, malerisch von nackten Kalksteinfelsen überragt, das etwa 8000 Einwohner zählende Städtchen Dinant, eine seither bei den Belgiern und Franzosen sehr beliebte Sommerfrische. Durch die kriegerischen Ereignisse ist es in einen Trümmerhaufen verwandelt worden.

Die Zerstörungen sind zum größten Teil auf Rechnung der Franzosen zu setzen. Beim Heranrücken der deutschen Truppen beschossen die Franzosen vom linken Ufer aus den jenseits des Flusses liegenden Stadtteil, während die deutsche Artillerie bei der Erwiderung des feindlichen Feuers die Gebäude am linken Maasufer in Brand setzte. Da außerdem die französischen Soldaten die Uniformen mit Zivilkleidern vertauschten und, unterstützt von der Einwohnerschaft, aus den Häusern heraus die eindringenden deutschen Mannschaften mit einem Kugelregen überschütteten, so entspann sich ein heftiger Straßenkampf. Vor der Flucht sprengten dann noch die Franzosen die aussichtsreiche eiserne Bogenbrücke in die Luft. Die Sprengung zerstörte zugleich die benachbarten Gebäude.



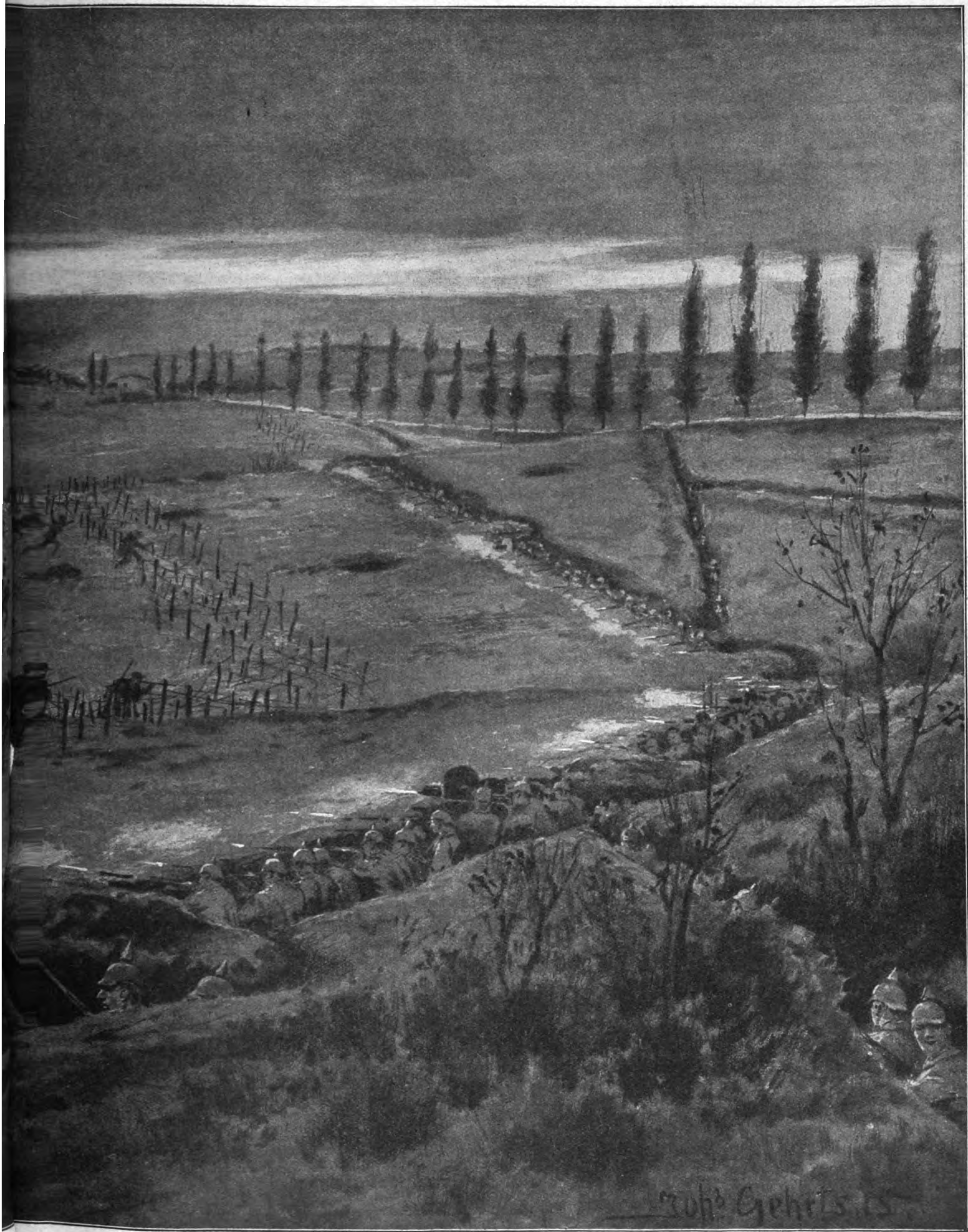
Die von den Franzosen in Brand geschossene Kathedrale der belgischen Felsenfestung Dinant mit der gesprengten Bogenbrücke. Het Leven.



Der Kampf

Französischer Sturmangriff auf deu

Nach einer Originalze



n das Gehöft.

e Schützengräben in der Champagne.

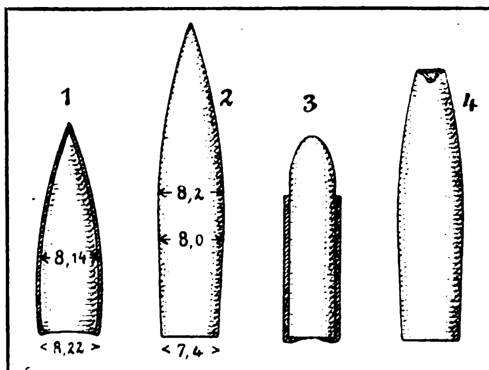
nung von Johs. Gehrts.

Von den französischen Geschossen wurde auch die aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende Frauenkirche — Notre-Dame — getroffen. Sie erhebt sich am Fuß der Kalksteinfelsen, die von der alten Zitadelle gekrönt sind. Im frühgotischen Stil erbaut, zeigt sie daneben auch Formen aus der Übergangszeit; neuerdings ist sie ausgebessert worden. Zwischen den beiden Steintürmen stand ein barocker Glockenturm aus Holz. Diesen sowie das Dach der Kirche schossen die Franzosen in Brand. Die zerschmelzenden Glocken durchschlugen die Spitzbogenwölbung des Schiffes und stürzten auf den Fliesenbelag des Fußbodens, der zertrümmert wurde. Die Sakristei wurde ebenfalls in Brand gesetzt. Die darin aufbewahrten Wachskerzen ergossen sich als feuriger Strom in das Kircheninnere, aber es brannten nur einige Stühle an. Die Beschädigungen sind daher nicht allzu beträchtlich. Die wertvollsten Stücke der Kathedrale blieben verschont. So ist die Seitenkapelle mit dem romanischen Taufstein erhalten und wunderbarerweise auch das 112 Quadratmeter messende moderne Glasgemälde eines Fensters, das das größte seiner Art in Belgien ist.

Der Kampf um das Gehöft.

(Hierzu das Bild Seite 212/213.)

In fesselnder Weise schildert Charles Tardieu, ein Redakteur des „Figaro", der als Unteroffizier in der Front steht, in seinem Blatte eine Episode aus den blutigen Kämpfen in der Champagne. Eine endlose Winternacht liegt hinter uns, schreibt er. Wir haben sie auf dem Bahnkörper, auf spitzen und holprigen Steinen liegend, zugebracht. Gegen sieben Uhr dringen gedämpfte Stimmen und das Klirren der Bajonette an unser Ohr. Wir wissen nicht, ob wir zwei Stunden oder nur zwei Sekunden geschlafen haben. „Auf!" erschallt der Kommandoruf. Vergessen ist die lange Nacht, vergessen das harte Steinlager auf dem Bahndamm. Wir ziehen im Gänsemarsch dahin, auf schmutzigen Pfaden, die Pfeife im Munde und ein Scherzwort auf den Lippen. „Heute wird's warm, Kinder!" sagt ein Spaßvogel. „Numeriert eure Knochen!" Ein neuer Kommandoruf: „Halt!" Jetzt wird's ernst. Ein paar deutsche Granaten fliegen über unsere Köpfe hinweg, mit dem Geräusch rollender Förderkarren. Und jetzt beginnen auch unsere Geschütze ihren Morgengesang. Vor uns liegt eine weite Ebene, eine endlose Reihe von Rübenfeldern; hier und da sind kleine Erlenbüsche und Ulmen zu sehen. Auch eine Landstraße schneidet das Gelände. Links, am Rande dieser Landstraße, sieht man ein paar stattliche Gebäude, die von einem Mauerrechteck eingeschlossen sind: es ist das Gehöft von M. Die Deutschen haben sich dort eingenistet, und wir sollen sie daraus vertreiben. Zögernden Fluges kreisen deutsche „Tauben" über dem Gelände. Hat man uns vielleicht schon entdeckt? Die schweren deutschen Geschütze bestreichen planmäßig ein in unserer Nähe befindliches kleines Gehölz; die Geschosse schlagen aber glücklicherweise etwa 300 Meter hinter uns ein. Man befiehlt uns, mit den Zuaven und den Schützen vereint vorzugehen. Wir schauen einander an, ernst und ein bißchen nervös. Das Lachen ist uns vergangen, und es wagt niemand mehr zu scherzen. Man öffnet die Patronenpäckchen, prüft den Gewehrverschluß, sichert Bajonett und Tornisterriemen. Obwohl wir die Eigenart dieser spannungsvollen Minuten bereits zur Genüge kennen, fallen sie uns doch auf die Nerven, was unsere Blicke, unsere Worte, unsere Bewegungen verraten. Wir begeben uns nicht zum erstenmal in Gefahr, aber selbst die Verwegensten unter uns erinnern sich in solchen Augenblicken der vertrauten Gesichter einstiger Kameraden, die nun für immer verschwunden sind. Und jeder fragt sich, wer von den jetzigen Kameraden wohl bereits unsichtbar vom Tode gezeichnet ist. Vielleicht rauchen jetzt einige unter uns ihre letzte Pfeife, ihre letzte Zigarette.



Infanteriegeschoßarten.
1. S-Geschoß des deutschen Gewehrs 98. 2. D-Geschoß der Franzosen. 3. Halbmantelgeschoß mit nackter Bleispitze. 4. Französisches D-Geschoß, maschinell hergestellt.

Endlich kommt der Befehl zum Vorrücken. Die Patrouillen — Zuaven und algerische Schützen — schwärmen aus. Die deutschen Geschütze bestreuen immer noch das Gehölz. Eine Feldbatterie, die zu unserer Rechten aufgefahren ist, fällt in den Chorus ein. In den Hauptquartierberichten heißt das: Artillerieduell. Eine Patrouille gibt uns schließlich das Zeichen, daß ein 500 bis 600 Meter entferntes Gehölz unbesetzt ist, und wir treten auf einen Pfiff aus unserer Deckung hervor. Im Laufschritt stürmen wir ins offene Gelände hinaus, flankiert von roten Zuaven und weißen algerischen Schützen. Das Geschützfeuer nimmt von Minute zu Minute an Heftigkeit zu. Man hat drüben unser Hervortreten aus dem Walde bemerkt, denn dort, wo wir soeben erst gestanden haben, schlagen bereits Granaten ein. Und dann platzen sie dicht über unseren Köpfen. Wir werfen uns platt auf die Erde. Leider zu spät. Ringsumher ertönt bereits das Stöhnen und Jammern der Getroffenen. Da wälzt sich einer mit zerschmettertem Bein auf der Erde. Andere werden nie wieder aufstehen, ihre Köpfe, ihre Leiber sind in Stücke gerissen. Man muß die armen Opfer liegen lassen. Unsere Herzen sind längst abgehärtet, und das blutige Schauspiel läßt uns beinahe gleichgültig. Nur einen Augenblick legt es sich wie Flor um unsere Augen, dann krampfen sich unsere Fäuste fester um den Gewehrgriff. Außer Atem erreichen wir endlich den Waldsaum ...

Das Gehöft liegt vor uns, und in verschwindender Ferne erkennen wir die Höhenzüge, von denen herab die deutschen Geschütze Tod und Verderben speien. Scheinbar verödet liegt der Pachthof dort drüben; doch zwischen uns und ihm liegen, kaum wahrnehmbar, die langgestreckten deutschen Schützengräben. Mühelos werden wir das Gehöft nicht bekommen. Schon wieder kreist eine „Taube" dicht über uns. Plötzlich läßt sie eine Feuergarbe fallen, und nach zwei Minuten sendet uns auf dieses Zeichen hin eine deutsche Batterie ihre warmen Grüße. „Die Marinesoldaten vor!" schreit unser Hauptmann. Zischend sausen uns die feindlichen Gewehrkugeln entgegen. Geduckt stürmen wir über das freie Gelände hin. Wie tausend Bienen schwirrt es um unsere Ohren. Hinter uns fallen mächtige Granaten mit entsetzlichem Getöse ein. Unaufhörlich grollt der Donner der Geschütze, die Kugeln pfeifen, in zerstäubenden Schollen wirbelt die zerwühlte Erde auf. Wie Feldhasen hasten die Zuaven zu unserer Linken weiter, während zur Rechten die algerischen Schützen, seltsame Kehllaute ausstoßend, sich an uns anschmiegen. Plötzlich schlagen dicht beim Gehöft auf der Landstraße ein paar Granaten ein. „Aha! Nun beginnen unsere Geschütze sich zu melden!" meint mein Nachbar. „Auf! Marsch, marsch!" ruft unser Hauptmann, dessen Arm durchschossen und eben notdürftig verbunden worden ist, indem er sich vom Boden erhebt. In diesem Augenblick sinkt er, von drei Kugeln getroffen, in die Knie. Er versucht noch einmal den Degen zu ziehen, wendet uns sein blutüberströmtes Antlitz zu und feuert uns zum Sturm an. Dann stirbt er. Der Leutnant springt vor. Ein Stöhnen ringt sich aus aller Brust, und wie wahnsinnig stürmen wir vor. Granaten, Schrapnelle, Gewehrkugeln schlagen hageldicht in unsere Reihen ein und reißen klaffende Lücken. Viele fallen, ohne nur einen Schrei ausgestoßen zu haben, wie vom Blitz getroffen. Andere wälzen sich wehklagend in ihrem Blut, wieder andere brechen mit einem Fluch zusammen. Man hat das Gefühl, in einem Netz von Eisen und Blei vorzudringen, inmitten eines Schwarmes stechender Bienen. Auch der Leutnant fällt. „Halt!" kommandiert der Offizierstellvertreter. Nach Luft schnappend, werfen wir uns auf die Erde. Wie viele mögen wohl gefallen sein? Niemand weiß es, und niemand kümmert sich darum. Wir sind außer Atem, in Schweiß gebadet, die Kehle ist wie ausgetrocknet, die Nerven krampfen sich in fürchterlicher Spannung, der Puls klopft und hämmert, die Ohren sind von einem betäubenden Brausen erfüllt. Und immer noch toben die

Geschütze weiter, immer noch weben die Gewehrkugeln ihr surrendes Netz um uns und zischen in den Runkelrübenblättern ... Das Kommando: „So schnell wie möglich kriechend vordringen!“ erschallt. Und schon geht es auf allen vieren durch den aufgeweichten Acker. Man sieht nur noch die wellenförmigen Bewegungen unserer Rücken im Rübenfeld. Der Schweiß rinnt uns in die Augen und macht uns blind. Aufs neue erklingt die Höllenmusik. Alle Geister der Zerstörung und ihre Helfershelfer scheinen in diesem idyllischen Winkel der Champagne entfesselt zu sein. 100, 200, 300 Meter legen wir auf diese Weise ohne größere Verluste zurück. Immer noch tobt unsere Artillerie hinter uns weiter. Werden sie uns etwa gar in den Rücken schießen? Wenn sie doch endlich mit ihrem Segen aufhören möchten! Plötzlich erhebt sich ein Zuavenunteroffizier kerzengerade, indem er einen Zipfel seines Mantels an der Spitze des Bajonetts wild hin und her schwenkt. Zwei Sekunden nur bleibt er aufrecht, dann bricht er, von Kugeln durchlöchert, zusammen. Aber sein Opfer war nicht umsonst. Der Beobachtungsoffizier hat ihn gesehen: noch einmal rollen die Geschütze, dann verstummen sie. Kommandorufe erschallen dicht hinter uns, und wir rennen, mit vorgehaltenem Bajonett, wie die Besessenen brüllend, gegen den feindlichen Laufgraben an. Da plötzlich setzt an den beiden Enden des feindlichen Grabens das entsetzliche entnervende Taktaktak der Maschinengewehre ein, uns im Halbkreis niedermähend. Sie schießen tief. Die in die Beine getroffenen Soldaten machen seltsame, katzenartige Sprünge ... Es entspinnt sich dann ein richtiges Handgemenge um den Besitz des Hofes, und über den Häuptern der Kämpfenden brüllen die Kanonen ihren endlosen, grauenerregenden Chor ...

Infanteriegeschosse.

Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu die Bilder Seite 214—217.)

Unser Fußvolk und die Pioniere sind mit dem Gewehr 98, Reiterei, Fußartillerie und andere Waffengattungen mit dem Karabiner ausgerüstet. Alle aber, einschließlich der Maschinengewehre, haben, besonders um den Schießbedarfersatz zu vereinfachen, dieselbe Patrone. Die Pulvermenge der Patrone ist nun für die wichtigere der genannten Waffen, das Gewehr, abgemessen, und infolgedessen verbrennt in dem bekanntlich kürzeren Lauf des Karabiners etwas Pulver ungenützt, weil vor der völligen Verbrennung das Geschoß schon den Lauf verlassen hat. Diese kleine „Verschwendung“ muß man aber für den großen Vorteil in Kauf nehmen, daß aus demselben Patronenwagen alle genannten Truppen ihren Schießbedarf ergänzen können, wenn sie in seine Nähe kommen.

Die aus Schießbaumwolle (Nitrozellulose) bestehende Pulverladung erteilt nun dem Geschoß eine sehr hohe Anfangsgeschwindigkeit mit einer Gesamtschußweite von 4000 Meter. Diese große Schußweite hatte man natürlich nicht angestrebt; man will sie auch gar nicht verwenden, was schon daraus zu ersehen ist, daß man keine Visiere für diese Entfernungen angebracht hat. Die Treffgenauigkeit wäre viel zu gering. Dafür ist das Geschütz da. Die große Schußweite ist vielmehr ein unbeabsichtigtes Nebenergebnis der flachen Flugbahn, die man haben wollte. Das Geschoß soll nämlich möglichst flach über die Erde hinfliegen, damit das Ziel auch dann womöglich noch getroffen wird, wenn man ein zu hohes Visier genommen, die Entfernung zu groß geschätzt hatte. Auch haben dieselben Einrichtungen, die die Flugbahn flacher gestalteten, größere Treffgenauigkeit der Waffe ergeben, wodurch die sorgfältige Ausbildung des deutschen Schützen erst zur Geltung kommt.

Zur Zeit der glatten Läufe hatte man Geschosse in Kugelform. Diese Form ist aber zur Erreichung sehr gestreckter Flugbahnen ungeeignet, weil die Kugel im Verhältnis zu ihrem Gewicht einen zu großen Querschnitt hat. Man muß also ein zu großes Loch durch die Luft schießen; die Luft leistet aber Widerstand, bevor sie sich zur Seite drängen läßt, und verzögert dadurch den Flug des Geschosses. Der Geschwindigkeitsverlust ist um so bedeutender, je größer der Querschnitt des Geschosses und je kleiner sein Gewicht ist. Man ging deshalb zu Langgeschossen über, die größeres Gewicht mit kleinerem Querschnitt vereinigen. Langgeschosse kann man aber nur aus gezogenen Läufen verschießen, die ihnen eine starke Drehung um ihre Längsachse geben. Ohne diese Drehung, die wir bei dem Kreisel der spielenden Kinder beobachten können, würde das Langgeschoß sich überschlagen und infolgedessen bald zu Boden fallen. Auch der Kreisel fällt, wenn die Drehung zu sehr nachläßt.

Wir verwenden zur Herstellung der Gewehrgeschosse das Blei als billigstes der schweren Metalle, während die Franzosen zu einer Art Bronze übergegangen sind, die fast rein aus Kupfer besteht. Da nun das Blei in den Zügen des Gewehrs zum Teil hängen bleibt — man nennt dies „verbleien“ — würde sich bei längerem Schießen der Lauf verengern, oder man müßte ein zeitraubendes Reinigen der Seele vornehmen. Wir haben deshalb dem Bleikern des Geschosses eine feine Stahlhaut umgelegt. Diese verhindert ein Verbleien und ist doch so dünn, 0,04 Millimeter, daß sie sich in die Züge des Laufes einpressen läßt und dadurch die Geschoßdrehung gewährleistet. So durfte man auch mit der Seelenweite, die bei älteren Waffen viel größer war, bis auf 7,9 Millimeter bei uns herabgehen, wodurch das Gewicht des Gewehrs abnahm und die Zahl der Patronen wachsen konnte, denn je zierlicher die Patrone wird, desto mehr kann der Mann tragen, ohne stärker belastet zu werden.

Außer der Schwere des Metalls, der Kleinheit des Querschnittes und der Länge des Geschosses spielt aber für das leichte Durchdringen der Luft — womit man immer wieder die flache Flugbahn erhalten wollte — neben der glatten Oberfläche besonders die Form der Spitze des Geschosses eine wichtige Rolle. Lange Zeit glaubte man, eine Walzenform mit eiförmiger Spitze, wie bei der Munition 88, sei das richtige, obwohl die Spitzenform immer ein Streitpunkt zwischen Mathematikern und Praktikern blieb. Jetzt ist man zwar für Granaten und Schrapnelle allgemein bei der Walzenform mit Bogenspitze geblieben, für die Gewehre aber, bei uns und einigen anderen Staaten, zu einer spitzeren Form, S-Munition, übergegangen (siehe Skizze 1 auf Seite 214).

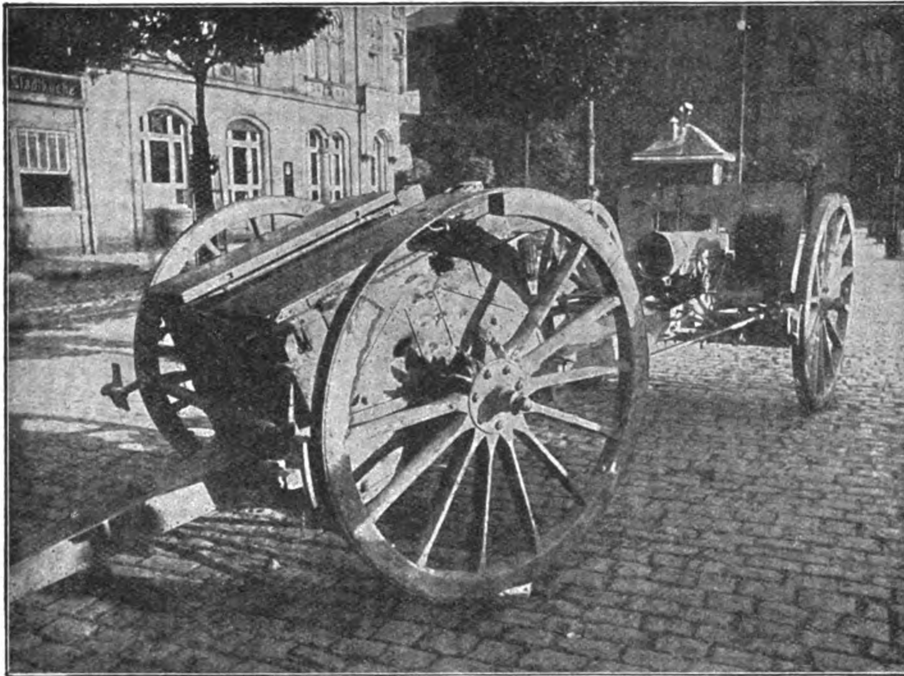
Als man nun mit diesen Geschossen Schießversuche gegen feste Körper machte, ergab sich, daß die aus der großen Endgeschwindigkeit mit den vorgenannten übrigen Eigenschaften entstehende Durchschlagskraft außerordentlich groß war. Auf eine Entfernung von 350 Meter zum Beispiel wird



Phot. Schneider, Zürich.

Schrapnell- und Kugelspuren an einem Hause bei Dornach i. E.

von unserem Geschoß trockenes Kiefernholz von 80 Zentimeter, eine eiserne Platte von 7 Millimeter, Ziegelmauerwerk von der Stärke eines Steins durchschlagen. In Sand und Erde dringt das Geschoß bis zu 90 Zentimeter ein. War diese Wirkung auch nicht angestrebt, so ist sie doch jetzt, da man zum Beispiel die Geschütze durch Schutzschilde deckt, hochwillkommen. Wir sehen auf dem oberen Bild dieser Seite, wie der stählerne Schutzschild eines französischen Geschützes glatt durchschossen wurde. Daß auch das um das stählerne Kernrohr gelegte Messingmantelrohr durch einen Streifschuß verletzt wurde, ist nicht verwunderlich, denn Messing ist weicher als Stahl, aus dem unsere Mantelrohre bestehen. Dieselben Eigenschaften, die dem Geschoß ein leichtes Durchschneiden der Luft gestatten, befähigen es also auch, tief in feste Körper einzudringen.

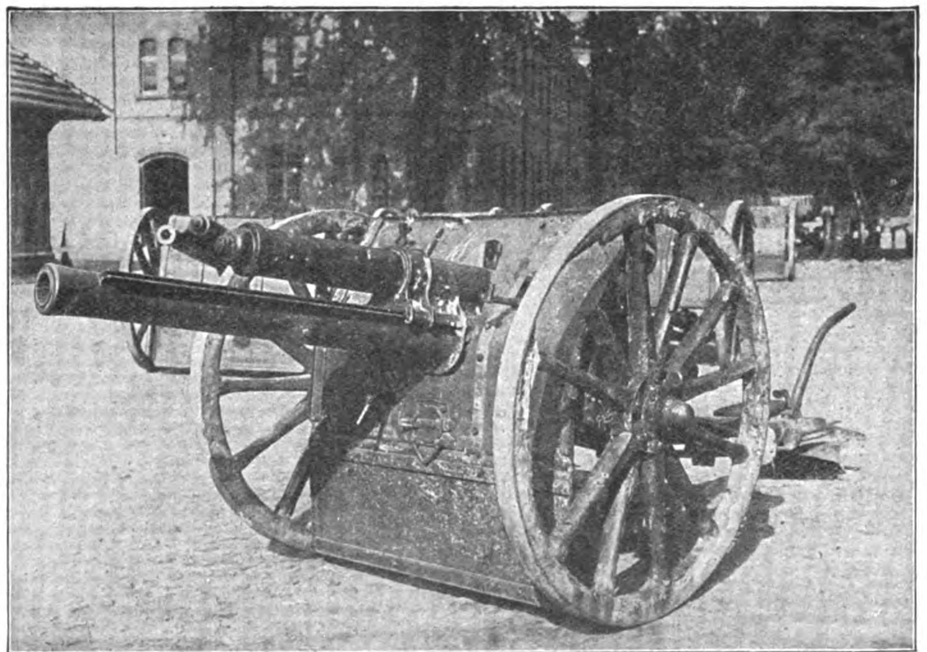

Zerschossener französischer Protzkasten.

Wiederum eine ursprünglich nicht gesuchte Nebenerscheinung dieser Geschoßform stellte sich heraus, von uns Deutschen und anderen Völkern, die den Krieg menschlich führen wollen, freudig begrüßt: die neueren Geschosse verursachten einen engen, selten eiternden und fast immer gut verheilenden, durchgehenden Wundkanal und schlugen auch Knochen oft glatt durch, während die noch im Kriege 1870/71 verwendeten dickeren Bleigeschosse ohne Stahlmantel sich beim Eindringen stauchten, meist stecken blieben, auf harten Knochen wohl sogar auseinanderplatzten, so daß man oft den Eindruck eines — damals schon durch die Genfer Konvention für Handfeuerwaffen verbotenen — Sprenggeschosses bekam, das entsetzliche, schwer heilbare Verwüstungen im menschlichen Körper anrichtete. Statt sich zu freuen, daß durch die neuen Geschosse der Krieg eine edlere Form bekam, indem die Kämpfer, wenn auch nicht durch jeden Treffer, wohl außer Gefecht gesetzt, aber nicht notgedrungen getötet oder qualvoll verstümmelt wurden, kam ein Volk, das sich bis dahin in den Geruch besonderer Frömmigkeit zu setzen gewußt hatte, das englische, darauf, in seiner Patronenfabrik Dum-Dum bei Kalkutta die Geschoßform derart zu verändern, daß die humane Wirkung beseitigt und das Geschoß beim Eindringen in den menschlichen Körper zum Splittern gebracht wurde. Zum erstenmal verwendeten die Engländer diese Erzeugnisse ihrer christlich-europäischen Kultur gegenüber den Indern, die sie jetzt zum Kampf gegen das Deutsche Reich heranführen. Jetzt verlautet, daß die englischen Geschosse mit Aluminiumspitze hergestellt werden, die leicht abgeknipst werden kann, wenn Dumdumwirkung im Nahkampf beabsichtigt wird.

Englands gelehrige Sklaven, die Franzosen, haben es ihren Herren und Meistern schnell nachzumachen versucht, und es ist uns gelungen, nicht nur die fabrikmäßig verpackten Dumdumgeschosse (Bild Band I Seite 144) in einer französischen Festung aufzufinden, sondern auch die Maschine, die dazu dient, die ursprünglich guten Geschosse in Dumdumgeschosse umzuformen.

Skizze 3 (auf Seite 214) stellt ein Halbmantelgeschoß dar. Dadurch, daß die Spitze der Stahlhülle entbehrt, staucht sie sich im menschlichen Körper.

Das französische Geschoß, Skizze 4, ist an der Spitze trichterförmig vertieft, zu demselben bestialischen und durch Übereinkommen der zivilisierten Staaten verbotenen Zweck. Die neueste „Veredelung" desselben besteht darin, daß der Trichter mit weißem Phosphor ausgefüllt und dann mit Paraffin verschlossen wird. Dadurch wird erreicht, daß das Geschoß die Luft besser durchdringt und dann den Körper des Getroffenen auch noch vergiftet. Um die Gewissensbisse ihrer eigenen Leute zu beschwichtigen, wird diesen dann immer eingeredet, die Gegner seien ja Barbaren. Wo die Patronen nicht schon mit Dumdumgeschossen geliefert werden, ist es nicht verwunderlich, daß die so irregeführten Krieger, besonders Franktireure und Wilde, glauben, ein gutes Werk zu tun, wenn sie mit dem Taschenmesser versuchen, gute Geschosse in Dumdumform zu bringen. Die eigentlich für diese Verbrechen Verantwortlichen aber sitzen anderswo.

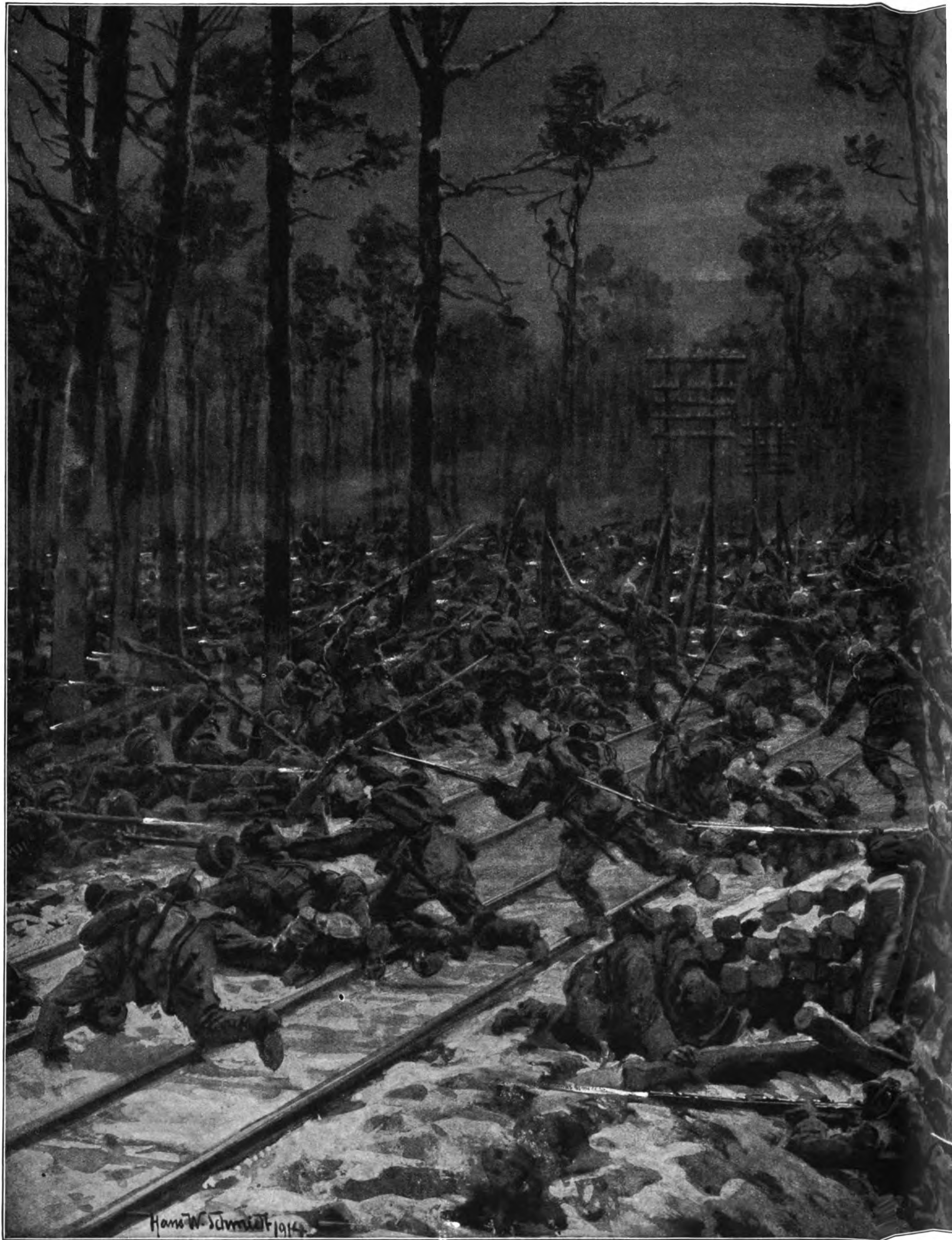

Illustrations-Photoverlag, Berlin.
Ein zerschossenes englisches Feldgeschütz.

Erstürmung des Hartmannsweiler Kopfes.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das Bild Seite 205 und die Kartenskizze Seite 204.)

Obgleich im allgemeinen unsere Kämpfe im Westen Frontalkämpfe sind, hervorgerufen durch die lange Schlachtfront, bei der die Kompanien, Bataillone und Regimenter mit „beiderseitiger Flügelanlehnung", „eingerahmt", fechten, so bieten hauptsächlich die Gebirgskämpfe an einigen



Sturm auf den Bahndamm der Lodz—Warschauer Eisenbahn im Walde von Borowo und Ga[redacted]kow in

Nach Berichten von Offizieren als Augenzeugen und nach der Schilderung von



in der Nacht vom 21. auf den 22. November 1914, eine der herrlichsten Waffentaten des Feldzugs.
ng von Kriegsberichterstattern gezeichnet von Professor Hans W. Schmidt.

Stellen Gelegenheit zum „Angriff mit Umfassung“. Für den Taktiker gibt es kein fesselnderes Studium als derartige Waffentaten, wie sie die Erstürmung des Hartmannsweiler Kopfes und des Hirzensteins in den Vogesen waren.

Mit vollem Recht nennt man beide Orte zusammen, denn die beiden Gefechte wurden zwar mit zwei Tagen Zeitunterschied und auf Berghängen geführt, die eine tiefeingeschnittene Schlucht voneinander trennt, aber beiden liegt ein einheitlicher, trefflich ausgedachter und tapfer durchgeführter Plan zugrunde.

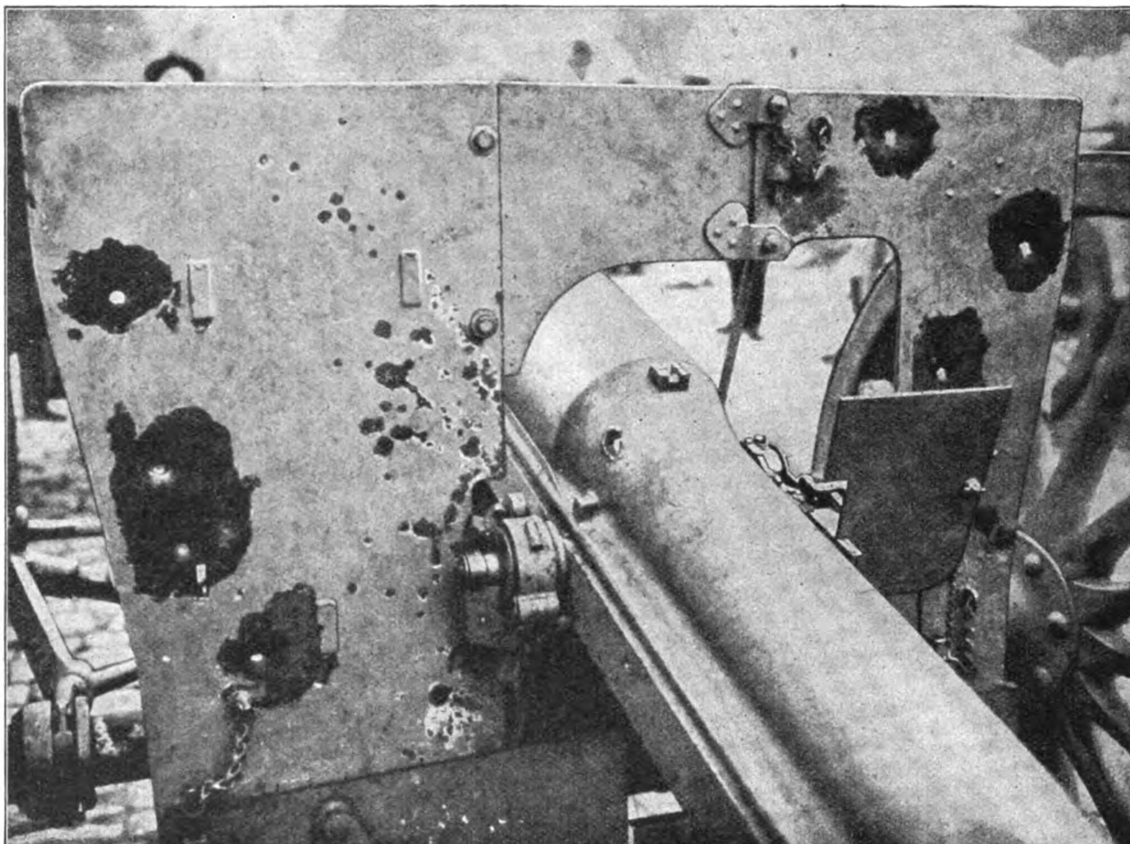
Die Lage war am 18. Januar die folgende: Französische Infanterie, größtenteils Alpenjäger, hielten in stark „befestigter Feldstellung“ Höhe 956, genannt Hartmannsweiler Kopf, und Höhe 570, genannt Hirzenstein, besetzt (siehe Skizze Seite 204). Starke französische Infanteriereserven östlich Höhe 1125, dem Molkenrain. Feindliche Gebirgsartillerie in verdeckter Stellung bei Kohlschlag. — Der Entschluß zum Angriff gründete sich hauptsächlich auf den Gedanken, daß hier nicht nur Gelände gewonnen werden könne, sondern daß man dadurch gleichzeitig näher an die einzige gute französische Zufahrtstraße Thann—St.-Amarin komme (s. Übersichtsskizze Seite 204).

Dem Angriff ging eine eingehende Erkundung und Aufklärung voraus. Zumeist wurde sie durch Infanterieoffizierpatrouillen bewirkt, die sich in der Dunkelheit an die feindlichen Stellungen heranpirschten, Anmarschwege festlegten, Gassen in die Drahtgeflechte schnitten und die genaue gegnerische Stärke feststellten. Aus den einlaufenden Meldungen ergab sich, daß das Gelände für einen Angriff nicht gerade günstig war, denn die Berge waren von beträchtlicher Höhe, teilweise sehr steil ansteigend und durch Felsgeröll und Eis noch ungangbarer geworden. Drahtgeflechte und Astverhaue mit Stacheldraht bildeten wirksame Hindernisse vor der feindlichen Front. Auch die gegnerischen Streitkräfte waren stark genug, um ein gleichzeitiges Stürmen beider Höhen wahrscheinlich verhindern zu können. Es galt also, an einer Stelle mit schwächeren Kräften hinhaltend zu fechten, um hier den Gegner zu „beschäftigen“, während an anderer Stelle die Hauptkräfte zum Angriff schritten. Die erstere Stelle war zunächst der Hirzenstein, letztere der Hartmannsweiler Kopf.

Der Angriff war auf den 18. Januar vier Uhr nachmittags angesetzt, während schon seit halb zwölf Uhr vormittags Deckungstruppen bei der Jägertanne standen, mit dem Auftrag, etwaige gegnerische Vorstöße zur Entsetzung des Hartmannsweiler Kopfes abzuweisen, sowie gegen den Hirzenstein zu sichern. Als die beiderseitige Umfassung des Hartmannsweiler Kopfes geglückt war, begann der allgemeine Angriff durch Mecklenburger Jäger, deren Reihen man jedoch bald wegen des wirksamen feindlichen Feuers und des ungünstigen Geländes durch Württemberger und Holsteiner verstärken mußte, bis in der Nacht eine Minenwerferabteilung durch ihre furchtbare Tätigkeit etwas Luft in den gegnerischen Hindernissen und Stellungen schaffte. Auch die Sicherungstruppen waren währenddessen nicht zur Untätigkeit verdammt. Sie hatten schon am Nachmittag kleinere feindliche Angriffe mit leichter Mühe abgewiesen, woran sich ein mit mehreren Bataillonen geführter französischer Nachtangriff anschloß, der an der Jägertanne von mehreren Kompanien und einer Ulaneneskadron abgewiesen werden konnte. Am nächsten Morgen wurden die Verteidiger des Hartmannsweiler Kopfes noch enger eingeschlossen, wobei deutsche Unterstützungen die Lücken des vorangegangenen Gefechtes auffüllten, während dem Gegner durch das Standhalten der Deckungstruppen die Gelegenheit, seine Verluste zu ersetzen, genommen war. Deshalb ergab sich die Besatzung kurz vor dem letzten Sturmanlauf.

Am 20. wurde nach einer Umgruppierung der deutschen Streitkräfte der Hirzenstein angegriffen, während schwächere Kräfte das eroberte Gelände beim Hartmannsweiler Kopf festhielten und Deckungstruppen am Rehfelsen und Sandgrubenkopf unerwünschte feindliche Einmischungen abhalten sollten. Um acht Uhr vormittags wurde der Hirzenstein von der schweren deutschen Artillerie bis achteinhalb Uhr vormittags unter Feuer genommen, um die Feldbefestigungen sturmreif zu machen. Als die Batterien ihr Feuer dann weiter feindwärts verlegten, um Verstärkungen vom Molkenrain her abzuhalten, arbeiteten unsere Minenwerfer bis neuneinhalb Uhr vormittags, worauf die Rheinländer zum Sturm antraten, der sie nach gewandter Überwindung der fast ganz zusammengeschossenen Hindernisse und einem erbitterten Nahkampf, trotz der Steilhänge, in zwanzig Minuten zu siegreichen Besitzern des Hirzensteins machte.

Die Bedeutung dieses Doppelerfolges wurde schon eingangs gewürdigt. In treuer Waffenbrüderschaft haben Württemberger, Mecklenburger, Holsteiner, Rheinländer und Hanseaten ein Stück des großen Vaterlandes vom Feinde befreit.



Wirkung des deutschen Infanteriegeschosses auf den Schutzschild eines französischen Geschützes.

Dieses Bild zeigt einen Teil eines erbeuteten französischen Geschützes, das in Saarbrücken aufgestellt ist. Welche Durchschlagskraft unser Infanteriegeschoß hat, ergibt sich daraus, daß die 1 cm dicke Stahlplatte des französischen Schutzschildes an zahlreichen Stellen glatt durchschlagen ist. Sogar der 15 mm starke Mantel des Geschützrohres ist bis auf den Lauf zerrissen.

Im Doppeldecker über Verdun.

Von Rittmeister a. D. F. Großmann.

(Hierzu das Bild Seite 218/219.)

Der jetzige Weltkrieg brachte erstmalig die Verwendung und Erprobung der Flugfahrzeuge in militärischer Be-

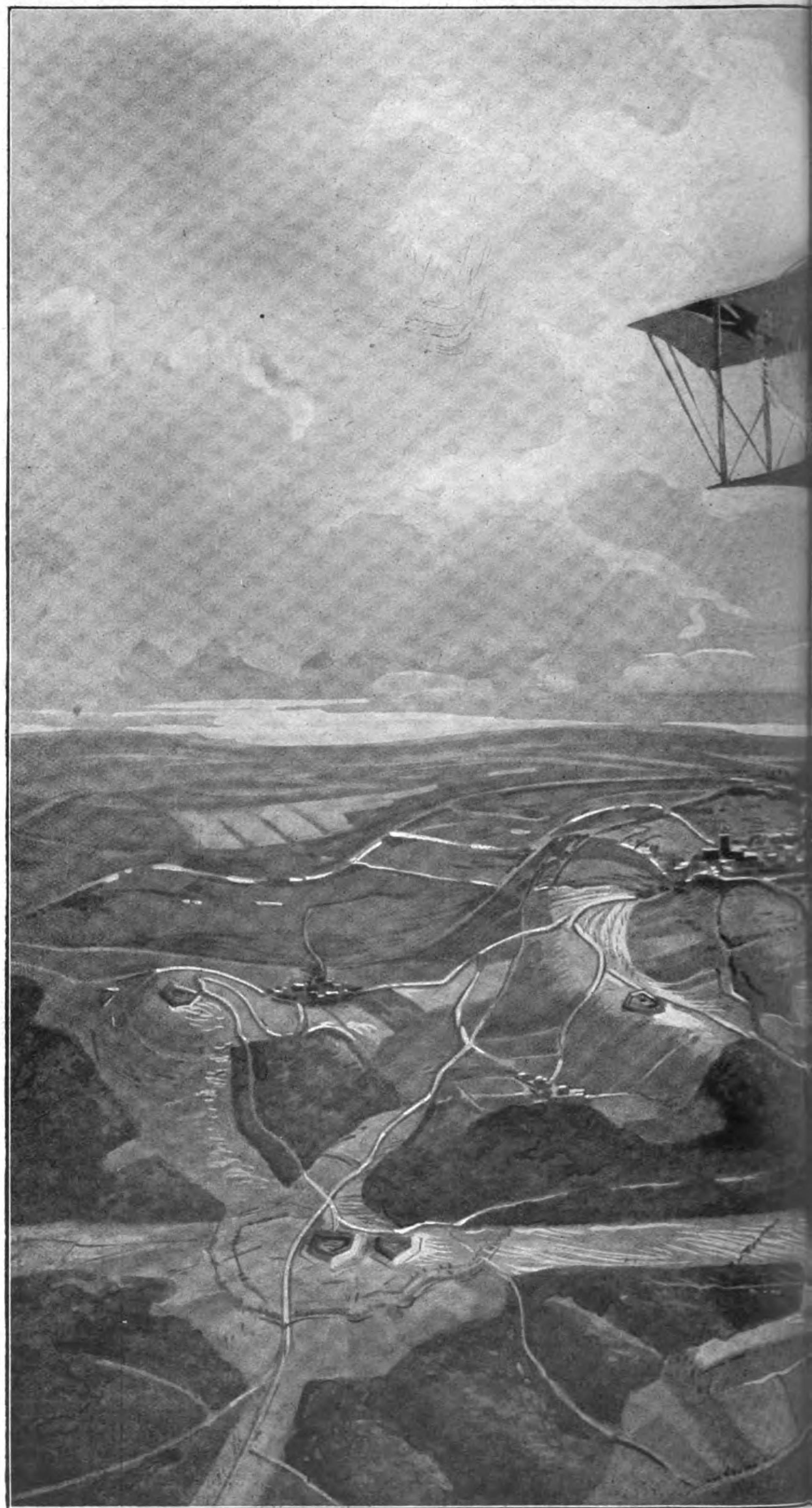
ziehung, als Aufklärungswaffe und als Kampf- oder Zerstörungsmittel. Eines steht heute bereits fest: eine taktische oder gar strategische Aufklärung ohne Mithilfe der Flieger ist nicht mehr auszudenken, die Dienste, die diese kühnen Männer der Heeresleitung leisteten, sind überall als hervorragend anerkannt. Die deutsche Heeresleitung gibt bekanntlich dem Doppeldecker wegen seiner bedeutenden Tragfähigkeit den Vorrang vor dem Eindecker oder der „Taube"; auch der deutsche Höhenweltrekord von 7500 Meter Höhe wurde auf einem Doppeldecker mit hundertpferdigem Mercedesmotor erreicht, letzterer durch Wasser gekühlt. Seine Geschwindigkeit genügt vollkommen, und ein bekannter Fliegeroffizier bemerkte ganz richtig, daß ein guter Flieger in einer Stunde mehr sehe, als eine Armee in drei Tagen verarbeiten kann. Auch die Beigabe geschulter Beobachtungsoffiziere hat sich als nutzbringend erwiesen. Es dürfte nicht leicht sein, den Flugzeugen von der Erde aus wirkungsvoll beizukommen. Infanteriefeuer kann hohe Flüge nicht fassen, und für Artillerie ist das Schießverfahren wegen der großen Geschwindigkeit der Flugapparate schwierig.

Unlängst wurde ein sehr interessanter Flug im Gebiete westlich unserer französischen Grenze ausgeführt, der die große Festung Verdun überflog und bemerkenswerte Ergebnisse erbrachte, worüber der Begleiter, wie folgt, berichtete:

Wir waren dazu ausersehen, den Doppeldecker gegen das Tal der Maas zu steuern, um einen Einblick in das Festungsgebiet zu gewinnen, das diesen Fluß auf seinem östlichen Ufer, speziell im Gebiete von Verdun begleitet. Es ist wenige Minuten vor drei Uhr, als das Kommando „Loslassen" ertönt — und in mächtigen Sätzen springt mein Fahrzeug, torkelnd wie ein auffliegender Storch, über den Boden und schießt hinauf in sein Reich. Heller wird der Morgen und mit vollem Tiefensteuer senkt sich der graue Vogel bis auf 200 Meter Höhe. Ich lasse mein Auge suchend über das Gelände schweifen und empfange ein Bild von großartiger Schönheit und hoher militärischer Bedeutung. Die Reichsgrenze lag längst hinter uns, vor uns aber dehnte sich jene weite Ebene, die den Namen Woëvre trägt, westwärts begrenzt durch eine Hochebene, die Côte Lorraine. Diese hat eine gütige Natur dem Abschnitte der Maas ostwärts vorgelagert, gleichsam als natürlichen Schutzwall, der zugleich den Kranz der starken Fortsgürtel auf seinem Rücken zu tragen vermag. Unter uns reiht sich die unzerbrechliche Sperrkette der Forts, die älteren hochbordig und grün gestrichen, die modernen ganz in Erde eingebettet, nur die grauen Decken ihrer versenkbaren Panzertürme zeigend. Unter dem Morgendunst schlängelt sich im Hintergrunde die Maas, westwärts, nahe vor uns, von ansehnlichen Höhenzügen begleitet, die den Abschluß dieses prächtigen Panoramas bilden. Wir nehmen den Kurs scharf auf den Turm der Kathedrale von Verdun und schneiden den ersten Fortsgürtel zwischen den Werken von Tavannes und Moulainville, sehen zur Rechten (siehe auch Skizze Bd. I Seite 384) die flachen Signaturen der Forts von Vaux, Souville, Douaumont — zur Linken die versteckten Werke von Belrupt und Rozellier.

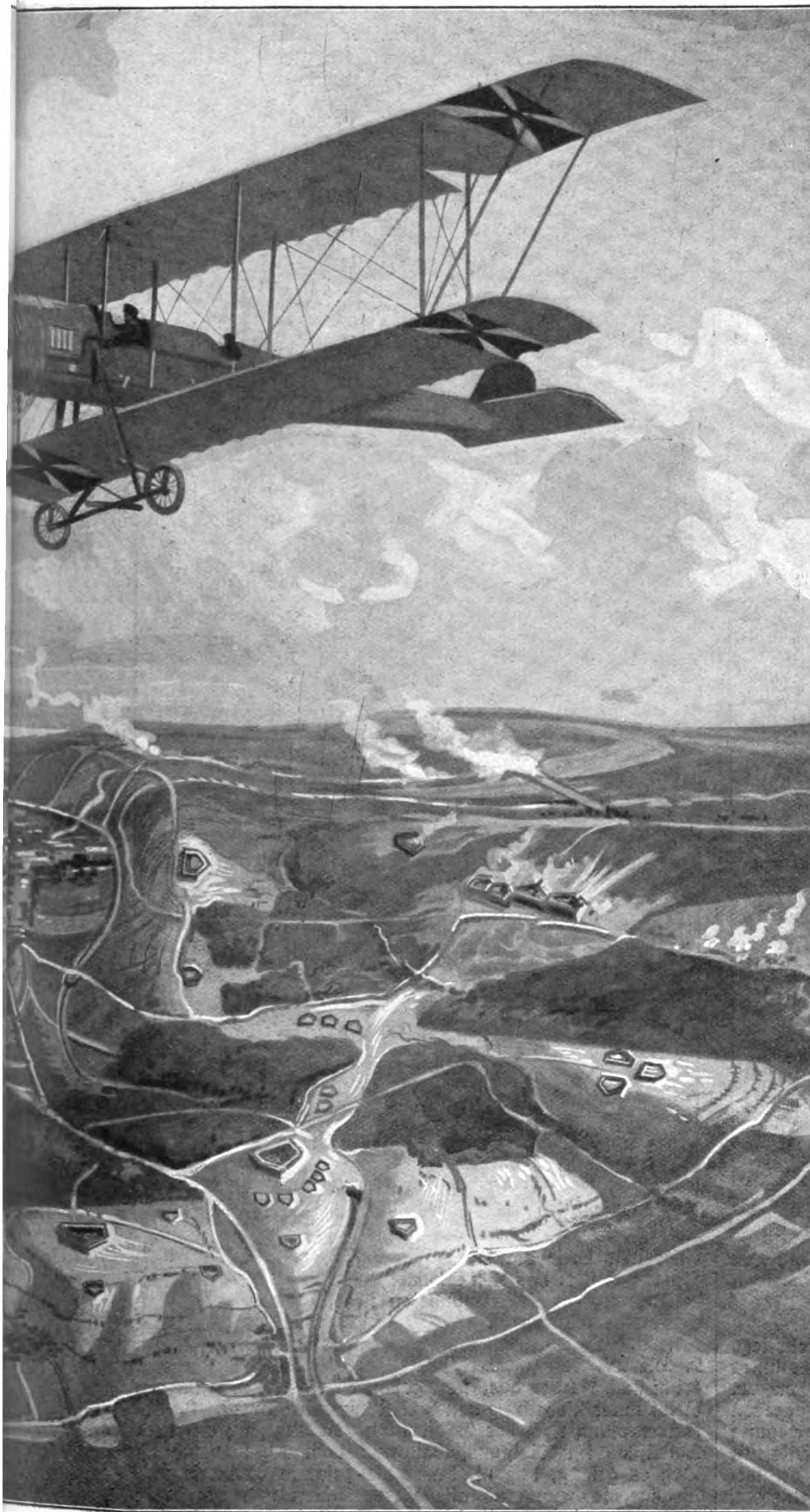
Von den weiß verschneiten Hügelwellen heben sich die frisch aufgeworfenen Linien der Zwischenwerke deutlich ab, Menschen arbeiten an diesen, lange Kolonnen schwerer Karren ziehen auf den Straßen, der Festung entgegen. Von Truppen nichts zu sehen.

Wir müssen dicht am Feinde sein; und richtig, mein Freund und Fahrer weist plötzlich schräg an den Horizont, wo sein Auge Truppenverbände, die scheinbar üben, entdeckt hat. In großer Kurve ansteigend, bringt er die Maschine auf 1000 Meter. Und das war gut; denn schon steigen unten Wölkchen auf, und die ersten Infanteriegeschosse pfeifen um uns. Aber sie sollen uns nicht verscheuchen, bevor wir unseren Auftrag genau erkundet und eingezeichnet haben. Schnell hinauf auf 1500 Meter — dann nochmals kurz herunter. Mit vollaufendem Motor senkt sich unser Albatros und umrundet in ungeheuer schneller Spiralkurve



Batterie d'Ollier. Fort d'Haudainville. Fort du Rozellier.

Militär... über...
Nach einer Sk... zeichnet von ...



ppeldecker erdun.

von K. Vogler ge- sor H. R. Schulze.

das von uns gesuchte „Objekt". Kaltblütig krokiere ich das Gesuchte in die Karte — unsere Aufgabe ist erfüllt. —

Nach einstündigem Rückfluge liegt zu unseren Füßen wieder die heimatliche Station. — Die Verwendung der Flugzeuge im Feldzug 1914/15 hat große Ergebnisse geliefert; wir werden von keinem anderen Volk auf diesem Gebiete übertroffen — von den wenigsten erreicht.

Flucht aus montenegrinischer Gefangenschaft.

Die in Pola erscheinende „Naša Sloga" veröffentlicht die Erzählung eines Matrosen der „Zenta", dem es gelang, aus montenegrinischer Gefangenschaft zu entfliehen. Der Matrose erzählt:

„. . . Montenegrinische Soldaten begleiteten uns nach Kastelastva, wo man uns in der Kaserne unterbrachte, die von den Unseren aufgelassen worden war. Man kleidete uns in alte Uniformen ein und brachte uns so nach Cetinje. Doch nicht lange blieben wir hier. Es kam Befehl, uns nach Podgoritza zu überführen. Auf dem Wege dahin begegneten wir auf der Straße dem König Nikita, der in einem Automobil heranfuhr und als er unserer ansichtig wurde, halten ließ. Der König ließ sich in ein Gespräch mit uns ein. Er fragte uns erst, wer von uns Serbisch könne. Nur ein Unteroffizier meldete sich, obwohl wir alle den König natürlich ganz gut verstanden. Als er hörte, daß wir Schiffbrüchige von der ‚Zenta' seien und daß wir 10 Kilometer schwimmen mußten, ehe wir die Küste erreichten, bekreuzte er sich und Tränen traten ihm in die Augen. Hierauf sagte er: ‚Bei mir seid ihr keine Kriegsgefangenen, sondern nur gerettete Schiffbrüchige; es wird euch ganz gut gehen.'

Doch die Versprechungen des Königs gingen leider nicht in Erfüllung. Wir mußten uns zu unserem Schaden überzeugen, daß ein Königswort nicht viel gilt in Montenegro. Wohl erhielten wir auf des Königs ausdrücklichen Befehl in Podgoritza warmes Essen. Auch Branntwein und Zigaretten, was uns natürlich sehr erfreute. Doch als wir dann am nächsten Tag nach Danilowgrad kamen, mußten wir bereits die schwersten Feldarbeiten verrichten. So arbeiteten wir ununterbrochen nicht weniger als zwei Monate und erhielten als Lohn dafür — eine Krone! Und das, obwohl man uns vorher gesagt hatte, wir würden täglich eine Krone Lohn erhalten. Als wir die Feldarbeiten beendet hatten, mußten wir im Steinbruch Steine schlagen. Auch hier bekamen wir keine Entlohnung, sondern nur zwanzig Heller des Morgens, wovon wir uns Brot zu kaufen hatten. Zu essen bekamen wir nur des Mittags: Bohnensuppe, etwas Maisbrot und Ziegenfleisch. Als wir sagten, es komme uns schwer an, ohne Tabak zu sein, wurde die Kost auf die Hälfte vermindert, und zehn Heller erhielten wir für Tabak.

Einige von uns wurden nun nach Podgoritza gesendet, wo wir die Munition herrichten sollten. Aber wir entledigten uns dieser Aufgabe in einer Weise, die den Montenegrinern nur wenig gefiel. Wir verbogen die Magazine und leerten das Pulver aus den Patronen. Wir machten so zwölf Ladungen Munition, die an die Grenze gingen, unbrauchbar, ohne daß es die Montenegriner zuerst bemerkten. Wir wollten damit zum Ausdruck bringen, daß wir treue Österreicher seien, die sich weigern, die Munition herzurichten, die bestimmt ist, ihre Brüder zu töten.

Als man an der Front merkte, was wir angerichtet hatten, kam ein montenegrinischer Hauptmann in unsere Kaserne, der uns in scharfen Worten vorhielt, was wir angestellt hatten. Er sagte: ‚Es wird euch jetzt schlecht gehen; ihr werdet bedauern, daß ihr gewagt habt, das zu tun!'

Man warf uns ins Gefängnis. Aber es gelang uns, auszubrechen. Zu unserem Glück trafen wir sehr bald einen Italiener, der zufällig Leute brauchte, um seine Pferde zu beaufsichtigen. Montenegriner konnte er keine finden, so nahm er denn uns und sorgte auch dafür, daß wir nicht entdeckt wurden. So hüteten wir denn acht Tage des

Italieners Pferde, bis sich endlich eine Gelegenheit bot, über die Grenze zu entweichen.

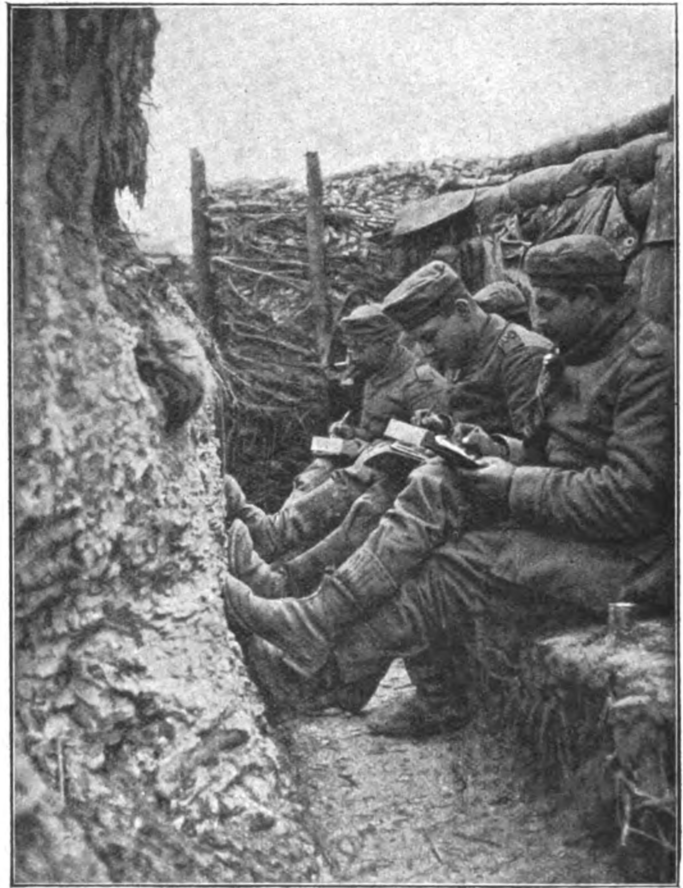
Ein gutmütiger Bauer zeigte uns, welcher Weg nach Albanien führe. Doch in nächster Nähe der Grenze wäre unser Plan beinahe vereitelt worden. Unversehens stießen wir auf eine Gruppe montenegrinischer Soldaten. Diese erbarmten sich unser, ja ihr Hauptmann versorgte uns mit warmen Kleidern und gab uns Felle, in die wir unsere Füße hüllten. Unsere Unterwäsche verkauften wir dann, um auch etwas Geld bei uns zu haben und uns Brot kaufen zu können. So gelangten wir denn nach tagelanger Wanderung in der Steinwüste nach Albanien.

Endlich waren wir frei, doch nicht auch außer Gefahr, denn wir konnten ja nicht wissen, wie sich die Albanier zu uns stellen würden. Doch es kam besser, als wir gedacht hatten. Ein katholischer Albanier nahm uns gastfreundlich auf und bewirtete uns mit dem wenigen, das er hatte. So kamen wir glücklich nach Skutari, wo wir uns gleich bei unserem Konsul meldeten und nun bald nach Hause gelangten."



Leipziger Presse-Büro.

Rasieren im Schützengraben, 70 m vom Feinde entfernt.



Leipziger Presse-Büro.

Ein Gruß aus dem Schützengraben.

Die Erstürmung des Dammes der Lodz—Warschauer Eisenbahn.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Zu den Glanzleistungen im gegenwärtigen Weltkriege gehört ohne Zweifel auch die Erstürmung des Bahndammes der Linie Lodz—Warschau im Walde westlich von Borowo.

Der Befehl zum Durchbruch nach Norden war gegeben worden, nachdem die Russen die eine Flankenbewegung gegen Lodz ausführenden deutschen Truppen ihrerseits mit übermächtigen, von allen Seiten herangeholten Kräften umzingelt hatten. Unsere Feldgrauen beseelte nur ein einziger, ingrimmiger, glühender Gedanke: „Durch!" Feuergefechte wurden gar nicht mehr angenommen, sondern die Bajonette aufgepflanzt und im Sturmlauf gegen jede feindliche Stellung angerannt, die sich zeigte. Im Walde waren zahlreiche Schützengräben angelegt. Aber da der Befehl lautete: „Der Bahndamm quer durch den Wald muß unser sein," ging es einfach mit brausendem Hurra hinein in den ragenden Dom mit den vielästigen Säulen. Von Kompanie zu Kompanie pflanzte er sich weiter, der unwiderstehliche deutsche Schlachtruf, und wenn je den einen oder anderen ein zagender Gedanke erfaßt hatte, der allgemeinen Begeisterung überließ sich willig jeder und suchte an seinem Teil das möglichste beizutragen, den Feind zu werfen. An die Spitze der ersten Kompanie hatte sich der Divisionsgeneral in eigener Person gestellt; mit gezücktem Degen, kampfbegeistert folgte ihm der ganze Stab. Die russischen Schützengräben wurden überrannt, die Insassen zum größten Teil, soweit sie die Hände emporhoben, gefangen. Freilich lichteten sich dadurch immer mehr die Reihen der Stürmenden, denn fast zu viel Hände wurden nötig, die wachsende Zahl der Gefangenen zu hüten. Aber als habe sie selber deutsche Kampfesfreude erfaßt, halfen sie willig mit, Verwundete zu bergen, Pferde und Wagen nachzuschaffen. Indessen — die Nacht war schon hereingebrochen — glückte es den vordersten Reihen in der Tat, den heiß umstrittenen Bahndamm zu nehmen; als einer der ersten wurde der Divisionsgeneral von hilfreichen Händen hinaufgezogen. Und nun floh der Feind, wo sich ihm noch eine Lücke zu bieten schien, ein wirrer, regelloser Haufe ohne Führung und Überlegung.

Allerdings hatte der Angriff auch die Sieger nicht wenig Opfer gekostet: das kleine Häuschen des Bahnwärters war in kurzer Zeit mit Verwundeten überfüllt. Aber das Ziel war doch erreicht, und bei Kerzenlicht konnte der denkwürdige neue Befehl ausgegeben werden: „1. Der Feind ist geschlagen. 2. Die Division formiert sich zu einer Marschkolonne und bricht nach Norden durch; die gesamte Artillerie und Bagage bleibt unter Bedeckung von drei Kompanien zurück. 3. Befehlsempfang nach der Erstürmung von Brzeziny auf dem Marktplatz im Divisionsstabquartier vom 18. November." Daß es gelang, daß nicht nur die gesamte Artillerie und Bagage, sondern auch alle Verwundeten und obendrein 12 000 Gefangene mit 15 eroberten Geschützen geborgen wurden, wissen wir. Und wir sind mit Recht stolz darauf.

Kaiserliche Auszeichnungen haben uns nachher noch im besonderen über den Wert jener Kampfesleistungen belehrt. So hat unter anderem das 21. Reserve-Jägerbataillon für sein heldenmütiges Vorgehen den Totenkopf für die Fahne und den Tschako sowie Gardelitzen verliehen erhalten. Generalfeldmarschall Hindenburg aber sprach sich in einem Armeebefehl dahin aus, daß das Bataillon so viel geleistet habe wie eine Division.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

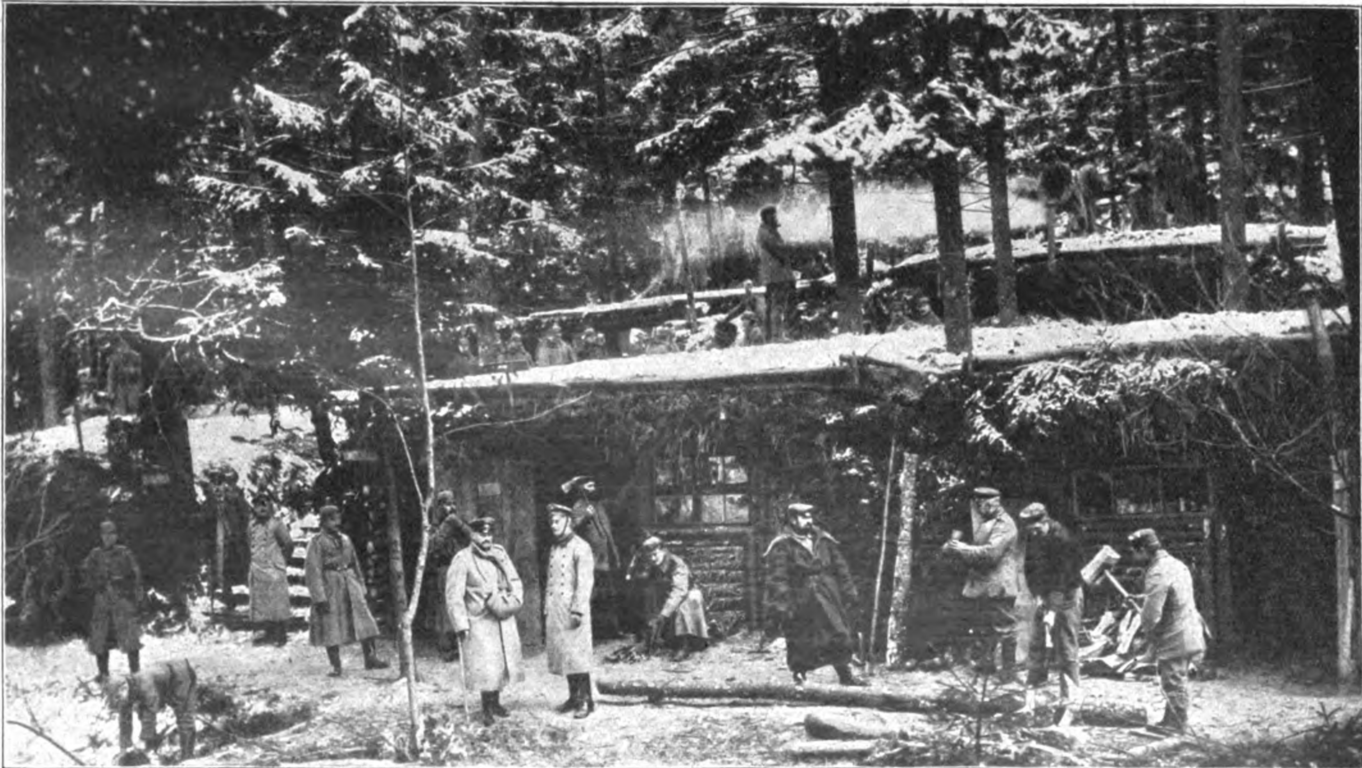
Ostpreußen vor russischen Einfällen zu sichern, war uns noch nicht ganz gelungen. Es kamen allerdings nur sehr wenig Nachrichten von dort, aber soviel wußten wir, daß die aus der Heimat Geflohenen noch nicht zurückkehren durften. Seit Monaten waren unsere, unter dem Befehl des Generals v. Below in Ostpreußen stehenden Truppen auf die Verteidigung angewiesen. Zum größten Teil aus Landwehr und Landsturm zusammengesetzt, verteidigten diese Truppen die Lande östlich der Weichsel, vor allem die Provinz Ostpreußen erfolgreich gegen einen mehrfach überlegenen Feind, dessen Stärke Anfang Februar noch rund 200 000 Mann betrug. Die numerische Überlegenheit der Russen war auf diesem Kriegschauplatz so groß, daß die deutschen Truppen starke natürliche Stellungen aufsuchen mußten, die sich an den großen Masurischen Seen und hinter der Angerapplinie boten. Das Land zwischen diesem Gebiet und der Grenze mußte dem Feinde überlassen werden. In wiederholten Angriffen versuchte dieser sich in den Besitz der befestigten Stellungen der Deutschen zu setzen. Doch wurden alle seine Angriffe, die sich mit Vorliebe gegen den Brückenkopf von Darkehmen und den rechten deutschen Flügel auf den Paprodtker Bergen richteten, abgeschlagen. Bis zur Brust im Wasser, durchwateten am ersten Weihnachtsfeiertag Teile des 3. sibirischen Korps das Sumpfgelände des Nietlitzer Bruchs. Ihr Angriff wurde ebenso abgewiesen, wie die im Januar und Februar gegen den linken deutschen Flügel unternommenen Vorstöße.

Anfang Februar endlich war die Zeit gekommen, wo frische deutsche Kräfte verfügbar wurden, um nach dem ostpreußischen Kriegschauplatz gebracht und dort zu einer umfassenden Bewegung gegen die Russen eingesetzt zu werden. Und nun entwickelte sich hier an den Masurischen Seen nach peinlichst gewissenhafter Vorarbeit, die auch den Härten des östlichen Winters soviel wie möglich Rechnung trug, für den Feind höchst überraschend, die tagelange gewaltige Schlacht, über die wir schon auf Seite 189 u. f. eine eingehende Schilderung aus berufenster Feder gebracht haben. Wir beschränken uns deshalb hier darauf, das dort am Schluß schon kurz erwähnte Erscheinen des Kaisers unter seinen Truppen in Lyck etwas eingehender zu schildern.

Unter den Augen ihres obersten Kriegsherrn gelang es den Unsrigen am 14. Februar, den Feind aus seinen Stellungen um die Stadt zu werfen. Kaum waren die Sieger in diese eingezogen, da erschien auch der Kaiser und traf dort auf der Hauptstraße und dem Marktplatze neben zahlreichen russischen Gefangenen Teile der 11. Landwehrdivision und der 2. Infanteriedivision, insbesondere das ruhmgekrönte ostpreußische Füsilierregiment „Graf Roon" Nr. 33. Auf dem Marktplatze inmitten der zerschossenen Häuser und der stark beschädigten Kirche spielte sich eine ergreifende Szene ab, die allen Zeugen derselben unvergeßlich bleiben wird. Die soeben aus schweren Kämpfen kommenden, von Schmutz und Blut bedeckten Krieger drängten sich jubelnd um den Kaiser (siehe die Kunstbeilage), der viele der Mannschaften und alle anwesenden Offiziere ansprach. Plötzlich drangen die erhabenen Klänge der Nationalhymne und darauf das Lied „Deutschland, Deutschland über alles!" aus vielen tausend Kehlen zum Himmel empor. Alle Mauern und die Fensteröffnungen der zerschossenen Häuser waren von Soldaten besetzt, die ihren Kaiser sehen wollten. Beim Ausgang der Stadt begegnete der Monarch dann noch zwei einziehenden Bataillonen des pommerschen Grenadierregiments Nr. 2 mit ihren zerschossenen Fahnen. An der Seite der Straße stellten sich die Truppen in einem offenen Viereck auf, in dessen Mitte der Kaiser trat, um seinen tapferen Grenadieren Dank und Anerkennung auszusprechen. Sie hätten das in sie gesetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt und sich ihrer Vorfahren würdig erwiesen, die 1870, wie vor hundert Jahren in gleicher Gesinnung durch unerschütterlichen Mut und Einsetzen der vollen Manneskraft das Vaterland vor dem Feinde beschützt hätten. Er sei gewiß, daß sie mit der gesamten Heeresmacht auch weiterhin nicht nachlassen würden, den Feind zu schlagen, wo er sich zeige, bis er völlig niedergerungen sei. Donnernd fiel das Regiment in das von seinem Kommandeur, Grafen Rantzau, als erneutes Gelöbnis der Treue bis zum Tode ausgebrachte Hurra auf den Allerhöchsten Kriegsherrn ein.

Der Gewinn, den uns der Sieg in Masuren gebracht hatte, wurde gesichert und erhöht durch die nun folgende unablässige Verfolgung des geschlagenen Feindes.

Im Zusammenhang mit der russischen Niederlage in Ostpreußen kam auch an anderen Stellen der Feind zum Weichen. So konnten schon am 12. Februar unsere Truppen in Polen



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. P.

Zweistöckige Erdhütten unserer Truppen auf dem östlichen Kriegschauplatz.

rechts der Weichsel die untere Skrwa überschreiten und in Richtung Racionz vorrücken. Hier entwickelten sich an den folgenden Tagen hartnäckige Kämpfe, in deren Verlauf wir am 14. Februar Racionz besetzten und neben zahlreichen Gefangenen 6 Geschütze eroberten. Ferner besetzten wir nach kurzem Kampfe am 15. Februar Bielsk und Plock, wobei etwa 1000 Gefangene in unsere Hände fielen. Auf der Linie Plock—Racionz kam es zu einem blutigen Ringen, das am 17. Februar zu unseren Gunsten entschieden wurde und 3000 Gefangene einbrachte. Eine von Lomza nach Kolno vorgegangene russische Kolonne wurde am 16. Februar geschlagen und hierbei 700 Gefangene gemacht sowie 6 Maschinengewehre erbeutet.

Am 16. Februar abends gab unsere Oberste Heeresleitung folgende zusammenfassende Darstellung all dieser Kämpfe:

In der neuntägigen „Winterschlacht in Masuren" wurde die russische 10. Armee, die aus mindestens 11 Infanterie- und mehreren Kavalleriedivisionen bestand, nicht nur aus ihren starkverschanzten Stellungen östlich der masurischen Seenplatte vertrieben, sondern auch über die Grenze geworfen und schließlich in nahezu völliger Einkreisung vernichtend geschlagen. Nur Reste können in die Wälder östlich von Suwalki und von Augustow entkommen sein, wo ihnen die Verfolger auf den Fersen sind. Die blutigen Verluste des Feindes sind sehr stark. Die Zahl der Gefangenen steht noch nicht fest, beträgt aber sicherlich weit über 50 000. Mehr als 40 Geschütze und 60 Maschinengewehre sind genommen, unübersehbares Kriegsmaterial ist erbeutet.

Seine Majestät der Kaiser wohnte den entscheidenden Gefechten in der Mitte unserer Schlachtlinie bei. Der Sieg wurde durch Teile der alten Osttruppen und durch junge, für diese Aufgabe herangeführte Verbände, die sich den altbewährten Kameraden ebenbürtig erwiesen haben, errungen. Die Leistungen der Truppen bei Überwindung widrigster Witterungs- und Wegeverhältnisse im Tag und Nacht fortgesetzten Marsch und Gefecht gegen einen zähen Gegner sind über jedes Lob erhaben.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg leitete die Operationen, die von Generaloberst v. Eichhorn und General der Infanterie v. Below (siehe die Bilder Seite 188) in glänzender Weise durchgeführt wurden, mit alter Meisterschaft. Oberste Heeresleitung.

Es dauerte dann noch mehrere Tage, bis sich der Gesamtumfang unserer Beute endgültig feststellen ließ. Erst am 22. Februar konnte aus dem Großen Hauptquartier berichtet werden:

Die Verfolgung nach der Winterschlacht in Masuren ist beendet. Bei der Säuberung der Wälder nordwestlich von Grodno und bei den in den letzten Tagen gemeldeten Gefechten im Bobr- und Narewgebiet wurden bisher 1 kommandierender General, 2 Divisionskommandeure, 4 andere Generale und annähernd 40 000 Mann gefangen, 75 Geschütze, eine noch nicht festgestellte Anzahl von Maschinengewehren nebst viel sonstigem Kriegsgerät erbeutet.

Die Gesamtbeute aus der Winterschlacht in Masuren steigt damit bis heute auf 7 Generale, über 100 000 Mann, über 150 Geschütze und noch nicht annähernd übersehbares Gerät aller Art, einschließlich Maschinengewehre.

Schwere Geschütze und Munition wurden vom Feind mehrfach vergraben oder in den Seen versenkt. So sind gestern bei Lötzen und im Widminnensee 8 schwere Geschütze von uns ausgegraben oder aus dem Wasser geholt worden.

Die 10. russische Armee des Generals Baron Sievers kann hiermit als völlig vernichtet angesehen werden. —

Am 21. Februar hatten ihre Reste im Augustower Forste die Waffen gestreckt, nachdem alle Versuche des russischen Armeeführers, Generals Sievers, mit den ihm verbliebenen über den Bobr und nach Grodno entkommenen Armeeteilen die eingekesselten vier Divisionen herauszuhauen, unter schwersten Verlusten gescheitert waren. Der Wald von Augustow barg nun eine ungeheure Beute. Sie zu sichern war keine Kleinigkeit, da die deutsche Truppe auch in den auf die Übergabe folgenden Tagen eine Anzahl russischer Angriffe abzuwehren hatte, die von frischen feindlichen Truppen aus der Festung Grodno heraus und über den Bobr hinweg geführt wurden. Trotzdem trafen schon vom 23. Februar an die ersten erbeuteten Geschütze in Suwalki und Augustow ein, deren Zahl sich von Tag zu Tag vermehrte, so daß hier große Parke von je 80—100 Geschützen jeden Kalibers entstanden. Längere Zeit beanspruchte die Bergung der übrigen Beute. Da lagen ungeheure Mengen in dem Waldgebiete östlich von Augustow bis hinauf nach Makatze. Auf der großen Straße nach Grodno zwischen Augustow und Lipszk waren allein etwa 50 vollgefüllte russische Munitionswagen stehen geblieben. Auch der Weg über Czarnybrod—Rudafka—Supoßkin zeigte auf Schritt und Tritt die Spuren des russischen Rückzuges. Nahe diesen beiden Straßen begegnet man im Forste überall flüchtig aufgeworfenen russischen Schützengräben und Schützenlöchern sowie notdürftig errichteten Erdhütten oder Erdlöchern. Schier unermeßlich wurde die Beute in dem Grodno zu gelegenen südöstlichsten Teil des



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. P.

Brotausgabe an 15 000 russische Gefangene, die vor dem Bahnhof in Augustow ihre Überführung nach Deutschland erwarten.



Ein Zug gefangener Russen kommt durch ein russisches Dorf. Phot. Benninghoven, Berlin.



Deutsche Fuhrparkkolonnen in der Ebene von Suwalki. Phot. Benninghoven, Berlin.



Phot. Benninghoven, Berlin.

Deutsche Siegesbeute aus der Schlacht in Masuren: Gefangene Russen und erbeutete Geschütze in Seiny.



Phot. Benninghoven, Berlin.

Gefangene Russen in Suwalki.

Augustower Forstes, wo die eingeschlossenen vier Divisionen die letzten Tage zugebracht und sich schließlich auch ergeben haben. Bei dem Vorwerke Ljubinowo zählte man allein 100 Kriegsfahrzeuge aller Art. Losgerissene Artillerie- und Bagagepferde umschwärmten zu Dutzenden das Vorwerk, viele davon trugen noch ihre ganzen Geschirre, andere hatten sich ihrer schon entledigt. Ähnliche Bilder waren bei den Dörfern Markowitz und Bogatyri zu beobachten. Bei Wolkusch betrug die Zahl der liegengebliebenen Munitionswagen und Fahrzeuge der Gefechtsbagage mehrere hundert. Ganze Stapel russischer Gewehre waren hier aufgeschichtet, daneben lagen Fernsprechgeräte und Geschirre in großer Zahl. Am größten aber war das Bild der Zerstörung in dem Waldgelände zwischen Gut Wolkusch und Vorwerk Mlyneck. Hier lagen ganze russische Bagagekolonnen, die vom deutschen Artilleriefeuer niedergemacht worden waren. Bei Vorwerk Mlyneck erlitt eine anscheinend im Übergang über den Wolkuschbach begriffene Munitionskolonne ein gleiches Schicksal. Die gefüllten Munitionswagen lagen hier teilweise umgestürzt rechts und links des Weges beiderseits des Baches. Einige Fahrzeuge wurden von den durchgehenden Pferden bis ans Wasser gezogen und kippten hier um. In dem tiefen Mühlenschachte hingen zwei Pferde, die in ihrer Verzweiflung hineingesprungen und hinuntergestürzt waren, da sie anscheinend die Brücke selbst versperrt vorgefunden hatten. Bei Bartnicki und Staroshintzy findet man die Spuren des letzten russischen Widerstandes in Gestalt von Schützengräben und Erdlöchern. Von hier aus machten die Russen die letzten Versuche, den eisernen deutschen Ring zu durchbrechen. Auf der Wegstrecke zwischen Mlyneck und Bartnicki lagen Hunderte schwerer russischer Granaten, die hier von den Kanonieren entweder fortgeworfen worden oder bei der Übergabe liegen geblieben waren.

* * *

Auf dem flandrischen Kriegschauplatze tobte seit dem 3. Februar der Kampf wieder in vollem Umfang. Dabei wurden von den englischen Schiffsgeschützen sowohl in Westende und Middelkerke wie in Mariakerke schwere Beschädigungen an den Häusern angerichtet und viele Bürger getötet. Die Bevölkerung der Küstenstädte, die teilweise wieder dorthin zurückgekehrt war, flüchtete bei Beginn dieser neuen Kämpfe abermals nach Ostende und Thourout. Bei Nieuport fand unter Beteiligung der englischen Flotte ein schweres Gefecht statt. Während die Verbündeten aus St.-Georges vorrückten und die Deutschen, die östlich von Lombartzyde standen, angriffen, gingen sie gleichzeitig in der Richtung auf Westende vor, das schon früher wiederholt von ihren Vorposten erreicht worden war, aber trotz aller Versuche nicht besetzt werden konnte. Die englischen Schiffe waren in den letzten Tagen auch mehrere Male vor Zeebrügge erschienen. Die deutschen Küstenbatterien gaben dann jedesmal einige Schüsse ab, aber zu einer eigentlichen Beschießung ging die englische Flotte nicht über. In die deutsche Besatzung der Küstenplätze Knocke und Heist kam dann jedesmal lebhafte Bewegung, und eilends kamen zahlreiche Abteilungen Infanterie, besonders Matrosen, herbei, um ihre Laufgräben und ihre Stellungen bei den Batterien einzunehmen. Auch in der Luft wurde erbittert gekämpft. Mehrmals täglich erschienen feindliche Flugzeuge, und besonders über Zeebrügge wurden Bomben geworfen. Dann erdröhnte oft die Luft vom Kanonendonner gegen die Flugzeuge. Manchmal erschienen die Aeroplane in Abteilungen von fünf und sechs. Nachts wurde der Himmel von Scheinwerfern nach den unerwünschten Vögeln abgesucht. Die Bevölke-



Die masur
aus der



Seenplatte
elschau.

Torpedoboote lagen schon seit dem 8. Februar vor Ostende, wo verschiedene deutsche Stellungen unter Feuer genommen wurden. Am 10., um neun Uhr morgens, erschienen zwei Kreuzer dieses Geschwaders vor der Küste bei Zeebrügge. Unsere Truppen, die offenbar begriffen, daß sie beschossen werden sollten, eröffneten ein heftiges Feuer auf die beiden Schiffe, das von diesen nicht erwidert wurde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die beiden Kreuzer unsere Batterien zum Feuern bringen wollten, um unsere Stellungen auszufinden. Der größte Teil der deutschen Batterien beteiligte sich nicht an der Beschießung; doch wurde ein englischer Flieger, der dreimal in nicht allzu großer Höhe von Zeebrügge nach Knocke hin- und zurückflog, von ihnen heftig unter Feuer genommen. Gegen zehn Uhr kamen auch vier Torpedoboote des erwähnten Geschwaders in Sicht und näherten sich der Küste so weit wie möglich. Während einer halben Stunde wurde eine große Anzahl Granaten auf die deutschen Stellungen gefeuert, wodurch, wie unsere Gegner behaupteten, zwei deutsche Batterien südlich von Zeebrügge zum Schweigen gebracht, wiewohl nicht vernichtet wurden. In der Schule zu Zeebrügge, die schon bei der früheren Beschießung (Band I Seite 457) beschädigt worden war, entstand Feuer. Auch der Hafen hatte zu leiden. Nach einer halben Stunde zogen sich die englischen Torpedoboote hinter die Kreuzer zurück, und nun begannen diese etwa eine Viertelstunde zu feuern; dann zog sich das gesamte Geschwader zurück.

Auch bei Ypern hatten sich Mitte Februar heftige Kämpfe entsponnen, die unseren Truppen Erfolge namentlich bei Morslede, dessen nach Ypern zu gelegener Teil völlig flach geschossen wurde, und bei St.-Eloi, südlich Ypern, eintrugen. In diesen Tagen drang auch die Kunde von unseren herrlichen Erfolgen in der Winterschlacht in Masuren in das Lager unserer Feinde im Westen und rief große Bestürzung hervor. Um diese große Niederlage ihres östlichen Verbündeten wenigstens einigermaßen wieder wettzumachen, unternahmen Franzosen und Engländer am 16. und in der Nacht zum 17. Februar an der ganzen Front besonders hartnäckige Angriffe, doch ohne jeden Erfolg. Nur auf der

rung wurde stark beunruhigt. Dazu gesellte sich an den Küstenplätzen die Sorge um den Unterhalt. Brot war nur zu erhalten, wenn die deutsche Militärbehörde so menschenfreundlich war, etwas von ihren Vorräten an die Bevölkerung abzutreten. Am 7. Februar war es ziemlich ruhig in Westbelgien, aber am 8. Februar früh erdröhnte die Luft wieder vom Kanonendonner, der auch von See her kam. Auch der Luftangriff war an diesem Tage heftiger als jemals. —

Am 10. Februar gingen die Engländer von neuem gegen Zeebrügge vor. Die Beschießung der flandrischen Küstenorte richtete überall große Verwüstungen an, und viele Bürger fielen ihr zum Opfer. Zwei feindliche Kreuzer und sechs

Straße Arras—Lille konnten die Gegner am 17. Februar in ein kleines Stück unserer Gräben eindringen, wurden aber schon am nächsten Tage wieder daraus vertrieben.

Auch ein Zeppelin betätigte sich in Flandern in der Nacht vom 21. zum 22. Februar mit gutem Erfolg. Um 4 Uhr früh erschien, wie aus Paris gemeldet wurde, ein solcher von Nordnordwest in 300 Meter Höhe über Calais und steuerte gerade auf den Fontinettes-Bahnhof zu. Erst als sich das Luftschiff über den Eisenbahngeleisen befand, ließ es die erste Bombe fallen, die das Geleise nach Dünkirchen zerstörte. Gleich darauf stieg es wieder empor, warf fünf Bomben auf einmal ab, die zum Teil auf dem Eisenbahnkörper explodierten, und entfernte sich dann. Später



Ein Haus in Ostpreußen, dem die Umfassungsmauern durch einen Volltreffer weggerissen wurden, während das Dach am Schornstein hängen blieb.

tauchte der Zeppelin über Dünkirchen auf, wo er aber anscheinend keine Bomben abwarf. Aus beiden Städten wurde er ergebnislos beschossen.

Am 1. März meldete unsere Oberste Heeresleitung, daß bei Wervicq, nördlich Lille, ein englisches Flugzeug durch unsere Beschießung zum Landen gezwungen worden sei. Gleichzeitig gab unser Generalstab Kenntnis von der abermaligen Anwendung eines eigentümlichen Kampfmittels durch die Franzosen. Im amtlichen Tagesbericht hieß es nämlich: „An einer Stelle unserer Front verwendeten die Franzosen wiederum, wie schon vor einigen Monaten, Geschosse, die bei der Detonation übelriechende und erstickende Gase entwickeln."

Anfang März wurden die Kämpfe bei Ypern wieder mit großer Heftigkeit aufgenommen.

Einen fesselnden, aber anscheinend nicht unparteiischen Bericht gab der Korrespondent der deutschfeindlichen „Tijd". Danach waren die Erfolge, die wir bei Lombartzyde erzielten, von großem Nutzen für uns gewesen. Die Deutschen besitzen noch immer, schrieb er, einen Teil von Lombartzyde. Die große Düne ist nicht mehr durch die Deutschen besetzt, aber sie ist auch nicht durch die Verbündeten genommen. Bei Stuyvenskerke halten die Deutschen noch zwei oder drei kleinere Posten am linken Ufer der Yser. In der Umgebung von Ypern haben die Deutschen (ungefähr 200 000 Mann) sich sehr gut befestigt. Dort kämpfen die Engländer zusammen mit den Franzosen, und es haben bereits mehrere blutige Gefechte stattgefunden. Furnes, wo das belgische Hauptquartier bis vor kurzem aufgeschlagen war, ist seit fünf Tagen nicht mehr beschossen worden. Die Bevölkerung, die noch geblieben war, verbirgt sich meistens in den Kellern. Aber auch da ist man nicht sicher. Während der letzten Beschießung wurde der Küster in einem Dorfe bei Furnes, der sich mit seiner Familie im Keller verborgen hatte, dort mit ihr getötet. Drei Granaten fielen auf das Haus. Hier in La Panne bei Furnes ist es ziemlich ruhig, wenn man natürlich auch beständig den Kanonendonner aus der Ferne hört, wo die Deutschen von Zeit zu Zeit die verschiedenen Punkte der Front, wie Nieuport, Ostkerke, Ostdunkerke, Wulpen usw. beschießen. Die Kanonen der Verbündeten antworten mit gutem Erfolg; sie bringen sogar von Zeit zu Zeit deutsche Geschütze zum Schweigen. Die Soldaten wachen in den Laufgräben und stehen Tag und Nacht bereit. Aus den Dörfern in der Nähe der Front ist ein großer Teil der Bevölkerung geflüchtet. Viele Bauern aber trotzen der Gefahr und setzen ruhig ihre Landarbeit fort. Wenn die Granaten fallen, flüchten sie in die Keller oder in Laufgräben, die sie in der Nähe ihrer Wohnungen angelegt haben.

Am 10. März wurde bei einem bei Givenchy gefangenen Soldaten des 1. englischen Armeekorps folgender Befehl gefunden:

„Wir stehen im Begriff, den Feind unter ungewöhnlich günstigen Bedingungen anzugreifen. Bisher hat in diesem Feldzug die britische Armee durch ihren Schneid und ihre Entschlossenheit Siege über einen Feind davongetragen, der an Zahl und Bewaffnung weit stärker war. Jetzt haben uns Verstärkungen dem Feinde vor unserer Front überlegen gemacht. Jetzt sind unsere Kanonen besser als die des Feindes, nicht nur an Zahl, sondern vor allem: es sind die wirkungsvollsten Kanonen, die jemals bei einer Armee gebraucht worden sind.

Unsere Flieger haben die deutschen Flieger aus der Luft vertrieben.

Unsere Verbündeten, Russen und Franzosen, haben merkliche Fortschritte gemacht und dem Feinde gewaltige Verluste beigebracht. Die Deutschen sind zudem durch Unruhen im Inlande und Mangel an allem zur Kriegführung Notwendigen geschwächt. Es steht daher nicht zu erwarten, daß sie gegen uns hier noch erhebliche Verstärkungen einzusetzen haben. Uns gegenüber steht nur ein einziges deutsches Korps mit einer Ausdehnung gleich der unserer ganzen Armee. Wir werden jetzt mit etwa 48 Bataillonen einen Abschnitt in der Front angreifen, der von nur etwa drei deutschen Bataillonen verteidigt wird. Am ersten Tage des Kampfes werden die Deutschen voraussichtlich höchstens noch vier weitere Bataillone zur Verstärkung für den Gegenangriff heranziehen können. Schnelligkeit ist daher die Hauptsache, um dem Feinde zuvorzukommen und um den Erfolg zu haben, ohne schwere Verluste zu erleiden. Niemals in diesem Kriege hat es einen günstigeren Augenblick für uns gegeben, und ich bin des Erfolges gewiß. Seine Größe hängt von der Schnelligkeit und Entschlossenheit unseres Vorgehens ab. Wenn wir auch in Frankreich kämpfen, so wollen wir uns doch immer vor Augen halten, daß wir für die Erhaltung des Britischen Reiches kämpfen und für den Schutz unserer Heimat gegen die planmäßige Barbarei des deutschen Heeres.

Wir müssen alle zu dem Erfolg beitragen und wie Männer für Altenglands Ehre kämpfen.

D. Haig,
Oberbefehlshaber der 1. Armee.

London, März 1915."

Dieser Befehl zeigt, zu welchen Mitteln hohe englische Offiziere greifen mußten, um den ihnen unterstellten Truppen Mut und Entschlossenheit einzuflößen. In welch hohem Ansehen müssen die deutschen Truppen beim Feinde stehen, wenn dieser nur bei der gewaltigen Überlegenheit von 48 Bataillonen gegen 3 einen Erfolg erwartet. Der angekündigte Angriff der englischen 1. Armee erfolgte am 10. März. Es gelang den Engländern, auf einer Breite von etwa 2½ Kilometern beiderseits Neuve Chapelle in unsere vorderste Linie einzudringen. Auf den übrigen Teilen des Kampffeldes aber wurden die Engländer unter Verlusten abgewiesen. Sie gaben (in der „Times") selbst zu, bei Neuve Chapelle 12 000 Mann verloren zu haben, trösteten sich aber mit der Behauptung, die Deutschen hätten daselbst 18 000 Mann eingebüßt. Dagegen erklärte die deutsche Heeresleitung, daß unsere Verluste bei Neuve Chapelle kaum ein Drittel der von unseren Feinden genannten Zahl betrügen.

Auch auf den übrigen Teilen des westlichen Kriegschauplatzes tobten im Februar und Anfang März heftige Kämpfe. So versuchten die Franzosen am 3. bei Perthes vorzudringen, was jedoch durch uns vereitelt wurde. Nördlich und nordwestlich Massiges, nordwestlich St.-Menéhould, griffen unsere Truppen ebenfalls an, stießen im Sturm über drei hintereinanderliegende feindliche Grabenlinien und setzten sich in der französischen Hauptstellung in einer Breite von 2 Kilometern fest. Sämtliche Gegenangriffe der Franzosen, die diese auch nachts fortsetzten, wurden abgeschlagen, etwa 7 Offiziere und 600 Mann gefangen

genommen, 9 Maschinengewehre, 9 Geschütze kleineren Kalibers sowie viel sonstiges Material erbeutet. Auch bei Souain versuchten die Franzosen einen Infanterieangriff, der jedoch abgewiesen wurde und 478 Mann nebst 4 Offizieren in unsere Hände lieferte. Bei Massiges drangen unsere Truppen am 12. Februar noch weitere 1200 Meter vor, und nordöstlich Pont-à-Mousson entrissen wir am 13. den Franzosen das Dorf Norroy und die westlich dieses Ortes gelegene Höhe 365.

Wie in Flandern, so unternahmen die Franzosen auch im übrigen Frankreich nach dem Eintreffen der Kunde vom deutschen Siege in Masuren hartnäckige Angriffe auf unsere Stellungen. Nordöstlich von Reims wurden am 16. Februar heftige feindliche Angriffe abgewiesen und hierbei 2 Offiziere und 170 Mann gefangen genommen, welche Zahl sich am nächsten Tage noch erhöhte. Ebenfalls am 16. richteten sich gegen unsere Linien in der Champagne besonders starke Vorstöße, die mehrfach zu erbitterten Nahkämpfen führten. Fast überall wurden die feindlichen Angriffe abgewiesen und 300 Franzosen gefangen genommen, eine Zahl, die schon am nächsten Tage auf 11 Offiziere und 785 Mann stieg. In einigen Gräben war der Feind allerdings eingedrungen, aber schon am 17. Februar konnte er sich nur noch an wenigen Stellen halten. Am nächsten Tage führten diese Kämpfe unter Gefangennahme von 100 Mann zur Zurückweisung sämtlicher französischen Angriffe. Tags darauf suchte der Gegner nördlich Perthes und nördlich Le Mesnil unsere Linien zu durchbrechen, was ihm an einigen Stellen gelang, so daß er in unsere vordersten Gräben eindrang, wo er sich aber nicht lange behaupten konnte.

Wie unsere Heeresleitung am 22. Februar bekannt gab, wurden bis zu diesem Tage in der Champagne 15 Offiziere und über 1000 Mann gefangen genommen. In den nächsten Tagen unternahmen die Franzosen bei und nördlich Perthes wiederholte Angriffe, die sämtlich zu unseren Gunsten endeten. Am 23. Februar kam es hier an mehreren Stellen zu erbitterten Nahkämpfen, in deren Folge der Feind in seine Stellungen zurückgeworfen wurde.

Ein anschauliches Bild von solchen Kämpfen gibt der folgende Feldpostbrief:

„Wir haben seit drei Wochen tagtäglich die heftigsten Gefechte. Die Franzosen greifen mit bewundernswertem Mut immer wieder aufs neue an. Es grenzt häufig an Wahnsinn. Hunderte von Toten füllen oft den Raum zwischen den beiden Drahtverhauen aus. Aber kaum ist einige Ruhe nach einem hitzigen Gefecht eingetreten, so beginnt die französische Artillerie ihr Konzert schon wieder von neuem. Einen französischen Artillerieangriff schildern, halte ich für ausgeschlossen, und stundenlang einem solchen ausgesetzt sein für mit das Schrecklichste, was der Krieg bringt. Wo man gerade ist, da bleibt man liegen, stundenlang. Unsere Gräben und Drahtverhaue haben schon ausgesehen, als wenn sie mit einem riesigen Pflug umgepflügt worden seien. Das geht Salve auf Salve, ein Getöse, daß einem die Nerven nachher wie erlahmt sind. In letzter Zeit sind wir, um uns besser gegen dieses wahnsinnige Artilleriefeuer zu schützen, dazu übergegangen, in den Schützengräben und Unterständen 3—4 Meter tiefe Stollen in die Erde zu treiben, wo wir dann das Unwetter an uns vorübergehen lassen. Solange die französische Artillerie arbeitet, sind wir lahmgelegt, nur einzelne Lauscherposten halten Wache.

Plötzlich verstummt die Kanonade, und dies ist der Augenblick, wo die französische Infanterie vorstürmt. Aber auch wir stehen schon auf dem Posten, und mit einem Schnellfeuer geht's dazwischen, dazu rattern die Maschinengewehre, so daß der Feind meistens noch nicht bis an unsere Drahtverhaue herankommt. Wohl sind die Franzosen an verschiedenen Stellen auch schon bis in die vordersten Gräben hereingekommen, aber nie haben sie sich dessen lange erfreuen können. Bei Anbruch der Dunkelheit oder am anderen Morgen war die Strecke wieder rein. So geht's hier schon wochenlang tagtäglich und oft nachts; hin und her wogt der Kampf zwischen den vordersten Gräben. Diese Erde ist mit Blut getränkt. Aber die Franzosen lassen noch nicht nach. Wie in heller Verzweiflung kommen sie jeden Tag aufs neue vor."

Bis Ende Februar setzten die Franzosen diese Angriffe täglich fort, ohne irgend einen Erfolg zu erringen. Immer neue Kräfte brachten sie in die Kämpfe in der Champagne, aber nichts nützte; fast jeder Tag brachte dem Feind nur den Verlust von Tausenden Toter und Verwundeter.

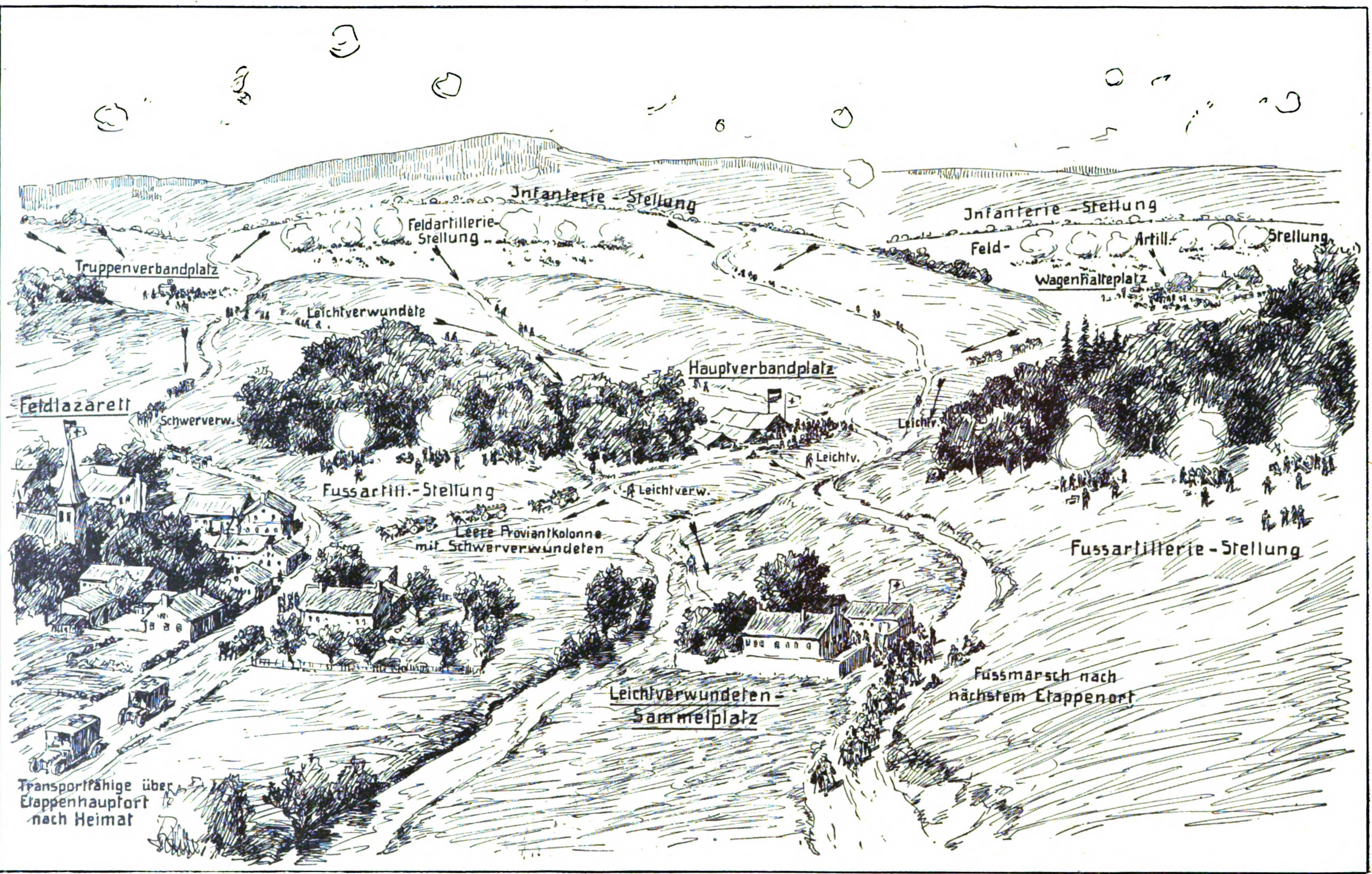
Am 7. März kam es zu heftigen Kämpfen bei Souain. Im Handgemenge wurden die Franzosen am Abend zurückgeschlagen; doch begann der Kampf nachts von neuem, und tags darauf gelang es dem Feind sogar, an einzelnen Stellen vorübergehend in unsere Linien einzudringen. In erbittertem Nahkampf, bei dem zur Unterstützung herbeigeeilte französische Reserven durch unseren Gegenstoß am Eingreifen verhindert wurden, warfen wir den Feind endgültig aus unserer Stellung.

Aus dieser außerordentlich lebhaften Gefechtstätigkeit in der Champagne veröffentlichte der französische Generalstabsbericht häufig unwahre Meldungen von Erfolgen, die die französische Armee errungen haben sollte. Dies veranlaßte unsere Heeresleitung am 10. März zu einer zusammenfassenden Darstellung, durch die alle Lügenmeldungen des Gegners mit aller Deutlichkeit richtiggestellt wurden. Der Bericht lautete:

Mit den heute und in den letzten Tagen gemeldeten Kämpfen ist die Winterschlacht in der Champagne so weit zu einem Abschluß gebracht, daß kein Wiederaufflackern mehr an dem Endergebnis etwas zu ändern vermag. Die Schlacht entstand, wie hier schon am 17. Februar mitgeteilt wurde, aus der Absicht der französischen Heeresleitung, den in Masuren arg bedrängten Russen in einem ohne jede Rücksicht auf die Opfer angesetzten Durchbruchsversuch, als dessen nächstes Ziel die Stadt Vouziers bezeichnet war, Entlastung zu bringen. Der bekannte Ausgang der Masurenschlacht zeigt, daß die Absicht in keiner Weise erreicht worden ist. Aber auch der Durchbruchsversuch selbst darf heute als völlig und kläglich gescheitert bezeichnet werden. Entgegen allen Angaben in den offiziellen französischen Veröffentlichungen ist es dem Feinde an keiner Stelle gelungen, auch nur den geringsten nennenswerten Vorteil zu gewinnen. Wir verdanken dies der heldenhaften Haltung unserer dortigen Truppen, der Umsicht und Beharrlichkeit ihrer Führer, in erster Linie dem Generaloberst v. Einem, sowie den kommandierenden Generalen Riemann und Fleck. In Tag und Nacht un-

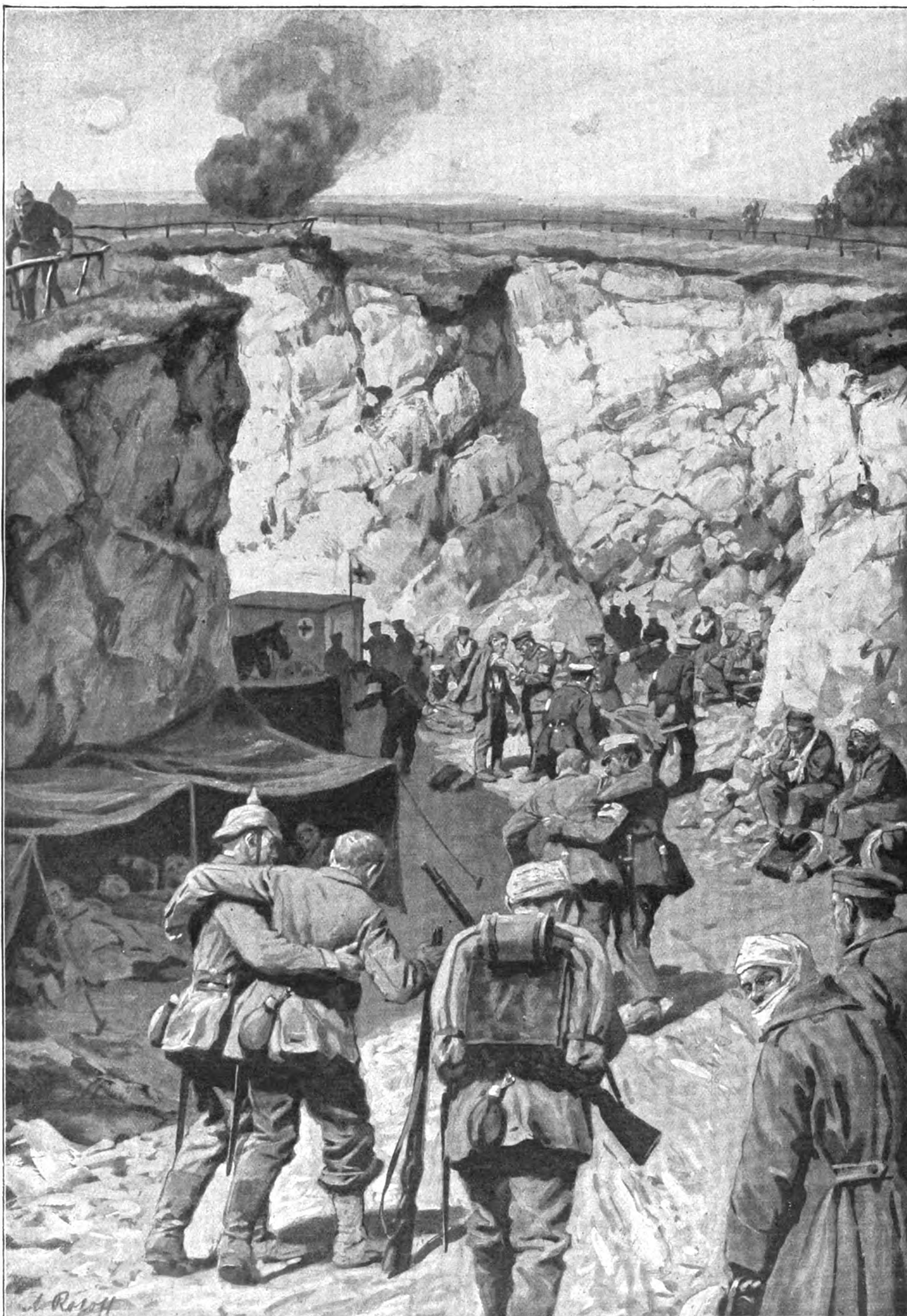


Von einer Granate zerstörtes Haus in Ostpreußen.
Die hintere Wand wurde weggerissen, worauf sich das Dach auf die Seite legte.



Sanitätsmaßnahmen einer Infanteriedivision im Felde.

Nach den Aufzeichnungen eines mitkämpfenden Offiziers.



Truppenverbandplatz in einem Steinbruch an der Aisne.

Nach der Skizze eines Offiziers gezeichnet von A. Roloff.

unterbrochenen Kämpfen hat der Gegner seit dem 16. Februar nacheinander mehr als sechs voll aufgefüllte Armeekorps, ungeheuerliche Massen schwerer Artilleriemunition eigener und amerikanischer Fertigung — oft mehr als 100 000 Schuß in 24 Stunden — gegen die von zwei schwachen rheinischen Divisionen verteidigte Front von 8 Kilometer Breite geworfen. Unerschütterlich haben die Rheinländer und die zu ihrer Unterstützung herangezogenen Bataillone der Garde und anderer Verbände dem Ansturm sechsfacher Überlegenheit nicht nur standgehalten, sondern sind ihm oft genug mit kräftigem Gegenstoß zuvorgekommen. So erklärte sich, daß, obwohl es sich hier um reine Verteidigungskämpfe handelt, mehr als 2450 unverwundete Gefangene, darunter 35 Offiziere, in unseren Händen blieben. Freilich sind unsere Verluste einem tapferen Gegner gegenüber schwer. Sie übertreffen sogar diejenigen, die die gesamten an der Masurenschlacht beteiligten deutschen Kräfte erlitten. Aber sie sind nicht umsonst gebracht. Die Einbuße des Feindes ist auf mindestens das Dreifache der unsrigen, das heißt auf mehr als 45 000 Mann zu schätzen. Unsere Front in der Champagne steht fester als je. Die französischen Anstrengungen haben keinerlei Einfluß auf den Verlauf der Dinge im Osten auszuüben vermocht. Ein neues Ruhmesblatt hat deutsche Tapferkeit und deutsche Zähigkeit erworben, das sich demjenigen, das fast zu derselben Zeit in Masuren erkämpft wurde, gleichwertig anreiht.

Oberste Heeresleitung.

Nach diesen herrlichen Erfolgen unserer Truppen sandte Generaloberst v. Einem folgendes Telegramm an den König von Sachsen:

Eurer Majestät melde ich alleruntertänigst, daß in der Winterschlacht in der Champagne die Königlich Sächsischen Reserve-Infanterieregimenter Nr. 101, 104 und 107, Teile des Infanterieregiments Nr. 177 und die Haubitzenabteilung des 8. Reservekorps mit großer Auszeichnung, unermüdlicher Ausdauer und Todesverachtung gefochten haben. Die Schlacht bedeutet ein Ruhmesblatt in der Geschichte dieser vortrefflichen Truppenteile. Seiner Majestät dem Kaiser und König habe ich die gleiche Meldung erstattet. v. Einem, Generaloberst und Befehlshaber.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Sanitätstaktische Maßnahmen im Operationsgebiet.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 228 und 229.)

Für die Sanitätsoffiziere und -mannschaften beginnen die dienstlichen Anstrengungen schon auf den Märschen. Müssen sie doch bei jedem Halt, also in der Zeit, in der die Truppen ein wenig ausruhen können, sich der Marschschäden (aufgelaufene Füße, Durchreiten, Übelkeit, Hitzschlag) annehmen. Die Kranken, die nicht bei der Truppe verbleiben können, werden in Krankensammelstellen untergebracht, die in Ortschaften eingerichtet werden müssen. Praktischerweise benutzt man Schulzimmer, Wartesäle, Scheunen und dergleichen. Leichtkranke werden nach Möglichkeit mitgenommen. Unter Umständen läßt man sie auf den Kranken- oder Sanitätswagen der Sanitätsformationen weiterfahren, oder sie dürfen auf die Wagen der Gefechts- oder großen Bagage ihrer Truppen aufsitzen. Kranke, die nicht beförderungsfähig sind oder deren Wiederherstellung längere Zeit in Anspruch nimmt, werden der nächsten Etappenbehörde, einem Krankenhause oder im Notfall der Ortsbehörde anvertraut.

Dann muß das Personal sich schleunigst marschfähig machen, um in Eilmärschen seinen Truppenteil wieder einzuholen.

Entspinnt sich ein Gefecht, so werden beim Eintritt größerer Verluste, also wenn zum Beispiel die gegnerische Artilleriefeuerzone durchschritten werden muß, durch den Truppenteil die Truppenverbandplätze errichtet (siehe Bild Seite 229). Zu diesem Zweck verfügt jedes Bataillon zu vier Kompanien über zwei Ärzte, vier Sanitätsmannschaften, sechzehn Krankenträger und die als Hilfskrankenträger ausgebildeten Musiker, sowie einen Infanteriesanitätswagen; bei den übrigen Truppengattungen ist das Verhältnis ein ähnliches.

Für die Wahl der Verbandplätze sind die folgenden Anforderungen zu berücksichtigen: die Plätze müssen Deckung gegen Sicht und möglichst auch gegen Feuer bieten. Nun kann man sich bei der Anlage verhältnismäßig leicht gegen Infanteriefeuer schützen. Etwas anderes ist es mit dem Artilleriefeuer. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, daß es kein entsetzlicheres Gefühl gibt, als einen Tag lang verwundet und bewegungsunfähig auf einem Verbandplatz liegen zu müssen, über dem die feindlichen Granaten krachend zerbersten. Anderseits muß man bedenken, daß die Reichweite der schweren Geschütze, hauptsächlich in der Nähe der Festungen, ein Bestreuen des Geländes bis ungefähr 10 Kilometer hinter die vorderste Schützenlinie hinaus gestattet; die Verbandplätze, hauptsächlich die vorderen, die sich nur ½—1½ Kilometer hinter dem Rücken der fechtenden Truppen befinden, sind also immer auf gut Glück dem feindlichen Artilleriefeuer ausgesetzt. Gegen Flachbahnschüsse kann man sich noch durch Ausnutzung der toten Winkel schützen, wie sie Geländevertiefungen, Steinbrüche, Hohlwege bilden. Doch gegen Bogenschüsse hilft auch dies nicht viel.

Trotzdem benötigen wir unsere Verbandplätze so nah wie möglich an der Front. Sie müssen für die Verwundeten leicht und rasch auffindbar und zugänglich sein. Ein Haupterfordernis ist gutes Trinkwasser in der Nähe und Schutz sowohl gegen heftige Sonne als auch gegen Regen. Erwünscht ist die Nähe von Ortschaften, aus denen man Stroh, Betten, Bettstellen, Bretter, Fuhrwerke, Beleuchtung und Verpflegung beitreiben kann. Ein Zusammenarbeiten mehrerer Verbandplätze durch Vereinigung hat sich bewährt und war auch in den Vorschriften vorgesehen.

Mehren sich die Verluste, so daß sie die Leistungsfähigkeit der Truppensanitätskräfte übersteigen und die Sanitätskompanie voll beansprucht wird, so befiehlt der Truppenbefehlshaber dem Divisionsarzt, wo der Hauptverbandplatz zu errichten ist, der den Verwundeten in höherem Grade, als es bei den Truppenverbandplätzen möglich ist, ärztliche Hilfe gewähren und ihre Überführung in die Feldlazarette bewerkstelligen soll.

Die Errichtung des Hauptverbandplatzes geschieht durch die Sanitätskompanie, die aus 9 Ärzten und 250 Mannschaften besteht. Hier können sehr viel Verwundete versorgt werden, da die Ausrüstung an Zelten, Instrumenten, Verbandmitteln, Schienen und Gips für Gipsverbände, sowie Lebensmitteln für die Erschöpften sehr vielseitig und reichlich ist. Zwei Sanitätswagen, zwei Packwagen und ein Lebensmittelwagen bleiben beim Hauptverbandplatz, der bei Tage durch die National- und Genfer Flagge, bei Nacht durch eine rote Laterne kenntlich gemacht werden muß, während der militärische Führer der Kompanie, ein Offizier, das Ausschwärmen und Sichverteilen der mit der Genfer Binde versehenen Krankenträger und der Hilfskrankenträger leitet, die mit einer roten Binde kenntlich gemacht werden. Außerdem leitet er das gedeckte Vorfahren der acht Krankenwagen der Kompanie bis möglichst dicht hinter die Front, wo sie den Wagenhalteplatz bilden (siehe Bild Seite 228) und die Verwundeten, die durch die Krankenträger zurückgebracht werden, zum Hauptverbandplatz zurückfahren.

Auf dem Hauptverbandplatz selbst leitet der Chefarzt den Dienstbetrieb und trifft seine Maßnahmen für Beitreibung von allen Hilfsmitteln zur Verwundetenfürsorge, da es bei jedem größeren Gefecht Tag und Nacht zu arbeiten gilt, um dem großen, anhaltenden Andrang gerecht zu werden.

Dementsprechend ist der Hauptverbandplatz auch nur eine Art Übergangstation. Die Verwundeten werden zur besseren Übersicht, und um ihnen Verbandwechsel sowie unnötige Untersuchungen zu ersparen, eingeteilt in Marschfähige, Transportfähige und Nichttransportfähige; dies ist an einem Wundtäfelchen mit 0, 1 oder 2 roten Streifen sofort zu erkennen, auf dem auch noch kurze Angaben über Verwundung, ersten Verband und dergleichen vermerkt sind.

Leichtverwundete werden meist durch Fußmarsch zur Leichtverwundetensammelstelle geschickt, wo sie auch von der Front oder den Truppenverbandplätzen her eintreffen. Dieser Sammelplatz hat den Zweck, die Verbandplätze möglichst zu entlasten. Er wird erst kurz vor oder im Gefecht selbst an der Anmarschstraße angelegt. Doch ist darauf zu achten, daß der Verkehr der anrückenden Truppen und Kolonnen nicht darunter leidet. Von hier werden die versorgten Verwundeten entweder zum Truppenteil zurückgeschickt, wenn es sich um kleinere Verletzungen handelt, die den Gebrauch der Waffen nicht beeinträchtigen, oder sie werden nach dem nächsten Etappenort geschlossen in Marsch gesetzt, um auch den Leichtverwundetensammelplatz möglichst rasch zu entlasten.

Die Schwerverwundeten werden sowohl von den Truppenverbandplätzen, als auch vom Hauptverbandplatz mit Hilfe der Krankenwagen, die für vier liegende Verwundete eingerichtet sind, durch leere Lebensmittelwagen oder requirierte Landwagen nach dem Feldlazarett gefahren, wo sie aus der provisorischen Versorgung in eine Lazarettpflege kommen.

Die Feldlazarette (siehe Bild Seite 228), zwölf bei jedem Armeekorps, können bis zu 200 Verwundete aufnehmen. Sie werden außerhalb des unmittelbaren Gefechtsbereiches in Ortschaften oder in deren Nähe errichtet. Doch habe ich in Frankreich, westlich Verdun, erlebt, daß die Granaten bis in die Feldlazarette flogen. Ein Blick auf Bild Seite 228 wird unter Berücksichtigung dessen einen Begriff von der Tiefe unserer heutigen Gefechtsfelder geben. Ein Kenntlichmachen der Feldlazarette durch die National- und die Genfer Flagge nützt bei dem oft angewandten Streuverfahren und Planschießen der Artillerie nicht viel.

Die transportfähigen Verwundeten werden vom Feldlazarett aus zunächst durch entleerte Proviant-, Munitions-, Autokolonnen und dergleichen nach dem Etappenhauptort gebracht, von wo sie mit Lazarettzügen, Hilfslazarettzügen, oder wo schiffbare Wasserstraßen zur Verfügung stehen, auch durch Transportschiffe nach der Heimat befördert werden.

Eine Tätigkeit der Sanitätsmannschaften wurde bisher nur gestreift, doch ist sie so aufopferungsvoll und wichtig, daß es sich darauf einzugehen verlohnt — das Aufsuchen der Verwundeten.

Bekanntlich ist nach unserer Felddienstordnung streng darauf zu halten, daß die Verwundetenfürsorge die Gefechtskraft der Truppe nicht mindert. Es ist deshalb für Mannschaften verboten, ohne Befehl eines Offiziers Verwundete nach rückwärts zu tragen. Dies ist die schwierige Arbeit einiger Sanitätsmannschaften, der Krankenträger, beziehungsweise der Hilfskrankenträger, die sie meist im feindlichen Feuer verrichten müssen. Schon mancher von ihnen hat seine Treue und Kameradschaft mit dem Tode besiegelt, und es dürfte sehr lehrreich sein, am Ende dieses Krieges statistisch festzustellen, wieviel Mitglieder des Sanitätsdienstes sich als Krankenträger geopfert haben. Im russisch-japanischen Krieg entfielen auf seiten der Japaner von 414 verwundeten und 67 toten Mitgliedern des Sanitätsdienstes allein 294 Verwundete und 32 Gefallene auf die Krankenträger.

Aus diesen Ausführungen, die zumeist auf Grund persönlicher Anschauung und Erlebnisse im heutigen Kriege aufgezeichnet wurden, läßt sich ersehen, daß unsere sanitären Einrichtungen, unseren verwundeten Kriegern unter Hintansetzung aller sonstigen Interessen ihr Los zu erleichtern, auf einer vorbildlichen Höhe stehen.

Der Kriegsschauplatz in der Bukowina.

Von August Nibio.

(Hierzu die Bilder Seite 231, 232/233 und 235.)

Der linke Flügel der gewaltigen Heeresmassen, mit denen die Russen zum Angriff gegen Deutschland und Österreich-Ungarn schritten, hatte die Aufgabe, durch Galizien auf die Karpathenpässe vorzugehen und das österreichisch-ungarische Hinterland zu bedrohen, sowie womöglich eine Vereinigung mit der serbischen Armee herbeizuführen. In den letzten Augusttagen überschritt der Feind nach zahlreichen Gefechten die galizische Grenze.

Am äußersten linken Flügel der Russen waren auf der Bahnlinie Okniça—Nowosielica große Truppenmassen an der Grenze der Bukowina zusammengezogen worden, die für die Maßnahmen in Ostgalizien bestimmt waren. Am 23. August erfolgte bei Nowosielica der erste feindliche Vorstoß (siehe Bd. I S. 160/161 und 245). Landsturmformationen, denen später Infanterie und Artillerie zu Hilfe kam, warfen aber den Feind, der bedeutende Verluste hatte.


Flüchtlinge bei der Heimkehr in die Bukowina.

Als die Russen jedoch neue, sehr starke Kräfte heranzogen, überließen die österreichisch-ungarischen Truppen Czernowitz und die nördliche Bukowina kampflos dem Feinde und zogen sich, nachdem die Pruthbrücken gesprengt worden waren, auf die Hauptarmee in Ostgalizien zurück. Im Süden des Landes blieben nur Landsturmtruppen, deren Aufgabe vornehmlich die Sicherung der Bahnlinien und der Straßen nach Ungarn und Siebenbürgen war. Am 2. September besetzten die Russen Czernowitz und in den folgenden Wochen zur Flankendeckung auch die mittlere Bukowina bis zum Serethfluß. Der südliche, von Rumänen bewohnte Teil des Landes blieb frei; vielleicht, weil man Rumänien, das Rußland doch noch an seine Seite zu ziehen hoffte, nicht vor den Kopf stoßen wollte oder weil es damals noch nicht im Plane der russischen Heeresleitung lag, die wohl mit der Leichtigkeit eines Durchbruches durch die galizischen Karpathenpässe rechnete. Die Russen setzten in Czernowitz russische Verwaltung ein und behielten das besetzte Gebiet in Händen, bis die k. u. k. Armee in der zweiten Hälfte des Oktober einen Gegenstoß unternahm. Siebenbürgischer Landsturm und ungarische Landwehrartillerie wurden herangezogen, und nach mehreren siegreichen Gefechten entlang den Straßen Sereth—Czernowitz und Czudin—Hliniţa konnten diese immerhin recht schwachen Kräfte unter Gendarmerieoberst Fischer am 22. Oktober Czernowitz wieder besetzen. Wochenlang standen nun am Pruth die feindlichen Linien einander gegenüber. Mehrmals versuchten die Russen durch die Beschießung von Czernowitz den Übergang an dieser Stelle zu erzwingen. Es war jedoch möglich, die Stadt gegen alle diese Angriffe zu halten.

Die Kampfhandlungen in der Bukowina waren aber nur von untergeordneter Bedeutung. Es handelte sich bloß



Einzug der Honvedhusa

Nach einer Originalzeichnun



…n Suczawa (Bukowina).

… Professor Anton Hoffmann.

um Flankenbewegungen, die von keiner strategischen Bedeutung für die Lage in Galizien waren und mit dieser auch nicht im Zusammenhang standen.

Da jedoch an der Karpathenfront, wo jeder einzelne Übergang Schauplatz wiederholter und ebenso erbitterter als erfolgloser Angriffe von seiten der Russen geworden war, der geplante Durchbruch nicht gelingen wollte, so nahm die russische Heeresleitung den Plan auf, den Durchbruch nach Siebenbürgen und Ungarn über die Pässe von Mestikanestie und Borgo und von Luczyna und Rodna an der Südwestgrenze der Bukowina aus zu erzwingen. Dieser Plan schien sicheres Gelingen zu versprechen, da sich in den bisherigen Kämpfen das Land nur von schwachen Kräften verteidigt gezeigt hatte. Die Bukowina, die bisher keine große Bedeutung für den Krieg gehabt hatte, wurde zu einem Hauptkriegschauplatz.

Zur Durchführung ihres Planes boten die Russen sehr starke Kräfte auf: an die 90000 Mann, wie die russenfreundlichen Blätter Rumäniens meldeten. Durch ein Umgehungsmanöver bei Hlinitza bedrohten sie Czernowitz, so daß die Stadt geräumt werden mußte, wollte die Besatzung nicht abgeschnitten werden. Am 27. November zogen die Russen zum zweitenmal in Czernowitz ein, aus dem diesmal zwei Drittteile der Bewohner geflüchtet waren.

Der russische Vormarsch nach dem Süden benutzte die drei nord-südlichen Straßenzüge der Bukowina: die Franzensstraße, die von Sereth über Suczawa nach Jakobeny führt, die „verdeckte Karpathenstraße" über Czudin, Solka nach Gura-Humora, wo sie in die Franzensstraße einmündet, und im Westen des Kronlandes die Straße Wiznitz—Seletin in die Luczyna. An der Serethlinie kam es zu neuen Gefechten, doch wurden die Sicherungstruppen, die ja nur einige Bataillone stark waren, vor den überlegenen feindlichen Kräften aus dem Vorlande näher an die Hauptpässe zurückgenommen. Die russischen Truppen konnten also nahezu kampflos vorrücken. Am 30. Dezember wurde Radautz besetzt, am 2. Januar Suczawa und in den folgenden Tagen die Quellgebiete der Suczawa und der Moldawa.



Phot. Gebr. Liebe, Inh. W. Wolff, Stettin.

General der Infanterie v. Linsingen,
Führer der mit den österreichisch-ungarischen Truppen gemeinsam kämpfenden deutschen Südarmee in den Karpathen.

In diesem Abschnitte führen zwei Pässe in das Tal der Goldenen Bistritz: der Luczynapaß aus dem Suczawatale und der Mestikanestiepaß aus dem Moldawatale. An diesen beiden Pässen den Russen Widerstand zu leisten, war der Plan der k. u. k. Heeresleitung. Schon zu Kriegsbeginn war besonders der Mestikanestiepaß, zwischen Valeputna und Jakobeny, durch Drahtverhaue und Betonwerke außerordentlich stark befestigt worden. Bedeutende Truppenmassen unter General der Kavallerie Freiherrn von Pflanzer-Baltin und Feldmarschalleutnant Czibulka hielten die Stellungen. Nach kleineren Aufklärungsgefechten, die für die Russen sehr verlustreich waren, setzte am 18. Januar der Hauptangriff gegen den Paß ein. Die mehrtägigen, äußerst hartnäckigen Kämpfe brachten aber den Russen keinen Erfolg, denn das sehr schmale Putnatal machte es unmöglich, größere Massen zu verwenden, und alle Versuche, die Stellungen zu stürmen, scheiterten an der Steilheit der Hänge und an dem vernichtenden Feuer der österreichisch-ungarischen Geschütze. Nun versuchte der Feind, über den Luczynapaß und Kirlibaba die Goldene Bistritz entlang vorzudringen, um so den Truppen bei Jakobeny, das im selben Flußtale liegt, in den Rücken zu fallen. Am 22. Januar wurde diese Gruppe entscheidend geschlagen und Kirlibaba im Sturme genommen. Auch ein Umgehungsversuch, der die Russen über die Rareugruppe die Bistritz stromaufwärts gleichfalls in den Rücken von Jakobeny führen sollte, mißlang völlig. Die feindliche Hauptmacht zog sich nun nach Kimpolung und Moldawa zurück. Mit diesen Niederlagen konnte der russische Versuch, über die beiden Pässe nach Ungarn vorzudringen, als vollkommen gescheitert angesehen werden.

Nun ging die k. u. k. Armee zum Angriff über. Sie drängte zunächst den Feind aus dem oberen Moldawatal und nahm Moldawa und Breaza sowie Isvor an der obersten Suczawa. Kimpolung räumten die Russen in den nächsten Tagen und traten den allgemeinen Rückzug an. Die Loslösung erfolgte unter heftigen Kämpfen. Am 8. Februar wurden die Russen abermals bei Wama blutig geschlagen. Da die österreichisch-ungarische Gruppe, die im Suczawatale kämpfte, dem bei Isvor geschlagenen Feind mit großer Schnelligkeit folgte, so schwebten die russischen Abteilungen im Moldawatale in Gefahr, überflügelt, von der Rückzugslinie auf Czernowitz abgeschnitten und nach Rumänien abgedrängt zu werden. So nahm ihr Rückzug stellenweise den Charakter einer Flucht an, die in der Richtung auf Czernowitz erfolgte. Die k. u. k. Truppen folgten aber ebenso rasch. Am 10. Februar hatten sie überall die Suczawalinie erreicht, Suczawa (siehe Bild Seite 232/233) und Radautz besetzt, am 11. standen sie am Sereth, und am 17. zogen sie nach täglichen Gefechten in Czernowitz ein. Damit war die Pruthlinie gewonnen und die Bukowina bis auf den kleinen Abschnitt zwischen Pruth und Dnjestr vom Feinde gesäubert.

Der russische Vorstoß, der mit so großen Kräften ins Werk gesetzt worden war und so kläglich endete, hatte mithin trotz der gewaltigen Menschenopfer (Privatmeldungen aus Rumänien geben allein an Toten 10000 Mann an) das angestrebte Ziel nicht erreicht. Er brachte der russischen Armee wenig Ruhm. Freilich erklärte die russische Kriegsberichterstattung, daß der Rückzug in der Bukowina eine neue Probe der Geschicklichkeit und Beweglichkeit (!) der russischen Heeresleitung sei, deren Besonderheit derartige „für den Feind nachher doppelt verhängnisvolle taktische Rückzüge und Neuaufstellungen" seien. Nun, diesen Ruhm wollen wir der „geschickten und beweglichen" russischen Heeresleitung lassen.

Technische Nachrichtenübermittlung.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 236 und 237.)

Die schnelle, übersichtliche und großzügige Aufklärung unserer Flugmaschinen, Luftschiffe und Fesselballone hat es — hauptsächlich im beiderseits angelehnten Stellungs-



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Die deutsche Feldpost wird auf Schlitten nach dem Duklapaß befördert.



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Deutsche Sanitätskolonnen kommen durch ein Karpathendorf.



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

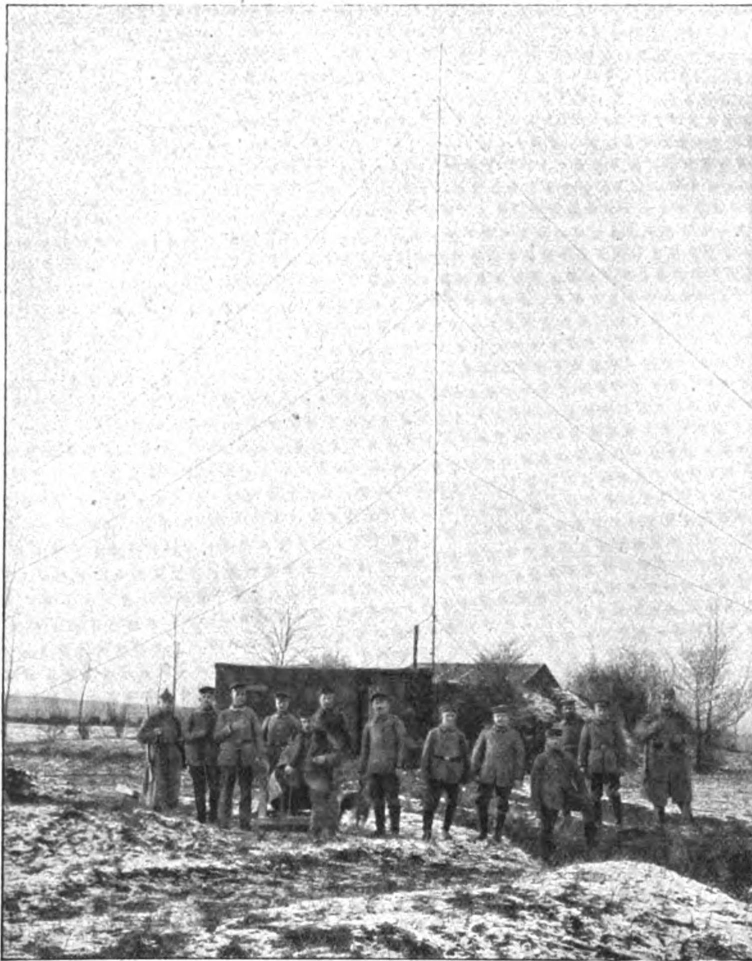
Deutsche Sanitätsoldaten bringen einen verwundeten Österreicher zur Sanitätskolonne.



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Deutsche Artillerie in den Karpathen auf dem Wege zum Duklapaß.

Zu den Kämpfen in den Karpathen.


Phot. Hoffmann, München.
Funkenstation des Armeeoberkommandos v. Strantz.

kampf, wo die Kavallerieaufklärung ausgeschaltet ist — mit sich gebracht, daß wir dem Gegner leichter in die Karten sehen können als früher. Doch hat auch er besseren Einblick in unsere Truppenbewegungen. Deshalb ist es nötig, rasch und unvermutet großzügig zu handeln.

Zwischen Anlage und Ausführung steht die Übermittlung. An sie wurden durch die Neuerung wohl die größten Ansprüche gestellt. Funken-, optische, Drahttelegraphen und Fernsprecher sind diese technischen Nachrichtenmittel, die den modernen Anforderungen durch ihre Verwendungsmöglichkeiten und ihre gegenseitige Ergänzung vollauf genügen.

Die Funkentelegraphie, die die Armeeoberkommandos und das Große Hauptquartier verbindet (siehe Bild Seite 236 oben), hat eine Reichweite von 100—200 Kilometer. Innerhalb dieser Reichweite kann jede Station mit einer anderen Telegramme wechseln, feindliche ablesen oder stören. Deshalb werden kurze, wichtige Telegramme meist in Geheimschrift aufgegeben, von der in einer Stunde ungefähr 400 Worte telegraphiert werden können, wenn nicht Luftelektrizität sowie funkentelegraphische Einrichtungen des Gegners oder der eigenen Armee störend einwirken.

Die optische Telegraphie bedient sich der Flaggen oder des Lichtes. Erstere dienen den Truppen im Gefecht und auf Vorposten zur Übermittlung kurzer Befehle oder Nachrichten, was von der Durchsichtigkeit der Luft abhängt. Die Reichweite von besonderen Lampen beträgt bei Tag 20, bei Nacht 40 Kilometer. Mit Hilfe des Sonnenlichtes kann bis 40 Kilometer durch längere oder kürzere Blitze gespiegelt werden, jedoch in einer Stunde höchstens 120 Worte, wobei sich Gebe- und Empfangstation natürlich sehen müssen. Ein Vorteil ist es, daß sowohl Funken- wie optische Telegraphie nicht von der Gangbarkeit des Zwischengeländes abhängig sind, da sie keine Drahtleitung benötigen.

Dieser Vorteil fehlt also sowohl der Drahttelegraphie wie dem Fernsprecher; auch sind diese weniger beweglich. Dafür werden sie aber nicht durch die Witterung beeinflußt, und eine weitere Annehmlichkeit des Fernsprechers ist die Möglichkeit persönlicher Aussprache.

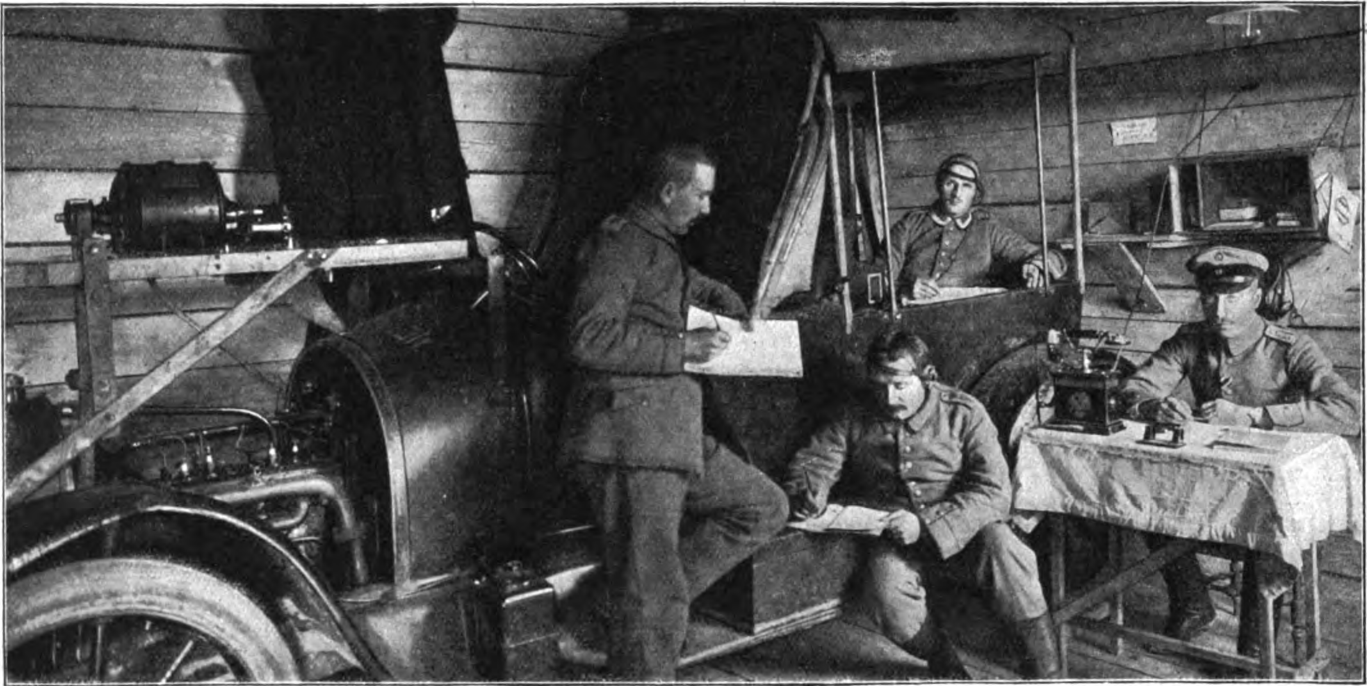
Die Drahttelegraphie findet als Feldtelegraph im Operationsgebiet, als Etappentelegraph, als Reichstelegraph im Generalgouvernement sowie in der Heimat Verwendung. Am interessantesten ist die Feldtelegraphie. Sie bildet ein lückenloses Netz, das beispielsweise bei der Armee des Kronprinzen von Bayern wie folgt verläuft: von der Etappentelegraphendirektion zum Armeeoberkommando, von hier auf fünf verschiedenen Leitungen zu jedem Armeekorps (siehe Bild Seite 237 unten), auf zwei Leitungen zu jeder Division, dann zu den Brigaden, Regimentern, Bataillonen. Selbst die Kompanien haben durch die Infanteriefernsprechabteilungen Drähte bis in die Schützengräben gelegt. Dazu kommen unzählige Artillerieleitungen sowie die Drahtverbindungen zu Nebenkorps und Nachbardivisionen. Die tägliche Arbeitsleistung wird ersichtlich, wenn man bedenkt, daß beim erwähnten Oberkommando auf 95 Leitungen täglich etwa 5000 Verbindungen hergestellt werden.

Die Helden von Wieliczka.

(Hierzu das Bild Seite 238/239.)

In der zweiten Hälfte des November erneuerten die Russen ihr Vorgehen gegen Krakau. Ein gewagtes Unternehmen in jeder Hinsicht. Zwar waren sie, trotz des tapferen Widerstandes der österreichisch-ungarischen Truppen, an deren Seite auch reichsdeutsche Truppen mit großer Wucht eingriffen, ziemlich nahe an die alte, ehrwürdige Jagellonenstadt herangekommen und bis Tarnow, eine der


Phot. A. Grohs, Berlin.
Das Aufrichten eines Fontanamastes bei einer Feldtelefunkenstation in Russisch-Polen.

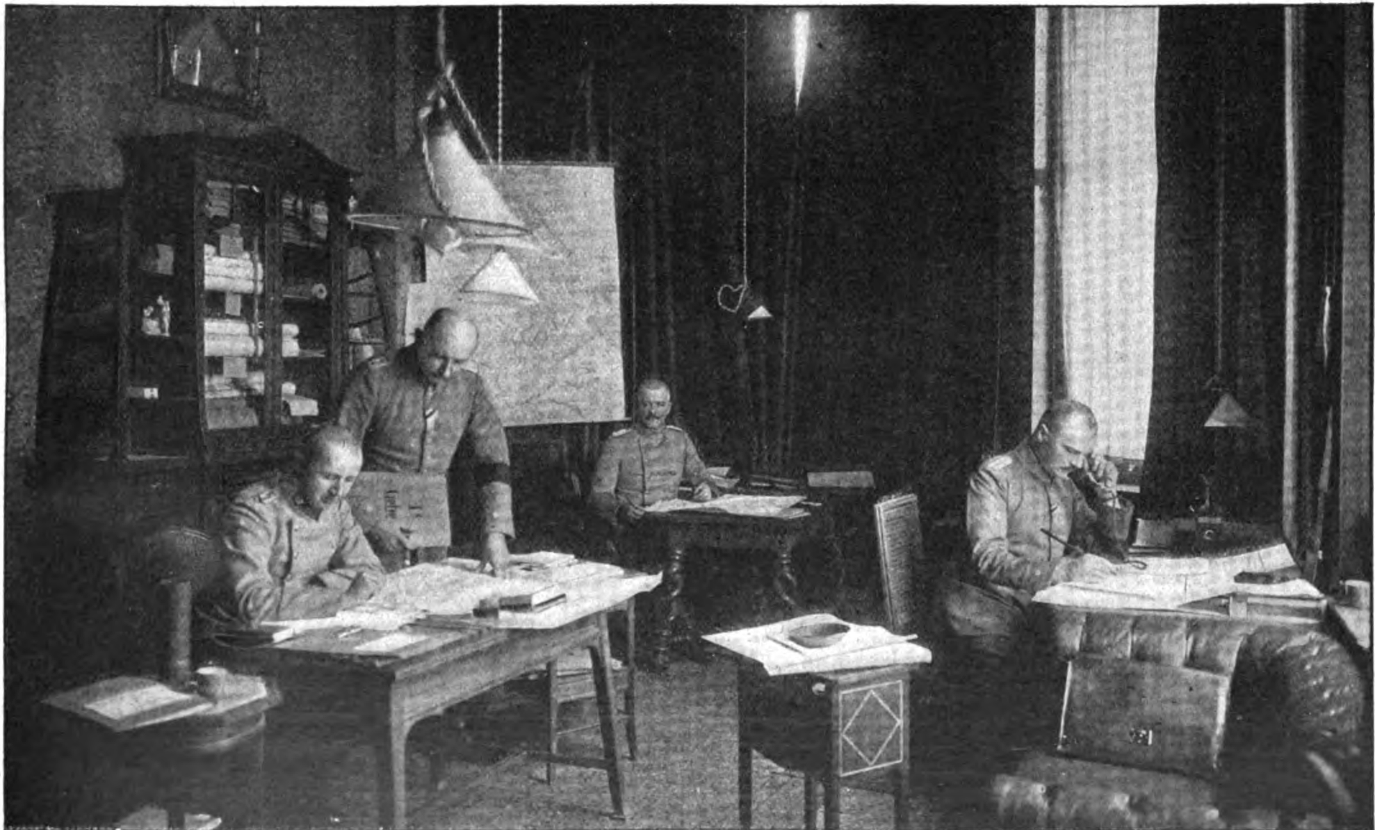


Funkenstation auf einem Auto.
Mit dem Automobil ist ein Elektromotor verbunden.

modernsten und reinlichsten Städte Galiziens, vorgedrungen, aber es blieb noch ein sehr schweres Stück zu bewältigen. Dazu kam die Scheu der russischen Soldaten vor der heiligen Stätte, an der einst die ruhmreichen Könige Polens residierten, die so reich an nationalen, künstlerischen und religiösen Schätzen ist und von der berühmten Fürstenburg Wawel an der dort noch recht schmalen Weichsel beherrscht wird. Bei Licht besehen, mag diese berechtigte Scheu auch — und vielleicht hauptsächlich — darauf zurückzuführen sein, daß die russischen Soldaten sehr wohl wissen, daß Krakau heute eine ungemein starke Festung ist, deren Einnahme, wenn überhaupt, nur mit geradezu schreckenerregenden Opfern möglich wäre. Anderseits wäre Krakau und auch der Weg dahin ein ungemein erstrebenswertes, große Opfer rechtfertigendes Ziel. Nicht nur wäre die Einnahme der alten Königstadt von hoher moralischer und politischer Bedeutung gewesen, sondern die reichen Salzbergwerke bei Bochnia und Wieliczka wären in die Hände der Sieger gefallen, und diesen hätte der Weg in das Innere Österreich-Ungarns und vielleicht gar nach Preußisch-Schlesien offen gestanden.

All diese Umstände erklären, daß die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen alles aufgeboten haben, um die Vorwärtsbewegung der Russen vor Krakau zu brechen, was sie auch in überaus heldenmütiger Weise erreicht haben.

Die k. und k. Truppen schoben sich in langsamem, zähem Ringen von Süden aus vorwärts, und bei Wieliczka kam es zu einem furchtbaren, außergewöhnlich heißen Kampf, der mit einem glänzenden Sieg über die Russen endete. Wieliczka ist eine kleine Stadt südöstlich von Krakau, berühmt durch die ergiebigen Salzgruben in ihrer unmittelbaren Nähe. Das Bergwerk wird von alters her betrieben und ist großartig; es



Der Generalstab der Armeeabteilung v. Strantz in Verbindung mit dem Oberkommando. Phot. Hoffmann, München.

geht tief in die Erde, seine Anlagen sind sehenswürdig: breite Schächte und Stollen führen zu gewaltigen Kammern, in denen alles von Kristallen erglänzt. In dem großen Raum, der „Dom" genannt, finden zu Pfingsten gewöhnlich Volksfeste statt. Ein eigenartiges Leben herrscht sonst hier unter der Erde, viele Pferde gibt es in der Grube, die jahrelang nicht das Licht der Sonne gesehen haben. Seitdem die Gegend aber von den Russen gefährdet ist, hat sich das alles geändert. Infolge des Krieges ist der Betrieb des Bergwerks fast ganz eingestellt, und rings um die Schachthäuser, wo sonst fleißig gearbeitet wird, tobte Mitte Dezember ein schrecklicher Kampf.

Eines Abends — schon war es dunkel und schwere Schnee- und Regenwolken standen am Himmel — erschienen die ersten russischen Patrouillen im Orte; bald folgten wilde Scharen von Kosaken und sonstiger russischer Kavallerie. Der Besatzung gelang es, sich zu halten, und als aus dem Süden Verstärkung kam, gingen die k. u. k. Truppen zum Angriff über und bereiteten den Russen ein förmliches Blutbad. Ein österreichisch-ungarisches Infanterieregiment aus Lemberg hat hier Proben unglaublichen Todesmutes gegeben. Obwohl seine Reihen sich immer mehr lichteten, wich es nicht vom Platz, bis die Maschinengewehre in der Lage waren, den eingedrungenen Russen buchstäblich den Garaus zu machen. Kein einziger ihrer Reiter entkam, manche wurden verwundet, einige wenige ergaben sich, alle anderen wurden niedergemacht. — Einige russische Abteilungen, die ihren Brüdern zu Hilfe kommen wollten, zogen sich eiligst zurück und meldeten, was sie gesehen hatten: die völlige Vernichtung ihrer vorgeschobenen Kavallerie.

Der Kampf bei Wieliczka, der an sich in dem großen Weltkrieg nur ein einzelnes kleines Ereignis ist, hat dazu beigetragen, daß die Russen ihren Marsch gegen Krakau aufgaben. Sie erkannten, daß sie an eine Belagerung oder Umkreisung der Stadt nicht denken können.

In Krakau atmete man auf, als der Kanonendonner, der lange Angst und Schrecken verursacht hatte, immer schwächer wurde und endlich ganz aufhörte. Dafür kamen Scharen von Verwundeten und Gefangenen in die Stadt, und viele Tage sprach man von nichts anderem als von den „Helden von Wieliczka", dem heldenmütigen Kampf der österreichisch-ungarischen Infanterie gegen die wilden Kosaken, den unser Bild zeigt.



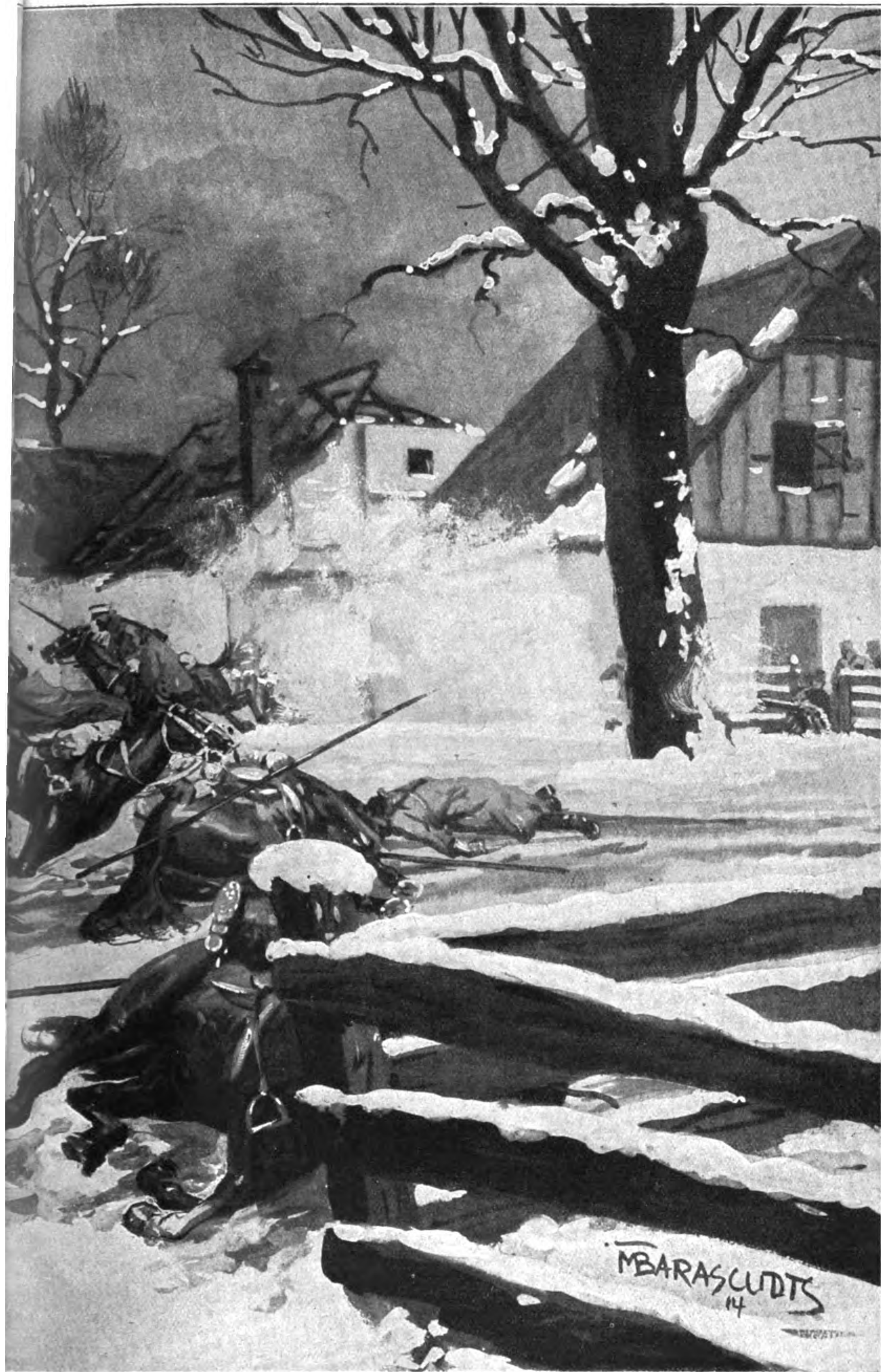
Vernichtung ... durch öster... Maschinenge...
Nach einer ... M...

Der Tanz der Milliarden.

Von Dr. Hermann Friedemann.

Wer in diesen Monaten einiges über Kriegskosten erfährt, wird von Riesenzahlen betäubt. So ungeheuerlich sind die Summen, die er nennen hört, daß sie ihn fast schon wieder gleichgültig lassen. Sie haben die Anschaulichkeit verloren, und vor dem Geflirr der Nullen hört für den Unkundigen zwischen Milliarden und Millionen der Unterschied auf ... Wie können diese Fabelsummen jemals aufgebracht werden? Und wiederum: was spüren wir von ihrer übergroßen Last? Denn seltsamerweise scheinen die Kriegskosten um so weniger drückend zu werden, je maßloser sie anwachsen. Die Kriegsarbeit wird gut bezahlt, die Anleihen tragen hohe Zinsen, das Geld bleibt „im Lande". Wer verliert eigentlich die vielen Milliarden, die rechnungsmäßig für Kriegszwecke ausgegeben werden? Machen etwa die vielstelligen Summen, die für Kanonen, Gewehre, Munition und Heeresbedarf umgesetzt werden, die Nation nur reicher statt ärmer? Der Widerspruch zeigt, daß es nicht überflüssig ist, vorerst die Frage zu beantworten: was sind Kriegskosten?

Kriegskosten sind Schulden des Volkes bei sich selbst. Nicht die Herstellung all der Dinge, die zum Kriegführen nötig sind, ist das Kostspielige; denn an Arbeitskräften, die ohnehin sonst unbeschäftigt wären, fehlt es nicht. Die



er Kavallerie
-ungarische
n Wieliczka.
eichnung von
dts.

eigentliche Kriegsausgabe ist vielmehr die während des Feldzugs n i c h t geleistete Arbeit. Einige Millionen arbeitstüchtiger Männer stehen im Felde, und auch bei den übrigen stockt die Erzeugung der Güter, die in Friedenszeiten den Reichtum eines Volkes ausmachen. Damit aber die Lasten solcher zeitweiligen wirtschaftlichen Unfruchtbarkeit nicht von der Masse der Besitzlosen getragen werden, berechnet sich die Nation den Ausfall, kapitalisiert ihn und trägt ihn allmählich in Form von Steuern ab. Zahlungsstelle bei diesem Vorgang ist der Staat: er bezahlt die Kriegslieferungen aus Anleihen, um deren Zinsbetrag er später die Steuern erhöht. Das Geld, das der Staat den Arbeitern gibt, vergütet also, im Grunde genommen, nicht die geleistete, sondern die infolge des Krieges unterbliebene Arbeit.

Es sind demnach die Kriegskosten keineswegs nur rechnerisch gültig; sie wachsen tatsächlich und in ihrem vollen Betrage der Schuldsumme des Staates zu. Im wesentlichen hat diese Schuldenvermehrung drei Formen: Zahlungen ans Ausland; innere Anleihen; Neuausgabe von Geldscheinen. Um die ausländischen Gläubiger zu befriedigen, muß der Staat seine Goldbestände vermindern oder sich die Zahlungen stunden lassen, das heißt neue Schulden aufnehmen. Das bequemste, aber auch gefährlichste Werkzeug der Schuldverschreibung ist die Notenpresse. Solange der Staat keine erheblichen Verpflichtungen ans Ausland hat, kann er Papierscheine in unbegrenzter Menge drucken lassen, den Krieg also bargeldlos führen. Die verderblichen Folgen zeigen sich gewöhnlich erst nach dem Friedenschluß. Da die Milliarden ungedeckter Noten im Ausland entwertet sind und selbst im Inland, trotz des Zwangskurses, einen Teil ihrer Kaufkraft verlieren, bedeuten sie nichts anderes als eine erdrückende und ungerechte Steuer für jeden, der genötigt ist, Zahlungen in Papiergeld anzunehmen. Als einwandfreiestes Mittel der Geldbeschaffung in Kriegszeiten bleibt demnach die innere Anleihe. Von diesem Mittel haben unter allen am Kriege Beteiligten nur Deutschland und Österreich-Ungarn mit vollem Erfolge Gebrauch gemacht. Wie man weiß, brachte die erste deutsche Kriegsanleihe 4½ Milliarden; eine Summe, die von dem Ertrage der zweiten (9 Milliarden) noch bei weitem übertroffen worden ist. Nur 700 von jenen 4500 Millionen stammten aus den Darlehenskassen, bedeuten also eine Anleihe des Reiches bei sich selbst; die übrigen sind aus dem tatsächlichen Volksvermögen dem Staat zur Verfügung gestellt worden. In ähnlicher Weise brachte Österreich-Ungarn 3300 Millionen Kronen (2800 Millionen Mark) auf dem Wege der inneren Anleihe auf. Ein solches Maß finanzpolitischer Gediegenheit wurde bei keinem unserer Gegner erreicht. Selbst die englische Riesenanleihe von 350 Millionen Pfund (7 Milliarden Mark) war ein Scheingeschäft: die Bank von England beleiht jede gezeichnete Summe bis zu ihrer vollen Höhe. Die Anleihe ist also kaum etwas anderes, als die Erlaubnis zur Ausgabe ungedeckter Noten bis zum Betrage von 7 Milliarden Mark. Dennoch scheinen die Zeichnungen die erwartete Endsumme nicht erreicht zu haben. Immerhin ist die englische Geldbeschaffung noch glänzend im Vergleich zum Mißerfolg in Frankreich.

Da eine innere Anleihe in irgendwie nennenswertem Betrage dort nicht zu haben war, half man sich mit der Ausgabe kurzfristiger Schatzscheine, der sogenannten Ribotins (nach dem Namen des Finanzministers Ribot), von denen man etwa 2 Milliarden nach und nach in Verkehr brachte. Aus diesen Schuldscheinen macht die französische Regierung, wie Staatssekretär Helfferich sagte, „neues Papier", indem sie sie für die nächste Anleihe in Zahlung nimmt. Die übrigen, mindestens 6 Milliarden des bisherigen Geldbedarfs, sind Schulden des Staates bei der Bank von Frankreich, also durch die Notenpresse beschafft.

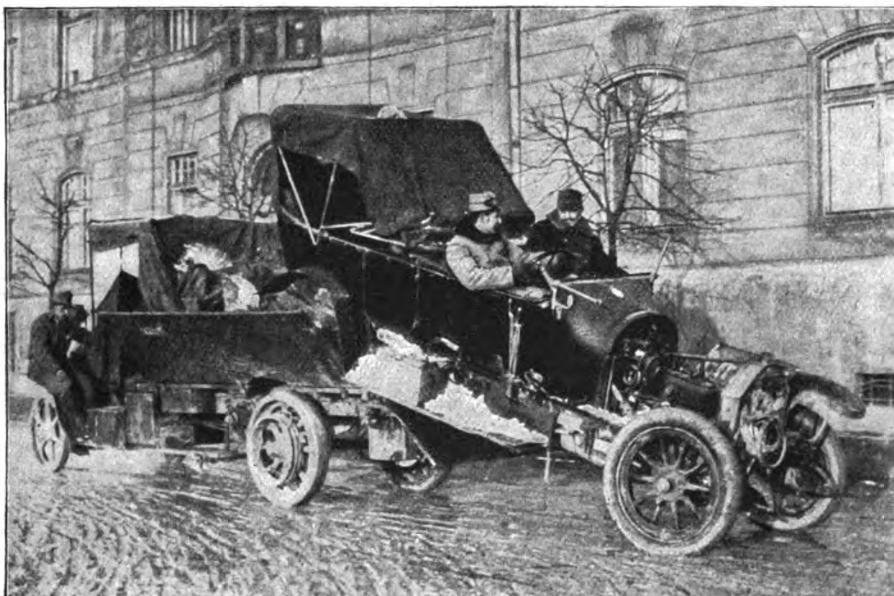
Fast gänzlich auf diesen Ausweg finanzieller Hilflosigkeit

ist Rußland angewiesen. Die große „gemeinsame“ Anleihe des Dreiverbandes mißlang. An inneren Anleihen hat Rußland bestenfalls 500 Millionen Rubel aufgebracht, denen weitere 500 Millionen folgen sollen; die Darlehen der Bundesgenossen dienten ausschließlich der Bezahlung von Zinsscheinen und Kriegslieferungen sowie der Stützung des Rubelkurses. 6—7 Milliarden (bis zum 1. April) entstammen auch hier der Notenpresse.

So die Beschaffungsmittel. Wie hoch aber sind die solcherweise geschuldeten Summen? Von jeher hat der Krieg Geldwerte in Bewegung gesetzt, die in Friedenszeiten unfaßbar schienen. Aus den frühen Tagen der Geldwirtschaft haben wir keine unmittelbaren Angaben über Kriegskosten; wohl aber einen Anhalt an den Summen, die als Tribut oder Kriegsentschädigung gefordert wurden. Athen besaß (und verbrauchte) zur Zeit des Peloponnesischen Krieges einen Kriegschatz von 6000 Talenten oder 30 Millionen Mark. Nach dem ersten Punischen Kriege nahm Rom den Karthagern 3200 Talente ab (16 Millionen Mark). Nach dem zweiten Punischen Krieg erzwangen die Sieger einen Tribut von 10 000 Talenten (50 Millionen Mark), zahlbar in 50 Jahresraten. Die größte aus dem Altertum überlieferte Kriegsentschädigung ist wohl die von Antiochus von Syrien den Römern gezahlte: 15 000 Talente oder 75 Millionen Mark. Zu berücksichtigen ist bei all diesen Beträgen, daß sie, entsprechend der damals weit höheren Kaufkraft des Geldes, bei der Übertragung auf heutige Verhältnisse mindestens verfünffacht werden müssen.

Im Lauf des Dreißigjährigen Krieges erscheint nur einmal eine genau bestimmbare größere Geldsumme: die 5 Millionen Reichstaler, die nach dem Westfälischen Frieden an Schweden gezahlt wurden. Die riesenhafte Steigerung der Kriegskosten beginnt etwa mit dem Siebenjährigen Kriege. Damals brachte der geldarme Preußenstaat, allerdings mit auswärtiger Hilfe und mit Erhebung gewaltiger Kontributionen, in 6½ Jahren 140 Millionen Taler auf: jeder Kriegstag kostete 170 000 Mark, nach heutigem Geldwert etwa so viel wie 400 000. Die Napoleonischen Kriege verursachten Preußen einen mittelbaren und unmittelbaren Verlust von wenigstens 800 Millionen Mark. 700 Millionen Franken mußte Frankreich im Jahre 1815 als Kriegsentschädigung hergeben. Diese Summen aber verschwinden neben den von England aufgebrachten Beträgen, das, damals ein Staat von 9—10 Millionen Einwohnern, in den Jahren 1792—1815 die Kriegführung gegen das revolutionäre und kaiserliche Frankreich mit 16½ Milliarden bezahlte! Der Krimkrieg kostete die Engländer 1½ Milliarden Mark, die Kriege des zweiten französischen Kaiserreichs (vor 1870) verschlangen eine Gesamtsumme von 11 Milliarden Franken. Der Krieg von 1870/71 verursachte auf deutscher Seite eine Ausgabe von 1½ Milliarden Mark, das sind etwa 6 Millionen Tageskosten. Der Burenkrieg kostete 4⅕ Milliarden, der mandschurische Krieg bedeutete für die Russen eine Gesamtausgabe von 5½ Milliarden. In den beiden Balkankriegen schließlich mögen alle beteiligten Staaten zusammen etwa 2 Milliarden ausgegeben haben.

Der gegenwärtige Krieg hat alle diese Ziffern ins Maßlose vergrößert. Allein bis Neujahr dürften die Kriegführenden zusammen 26 Milliarden ausgegeben haben. Gegenwärtig kostet jeder Kriegstag die Engländer annähernd 40 Millionen Mark, die Franzosen mindestens 30, die Russen wohl 45 Millionen. Das Deutsche Reich rechnete in den ersten Kriegsmonaten mit 35 Millionen Tageskosten; unterdessen wird dieser Betrag sich aber gesteigert haben. Insgesamt geben die kriegführenden Mächte jetzt mindestens 200 Millionen täglich aus. Am raschesten steigerten sich die finanziellen Anforderungen des Krieges für England: fordert doch sein Schatzkanzler für die ersten 100 Tage des neuen Etatsjahres nicht weniger als 5½ Milliarden Mark oder, einschließlich der mittelbaren Kosten und der Darlehen an die kleinen Bundesgenossen, 55 Millionen täglich. Bis zum 1. April haben die Großmächte mindestens 40 Milliarden ausgegeben, bis zum 1. August (das heißt bei einjähriger Dauer des Krieges) würden 70 Milliarden aufgebraucht sein. Etwa 5 Milliarden sind als normaler Heeresbedarf zurückzurechnen; dafür kommen aber wohl 15 Milliarden für Ersatz zerstörten Sachgutes und weitere Milliarden an Wiederherstellungskosten des Kriegsmaterials hinzu. Berechnet man, daß außerdem die beteiligten Staaten zusammen vielleicht 1000 Millionen jährlich an Renten für Hinterbliebene und Kriegsverletzte werden zu zahlen haben, so ergibt sich als finanzielle Wirkung des Krieges eine jährliche Mehrbelastung allein der europäischen Großmächte um wenigstens 5 Milliarden.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Vom österreichisch-ungarischen Kriegschauplatz: Not macht erfinderisch.
Ein Auto, das durch eine Granate beschädigt wurde, wird durch eine einfache Verbindung mit einem anderen Wagen wieder gebrauchsfähig gemacht.

Nachruf einer Mutter,

ihrem Sohne geweiht, der als Soldat des 3. Garderegiments zu Fuß am 17. Januar 1915 in Frankreich fiel.

Mein Junge fiel in der Schlacht
In seiner Jugend Reinheit und Pracht.
Die Kugel hat ihm die Stirn zerschnitten,
Dann hat er noch zwei Tage gelitten,
Bis sie ihn haben
In fremder Erde begraben.
Sein Blut ist so kostbar, so gut und treu,
Das macht gewiß Deutschland von Feinden frei,
Das muß dem Siege zugute kommen —
Aber mir hat's meinen Jungen genommen.

Warte, mein Junge, ich komme bald
Zu dir in den heiligen Todeswald,
Wo Eichen zu euren Häupten stehn,
Wo Winde um Fahnentücher wehn.
Dort leg' ich mich zu dir hin,
Weil ich, mein Kind, deine Mutter bin,
Dann erzählst du mir leise von deiner Schlacht,
Und wie tapfer du deine Sache gemacht.

Martha Martius.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Auf Seite 163 haben wir bereits mitgeteilt, daß sich die verbündete englische und französische Flotte vor den Dardanellen gelagert hatte, die Türken also auf einen kräftigen Vorstoß gefaßt sein mußten. Diese trafen alsbald die nötigen Gegenmaßnahmen. Schon am 9. Januar kam aus Mytilene die Nachricht, daß die Forts der Dardanellen eine heftige Beschießung auf die feindliche Blockadeflotte eröffnet hatten. Nach dem mißglückten Vordringen eines französischen Torpedojägers am 1. Januar hatte am 5. Januar wieder ein solcher versucht, näher zu kommen; er wurde aber mit Geschützfeuer empfangen und mußte schwer beschädigt fliehen. Am 15. Januar teilte das türkische Große Hauptquartier mit, daß das französische Unterseeboot „Saphir", das sich dem Eingang der Dardanellenstraße zu nähern versucht hatte, durch die türkische Artillerie zum Sinken gebracht worden sei. Ein Teil der Besatzung konnte gerettet werden. — Die Maßnahmen der verbündeten Flotte hatten, wie schon die vorläufige Beschießung im Dezember, nur den Zweck, den Stand und die Stärke der türkischen Batterien sowie sonstige Einzelheiten festzustellen, über die man zu einer wirksamen Beschießung und zur Erzwingung der Durchfahrt unterrichtet sein mußte. Daß die Türken diese Absicht der verbündeten Flotte erkannt und durchkreuzt haben, zeigte sich in der Folge.

Von Beginn des Krieges an war der Dreiverband eifrigst bemüht, durch Bitten, Drohungen und Versprechungen Bundesgenossen zu werben. Er hat aber nirgends etwas erreicht. Namentlich konnte das Liebeswerben des Dreiverbandes um die Türkei nicht verhindern, daß diese sich auf unsere Seite stellte. Das nunmehrige Vorgehen bei den Dardanellen bezweckte hauptsächlich, Rumänien, Bulgarien, Italien und Griechenland dem Dreiverband zuzuführen. Man wollte in die Dardanellen eindringen, Konstantinopel erobern und hoffte, die genannten Staaten würden dann schon deshalb dem Dreiverband beitreten, weil sie fürchten würden, sonst bei der Verteilung der türkischen Beute leer auszugehen.



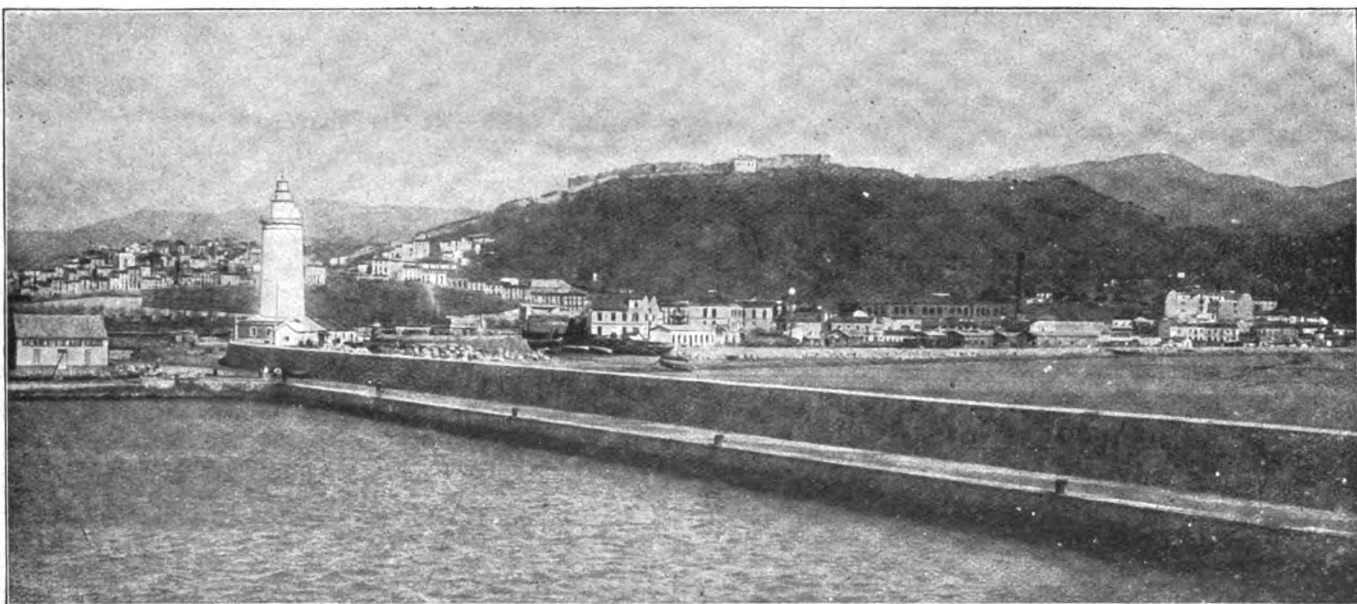
Phot. Curt Ranitzsch.

Türkische Meldereiter in Gallipoli.

Die freie Dardanellendurchfahrt war stets das Ziel der Wünsche sowohl Rußlands wie auch der Westmächte. Bloß die gegenseitige Eifersucht hat dazu geführt, daß der Türkei das Amt des Hausbesorgers und damit der Schlüssel zum Schwarzen Meere einerseits und zum Mittelmeere anderseits in die Hand gegeben wurde. Geschichtliche und militärgeographische Einzelheiten über die Dardanellen brachte unser Artikel Band I Seite 495.

Die nunmehrige Schließung der wichtigen Verkehrsstraße durch die Türkei bereitete den Verbündeten schwere Ungelegenheiten. Weder konnte russisches Getreide vom Schwarzen Meere nach England gelangen, noch vermochten England und Frankreich ihrem an Kriegsmaterial notleidenden russischen Verbündeten Waffen zuzuführen. Es war also für den Dreiverband eine Lebensfrage, die Durchfahrt durch die Dardanellen zu erzwingen. Darüber hinaus aber mußte die Türkei damit rechnen, daß der Fall Konstantinopels unausbleiblich sein werde, wenn es der verbündeten Flotte gelang, in der Meerenge vor der Stadt zu erscheinen. Doch konnte die osmanische Regierung der Entwicklung der Dinge in Ruhe entgegensehen, da die Dardanellenbefestigungen so stark sind, daß nach Ansicht aller Fachleute eine Erzwingung der Durchfahrt fast ausgeschlossen erscheint.

Am 19. Februar um halb neun Uhr morgens nahm die englisch-französische Flotte nach einer längeren Pause seit Mitte Januar ihre Tätigkeit wieder auf. Vier englische



Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin.

Zur Beschießung der Dardanellen durch die englisch-französische Flotte.
Der Eingang der Dardanellen; auf der Anhöhe türkische Forts.



Europäische Türkei und Marmara-Meer.

und vier französische Schiffe beschossen die Dardanellenforts bis vier Uhr nachmittags. Das Bombardement begann aus einer Entfernung von 16 Kilometer mit Geschützen schwersten Kalibers, darunter auch 15-cm-Schiffsgeschütze. Die osmanische Artillerie erwiderte das Feuer zunächst nicht, sondern wartete, bis der Feind näher kam. Das englisch-französische Geschwader näherte sich denn auch der Küste in der Meinung, die Forts zum Schweigen gebracht zu haben. In diesem Augenblick erst wurde von türkischer Seite das Feuer eröffnet. Von 18 abgegebenen Schüssen trafen 14. Das feindliche Admiralschiff erlitt eine schwere Havarie und wurde von Torpedobooten, die es sofort umringten, als sie es in Gefahr sahen, aus der Schlachtlinie geschleppt. Auch zwei weitere feindliche Schiffe wurden außer Gefecht gesetzt und zogen sich zurück. Nach Vergeudung von 600 Granaten mußte die feindliche Flotte, von der nunmehr drei Einheiten fast vollständig unbrauchbar gemacht waren, sich entfernen. Der Schaden, den sie ihrerseits angerichtet hatte, war sehr gering: nur ein Offizier und ein Mann fielen auf türkischer Seite, ein anderer wurde leicht verwundet. Auch der Materialschaden war kaum nennenswert. In Konstantinopel hatte man schon eine Woche vorher von dem Plan der Beschießung gewußt und alle Vorkehrungen getroffen. Die Bevölkerung fühlte sich durch den neuen Mißerfolg der englisch-französischen Flotte gehoben und wurde in der Ansicht bestärkt, daß die Erzwingung der Einfahrt in die Dardanellen höchst unwahrscheinlich sei.

Am 25. Februar erschien die französische und englische Flotte von neuem vor den Dardanellen, diesmal in 10 Einheiten. Um neun Uhr fünfzig Minuten begann die Beschießung der äußeren Dardanellenforts, die bis halb sieben Uhr abends anhielt; dann zogen sich die Angreifer in der Richtung der Insel Tenedos zurück. Ein feindliches Schiff vom Agamemnontyp und zwei andere Panzerschiffe wurden durch die von den Forts an der anatolischen Küste abgegebenen Schüsse beschädigt. An den beiden folgenden Tagen beschoß die Flotte der Verbündeten die Festungen auf der anatolischen und der rumelischen Seite sowie das am Dardanelleneingang liegende Fort Seddil-Bahr. Dabei versuchten die Engländer und Franzosen an einigen Stellen Erkundungstruppen zu landen, was jedoch vereitelt wurde. Gleichzeitig gingen vier französische Kreuzer und einige Torpedoboote ohne jedes Ergebnis gegen die feindlichen Stellungen am Golf von Saros vor. Türkische Flieger bombardierten, wie das türkische Hauptquartier mitteilte, mit Erfolg die feindlichen Schiffe. Der Golf von Saros liegt nördlich der Halbinsel von Gallipoli, die durch die befestigten Linien von Balair gegen einen Angriff von Norden her gesichert ist.

Am 1. März setzte bei klarstem Wetter die feindliche Beschießung in mäßigem Umfange wieder ein. Infolge des freundlichen Entgegenkommens der maßgebenden militärischen Stellen hatten eine Anzahl zuverlässiger Journalisten Gelegenheit, einen Teil dieser Operationen, auf die die Augen von Europa gerichtet waren, vom Hauptturme des Forts Tschanak-Kale aus zu beobachten. Der Vertreter von Wolffs Telegraphenbüro konnte nach Besichtigung mehrerer Befestigungsanlagen und Erklärung der gesamten Organisation der Verteidigung durch einen Fachmann das Einverständnis aller Teilnehmer dieser journalistischen Expedition dahin feststellen, daß die Dardanellen niemals stärker gerüstet und entschlossener verteidigt gewesen sind als heute. Man gewann allgemein die Überzeugung, daß eine Erzwingung der Dardanellenstraße, wenn überhaupt, so doch nur unter ungeheuren Opfern von englischer Seite möglich sei, die die gesamten maritimen Stärkeverhältnisse im Mittelmeer beeinflussen und die Vorherrschaft der Westmächte dort beeinträchtigen würden, ein Fall, dessen Eintreten der Aufmerksamkeit der italienischen und griechischen Staatsmänner nicht entgehen dürfte. Die Beschießung am 1. März durch einen Teil der feindlichen Geschwader zeigte wiederum eine möglichste Fernhaltung der französischen Schiffe und kennzeichnete sich als englisches Sonderunternehmen durch die ausschließliche Beteiligung englischer Schiffe, die die asiatische Seite des äußeren Dardanelleneingangs beschossen, ohne die gewünschte Erwiderung zu erzielen, durch die die Stellung der türkischen Artillerie verraten worden wäre. Dagegen erwiderten Batterien von europäischer Seite das Feuer mit dem Erfolge, daß auf dem Achterdeck eines englischen Torpedobootzerstörers ein Brand ausbrach. Nach der Beschießung erschien ein englischer Doppeldecker, um aus großer Höhe zu erkunden; gleichzeitig stieg ein türkischer Blérioteindecker auf. Um halb zwölf Uhr nachts gab es Alarm: mehrere Minensucher näherten sich dem Minenfeld, zogen sich aber, da sie sofort beschossen wurden, zurück, während ein Linienschiff vor dem Eingang der Meerenge das türkische Feuer auf große Entfernung und erfolglos erwiderte.

Ein klägliches Ende nahm am 3. März ein bei Kum-Kale unternommener Landungsversuch der Engländer; denn die 400 Mann, die am Tage unter dem Schutze der Schiffsartillerie gelandet waren, mußten bei Eintritt der Dämmerung dem Ansturm der schwachen türkischen Besatzung weichen und verließen die Landzunge unter Zurücklassung einiger Maschinengewehre, einer großen Anzahl von Lee-Metford-Gewehren sowie von Munition und Proviant. Man hatte die Absicht gehabt, sich häuslich einzurichten, aber es blieb bei der Absicht. Am 4. März spät abends versuchten die Engländer abermals unter verstärktem Feuer, außerhalb des Bereichs der türkischen Artillerie in Schaluppen zu landen. Anfangs ließen die Türken den Feind gewähren, aber dann erwiderten sie das Feuer. 60 englische Soldaten, die sich bei Seddil-Bahr ausgeschifft hatten, flüchteten wieder in ihre Schaluppe und zogen sich unter Zurücklassung von 20 Toten und Verwundeten zurück. Nach diesen mißglückten Landungsversuchen teilte sich die verbündete Flotte in mehrere Teile und beschoß die offenen und unverteidigten Häfen Dikili, Sarmsak und Aivalik am Ägäischen Meer. Zwei Flieger, die den Golf von Saros überflogen, stürzten mit ihrem Apparat ins Meer.

Am 6. März meldete der auf türkischer Seite zugelassene Korrespondent der Mailänder „Italia“, daß die verbündeten Flotten täglich etwa 3000 Geschosse auf die äußeren Forts abfeuerten, von denen etwa 15 wirkliche Treffer waren. Die türkischen Batterien stünden überhaupt

nicht mehr in den Forts, sondern an anderen Stellen. Sie könnten deshalb auch nicht vernichtet sein. Die Erwiderung der Angriffe der Flotte durch die Türken beschränke sich auf nur 100 Schuß am Tage, die zur Täuschung des Feindes über den Stand der großen Batterien aus einigen alten Geschützen der Forts abgefeuert würden. Der Korrespondent glaubt nicht, daß ein Bezwingen der Meerengen möglich sein werde. Die Türken hätten große Truppenmassen an beiden Ufern der Durchfahrt vereinigt, darunter sehr viel schwere Artillerie. Die feindlichen Angriffe hätten seit Dienstag an Heftigkeit sehr nachgelassen.

Am 5. und 6. März richteten die Verbündeten ihre Beschießung auf die Forts von Smyrna. Daran waren drei größere englische und ein französisches Kriegschiff, die von kleineren Schiffen begleitet waren, beteiligt. Der angerichtete Schaden war unbedeutend, nur wenige Personen wurden verwundet, dagegen ein kleines feindliches Schiff schwer beschädigt und ein Minensucher in den Grund gebohrt. Die 60 Granaten, die der Feind abfeuerte, waren fast ohne Wirkung.

Da die englische Admiralität in diesen Tagen wieder von Erfolgen der Verbündeten wissen wollte, brachte das Wolffsche Büro folgende Richtigstellung:

„Die Meldungen der englischen Admiralität, die von bedeutenden Erfolgen der Verbündeten bei den Angriffen auf die Dardanellen zu berichten wissen, sind augenscheinlich nur darauf berechnet, einen moralischen Druck auf die Balkanstaaten auszuüben und bei den Neutralen Stimmung zu machen. Tatsächlich erreichte noch kein Fahrzeug der Verbündeten bisher das Minenfeld, und keine einzige Mine ist weggeräumt.

Die Landungsversuche am 5. bei Kum-Kale und Seddil-Bahr scheiterten völlig. An beiden Stellen wurden die Angreifer unter großen Verlusten durch Bajonettangriffe der Türken zurückgeworfen und ins Meer getrieben. Die inneren Dardanellenforts griffen noch gar nicht in den Kampf ein.

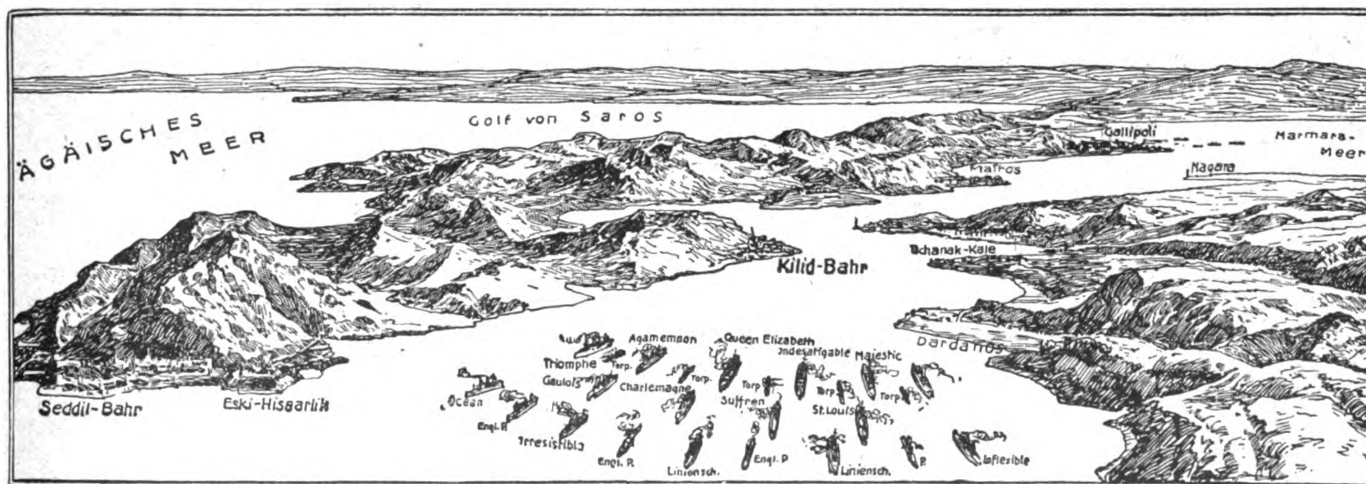
Die Stimmung in Konstantinopel ist ruhig und zuversichtlich, das politische und wirtschaftliche Leben geht den gewohnten Gang."

Am Sonntag, den 7. März, erstreckte sich das Feuer der feindlichen Geschütze vor allem auf das Fort Hamidije. Auch die türkischen Batterien an den Engen der Dardanellen bei Kum-Kale wurden von sechs feindlichen Panzerschiffen beschossen. Im Verlauf des Bombardements wurde ein französischer Dampfer außer Kampf gesetzt, ein englischer beschädigt, wonach sich die angreifende Flotte zurückzog. Die türkischen Batterien litten hierbei nicht. Auch Smyrna wurde von drei feindlichen Panzerschiffen beschossen, die jedoch, ohne irgend eine Wirkung erzielt zu haben, wieder abfahren mußten. Am 8. nahmen sie eine Stunde lang ihr erfolgloses Feuer wieder auf. Am Nachmittag desselben Tages beschossen vier englische Kriegschiffe mit Unterbrechungen die türkischen Batterien an den Dardanellen außerhalb der Treffweite. Das Feuer wurde wie bisher aus großer Entfernung eröffnet, und zwar gegen die Batterien von Dardanos, sowie gegen das Fort Medjedije; diese erwiderten und erzielten trotz der großen Entfernung Treffer. Bald nach Beginn der Beschießung griff ein englischer Dreadnought von der Bucht von Saros aus über die Berge der Landzunge auf der europäischen Seite hinweg in den Kampf ein. Die Granaten schlugen teils auf dem europäischen Ufer ein, teils im Wasser, wo sie platzten. Die türkischen Batterien erwiderten das Feuer mit wenigen wohlgezielten Schüssen und zwangen das englische Schiff zum Rückzuge. In der Nacht vom 10. zum 11. März versuchten feindliche Schiffe unter dem Schutze von Kreuzern und Torpedobootzerstörern die äußerste Minensperre wegzuräumen, nachdem zuvor größere Schiffe die Scheinwerferaufstellungen wirkungslos beschossen hatten. Die Dardanellenbatterien eröffneten das Feuer und versenkten drei Minensucher, worauf sich die Gegner unverrichteter Sache zurückzogen. Schon in der Nacht zuvor war ein feindliches Transportschiff in der Nähe von Mytilene durch türkische Seestreitkräfte versenkt worden.

Am 11. und 12. März herrschte an den Dardanellen wie auch vor Smyrna fast vollständige Ruhe. Der vorangegangene zwanzigtägige Kampf um die Meerenge hatte den Verbündeten teilweise außerordentlich schwere Schäden an Schiffs- wie Menschenmaterial gebracht, denen so gut wie kein Erfolg gegenüberstand. Dadurch wurde das Vertrauen der türkischen Bevölkerung an den Dardanellen und in Smyrna außerordentlich gehoben. Hohe Militärs, die den Kämpfen in den Dardanellenforts an mehreren Tagen beiwohnten, waren voll uneingeschränkten Lobes über die Haltung der türkischen Truppen, ihre wundervolle Disziplin, ihre Genauigkeit im Schießen und über die Begeisterung, die sie bei der Erfüllung ihrer Aufgaben an den Tag legten. Die Presse des Dreiverbandes setzte allerdings in gewohnter Weise tendenziöse Behauptungen in die Welt. Demgegenüber verbreitete die offiziöse türkische Agentur Milli am 15. März folgenden Bericht:

„Die englischen und französischen Berichte über die Beschießung der Dardanellen sind lächerlich. Wir erklären nachdrücklich, daß ‚Agamemnon', ‚Lord Nelson', ‚Cornwallis', ‚Dublin', ‚Bouvet', ‚Suffren', ‚Saphir' havariert sind, die ‚Queen Elizabeth' von drei Granaten schweren Kalibers getroffen wurde und daß das Hospitalschiff ‚Canada' mit einer großen Zahl Verwundeter nach Malta abging. Die Wirksamkeit unseres Feuers wird von den englischen Berichten zugegeben, die, nachdem sie stolz verkündigt hatten, daß sie unsere Batterien zum Schweigen brachten, melden, daß dieselben Batterien sie am nächsten Tage wieder beschossen hätten. Diese Berichte sind das Beste, was von unseren Feinden zu unseren Gunsten veröffentlicht werden könnte. Heute befindet sich kein feindlicher Soldat an der Meerenge der Dardanellen, noch in ihrer Umgebung. Wenn die Verbündeten wirklich, wie sie in ihren Berichten erwähnen, zahllose Batterien zum Schweigen gebracht hätten, müßten sie, statt auf die Umgebung der äußeren Dardanellenforts zu schießen, sich bereits in Konstantinopel befinden."

Die türkischen Soldaten, die Tag und Nacht an den Geschützen standen, im Hagel der Geschosse ausharrten und zur Verteidigung ihres Vaterlandes nicht einen Fuß breit zurückwichen, haben hiermit Bewunderungswürdiges geleistet. Beispiellos war die Wucht der Angriffe, die Engländer und Franzosen gegen die Meerenge richteten. Nach



Das englisch-französische Geschwader vor den Dardanellen.

oberflächlicher Rechnung beträgt das Gewicht einer einzigen Breitseite der größten Schiffe, die für die Beschießung in Betracht kamen, 30 000 Kilogramm. Man denke sich eine solche Last durch die Luft brausen und gegen die Forts am Ufer niederstürzen! Und dabei wurden nach fachmännischer Schätzung bis zum 14. März an den Dardanellen 6000 Schüsse abgefeuert. Dennoch hielten die Türken nicht nur die Meerenge fest in der Hand, sondern hatten noch die Genugtuung, eine ganze Anzahl feindlicher Kriegschiffe zu Schaden zu bringen. Unter den oben genannten Namen sind es vor allem zwei, die besonders ins Auge fallen. „Lord Nelson" führt seinen Namen nach dem Helden von Abukir, dem Retter der Türkei vom Untergange, und kämpft nun, um den letzten Hort des Islam zu vernichten, an der Seite derselben Nation, als deren erfolgreicher Bekämpfer der Admiral einst die Todeswunde empfing. Und erinnert man sich bei dem Namen „Suffren" nicht des Seemannes, der im amerikanischen Unabhängigkeitskriege die britische Flotte verbrannte, bei Kap St. Vincent, bei den Kapverdischen Inseln und in den ostindischen Gewässern die Engländer schlug, wo sie sich ihm entgegenstellten? So zeigen schon die Schiffsnamen, wie unnatürlich das



Ansicht von Smyrna.

Band ist, das Engländer und Franzosen in diesem Kampfe verbindet. Der dritte aber, zu dessen Gunsten dieser vergebliche Kraftaufwand entfaltet wurde, hielt sich weislich fern: Wo war die russische Flotte, als die Engländer und Franzosen ihr Pulver verschossen und ihr Leben aufs Spiel setzten? Sie blieb in ihrem sicheren Hafen und ließ die Bundesgenossen sich mühen, damit Rußland eines Tages der Herr des Mittelmeeres sein könne, wenngleich dies Ziel bis jetzt in unerreichbarer Ferne zu liegen scheint.

Die Versuche der Verbündeten, die Durchfahrt durch die Dardanellen zu erzwingen, erreichten ihren Höhepunkt in der siebenstündigen Schlacht vom 18. März, in der die Mannschaften der türkischen Forts mit wunderbarem Heldenmut in einem Hagel von Geschossen aushielten. Die ganze Atmosphäre war verdunkelt von explodierenden Geschossen, aufgeworfenen Erdsäulen und von Pulverwolken. Meilenweit erbebte die Erde. Die Verbündeten fuhren um halb zwölf Uhr vormittags in den Dardanelleneingang und warfen ihre Geschosse in die Stadt Tschanak-Kale. An dem Gefecht nahmen 16 Panzerschiffe, darunter 4 französische Kreuzer, und mehrere Torpedobootzerstörer teil. In der Stadt fielen die Geschosse immer zahlreicher, wühlten die Straßen auf und erfüllten die ganze Umgebung mit dichtem Rauch, während die zu kurz gefallenen Geschosse mächtige Wasserhosen aufsteigen ließen. Um halb zwei Uhr erreichte das Feuer seinen Höhepunkt. Es war jetzt auf die Forts Tschmimelik, Hamidije und die umliegenden befestigten Plätze konzentriert. Der gewaltige Kampf moderner Schiffsartillerie gegen die starken Küstenforts bot ein grausiges Schauspiel. Nach ein Uhr flaute der Kampf zeitweilig ab, wurde aber bald darauf wieder mit solcher Heftigkeit aufgenommen, daß die Forts in Rauchwolken zeitweilig verschwanden. Um zwei Uhr änderten die Angreifer ihre Taktik, indem sie einzelne Batterien in unregelmäßigen Zeitabständen beschossen. Das Einschießen wollte schwer gelingen. Die Granaten fielen vielfach zu kurz und ins Wasser oder zu weit und dann in die Stadt Tschanak-Kale.

Die Nachmittagsbeschießung hatte um drei Uhr fünfzehn Minuten ihre höchste Steigerung erreicht, als plötzlich das französische Linienschiff „Bouvet" mit dem Heck zu sinken begann, während der Bug sich hoch zum Himmel reckte. Die Mannschaften der türkischen Forts, deren Kampfesmut auf das höchste entfacht war, brachen in brausende Rufe der Begeisterung aus. Torpedoboote und andere Fahrzeuge eilten dem sinkenden Schiff zu Hilfe, konnten aber nur 25 Mann und 5 Offiziere retten, da das Schiff durch die Explosion einer Mine unter Wasser und durch einen Volltreffer über Wasser auf das schwerste beschädigt war und rasch sank.

Wenige Minuten später wurde ein britisches Schiff von einem türkischen Geschoß auf dem Vorderdeck getroffen. Mit gekapptem Mast, der im Gewirr der Takelage über Bord hing, versuchte das Schiff den Ausgang der Dardanellen zu gewinnen, was offenbar infolge eines Maschinenschadens von Sekunde zu Sekunde schwerer wurde. Gleich darauf erhielt ein anderes britisches Schiff einen Volltreffer auf Deck mittschiffs und mußte sich gleichfalls vom Kampfplatz entfernen. Um vier Uhr fünfundvierzig Minuten mußte ein drittes britisches Kriegschiff, schwer beschädigt, unter rasendem Feuer der türkischen Batterien sich aus dem Gefecht ziehen. Am demütigendsten für die Verbündeten war es, als das britische Schiff sich gezwungen sah, innerhalb des Feuerbereichs der türkischen Batterien auf Strand zu laufen. Eine volle Stunde lang versuchten die Engländer mit ihren Geschützen das der Vernichtung geweihte Schlachtschiff zu decken, bis acht Volltreffer die Aussichtslosigkeit all dieser Bemühungen zeigten. Darauf folgten weitere zehn Minuten peinvollen Rückzugs. Endlich gewannen die Schiffe unter einem Hagel von Geschossen den Ausgang der Dardanellen, während die



Die Dardanellenforts „Kale i Sultanijn“ und „Kilid-Bahr“ im Kampf mit der englischen und französischen Flotte.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

Artillerieforts das Feuer nicht eher einstellten, als bis das letzte feindliche Fahrzeug aus dem Feuerbereich verschwunden war. Diese Schlacht brachte zum erstenmal die Schiffe der Verbündeten auf längere Zeit in den Feuerbereich der türkischen Geschütze. Das Ergebnis war dank der Treffsicherheit der türkischen Artillerie für die Gegner vernichtend, während sie selbst, obwohl sie annähernd 2000 Granaten abgefeuert hatten, nicht eine einzige Batterie zum Schweigen bringen konnten. Außer dem französischen Panzerschiff „Bouvet" sanken dann noch die in dem Kampfe beschädigten zwei englischen Panzer von den Typs „Irresistible" und „Africa". Das französische Linienschiff „Bouvet" hatte über 12 000 Tonnen und führte an schweren Geschützen zwei 30,5-cm- und zwei 27-cm-Geschütze an Bord. Sein Gürtelpanzer war besonders stark. In seiner größten Länge hatte es eine Decke von 400 Millimeter Stärke. Das Sinken eines solchen Schiffes kann nur durch Torpedoschüsse oder durch Auflaufen auf eine Mine oder endlich dadurch herbeigeführt werden, daß der Wasserlinienpanzer von Geschossen durchschlagen wird. Die Linienschiffe der aus acht Einheiten bestehenden Africaklasse sind in den Jahren 1903—1905 vom Stapel gelaufen. Sie haben eine Wasserverdrängung von 16 000—17 800 Tonnen und eine Schnelligkeit von 18,1—19,8 Seemeilen. Ihre Bestückung besteht aus vier 30,5-cm-, vier 23,4-cm-, zehn 15-cm-, zwölf 7,6-cm-, zwölf 4,7-cm-Geschützen und vier seitlichen Torpedorohren für 45-kalibrigen Torpedo. Die Besatzung eines solchen Schiffes zählt 780 Mann.

Die Linienschiffe der gleichfalls aus acht Einheiten bestehenden Irresistibleklasse sind in den Jahren 1898—1902 vom Stapel gelaufen. Ihre Wasserverdrängung beträgt 15 250 Tonnen, ihre Schnelligkeit 18—18,7 Seemeilen. An Artillerie verfügen sie über vier 30,5-cm-, zwölf 15-cm-, sechzehn 7,6-cm-, zwei 4,7-cm-Geschütze und über vier seitliche Torpedorohre für 45-kalibrigen Torpedo. Die Besatzung dieser Schiffe beträgt je 750 Mann. Zu derselben Klasse gehörten auch die bereits in englischen Gewässern vernichteten Linienschiffe „Bulwark" und „Formidable".

Außer diesen drei gesunkenen Schiffen wurden noch einige französische und englische Schlachtschiffe schwer beschädigt, so das französische Linienschiff „Gaulois", die englische „Queen Elizabeth", die von fünf, und der Kreuzer „Inflexible", der von vier Geschossen getroffen wurde. Aber auch die sonstigen Verluste für die Feinde waren schwer. Schätzte man doch die Zahl der Toten auf 1200 (allein auf dem Schlachtkreuzer „Inflexible" 50) und die Zahl der vernichteten Geschütze auf 134. Auch ein Torpedoboot sank in diesen Kämpfen. Der Korrespondent des „Daily Telegraph", der Augenzeuge dieser Kämpfe war, gab in seinem Bericht die Niederlage der Verbündeten offen zu. Er schrieb:

„Um zehn Uhr zwanzig Minuten dampfte das englische Geschwader von sechs Schiffen durch den Dardanelleneingang. ‚Inflexible' ging vor, dann folgten zu zweien weitere Kriegschiffe. ‚Queen Elizabeth' war das letzte. Dann dehnte sich das Geschwader fächerartig aus. Um zehn Uhr vierzig Minuten gab ‚Inflexible' die zwei ersten Schüsse ab. Das französische Geschwader war inzwischen gefolgt. Das von den englischen Schiffen unterhaltene Feuer war anfangs sehr unbedeutend und langsam. Es wurden im ganzen nur zwei Schüsse in der Minute abgegeben. Um elf Uhr fünfzehn Minuten wurde das Feuer jedoch lebhafter. Es galt anscheinend einem türkischen Kriegschiff, das bei Tschanak erschien, aber bald wieder verschwand. Um elf Uhr dreißig Minuten lagen die englischen Schiffe in einer Reihe bei Erenköi quer über der Meerstraße und eröffneten ein heftiges Feuer auf Kilid-Bahr und Tschanak. Bei Kilid fand eine Explosion statt. Um elf Uhr fünfzig Minuten mischte sich das französische Geschwader in das Gefecht; aber jetzt kam von den Türken kräftige Antwort. Alsbald zeigten sich sechs Wassersäulen in der Nähe unserer Schiffe, und nach kurzer Zeit schlugen die Granaten ein. Auf einem der Schiffe entstand alsbald ein Brand, der jedoch schnell gelöscht wurde. Um zwölf Uhr zehn Minuten brannte ein französisches Kriegschiff. Flammen und Rauch stiegen hoch empor. Offenbar war es der ‚Bouvet'. Von zwölf Uhr dreißig bis ein Uhr dreißig Minuten war das Artillerieduell am heftigsten. Die Türken antworteten unerwartet lebhaft. Verschiedene Schiffe wurden wiederholt getroffen, aber auch am Lande sah man Rauchwolken emporsteigen, wenn Granaten einschlugen. Um ein Uhr dreißig Minuten, nachdem drei Schiffe den Versuch gemacht hatten, sich den Forts zu nähern, verringerte sich das Feuer, und nach einiger Zeit sprachen nur noch die türkischen Kanonen. Jetzt dampfte ein zweites englisches Geschwader von sechs Schiffen in die Dardanellenöffnung. Um zwei Uhr fünfundvierzig Minuten näherten sich nochmals zwei Panzerschiffe den Forts, was wiederum eine erhöhte Tätigkeit der Türken zur Folge hatte. Ich sah, wie jedes dieser Schiffe zweimal getroffen wurde und während zehn Minuten Rauch und Flammen aus ihnen emporstiegen. Um drei Uhr verursachte ein Treffer der ‚Queen Elizabeth', die immer bei Kum-Kale liegen geblieben war, zum zweitenmal eine Explosion in der Nähe von Kilid-Bahr. Um halb zwölf Uhr fingen


Bei Massiges gefangen genommene Franzosen. Phot. A. Menzendorf.



Phot. A. Menzendorf.

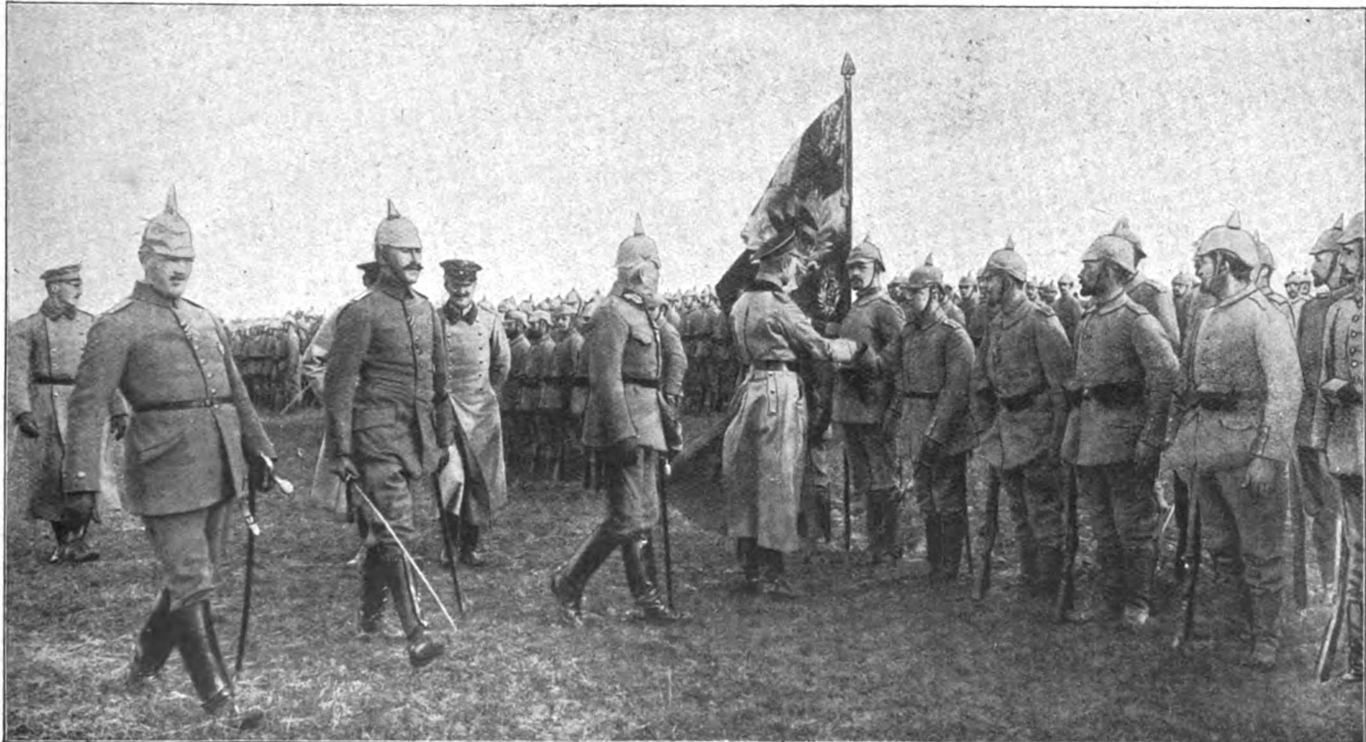
Der deutsche Kronprinz begrüßt einen österreichisch-ungarischen Offizier und dessen Abteilung.

urplötzlich zwei türkische Batterien bei Kefis-Buruns zu feuern an. Den ganzen Tag war von dort kein Feuer gekommen. Offenbar handelte es sich also um bewegliche Batterien, die in der Stärke von drei und zwei Geschützen auftraten, jedoch um fünf Uhr von der ‚Queen Elizabeth' zum Schweigen gebracht wurden. Unmittelbar nachher kam aber ein französisches Linienschiff, das offenbar schwer beschädigt worden war, begleitet von zwei anderen Schiffen aus der Meerenge heraus und strandete auf einer kleinen Insel bei Tenedos. (Dieses Schiff dürfte der ‚Gaulois' gewesen sein.) Eine Anzahl kleinerer Schiffe blieb in der Nähe. Gegen abend verstummte das Feuer ganz. An verschiedenen Stellen des Ufers war ein Brand zu bemerken."

In Konstantinopel löste dieser herrliche Sieg große Freude aus. Die Häuser wurden beflaggt, und der „Tanin" feierte den Erfolg in einem Leitartikel, in dem er darauf hinwies, daß alle Türken entschlossen seien, die Meerengen bis zum letzten Mann zu verteidigen. „Unsere Freude über den heutigen Erfolg in den Dardanellen," sagte das Blatt, „ist um so größer, als wir wissen, daß dieses Ereignis die gleiche Freude im Herzen unserer Verbündeten auslösen wird."

Nach der bisherigen Übersicht stellt sich die Beschießung der Dardanellen als eine völlige Niederlage heraus, und zwar nicht nur auf militärischem, sondern vielleicht noch mehr auf politischem Gebiete. Es ist schwer begreiflich, was sich die englische Admiralität gedacht haben mag, als sie das Unternehmen begann. Die Dardanellenbefestigungen sind ja kein Geheimnis, und ihre Uneinnehmbarkeit gilt bei allen Sachverständigen als feststehende Tatsache. Abgesehen von den großen Schiffsverlusten hatten die Franzosen und Engländer auch sehr viele Tote, deren Zahl, wie gesagt, türkischerseits auf 1200 geschätzt wurde. Von verschiedenen neutralen Stellen wurde die Zahl der von den Verbündeten eingebüßten Toten weit höher, nämlich mit 3000—7000 Mann angegeben, wozu noch eine sehr große Zahl Verwundeter zu rechnen ist.

Die politische Wirkung der Dardanellenbeschießung erwies sich als in mehrfacher Hinsicht sehr ungünstig für die Verbündeten. Schon bei Beginn des Bombardements kam es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen Osten und Westen. Es ist stets der Traum der Russen gewesen, nach Konstantinopel zu marschieren und die Meerenge in ihre Hand zu bekommen. Nun auf einmal zogen die Engländer und Franzosen aus, um Konstantinopel zu erobern. Das erweckte Verstimmung in Rußland, bis von London aus die Mär verbreitet wurde, die Westmächte sollten nur die



Phot. A. Menzendorf.

Der deutsche Kronprinz schreitet die Front eines Regiments ab, das sich beim Sturm auf Massiges auszeichnete.



Österreichisch-ungarischer Munitionstransport in den Karpathen.

Quartiermacher für Rußland sein. Bald aber hieß es wieder, Rußland solle wohl Konstantinopel bekommen, die Meerenge aber solle neutralisiert werden. Damit war aber Rußland auch nicht gedient, denn es wollte Konstantinopel nur haben, um die Zufahrt zum Schwarzen Meere zu beherrschen, was wiederum nicht im Interesse Englands liegt. Durch das Mißlingen der Beschießung ist nun dieser Streit der Interessen keineswegs aus der Welt geschafft, die gegenseitige Verstimmung vielmehr eher verschärft worden.

Bemerkenswert ist die Stellungnahme Griechenlands zur Dardanellenbeschießung. Die Erwartungen, die der Dreiverband auf diesen alten Feind der Türkei gesetzt hatte, erfüllten sich nicht. Der einflußreiche griechische Ministerpräsident Venizelos hatte zwar anfangs die Hoffnung des Dreiverbandes genährt, daß Griechenland den Angriff auf die Dardanellen durch einen Angriff zu Lande unterstützen werde. Da aber wurde am 6. März gemeldet, daß Venizelos sein Amt niederlege, weil er sich mit der Politik seines Königs in Widerspruch befinde. Dieser hatte sich ganz offen für die Zentralmächte erklärt und in einem Kronrat auch die Mehrzahl der Stimmen auf seine Seite gebracht, zumal gegen Venizelos wegen eigenmächtigen Vorgehens gegenüber dem Dreiverbande Verstimmung herrschte. So fiel die Hoffnung, die die Verbündeten auf Griechenland gesetzt hatten, in sich zusammen, und der König konnte seinen deutschfreundlichen Standpunkt durchsetzen.

Am 7. März beschäftigte sich der Konstantinopeler „Turan“ mit einem Artikel des „Giornale d'Italia“, worin



Österreichisch-ungarische Artillerie auf dem Marsch in den Karpathen.



Deutsche Artillerie in den Karpathen.

Nach einer Originalzeichnung von Otto von der Wehl.

gesagt war, Italien würde bei der Fortdauer der Beschießung der Meerengen seine Neutralität nicht länger wahren können. Aus der freundlichen Sprache der italienischen Presse gegenüber der Türkei und der Erwägung, daß Italien ein Lebensinteresse daran habe, die Meerengen nicht in die Hände dritter Mächte gelangen zu lassen, schloß das Blatt, daß Italien gegen den Dreiverband Stellung nehmen müsse. Es sei die einzige nicht am Kriege beteiligte Großmacht, die den Dardanellenvertrag von 1878 unterzeichnet und darum Anspruch habe, bei jeder Entscheidung in der Dardanellenfrage seine Interessen berücksichtigt zu sehen.

Im ganzen hatte es den Anschein, als ob die Beschießung der Dardanellen auf alle Neutralen eine den Erwartungen des Dreiverbandes entgegengesetzte Wirkung ausgeübt habe. Bald darauf wurde auch bekannt, daß Italien mit Wien und Berlin in freundschaftliche Unterhandlungen getreten und daß über wichtige Punkte Verständigungen erzielt worden seien. Ferner hörte man, daß Frankreich sich genötigt sehe, die Garnisonen an der italienischen Grenze wesentlich zu verstärken, sowie daß die dortigen französischen Präfekten den Auftrag erhalten hätten, auf die daselbst ansässigen Italiener ein besonders scharfes Auge zu haben und jeden zu verhaften, der sich im geringsten verdächtig mache. Nach allem dem ließ sich erwarten, daß Italien seine Neutralität, wenn überhaupt, nur gegen den Dreiverband aufgeben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Im Schneegestöber in den Karpathen.

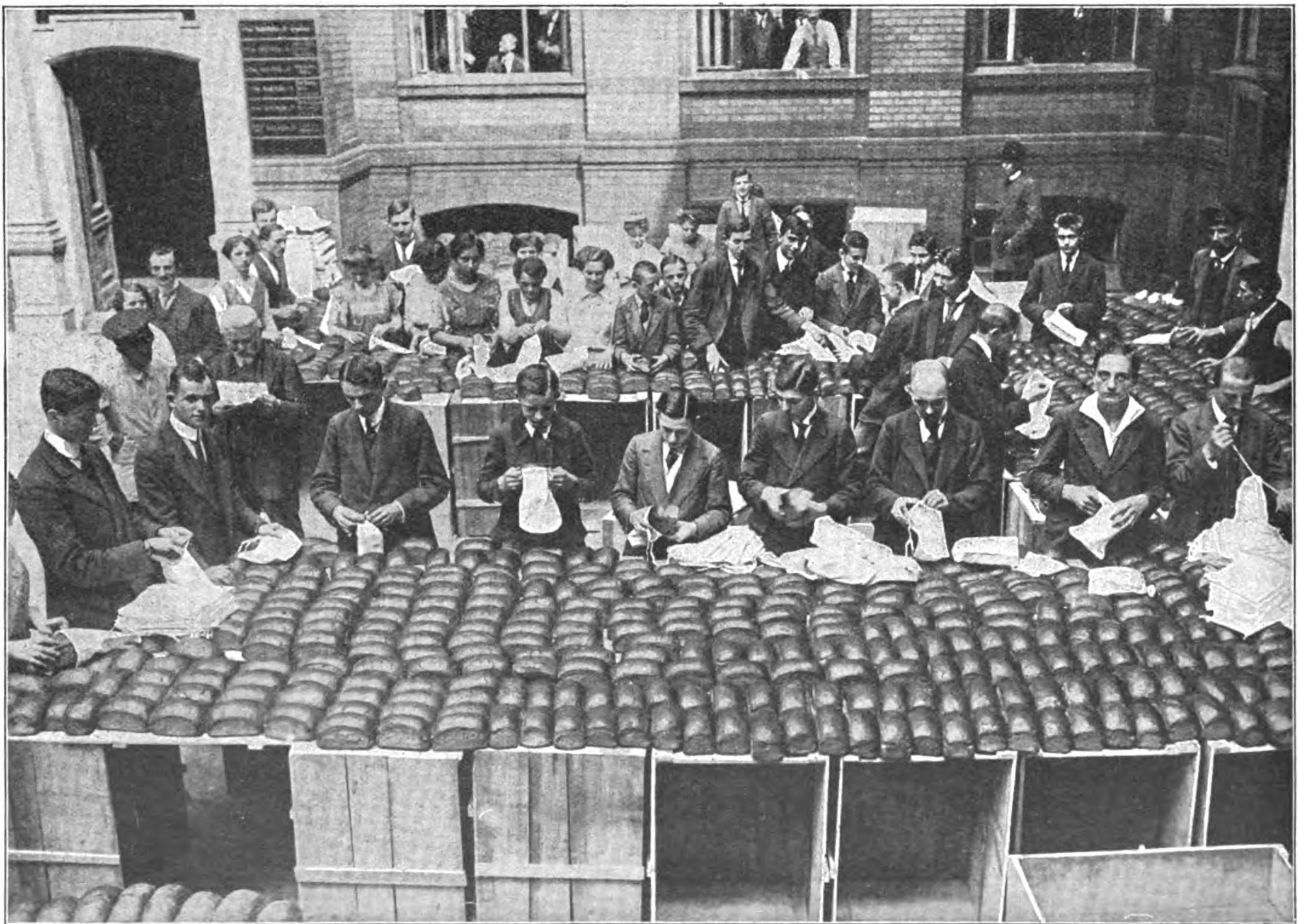
(Hierzu die Bilder Seite 248 und 249.)

Das blutige und zähe dreimonatige Ringen in den Karpathen brachte Mitte März den Erfolg, daß die Eingangstore des Gebirges, durch die der Weg nach der ungarischen Tiefebene führt, fest in die Hände der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen kamen; auch die Bukowina war vom Feinde gesäubert worden.

Es waren überaus heftige und erbitterte Kämpfe, die hier auf der ganzen langen Front durchgeführt wurden, wobei die Eigenart der Bodenbeschaffenheit und das winterliche Wetter eine außerordentlich erschwerende Rolle spielten. Ergaben sich doch auf Schritt und Tritt unzählige Hindernisse und die größten Schwierigkeiten, die die Höchstansprüche an die Tapferkeit und die physische Leistungsfähigkeit der Truppen stellten. Es führen zwar einige gute, gangbare Straßen durch das Gebirge über die Paßhöhen, aber es gibt hier im allgemeinen keine Längstäler wie in den Alpen. So geht es in den kulissenartig gestaffelten Berg- und Hügelreihen auf und ab, und das bedeutet im strengen Winter, wenn der Schnee fast 2 Meter hoch liegt oder plötzlich Tauwetter eintritt, unendliche, aufreibende Mühseligkeiten, namentlich für das Vorwärtsbringen der Geschütze, wie auch für die Zufuhr der Munition. Da das rollende Fuhrwerk mit seinen schweren Bremsschuhen an bestimmten Stellen völlig versagte, mußten stets Tragtiere bereitgehalten werden, die dem Menschen durch Schnee und Eis auf sonst nicht erreichbare Punkte zu folgen vermochten.

Dazu die Kälte bis zu 20 und mehr Grad und der starke Schneefall in diesem strengen Winter. Welche Anstrengungen die Kämpfenden dabei zu überwinden hatten, schildert in einem uns zur Verfügung gestellten Feldpostbrief ein Landsturmrekrut aus Turn:

Am 3. März, früh sechs Uhr, war Tagwache und wir krochen heraus aus dem verdeckten Schützengraben. Mit Brotsack, Muff und Eßschale rutschten wir „in Ziehung" über den Abhang hinunter zur Feldküche. Der Magen kam zu seinem Rechte, und die Feldflasche wurde mit heißem Konservenkaffee gefüllt. Sodann machte ich, weil Rast war,



Phot. A. Grohs, Berlin.

Versorgung unserer Marine mit Proviant.



Eine Militärbäckerei bei Soissons.

eine Übungsreise und kam dabei auch zu den Haubitzen- und Gebirgsartillerieständen. Bei der Feldküche der Artillerie wurde gerade ein mächtiger Ochse abgestochen. Ich fing mit meiner Eßschale etwas Blut ab, rührte es fleißig, gab dann einige Brot- und Speckbrocken nebst Salz hinein, kochte es auf und die Blutwurst war fertig.

Das Schneegestöber machte eine Pause, und es blickten sogar einige Sonnenstrahlen durch. Zu unseren Ständen zurückgekehrt, fand ich alles lebendig. Alarm wurde geblasen, Vergatterung kommandiert, und schnell ging es in die endlose Wildnis hinein. Nach etwa 500 Schritten wurde „Bajonett auf!" kommandiert, und bei dichtem Schneegestöber standen wir bis zur Dunkelheit in Gefechtstellung. Sprechen und Rauchen war verboten. Endlich hieß es: „Kompanie an die Spitze!" Und nun setzten wir uns in Bewegung. Langsam keuchten wir vorwärts. Der Nachfolgende stapfte immer in das Schneeloch seines Vordermannes. Der Weg wird immer schlimmer: an Deckungen, Gräben, Gefallenen vorbei. Gegen elf Uhr nachts stockt der Vormarsch. Bis über die Hüften stecken wir im Schnee, und vor Kälte zitternd legen sich viele hinein. Feierliche Ruhe!

Neben mir ruft einer: „Martin, wird der Fuß wirklich abgenommen, wenn er erfroren ist? Tut das auch weh?" Ich brachte keine Antwort heraus, und mit aller Gewalt schlug ich die Füße aneinander. Gegen drei Uhr früh geht es weiter. Mühsam, wie Gespenster, krochen wir voraus. Ein scharfes Kommando: „Kompanie Schwarmlinie, Plänklerabstand!" Aber kaum daß wir einige Schritte weiter sind, stecken wir wieder bis zu den Hüften im Schnee. Jetzt geht es durch einen Bach und dann steil hinauf auf die Anhöhe. Ein Laufgraben kommt uns in den Weg. Darin liegen ungarische Soldaten und schlafen; einzelne drehen sich auf die andere Seite und schlafen weiter — bei 27 Grad Kälte! Wir übersteigen den Graben, und hinauf geht es auf die Höhe. Ein Kommando ertönt: „In Deckung! Ruhe! Vorsicht! Linker Flügel einschwenken!"

Ich sinke ermattet hinter einem Baumriesen in den Schnee. Wir bekommen lebhaftes Feuer. Kommando: „Schießen, Aufsatz normal, Gegner vor uns!" Wir empfingen den Feind mit einem mörderischen Feuer. „Feuer einstellen!" Wir rufen das Kommando aus Leibeskräften nach. Der Arm schmerzt mich vom Repetieren. Nun ertönt ein gellendes Hornsignal: „Sturm!" Ein schallendes Hurra durchdröhnt die Wildnis — und fort geht's. Ich war bei einer schwachen Buche angelangt, an die ich mich schußbereit lehne, als mich eine feindliche Kugel erreicht. Mein Gewehrschaft wird zersplittert, und die Kugel trifft meinen Kopf am rechten Ohr. In quälendem Schmerz schreie ich nach der Sanität. Unser Fähnrich hört mich und zeigt mir den Rückweg. Langsam torkle ich im Kugelregen den Abhang hinunter, fortwährend nach der Sanität rufend. Durch Zufall gelange ich zu einem Verbandplatz. Nachdem mein schmerzender Kopf eingewickelt war, wurde mir geraten, mit einem Gefangenenzug zu gehen.

Die gefangenen Russen gaben mir echt französischen Kognak und Zucker und halfen mir, daß ich mit fortkam. Zeitweilig, bei Schwächeanfällen, trugen sie mich sogar!

Die Brot- und Fleischversorgung unserer Krieger.

(Hierzu die Bilder Seite 250 und 251.)

Besonders zu Anfang des Krieges, in der Zeit der Bewegungskämpfe, konnte man in den Feldpostbriefen öfter lesen: „Fleisch hätten wir ja in Hülle und Fülle, aber Brot! Bei den täglichen Gewaltmärschen kann es nicht rasch genug nachgeschafft werden, und so ist es zwischen den überreichlichen Fleischgerichten ein wahrer Leckerbissen!" In der Tat verursacht ja auch reine Fleischkost sehr bald schon Magenverstimmungen, und damit schwindet leicht auch der Humor, der beste Freund und Helfer unserer Krieger bei Erfüllung ihrer harten und schweren Pflicht. Als der Krieg dann auf dem größten Teil der Fronten in Stellungskampf übergegangen war, litt auch die Brotversorgung der Armeen nicht mehr, sie spielt sich vielmehr vollkommen glatt ab. Wo man draußen Backöfen fand, wurden sie dem Heere dienstbar gemacht; Landsturm und ältere Landwehrleute zumeist regen unermüdlich die Hände für die Kameraden vor dem Feind. Bekannt sind unsere leistungsfähigen fahrbaren Feldbäckereien. Aber auch in der Heimat wird Soldatenbrot in Mengen hergestellt, besonders für die Marine. Um diese stets ausreichend damit zu versehen, hat die Heeres-



Kommißbrotvorräte in einer Militärbäckerei.

leitung umfangreiche Verträge mit größeren Bäckereien abgeschlossen, in denen der Betrieb Tag und Nacht nicht aussetzt. Für den Versand werden die gut ausgekühlten Laibe, damit sie unterwegs nicht durch Nässe und Schmutz leiden, in saubere weiße Leinwandbeutel geschoben, ehe man sie in die großen Kisten verpackt, und die Herstellung solcher Beutel wirft wieder ein gern verdientes Nebeneinkommen für Frauen ausgerückter Krieger ab. In Riesenstapeln lagern dann die Laibe auf den Etappenstellen, von wo sie so rasch wie möglich ihrer Bestimmung zugeführt werden. In den Zügen mit den Brotwagen fährt meist auch gleich die vierbeinige Zukost mit: Rinder, Schafe und Schweine; denn wenn auch die Heeresleitung in erster Linie die Viehbestände in den besetzten Gebieten für die Truppen ausnutzt, muß doch noch viel aus der Heimat nachgeliefert werden.



Aus den K
Höhe 708
Nach einer O
Fritz

Die Erstürmung der Höhe 708 in Serbien.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Nach unserem ersten Vorstoß in der Richtung gegen Valjevo hatten wir uns, wie von österreichisch-ungarischer Seite berichtet wird, bis fast zur Drina zurückgezogen. Wir besetzten den Gucevorücken, der etwa die Form einer offenen Schere hat. Hierbei unterließen wir es, eine Rückfallskuppe zu besetzen, die, wie sich später herausstellte, dem Gegner eine dominierende Stellung sicherte. Es war dies die Höhe 708, um die wir mehrere Wochen kämpften und die wir trotz wiederholter Angriffe nicht einzunehmen vermochten, weil wir den Punkt infolge unserer scherenartigen Stellung nicht nachdrücklich unter Artilleriefeuer nehmen konnten, ohne unsere eigenen Stellungen zu gefährden. Die Höhe mußte aber um jeden Preis genommen werden, weil erst dann ein weiteres Vorgehen möglich war. Dann erst konnten wir mit unserer Südgruppe Fühlung gewinnen, und von dieser Fühlungnahme hing auch der weitere Vormarsch, die Eroberung der Macva und all das, was sich im weiteren Verlauf ereignete, ab.

Der Hauptmann P. vom 78. Infanterieregiment ist es, der den Plan zur Erstürmung der Höhe ausarbeitete. Er und die Oberleutnants M. und Sch. und die Fähnriche H. und V., sämtlich Kroaten, führten eine todesmutige Schar von 200 Freiwilligen gegen den Feind, und der Tapferkeit dieser Gruppe ist der entscheidende Teilerfolg zu danken.

Die ersten Novembertage hüllten die Landschaft in einen dichten Nebel. Unter seinem Schutze gelang es, drei Feld- und zwei Gebirgsgeschütze unbemerkt vom Feind auf die der Höhe 708 gegenüberliegende Kuppe hinaufzubringen, wo die Unsrigen schon seit Wochen eingegraben lagen, ohne einen entscheidenden Erfolg erringen zu können. Nur etwa hundertfünfzig Schritt Luftlinie lagen die Unsrigen vom Feind. Aber dazwischen befand sich ein Sattel, so daß wir, auch infolge des steinigen Terrains und des vielen Wurzelwerks in der Erde, mit unseren Sappen nicht sehr weit vorwärts kommen konnten, ohne vom Gegner „eingesehen“ zu werden. So kam der 6. November heran. Unsere fünf Geschütze waren gut eingegraben und hatten bisher geschwiegen, um dem Gegner nicht vorzeitig ihre Stellung zu verraten. Als es finster wurde, krochen die 200 Freiwilligen, geführt von den genannten Offizieren, soweit es ging, die Sappen entlang, etwa dreißig Schritt vor die eigene Kampflinie. Da kauerten sie eng aneinandergepreßt und harrten der weiteren Entwicklung. Um zwei Uhr nachts begannen plangemäß unsere fünf Geschütze ihr Zwiegespräch mit denen des Feindes. Zwei Stunden lang flogen die Granaten über den Köpfen der todesmutig vor der eigenen Stellung Liegenden. Es waren zwei an den Nerven zerrende Stunden. Auch mit Schrapnellen schossen die Unsrigen, wobei sie allerdings die Schrapnelle gewissermaßen als Aufschlaggranaten wirken ließen. Mit der Uhr in der Hand kauerten die Offiziere. Punkt vier Uhr schwiegen die ehernen Münder still; unser Maschinengewehr begann zu spielen und bestrich die feindliche Stellung. Gleichzeitig schossen die Unsrigen aus der Stellung mit zu hoch gehaltenem Gewehr, um den Feind zu täuschen und



...fen um die
Serbien.
...zeichnung von
...mann.

am Auslugen zu hindern. Die 200 aber sprangen auf und stürmten, rascher als es erzählt ist, die Anhöhe hinauf. Oben angelangt, schossen die Offiziere Leuchtpistolen ab. Unser Maschinengewehr setzte auf die Sekunde das Feuer aus. Und während die einen ihre Gewehre in die feindlichen Schießscharten hineinsteckten und in die feindlichen Schützengräben hineinschossen, schwangen sich die anderen, ehe der Feind noch erfassen konnte, was geschehen war, auf die feindliche Deckung hinauf und stachen mit den Bajonetten auf den Gegner los. Gleichzeitig stürmten die Mannschaften aus unseren Stellungen nach. Die Serben waren so verblüfft, daß sie sofort die Waffen von sich warfen und sich mit erhobenen Händen ergaben. Ein Teil von ihnen versuchte zu fliehen, doch wurden von uns sofort an die Kreuzpunkte der serbischen Laufgräben Leute geschickt, die das Entweichen verhinderten. Einige Unruhe wurde wohl noch durch das Auffliegen einer serbischen Flattermine hervorgerufen, doch war die Höhe sehr bald in unseren Händen. Wir nahmen hierbei 520 Serben gefangen und erbeuteten drei Geschütze und drei Maschinengewehre. Otto Kraus.

Unsere tapferen Feldköche.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

Das „tägliche Brot" kann der Soldat, der auf der Höhe seiner physischen und seelischen Kraft bleiben soll, wohl einmal vorübergehend entbehren, und für Notfälle führt jeder Mann eine „eiserne Ration" mit sich. Aber auf die Dauer muß für möglichste Regelmäßigkeit der Verpflegung gesorgt sein. Wir wissen auch, daß die mit dieser Fürsorge betrauten Stellen das Menschenmögliche leisten und im Felde Bewundernswertes geschaffen haben. Schlächtereien und Feldbäckereien Wurstbereitungs-, Pökel- und Räucheranlagen wurden auf allen Etappenlinien errichtet, und ihre Erzeugnisse werden durch Lastautos bis in die vorderste Front geführt. Die von unseren braven Feldgrauen, wie von den wackeren Streitern der österreichisch-ungarischen Armeen am meisten geschätzte Verpflegungseinrichtung ist aber die Feldküche, die der deutsche Soldatenwitz wegen ihrer äußeren Form „Gulaschkanone" getauft hat. Ihre Aufgabe ist, den Kompanien und Batterien möglichst unmittelbar zu folgen, und die Mannschaften mit Frühkaffee und warmen Mahlzeiten zu versorgen. Die „Gulaschkanoniere", wie die Feldköche in folgerichtiger Ableitung genannt werden, haben im ganzen Feldzug bisher alles getan, um sich die Zufriedenheit ihrer Pflegebefohlenen in der vordersten Front und in den Schützengräben zu sichern; auch haben sie opfermutig schon manches kühne Wagestück ausgeführt, so daß nicht wenige dieser „Kanoniere" das Eiserne Kreuz oder eine Tapferkeitsmedaille erhalten konnten.

Häufig ist es den im Feuer stehenden Mannschaften nicht einmal zur Nachtzeit möglich, den für die Kompanie bereitgehaltenen schwarzen Kaffee, das Fleischgericht oder die Speckerbsensuppe in den hierfür bestimmten Eimern von der Feldküche selber herbeizuholen. Wohl hat man am Abend, wenn es vorn in den Schützengräben vorübergehend einmal still war, in der Ferne das Heranrasseln der leichtgebauten Gefährte mit dem großen Kochkessel gehört. Aber bald begann wieder das gegnerische Feuer, und dann war es selbst im Schutze der Dunkelheit nicht mehr möglich, aus dem Graben oder der markierten Batteriestellung herauszukommen. In solchen Lagen hat so mancher „Gulaschkanonier" die Kameradschaftlichkeit höher gestellt als alles andere und sich mutig auf den gefährlichen Weg gemacht, die knurrenden Mägen da vorn in der äußersten Feuerlinie zu befriedigen. An jedem Ende der großen Tragstange einen gefüllten Behälter geht der Feldkoch vor, von Deckung zu Deckung, aber auch, wenn es sein muß, über das kugelbestrichene freie Feld, wo jeder Augenblick den Tod bringen kann. Weniger gefährlich ist der Gang vielleicht bei Nebel und Regenwetter. Aber auch dann ist es keine leichte Aufgabe. Unzählige Male rutscht der tastende Fuß auf der durchweichten Ackerscholle; durch Moräste und Tümpel geht es mit der schweren Last, daß das Wasser klatschend bis an die Hüften schlägt. Hier und dort stößt der Fuß wohl gar an einen

Verwundeten oder Gefallenen. Endlich, nach heißem, oft stundenlangem Bemühen, ist der Wackere, von oben bis unten beschmutzt, schwere Erdklumpen an den Stiefeln, am Ziele, wo ihn die hungrigen Kameraden mit Hurra empfangen.

Generaloberst Karl v. Einem genannt v. Rothmaler und die Winterschlacht in der Champagne.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Bilder Seite 246, 247 und 254.)

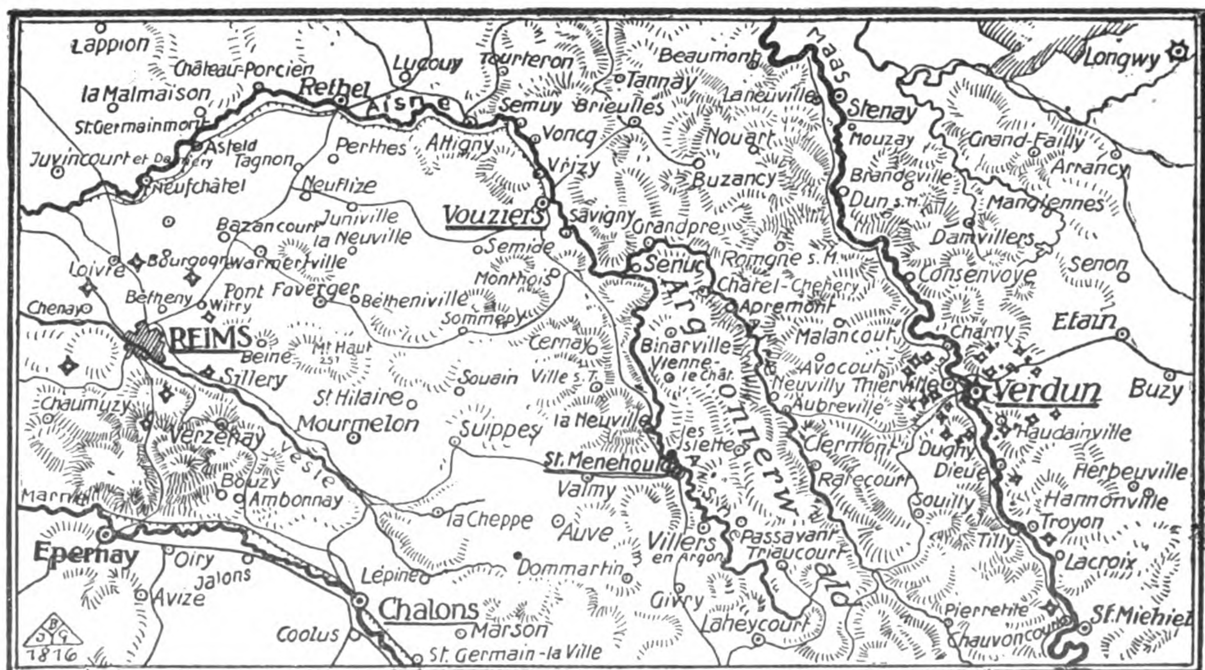


Generaloberst v. Einem. Hofphot. Krajewski.

Der genannte Heerführer ist 1853 in Herzberg, Provinz Hannover, geboren. Er trat bei dem 4. Kürassierregiment ein und wurde nach einer sehr raschen militärischen Laufbahn, die ihn meist an den Generalstab fesselte, im Jahre 1900 Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium, mit dem Rang eines Generalleutnants. 1903 wurde er zum Kriegs- und Staatsminister ernannt (1907 General der Kavallerie), welche Stellung er bis zum 11. August 1909 behielt. Er hat in ihr wesentlich zur Ausgestaltung der Armee und ihrer Interessen beigetragen. Er hat das Pensionsgesetz durchgesetzt, er hat die schwere Artillerie des Feldheeres wesentlich gefördert, die Truppenübungsplätze vermehrt und erweitert, Heeresvergrößerungen vornehmen und eine Fülle von Interessen der Armee wahrnehmen können. Im Reichstag war er ein schlagfertiger Redner und geschickter Debatter, dem selbst die politischen Gegner persönliche Sympathie nicht vorenthalten konnten. Der zermürbende Dienst eines Kriegsministers ließ ihn um ein Kommando in der Front nachsuchen. Er wurde 1909 als Kommandierender General an die Spitze des 7. Armeekorps berufen, als solcher im jetzigen Kriege am 27. Januar 1915 zum Generaloberst befördert, nachdem ihm schon einige Monate vorher das Kommando der 3. (vormals Hausenschen) Armee übertragen worden war. Als deren Führer hatte er die große Winterschlacht in der Champagne zu leiten, da die Franzosen gerade die Front der 3. Armee zum Gegenstand ihrer Angriffe gemacht hatten.

General Joffre hatte, durch französische und englische Militärkritiker angestachelt, seine Teilangriffe Ende Februar aufgegeben und beabsichtigte, mit einer starken geschlossenen Armee die deutschen Stellungen da zu durchbrechen, wo sie am wenigsten dicht schienen. Als Gefechtsfeld suchte er den Landstrich aus, der sich etwa von Reims über Suippes nach St.-Menehould erstreckt. Das Gelände ist sanft gewellt, mit Waldparzellen, Dörfchen, Schlössern, also taktischen Stützpunkten durchsetzt, von keiner größeren Flußbarriere durchschnitten. Zu diesem großen Unternehmen standen General Joffre sechs auf volle Etatstärke gebrachte Armeekorps und einige Territorialformationen zur Verfügung, also etwa 200 000 Mann — beinahe ebensoviel, wie 1866 die drei in Böhmen einmarschierenden preußischen Armeen betrugen. Es war also eine kriegerische Unternehmung in größtem Stil, keineswegs ein Teiltreffen, wie es sonst im Stellungskrieg die Regel bildet.

Als Operationsziel war den französischen Kolonnen Vouziers angegeben, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, der einen wesentlichen Teil der deutschen rückwärtigen Etappenlinien über Belgien in sich vereinigte. Dem deutschen Feldherrn standen nur schwächere Kräfte zu Gebote — aber auch diese hat er nicht voll einzusetzen brauchen. Am Höhepunkt des Kampfes waren in der Hauptsache beteiligt das 8. (rheinische) Korps, vier sächsische Reserveregimenter, die der Kaiser zu ihren Leistungen besonders beglückwünscht hat, und eine Garde-Infanteriebrigade, die entscheidend eingegriffen hat.



Zur Winterschlacht in der Champagne.

Der Kampf, der vierzehn Tage dauerte und am 16. Februar begann, wurde französischerseits eingeleitet durch eine artilleristische Vorbereitung, wie sie selbst dieser Krieg noch nicht gesehen hat. Wie das deutsche Hauptquartier mitgeteilt hat, wurden täglich mehr als 100 000 Schuß abgegeben. Da in der Nacht nicht gefeuert wurde, blieb für die kurzen Tagesstunden eine solche Fülle von Geschossen verfügbar, daß auf den Meter Front beim 8. Armeekorps eine Belegung mit 17½ Schuß zu rechnen ist. Natürlich wurden die deutschen Schützengräben und Unterstände dadurch zermalmt, nach dem Urteil von Augenzeugen vollständig eingeebnet. An eine Deckung in ihnen war nicht mehr zu denken. Die deutsche Infanterie ging deshalb auf kurze Entfernung von ihnen zurück, blieb aber jederzeit in der Lage, Gegenstöße auszuführen, sobald der Feind sich anschickte, von den zunächst verlassenen Geländeabschnitten Besitz zu ergreifen. So schreibt das Große Hauptquartier: „Unerschütterlich haben die Rheinländer und die zu ihrer Unterstützung herangezogenen Bataillone der Garde und anderer Verbände dem Ansturm sechsfacher Überlegenheit nicht nur standgehalten, sondern sind ihm oft genug mit kräftigen Gegenstößen zuvorgekommen." So erklärt sich, daß, obwohl es sich hier um reine Verteidigungskämpfe handelte, doch mehr als 2450 unverwundete Gefangene, darunter 35 Offiziere, in unseren Händen blieben. Der Kampf hatte sich in den vierzehn Gefechtstagen nicht, wie gewöhnlich, verbreitert, sondern auf eine Front von 8—10 Kilometer verengt — also zwei Drittel der Kampffront von Gravelotte. Es handelt sich hier um eine Schlacht, die man mit Recht der Winterschlacht an den Masurischen Seen an die Seite stellt. Alle neuen Vorstöße der französischen Infanterie brachen unter dem Feuer der sich geschickt unterstützenden deutschen Infanterie und Artillerie so oft zusammen, daß den Franzosen zuletzt die Stoßkraft verloren ging, sie erlahmten und zum bitteren Ende den verlustreichen Rückzug antreten mußten. Die deutsche Berichterstattung läßt sich über den Erfolg der Kämpfe mit folgenden Worten aus:

„Freilich sind unsere Verluste einem tapferen Gegner gegenüber schwer; sie übertreffen sogar diejenigen, die die gesamten an der Masurenschlacht beteiligten deutschen Kräfte erlitten. Aber sie sind nicht umsonst gebracht. Die Einbuße des Feindes ist auf mindestens das Dreifache der unsrigen, das heißt auf mehr als 45 000 Mann zu schätzen. Unsere Front in der Champagne steht fester als je." Wenn einem der beteiligten deutschen Regimenter eine besondere Anerkennung gebührt, so ist es das 3. Garderegiment zu Fuß, das schon in früheren Schlachttagen sich unsterblichen Ruhm erworben hat. Der Deutsche Kaiser fand Gelegenheit, dem Generaloberst v. Einem in Vouziers persönlich für seine Führung und seine Erfolge zu danken. Auch dessen Unterführer, die Generale Riemann und Fleck, wurden durch hohe Ordensauszeichnungen geehrt.

Es ist ein schöner Herzenszug unserer Hohenzollern, daß sie gern persönlich mit warmen Worten Offizieren und Truppenteilen für ihre Blutarbeit danken. Solche Dankesbezeigungen werden den Beteiligten unvergeßlich bleiben. Wir erwähnen eine solche des Kaisers an Generaloberst v. Einem in Vouziers und sodann den Dank unseres leutseligen Kronprinzen an ein Regiment, das sich bei dem Sturm auf Massiges ausgezeichnet hatte, sowie an eine auf den Kriegschauplatz im Westen abgezweigte österreichisch-ungarische Abteilung (siehe die Bilder Seite 247).



Infanterie in Alarmstellung hinter der Front.

Mit den Deutschen nach Rußland.

In dem Mailänder „Corriere della Sera" finden wir den Bericht seines Berliner Korrespondenten, der im Gegensatz zu den von den Russen verübten Schandtaten den Geist der Ordnung und Rechtlichkeit rühmt, der das deutsche Heer auch in Feindesland beseelt und nicht wenig dazu beiträgt, dem deutschen Volk die Sympathien der Polen zu sichern, die den leeren Versicherungen von russischer Seite längst kein Vertrauen mehr schenken. Unser Gewährsmann schreibt:

Wir kamen gerade in der Pause zwischen Abziehenden und Einziehenden nach Lyck. Tiefen Eindruck ruft das Innere der Häuser hervor, die unheimliche Leere, die ungeheuerlichen Schmutzereien, das bis ins kleinste gehende Zerstörungswerk. Zerknitterte Kassenbücher, eingedrückte

Hofphot. Rülleswindt, Königsberg i. P.

Umwandlung eines Hochwasserschutzdamms der Memel in eine Verteidigungsstellung.

Stühle, durchlöcherte Mehlsäcke, aus denen das Mehl in den Schmutz rieselt, leere Konservenbüchsen, Haufen bröckliger Ziegelsteine, das Skelett einer ehemaligen Nähmaschine, eine tote Katze, ein zerfetztes deutsches Gesangbuch — das ist das Bild eines Hofes in Goldap nach dem Abzug der russischen Truppen.

Der Aufmarsch von Truppen, die in der Ebene von Augustow die Hindenburgsche Umfassung vollendeten, war ein fast bedeutungsvollerer Anblick als das Schauspiel einer Schlacht. Im Oktober hatten wir bei Wirballen einem schweren Artilleriegefecht beigewohnt. Es war das moderne Schlachtfeld ohne sichtbare Truppen, der Krieg, bei dem man im Feuer liegt, ohne es eigentlich zu wissen, es war die bedrückende, von Getöse erfüllte Leere. Hier dagegen waren wir in den entscheidenden Teil einer Aktion verwickelt, sahen ihn vor unseren Augen sich abrollen und empfanden das Vergnügen von Zuschauern eines Spiels, die sich freuen, einer fesselnden Partie beizuwohnen. Vor der Kaserne in Augustow hat die Schlacht getobt: der Leichnam eines Russen liegt noch jetzt auf der Schwelle. In der Kaserne finde ich in einem Zimmer fünf Verwundete, denen nach zweitägiger Wartezeit noch immer keine ärztliche Hilfe geworden ist.

An einer Straßenecke bei Suwalki sehen wir, wie ein Verwundeter einem jungen Mädchen nachgeht. Er will ihr eine Konservenbüchse abnehmen. Da kommt sein Unteroffizier dazu und donnert ihn an: „Was fällt Ihnen ein? Denken Sie, Sie können sich alles herausnehmen, weil Sie einen Schuß haben? Eine Schande ist das. Zeigen Sie Ihre Erkennungsmarke.“ Nicht weit davon hält ein Hauptmann eine Ansprache an seine Kompanie, um seinen Leuten die Achtung vor dem Eigentum des Feindes einzuprägen.

An einem Freitag abend kamen wir durch das Getto und sahen hinter den niedrigen Fenstern die Sabbatkerzen brennen. Die Juden in Litauen, Polen, Galizien und hinunter bis nach Rumänien stehen alle mehr oder weniger im Banne Deutschlands. Sie sprechen Deutsch, so gut es geht, und wissen, daß in Deutschland von Judenfeindschaft keine Rede sein kann. Ein ganz anderes Regiment führt Rußland. Deshalb empfinden die Juden keinerlei Feindseligkeit gegen die deutschen Eroberer. Als das Gespräch einmal auf die Galanterien der deutschen Soldaten kam, sagte uns eine Polin: „Die Mädchen fassen sie wohl unters Kinn, aber die verheirateten Frauen haben nichts zu befürchten. Ein Ring am Finger sichert vor allen Belästigungen.“

Gefangene und wieder Gefangene, überall, wohin wir kommen. Man hat schon viel über die Leichtigkeit gelesen, mit der sie sich ergeben, aber an Ort und Stelle gewinnen diese Geschichten eine ganz andere Bedeutung. So erzählte mir ein General, daß sich einmal ein ganzer Trupp ohne Waffen hatte ergeben wollen. Da aber waren sie schön bei den Deutschen angekommen. Rußland muß man Waffen, nicht Menschen wegnehmen, wenn man ihm schaden will. „Schert euch fort,“ riefen ihnen deshalb die Deutschen zu. „Wenn ihr eure Waffen mitbringt, werden wir euch gefangen nehmen. Wenn nicht, dann nicht.“ Gehorsam kehrten die Russen nach kurzer Zeit mit Dolchen und Flinten zurück. Mancher brachte der Sicherheit wegen gleich zwei Gewehre auf einmal angeschleppt. Bei Filippowo traf ich selbst ein polnisches Fähnlein, dem ein Unteroffizier voranmarschierte. Sie waren sehr gesprächig und erzählten unter Lachen: „Wir waren unser Fünftausend in Suwalki, als es hieß, die Deutschen kommen. Da haben wir gesagt: da können wir sie gleich erwarten. Haben uns also gut versteckt und uns dann alle zusammen ergeben.“ Und ihre Augen blitzten dabei so spitzbübisch, als wollten sie sagen: Fein, was? Mit erheuchelter Empörung rufe ich ihnen zu: „Wie, ihr seid noch lustig?“ Und sie antworten mit einer Gegenfrage: „Ja, warum sollen wir denn weinen? Hier haben wir's doch weit, weit besser!“

Im Rücken des Feindes.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Der Generalstabschef hatte soeben die Erklärung der überaus schweren, unbedingt notwendigen Aufgabe beendet, die von den geschicktesten und tollkühnsten seiner jungen Offiziere noch in dieser Nacht durchgeführt werden sollte. Es standen nur noch die Oberleutnante B... und v. K... vor ihm. Einige Sekunden sahen sich die Männer voll und ernst in die Augen. Ihre Köpfe glühten vor Aufregung und von der Anstrengung des Suchens auf



Eine Erfrischung aus der Feldküche während des Gefechts im Schützengraben.

Nach einem Gemälde von Ludwig Putz

den genauen Generalstabskarten. Langsam erhob der Chef seine rechte Hand, um sie den jugendlichen Kameraden zum Glückauf, zum Lebewohl, vielleicht auf ewig Lebewohl zu reichen.

„Meine Herren, Sie werden bemerkt haben, daß ich gerade Sie für die wichtigste Aufgabe gewählt habe. Ich erwarte bestimmt, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigen. Ich weiß, daß Sie mit ganzem Herzen und ganzer Kraft bei der Sache sein werden, und wünsche Ihnen Glück. Auf Wiedersehen!"

Von diesen bedeutungsvollen Worten des hochgeachteten Führers sauste und brauste es den jungen Offizieren noch in den Ohren, als sie schon vor den kleinen grauen Autos standen und einsteigend den Kraftwagenlenkern den Abfahrtsbefehl erteilten. Beide hörten sich ganz mechanisch den begleitenden Offizierstellvertretern den Auftrag erläutern. Immer noch fühlten sie die Gegenwart des Generals, schauten sein sorgenhartes Antlitz, seine hoffenden, vertrauensvollen Augen. Beide fühlten, wie sich etwas Unwiderstehliches, Eisernes in ihnen aufrichtete, Gestalt bekam, Kraft gewann. Und dann waren sie auf einmal mit jedem Nerv, mit jedem Gedanken in der Wirklichkeit, glühend begeisterte Sklaven des stählernen höheren Willens, der sie in die dunkle Nacht hinaus, der gähnenden Gefahr entgegendrängte.

Gefaßt und klar, beinahe Wort für Wort getreu kam der Auftrag des Führers von ihren Lippen und füllte ihre Begleitmannschaft mit demselben unwiderstehlichen Drang, dem brennenden Wunsch zum Handeln. Alle die Männer vergaßen im Nu ihre persönlichen Hoffnungen und Wünsche, fühlten sich zusammengeschweißt zu einem Hebel, der die Sache des Vaterlandes an schwierigster Stelle zu fördern bestimmt war. Nicht brechen und nicht biegen! Durchhalten! Durchkommen! Das war der Gedanke, der alle beseelte. Um jeden Preis sollte verhindert werden, daß die neuen Truppenmassen, die die Franzosen und die Engländer gegen diesen schwachen Punkt der deutschen Stellung an die Front führen wollten, ihr Ziel zu dieser ungelegenen Zeit erreichten. Ein Tag, ein halber Tag, ja eine Stunde Verzögerung mußte für die Feinde Mißerfolg bedeuten.

Mutvoll atmeten die Männer, die zu dem kühnen Unternehmen im stumpfgrauen Kraftwagen dahinsausten, auf in dem Bewußtsein, dem Gegner diesen Mißerfolg gründlich zu bereiten. Ihre Gedanken schweiften in diesem Augenblick hinaus zu den Kameraden, die an anderen Stellen einen ähnlichen Auftrag zu erfüllen hatten. Im Geiste sahen sie ihre beiden und die anderen sechs Autos an die feindlichen Linien heranschießen, sahen das Kartenbild mit den Brücken und Tunnels, die es zu zerstören und zu verlegen galt. Dann dachten sie wieder mit Stolz, daß sie die schwierigste Aufgabe hatten, die Zerstörung der Eisenbahn- und Flußbrücke bei N...

Jetzt kamen sie durch die letzten deutschen Vorpostenlinien. Und nun bückten sie sich zu dem Boden des Wagens, und jeder der Männer warf einen hellen Mantel über und band die ungefüge Schirmmütze auf den Kopf. Hinter ihnen ging langsam der Mond auf und zeigte den Lenkern mit geschnittener Schärfe die Straße zwischen den steilen dunklen Schatten der dürr belaubten Pappeln, umhüllte die Wagen für die Entgegenschauenden schützend mit seinem leicht flimmernden Strahlenmantel.

Der englische Doppelposten, zwei lange, schläfrige Burschen, die hinter einer der Pappeln auf das Geräusch des nahenden Autos lauschten, schrak zusammen, als das Geräusch plötzlich anschwoll und Hui! Hui! die beiden Wagen vorbeiflogen. Die Männer beschwatzten zwar sofort den Plan, Alarm zu schlagen, aber sie beruhigten sich dann damit, daß sie jeder deutlich die englischen Mützen und die englischen Mäntel gesehen, ja mehr, daß sie deutlich Fetzen von englischen Wörtern und Sätzen über militärische Dinge gehört hatten.

Die Unsrigen atmeten auf. Es war ihnen, als ob der schwierigste Teil ihrer Aufgabe bereits gelöst sei. Tausend gegen eins war zu wetten, daß die englische Feldwache, die jetzt auftauchte, damit rechnen würde, daß der Doppelposten bereits die vorgeschriebene Kontrolle ausgeübt habe. So kam es auch. Ohne Aufenthalt, ohne Störung gelangten sie durch die feindlichen Linien.

Die Wagenlenker, junge Leute mit scharfen Augen, sicherer Hand und feinem Gefühl, trieben allmählich ihre Wagen bis auf die höchste Geschwindigkeit, mit unermüd-



Englische Kavalleriepatrouille verfolgt ein deutsches Automobil. Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts.

licher Spannung genau die geflüsterten Bemerkungen über Besonderheiten des Weges erfassend, auf die der Begleitoffizier sie nach der von der Taschenlampe beleuchteten genauen Karte aufmerksam machte.

Vorauf flitzte das Fahrzeug des Oberleutnants B., in seinem Kiel ratterte der Wagen des Oberleutnants v. K. Oberleutnant B. sah nach seiner Taschenuhr. Er überlegte, berechnete. In wenigen Minuten mußten sie am Ziel sein. Er gab dem zweiten Auto einen blitzschnellen Achtungswink mit der Taschenlaterne.

Nun wuchsen die Spannung und der Tatwille aller ins Unermeßliche. Revolver und Gewehre wurden entsichert, die Sprengkörper zurechtgelegt. Jetzt, jetzt, im nächsten Augenblick mußte sich das Schicksal dieser Fahrt, das Schicksal einer Minute im Leben des Vaterlandes, erfüllen.

Jetzt tauchten die Umrisse des Bahnkörpers auf. Verabredungsgemäß ging es nun wieder mit der größten Geschwindigkeit. „Achtung! Festhalten!" preßten die Führer warnend heraus. Im nächsten Augenblick standen die Wagen mit einem Ruck. Die Männer schwangen sich hinaus. Die zum Kampf bestimmten Mannschaften stürzten sich auf die Brückenwache, um sie zu überrumpeln. Unterdes legten andere die gefährlichen Sprengkörper. Mit Ruhe, mit größter Besonnenheit gingen sie zu Werke. Mochten die anderen kämpfen. Mochten sie fallen. Mochte der Feind im nächsten Augenblick sich auf die emsig Arbeitenden stürzen. Wer dachte daran!

Das Glück war ihnen hold. Zurück zu den Autos. Nun kann der General die Augen beruhigt schließen zum nervenstärkenden Schlaf. Seine Menschenwerkzeuge haben die Aufgabe, die das Vaterland ihnen stellen mußte, wie die pünktlichsten, genauesten Maschinen erfüllt. Nun dürfen die Männer nur an sich, ganz allein an ihre eigene Sicherheit, an ihre eigene Rettung denken. Heiß und blutig war der Kampf mit der starken Brückenwache. Schweigend, wie taube, stumme, leblose, ins Stürzen geratene Dinge warfen sich die Leiber der Kämpfenden gegeneinander und durcheinander, und das Hallen der Schüsse, das Klirren der Handwaffen, das Stöhnen Verwundeter und das Seufzen Sterbender unterbrach nur sekundenlang die nächtliche Stille.

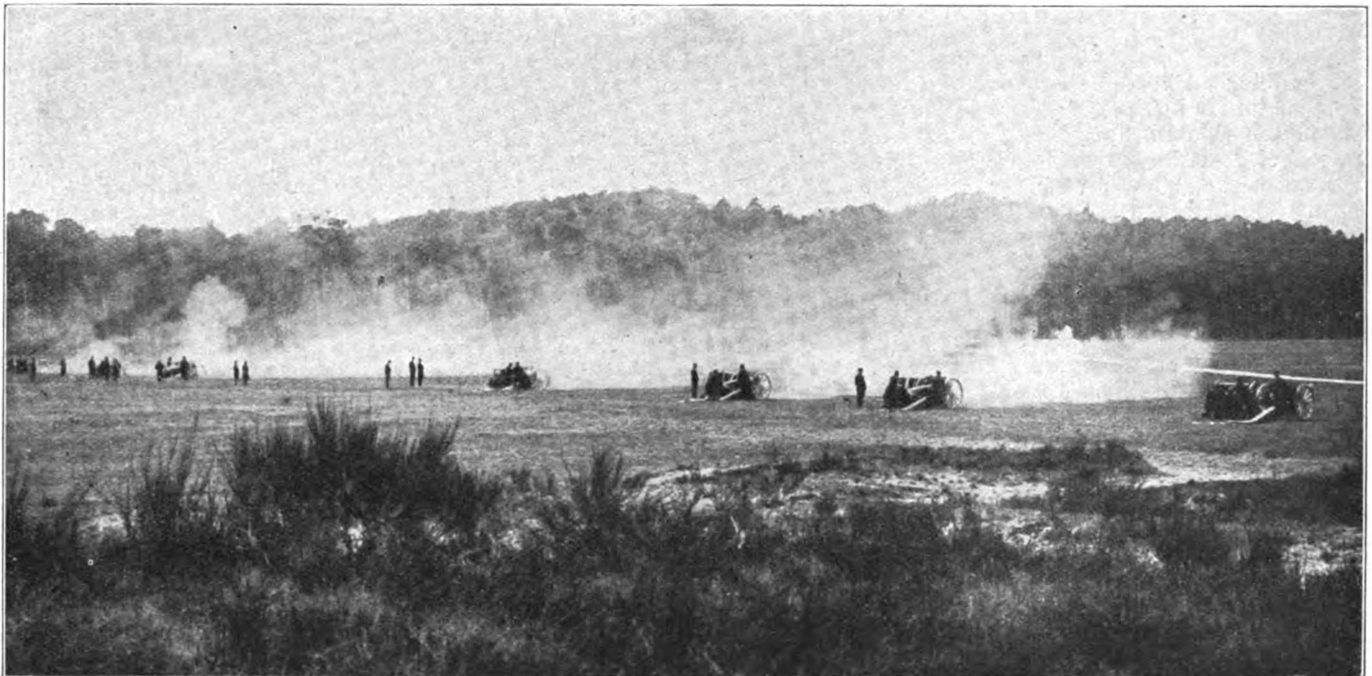
Plötzlich war die Nacht vollständig ruhig. Eine friedliche Mondscheinnacht. Dann kam Bewegung in die Gruppe der dunklen, geduckten, liegenden Gestalten. Drei Mann lösten sich von den düsteren Massen los und hasteten zu den Autos. Noch einer hier und da noch einer humpelt und schleppt sich hinterher. Die heil gebliebenen Kameraden haben mit ein paar Griffen das Auto abfahrtfertig gemacht und laufen zurück, den Verletzten zu helfen. Traurig schauen sie nach den Opfern des Kampfes. Sie müssen liegen bleiben. Auch Oberleutnant B. ist unter den Gefallenen. Oberleutnant v. K. schiebt sich die Brieftasche des Freundes unter den Mantel. Traurig, tieftraurig über den schmerzlichen Verlust, doch mit fast frohem Stolz, den Angehörigen die Meldung von einem ehrenvollen Soldatentod machen zu können. — Ein Auto muß zurückbleiben. Es wird zerstört. Das andere zieht an, windet sich hin und her und schlägt den Heimweg ein.

In diesem Augenblick bebt die Erde. Der Hall, der Donnerhall von der furchtbaren Explosion zerreißt die Stille der Nacht. Pfeifend und zischend fliegen Steine und Erde über die Köpfe der Fahrenden hinweg. Sie achten nicht darauf. All ihre Aufmerksamkeit ist auf den Weg gerichtet, auf die Gefahren, die auf sie lauern müssen. Der Kampflärm und die Explosion müssen ja den schläfrigsten Feind hellwach gemacht haben.

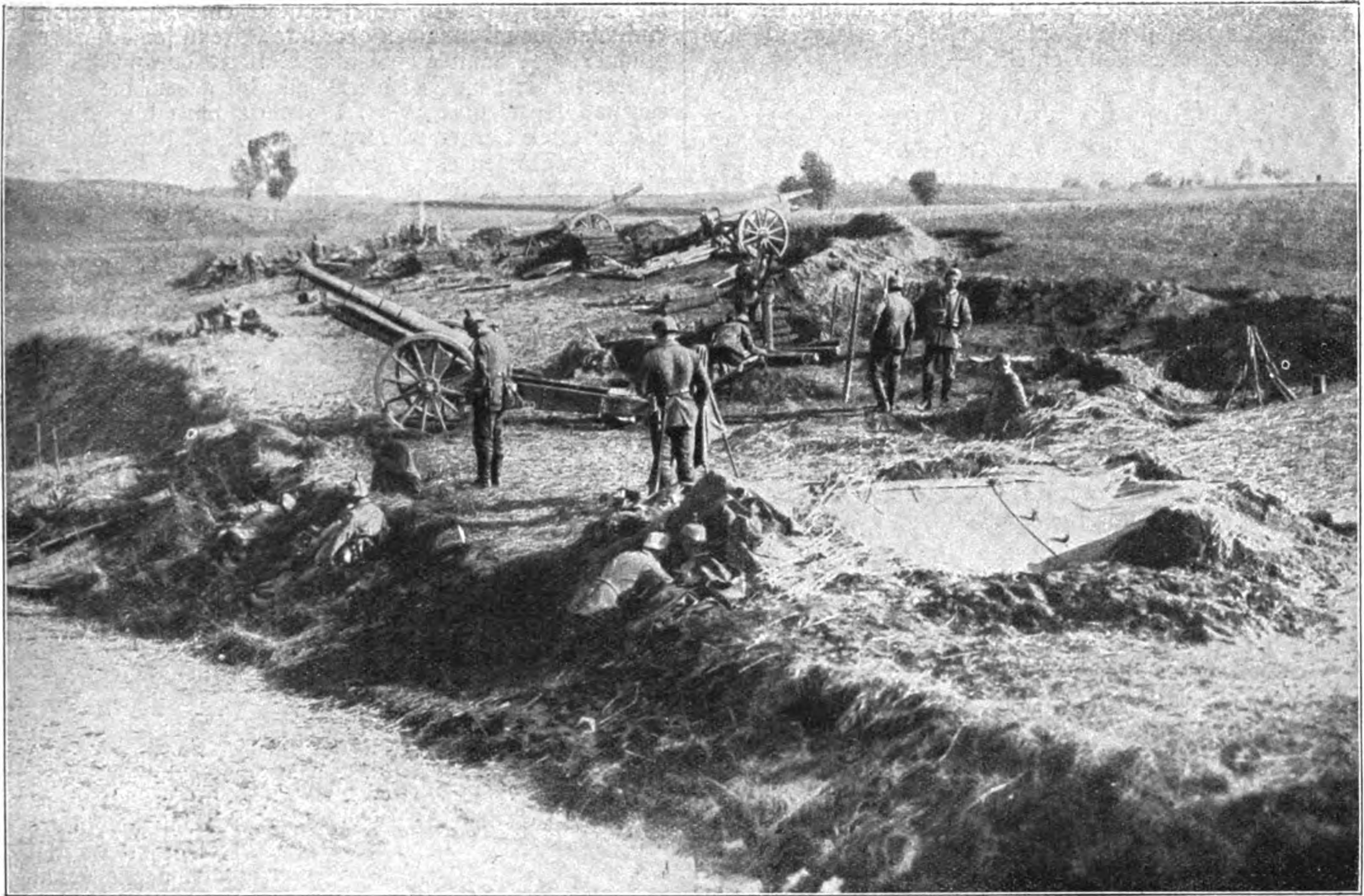
Die Deutschen eilen auf einer anderen Landstraße zurück. Es nützt ihnen nichts, sie werden bemerkt. Englische Reiter harren weit voraus auf das deutsche Auto. Sie können es in dem klaren Morgen nach der Mondnacht näher und näher kommen sehen. Oberleutnant v. K. überlegt einen Augenblick, was zu tun ist. Im Nu weiß er, daß es ein Zurück nicht geben kann. Doch er hat wieder Glück. Die Engländer sind nicht auf der Straße, die die Deutschen fahren müssen, sie sind auf einem Nebenwege. Und ein von vielen Gräben durchschnittenes Gelände liegt zwischen den beiden Straßen. Zwei Möglichkeiten gibt es für die Feinde. Sie können versuchen, von ihrem Haltepunkt aus die Leute im Auto wegzuknallen; eher aber können sie zum Ziel kommen, wenn sie dem Auto, trotz des ungünstigen Geländes, den Weg abzuschneiden suchen.

Nun beginnt ein Rennen auf Leben und Tod. Die Gäule werden herumgerissen und auf die breite Landstraße zu gerichtet. Sie stutzen. Dann treibt sie der wühlende Schmerz der scharfen Sporen in den Flanken vorwärts. Da stürzt ein Pferd. Andere purzeln mit ihren Reitern darüber weg. Aber doch nähert sich der Haupttrupp der Landstraße, auf der das kleine graue Auto wie ein Gespenst heranbraust. Die Reiter brechen in wütende Schreie aus. Nur fünfzig, nur dreißig, nur zwanzig Meter noch sind sie von der Landstraße entfernt. Wenn das Auto nun doch entwischte! Da flitzt es auch schon vorbei. Wild stürmen die Reiter hinterher, die Pferde zu der äußersten Kraftleistung anspornend.

In dem Auto blinken Gewehrläufe auf, Feuerzungen flammen blitzend rot durch den aufgewühlten Staub. Sausend und pfeifend fahren Geschosse über die Köpfe der Reiter dahin. Die Pferde spitzen angstvoll die Ohren und wiehern vor Schreck. Langsamer hallen die Schüsse. Genau gezielt. Da wird das erste Pferd reiterlos, ein anderer Reiter, mehrere Reiter werden getroffen. Menschen

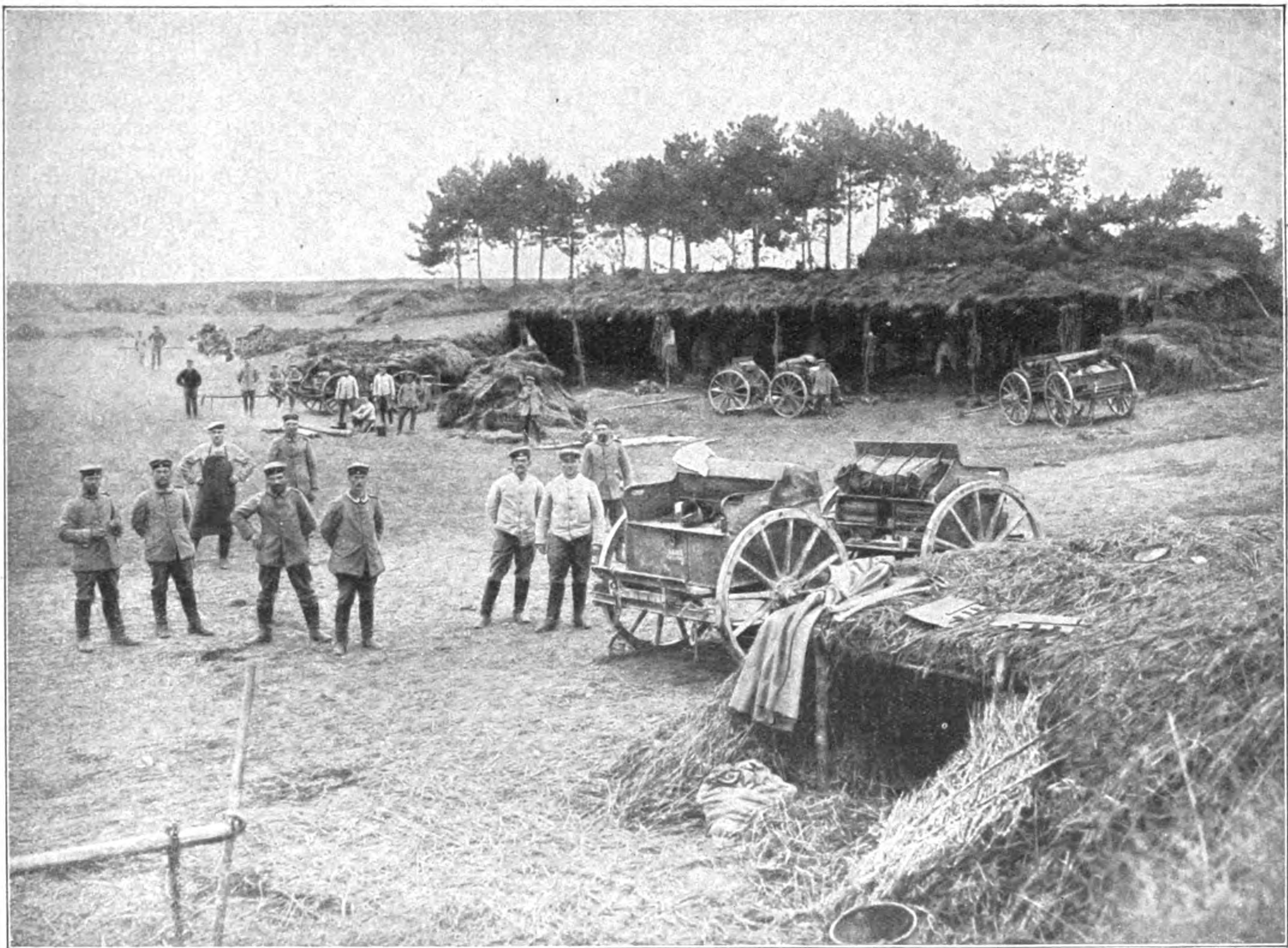


Französische Artillerie im Gefecht. Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Unsere Artillerie auf der Wacht zur Abwehr feindlicher Flieger.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Geschickt verdeckte Unterstände für Munitionskolonnen hinter der Front; für Flieger unsichtbar.

und angeschossene Pferde wälzen sich durcheinander im Staube der Landstraße. Die Verfolger erlahmen. Die Jagd ist aus. Das Wild enteilt. —

Geschütz und Flieger.

Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu die Bilder Seite 258–260.)

Die gesteigerte Wirkung der Feuerwaffen hat in diesem Kriege u. a. die Folgeerscheinung gehabt, daß das Eingraben, sonst fast nur im Festungskriege gebräuchlich, im Feldkriege die seltene Ausnahme, nunmehr überhaupt die Regel geworden ist, und zwar nicht nur in gesteigertem Umfang, sondern auch in größerer Gründlichkeit. Grau wie die Feldmaus, lebt und webt man wie sie im Boden, treibt seine Gänge vor- und seitwärts, legt seine Vorratskammern an und so weiter. Nur im Schutze nächtlichen Dunkels traut man sich an die Erdoberfläche — es sei denn, daß der ersehnte Befehl zum Sturm endlich gegeben wäre! Diese Kampfweise ist jedoch ausgeschlossen, wo durch Überschwemmung das Land in Sumpf verwandelt oder wo durch starken Frost das Graben zur Unmöglichkeit wird.

Dieses Umsichgreifen des Eingrabens hat vor allem derjenigen Waffe ihre Aufgabe erschwert, die bestimmt ist, auf größere Entfernung durch machtvolle Feuerwirkung den Gegner zu zerschmettern: dem Geschütz. Beruht doch seine ganze Tätigkeit auf der sicheren Beobachtung! Sie muß feststellen, ob die Schüsse seitlich vorbei, zu kurz oder zu weit gehen, um dementsprechend die Richtung zu verbessern. Wie aber, wenn man das Ziel nicht sieht? Vor diese Lage nun wurde unsere Artillerie nicht unvorbereitet gestellt. Schon vor Jahrzehnten ergab sich in den Manövern, die man bei uns mit aller Anstrengung möglichst kriegsmäßig zu gestalten suchte, die Notwendigkeit, dem Führer zu melden, daß die Geschütze nicht feuern könnten, weil der Gegner sich nicht zeige.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Weit hinter einem Wald eingegrabene deutsche Batterie beim Feuern.

So wurde es von der Artillerie freudig begrüßt, als man ihr den Flieger zur Verfügung stellen konnte. Dieser erspäht die Batterie schon, wenn sie gedeckt durch Höhe und Dorf in Stellung fährt. Meist geschieht dieses Abfahren der Geschütze deshalb nachts. Auch wenn die Seite 260 dargestellten Geschütze weit hinter einem Wäldchen eingegraben sind, kann er sie leicht erkennen, ganz zu geschweigen der Seite 258 friedlich wie auf dem Schießplatz hinter der Waldmaske feuernden französischen Batterie. Alle diese haben offenbar noch wenig Bekanntschaft mit den Bomben, Pfeilen und verderbenbringenden Meldungen des Fliegers gemacht. Dagegen zeigt uns Seite 259 unten eine Munitionskolonne, die, wie das gebrannte Kind das Feuer, den tödlichen Blick des Fliegers scheuend, ihre Unterstände mit den Erzeugnissen des Feldes bedeckt hat, damit nichts Auffälliges den Aufenthalt von Mann und Roß verrate. —

Die wichtigste Aufgabe eines Artilleriefliegers wird im allgemeinen die Erkundung feindlicher Batterien sein. Am schwersten sind solche zu finden, wenn sie in einem Walde stehen und nur diejenigen Äste ausgeholzt haben, die dem Flug ihrer Geschosse im Wege sein würden. Hat der Flieger die Batterie gefunden, dann kann er eine photographische Aufnahme von ihr machen oder ihre Lage in seine Karte einzeichnen. Er kann auch seiner Batterie durch Stillstehen senkrecht über dem Ziel die Möglichkeit geben, die Seitenrichtung festzulegen. Noch bequemer wird dies dadurch, daß er einen Feuerwerkskörper fallen läßt, der seine Bahn durch Ausströmen eines starken Rauchs kennzeichnet. Dadurch wird eine senkrechte Linie vom Himmel herab gezeichnet, die, von zwei seitlich auseinanderliegenden Punkten angeschnitten, die Lage des Ziels, auch der Entfernung nach, genau festlegt. In diesem Fall kann er auch gleich an Ort und Stelle bleiben, um mitzuteilen, wie die Schüsse der nun das Feuer eröffnenden eigenen Batterie liegen. Für „davor", „dahinter", „rechts" und „links" müssen dann Zeichen vereinbart werden.

Die Flieger, die trotz Tauchboot wohl den gefährlichsten Dienst haben, brachten ihre junge Waffe schon hoch zu Ehren und verdienten manches Kreuz 1. Klasse. Um diejenigen des Feindes abzuwehren, genügt das Gewehrfeuer, solange sie sich in sehr großer Höhe halten, nicht. Wir sehen Seite 259 oben eine Batterie schwerer Flachbahngeschütze aufgestellt, die, mit wirksamem Schrapnellschuß ausgestattet, nach allen Richtungen nach den bösen Gästen Ausschau halten. Sobald diese aber dem Zenit näher kommen, reicht weder die Lafette noch die Richtvorrichtung des Flachbahngeschützes aus, und von den Steilfeuergeschützen hat nur die leichte Feldhaubitze einen Schrapnellschuß. Glücklich also diejenige Truppe, in deren Nähe sich eine Ballonabwehrkanone befindet. Diese Geschütze müssen jedoch schnell an den bedrohten Punkt eilen können, weshalb sie auf Kraftwagen angebracht sind. Ferner brauchen sie große Richt- und Feuergeschwindigkeit und kurze Flugzeit.

Geiseln.

Unter Geiseln versteht man einflußreiche Einwohner eines besetzten feindlichen Gebietes, die zur Sicherung gegen völkerrechtswidrige Handlungen der Bevölkerung von der besetzenden Kriegsmacht abgeführt und wie Kriegsgefangene behandelt werden. Bei ihrem ersten Einfall in Ostpreußen haben die Russen aus mehreren Grenzorten Geiseln mitgenommen. Aus einer kleinen Stadt in der dortigen Gegend wird uns der Vorgang wie folgt geschildert: Der Gouverneur nahm im ersten Gasthof sein Hauptquartier und ließ die Vertreter der Stadt und des Kreises vor sich kommen. Es erschienen in der Morgenfrühe der Landrat, der Bürgermeister, ein Rechtsanwalt, zwei Geistliche und zwei Kaufleute. Erst um drei Uhr nachmittags ließ der Gouverneur die in einem besonderen Raum Untergebrachten zu sich bescheiden und eröffnete ihnen, daß er sie als seine Gefangenen betrachte und als Geiseln nach Rußland bringen lassen werde. Abends um $9\frac{1}{2}$ Uhr wurden die sieben Gefangenen auf mehreren Wagen mit russischer Begleitung über die Grenze nach Rußland gebracht. Seitdem war über ihr Schicksal nichts zu erfahren. Erst kurz vor Neujahr ist in ihrem Heimatort die Nachricht eingetroffen, daß sie nach einem größeren Ort in der Kirgisensteppe gebracht worden sind und sich wohl befinden.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Es war eine ganz neue Art der Seekriegführung, die Deutschland mit seiner Kriegsgebieterklärung und insbesondere mit seinen Unterseebooten ins Leben rief. Die Absicht bei unserem Vorgehen war weniger die Vernichtung feindlicher Schiffe, als vielmehr und in erster Linie die Unterbindung der englischen Zufuhr. Daß dieses Ziel erreicht wurde, beweist die nachstehende kurze Zusammenstellung der wirtschaftlichen Folgen, die einzig und allein auf die Tätigkeit unserer Unterseeboote zurückzuführen sind.

Ihre Anwesenheit in der Irischen See hatte bereits am 2. Februar zwei englische Dampfschiffahrtslinien veranlaßt, ihren Dienst einzustellen. Am 4. Februar, also am Tage der Ankündigung des U-Boot-Krieges, folgten ihrem Beispiel die White-Star-Linie und 27 andere englische Schiffahrtsgesellschaften. Mit Recht berichtete deshalb der Londoner Mitarbeiter der Mailänder „Gazetta del Popolo": „Was auch die Zeitungen schreiben mögen, der Seeverkehr ist gründlich in Unordnung geraten."

In der Zeit vom 18. Februar bis zum 5. März wurden die Häfen Hollands und Skandinaviens von nur 300 englischen Handelschiffen angelaufen, gegen 1500 in der gleichen Periode des Vorjahres. Ferner liefen aus den englischen Häfen in der letzten Woche des Monats Februar nur 174 Schiffe gegen 830 in der ersten Februarwoche aus. Die Tagesfahrten zwischen Dieppe und Folkestone, die eigentlich am 8. März hätten wieder aufgenommen werden sollen, wurden bis auf weiteres ausgesetzt. Am 13. März wiesen die „Times" auf den „in diesem Jahrhundert noch nicht dagewesenen Fall" hin, daß 14 Tage lang kein Personendampfer von Amerika nach England gelangt sei.

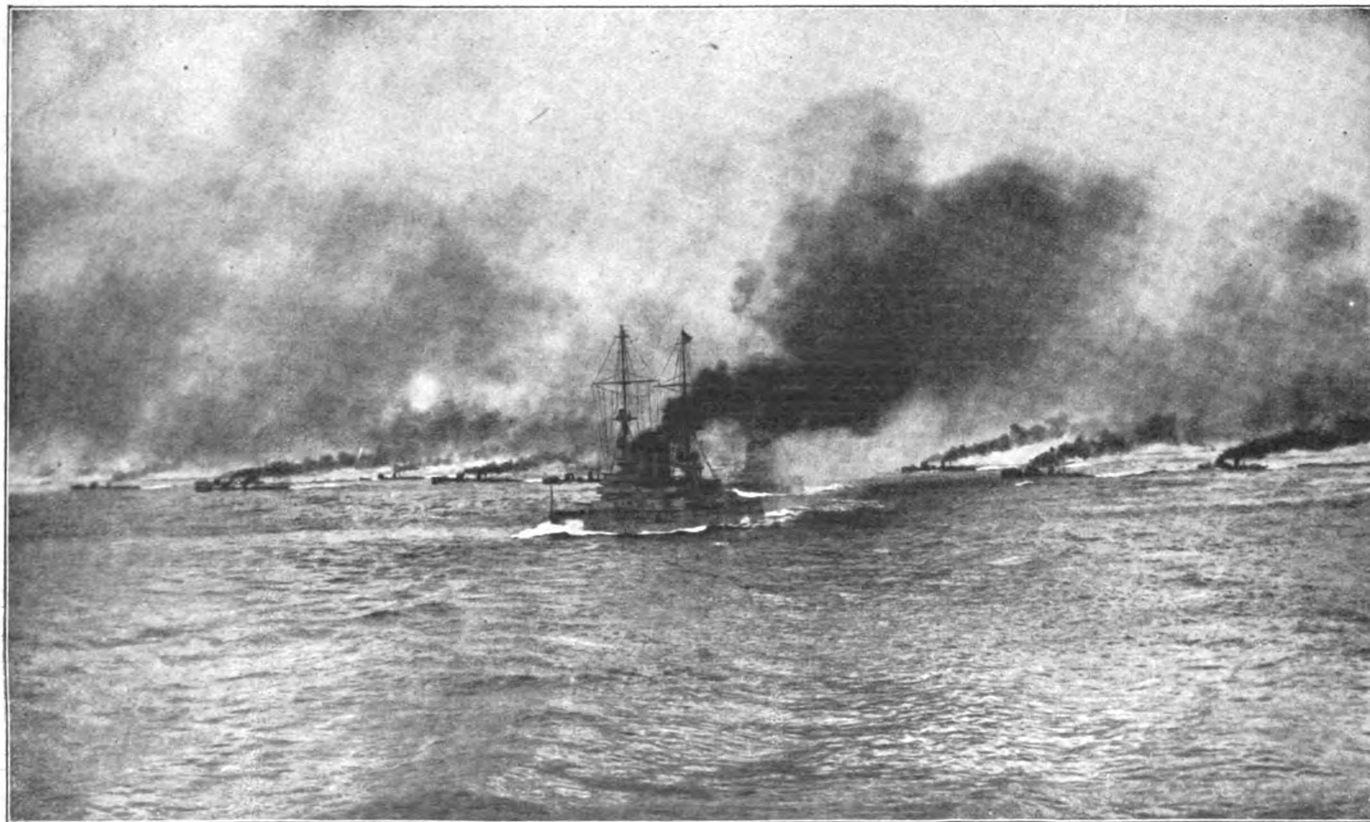
Der U-Boot-Krieg machte seine Wirkungen naturgemäß auch bald auf den Schiffahrtverkehr zwischen England und den neutralen Staaten in einschneidender Weise geltend. Die schwedischen Reedereien hatten anfänglich eine abwartende Stellung eingenommen. Die nach englischen Häfen bestimmten Dampfer wurden aber sämtlich zurückgehalten. Bereits am 21. Februar wurde die Dampferverbindung zwischen Göteborg und England völlig unterbrochen. Nicht einmal der Postverkehr mit England konnte in erheblichem Umfang aufrechterhalten werden. Auch hatten die Vertreter dänischer Exporteure erklärt, daß der neutrale Handel durch den U-Boot-Krieg gegen England gezwungen werde, seine Fahrten zu unterlassen. Die holländische Reederkonferenz erklärte, es den einzelnen Reedern anheimzustellen, ob sie den Dienst fortsetzen wollten. Die „Batavier"- und „Zeeland"-Linie beschlossen darauf, ihren Englanddienst vorläufig aufzugeben. Ebenso stellten die Fährdampfer von Rotterdam und Vlissingen nach London ihren Dienst nach England ein. Die Postverbindungen zwischen England und Holland verschlechterten sich von Tag zu Tage. „Wir erhalten", so hieß es in einem Bericht, „nicht nur keine Zeitungen aus England, auch jede Verbindung mit Frankreich sowie mit Südafrika und Amerika hat aufgehört. Die Dampfer, die bisher diesen Dienst unterhielten, sind außerstande, regelmäßig zu fahren, da sie sich vor Minen und Unterseebooten fürchten."

Als nächste wirtschaftliche Folgeerscheinung der Einstellung des Schiffsverkehrs infolge des U-Boot-Krieges ergab sich eine noch beschleunigtere Steigerung der Schiffsfrachten und Versicherungsprämien, die bereits vor dessen Ankündigung eine außerordentliche Höhe erreicht hatten, jetzt aber eine durchschnittliche Steigerung um über 300 Prozent erfuhren. Das mußte zur Folge haben, daß die Zufuhr nach England erschwert wurde. Bereits am 8. Februar meldete „Berlingske Tidende" aus London:

„Die Getreidetransporte über See haben so gut wie aufgehört, da die bestehenden Frachtsätze von Amerika eine derartige Höhe erreichten, daß nachgerade jede Verladung unmöglich wird. Besondere Aufmerksamkeit erweckt der La Plata-Markt, wo die Frachten jetzt 75 Schilling für die Tonne betragen. Auch hier sieht es aus, als ob die Frachten einstweilen jede Verladung verhindern werden."

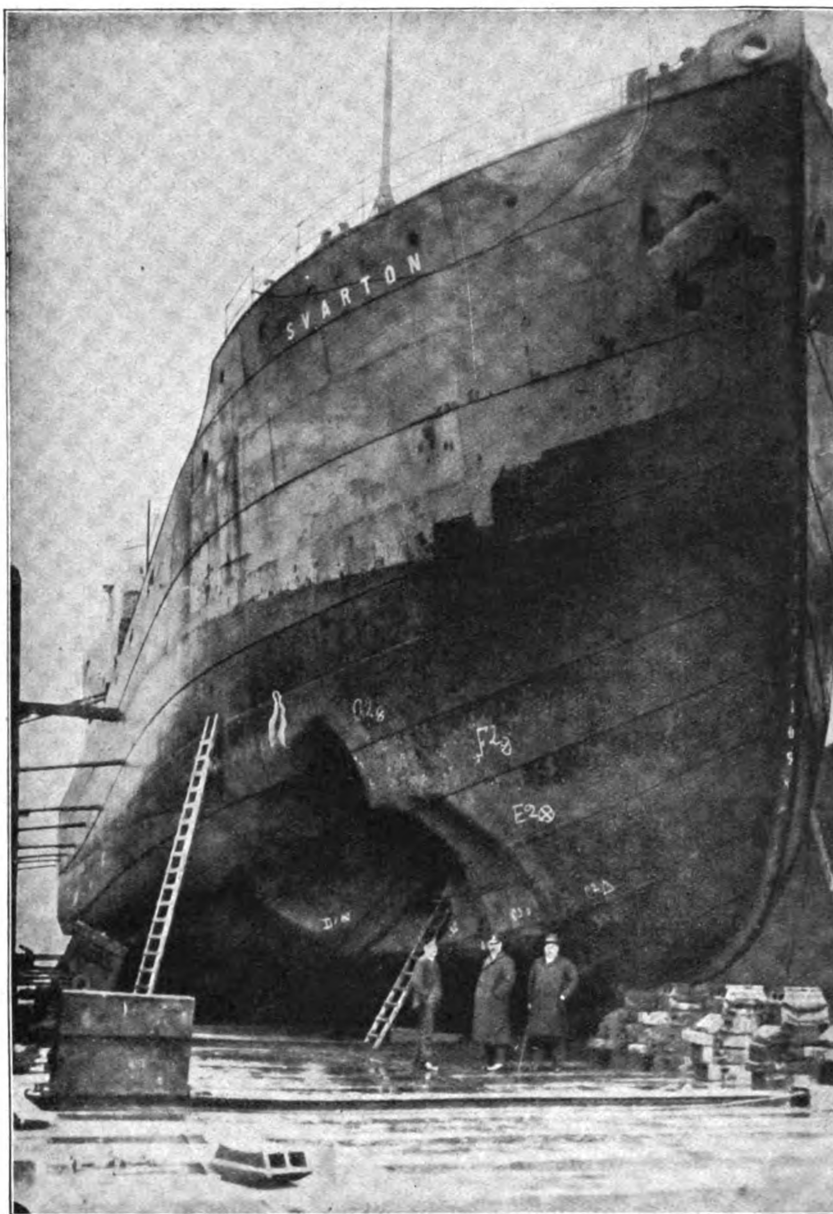
Der Mangel an Kohlen machte sich besonders in den englischen Gas- und Elektrizitätswerken geltend, deren Vertreter bei der Regierung wegen schnellerer Bahnbeförderung vorstellig wurden. — Auch das Fehlen von Kupfervitriol trat mehr und mehr in Erscheinung.

Die Butterausfuhr nach England gestaltete sich durch die höheren Frachten und die Kriegsrisikoprämien außerordentlich schwierig. Die Wirkungen der ungenügenden Zufuhr zeigten sich bald in einer immer mehr zutage tretenden Teuerung. — Am 16. Februar 1915 meldeten die



Phot. Arthur Renard, Kiel.

Ran an den Feind!



Der schwedische Dampfer „Svartön“, der in der Nordsee auf eine Mine lief.

„Times“, daß der Preis für ein vierpfündiges Brot auf 8½ d gestiegen sei, das heißt auf eine bis dahin nie dagewesene Höhe, und der „Economist“ vom 6. März bemerkte, daß, wenn man den Gesamtpreissatz für Brot, Fleisch, Tee, Zucker und Textilwaren für die Zeit von 1901—1905 gleich 100 setze, er im Februar 1915 sich auf 142,3 stelle.

Die große Preissteigerung der Lebensmittel, aber auch die Erhöhung der Preise für Kohlen — die Hausbrandkohle erreichte am 19. Februar den enormen Preis von 34 Schilling, und die Gaspreise wurden nach einem Zeitungstelegramm vom 16. März infolge der hohen Kohlenpreise um weitere 4 Pence gesteigert — erzeugten eine immer mehr um sich greifende Unruhe in der englischen Arbeiterschaft; es kam zu Lohnforderungen und Streiken, deren außerordentliche Bedeutung und Gefahren auch von der englischen Regierung nicht verkannt wurden. — Nicht mit Unrecht hatte nach dem „Labour Leader“ vom 25. Februar der Arbeiterführer Snowden im Unterhause gesagt: „In der Arbeiterbevölkerung herrscht eine Stimmung, die Schlimmes bedeutet. Wenn die Regierung nicht bald kräftige Abhilfe schafft, so wird ihr im Lande selbst ein Feind erstehen, der gefährlicher ist als der im Feld bekämpfte.“

Diese Erfolge sind größer, als wir jemals erwarten konnten, und weit größer, als die Engländer jemals glaubten befürchten zu müssen. Die mächtige Flotte Großbritanniens hat unser Wirtschaftsleben nicht im entferntesten so beeinflußt, wie wir das Wirtschaftsleben Englands durch unsere Unterseeboote gestört haben. Freilich haben wir auch bedauerliche Verluste zu verzeichnen. Am 4. März machte die englische Admiralität bekannt, daß das deutsche Unterseeboot „U 8“ in der Nähe von Dover durch ein englisches Torpedoboot zum Sinken gebracht worden sei. Die Besatzung wurde gerettet.

Bald folgte die weitere Meldung, daß die gefangenen Offiziere und Mannschaften des „U 8“ nicht derselben ehrenvollen Behandlung wie die anderen Kriegsgefangenen teilhaftig, insbesondere nicht den Offizieren die Vorteile ihres Ranges zugebilligt würden. Deutschland ließ darauf durch die amerikanische Botschaft der englischen Regierung mitteilen, daß für jedes Mitglied der Bemannung von Unterseebooten, das zum Gefangenen gemacht wird, ein Offizier der britischen Armee, der als Kriegsgefangener in Deutschland gehalten wird, eine entsprechend härtere Behandlung erfahren wird.

Unter dem 1. April hat das Londoner Auswärtige Amt geantwortet, daß die Offiziere und Mannschaften, die von den deutschen Unterseebooten „U 8“ und „U 12“ (letzteres war am 10. März durch den englischen Torpedobootzerstörer „Ariel“ gerammt und zum Sinken gebracht worden) gerettet wurden, in das Marinegefängnis gebracht worden sind, angesichts der Notwendigkeit, sie von anderen Kriegsgefangenen zu trennen.

Sir Edward Grey hat die Stirn gehabt, hinzuzufügen, daß sie dort besser genährt und gekleidet würden, als gegenwärtig britische Kriegsgefangene von gleichem Range in Deutschland. Es ist klar, daß dem scharfen Protest, den die deutsche Regierung sofort gegen diese Anmaßung erhob, die Tat auf dem Fuße folgte.

Durch das deutsche Vorgehen wurde natürlich auch die neutrale Handelschiffahrt erheblich geschädigt. Diese Wirkung hatte aber ebenso schon die Kriegsgebieterklärung Englands Anfang November 1914 gehabt. Wir konnten bei dem Kampf um unsere Existenz keine Rücksicht darauf nehmen, wem dadurch Schaden zugefügt wurde, und durften uns deshalb durch die Proteste neutraler Staaten nicht beeinflussen lassen. Die Antwortnote der amerikanischen Regierung auf die deutsche Erklärung, daß sich neutrale Schiffe, die sich nach dem 18. Februar in den englischen Gewässern und an der Nord- und Westküste Frankreichs aufhielten, damit in Gefahr befänden, weil wir mit allen Mitteln versuchen würden, die englischen Truppenverschiffungen zu verhindern, wurde am 13. Februar in Berlin übergeben und lautete folgendermaßen:

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist durch die Bekanntmachung des deutschen Admiralstabes vom 4. Februar 1915 darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Gewässer rings um Großbritannien und Irland, einschließlich des gesamten englischen Kanals, als Kriegsgebiet anzusehen seien, daß alle in diesen Gewässern nach dem 18. Februar angetroffenen Kauffahrteischiffe zerstört werden sollen, ohne daß es immer möglich sein werde, die Besatzungen und die Passagiere zu retten, und daß auch neutrale Schiffe in diesem Kriegsgebiet Gefahr laufen, da angesichts des Mißbrauches neutraler Flaggen, der am 31. Januar von der britischen Regierung angeordnet worden sein soll, und angesichts der Zufälligkeiten des Seekrieges es nicht immer vermieden werden könne, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe träfen.

Die amerikanische Regierung erachtet es daher für ihre Pflicht, die Kaiserlich Deutsche Regierung in aufrichtiger Hochschätzung und mit den freundschaftlichsten Gefühlen, aber doch ganz offen und ernstlich, auf die Folgen aufmerksam zu machen, die das mit der Bekanntmachung offenbar beabsichtigte Vorgehen möglicherweise herbeiführen kann. Die amerikanische Regierung schätzt diese möglichen Folgen mit solcher Besorgnis ein, daß sie es unter den obwaltenden Umständen als ihr Recht, ja auch als ihre Pflicht erachtete, die Kaiserlich Deutsche

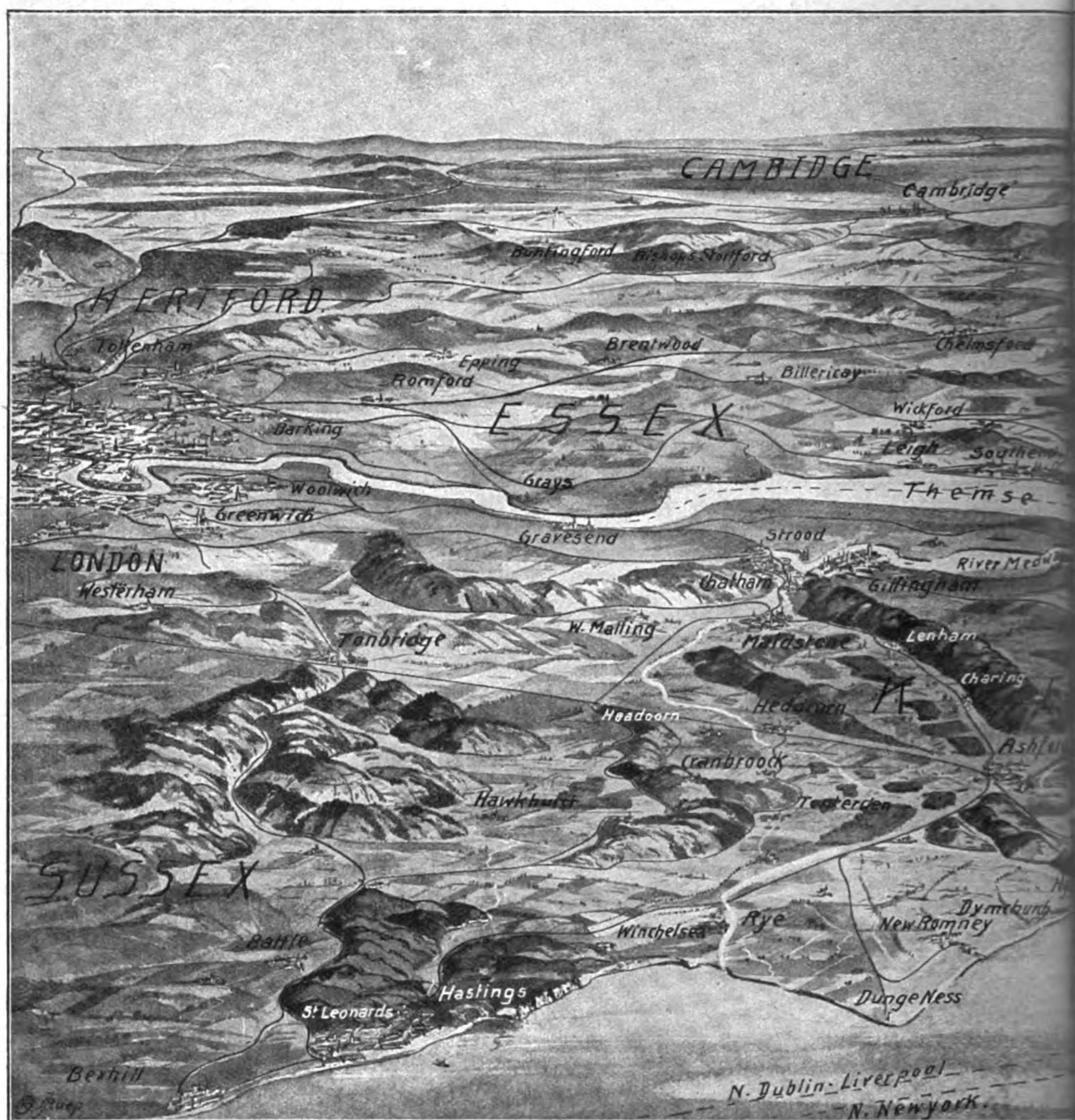


Der englische Handelsdampfer „Harpalion", der bei Beachy Head torpediert wurde.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

Regierung zu ersuchen, vor einem tatsächlichen Vorgehen die kritische Lage zu erwägen, die in den Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland entstehen könnte, falls die deutschen Seestreitkräfte in Befolgung der durch die Bekanntmachung des Admiralstabs angekündigten Maßnahmen irgendein Kauffahrteischiff der Vereinigten Staaten zerstörten oder den Tod eines amerikanischen Staatsangehörigen verursachten.

Es ist selbstverständlich nicht nötig, die deutsche Regierung daran zu erinnern, daß einer kriegführenden Nation in bezug auf neutrale Schiffe auf hoher See lediglich das Recht der Durchsuchung zusteht, es sei denn, daß eine Blockadeerklärung ergangen ist und die Blockade effektiv aufrechterhalten wird. Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt an, daß eine Blockade im vorliegenden Falle nicht beabsichtigt ist. Eine Erklärung oder Ausübung des Rechts, jedes Schiff anzugreifen und zu zerstören, das ein näher umschriebenes Gebiet auf offener See befährt, ohne erst festgestellt zu haben, ob es einer kriegführenden Nation gehört oder ob seine Ladung Konterbande ist, wäre eine Handlungsweise, die so sehr in Widerspruch mit allen Präzedenzen der Seekriegführung stände, daß die amerikanische Regierung kaum annehmen kann, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung im vorliegenden Falle sie als möglich ins Auge faßt.



Süd...
aus de...

Der Verdacht, daß feindliche Schiffe zu Unrecht eine neutrale Flagge führen, kann nicht eine berechtigte Vermutung schaffen, dahingehend, daß alle Schiffe, die ein umschriebenes Gebiet durchfahren, demselben Verdacht unterliegen. Gerade, um solche Fälle aufzuklären, ist nach Ansicht der amerikanischen Regierung das Recht der Durchsuchung anerkannt worden.

Die amerikanische Regierung hat von der Denkschrift der Kaiserlich Deutschen Regierung, die zugleich mit der Bekanntmachung des Admiralstabes ergangen ist, eingehend Kenntnis genommen. Sie benutzt diese Gelegenheit, die Kaiserlich Deutsche Regierung mit größter Hochachtung darauf aufmerksam zu machen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten zu einer Kritik wegen nicht neutraler Haltung, der sich nach Ansicht der deutschen Regierung die Regierungen gewisser neutraler Staaten ausgesetzt haben, keine Veranlassung gegeben hat. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat keinen Maßnahmen zugestimmt und hat es bei keinen solchen bewenden lassen, die von den anderen kriegführenden Nationen im gegenwärtigen Kriege getroffen worden sind und die auf eine Beschränkung des Handels hinzielen. Vielmehr hat sie in allen solchen Fällen eine Haltung eingenommen, die ihr das Recht gibt, diese Regierungen in der richtigen Weise für alle eventuellen Wirkungen auf die amerikanische Schiffahrt verantwortlich zu machen, welche durch die bestehenden Grundsätze des Völkerrechts nicht gerechtfertigt sind.

Daher erachtet sich die amerikanische Regierung in vorliegendem Falle mit gutem Gewissen auf Grund anerkannter Prinzipien für berechtigt, die in der Note angedeutete Haltung einzunehmen. Falls die Kommandanten deutscher Kriegschiffe auf Grund der Annahme, daß die Flagge der Vereinigten Staaten nicht im guten Glauben geführt werde, handeln sollten und auf hoher See ein amerikanisches Schiff oder das Leben amerikanischer Staatsangehöriger vernichten sollten, so würde die Regierung der Vereinigten Staaten in dieser Handlung schwerlich etwas anderes als eine unentschuldbare Verletzung neutraler Rechte erblicken können, die kaum in Einklang zu bringen sein würde mit den freundschaftlichen Beziehungen, die jetzt glücklicherweise zwischen den beiden Regierungen bestehen. Sollte eine solche beklagenswerte Situation entstehen, würde sich die Regierung der Vereinigten Staaten, wie die Kaiserlich Deutsche Regierung wohl verstehen wird, genötigt sehen, die Kaiserlich Deutsche Regierung für solche Handlungen ihrer Marinebehörde streng verantwortlich zu machen und alle Schritte zu tun, die zum Schutze amerikanischen Lebens und Eigentums und zur Sicherung des vollen Genusses der anerkannten Rechte auf hoher See für die Amerikaner erforderlich sind.

In Anbetracht dieser Erwägungen, die die Regierung der Vereinigten Staaten mit der größten Hochschätzung und in dem ernstlichen Bestreben vorbringt, irgendwelche Mißverhältnisse zu vermeiden und zu verhindern, daß Umstände entstehen, die sogar einen Schatten auf den Verkehr der beiden Regierungen werfen können, spricht die amerikanische Regierung die zuversichtliche Hoffnung und Erwartung aus, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung die Versicherung geben kann und will, daß amerikanische Staatsbürger und ihre Schiffe anders als im Wege der Durchsuchung durch deutsche Seestreitkräfte, selbst in den in der Bekanntmachung des deutschen Admiralstabes näher bezeichneten Gebieten, nicht belästigt werden sollen.

Zur Information der Kaiserlichen Regierung wird hinzugefügt, daß der Regierung Seiner Britischen Majestät bezüglich des ungerechtfertigten Gebrauchs der amerikanischen Flagge zum Schutze britischer Schiffe Vorstellungen gemacht worden sind.

Auf diese Note wurde dem amerikanischen Botschafter in Berlin von der deutschen Regierung am 16. Februar folgende Antwort erteilt:



ngland
gelschau.

Die Kaiserlich Deutsche Regierung hat die Mitteilung der Regierung der Vereinigten Staaten in dem Geiste des gleichen Wohlwollens und der gleichen Freundschaft geprüft, von welchem ihr diese Mitteilung diktiert erscheint.

Die Kaiserlich Deutsche Regierung weiß sich mit der Regierung der Vereinigten Staaten darin eins, daß es für beide Teile in hohem Maße erwünscht ist, Mißverständnisse zu verhüten, die sich aus den von der deutschen Admiralität angekündigten Maßnahmen ergeben könnten, und dem Eintritt von Ereignissen vorzubeugen, die die zwischen den beiden Regierungen bisher in so glücklicher Weise bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu trüben vermöchten.

Die deutsche Regierung glaubt für diese Versicherung bei der Regierung der Vereinigten Staaten um so mehr auf volles Verständnis rechnen zu dürfen, als das von der deutschen Admiralität angekündigte Vorgehen, wie in der Note vom 4. d. M. eingehend dargelegt wurde, in keiner Weise gegen den legitimen Handel und die legitime Schiffahrt der Neutralen gerichtet ist, sondern lediglich eine durch Deutschlands Lebensinteressen erzwungene Gegenwehr gegen die völkerrechtswidrige Seekriegführung Englands darstellt, die sich bisher durch keinerlei Einspruch der Neutralen auf die vor dem Kriegsausbruch allgemein anerkannte Rechtsgrundlage hat zurückführen lassen.

Um in diesem kardinalen Punkte jeden Zweifel auszuschließen, erlaubt sich die deutsche Regierung nochmals die Sachlage festzustellen:

Deutschland hat bisher die geltenden völkerrechtlichen Bestimmungen auf dem Gebiete des Seekriegs gewissenhaft beobachtet, insbesondere hat es dem gleich zu Beginn des Krieges gemachten Vorschlag der amerikanischen Regierung, nunmehr die Londoner Seekriegsrechtserklärung zu ratifizieren, unverzüglich zugestimmt und deren Inhalt auch ohne solche formelle Bindung unverändert in sein Prisenrecht übernommen. Die deutsche Regierung hat sich an diese Bestimmungen gehalten, auch wo sie ihren militärischen Interessen zuwiderliefen; so hat sie beispielsweise bis auf den heutigen Tag die Lebensmittelzufuhr von Dänemark nach England zugelassen, obwohl sie diese Zufuhr durch ihre Seestreitkräfte sehr wohl hätte unterbinden können.

Im Gegensatz hierzu hat England selbst schwere Verletzungen des Völkerrechts nicht gescheut, wenn es dadurch den friedlichen Handel Deutschlands mit dem neutralen Ausland lähmen konnte. Auf Einzelheiten wird die deutsche Regierung hier um so weniger einzugehen brauchen, als solche in der ihr zur Kenntnis mitgeteilten amerikanischen Note an die britische Regierung vom 28. Dezember v. J. auf Grund fünfmonatlicher Erfahrungen zutreffend, wenn auch nicht erschöpfend, dargelegt sind.

Alle diese Übergriffe sind zugestandenermaßen darauf gerichtet, Deutschland von aller Zufuhr abzuschneiden und dadurch die friedliche Zivilbevölkerung dem Hungertod preiszugeben, ein jedem Kriegsrecht und jeder Menschlichkeit widersprechendes Verfahren.

Die Neutralen haben die völkerrechtswidrige Unterbindung ihres Handels mit Deutschland nicht zu verhindern vermocht. Die amerikanische Regierung hat zwar, wie Deutschland gern anerkennt, gegen das englische Verfahren Protest erhoben; trotz dieses Protestes und der Proteste der übrigen neutralen Regierungen hat England sich von dem eingeschlagenen Verfahren nicht abbringen lassen. So ist noch vor kurzem das amerikanische Schiff „Wilhelmina“ von englischer Seite aufgebracht worden, obwohl seine Ladung lediglich für die deutsche Zivilbevölkerung bestimmt war und nach einer ausdrücklichen Erklärung der deutschen Regierung nur für diesen Zweck verwendet werden sollte.

Dadurch ist folgender Zustand geschaffen worden:

Deutschland ist unter stillschweigender oder protestierender Duldung der Neutralen von der überseeischen Zufuhr so gut wie abgeschnitten, und zwar nicht nur hinsichtlich solcher Waren, die absolute Konterbande sind, sondern auch hinsichtlich solcher, die nach dem vor Kriegsausbruch allgemein anerkannten Recht nur relative Konterbande oder überhaupt keine Konterbande sind.

England dagegen wird unter Duldung der neutralen Regierungen nicht nur mit solchen Waren versorgt, die keine oder nur relative Konterbande sind, von England aber gegenüber Deutschland als absolute Konterbande behandelt werden (Lebensmittel, industrielle Rohstoffe usw.), sondern sogar mit Waren, die stets und unzweifelhaft als absolute Konterbande gelten. Die deutsche Regierung glaubt insbesondere und mit dem größten Nachdruck darauf hinweisen zu müssen, daß ein auf viele Hunderte von Millionen Mark geschätzter Waffenhandel amerikanischer Lieferanten mit Deutschlands Feinden besteht.

Die deutsche Regierung gibt sich wohl Rechenschaft darüber, daß die Ausübung von Rechten und die Duldung von Unrecht seitens der Neutralen formell in deren Belieben steht und keinen formellen Neutralitätsbruch involviert; sie hat infolgedessen den Vorwurf des formellen Neutralitätsbruchs nicht erhoben. Die deutsche Regierung kann aber — gerade im Interesse voller Klarheit in den Beziehungen beider Länder — nicht umhin, hervorzuheben, daß sie mit der gesamten öffentlichen Meinung Deutschlands sich dadurch schwer benachteiligt fühlt, daß die Neu-



Mannschaften der Sanitätskompanie suchen mit Hunden das Schlachtfeld ab.

tralen in der Wahrung ihrer Rechte auf den völkerrechtlich legitimen Handel mit Deutschland bisher keine oder nur unbedeutende Erfolge erzielt haben, während sie von ihrem Recht, den Konterbandehandel mit England und unseren anderen Feinden zu dulden, uneingeschränkten Gebrauch machen. Wenn es das formale Recht der Neutralen ist, ihren legitimen Handel mit Deutschland nicht zu schützen, ja sogar sich von England zu einer bewußten und gewollten Einschränkung des Handels bewegen zu lassen, so ist es auf der anderen Seite nicht minder ihr gutes, aber leider nicht angewendetes Recht, den Konterbandehandel, insbesondere den Waffenhandel mit Deutschlands Feinden, abzustellen.

Bei dieser Sachlage sieht sich die deutsche Regierung, nach sechs Monaten der Geduld und des Abwartens, genötigt, die mörderische Art der Seekriegführung Englands mit scharfen Gegenmaßnahmen zu erwidern. Wenn England in seinem Kampf gegen Deutschland den Hunger als Bundesgenossen anruft, in der Absicht, ein Kulturvolk von 70 Millionen vor die Wahl zwischen elendem Verkommen oder Unterwerfung unter seinen politischen und kommerziellen Willen zu stellen, so ist heute die deutsche Regierung entschlossen, den Handschuh aufzunehmen und an den gleichen Bundesgenossen zu appellieren; sie vertraut darauf, daß die Neutralen, die bisher sich den für sie nachteiligen Folgen des englischen Hungerkrieges stillschweigend oder protestierend unterworfen haben, Deutschland gegenüber kein geringeres Maß von Duldsamkeit zeigen werden, und zwar auch dann, wenn die deutschen Maßnahmen, in gleicher Weise wie bisher die englischen, neue Formen des Seekrieges darstellen.

Darüber hinaus ist die deutsche Regierung entschlossen, die Zufuhr von Kriegsmaterial an England und seine Verbündeten mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken, wobei sie als selbstverständlich annimmt, daß die neutralen Regierungen, die bisher gegen den Waffenhandel mit Deutschlands Feinden nichts unternommen haben, sich der gewaltsamen Unterdrückung dieses Handels durch Deutschland nicht zu widersetzen beabsichtigen.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, hat die deutsche Admiralität die von ihr näher bezeichnete Zone als Seekriegsgebiet erklärt. Sie wird dieses Seekriegsgebiet, soweit wie irgend angängig, durch Minen sperren, auch die feindlichen Handelschiffe auf jede andere Weise zu vernichten suchen.

So sehr nun auch der deutschen Regierung bei dem Handeln nach diesen zwingenden Gesichtspunkten jede absichtliche Vernichtung neutraler Menschenleben und neutralen Eigentums fern liegt, so will sie doch auf der anderen Seite nicht verkennen, daß durch die gegen England durchzuführenden Aktionen Gefahren entstehen, die unterschiedslos jeden Handel innerhalb des Seekriegsgebietes bedrohen. Dies gilt ohne weiteres von dem Minenkrieg, der auch bei strengster Innehaltung der völkerrechtlichen Grenzen jedes dem Minengebiet sich nähernde Schiff gefährdet.

Zu der Hoffnung, daß die Neutralen sich hiermit ebenso wie mit den ihnen durch die englischen Maßnahmen bisher zugefügten schweren Schädigungen abfinden werden, glaubt die deutsche Regierung um so mehr berechtigt zu sein, als sie gewillt ist, zum Schutz der neutralen Schiffahrt sogar im Seekriegsgebiet alles zu tun, was mit der Durchführung ihres Zweckes irgendwie vereinbar ist.

Sie hat den ersten Beweis für ihren guten Willen geliefert, indem sie die von ihr beabsichtigten Maßnahmen mit einer Frist von nicht weniger als 14 Tagen ankündigte, um der neutralen Schiffahrt Gelegenheit zu geben, sich auf die Vermeidung der drohenden Gefahr einzurichten. Letzteres geschieht am sichersten durch das Fernbleiben von dem Seekriegsgebiet. Die neutralen Schiffe, die trotz dieser die Erreichung des Kriegszweckes gegenüber England schwer beeinträchtigenden langfristigen Ankündigung sich in die gesperrten Gewässer begeben, tragen selbst die Verantwortung für etwaige unglückliche Zufälle. Die deutsche Regierung ihrerseits lehnt jede Verantwortung für solche Zufälle und deren Folgen ausdrücklich ab.

Ferner hat die deutsche Regierung lediglich die Vernichtung der feindlichen innerhalb des Seekriegsgebietes angetroffenen Handelschiffe angekündigt, nicht aber die Vernichtung aller Handelschiffe, wie die amerikanische Regierung irrtümlich verstanden zu haben scheint. Auch diese Beschränkung, die die deutsche Regierung sich auferlegt, ist eine Beeinträchtigung des Kriegszwecks, zumal da bei der Auslegung des Begriffs der Konterbande, die Englands Regierung Deutschland gegenüber beliebt hat, und die demgemäß die deutsche Regierung auch gegen England anwenden wird, auch den neutralen Schiffen gegenüber die Präsumtion dafür sprechen wird, daß sie Konterbande an Bord haben. Auf das Recht, das Vorhandensein von Konterbande in der Fracht neutraler Schiffe festzustellen und gegebenenfalls aus dieser Feststellung die Konsequenzen zu ziehen, ist die Kaiserliche Regierung natürlich nicht gewillt zu verzichten.

Die deutsche Regierung ist schließlich bereit, mit der amerikanischen Regierung jede Maßnahme in die ernsthafteste Erwägung zu ziehen, die geeignet sein könnte, die



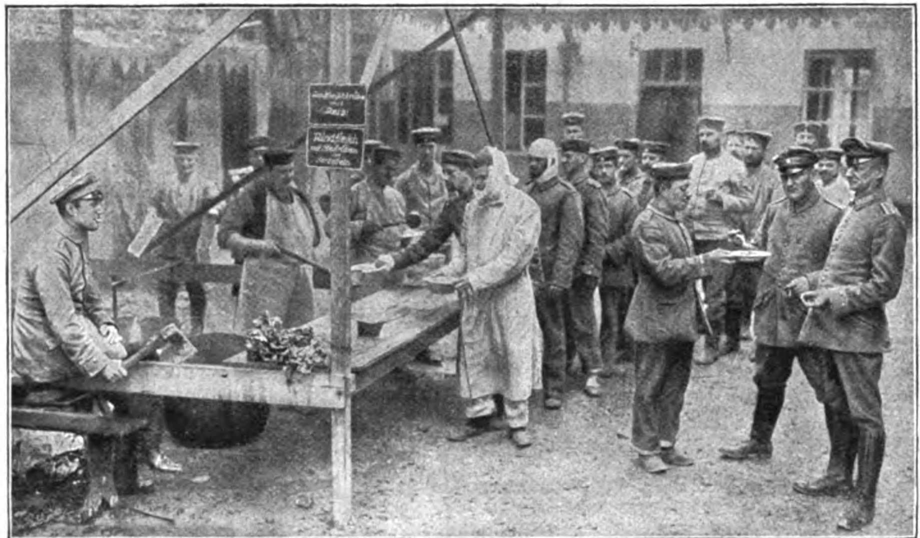
Schwerverwundete werden im Auto zum Verbandplatz gebracht.

legitime Schiffahrt der Neutralen im Kriegsgebiet sicherzustellen. Sie kann jedoch nicht übersehen, daß alle Bemühungen in dieser Richtung durch zwei Umstände erheblich erschwert werden:

1. durch den inzwischen wohl auch für die amerikanische Regierung außer Zweifel gestellten Mißbrauch der neutralen Flagge durch die englischen Handelschiffe;

2. durch den bereits erwähnten Konterbandehandel, insbesondere mit Kriegsmaterial, der neutralen Handelschiffe.

Hinsichtlich des letzteren Punktes gibt sich die deutsche Regierung der Hoffnung hin, daß sich die amerikanische Regierung bei nochmaliger Erwägung zu einem dem Geiste wahrhafter Neutralität entsprechenden Eingreifen veranlaßt sehen wird.



Essenempfang in einem Feldlazarett unmittelbar hinter der Front. Phot. R. Sennecke, Berlin.

Was den ersten Punkt anlangt, so ist der deutscherseits der amerikanischen Regierung bereits mitgeteilte Geheimbefehl der britischen Admiralität, der den englischen Handelschiffen die Benutzung neutraler Flaggen anempfohlen hat, inzwischen durch eine Mitteilung des britischen Auswärtigen Amtes, das jenes Verfahren unter Berufung auf inneres englisches Recht als völlig einwandfrei bezeichnet, bestätigt worden. Die englische Handelsflotte hat den ihr erteilten Rat auch sogleich befolgt, wie der amerikanischen Regierung aus den Fällen der Dampfer „Lusitania" und „Laertes" bekannt sein dürfte.

Weiter hat die britische Regierung die englischen Handelschiffe mit Waffen versehen und sie angewiesen, den deutschen Unterseebooten gewaltsam Widerstand zu leisten. Unter diesen Umständen ist es für die deutschen Unterseeboote sehr schwierig, die neutralen Handelschiffe als solche zu erkennen; denn auch eine Untersuchung wird in den meisten Fällen nicht erfolgen können, da die bei einem maskierten englischen Schiffe zu erwartenden Angriffe das Untersuchungskommando und das Boot selbst der Gefahr der Vernichtung aussetzen.

Die britische Regierung wäre hiernach in der Lage, die deutschen Maßnahmen illusorisch zu machen, wenn ihre Handelsflotte bei dem Mißbrauch neutraler Flaggen verharrt und die neutralen Schiffe nicht anderweit in zweifelloser Weise gekennzeichnet werden. Deutschland muß aber in dem Notstand, in den es rechtswidrig versetzt wird, seine Maßnahmen unter allen Umständen wirksam machen, um dadurch den Gegner zu einer dem Völkerrecht entsprechenden Führung des Seekriegs zu zwingen und so die Freiheit der Meere, für die es von jeher eingetreten ist und für die es auch heute kämpft, wiederherzustellen.

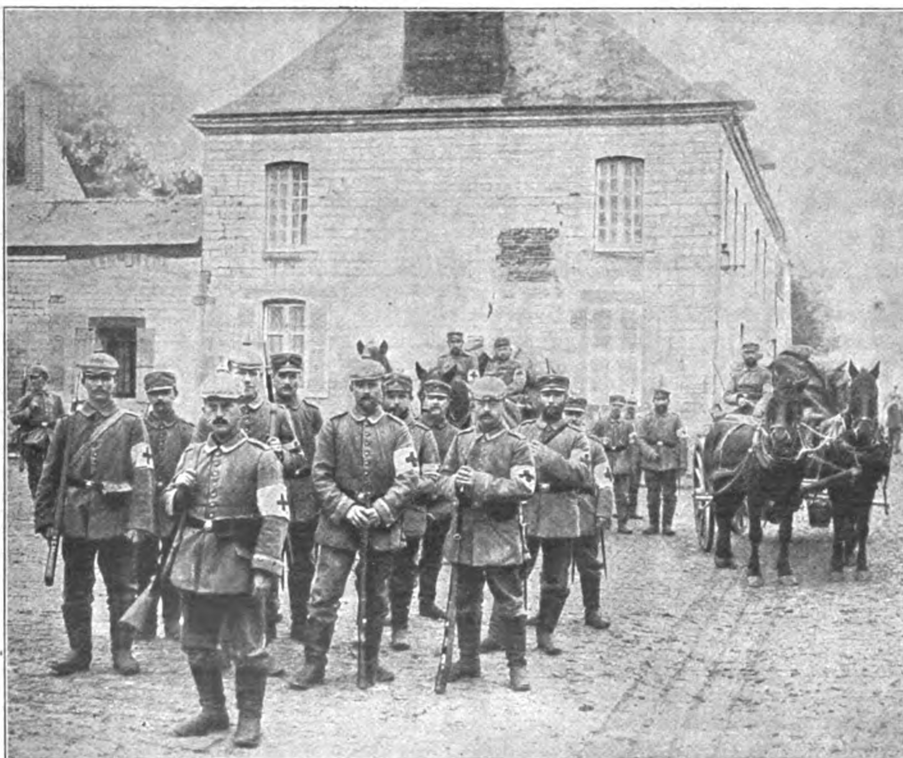
Die deutsche Regierung hat es daher begrüßt, daß die amerikanische Regierung gegen den rechtswidrigen Gebrauch ihrer Flagge bei der britischen Regierung Vorstellungen erhoben hat, und gibt der Erwartung Ausdruck, daß dieses Vorgehen England künftig zur Achtung der amerikanischen Flagge veranlassen wird.

In dieser Erwartung sind die Befehlshaber der deutschen Unterseeboote, wie bereits in der Note vom 4. dieses Monats zum Ausdruck gebracht worden ist, angewiesen worden, Gewalttätigkeiten gegen amerikanische Handelschiffe zu unterlassen, soweit sie als solche erkennbar sind.

Um in der sichersten Weise allen Folgen einer Verwechslung — allerdings nicht auch der Minengefahr — zu begegnen, empfiehlt die deutsche Regierung den Vereinigten Staaten, ihre mit friedlicher Ladung befrachteten, den englischen Seekriegschauplatz berührenden Schiffe durch Konvoyierung kenntlich zu machen. Die deutsche Regierung glaubt dabei voraussetzen zu dürfen, daß nur solche Schiffe konvoyiert werden, die keine Waren an Bord haben, die nach der von England gegenüber Deutschland angewendeten Auslegung als Konterbande zu betrachten sind. Über die Art der Durchführung einer solchen Konvoyierung ist die deutsche Regierung bereit mit der amerikanischen Regierung alsbald in Verhandlungen einzutreten. Sie würde es aber mit besonderem Dank anerkennen, wenn die amerikanische Regierung ihren Handelschiffen dringend empfehlen wollte, jedenfalls bis zur Regelung der Flaggenfrage den englischen Seekriegschauplatz zu vermeiden.

Die deutsche Regierung gibt sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die amerikanische Regierung den schweren Kampf, den Deutschland um sein Dasein führt, in seiner ganzen Bedeutung würdigen und aus den vorstehenden Aufklärungen und Zusagen ein volles Verständnis für die Beweggründe und Ziele der von ihr angekündigten Maßnahmen gewinnen wird.

Die deutsche Regierung wiederholt, daß sie in der bisher peinlich von ihr geübten Rücksicht auf die Neutralen sich nur unter dem stärksten Zwang der nationalen Selbsterhaltung zu den geplanten Maßnahmen entschlossen hat.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Mannschaften der Sanitätskompanie rücken ins Gefechtsgebiet.

Sollte es der amerikanischen Regierung vermöge des Gewichts, das sie in die Wagschale des Geschickes der Völker zu legen berechtigt und imstande ist, in letzter Stunde noch gelingen, die Gründe zu beseitigen, die der deutschen Regierung jenes Vorgehen zur gebieterischen Pflicht machen, sollte die amerikanische Regierung insbesondere einen Weg finden, die Beachtung der Londoner Seekriegsrechterklärung auch von seiten der mit Deutschland kriegführenden Mächte zu erreichen und Deutschland dadurch die legitime Zufuhr von Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen zu ermöglichen, so würde die deutsche Regierung hierin ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst um die humanere Gestaltung der Kriegführung anerkennen und aus der also geschaffenen neuen Sachlage gern die Folgerungen ziehen. —

Die Anordnung der englischen Admiralität, daß britische Handelsschiffe, um sich vor den Angriffen der deutschen Unterseeboote zu schützen, eine neutrale Handelsflagge hissen sollen, hat übrigens nicht nur den Widerspruch Amerikas, sondern auch den der anderen neutralen Staaten hervorgerufen.



Kanonenwerkstatt hinter der Front der kämpfenden Truppen in den Karpathen.

Die deutschen Unterseeboote machten gute Arbeit. Zahlreich sind die von ihnen zugrunde gerichteten Schiffe. Zu den stattlichsten derselben gehört der „Harpalion". Nach einer Reutermeldung vom 25. Februar wurde er auf der Fahrt nach Nieuport-News bei Beachy Head torpediert (siehe unser Bild Seite 263), am selben Tage und in der Nähe des gleichen Vorgebirges wie der Dampfer „Rio Parana", der nach Elba unterwegs war. Letzterer hatte 4182 Tonnen Wasserverdrängung, der „Harpalion" 5867 Tonnen. Die Besatzungen beider Schiffe wurden — wie üblich mit Unterstützung der Deutschen — gerettet bis auf drei chinesische Heizer des „Harpalion", die unmittelbar durch die Explosion des Torpedos den Tod fanden.

Bei der Unmöglichkeit einer Abwehr setzten die Verbündeten ihre ganze Hoffnung auf Vergeltungsmaßregeln, deren Zweck sein sollte, Deutschlands Industrie zu vernichten und Deutschland auszuhungern, was ja schon mit der Kriegsgebieterklärung Englands vom November 1914 bezweckt war. Die angedrohten Vergeltungsmaßregeln erhielten feste Form durch folgende Kundgebung, die von der französischen und englischen Regierung Ende Februar allen neutralen Mächten übermittelt wurde:

Deutschland hat erklärt, daß der Kanal und die Nord- und Westküste Frankreichs sowie die die britischen Inseln umgebenden Gewässer Kriegsgebiet seien. Es gab amtlich bekannt, daß alle feindlichen Schiffe, die in dieser Zone angetroffen würden, vernichtet werden sollen und daß neutrale Schiffe sich dort in Gefahr befinden würden. Das bedeutet auf den ersten Blick, daß ohne Rücksicht auf die Sicherheit der Bemannung und der Passagiere jedes Handelschiff, gleichviel unter welcher Flagge, torpediert werden soll. Da das deutsche Marineamt nicht die Macht hat, in diesen Gewässern ein zeitweilig an der Oberfläche fahrendes Schiff zu unterhalten, so können diese Angriffe nur durch Unterseeboote ausgeführt werden.

Das Völkerrecht und die internationalen Kriegsgebräuche gingen bei Angriffen auf Handelschiffe stets von der Voraussetzung aus, daß die erste Pflicht derer, die das Handelschiff nehmen, die sei, das Schiff vor ein Prisengericht zu bringen, vor dem der Fall beurteilt werden und die Rechtmäßigkeit der Beschlagnahme festgestellt werden kann und durch dessen Spruch Neutrale ihre Ladung zurückerhalten können. Das Versenken eines erbeuteten Schiffes ist an und für sich eine bestrittene Sache, zu der man nur unter außergewöhnlichen Umständen schreiten darf und erst, nachdem Maßregeln getroffen worden sind, die Mannschaft und die Passagiere in Sicherheit zu bringen. Die Verantwortung, zwischen einem feindlichen und einem neutralen Schiff und zwischen feindlicher und neutraler Ladung zu unterscheiden, liegt unstreitig bei dem angreifenden Schiff, dessen Pflicht es ist, die Natur und den Charakter des Schiffes und der Ladung festzustellen und die Schiffspapiere in Sicherheit zu bringen, bevor es das Schiff erbeutet oder versenkt. Ebenso ist es Pflicht jedes Kriegführenden, für die Sicherheit der Bemannung sowohl eines neutralen als auch feindlichen Schiffes Sorge zu tragen. Alle früheren Beratungen über das Recht, das Regeln für den Seekrieg aufstellen sollte, beruhten auf diesem Grundsatze.

Das deutsche Unterseeboot ist aber nicht imstande, einer dieser Verpflichtungen nachzukommen. Es bringt die



Vergeblicher Sturm der Russen auf die Höhe von Kastelikorch am Duklapaß.

Nach einer Originalzeichnung von A. Reich.

erbeuteten Schiffe nicht vor ein Prisengericht und führt keine Prisenbemannung, die es an Bord des erbeuteten Schiffes gehen läßt. Es wendet keine ausreichenden Mittel an, um zwischen einem neutralen und einem feindlichen Schiff einen Unterschied zu machen. Es nimmt die Mannschaft und die Passagiere des zu vernichtenden Schiffes nicht an Bord, um sie in Sicherheit zu bringen. Diese Methode der Kriegführung fällt demnach völlig außerhalb der Regeln aller internationalen Vorschriften, die die kriegerischen Maßnahmen gegen den Handel in Kriegszeiten regeln. Die deutsche Erklärung setzt die unterschiedslose Vernichtung an die Stelle der den Regeln entsprechenden Aufbringung. Deutschland wendet diese Methode gegen friedliche Kaufleute und nicht am Kriege teilnehmende Schiffsbesatzungen an, in der Absicht, zu verhindern, daß Waren aller Art, darunter Vorräte für die Ernährung der Zivilbevölkerung, in die britischen Inseln oder nach Nordfrankreich eingeführt oder aus diesen ausgeführt werden.

Deutschlands Gegner sind daher gezwungen, zu Vergeltungsmaßregeln ihre Zuflucht zu nehmen, um ihrerseits wieder zu verhindern, daß Waren irgendwelcher Art nach Deutschland eingehen oder ausgehen. Indessen sollen diese Maßregeln von England und Frankreich ohne Gefahr für Schiff und Ladung von Neutralen und Nichtkombattanten in genauer Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Menschlichkeit ausgeführt werden. Demgemäß halten die französische und englische Regierung sich für berechtigt, Schiffe mit Waren, die mutmaßlich für den Feind bestimmt sind, ihm gehören oder feindlichen Ursprungs sind, anzuhalten oder in ihre Häfen zu bringen. Diese Schiffe und Ladungen sollen nicht für konfisziert erklärt werden, wenn sie nicht auch sonst der Verurteilung als Prise unterliegen. Die Behandlung der Schiffe mit Ladungen, die vor dieser Kundgebung ausfuhren, soll keine Änderung erfahren. —

Diese Erklärung der französischen und englischen Regierung erweckte einen Sturm der Entrüstung in allen neutralen Staaten. Alle stimmten darin überein, daß das Vorgehen der Verbündeten völkerrechtswidrig sei, denn die Zufuhr könnten sie von Deutschland nur dann abschneiden, wenn sie die Blockade tatsächlich ausführten. Mit Recht wurde von Amerika aus die französisch-englische Erklärung als eine papierene Blockade bezeichnet, der sich keine Macht zu fügen brauche. In dieser papierenen Blockade sah man auch einen Beweis der Schwäche der Verbündeten, die ihre Schiffe nicht aufs Spiel setzen wollten, um die Blockade wirklich durchzuführen. Eine tatsächliche Blockade würde wahrscheinlich ein schnelles Ende des Krieges herbeigeführt haben. Die deutsche Flotte wäre in diesem Fall mit ihren zahlreichen Unterseebooten aus den Heimathäfen ausgelaufen, um die Blockade zu brechen, und Engländer und Franzosen hätten auch mit vereinten Kräften dem Angriff der deutschen Flotte kaum standhalten können.

Der Schaden, der durch die französisch-englischen Vergeltungsmaßregeln der neutralen Schiffahrt zugefügt wurde, veranlaßte wieder mehrere Proteste und Gegenerklärungen, die alle darauf hinausliefen, daß die Verbündeten unberechtigterweise den Handel der Neutralen kontrollieren und ihn vollständig unterdrücken wollen, ohne Rücksicht darauf, was Konterbande ist oder nicht. Man wollte den Verbündeten wohl das Recht einräumen, die Zufuhr von Konterbande zu verhindern, aber allen Handel der neutralen Staaten mit Deutschland zu unterdrücken, sei eine unerhörte Vergewaltigung des Völkerrechts. —

In der zweiten Hälfte des März wurden unsere Feinde durch die Wahrnehmung beunruhigt, daß Deutschland mit einem neuen Typ des Unterseeboots auf den Plan trat. Der erste Vertreter dieses Typs schien „U 29“ zu sein, das von Kapitän Weddigen befehligt wurde. Die englischen Blätter stimmten sämtlich darin überein, daß seit seinem Eingreifen eine Wendung im U-Boot-Krieg eingetreten ist. Es seien größere, schnellere und besser gerüstete Tauchboote in Dienst gestellt worden. „Morning Post“ schrieb: „Gleichzeitig mit dem Bemerkbarwerden der lebhafteren Tätigkeit der deutschen Unterseeboote sind ihre Aktionsmittel erheblich größer geworden. Das geht daraus hervor, daß bei der Vernichtung zweier Dampfer (‚Vosges‘ und ‚Falaba‘) Schrapnellgeschütze in Tätigkeit getreten sind. Für die englische Schiffahrt bedeutet das eine erhebliche Verschärfung der Gefährdung. Bislang mußten die Unterseeboote Schiffe, die ziemlich weit vorbeifuhren, noch entkommen lassen. Jetzt können sie auch auf größere Entfernung, sogar bis 3000 Meter, mit Aussicht auf Erfolg das Feuer auf Handelsdampfer eröffnen. Anscheinend beträgt die Schnelligkeit der neuen deutschen Tauchboote über dem Wasserspiegel 20 Knoten, und damit können sie selbst mit den größten Überseedampfern den Kampf aufnehmen, da der Schnelligkeitsunterschied nicht mehr viel ins Gewicht fällt oder wenigstens durch die Möglichkeit des Geschützfeuers ausgeglichen wird. Allerdings werden nun auch die Aussichten geringer, Unterseeboote durch Dampfer zu rammen. Die Gefährdung dabei ist jetzt größer, da die Schiffe damit rechnen müssen, bei der Annäherung von den Geschützen der Unterseeboote getroffen zu werden und ein Leck zu erhalten. Wir sehen wenig Verteidigungsmöglichkeiten. Das einzige Mittel ist die möglichste Verstärkung der Erkundungsdienste durch unsere Torpedoboote.“ Die „Times“ wiesen auf den Umstand hin, daß seit kurzem Unterseeboote mit höheren Nummern verwendet würden. So seien ein „U 32“ und ein „U 36“ aufgetreten. Der neue Typ scheine erheblich verbessert zu sein und mit der bereits 1914 durch Marinefachblätter besprochenen Gattung übereinzustimmen, wonach die neuesten deutschen Unterseeboote etwa 70 Meter lang und 7 Meter breit sind, bei Überwasserfahrt 750 Tonnen Wasserverdrängung, bei Tauchfahrt eine solche von 900 Tonnen haben. Die Schnelligkeit über Wasser soll 20 Knoten, unter der Meeresoberfläche 10 Knoten betragen. Das Blatt hielt es für sehr wohl möglich, daß seit dem letzten Sommer zwölf dieser neuen Boote gebaut worden seien. „Daily Chronicle“ glaubte die Schnelligkeit nur mit 15 beziehungsweise 9 Knoten annehmen zu sollen. „Immerhin,“ meinte das Blatt, „scheinen die deutschen Unterseeboote außer mit vier Torpedolancierrohren mit einem neuen Geschütz (Vierzehnpfünder) bestückt zu sein.“

(Fortsetzung folgt.)



Kriegsgefangener aus Französisch-Guinea.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die erste Hilfe im Felde.

Von Dr. med. Paul Bernoulli, Oberarzt d. L., im Felde.

(Hierzu die Bilder Seite 266 und 267.)

Was im Kriege an Samariterdienst geleistet wird, steht wie zu Friedenszeiten unter dem Zeichen des Genfer Roten Kreuzes. Während nun in Deutschland unter normalen friedlichen Verhältnissen die erste Hilfe bei Unglücksfällen, im besonderen bei Massenansammlungen irgendwelcher Art, abgesehen von der ärztlichen Hilfe, von der Freiwilligen Sanitätskolonne, in ihrer bekannten Tracht, geleistet wird, die im Dienste des betreffenden „Landes-

vereins vom Roten Kreuz" arbeitet, so findet diese Organisation im eigentlichen mobilen kriegerischen Operationsgebiet keine Verwendung; ihr Wirkungsfeld liegt in der Etappe, sei es zur Krankenpflege, sei es im Transportwesen. Ihrer Freiwilligkeit halber, aus ihren Voraussetzungen heraus und wegen der Konsequenzen. Bei der kämpfenden Truppe ist sie nicht, dagegen bringen es die Verhältnisse mit sich, daß sie zur Zurückbeförderung von Verwundeten mit Sanitätsautos innerhalb des Operationsgebietes Verwendung finden kann. Mit dieser Feststellung sollen Wert und Wichtigkeit der freiwilligen Krankenpflegearbeit vom „Roten Kreuz" keineswegs verkleinert werden. Die Allgemeinheit aber hat ein Anrecht darauf, zu wissen, daß die Sorge für die Verwundeten und Kranken im mobilen Operationsgebiet ein soldatisches Gewand trägt, von Teilen des Heeres selbst ausgeübt wird und der militärischen Disziplin streng unterliegt, von demselben militärischen aufopfernden Geiste beseelt ist, wie die kämpfende Truppe selbst. Die Sanitätstruppe ordnet sich in diese ein und bildet mit ihr ein organisches Ganzes im Heereskörper.

Die erste Hilfe und alles, was unter diesen Begriff fällt, ist für den späteren Heilverlauf von hervorragender Bedeutung. Ein sauber angelegter „steriler" Verband ist bei blutigen Verletzungen die Grundbedingung dafür, daß durch Verunreinigung von außen nicht noch eine Infektion zur Wunde hinzutritt. Deshalb trägt jeder Soldat zwei sterile Verbandpäckchen in bestimmten Taschen im Futter seines Waffenrocks an vorgeschriebener Stelle bei sich, über deren Gebrauch er schon in Friedenszeiten belehrt wird. So ist jeder Mann im Notfall in der Lage, sich selbst zu verbinden, wenn er nicht durch die besondere Art seiner Verletzung daran gehindert wird. Tritt dieser Fall ein, so ist noch stets der neben ihm kämpfende oder marschierende Kamerad der treueste Samariter.


Kriegsgefangener vom Senegal.

Ist es diesem im Interesse des Kampfes nicht möglich, so tritt das zu jeder Kompanie gehörige Sanitätspersonal in Tätigkeit und legt selbst Schutz- oder provisorische Stützverbände, elastische Binden gegen die Verblutungsgefahr und dergleichen an, oder es führt die Verletzten dem Truppenarzt zur Wundversorgung zu.

Für das Zurückbringen und Herausholen der Verwundeten aus der Kampflinie sind verschiedene Maßnahmen vorgesehen. Die Franzosen lassen freilich, wie mir glaubwürdig versichert wurde, oft genug im Schützengrabenkampf ihre Verwundeten und Toten zwischen ihren und unseren Linien liegen; sie sollen sogar an Stellen unserer Front den Gefallenen die wollenen Decken vom Tornister geschnürt haben, ohne sich um die Verwundeten zu kümmern oder die Toten zu bergen, welch letztere hie und da wochenlang liegen blieben und die Luft verpesteten. Dagegen wird bei uns jeder verwundete und tote Landsmann, wo nur irgend angängig, von den Kameraden in kürzester Zeit geborgen; wenn nicht vorher, so doch im Schutz der Nacht.

Zur Verwundetenbergung arbeiten bei der deutschen Infanteriedivision zwei verschiedene Organe ineinander, von denen je nach Heftigkeit des Kampfes und Größe des Gefechtsfeldes das eine oder das andere mehr in Anspruch genommen wird. So genügen oft die Krankenträger der Truppe, um die Verletzten in die gesichertere Stellung des Truppenverbandplatzes zurückzubringen. Leichtverwundete, die marschfähig sind, gehen allein oder mit Unterstützung des Sanitätspersonals zurück; Schwerverwundete, Nichtmarschfähige werden auf Tragen (aus dem Infanteriesanitätswagen) oder auf Behelfstragen zurückgebracht.

In der Regel ist es notwendig, daß als zweites Glied die „Sanitätskompanie" sich um die erste Fürsorge für die Verwundeten in und nach dem Gefecht kümmert. Nach Ziffer 121 der Kriegsanitätsordnung haben die Krankenträger die Verwundeten auf dem Gefechtsfeld zu suchen und der ärztlichen Hilfe zuzuführen. Da, wie der Name besagt, es sich um eine ganze Kompanie handelt, so wird es der Leser verständlich finden, daß ihr und ihren neun Ärzten die Hauptaufgabe in der Bergung, Versorgung und Beförderung der Verwundeten zufällt.

Fälschlicherweise wird vom großen Publikum die Sanitätskompanie häufig mit der Sanitätskolonne der freiwilligen Krankenpfleger vom Roten Kreuz verwechselt. Als Grund hierfür kann wohl angenommen werden, daß die Sanitätskompanie eine im Frieden nicht vorhandene Formation darstellt, die, abgesehen von Übungen, erst mit der Mobilmachung aufgestellt wird.

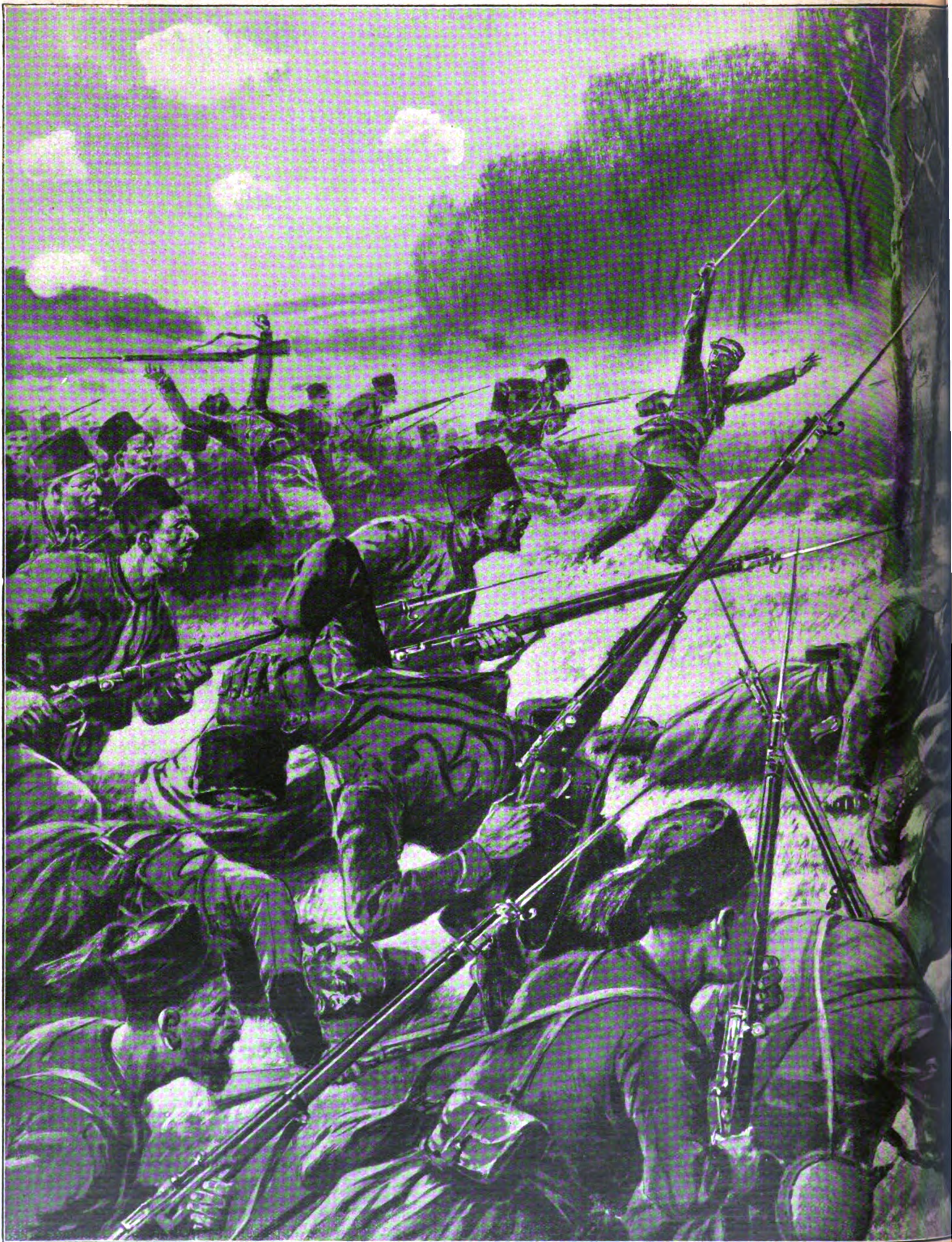
Die Sanitätskompanie arbeitet auf dem Hauptverbandplatz. Welche gesteigerte Arbeitsleistung nach größeren Gefechten, wo man geradezu von einem Ansturm der Verwundeten sprechen kann, besonders nachts hier in gedrängter Zeit stattfindet, ist schwer zu beschreiben. Auf dem Hauptverbandplatz, der zum Beispiel im Positionskampf einige Kilometer hinter den Schützenlinien liegt und tunlichst in festen Gebäuden untergebracht ist, werden die Verbände nachgesehen und je nach Umständen Stütz- oder Schienenverbände neu angelegt; hier werden notwendige Operationen vorgenommen, Arzneien gegeben, die Kranken gelagert und beköstigt, bis sie am gleichen oder folgenden Tage in die einige Kilometer weiter rückwärts und ganz außer Feuerbereich gelegenen Feldlazarette befördert werden. Der Transport zum Hauptverbandplatz geschieht auf mit Pferden bespannten Krankenwagen, zumeist nachts; dieser Dienst der Fahrer und Krankenträger ist mühevoll und gefahrbringend zugleich, denn die Gefährte werden stets beschossen, während sich die Soldaten in Schützengräben und Unterständen geschützt aufhalten. Die Beförderung vom Hauptverbandplatz zum Feldlazarett untersteht gleichfalls der Sanitätskompanie, wird aber tunlichst mit Sanitätsautos betrieben und zur Entlastung, soweit möglich, von der Freiwilligen Sanitätskolonne vom Roten Kreuz ausgeführt.

Im Feldlazarett findet der Verwundete und Kranke sein Bett und eingehende Wundversorgung. Sobald er geheilt und wieder dienstfähig ist, wird er zur Truppe zurückgeschickt.

Am Duklapaß.

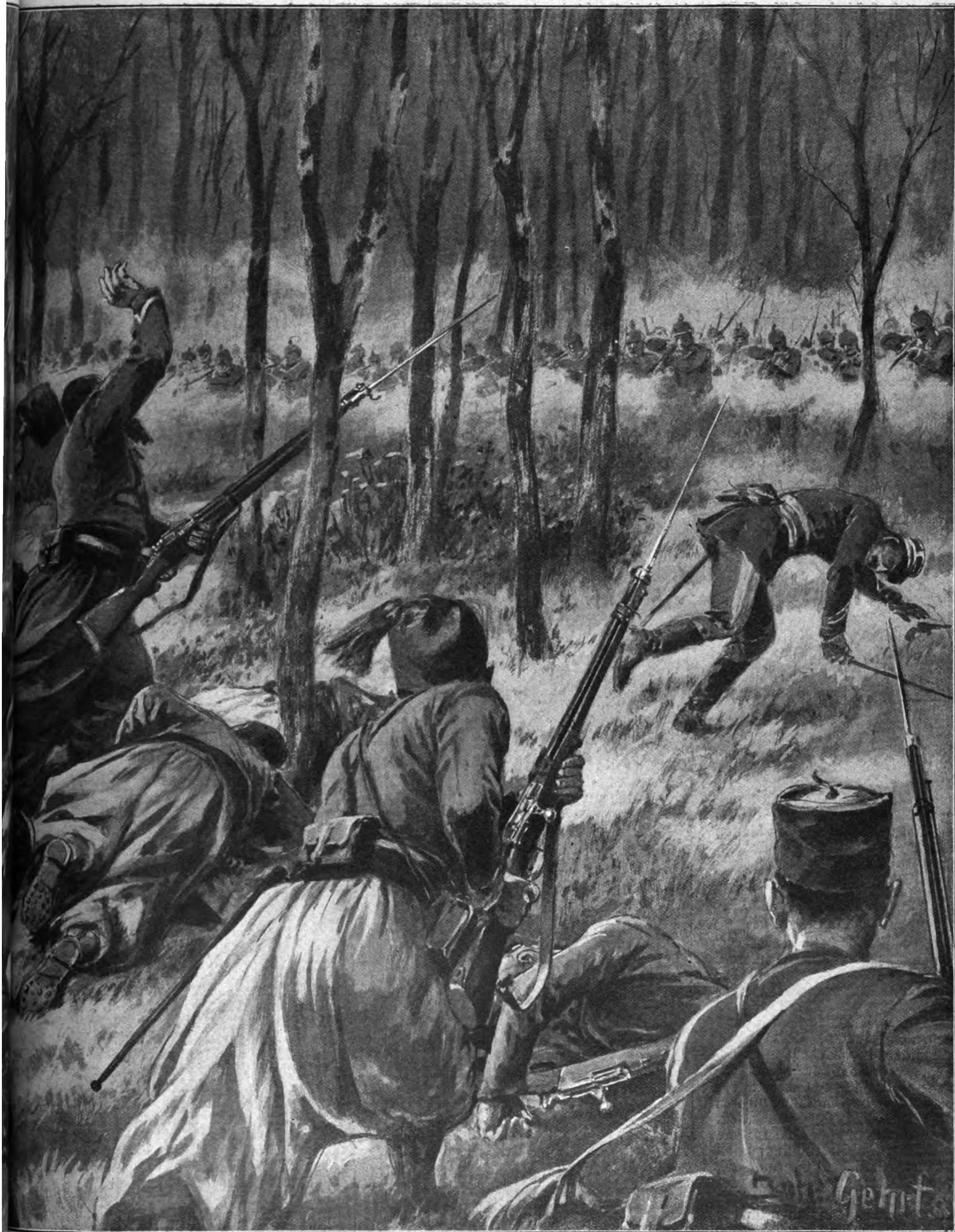
(Hierzu das Bild Seite 269.)

Als der Versuch der Russen, in Westgalizien durchzubrechen, gescheitert war, setzten sie mit erhöhter Kraft an der Karpathenfront ein, um den 450 Kilometer langen Gebirgskamm, über den sie im Verlaufe des Feldzugs wiederholt schon zurückgetrieben worden waren, wieder in ihren Besitz zu bringen. Die kraftvolle Säuberung Oberungarns durch die von deutschen Streitkräften unterstützten österreichisch-ungarischen Truppen hatte bei den Russen offenbar die Ansicht entstehen lassen, daß es sich nun um einen gegen den linken Flügel der russischen Armee gerichteten Vorstoß großen Stils und um den Entsatz der Festung Przemysl handle. Gleichzeitig drang ja auch eine österreichisch-ungarische Armee weit ausholend und bedrohlich über die Bukowina in den Raum nordöstlich der Karpathen vor. Dies veranlaßte die russische Heeresleitung, sowohl bei Sambor, östlich von Przemysl, wie bei Krosno alle verfügbaren Kräfte zu sammeln, um dem weiteren Vordringen der Verbündeten halt zu gebieten. Es entwickelten sich in der Folge auf der ganzen Linie der Waldkarpathen vom Uzsoker bis zum Wyszkower Passe unter den ungünstigsten winterlichen Verhältnissen zunächst heftige Teilgefechte, die sich schließlich zu einer einzigen, einheitlich geleiteten Riesenschlacht gestalteten und besonders in der



Angriff eines Turko

Nach einer Originalze



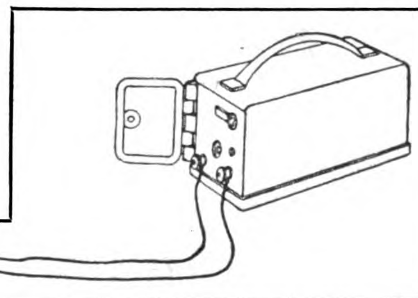
ments bei Bixschoote.

ung von Johs. Gehrts.

„Duklasenke" in den Ostbeskiden, wo die Russen anscheinend den Hauptstoß erwarteten, zu einem hartnäckigen, blutigen Ringen wurden.

Dort, am Duklapaß, haben sich die wackeren Steirer, die sich von jeher durch außerordentliche Tapferkeit auszeichneten, am 4. Februar ein neues Ruhmesblatt erstritten.

Schon am Tage zuvor konnte man trotz des unsichtigen



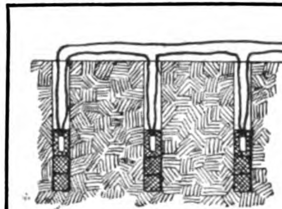


Abb. 1. Betriebsfertige elektrische Zündanlage.

Wetters gewahren, daß die Russen einen Angriff vorbereiteten, der außer Zweifel gegen den Kastelikorch gerichtet war, einen bewaldeten Berg, östlich der nach Zboro führenden Straße. Mit Tagesanbruch wälzte sich denn auch eine große russische Kolonne, bis an die Brust im Schnee watend, die ziemlich steil ansteigende Berglehne herauf, die in ihrem obersten Teil in mehreren Staffeln von den österreichisch-ungarischen Streitkräften durch Stacheldrähte, Baumverhaue und Schützengräben befestigt worden war. Hier wurden die Angreifer mit mörderischem Schützen- und Maschinengewehrfeuer empfangen, das ein furchtbares Blutbad unter ihnen anrichtete. Gleichwohl schoben sich die Russen bis an die Stellung heran, wo sich die Reste der Kompanien in den verschneiten Stacheldrähten fingen und nun größtenteils vollends niedergeschossen wurden. Der Angriff konnte schon als vollständig mißglückt und abgewiesen gelten, da tauchten plötzlich am Westabhang des Berges neue, weit überlegene russische Streitkräfte auf. Der Gegner hatte also Hunderte von Menschen geopfert und einen frontalen Scheinangriff ausgeführt, um die Stellung nun plötzlich von der Seite her mit solcher Wucht anzugreifen, daß es für kurze Zeit in der Tat schien, als sollte sie verloren gehen. Aber da waren es die heldenmütigen Grazer und Obersteiermärker, die mit Bajonett und Gewehrkolben einen schon verloren gegangenen Teil der Bergkuppe in erbittertem Handgemenge zurückeroberten und die Höhe binnen kurzer Zeit vom Feinde säuberten.

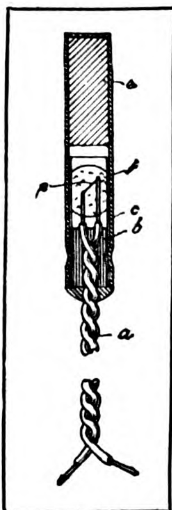


Abb. 2. Glühzünder.

Die Vernichtung eines Turkoregiments.

(Hierzu das Bild Seite 272/273.)

Die „Bayerische Lehrerzeitung" berichtet, wie Präparandenlehrer Franz Dietl, Oberleutnant der Reserve, das Eiserne Kreuz erster Klasse erwarb:

„Das bayrische ... Korps stand bald nach seiner Ankunft auf dem Westflügel in heftigem, aber erfolgreichem Kampf mit überlegenen französischen Streitkräften, die es auf eine Umgehung unseres rechten Flügels abgesehen hatten. Bei .... rannte das wackere Bataillon, dessen Adjutant Dietl ist, im nächtlichen Sturmangriff eine Stellung des Gegners auf einem langgestreckten Höhenzug über den Haufen und grub sich oben in aller Eile ein. Da begab es sich nun, daß die vom unausgesetzten Tag- und Nachtkampf und von den nachfolgenden Schanzarbeiten übermüdeten Truppen wie tot in die eben errichteten Schützengräben sanken und schliefen. Selbst die Führer waren am Ende ihrer Leistungsfähigkeit. Der Patrouillendienst, der während der Nacht lebhaft war, erlahmte gegen den Morgen. Graue Nebelschwaden dämmerten. 100 Meter vor den Schützengräben lag ein Wäldchen; hinter diesem ging es den Hügel hinab in eine noch unaufgeklärte Landschaft.

Da machte ein frisch eingetroffenes Turkoregiment, das nach Aussage später gefangener Offiziere noch nie Verluste erlitten hatte, einen dichten Massenangriff auf die bayrische Stellung. Nach englischer Kampfweise, ohne jeden Laut, schlichen die Wüstensöhne mit aufgepflanztem Seitengewehr heran, dichtgedrängt, in langgeschlossenen Ketten. Voran die Offiziere mit geschwungenem Säbel. Niemand ahnte die Gefahr, alles schlief, nur einer nicht — der Adjutant des 3. Bataillons. Es bestand höchste Gefahr. Sofort weckte Dietl die dem Bataillonstabe beigegebenen Bedeckungsmannschaften und eröffnete mit ihnen — es waren 12 Mann — das Feuer. Dies alarmierte rasch die nächstliegende Kompanie, und schnell pflanzte sich das Geknatter nach rechts und links fort, die Schützenlinie entlang. Alles war im Nu auf den Beinen. Es war aber auch die allerhöchste Zeit. Schon stand der Feind nur noch 30 Schritte entfernt, da blitzte ihm aus Hunderten von Gewehren ein mörderisches Feuer entgegen. Der Angriff brach blutig in sich zusammen. Hunderte von Turkos bedeckten die Walstatt. Hinter Strohhaufen und in Hohlwegen fand man sie sterbend in Massen auf. Als dann nachmittags die Bayern ihrerseits vorgingen, fanden sie die Häuser eines 15 Minuten entfernten Dorfes voll von Sterbenden und Toten. Das Turkoregiment war fast völlig aufgerieben.

Elektrische Minenzündung.

(Hierzu die Bilder Seite 274 und 275.)

Bei der Herstellung der verschiedenen Hindernisse, sowohl im See- wie im Landkriege, spielen die sogenannten Beobachtungsminen eine große Rolle. Ihre Zündung erfolgt auf elektrischem Wege von gesicherter Beobachtungsstelle aus. Auch sonst findet die elektrische Zündung von Sprengstoffen sehr häufig Verwendung. Der Vorgang der elektrischen Zündung, die Anlage und Herstellung einer solchen sollen daher im folgenden kurz erläutert werden.



Abb. 3. Magnetelektrischer Minenzünder.

Eine betriebsfertige elektrische Zündanlage besteht aus dem Zünder, der Leitung und der Stromquelle. Wir geben in unserer Abb. 1 eine schematische Darstellung einer solchen Anlage. Die Zünder können Funken- oder Glühzünder sein, je nachdem die Zündwirkung durch Überschlagen eines Funkens oder durch Erhitzung eines die Zündung vermittelnden Stoffes herbeigeführt wird. Doch weisen die Glühzünder den Funkenzündern gegenüber für vorliegenden Zweck eine Reihe von Vorteilen auf: sie sind vor allem unempfindlicher gegen Witterungseinflüsse, ferner arbeiten sie mit niedriger Spannung, so daß Versager durch Nebenschlüsse viel seltener sind, und nicht zuletzt gestatten die Glühzünder ein bequemes Durchprüfen der fertigen Zündanlage vor dem Gebrauch, wenn mehrere Zünder gleichzeitig benützt werden. Man verwendet daher zur elektrischen Minenzündung in der

Hauptsache Glühzünder. Wir geben in Abb. 2 die Konstruktion eines solchen der Firma Siemens und Halske wieder. Er besteht in den Hauptteilen aus einem von einer leicht entzündlichen Masse f umgebenen Glühdrähtchen p, das durch den Strom erhitzt wird und so die Zündung bewirkt. Glühdrähtchen und Zündmasse befinden sich innerhalb einer Papier- oder Kupferhülse c, die durch eine Gußmasse b aus Pech, Schwefel u. dgl. von außen abgeschlossen ist. Diese Gußmasse dient gleichzeitig zur Befestigung der isolierten Zuleitungsdrähte a, die zur Sicherung ihrer Lage noch miteinander verdrillt sind. Die Zündmasse f entwickelt einen Feuerstrahl, der zur Zündung der Ladung genügt, wenn als solche Pulver, Sprengsalpeter, Petroklasit und ähnliche Stoffe verwendet werden. Soll dagegen Dynamit gezündet werden, so wird der Zünder noch mit einer besonderen Sprengkapsel e versehen, die mit Knallquecksilber gefüllt ist. Diese überträgt die Zündung durch ihre Explosion auf die Dynamitladung. Die Sprengkapsel ist entweder mit dem Zünder in einer Hülse vereinigt, oder der Zünder wird ohne Sprengkapsel geliefert und diese erst vor dem Gebrauch aufgesetzt. Die Zünder ohne Sprengkapsel haben den Vorteil größerer Sicherheit bei Versand, Prüfung und Gebrauch. Natürlich verwendet man Sprengkapseln in verschiedenen Größen, je nach der zu zündenden Menge Dynamit. Soll beim Zünden mehrerer Schüsse ihr Explodieren mit Zwischenpausen stattfinden, so verwendet man die sogenannten Zeitzünder. Bei diesen wird zwischen Zündsatz und Sprengkapsel ein Stückchen Zündschnur eingeschaltet, das durch den Zündsatz zum Brennen gebracht wird und je nach seiner Länge die Explosion der Sprengkapsel erst nach einer bestimmten Zeit bewirkt. Für Sprengungen unter Wasser werden die Zünder durch eine Umhüllung mit Guttapercha gegen Wasser abgedichtet.

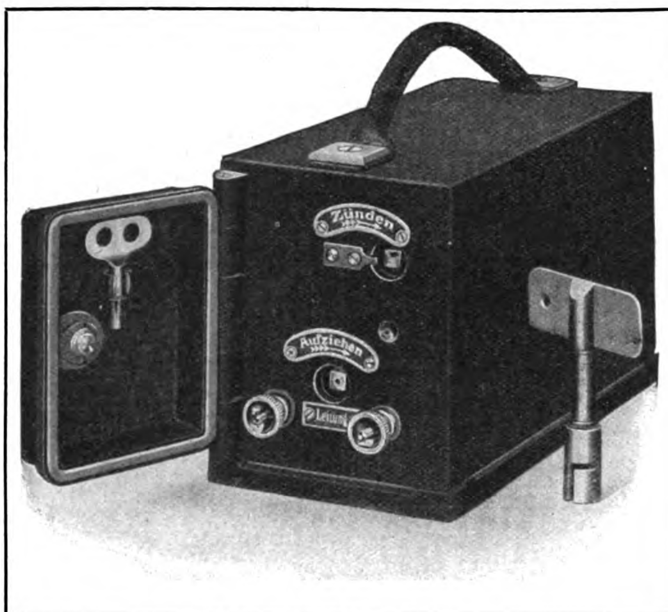
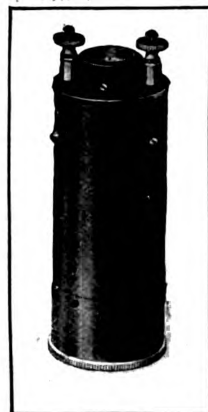


Abb. 4. Die Dynamomaschine zur Stromerzeugung.

Als Leitung kann man blanke Eisen- oder Kupferdrähte verwenden, deren letztere einen geringeren Widerstand bieten, also bei langen Leitungen und Mehrfachzündungen vorzuziehen sind. Eine bessere Isolation gegen die Erde und Sicherheit gegen Berührung der Hin- und Rückleitung gewähren aber isolierte Leitungen und besonders Kabel.

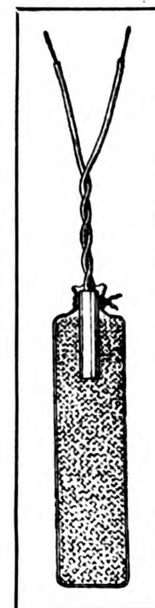
Als Stromquelle kommen entweder Batterien von Trockenelementen, die in Zinkblech- oder Holzkästen eingebaut sind, oder elektrische Maschinen in Betracht. Jede Zündbatterie hat einen besonders konstruierten Einschaltschlüssel, ohne den sie nicht eingeschaltet werden kann, um so eine fahrlässige oder gar böswillige Einschaltung unmöglich zu machen. Als elektrische Maschinen kommen sowohl magnetelektrische wie dynamoelektrische zur Verwendung. Bei den ersteren wird zwischen den Polen einiger Hufeisenmagnete ein Anker in schnelle Umdrehung versetzt, wodurch ein Strom erzeugt wird. Bei den modernen magnetelektrischen Minenzündern erfolgt der Antrieb des Ankers durch eine kräftige Uhrwerkfeder, sobald deren Sperrung durch Drehung eines geriffelten Ringes ausgelöst wird. Unsere Abb. 3 zeigt diesen magnetelektrischen Minenzünder. Der Apparat erzeugt eine elektrische Leistung, die zum Zünden von zehn normalen Patronen ausreicht; dabei beträgt das Gewicht dieses handlichen Instrumentes nur 2,5 Kilogramm und seine Handhabung bietet keinerlei Schwierigkeit.

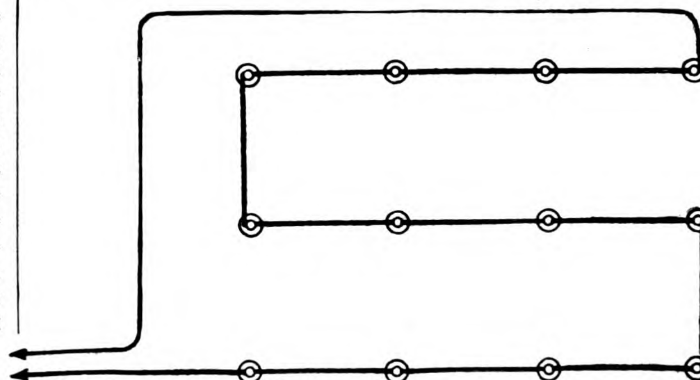

Abb. 5. Leitungsprüfer.

Die dynamoelektrischen Maschinen enthalten eine kleine Dynamomaschine, die durch eine vorher aufgezogene Feder in Tätigkeit gesetzt wird. Unsere Abb. 4 gibt eine solche Maschine wieder. Durch Druck auf einen am Apparat befindlichen Knopf oder Drehen einer Stellschraube mittels eines Schlüssels wird die Feder ausgelöst.

Vor Ingebrauchnahme werden die einzelnen Teile einer Anlage einer Prüfung unterworfen; von den Zündern werden Stichproben genommen. Zur Prüfung der Zünder dient der in Abb. 5 dargestellte Leitungsprüfer, der ein Galvanoskop und ein Trockenelement enthält. Der Widerstand des Galvanoskops ist so groß bemessen, daß der Meßstrom keine Zündung bewirken kann. Wenn die Anschlußdrähte des Zünders an die Klemmen gelegt werden, muß der Zeiger des Galvanoskops ausschlagen, andernfalls ist der Zünder unbrauchbar. Die Zünder werden der Sicherheit halber ohne Sprengkapsel geprüft; bei Zündern mit fester Sprengkapsel darf die Untersuchung nur unter Beobachtung größter Vorsicht vorgenommen werden.

Bei Pulverladungen werden die elektrischen Zünder möglichst in die Mitte der Ladung gebracht. Sprengkapseln sind in diesem Falle, wie erwähnt, nicht nötig. Bei Dynamitladungen wird die oberste Dynamitpatrone aufgemacht, in das Dynamit mit einem Holzstäbchen eine Vertiefung eingedrückt und der mit Sprengkapsel versehene Zünder hineingesteckt, worauf die Patrone wieder zugebunden wird (vgl. Abb. 6). Es ist darauf zu achten, daß die Sprengkapsel sorgfältig an dem Zünder befestigt wird, um eine sichere Übertragung der Zündung zu erzielen. Die beiden Enden der Drähte werden blank gemacht und mit den Zuleitungen verbunden; sie müssen auseinandergezogen werden, da sonst Kurzschluß eintreten kann. Die Stromquelle wird an die Leitungen erst angelegt, wenn der ganze übrige Teil der Anlage fertiggestellt ist und sich alle Leute in Sicherheit gebracht haben. Sollen mehrere Schüsse gleichzeitig abgegeben werden, so werden die Zünder hintereinander geschaltet, wie unsere Abb. 7 zeigt. Zu diesem Zweck wird der Anschlußdraht eines Zünders mit dem Draht des nächsten Zünders entweder direkt oder unter Zwischenschaltung eines Drahtstückes verbunden und die Zuleitung an den ersten und


Abb. 6. Dynamitpatrone mit Zünder und Sprengkapsel.


Abb. 7. Schaltung mehrerer Zünder hintereinander.

letzten der so verbundenen Zünder geschlossen. Dabei dürfen nur Zünder von gleichem Widerstand zusammengeschaltet werden. Zeitzünder dürfen nicht mit Momentzündern zusammengeschaltet werden, da sonst durch die sofort gezündeten Schüsse ein Unwirksamwerden der Zeitzünder möglich ist.

Soll gezündet werden, so sind die Stromquellen zündbereit zu machen, insbesondere ist bei Maschinen mit Federantrieb darauf zu achten, daß die Feder ganz aufgezogen ist, da sonst eine unvollkommene Stromerzeugung eintreten kann. Hierauf werden die Leitungen an die Klemmen der Zündmaschine gelegt, und die Zündung kann durch Drehen der Kurbel oder Einschaltung mit dem Stellring bewirkt werden, worauf der Schuß sofort fallen muß.

General der Infanterie v. Woyrsch,

dessen Bild wir auf dieser Seite bringen, ist unter den Kommandeuren der deutschen Armeekorps unstreitig einer der bedeutendsten. Bei Beginn des Weltkriegs aus dem Ruhestande wieder zur Front berufen, erhielt er das Kommando eines Landwehrkorps. Diese Truppe hat sich unter seiner zielbewußten und sicheren Führung glänzend geschlagen und bei zahlreichen Gelegenheiten derartig ausgezeichnet, daß ihr Führer mit dem Orden Pour le mérite dekoriert worden ist. General v. Woyrsch wurde zunächst der österreichisch-ungarischen Armee beigegeben und bildete mit seinem Korps den linken strategischen Flügel der Armee des Generals Dankl. In diesem Verhältnis nahm er teil an den ersten großen Erfolgen bei Krasnik und Kielze, vielfach hin und her eilend und seinen Standort wechselnd. Die großen Heeresbewegungen in Galizien und Polen erforderten ein mehrmaliges Vor- und Zurückgehen der Hunderte von Kilometern langen Schlachtfronten. Bei der ersten rückläufigen Bewegung hatte sein Landwehrkorps Gelegenheit, in einer langen Reihe von Kämpfen seine opferbereite Waffenbrüderschaft den österreichisch-ungarischen Kameraden glänzend zu betätigen.



Hofphot. Nicola Perscheid, Berlin.

General der Infanterie v. Woyrsch.

Bei einer selbständig geführten Unternehmung gelang es der Landwehr, 1200 Mann russischer Gardetruppen gefangen zu nehmen. Die sich ablösenden großen Vor- und Rückmärsche auf dem galizisch-polnischen Kriegschauplatz, die dem Wogen von Flut und Ebbe gleichen, haben General v. Woyrsch und seine tapferen Truppen noch vielfach ruhmvoll in Tätigkeit treten lassen. Erst die Geschichtschreibung nach dem Kriege wird in der Lage sein, seine Taten in das richtige Licht zu setzen.

Kaiser Franz Joseph hat „dem siegreichen Armeeführer“ das Militärverdienstkreuz 1. Klasse mit der Kriegsdekoration verliehen. —

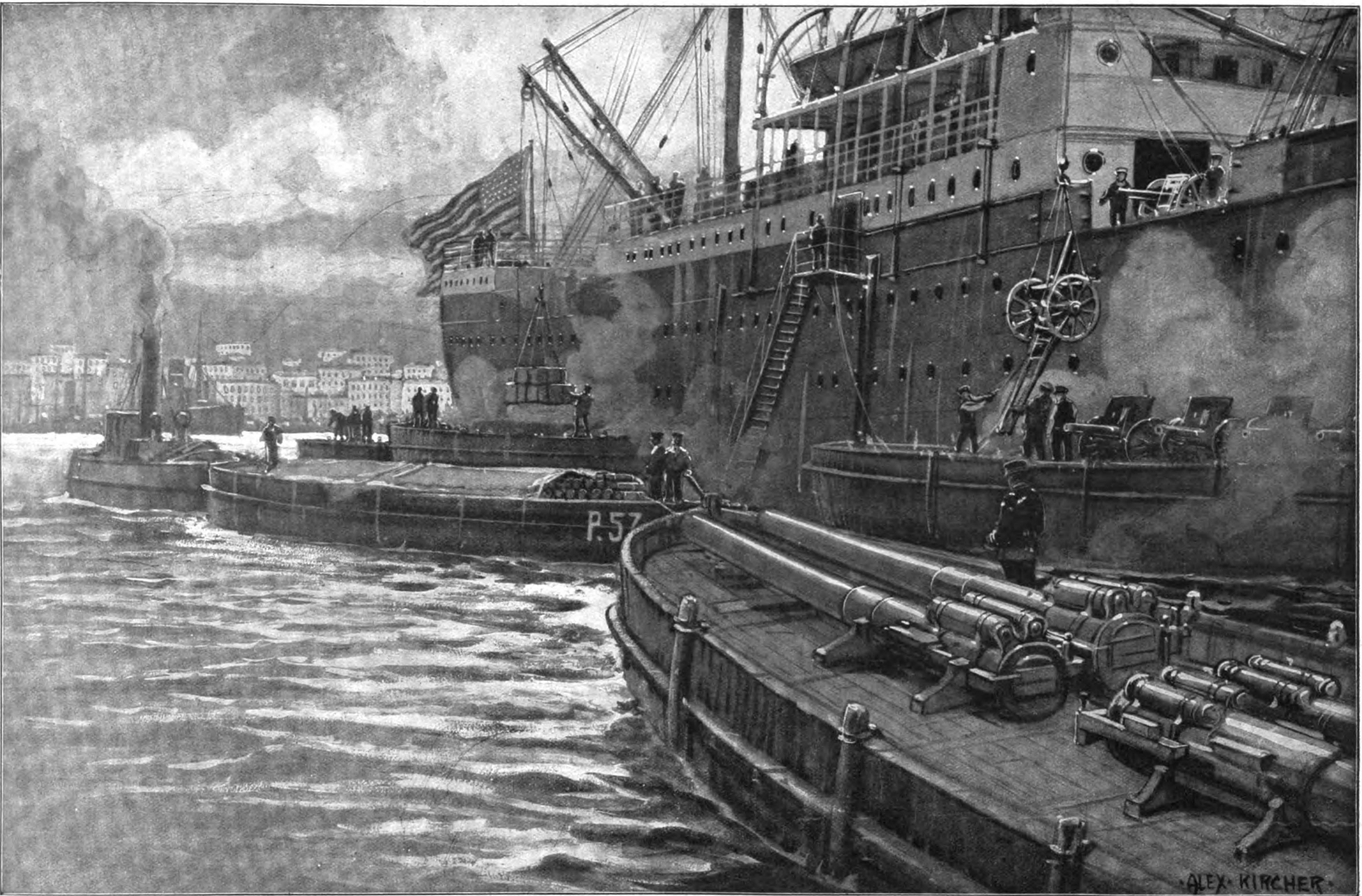
Diese kurze Charakterisierung würde unvollständig sein ohne die Erwähnung, daß General v. Woyrsch es verstanden hat, in ganz seltener Weise sich die Liebe und Verehrung seiner Krieger zu erwerben.

Amerikas Kriegslieferungen an unsere Feinde.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Amerikanische Blätter bringen folgende Meldung der „Associated Preß“ aus Seattle vom 23. März: „18 weittragende Geschütze amerikanischen Fabrikats, die der russischen Armee über Wladiwostok geliefert werden sollen, warten in Vancouver auf ihre Verladung, ebenso 384 Lastautomobile. Die Geschütze sind von demselben Typ wie die früher versandten, die wahrscheinlich bei der Belagerung von Przemysl verwendet wurden.“ In welchen Mengen solche Lieferungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika an unsere Feinde erfolgen, dafür geben bisweilen Statistiken amerikanischer Blätter einen Anhalt. So berechnete die „Sun“ in Baltimore den Wert der an den Dreiverband gelieferten Waren in den ersten sechs Kriegsmonaten auf 412 Millionen Dollar, also 1650 Millionen Mark, darunter 430 Millionen Mark für Waffen und Munition, fast 100 Millionen für Automobile, 640 Millionen für Nahrungsmittel, 25 Millionen für Verbandstoffe und Chemikalien, 464 Millionen für Schutzschilde, Stacheldraht, Spaten und sonstigen Feldbedarf aus Stahl oder Eisen. Was an diesen Geschäften verdient wird, davon kann man sich nur eine schwache Vorstellung machen, sind doch die Preise zum Teil riesenhaft gestiegen, so zum Beispiel für Pikrinsäure, den bekannten Sprengstoff, von 1 Mark auf 10 Mark für das Pfund. Sämtliche in Betracht kommenden Fabriken haben denn auch ihre Betriebe bedeutend vergrößert und arbeiten mit wechselnden Schichten ohne Unterbrechung Tag und Nacht. Die Waren gehen auf dem kürzesten Wege, vor allem zu Schiff über die Kanadischen Seen, nach Kanada und von dort mit der Bahn nach der Ost- oder Westküste, je nachdem ihr Ziel England und Frankreich oder Rußland ist.

Von berufener Seite wurde bei uns wiederholt darauf hingewiesen, daß, wenn die amerikanische Regierung sofortige Schritte täte, um die Ausfuhr von Kriegsmunition und Kriegsvorräten an unsere Feinde zu verhindern, der Krieg bald beendet sein würde. Unsere Regierung hat bei derjenigen der Vereinigten Staaten nachdrücklichsten Einspruch gegen diese sonderbare Auslegung der drüben doch bei jeder Gelegenheit betonten Neutralität erhoben. Was war die Antwort, die der auf seine menschenfreundliche Regierungsweise so stolze Präsident Wilson im Namen seines Landes geben ließ? „Es geht nicht an, den ehrlichen Verdienst amerikanischer Bürger zugunsten Deutschlands zu unterbinden und zugleich die andere kriegführende Partei zu benachteiligen. Wir sind aber gern bereit, die gleichen Mengen für Deutschland und seine Verbündeten zu liefern; sie mögen die gewünschten Waren nur bei uns holen.“ Also blutiger Hohn, wenn man die derzeitigen Verhältnisse auf dem Meere in Betracht zieht! Die 12 Millionen Amerikaner deutscher Abstammung haben denn auch einen grimmen



Ein amerikanischer Dampfer lädt Kriegsmaterial für unsere verbündeten Gegner aus.

Nach einer Originalzeichnung von Alex. Kircher.

Feldzug gegen die Anhänger des Herrn Wilson und seines Staatssekretärs Bryan begonnen und der noch herrschenden demokratischen Partei bei mehreren Wahlen schon gründliche Niederlagen bereiten helfen. Und erst zu Ostern wieder erschienen in vielen amerikanischen Zeitungen ganzseitige Anzeigen, in denen 400 Verleger und Drucker nichtenglischer, in Amerika erscheinender Zeitschriften, vorab italienischer, polnischer und ungarischer, sich an das amerikanische Volk wendeten, damit es endlich sich aufraffe und diesen Lieferungen ein Ende bereite, die bestimmt sind, Blutsverwandte der Mehrzahl der Leser dieser Zeitschriften zu töten oder zu Krüppeln zu machen. Wird das alles etwas helfen? Wir haben nachgerade alle Hoffnung verloren, obwohl in den Kirchen der Vereinigten Staaten täglich mit lauter Stimme um den Frieden gebetet wird; aber Geschäft bleibt eben Geschäft und uns nur die harte Pflicht, auch mit dieser einseitigen Neutralität fertig zu werden.

Unterstützung? Woher? Eine einzige Kompanie ist noch zur Verfügung des Generals. Sie wird vorgeworfen. Vorn und fürs erste verwendbar ist nur ein bayrisches Infanterieregiment und ein bayrisches Feldartillerieregiment.

Wir können nicht viel helfen. Auf den Ort können wir nicht schießen, ohne unsere eigene Infanterie zu gefährden, und die französische Artillerie ist eingeschossen und in guter gedeckter Stellung. Da hilft nur eins. Vor, rücksichtslos vor! Bis dicht vor den Ort und ihm zur Seite fahren die Batterien auf. Über ihnen zerplatzen französische Schrapnelle. Ein Infanteriehauptmann galoppiert heran. Das Gesicht ist geschwärzt; ein Gewehr hängt ihm über der Schulter. Er reitet das Pferd eines französischen Kapitäns: „Das Leibregiment liegt in schwerem Artilleriefeuer." Unsere Batterien machen ihm Luft. Wenige hundert Meter vor den Geschützen feuert französische Infanterie. Die einschlagenden Geschosse scheuchen sie auf.



Frühling im Argonnenwalde. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die Erstürmung von Badonviller.

Von Dr. Colin Roß.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Kurze Rast folgte dem ersten Gefecht. — Es waren Hochsommertage von süßer, schwerer Reife. Die Äcker übervoll von gelbem Korn, das nach der Sichel rief; die Bäume brechend unter der allzu schweren Fruchtlast. In unseren Adern sang das sonnenwarme Blut. Offen und lockend lag vor uns das Land wie eine reife Frucht. Wäre nicht der Kranz der brennenden Dörfer gewesen, aus denen verräterische Tücke uns hinterrücks angefallen hatte, wär's wie ein Ritt zu festlich-froher Brautfahrt.

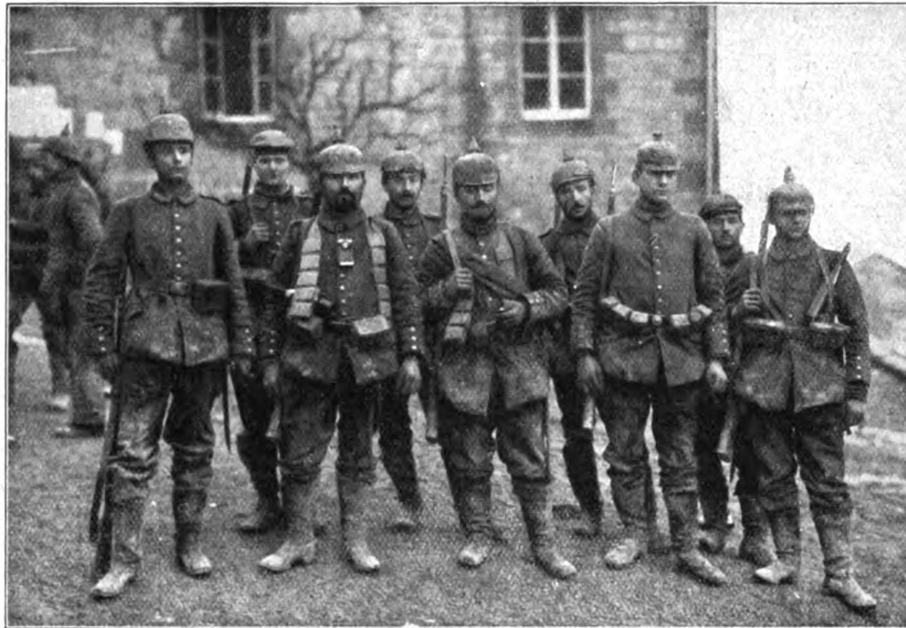
Plötzlich und blutig kam der Ernst. Noch lag die Hauptmacht der Artillerie beim Abteilungsführer zurück. Da kam ein Ordonnanzoffizier: Die Infanterie ist auf unerwartet starken Widerstand gestoßen. Sie bittet dringend um Unterstützung. Und während des Vorreitens häufen sich die Hiobsposten: Die Infanterie hat sich nicht halten lassen und ist in das Städtchen Badonviller gestürmt. — Sie ist auf Befestigungen gestoßen und kann nicht vor noch zurück. — Es ist ein Straßenkampf wie in Orléans. — Die Einwohner greifen hinterrücks die Unseren an.

In der Flanke gefaßt, weicht der Feind. Unsere Infanterie kann durchstoßen. Vor den vordersten Batterien liegen wir in einem Hohlweg gedeckt, neben uns ein toter Chasseur, wenige Schritte weiter einer der Unseren. Der Feind weicht, aber noch knattert es in den Straßen. Die vorgeschickten Krankenträger kommen eilig zurück. Man hat auf sie geschossen, trotz der weißen Armbinden mit dem roten Kreuz. Stöhnende werden zurückgeschafft. Gerüchte durchschwirren die Luft, Worte schlagen ans Ohr: der ist tot und jener — liebe, vertraute Namen. Armes Leibregiment, du hast dir deinen blutigen Ruhmeskranz teuer erkauft! Aber der Schrecken wird vor dir herbrausen!

Wir ziehen durch den Ort. Eine Eskadron der 8. Chevaulegers, das einzige, was wir noch haben, muß als Artilleriebedeckung dienen. Zwischen den Lanzenreitern rasseln die Batterien über das holprige Pflaster. Im flüchtigen Vorbeireiten fällt die Kirche des Städtchens auf. Ein sonderbarer Bau! Wie das Pantheon in Rom mit weiter Kuppel. Ein massiger Turm über dem Eingangstor. Aus festem Quaderstein, welch treffliche Festung! Am Südausgang der Stadt schanzt die Infanterie. Als sie unseres Obersten an der Spitze seiner Batterien ansichtig wird, fliegen die Helme in die Höhe, durchbraust Hurra die Luft.

„Hurra! Hurra!“ hinüber, herüber. Ein Siegesjauchzen, ein jubelnder Dank für treu geleistete Waffenhilfe.

Noch ist unser Werk nicht ganz getan. Offen fahren die Batterien rechts und links der Straße auf und senden dem abziehenden Gegner pfeifenden Abschiedsgruß. Mücken summen im hohen Gras. Sommernachmittagsschwüle lastet über den Feldern. — Der Feind ist verschwunden. Die Feldkessel werden über rasch entzündete Feuer gehängt und die Pferde in die Haferfelder getrieben.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Neun Argonnenhelden, die allein 130 Franzosen zu Gefangenen machten.

In Badonviller prasselt immer noch hier und da plötzlich heftiges Gewehrfeuer auf, gleich niederbrechendem Platzregen. Noch lauert in Winkeln und Ecken sicher versteckt heimtückischer Feind. Haus für Haus muß geräumt und vom Keller bis zum Speicher durchsucht werden.

Wütend schwillt das Gewehrfeuer an. Was ist das? In unserem Rücken pfeifen die Kugeln. Protzen und Pferde fluten zurück. Da die Kirche! Jede Luke im Turm und in der Kuppel ist besetzt von einem Gewehrlauf, der zwischen den heruntergelassenen Jalousien heraussieht. Im Feuer wird eine Batterie herumgeworfen. Kein Schuß darf fehlgehen! Sechsmal kracht es hintereinander, und sechs Löcher tun sich auf in Turm und Kirche. — Kein Laut mehr! Mit einem Schlage ist das Feuer verstummt, aber feiner blauer Rauch kräuselt, noch kaum sichtbar, aus dem Glockentürmchen über der Kuppel.

Ruhe ist im Ort. Der Maire eilt von Haus zu Haus: Alle Türen und Fenster müssen weit offen stehen. Wo der Besitzer geflohen, prasseln Kolben und Äxte gegen das splitternde Holz. In der Bogenhalle des Rathauses sind die männlichen Einwohner zusammengetrieben. In dichten Reihen stehen sie hintereinander, finstere, trotzige und verängstigte Gesichter. Gesondert, streng bewacht, lehnen die auf frischer Tat Ertappten an der Mauer, die man dabei überrascht hat, wie sie auf unsere Verwundeten und Krankenträger schossen. Auf der anderen Seite hocken die Gefangenen: rothosige Infanteristen und Jäger aus Baccarat, Frankreichs Elitetruppe. Ein Elsässer ist unter ihnen. — „Was geschieht mit uns?“ — Sie erwarten Schlimmes.

An allen Ecken und Enden brennt die Stadt. Unsere ermüdeten Truppen versuchen zu löschen, so gut es geht. Allein es fehlt an Eimern. Die einzige Feuerspritze, die man aufgetrieben hat, gibt nur kümmerlich dünnen Strahl.

Auch wir müssen zurück. Übermächtige feindliche Kolonnen sind uns rechts und links im Anmarsch gemeldet. Aber es wird Nacht, ehe der Befehl die vordersten Batterien erreicht. In schweigendem Marsch geht es zurück. Lichterloh flammt jetzt die Stadt. Auf die menschenleeren Straßen prasselt das niederbrechende Gebälk. Auf den engen Wegen springt glostende Glut uns an und sengt die Haut. Wir reiten durch die Hölle.

Feldpostbrief aus dem Senne-Lager.

Mein lieber T.

Deinen lieben Brief möchte ich zunächst ein wenig der Reihe nach beantworten. Wir sind hier, die ganze Kompanie, in einer Stallbaracke, sonst für Pferde, untergebracht.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Abgelöste Truppen kehren aus dem Schützengraben in das Ruhequartier zurück.

Die Mannschaften liegen auf Strohsäcken im Stall, Mann an Mann, wir Unteroffiziere haben uns in den Stuben oben und unten am Stall häuslich niedergelassen. Wir haben Pritschen mit Strohsäcken und einem Leintuch sowie zwei Teppiche. Das ist der ganze „Schlafsalon"! Seit wir hier sind, die ersten zehn Tage jeden Tag Regen, dann drei Tage gut und jetzt wieder Regen, dann wieder etwas Sonne, dann wieder Regen. Das Essen ist gut; abends und morgens gibt es Kaffee, abends mit Wurst oder Käse. Was hier nicht Heideland ist, ist Sand, der bei Trockenheit viel Staub macht und sehr schlecht zum Gehen ist. Etwa zwanzigtausend Engländer, Franzosen und Belgier sind hier untergebracht, und zwar alle getrennt für sich in riesigen Zelten. Die Franzosen sind alle Landwehrmänner oder alte letzte Jahresklassen von Reservisten, die einen sehr guten Eindruck machen, sehr anständig und fleißig sind. Ich habe kürzlich mit einem Franzosen längere Zeit gesprochen, wobei er mir unter anderem sagte: Wir Franzosen würden heute viel lieber mit Deutschland zusammen gegen England gehen, als mit England gegen euch, denn wir wissen jetzt, daß nur England am ganzen Kriege schuld ist. Das französische Volk hat keinen Krieg gewollt, das war das Werk der Regierung und darunter etlicher Hetzer, wie Poincaré und Delcassé.



Phot. R. Sennecke, Berlin.
Eine neu eröffnete Lesestube für Offiziere und Mannschaften im Ortsquartier. Außenansicht.

Dann sind unter den Franzosen sehr viel alte Leute mit grauen Haaren, weitaus die meisten sind verheiratet und haben Weib und Kind daheim. Gestern habe ich wieder mit vier Franzosen gesprochen, die in einem Garten, der einem der Kantinenwirte gehört, arbeiteten, davon waren drei verheiratet, alles Landwehr. Ich fragte sie, ob sie etwas von Weib und Kind wissen, was alle drei mit trauriger Miene verneinten. Die Gefangenen dürfen jeden 1. und 15. des Monats heimschreiben. Natürlich wird alles gelesen vor der Absendung, und soweit Frankreich von den deutschen Truppen besetzt ist, geht die Post auch durch, weiter natürlich nicht.

Die Engländer dagegen sind frech, eingebildet und zum Teil auch faul. Heute mittag hatte ich Gelegenheit, in einer Badeanstalt, in der soeben Engländer gebadet wurden (Duschbäder), einige Zeit zuzusehen. Der Badewärter sagte mir dann, wenn die Engländer da sind, da kann man machen, was man will, sie gehen einfach nicht, wenn dagegen Franzosen da sind, so genügt ein einziger Wink, und sie trocknen sich ab und ziehen sich an. Du meinst aber, ich wäre für die Franzosen deshalb so eingenommen, weil ich zwei Jahre mit ihnen in Genf arbeitete. Nein, jeder Posten, mit dem man darüber spricht, klagt über die Engländer, während man über die Franzosen stets das Gegenteil hören kann. Ganz besonders kurios nimmt sich die Uniform des Schottländers aus, mit den bloßen Knien und den grünkarierten Röcken. Sonst ist die Uniform der Engländer ganz entschieden praktischer als die der Franzosen. Die Engländer haben gelblichgrüne Röcke und Hosen, ähnlich wie wir, und Schildmützen von gleicher Farbe. Weiter haben wir unter den Herren Engländern noch eine ganz besonders kenntlich gemachte Klasse: die Minenleger. Die sind zur Hälfte rasiert und die Haare auf einer Seite kurz geschoren. Das sind die Engländer, die unter deutscher Flagge in Flußmündungen Minen legen wollten und dabei abgefangen wurden. Bewacht werden die Gefangenen nur von Landstürmern.

Die Zahl der Gefangenen in Deutschland.

Am 1. April 1915 befanden sich in deutscher Gefangenschaft:

Franzosen: Offiziere und sonstige im Offiziersrang stehende Personen 3868, Mannschaften 238 496.

Russen: Offiziere und sonstige im Offiziersrang stehende Personen 5140, Mannschaften 504 210.

Belgier: Offiziere und sonstige im Offiziersrang stehende Personen 647, Mannschaften 39 620.

Engländer: Offiziere und sonstige im Offiziersrang stehende Personen 520, Mannschaften 20 307.

Zusammen 812 808.

Die letzte amtliche Liste erschien am 31. Dezember. Ihr gegenüber beträgt der Zuwachs bei den

Franzosen . .	409	Offiziere,	22 591	Mann,
Russen . . .	1565	„	197 916	„
Belgiern . .	35	„	2 768	„
Engländer .	28	„	1 483	„

Zuwachs zusammen: 2037 Offiziere, 224 758 Mann. Der Zuwachs des verflossenen Vierteljahres ist also wieder sehr erheblich und beträgt weit über ein Drittel der Gefangenen der ersten fünf Monate. In den ersten Apriltagen wurden weitere Belgier (2 Offiziere, 100 Mann) und Russen (5 Offiziere, 360 Mann) gemeldet.


Phot. R. Sennecke, Berlin.
Innenansicht der Lesestube für Offiziere und Mannschaften im Ortsquartier.



Im erstürmten Badonviller.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Unsere Auslandflotte hatte noch nicht ganz aufgehört zu existieren. Die Seeschlacht bei den Falklandinseln (vgl. Seite 124) hatte ihr zwar schweres Leid gebracht, aber der kleine Kreuzer „Dresden" war dem Verderben doch entronnen. Freilich mußten wir tagtäglich auf die trübe Nachricht gefaßt sein, daß auch die „Dresden" von ihrem Schicksal ereilt worden sei. Ohne Verbindung mit der deutschen Heimat auf dem weiten Meere umherirrend, konnte sie unseren Feinden unmöglich entrinnen, und daß sie endlich in der Treibjagd wie ein gehetztes edles Wild erlegen ist, gereicht den Engländern um so weniger zum Ruhme, als sie nur durch einen Völkerrechtsbruch den gewiß leichten Sieg erringen konnten. Der Kreuzer lag in der Cumberlandbucht der chilenischen Insel Juan Fernandez mit Maschinenhavarie und ohne Kohlen in nur 400 Meter Abstand vom Lande vor Anker, als er am 14. März früh von dem englischen Panzerkreuzer „Kent", dem kleinen Kreuzer „Glasgow" und dem Hilfskreuzer „Orama" angegriffen wurde. Der Feind eröffnete auf 3000—3500 Meter Entfernung das Feuer, das von der „Dresden" erwidert wurde. Gleichzeitig erhob der deutsche Kommandant, Fregattenkapitän Lüdecke, Einspruch gegen die Eröffnung der Feindseligkeiten in neutralen Gewässern. Der englische Kommandant beantwortete diesen Einspruch mit der Erklärung, daß er Befehl habe, die „Dresden" zu vernichten, wann und wo immer er sie treffe. Da der Kommandant S. M. S. „Dresden" einsah, daß ein weiterer Widerstand des Schiffes gegen die feindliche Übermacht aussichtslos war, sprengte er es in die Luft. Es gelang dem größten Teile der Besatzung, sich an Land zu retten. Nach seinem Eintreffen in Valparaiso sandte der Kommandant folgenden Bericht:



Hofphot. Urbahns, Kiel.

Korvettenkapitän Thierichsen, der Führer des Hilfskreuzers „Prinz Eitel Friedrich".



Hofphot. Urbahns, Kiel.

Fregattenkapitän Lüdecke, der Kommandant des in den chilenischen Gewässern vernichteten kleinen Kreuzers „Dresden".

Am 14. März vormittags lag S. M. S. „Dresden" zu Anker in der Cumberlandbucht der Insel Juan Fernandez. Hier wurde das Schiff von den englischen Kreuzern „Kent" und „Glasgow" und von dem Hilfskreuzer „Orama" angegriffen. Der Angriff erfolgte aus einer Richtung, in der S. M. S. „Dresden" nur seine Heckgeschütze verwenden konnte.

„Dresden" erwiderte das Feuer, bis alle verwendbaren Geschütze und drei Munitionskammern unbrauchbar ge-



Die Vertreibung der Russen aus Memel: Kampf in der Libauer Straße (s. S. 200). Nach eigenen Skizzen an Ort und Stelle gezeichnet von Prof. K. Storch.

worden waren. Um zu verhindern, daß das Schiff in Feindeshand fiel, wurden Vorbereitungen zum Versenken getroffen und gleichzeitig ein Unterhändler auf „Glasgow" gesandt, der darauf hinwies, daß man sich in neutralen Gewässern befinde.

Da „Glasgow" trotz dieses Hinweises den Angriff fortsetzen wollte, wurde S. M. S. „Dresden" gesprengt und versank um elf Uhr fünfzehn Minuten mit wehender Flagge, während die Besatzung drei Hurras auf Seine Majestät den Kaiser ausbrachte.

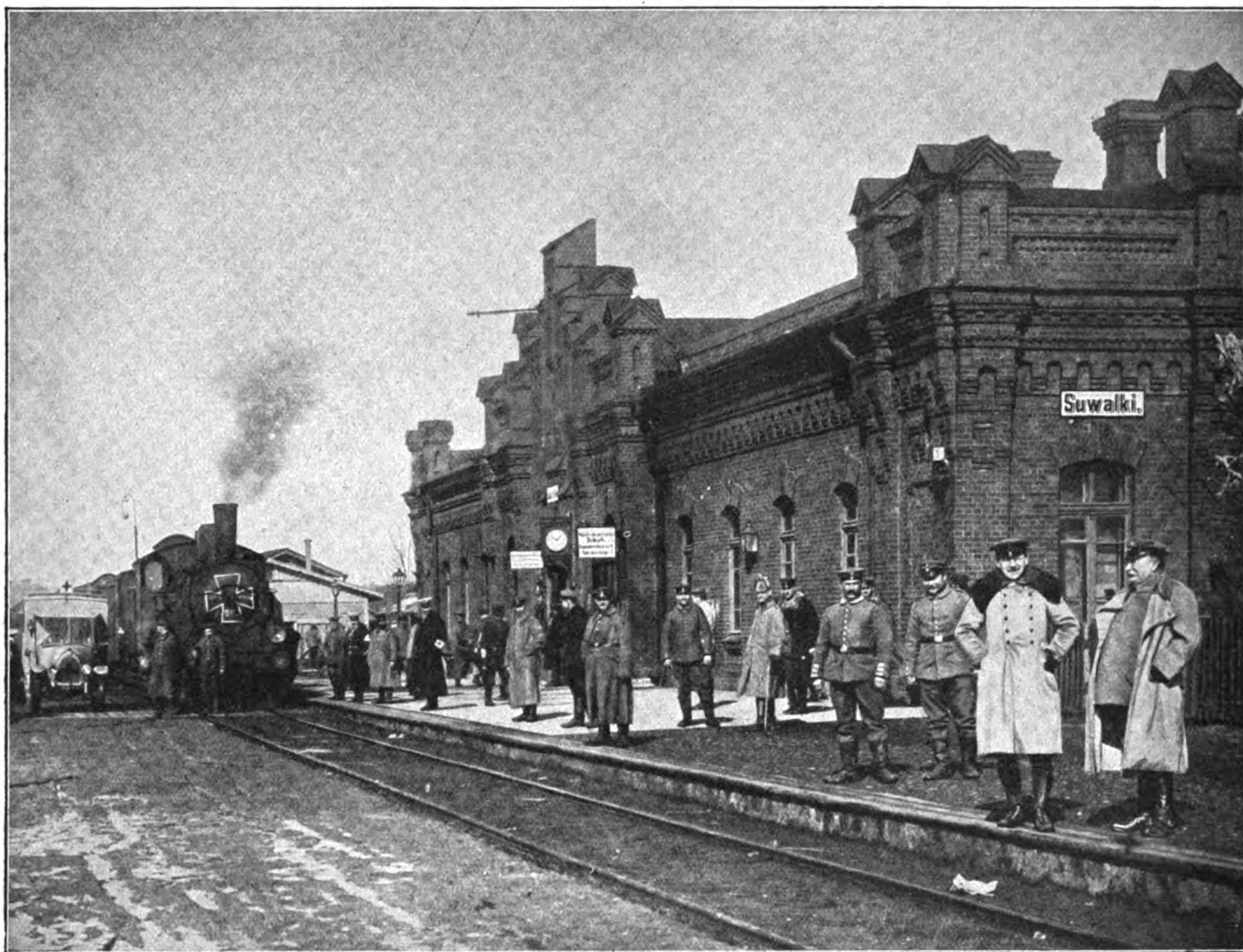
Hiernach ist die von englischer Seite gebrachte Darstellung, daß S. M. S. „Dresden" unter Hissen der weißen Flagge kapituliert habe, nicht zutreffend.

In London erweckte die Nachricht von dem Untergang unseres kleinen Kreuzers um so größere Genugtuung, als er der englischen Handelschiffahrt ganz bedeutenden Schaden zugefügt hatte. Wurde doch in London selbst zugegeben, daß dieser Schaden sich auf etwa 6½ Millionen Pfund Sterling belaufe.

Aber noch immer schwamm ein Hilfskreuzer, der „Prinz Eitel Friedrich", zum Schaden Englands auf den Meeren. Nicht weniger als sieben Schiffe hatte er bereits versenkt, darunter am 28. Januar ein amerikanisches, den „William Frye", dessen Kapitän den Vorgang folgendermaßen schilderte: Als wir dem „Prinz Eitel Friedrich" begegneten und von ihm beschossen wurden, ließ ich mein Schiff halten. Daraufhin legte ein Boot des Kreuzers an meinem Dampfer bei, und die Schiffspapiere wurden nachgesehen. Die Ladung wurde dann für Konterbande erklärt, und unter Leitung eines deutschen Offiziers begann man sie über Bord zu schütten. Als dies zu langsam ging, wurde die Versenkung des „William Frye" angeordnet. Sobald ich das hörte, ging ich mit meiner Frau, meinen zwei Söhnen und der Mannschaft nach dem deutschen Schiffe. Wir wurden auf der Reise mit aller Höflichkeit behandelt.

Von einer Kriegslist unseres Hilfskreuzers berichtete am 12. März „Daily Chronicle". Das Blatt erzählte, daß „Prinz Eitel Friedrich" an der einen Seite weiß, an der anderen schwarz gestrichen gewesen und dadurch einem Kreuzer, der ihn verfolgte, entronnen sei. „Prinz Eitel Friedrich" war in eine Nebelbank gefahren, wodurch der Verfolger ihn aus den Augen verlor. Bald darauf traf der verfolgende Kreuzer ein weißes Schiff, das er für ein Passagierschiff auf der Fahrt nach Südamerika hielt. Er rief es an und fragte, ob es kein schwarzes Schiff habe vorbeifahren sehen. Der Kapitän des weißen Schiffes antwortete, daß 18 Meilen westlich ein schwarzes Schiff an ihm vorübergefahren sei, worauf der Kreuzer mit Volldampf die falsche Spur verfolgte.

Nicht lange mehr sollten wir uns aber der Taten dieses Schiffes erfreuen, denn schon am selben Tage meldete Reuter aus New York, daß „Prinz Eitel Friedrich" Newport News anlief, um erlittene Schäden auszubessern. Er hatte 350 Personen an Bord, die er von in Grund gebohrten Schiffen übernommen hatte. Alle wurden entlassen bis auf vier Personen, die sich weigerten, einen Schein zu unterschreiben mit der Verpflichtung, nicht die Waffen gegen Deutschland zu erheben. Nachdem der Hilfskreuzer in den Hafen eingelaufen war, erklärte der Kapitän Thierichsen, daß er für die Reparaturen eine Zeit von drei Wochen brauche. Am 11. März erhielt Thierichsen die formelle Mitteilung, daß er nach den Bestimmungen der Haager Übereinkunft das Recht habe, Ausbesserungen vorzunehmen, aber nur soweit es nötig sei, um das Schiff seetüchtig zu machen. Der Umfang der Ausbesserungen und die dafür erforderliche Zeit solle durch die Behörden der Vereinigten Staaten festgesetzt werden. Selbstverständlich war man dort unserem Hilfskreuzer wegen der Versenkung des „William Frye" gar nicht freundlich gesinnt. Der deutsche Gesandte in den Vereinigten



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Der Bahnhof Suwalki unter deutscher Verwaltung.
Ganz rechts der derzeitige Bahnhofkommandant Hauptmann Gerlach, Professor an der Universität Königsberg i. Pr.

Staaten, Graf Bernstorff, verteidigte jedoch das Vorgehen des „Prinz Eitel Friedrich“ und betonte, daß es der Londoner Deklaration entspreche. Die amerikanische Presse war sich nicht recht klar darüber, ob sie das Vorgehen des deutschen Kapitäns bejubeln oder verdammen solle, und nannte es eine „prachtvolle Unverschämtheit“, daß ein Deutscher es wagte, ein amerikanisches Schiff zu versenken und dann in Amerika Schutz zu suchen. — Unterm 8. April meldete Reuter, daß Mangel an den wichtigsten Hilfsmitteln den Kommandanten des „Prinz Eitel Friedrich“ genötigt habe, die Internierung seines Schiffes in der Marinewerft von Norfolk zu beantragen. —

Auch die österreichisch-ungarische Flotte unternahm in der Nacht vom 1. zum 2. März wieder einen kühnen Vorstoß. Um halb drei Uhr früh drangen drei österreichisch-ungarische Torpedoboote, von drei Zerstörern begleitet, in den Hafen von Antivari ein und landeten eine Abteilung, die die in den Magazinen am Steinmolo lagernden Vorräte in Brand steckte und zerstörte. Die zur rascheren Landung französischer Transporte neugebaute hölzerne Mole mit Geleisen und Krananlagen wurde durch Sprengung vollständig zerstört. Die sogenannte Jacht „Rumija“, die schon seit Jahren nur zum Warentransport, seit Monaten aber namentlich zum Schleppen von Seglern, die mit Konterbande aus Albanien kamen, verwendet und bei den Maßnahmen der k. u. k. Flotte stets geschont worden war, wurde aus dem innersten Hafen herausgeholt und, da das stürmische Wetter das Fortführen verhinderte, vor der Hafeneinfahrt versenkt. Währenddessen wurden die österreichisch-ungarischen Fahrzeuge eine Stunde lang nach und nach von fünf Batterien immer heftiger beschossen, aber nicht getroffen. Die k. u. k. Torpedoboote erwiderten das gegen sie und die gelandete Abteilung gerichtete Gewehrfeuer nur mit Maschinen-



Die Hauptstraße in Kolno. Phot. A. Grohs, Berlin.



An der Pferdetränke in Kolno. Phot. A. Grohs, Berlin.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche Soldaten in Kolno verlassen nach dem Gottesdienst eine russische Kirche.

gewehren; außerdem beschossen sie zwei Warenleichter aus nächster Nähe mit einigen Granaten und versenkten den einen davon. Die Stadt wurde überhaupt gar nicht beschossen. Von den Zerstörern in und vor dem Hafen wurde überhaupt kein einziger Schuß abgegeben. Selbst die am Lande gelagerten großen Benzinmengen wurden wegen der Gefahr für zwei nahe davor liegende Segelschiffe unbekannter Herkunft nicht zerstört. Die von montenegrinischer Seite verbreitete Darstellung von einer Beschießung der Stadt, von vielen zerstörten oder in Flammen aufgegangenen Wohnhäusern, von einer Menge unter Trümmern begrabener oder durch Schrapnelle getöteter Bewohner, insbesondere Frauen, war lediglich Erfindung.

Phot. R. Sennecke, Berlin.

Aus Kellern und anderen Schlupfwinkeln hervorgeholte Russen werden abgeführt.

* * *

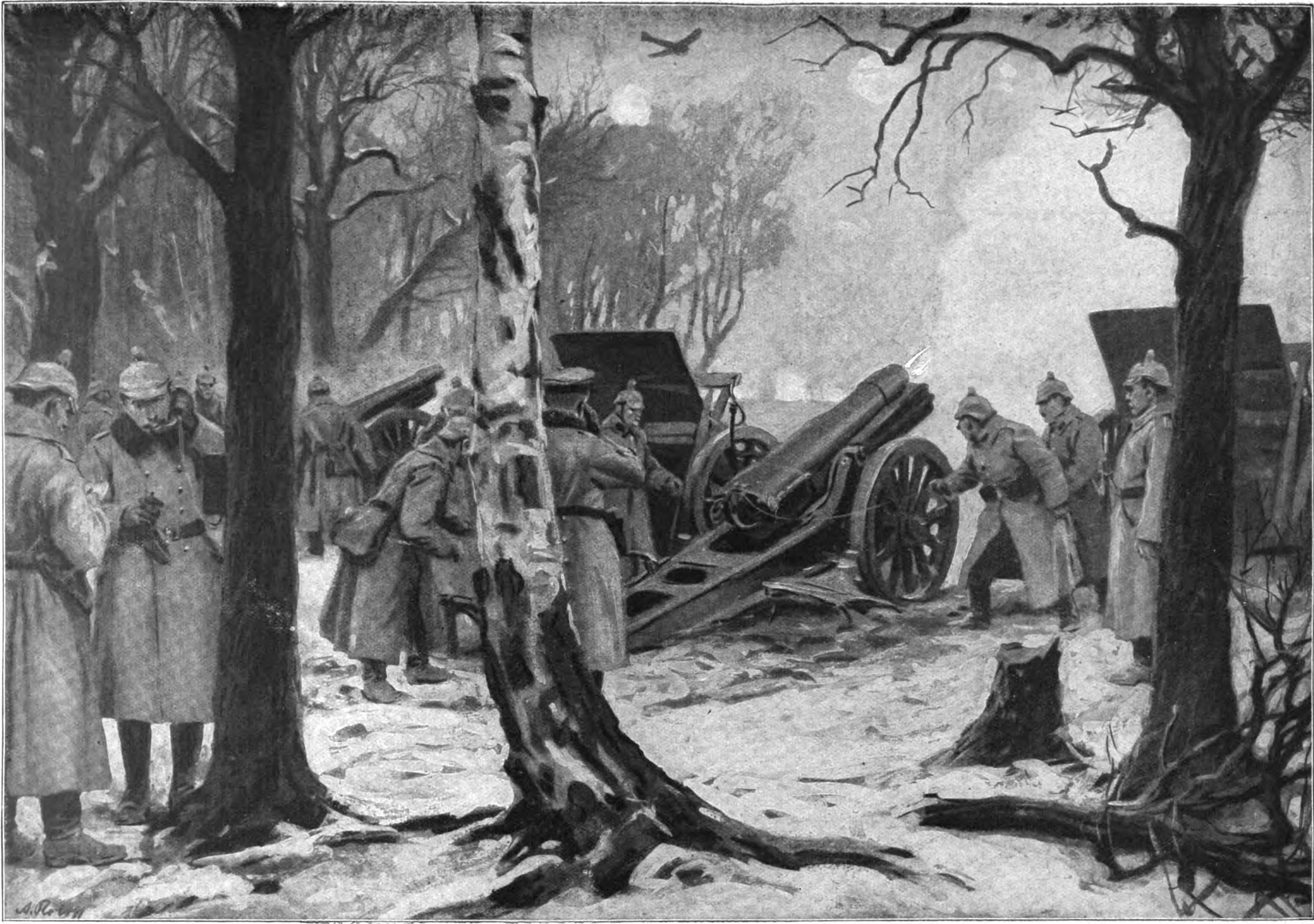
Nach dem Zusammenbruch der 10. russischen Armee in der Winterschlacht in Masuren (siehe Seite 189 und 222) und ihrer Kapitulation im Forst von Augustow hatten sich die Reste des 3. russischen Armeekorps unter die Befestigungen von Olita, diejenigen des 26. und 3. sibirischen Korps auf die Festung Grodno und hinter die Bobrlinie zurückgezogen. Der Armeeführer General Siewers, sein Generalstabschef, sowie der Kommandierende General des 3. Armeekorps wurden abgesetzt. Drei neue Korps, das 2., 13. und 15., wurden nach Grodno herangezogen und die gelichteten Reihen der übrigen Korps mit Rekruten aufgefüllt. So entstand eine neue 10. Armee, die Ende Februar vergebliche Anstrengungen machte, die deutschen Truppen, die bis an die Bobrlinie und dicht an die Festung Grodno vorgerückt waren, zu vertreiben. Diese russischen Versuche brachten uns im Gegenteil noch zahlreiche Gefangene, so am 26. Februar südlich Kolno deren 1100 und am nächsten Tage nordwestlich Grodno 1800.

Bei diesen Angriffen erlitten die Truppen des bei Tannenberg schon einmal nahezu vernichteten, inzwischen neu aufgefüllten 15. Armeekorps, die in unbeholfenen dichten Angriffskolonnen vorgingen, die schwersten Verluste. Es lag nicht in der Absicht der deutschen Führung, dicht vor der mit Beton ausgebauten Bobrlinie und den Forts von Grodno sich festzulegen und eine Aufstellung beizubehalten, die dem Feinde eine offene linke Flanke bot, sondern es war in Aussicht genommen, sobald wie irgend möglich die Bewegungsfreiheit zurückzugewinnen. Vorher galt es jedoch, die ungeheure Beute zu bergen, die allenthalben im Forst von Augustow zerstreut lag. Sobald diese Arbeiten einigermaßen beendet waren, leiteten die deutschen Truppen jene Bewegungen ein, die zu der beabsichtigten neuen Gruppierung führten. Der rechte Flügel nahm in der Gegend von Augustow inzwischen vorbereitete Stellungen ein, weitere Kräfte wurden an geeigneten anderen Punkten versammelt.

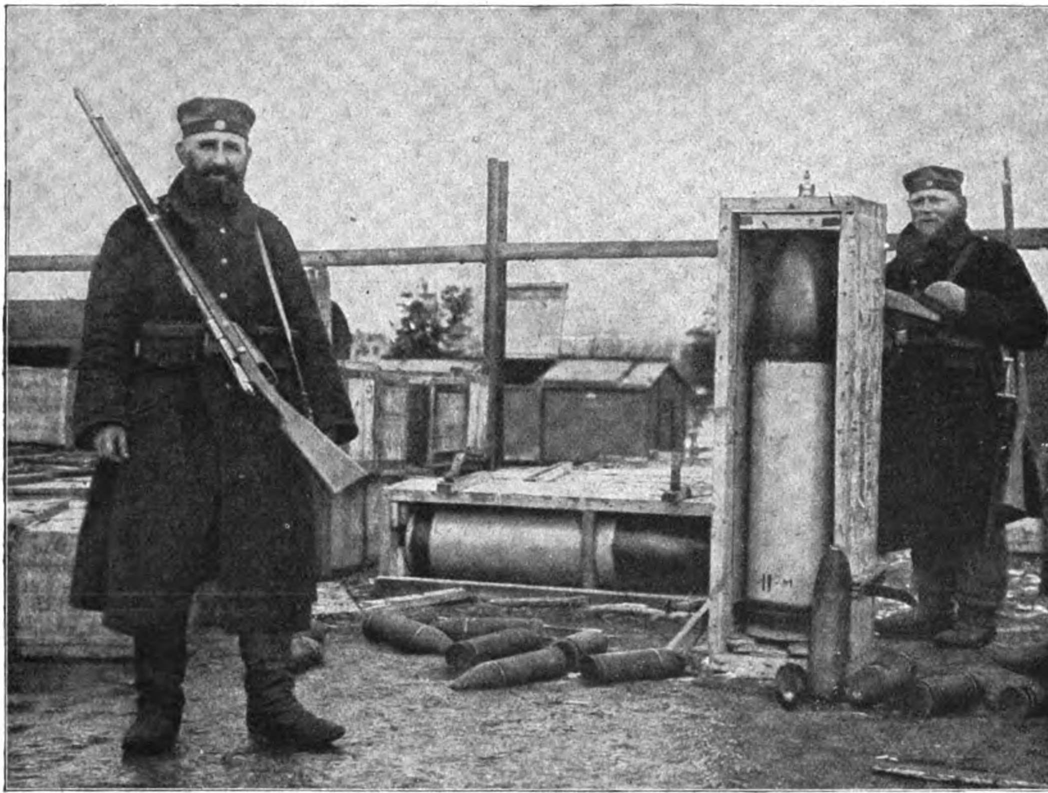
Planmäßig wurden zunächst alle deutschen Verwundeten einschließlich der Schwerverwundeten zurückgeschafft. Auch wurden Kolonnen, Trains, Fahrzeuge aller Art so rechtzeitig zurückgesandt, daß sich der Rückmarsch der Truppen trotz vereister Wege glatt vollzog. Dem Feinde blieben die deutschen Bewegungen so völlig verborgen, daß er am Vormittag des auf unseren Abzug folgenden Tages sogar die ehemaligen deutschen Stellungen genau wie an früheren

Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Deutsche Truppen auf dem Schlachtfeld bei Berzniki, südlich von Seiny, besichtigen erbeutete Maschinengewehre.



Beschießung der russischen Festung Ossowiecz.
Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.



Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin.

Von den Russen auf der Flucht zurückgelassene schwere Artilleriemunition.

Fronzki und Giby. Eine deutsche Kavalleriedivision nahm noch in der Nacht Kopciowo im Sturm. Die russischen Opfer betrugen hier 300 Tote und über 5400 Gefangene. 12 Maschinengewehre und 3 Geschütze blieben in unserer Hand. Ernstlichere Kämpfe fanden nicht statt. Schon die bloße Drohung mit einer kräftigen deutschen Umfassung genügte, nicht nur den zunächst gefährdeten Flügel, sondern die ganze feindliche Armee, die sich auf einer Frontbreite von nicht weniger als 50 Kilometer zum Angriff aufbaute, zum schleunigen Rückzuge zu veranlassen.

Während sich unsere Infanterie vor dem Sumpfgelände von Lyck und am Bobr festsetzte, nahm in den eroberten Wäldern schwere und schwerste Artillerie Aufstellung und leitete, durch die Aufklärungsarbeit unserer Albatros-Flieger und zweier Fesselballone wirksam unterstützt, die planmäßige Beschießung der Festung Ossowiecz ein (siehe das Bild Seite 285). Am 3. März waren bereits zwei Forts von Ossowiecz zum Schweigen gebracht worden, und in amtlichen russischen Berichten wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß diese Tätigkeit eine unmittelbare Bedrohung Warschaus von Norden darstelle. Es wurde zugegeben, daß das Bombardement der Festung beträchtlichen Schaden zufüge: die aus den 42-cm-Mörsern abgefeuerten Geschosse verursachten in den Befestigungswerken Löcher von 6 Meter Durchmesser und 2 Meter Tiefe. — Am 16. März versuchten die Russen auf Tauroggen und Laugszargen vorzurücken, wurden aber bald zurückgeworfen.

Als die Russen gegen Mitte Februar die von ihnen besetzt gewesenen Teile Ostpreußens schleunigst verlassen mußten und dann nach der großen masurischen Schlacht die Reste ihrer 10. Armee hinter den Njemen und Bobr retteten, mußte es sowohl in Petersburg wie bei den Verbündeten peinlich berühren, daß das russische Heer nun überall von Feindes Boden vertrieben war. Da es der neuen 10. Armee nicht gelingen wollte, gegen Ostpreußen Raum zu gewinnen, auch alle gegen die Südgrenze dieser deutschen Grenzprovinz unternommenen Angriffe scheiterten, so verfiel man auf den Plan, sich in Besitz des äußersten Nordzipfels von Ostpreußen zu setzen, um wenigstens durch diese „Eroberung“ deutschen Gebietes die gedrückte öffentliche Meinung in Rußland neu zu beleben. Zu diesem Zweck wurde aus dem größeren Teile der 68. Reservedivision, Reichswehren und Grenzschutztruppen die sogenannte Riga-Szawle-Gruppe gebildet und dem Befehle des Generals Apuchtin unterstellt, der Mitte März seine Truppen gleichzeitig auf Memel und Tilsit in Bewegung setzte.

Eine schreckliche Episode für diejenigen, die davon betroffen wurden, bildet die Besetzung Memels, der nördlichsten Stadt des Deutschen Reiches, durch die Russen. Die Stadt war bisher von den Kriegsgreueln vollständig verschont geblieben, was sich daraus erklärt, daß Memel keinerlei strategische Bedeutung hat. Für den Ausgang des Krieges ist es vollständig gleichgültig, ob Memel in russischen oder deutschen Händen ist, denn wenn Ostpreußen befreit wird, so wird jedenfalls auch Memel russenfrei, und ebenso fiele Memel von selbst in russische Hände, wenn diese Ostpreußen festzuhalten vermöchten. Das endgültige Schicksal des Platzes hängt also nur vom Ausgang des Krieges ab. Doch die Russen lassen sich bei ihren Raubzügen und Mord-

Tagen mit Artilleriefeuer belegte. Die deutschen Truppen hatten die geplanten Aufstellungen bereits eingenommen, als der russische Armeeführer, wie aus Aussagen gefangener Stabsoffiziere hervorgeht, noch einen Befehl erließ, in welchem von großen Erfolgen auf der ganzen Front die Rede war und die Unterführer zu den „energischsten Verfolgungsoperationen“ bis in „den Rücken des Feindes“, den man bei Calvaria anzunehmen schien, angespornt wurden.

In großer räumlicher Trennung setzten sich das 3. russische Armeekorps von Simno auf Lodzije und das 2. Armeekorps von Grodno über Kopiowo—Seiny auf Krasnopol in Bewegung. Die übrigen russischen Korps gingen durch den Forst von Augustow vor, stießen hier aber sehr bald auf starken Widerstand, den zu brechen ihnen nicht gelang, obwohl sie mit zwei- und dreifacher Überlegenheit mehrere Tage hintereinander die deutschen Stellungen angriffen.

Am 9. März begann der deutsche Vormarsch gegen das auf dem russischen rechten Flügel aufgestellte 3. Armeekorps. Als sich dieses plötzlich bei Lodzije und Swiento—Jeziory von Norden her in der Flanke bedroht und umfaßt sah, trat es eiligst den Rückzug in östlicher und südöstlicher Richtung an, mehrere hundert Gefangene und einige Maschinengewehre in unserer Hand lassend. Durch diesen Rückzug gab der russische Führer die Flanke des benachbarten 2. Armeekorps preis, dessen Kolonnen am 9. März, wie unsere Flieger meldeten, Berzniki und Giby erreichten. Gegen dieses Armeekorps richtete sich also die Fortsetzung des deutschen Angriffs. Es war dies keine leichte Arbeit, da elf und mehr Grad Kälte herrschten und die Wege so glatt waren, daß Dutzende von Pferden aus Erschöpfung umfielen und die Infanterie nur 2—3 Kilometer in der Stunde zurückzulegen vermochte. Am 9. und 10. März kam es bei Seiny und Berzniki zum Kampfe gegen den überraschten Gegner, dessen Vorhut sich bereits zum Angriff in westlicher Richtung bei Krasnopol entwickelte und sich jetzt gezwungen sah, nach Norden Front zu machen. Seiny und Berzniki wurden noch in der Nacht vom 9. zum 10. März erstürmt. Bei Berzniki wurden zwei ganz junge russische Regimenter völlig aufgerieben und deren Kommandeure gefangen genommen. Der russische Armeeführer, der wohl eine Wiederholung der Umfassungsschlacht in Masuren fürchtete, gab am 10. März, die Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes einsehend, den Befehl zum Rückzuge. Bald konnten unsere Flieger die langen Marschkolonnen des Feindes wahrnehmen, die sich durch den Forst von Augustow in vollem Rückzug auf Grodno befanden. Am 11. März besetzten unsere Truppen auf der Verfolgung Macharce,

brennereien keineswegs nur von strategischen Erwägungen leiten. Sie brechen eben ein, wo es etwas zu plündern gibt, und so mußte auch Memel für wenige Tage unter russischen Horden leiden.

Donnerstag, den 18. März, rückten die Russen, gleichzeitig von Norden und Osten kommend, in mehreren Kolonnen gegen Memel vor. Es waren 7 Reichswehrbataillone mit 6—8 älteren Geschützen, einige Reichswehreskadronen, 2 Kompanien Marineinfanterie, 1 Bataillon Reserve (Regiment Nr. 270) und die Grenzwachtruppen aus Riga und Libau, im ganzen etwa 6000 Mann. Der schwache deutsche Landsturm mußte von der Grenze auf Memel und schließlich auch durch die Stadt über das Haff und die Nehrung zurückgehen. Die Russen brannten an den Vormarschstraßen von Nimmersatt und Laugallen zahlreiche Gebäude, vor allem Scheunen nieder. Im ganzen wurden 15 Ortschaften schwer geschädigt. Viele Einwohner, auch Frauen und Kinder, wurden nach Rußland geschleppt, eine Anzahl von ihnen erschlagen. Am Abend des 18. zogen die Russen in Memel ein.

Am Freitag abend erschien der russische Kommandant im Rathause, forderte den Oberbürgermeister und später noch drei weitere Bewohner als Geiseln und ließ sie in die Kasernen bringen, die von den Russen bereits in einen unglaublichen Zustand versetzt worden waren. In den Straßen der Stadt trieben sich plündernde Trupps russischer Soldaten umher, nahmen Verhaftungen vor, drangen in die Häuser, zerschlugen Ladenscheiben, plünderten und raubten Lebensmittelgeschäfte, zwei Uhrmacherläden und einen Juwelierladen vollständig aus. Der russische Kommandant, dem das wüste Treiben seiner Leute anscheinend selbst ungeheuerlich schien, suchte Einhalt zu gebieten, indem er die Plünderertruppen in die Kasernen zurückschicken und diese sogar schließen ließ.

Am Samstag vormittag war die Stadt selbst bis auf Patrouillen frei von russischen Soldaten. Am Samstag abend zogen die Russen ab, nur einzelne versprengte Trupps blieben in Memel zurück. Diese wollten bereits ihre Gewehre auf dem Rathause abliefern, als am Sonntag nachmittag von neuem stärkere russische Trupps von Norden her in die Stadt einrückten. Sie stießen in Memel bereits auf deutsche Patrouillen, denen stärkere deutsche Truppen von Süden her folgten. Ein energischer Angriff, bei dem sich das Bataillon Nußbaum vom Ersatzregiment Königsberg besonders auszeichnete, warf die Russen hinaus. Bei dem heftigen Straßenkampf verloren die Russen etwa 150 Tote. Beim Zurückgehen riß der Gegner die nachkommenden Verstärkungen mit in die Flucht. Die Geiseln waren beim Herannahen unserer Truppen unter Bedeckung nordwärts abgefahren. Bei Königswäldchen blieb der Wagen stecken. Die Bedeckungsmannschaften flüchteten. Die verhafteten Bürger suchten nach Memel zurückzukommen. Die Russen flohen, ohne Widerstand zu leisten, und wurden am 22. und 23. energisch verfolgt. Besonders beim Durchmarsch durch Polangen erlitten sie durch das Geschützfeuer unserer Kreuzer, die sich an der Verfolgung beteiligten, schwere Verluste. Es fielen rund 510 Gefangene, 3 Geschütze, 3 Maschinengewehre und Munitionswagen in unsere Hände. Die Russen hatten etwa 3000 Bewohner des Kreises Memel mitgeschleppt, die wir ihnen aber auf der Verfolgung wieder abnahmen. Bei den deutschen Truppen, die Memel säuberten, befand sich der jüngste Sohn unseres Kaisers, Prinz Joachim von Preußen. Er wurde überall, wo er erkannt wurde, von der Bevölkerung freudig begrüßt.

In Petersburg suchte man die Schande des tatarischen Raubzuges auf Kreis und Stadt Memel abzuschwächen durch die Behauptung, daß die Bevölkerung Widerstand geleistet habe. Wie man bei deren friedfertigem Charakter von vornherein annehmen durfte, war diese russische Erklärung eine glatte Erfindung, die aufs neue bewies, daß man sich auch in Petersburg nachträglich der ganzen Ungeheuerlichkeit dieses Unternehmens, das in der Geschichte der Kultur kaum seinesgleichen hat, bewußt wurde. Es gab zu viele Zeugen, die die Kunde von den Grausamkeiten dieser Barbaren in alle Welt hinaustrugen.

Das „Memeler Dampfboot“ vom 24. März brachte einen zusammenfassenden Bericht über den Einfall der Russen, der so anschaulich und in seinen Einzelheiten so überzeugend wirkt, daß wir ihn unseren Lesern in Ergänzung der von uns mitgeteilten Tatsachen nicht vorenthalten wollen.

„Kurz vor der Invasion der russischen Horden wurde Memel noch in einer der größten deutschen Zeitungen als ‚die friedliche Ecke‘ bezeichnet. Lange, monatelang war unsere Kreisgrenze nur den Angriffen schwacher russischer Truppen ausgesetzt. In den Februar- und Märzwochen häuften sich die Angriffe, und die Gefechte wurden heftiger. Schließlich hatten die Russen große Streitkräfte — es sind schätzungsweise 6000 Mann gewesen — zusammengezogen, um Memel in ihre Hand zu bekommen. Am Mittwoch, den 17. März, wurde der Anmarsch durch die ausgestellten Feldwachen gemeldet, am Donnerstag erdröhnte Kanonendonner, verwundete deutsche Soldaten wurden häufiger durch die Stadt gebracht. Die Lage der Verteidigungsmannschaften ward immer schwieriger und der Verteidigungsring um die Stadt immer enger. Ihren Weg zeichneten die Russen durch Brand. Der ganze Kreis Memel ist von diesen Barbarenhaufen niedergesengt,



Wechseln der Schützengräben in der Abenddämmerung. Phot. A. Grohs, Berlin.

Häuser, Gehöfte, Güter, Dörfer, ganze Gemeinden in Schutt und Asche gelegt. Überall Schrecken und Grauen.

Scharen um Scharen ländlicher Flüchtlinge strömten nach der Stadt, um ihr Allernotwendigstes, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Doch wie war es da mit ihrer Sicherheit und Versorgung bestellt? Unserer Stadtbehörde, die sich um all die Flüchtlinge bemühte und zu bemühen bestrebte, blieb nicht die Zeit, um den Jammer und das Elend der Flüchtlinge zu stillen.



Rittmeister v. Kleist. Phot. A. Grohs, Berlin.

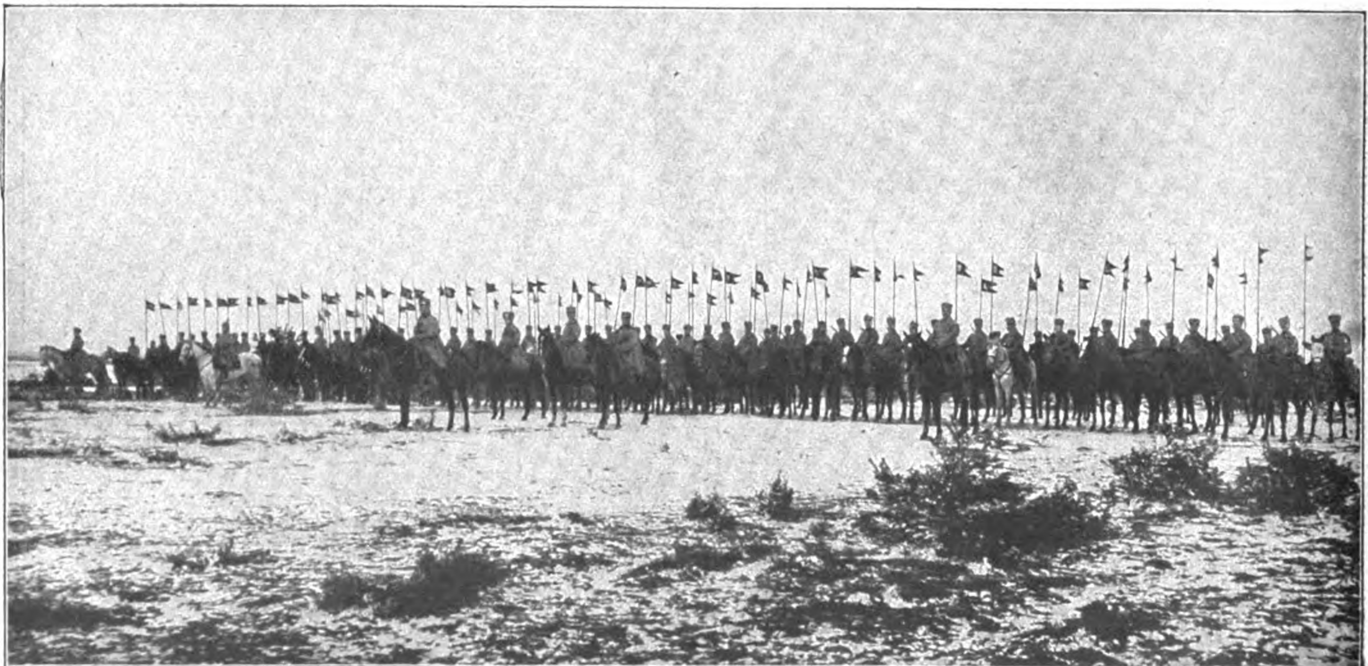
Donnerstag abend — es mag zwischen sechs und sieben Uhr gewesen sein — drangen die ersten Russen in die Stadt ein. Beide Brücken, die Börsen- sowohl als auch die Karlsbrücke, waren am Abend von russischen Posten besetzt, die kaum jemand durchließen. Wer in ihre Nähe kam, wurde angerufen, durchsucht und zurückgeschickt. Vor dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Alexanderplatz hatte sich ein russischer Haufe gesammelt. Trompetensignale waren zu hören, ebenso Gesang und Hurrarufen. Blutigrot war der Himmel, der über Memel sich spannte. In den Straßen irrten Männer, Frauen, Kinder umher. Von Angst und Verzweiflung getrieben, wollten sie ihr Leben in Sicherheit bringen. Es war zu spät, schon waren die Russen in der Stadt. Da half nur Besonnenheit, und wer besonnen war, begab sich nach Hause. Und all die Flüchtlinge, die Heimatlosen, sie mußten suchen, irgendwo unterzukommen.

Unsere Verteidiger zogen sich nach der Holzstraße zurück, um vom Hafenbauamt auf die Nehrung überzusetzen. Oberstleutnant Conradi leitete den Rückzug, und seiner Fürsorge ist es zu danken, daß etwa 1000 Zivilpersonen ebenfalls von dort auf die Nehrung in Sicherheit gelangten. Durch Maschinengewehre, die in der Holzstraße vor dem Hafenbauamt aufgestellt waren, wurde der Rückzug gedeckt.

Sonnig und kalt war der Freitagmorgen. Am Ballastplatz sah man noch Kähne mit Flüchtlingen nach der Nehrung hinüberfahren. Ein unheimliches Gefühl beschlich jeden, der, in der Stadt verblieben, sich auf die Straßen hinauswagte, beim Anblick der russischen Raubpatrouillen. Fast sämtliche Schaufensterscheiben in der Libauer Straße wurden am Freitagmorgen eingeschlagen, soweit es nicht schon vorher geschehen war. Im späteren Verlauf des Tages und an den nächsten beiden Tagen folgten sehr viele in den anderen Straßen. Hauptsächlich hatten es jedoch die Russen auf die Delikateßwaren-, Kolonialwaren-, Konfitüren-, Uhren-, Schuh- und Zigarrengeschäfte abgesehen, die sie auf russische Weise ausplünderten. Nicht genug mit dem Plündern und Rauben in Geschäftsläden, drangen Patrouillen selbst in viele Privathäuser ein, wo sie teils nach Militärpflichtigen fahndeten, teils — und das mag am häufigsten geschehen sein — plünderten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß sich unter dieser Räuberhorde auch anständige Soldaten befanden, die verschiedene Dinge bezahlten und höflich die Hand beim Eintreten und Weggehen gaben. Die Straßen waren fast menschenleer bis auf die Libauer Straße, die sowohl von Russen als auch von Zivilpersonen belebt war.

Das unwirtliche Wetter am Sonnabend schreckte selbst die Mutigeren ab, sich auf die Straße zu begeben. Wer nicht, vom Hunger getrieben, sich nach Lebensmitteln umzusehen brauchte, blieb zu Hause. An diesem Tage war auch kaum jemand von den Russen zu sehen. Erst am Abend wurde es lebhafter. Ab und zu wurden Schüsse in der Libauer und Polangen-Straße abgefeuert. Man konnte es den Russen ansehen, daß sie sich in Memel nicht recht sicher fühlten. Größere Trupps russischen Militärs zogen vornehmlich während der Dunkelheit in die Stadt ein, um sie im Dunkeln auch wieder zu verlassen, so daß man nicht weiß, in welcher Anzahl sie in unserer Stadt geweilt haben.

Die Vorboten der nahenden Befreiung waren am Sonntag vormittag eine Dragoner- und eine Infanteriepatrouille, die mitteilten, daß am Abend unsere Truppen hier sein würden. Am Vormittag war auch nur selten ein Russe in der Stadt zu sehen. Erst mittags ritt eine kleinere Anzahl die Libauer Straße hinauf und herab. Vereinzelte Gewehrschüsse ließen auf die Nähe unserer Soldaten



Phot. A. Grohs, Berlin.

Das Leibhusarenregiment mit Rittmeister v. Kleist an der Spitze auf dem Wege nach Praszngsz.



Die Erstürmung von Praszuysz.
Nach einer Originalzeichnung von A. Reich, München.



Blick über die Maas vom Camp des Romains.

schließen. Gegen Abend wurde ein Teil der Polangen-Straße nach Zivilpersonen abgesucht. Männer, Frauen, Greise und Kinder, selbst Schwerkranke und Säuglinge wurden aus den Häusern getrieben, um dann planlos durch die Stadt geführt zu werden, bis man schließlich zur Kaserne gelangte, wo alle wieder freigelassen wurden. Vermutlich sollten die Gefangenen den Russen als Deckung gegen die anrückenden Deutschen dienen. Ein furchtbares Gewehrfeuer setzte abends gegen sieben Uhr ein. Die Hauptmasse der Russen hatte schon am Morgen die Kaserne verlassen, so daß sich wahrscheinlich nicht allzu viele des Russengesindels in der Stadt befanden.

In der Nacht war es still. Am Montag morgen konnte man das Ergebnis des Gefechts sehen: eine Anzahl toter Russen lag in der Libauer Straße und ebenso am Steintor. Ein gräßlicher Anblick! Mit wachsbleichen Gesichtern und gebrochenen Augen lagen sie da. Zwei hatten gehofft, in einem ausgeschlagenen Schaufenster Sicherheit zu finden. Doch sie waren von deutschen Kugeln getroffen worden und lagen zusammengekauert an ihrer Zufluchtsstätte. (Diese Szene stellt unser Bild Seite 281 unten dar.) Auch zwei deutsche Soldaten hatten dabei den Tod gefunden. Draußen neben der Chaussee nach Althof lagen außer vielen Russenleichen auch elf erschossene Zivilpersonen, die aus den letzten in jener Stadtgegend gelegenen Häusern dorthin geschleppt worden waren. Jammer und Elend überall.

Es sind der Eindrücke so viele, die man während der dreitägigen Russenzeit und nach der Befreiung in unserer Stadt empfangen hat, daß man die ganze Furchtbarkeit des Krieges aus eigener Anschauung ermessen kann. Ekel und Grauen ergreifen einen bei der Erinnerung der abscheulichen Schandtaten, die man mit eigenen Augen hat ansehen müssen. So furchtbar haben diese Greueltaten auf einzelne Personen gewirkt, daß sie aus Verzweiflung ihrem Leben selbst ein Ende gemacht haben oder aus Todesangst gestorben sind. Opfer des Krieges, des furchtbarsten Krieges!"

Nach der Vertreibung der Russen verfügte Generalfeldmarschall v. Hindenburg eine Reihe von Gegenmaßnahmen: Die Städte des von uns besetzten russischen Gebiets haben zur Strafe größere Summen als Entschädigung zu zahlen. Für jedes auf deutschem Boden niedergebrannte Dorf oder Gut sollen drei Dörfer oder Güter des von uns besetzten russischen Gebiets den Flammen übergeben werden. Jeder Brandschaden in Memel soll mit der Niederbrennung der russischen Regierungsgebäude in Suwalki und den anderen in unseren Händen befindlichen Gouvernementshauptorten beantwortet werden. In der Stadt Suwalki wird die Kontribution auf 100 000 Mark erhöht und der Grund der Erhöhung dem Magistrat mitgeteilt. Um die Durchführung der Kontribution zu sichern, werden zehn Geiseln aus angesehenen Kreisen in Haft genommen.

Der Eindruck auf die Bevölkerung von Suwalki war schon ein paar Stunden nach dem Befehl festzustellen. Auf Ansuchen der Bürgerschaft wurde freigestellt, einen Teil der Summe in Getreide oder Mehl, statt in bar beizubringen. Deutsche Flieger bekamen gleichzeitig den Auftrag, die Festungen Kowno und Grodno mit Bomben zu belegen, und entledigten sich am 20. und 21. März trotz ungünstigen Flugwetters erfolgreich ihrer Aufgabe. Der Marktplatz von Grodno wurde von sechs Bomben getroffen, deren starke Wirkung deutlich festgestellt werden konnte.

Während die Russen in Memel den Hunnen gleich hausten, waren am 18. März vor Tauroggen, das nur von vierzehn deutschen Landsturmkompanien besetzt war, die Hauptstreitkräfte des Generals Apuchtin erschienen. Gegen die acht russischen Bataillone der durch Reichswehr verstärkten Infanterieregimenter Nr. 269 und 270 mit rund 20 Geschützen hatte der deutsche Landsturm einen schweren Stand. Als seine beiden Flanken umfaßt waren, mußte er, um der Gefahr des Abgeschnittenwerdens zu entgehen, sich auf Laugszargen durchschlagen. Auf dem linken Flügel war dabei die Landsturmkompanie des Grafen Hagen in eine verzweifelte Lage geraten. Obwohl von allen Seiten von den Russen umstellt, durchbrach sie den Ring und nahm dabei noch 50 Russen gefangen. Am 23. März stand der Landsturm mit dem rechten Flügel an den Jurafluß angelehnt bei Ablenken und in der Gegend nordwestlich davon, zur Deckung der Straße nach Tilsit. An diesem Tage gelang es dem Feinde, sich in den Besitz von Ablenken zu setzen.

Die Gefahr, daß der deutsche rechte Flügel völlig eingedrückt und der Landsturm von der Tilsiter Straße nordwärts abgedrängt würde, lag sehr nahe. Da trafen aber auch schon die ersten deutschen Verstärkungen ein. Es war ein Ersatzbataillon aus Stettin, geführt von Major v. der Horst, das nach dreißigstündiger Bahnfahrt in Tilsit ankam und sich nach kurzer Rast alsbald nach der gefährdeten Stelle in Bewegung setzte. Nach einem Fußmarsch von 24 Kilometern näherte sich das Bataillon gegen Abend Ablenken und warf die Russen in einem glänzenden Nachtangriff nach Norden zurück. Die Krisis war dadurch auf deutscher Seite überwunden, und als in den nächsten Tagen weitere Verstärkungen eingetroffen waren, konnte General v. Pappritz, der die Maßnahmen leitete, zum Angriff übergehen. Das inzwischen eingetretene Tauwetter erschwerte die Bewegungen auf den Nebenwegen aufs äußerste. Hier stand das Wasser derart hoch, daß auf einem solchen Wege die Geschütze stecken blieben und die Infanterie bis zum Knie, teilweise selbst bis zum Leib im Wasser watete; ein Artilleriepferd ertrank buchstäblich auf dem Wege, der in einen wahren Sumpf verwandelt war. Als die Russen die gegen sie eingeleitete Umfassung erkannten, gingen sie hinter die Jura auf Tauroggen zurück. Unsere Truppen, die zum Teil die Spuren der von den Russen in Memel verübten Greuel

mit eigenen Augen gesehen hatten, verfolgten den Feind mit großer Erbitterung. Dieser verschanzte sich bei Tauroggen und richtete vom dortigen hochgelegenen Kirchturme sein Artilleriefeuer gegen die deutschen Verfolger. Die Unsrigen mußten, um die eigene Artillerie heranzubringen, zunächst einen tragfähigen Übergang über die Jezioruposchlucht herstellen, wodurch viel Zeit verloren ging, die der Feind seinerseits zur Verstärkung seiner Anlagen und zum Bau von Hindernissen ausnutzte. In der Nähe des Gutes Tauroggen wurde durch die deutsche Infanterie, unterstützt von Pionieren, bei eisiger Kälte — es war inzwischen wieder Frostwetter eingetreten — unter schwierigsten Verhältnissen ein erster Steg hergestellt. Bis zum Abend des 28. März wurde ein zweiter fertig, der als Schnellbrücke über das inzwischen zu Eis gewordene Wasser der Jura hinübergeschoben wurde.

Am 29. März drei Uhr morgens waren die Erkundungen beendet. Um diese Stunde begann der Sturm unter Führung des schon bei Memel vortrefflich bewährten Majors v. Nußbaum, dessen ausgezeichnetes Bataillon das Zeichen zum Vorgehen auch für die sich anschließenden Landwehr- und Landsturmbataillone gab. Über das Eis des Flusses hinweg stürmten die deutschen Truppen die feindlichen Schützengräben und setzten sich in Besitz der Stadt Tauroggen. Von drei Seiten angegriffen, gaben die Russen nach schwersten Verlusten ihren Widerstand auf und flüchteten nach Zurücklassung von mehr als 500 Toten und etwa ebensoviel Gefangenen in die Wälder, nachdem sie in den vorhergehenden Tagen dieselbe Zahl von Gefangenen in deutscher Hand gelassen hatten. So fand der geplante Russeneinfall auf Tilsit ein für die deutschen Waffen ruhmvolles Ende, und kein Russe befand sich jetzt mehr auf deutschem Boden. —

Von den kriegerischen Ereignissen in Russisch-Polen war im Februar längere Zeit nichts Wichtigeres zu melden. Am 11. Februar hörten wir, daß rechts der Weichsel ein Vorstoß unserer Truppen in der Gegend nordwestlich Sierpc uns einige hundert Gefangene einbrachte. Am folgenden Tage wurde die genannte Stadt genommen und wieder mehrere hundert Gefangene gemacht, sowie 6 Geschütze erbeutet. In den folgenden Tagen überschritten unsere Truppen die untere Skrwa und rückten gegen Racionz vor, das sie am 14. Februar besetzten. Auch nördlich der Weichsel war es zu erbitterten Kämpfen gekommen, die für uns sehr günstig verliefen. Wir besetzten hier am 15. Februar Bielsk und Plock und machten etwa 1000 Gefangene. An der Front Plock—Racionz entwickelten sich in den folgenden Tagen hartnäckige Kämpfe, deren Ergebnis am 17. Februar die Gefangennahme von etwa 3000 Russen war. Die folgenden Tage brachten Kämpfe von nur örtlicher Bedeutung bei Racionz und Prasznysz, sowie nordwestlich Ostrolenka. Am 22. Februar drangen wir an der Weichsel östlich Plock weiter in Richtung Wyszograd vor. Bei Prasznysz nahmen die Kämpfe bald an Heftigkeit zu, und am 24. Februar wurde diese festungsartig ausgebaute Stadt von ostpreußischen Reservetruppen im Sturm genommen.

Ein Mitkämpfer schrieb seinem Bruder darüber folgendes:

„Links am Anfang der Stadt Prasznysz befand sich im ersten der Häuser der Regimentsstab, wohin wir die Leitung bauen sollten, und der Verbandplatz, gegenüber diesem Hause der Kirchhof und noch weiter rechts die russische Kaserne mit Proviantamt. Am Abend des 25. hatten unsere Truppen diese gestürmt, dabei 800 Gefangene gemacht; jedoch die Stadt war noch in russischen Händen. Am 26. vormittags sollten wir die etwa 4 Kilometer lange Leitung von der Reservedivision legen, eine höchst gefährliche Aufgabe, zu der wir fünf Mann uns freiwillig meldeten ... Sprungweise liefen wir bis zum Hause des Regimentsstabs, wo wir mit Jubel empfangen wurden, da die Infanterieleitung schon lange zerschossen war und die Munition im Regiment ... zu Ende ging ... Ich hatte nun Zeit, mir draußen die ganze Sache zu besehen. Gerade fiel ein Infanterist, der sich an der Mauer vorwagte, schwerverwundet hin. Zwei Krankenträger hatten ihn kaum hochgehoben, als auch sie zusammenbrachen; der eine war sofort tot. Weiter links spähte ein Infanterist über die Kirchhofsmauer: ein Kopfschuß, und er sank mit dem Gewehr der Mauer entlang zur Erde. Da also unsere Leute



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Wie es vor Reims über den Erdhöhlen in Vaudesincourt aussieht.

sich nicht sehen lassen durften, schickten wir gefangene Russen fort, um die Verwundeten in Deckung zu holen. Leichter Verwundete krochen übrigens andauernd selbst in Sicherheit. Es war aber ein schreckliches Zuschauen. An allen Enden der Stadt brannte es. Und alle Augenblicke schlug wieder ein schweres feindliches Geschoß in unserer Nähe ein, daß mit der Feuergarbe die Erdklumpen nur so in die Höhe spritzten.

Um drei Uhr wurde dann der Sturm mit Unterstützung der gesamten Artillerie begonnen. Ob er glücken würde? Wir alle hegten nur geringe Hoffnung. Doch schon nach kurzer Zeit hatten die 18er die ersten 6 Geschütze gestürmt und schickten die ersten Gefangenen nach hinten. Kaum sahen und hörten dieses die weiter rückwärts liegenden Infanteristen, so kamen alle wie auf Kommando hervor, pflanzten die Seitengewehre auf, und im Sturm ging's zur Stadt. Wie die Berserker schlugen sie um sich, und alles, was sich nicht ergab, wurde zusammengehauen. Schon um vier Uhr war die Stadt in unserem Besitz. 10000 Gefangene, 21 Geschütze, viele Maschinengewehre, viele Pferde und Wagen waren die Beute. Fürchterlich sah es auf dem Marktplatz aus, wo der Kampf am meisten getobt hatte. An mancher Stelle lagen 10—15 Pferde auf einem Haufen, dazwischen tote Russen und explodierte Munitionswagen. Fensterscheiben gab es in der Stadt überhaupt nicht mehr; alle waren durch den Luftdruck zersprungen und herausgefallen. Am zweiten Tage mußten wir leider aus taktischen Gründen Prasznysz wieder verlassen, denn die Russen kamen mit vielfacher Verstärkung heran. Zum Glück geschah das nicht einen Tag früher, denn sonst hätten wir mit unserer Front gegen Deutschland die Russen im Rücken und vor uns das besetzte Prasznysz gehabt. Heute war hier wieder ein großes Gefecht; einige Dörfer genommen und wieder viele Gefangene ..."

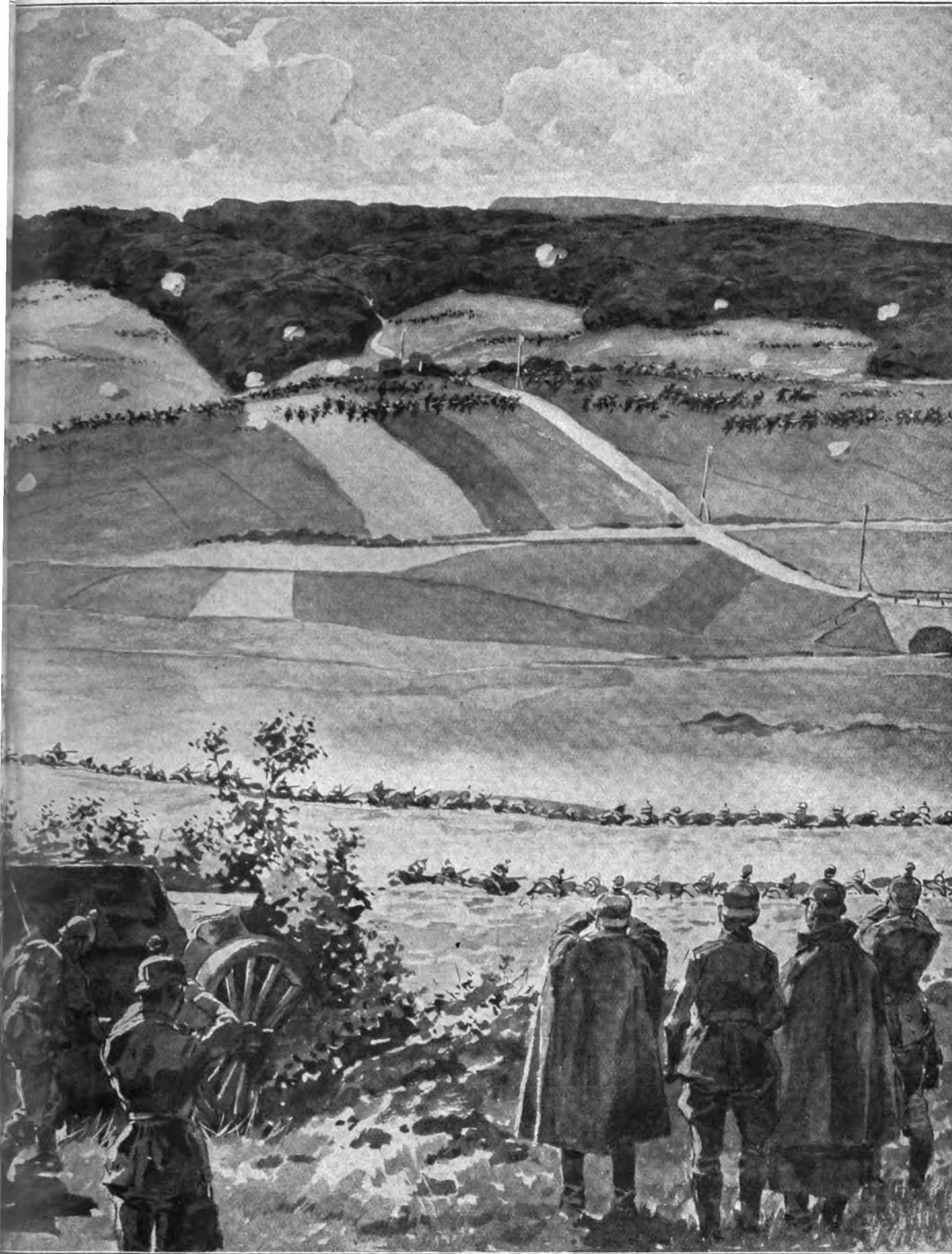


Zurückweisun…
Besatzung v…
den Deutsche…
lich 3…
Nach einer …
gezeichnet von …

Auch in anderen Gefechten nördlich der Weichsel hatten wir Erfolge zu verzeichnen, und es wurden hier in wenigen Tagen bis zum 25. Februar etwa 5000 Gefangene gemacht. Allerdings hatten die Russen südlich der Weichsel einen kleineren Erfolg errungen. Am 24. Februar besetzten sie nach einem mit fünffacher Überlegenheit ausgeführten Angriff das Vorwerk Mogily südöstlich von Bolimow.

Nach der bewundernswerten Eroberung von Prasznysz durch eines unserer Korps, das aus östlicher Richtung vorging, wurde die Lage hier insofern einen Tag kritisch, als drei russische Armeekorps den deutschen Flügel von Osten, Südosten und Süden her angriffen und das siegreiche Korps veranlaßten, in einer Rückwärtsschwenkung Front gegen diese Übermacht zu machen; hierbei wurden Teile des Korps scharf angefaßt, auch konnte eine größere Zahl von Verwundeten, die in benachbarten Dörfern untergebracht waren, nicht rechtzeitig zurückgeschafft werden. Die Russen waren nicht imstande, den geordneten Verlauf der Rückwärtsschwenkung zu stören, und verloren die Fühlung mit dem deutschen Korps. Offenbar hatten sie also bei ihren Angriffen selbst stark gelitten. Die Russen versuchten diesen ganz bedeutungslosen russischen Erfolg durch ebenso lange wie unglaubwürdige Berichte zu einer beachtenswerten Waffentat aufzubauschen und ihn als eine Art Ausgleich der vernichtenden Niederlage ihrer 10. Armee in der Winterschlacht in Masuren hinzustellen.

Auch südöstlich Rawa hatten sich für uns erfolgreiche Kämpfe entwickelt, und am 6. März konnten wir hier 3400 Russen gefangen nehmen und 16 Maschinengewehre erobern. Die Gegenangriffe der Russen, die diese in der Nacht unternahmen, waren völlig erfolglos. Auch russische Vorstöße am 7., 8. und 10. März aus der Gegend Nowo-



…s Angriffs der …l auf die von …ten Höhen süd…court.
…von K. Vogler …or A. Hoffmann.

Miasto mißlangen und lieferten insgesamt 4900 Russen in unsere Hände. Bei Prasznysz machte der Gegner vom 6. bis 8. März vergebliche Angriffe, die uns 3000 Gefangene brachten. Auch bei Lomza ließen die Russen am 8. nach einem mißlungenen Angriff 800 Gefangene in unseren Händen. Bei Ostrolenka war es wieder zu einem Treffen gekommen, das am 10. März ein für uns siegreiches Ende fand; blieben doch nach diesen Kämpfen 6 feindliche Offiziere, 900 Mann und 8 Maschinengewehre in unseren Händen. Am nächsten Tage wurden hier noch 3 Offiziere und 220 Mann gefangen genommen. Auch die Kämpfe bei Prasznysz endeten für uns günstig; 3200 Russen fielen hier in unsere Gefangenschaft.

An der Front gegen Österreich-Ungarn gingen die Russen am 4. März in dem Abschnitt östlich Piotrkow vor. Der Angriff kam jedoch schon auf größerer Entfernung vor den k. u. k. Schützenlinien zum Stehen und brach im wirkungsvollen Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie zusammen. In der nächsten Zeit waren an einigen Frontabschnitten in Russisch-Polen heftige Kämpfe im Gange, bei denen sich beide Teile stellenweise sehr nahe rückten; durch die k. u. k. Artillerie wurden jedoch russische Abteilungen unter beträchtlichen Verlusten zur Räumung vorgeschobener Stellungen gezwungen.

Ferner brachten die österreichisch-ungarischen Streitkräfte bei Inowlodz an der Pilica mehrere feindliche Batterien zum Schweigen, und am 15. März wiesen sie an ihrer Front in Polen, östlich von Sulejow und bei Sopuszno, einige stärkere Angriffe der Russen erfolgreich ab.

Auch die russischen Versuche, beiderseits des Orzyc vorwärtszukommen, waren erfolglos. Besonders erbittert wurde um Jednorozek gekämpft. Auch hier blieben wir Sieger, und 2000 russische Soldaten fielen als Gefangene in unsere Hände.

Bei Ostrolenka scheiterten am 23. März mehrere russische Angriffe, und in den darauffolgenden Kämpfen nahmen wir den Russen 20 Offiziere, über 2500 Mann und 5 Maschinengewehre ab. In der Gegend von Krasnopol war es ebenfalls zu erbitterten Kämpfen gekommen, die für die Russen äußerst verlustreich waren: außer etwa 2000 Toten hatten sie bis zum 29. März den Verlust von 4000 Gefangenen zu beklagen. Am 31. März versuchten sie über die Rawka zu kommen, was jedoch völlig mißlang. Im ganzen haben wir im Monat März 55 800 Russen gefangen genommen und 9 Geschütze sowie 61 Maschinengewehre erbeutet.

(Fortsetzung folgt.)

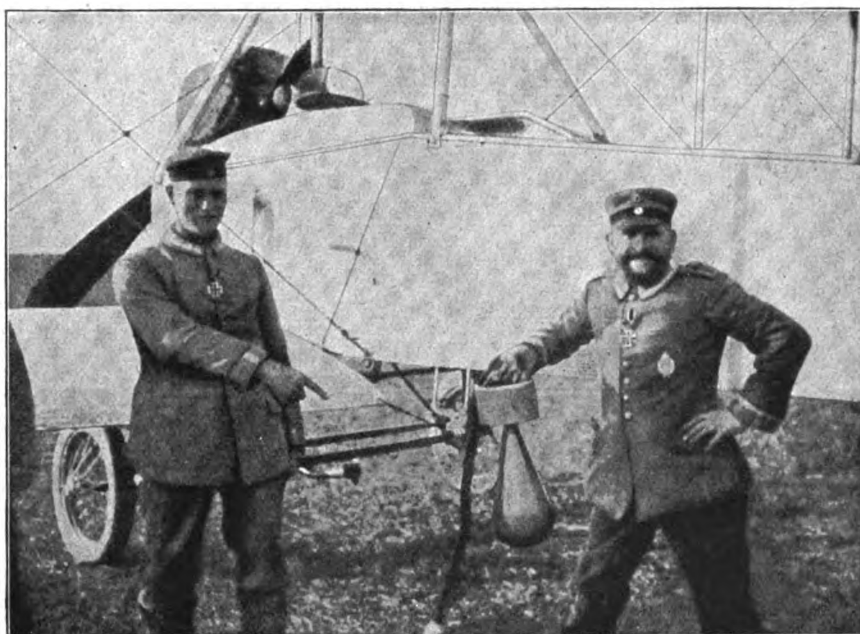
Illustrierte Kriegsberichte.

Sturmangriff der Franzosen auf die Höhen von Thiaucourt.

(Hierzu das obenstehende Bild.)

Mit der Eroberung des Sperrforts Camp des Romains bei St.-Mihiel (Band I Seite 360) hatten die Deutschen den Festungsring, der sich von Verdun bis Nancy an der französischen Ostgrenze entlangzieht, an der wichtigsten Stelle durchbrochen und konnten nun von hier aus die an beiden Ufern der Maas gelegenen Forts zusammenschießen, zugleich Verdun und Toul beherrschen. Diesen Keil, der sich immer tiefer in das Herz Lothringens schob, wollten

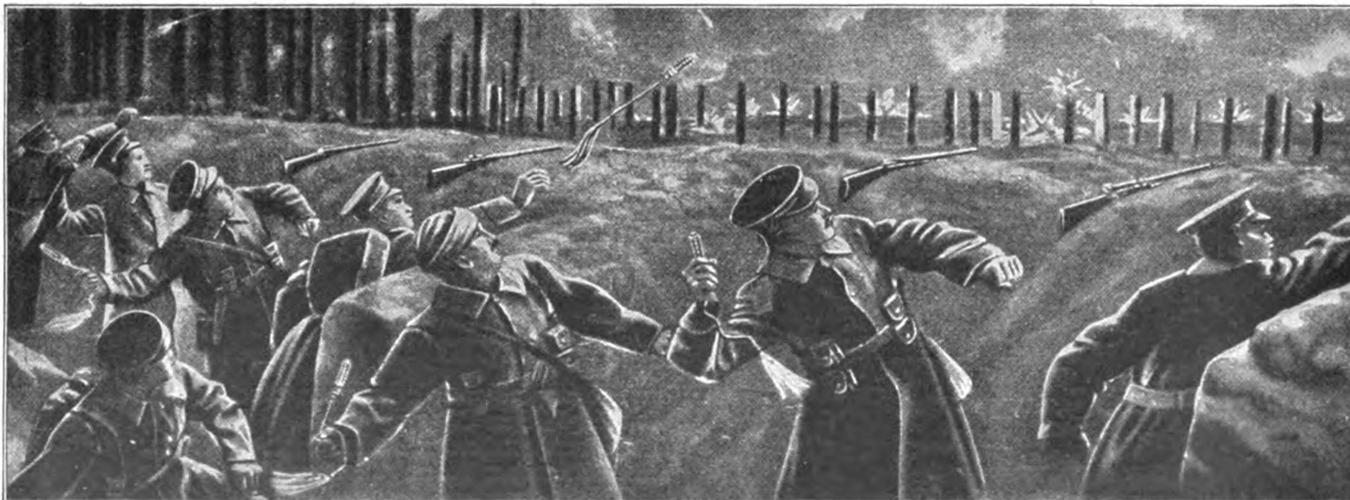
die Franzosen im Rücken packen und wenn möglich umzingeln. Um die gefährdeten französischen Stellungen im Raum Toul—Bar-le-Duc—Châlons sur Marne zu befestigen, hatten die Generale Sarreil und Castelnau eine umfassende Bewegung gegen die von Thiaucourt ins Tal des Rupt de Mad auf Apremont—St.-Mihiel vorrückenden deutschen Truppen vereinbart. Unter der Führung des bekannten Fliegers Vedrines klärten kühne Piloten die deutschen Artilleriestellungen auf, wobei sie fanden, daß die feindlichen Streitkräfte deutliche Lücken aufwiesen und auf der ganzen Linie deutsche Bataillone im Abzug begriffen seien. Die Franzosen glaubten, die Deutschen würden den längst erwarteten Rückzug antreten, und suchten nun den Feind mit aller Kraft zu werfen, um ihn zur Räumung von St.-Mihiel, Apremont und Thiaucourt zu zwingen und ihm vielleicht sogar den Rückzug auf Metz von Pont-à-Mousson aus abzuschneiden. In der zweiten Hälfte des Oktober waren Tag für Tag neue Verstärkungen in Toul eingetroffen, die man alle nach Pont-à-Mousson brachte, um von hier aus den entscheidenden Stoß auf Thiaucourt zu unternehmen. Schon vorher hatten die Franzosen eine lebhafte Auskundschaftung durch Spione betrieben, um sich einen Einblick in die durch starke Feldbefestigungen sehr gut gedeckten deutschen Stellungen zu verschaffen. So wurden in einer Scheune bei Thiaucourt fünf französische Soldaten, die über ihrer Uniform Zivilkleider trugen, überrascht, als sie durch eine unterirdische Fernsprechleitung der französischen Heeresleitung Aufschluß über deutsche Truppenbewegungen gaben.



Fliegerbombe.

Am 21. Oktober hielten sich die Franzosen für stark genug, um zum Vorgehen übergehen zu können. In Eilmärschen rückten sie auf der Landstraße von Pont-à-Mousson bis Flirey vor und schwärmten dann durch die herbstlichen Wälder der Lothringer Hügel in nordwestlicher Richtung auf Thiaucourt aus. Allein auf deutscher Seite war man nicht unvorbereitet; trotzdem verhielten sich aber unsere Truppen zunächst völlig ruhig und beobachteten von ihren stockwerkartig angelegten Schützengräben und durch Bäume und Büsche gutverdeckten Artilleriestellungen aus den Feind, dessen Artillerie bereits den ersten Morgengruß aus den Wäldern herübersandte. Bis auf 400 Meter ließ man die in parallelen Marschkolonnen anstürmenden Franzosen herankommen. Aber kaum hatten sie die Landstraße, die am Saum des Waldes über das wellige Hügelland dahinzieht, überschritten und die ersten Schüsse abgegeben, „da begann," so schreibt ein Schweizer Berichterstatter, der diesem Kampf auf deutscher Seite beiwohnte, „mit einem Male auf der ganzen Linie ein höllisches, mörderisches Feuer, das die französischen Schützenlinien, Unterstützungen und Reserven im wörtlichen Sinne hinmähte. Die deutschen Feldgeschütze sprühten ihnen ihre Schrapnelle entgegen, die Maschinengewehre ließen ihr vernichtendes, ratterndes Strichfeuer spielen, und die Infanterie gab Schnellfeuer ab."

Trotzdem hielt die französische Infanterie noch stand und gelangte, unterstützt durch Artilleriefeuer, auf einem Flügel sogar bis auf 50 Meter an die deutschen Reihen heran. Da machten weniger bedrängte Schützenlinien einen Ausfall aus den Gräben und trieben den Feind unter schweren Verlusten mit dem Bajonett zurück. Dem ruhig gezielten Schützen- und Maschinengewehrfeuer, das von der Artillerie planmäßig unterstützt wurde, vermochte der Angriff der Franzosen nicht halt zu gebieten. „Wie diese aber kehrt machten," heißt es in dem erwähnten Bericht, „um den Rückzug anzutreten, änderte die deutsche Artillerie, die mit den Schützengräben durch Fernsprechleitungen in beständiger Verbindung stand, ihr Ziel und überstreute das Rückzugsgelände mit einem Hagel von Granaten und Schrapnellen, in den die Franzosen bei ihrer weiteren Rückzugsbewegung hätten hineinlaufen müssen. Dieses gleichzeitige Front-, Rücken- und Kreuzfeuer brach den Halt der Franzosen, deren Angriff kraftvoll angesetzt und deren Rückzug anfänglich in Ordnung angetreten worden war. Nirgends zeigte sich ein Ausweg. Ein Teil der Franzosen machte in seiner Verwirrung zum zweitenmal kehrt und lief wieder gegen die deutschen Schützengräben vor, verzweifelte Sturmangriffe versuchend." — Als sie aber auch hier ihre Kameraden reihenweise zusammenstürzen sahen, warfen sie die Waffen weg und ergaben sich; 4 Offiziere und 440 Mann gerieten in deutsche Gefangenschaft.



Englische Soldaten werfen aus ihren Schützengräben Handgranaten auf deutsche Stellungen.

Doch zäh und unablässig erneuerten die Franzosen immer wieder ihre Angriffe und führten eine ganze Woche hindurch ihre gelichteten Reihen gegen die deutschen Stellungen. Ungeheuer waren ihre Verluste; zwei Regimenter wurden vollständig aufgerieben, und die Zahl aller Toten und Verwundeten auf französischer Seite war eine unverhältnismäßig hohe. Vergleichsweise sehr gering waren dagegen die deutschen Verluste, und sie kommen ausschließlich auf Rechnung der französischen Artillerie, die nach dem abgeschlagenen Infanterieangriff mehrere Tage lang ein wohlgezieltes und sehr heftiges Feuer auf die deutschen Stellungen richtete.

So endete auch dieser Durchbruchsversuch der Franzosen mit einem glänzenden Sieg der deutschen Waffen, den die Oberste Heeresleitung in dem amtlichen Bericht vom 22. Oktober mit den einfachen, bescheidenen und sachlichen Worten verkündete: „Heftige Angriffe aus der Richtung Toul gegen die Höhen südlich Thiaucourt wurden unter schwersten Verlusten für die Franzosen zurückgewiesen."

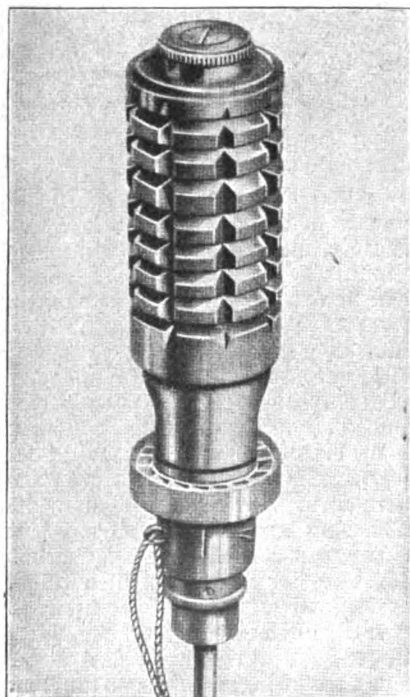


Russische Handgranaten.

Handgranaten, Bomben und Minenwerfer.

(Hierzu die Bilder Seite 294 und 295, sowie das Bild Seite 135.)

Als in dem russisch-japanischen Krieg der Stellungskrieg zur Entfaltung kam, da lebte auch die Handgranate wieder auf; obwohl sie hier nur aus Blechdosen hergestellt wurde, war ihre Wirkung doch eine ganz vorzügliche, und so kam diese alte Waffe rasch wieder zu Ehren. Der heutige Weltkrieg hat sich zu einem Stellungskrieg ausgewachsen, wie ihn die Weltgeschichte noch nie gesehen hat. Die totgesagte Handgranate ist da wieder eine geschätzte Waffe. In Preußen wurden die letzten Handgranaten im Jahre 1885 aus dem Heere ausgeschieden, aber andere Staaten hielten viel länger an den Wurfgranaten fest, ja in manchen Staaten wurden sie in die neueste Zeit herübergenommen, und jetzt sind sie ganz besonders vervollkommnet worden. Die moderne französische Handgranate wird als gußeiserne Hohlkugel von 8 Zentimeter Durchmesser, 18 Millimeter Wandstärke und etwa 1 Kilogramm Gewicht hergestellt, mit einer Sprengladung von 110 Gramm Pulver. Ihre Wirkung geht aus der folgenden Gebrauchsvorschrift hervor: „Zum Werfen der Handgranate legt man um das Handgelenk ein ledernes Armband, an dem eine an ihrem freien Ende einen Haken tragende Abzugschnur befestigt ist; man reißt die den Zünder deckende Beplattung ab, hebt den Reiber aus der Einkerbung, in der er liegt, heraus und bringt ihn, ohne an ihm zu ziehen, in die Richtung der Achse des Zünders. Nun hakt man den Haken der Abzugschnur in die Öse des Reibers ein und nimmt die Handgranate in die rechte Hand, Zünder nach hinten. Dann wirft man die Granate mit der vollen Wucht des ganzen Armes, so daß der Reiber durch die Abzugschnur aus dem Zünder herausgerissen wird." Mit der Hand erreicht man nach der Vorschrift eine Wurfweite von 20 Meter, mit der Schleuder eine solche von 50 Meter. Beim Werfen mit der Schleuder wird die Abzugschnur an dieser befestigt. Auch in der russischen Armee war die Handgranate wohl stets vorhanden. Sie ist der französischen ganz ähnlich, insbesondere besitzt auch sie eine Einrichtung, durch die der Zünder beim Werfen der Granate in Tät'gkeit tritt. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß die Russen im russisch-japanischen Feldzug erst von ihren Feinden, die bis dahin keine Handgranaten kannten, an diese Waffe erinnert werden mußten. Die Japaner verfertigten sich diese vernichtende Waffe des Nahkampfes in der höchsten Not. Sie waren



Eine englische Handgranate.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Aus einem österreichisch-ungarischen Minenwerfer wird eine Sprenggranate abgefeuert.

beim Sturm auf die Penlungforts bis an die verlassenen Schützengräben am Fuße des Glacis des Ostforts gelangt und konnten nun nicht mehr zurück. Die Pioniere hatten mehrere Ladungen Dynamit bei sich, in gewöhnlichen Blechdosen. Dynamit explodiert bekanntlich schon bei starkem Aufwerfen, und aus solchen Anfängen entwickelte sich dann in der japanischen Armee die später in diesem Krieg bei der Belagerung viel benutzte Handgranate. Die englische Fabrik der „Catton Powder-Company“ in London beschäftigte sich nach dem russisch-japanischen Krieg — wohl auf Weisung von oben, wo man die Dinge kannte, die da kommen sollten — sehr emsig mit der Herstellung und Verbesserung von Handgranaten. Vor einigen Jahren führte die Fabrik den Vertretern der Armee und Marine einer Reihe von Staaten eine neue Handgranate vor. Diese Granate, die wohl hauptsächlich heute im englischen Heer verwendet wird, ist mit etwa 170 Gramm des in seiner Sprengkraft dem Dynamit ähnlichen Sicherheitssprengstoffes „Tonite“ geladen und wird beim Aufschlag in 24 Sprengstücke von je etwa 10 Gramm Gewicht zersprengt. Die modernen Handgranaten sind so eingerichtet, daß sie sowohl mit der Hand geschleudert wie mittels des Gewehrs abgeschossen werden können. Die eiserne Umhüllung ist, wie unsere Abbildung Seite 295 unten links erkennen läßt, durch tiefe Einschnitte geschwächt, so daß die Granate beim Explodieren in viele Teile zerspringt, also eine schrapnellartige Wirkung ausübt. Das Werfen von Hand erfolgt mit Hilfe der an der Granate befestigten Schnur (vgl. Abb. Seite 294 unten). Zum Abschießen mit dem Gewehr weisen die Granaten einen Stab auf, der in den Gewehrlauf gesteckt wird; dieser Stab überträgt beim Abfeuern den Stoß auf die Granate. Unser bereits auf Seite 135 gebrachtes Bild zeigt deutsche Handgranaten und Minenwerfer, während das Bild Seite 295 unten rechts uns einen solchen der österreichisch-ungarischen Armee vor Augen führt. Sie dienen zum Abfeuern von Minengranaten, einer Art Sprenggranate.

Bomben sind auch nichts anderes als Wurfgranaten; der Name hat sich besonders für die Wurfgranaten der Luftfahrzeuge eingebürgert (siehe Bild Seite 294 oben), die allerdings den üblichen Handgranaten an Größe und dadurch auch an Wirkung weit überlegen sind. Die ersten modernen Bomben hat wohl der italienische Anarchist Orsini konstruiert zum Zwecke seines — allerdings mißlungenen — Attentats auf Napoleon III. im Jahre 1858. Der Bodenteil der Bomben war am schwersten gegossen, so daß die Bomben beim Wurf mit diesem Teil auf die Erde aufschlagen mußten. Der Boden war mit 25 Zündwarzen besetzt, auf deren jeder ein Zündhütchen steckte. Durch Zündkanäle schlug die Flamme des Zündhütchens in das Innere der Bombe und brachte hier die gewaltige Menge von 125 Gramm Knallquecksilber zur Explosion. Das Prinzip ist im wesentlichen heute noch dasselbe.

Einnahme von Kolomea durch österreichisch-ungarische Truppen.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Der 16. Februar 1915 war ein Freudentag für die armen Bewohner der Stadt Kolomea, die von den tapferen österreichisch-ungarischen Truppen an diesem Tag von dem Joch der Russen befreit wurden, das fast genau fünf Monate auf der Stadt gelastet hatte.

Kolomea ist eine der größeren und bedeutenderen Städte Galiziens; sie zählt fast 50 000 Einwohner, darunter sehr viele Juden, die fast durchweg noch die alte bekannte Tracht ihrer Ureltern, den langen Kaftan und den breitkrempigen Hut, tragen. Im Mittelpunkt der Stadt liegt der „Ringplatz“, auf dem es an den Markttagen sehr lebhaft zugeht und der dann infolge der zum Teil sehr malerischen Kleidung der Bauern der Umgebung ein buntes Bild gewährt.

Am 15. September 1914 hatten die Russen Kolomea angegriffen. Obwohl die Besatzung damals sehr schwach war und in keinem Verhältnis zu den anstürmenden Massen stand, setzte sie sich kräftig zur Gegenwehr, und so konnte der Feind nur nach einem schweren Kampf und nach größeren Verlusten in die Stadt einziehen. Diese selbst schonten die Russen, gegen die Bevölkerung gingen sie dagegen sehr grausam vor. Insbesondere waren es die Juden, die das Opfer der Plünderungsucht und Roheit der Russen wurden. Ihnen wurde auch eine große Kriegskontribution auferlegt.

Nach den Kämpfen bei Kirlibaba gelang es den österreichisch-ungarischen Truppen, in verhältnismäßig kurzer Zeit fast die ganze Bukowina von den Russen zu säubern. Teile dieser Befreiungsarmee wendeten sich auch über Delatyn zur Wiedereroberung Kolomeas gegen Nordwest. Es waren zumeist Honveds, polnische Legionäre und



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Französische Patrouillen im Argonnenwald.

eil
die
uf=
en
rch
as
ge
as

h=

en
er=
ch
uf

te

r
t
t
t



Einnahme von Kolomea durch ö

Nach einer Originalzeichn



österreichisch-ungarische Truppen.

nung von Fritz Neumann.

besonders wacker kämpfende Kroaten. Südlich der Stadt währte der Kampf zwei Tage gegen die hervorragenden Schützenregimenter der Russen. Nur mit unendlich großer Mühe wurden diese davon abgehalten, noch im letzten Augenblick mit Fässern, die mit Stroh und Benzin gefüllt waren, die in die Stadt führende Brücke anzuzünden. Als aber die Brücke erobert war, da begann auf der Seite der Russen eine wilde Flucht. Die Kroaten an der Spitze, stürmten die Befreier hinter ihnen her, vertrieben sie aus der Stadt und verfolgten sie noch weit gegen Norden. Die Nachzügler wurden gefangengenommen. Ein unbeschreiblicher Jubel durchhallte die Stadt, als die „roten Teufel", wie unser Bild zeigt, auf dem Ringplatz von Kolomea erschienen.



Ausschwärmen einer Radfahrerpatrouille.

Die Erstürmung von Prasznysz.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

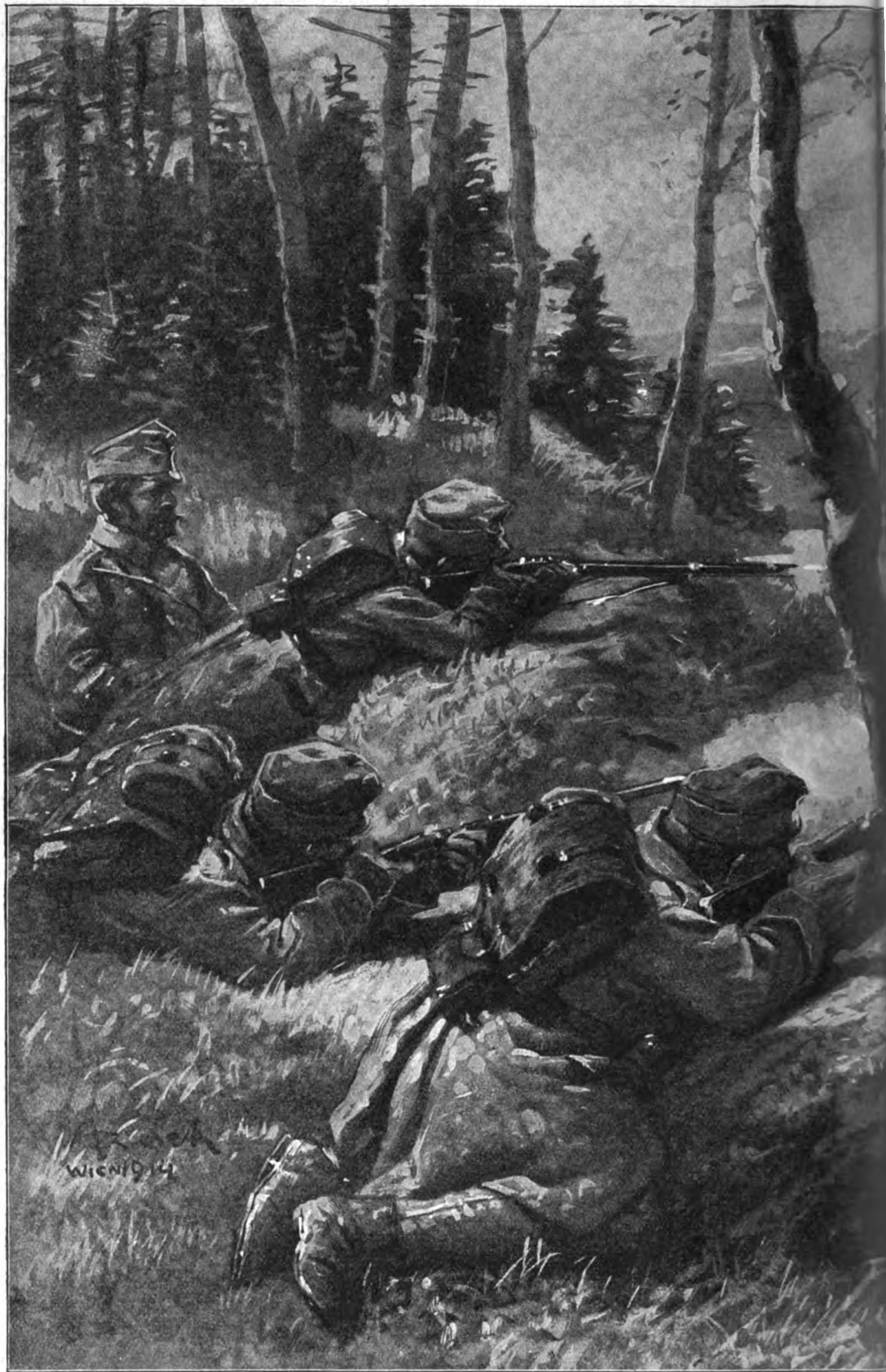
(Hierzu die Bilder Seite 288 und 289.)

Die russischen Nordarmeen haben durch Marschall Hindenburg viermal zermalmende Schläge erhalten — bei Tannenberg, Suwalki, Lodz-Lowicz und an den Masurischen Seen. Jedesmal betrug ihr Verlust Hunderttausende von Kriegern und Hunderte von Geschützen. Trotzdem traten sofort nach den unerhörten Niederlagen neue russische Streitkräfte auf, an das Haupt der Hydra erinnernd, das, abgeschlagen, den drohenden Rachen verdoppelte. Nach der Winterschlacht an den Masurischen Seen ging die allgemeine Ansicht dahin, daß die Russen das Land nördlich des Bug und Narew räumen würden. Statt dessen quoll eine neue Armee, die so beträchtlich war wie die vernichtete 10., auf der Front Grodno-Lomza, Ostrolenka, Prasznysz angreifend hervor und nötigte zu neuen Kämpfen. Während Marschall Hindenburg bei Kalwarija, Suwalki, Augustow, Ossowiecz die Früchte seines großartigen Sieges einsammelte, konnten der neuen russischen Angriffsarmee verhältnismäßig nur schwache Kräfte entgegengestellt werden. Unter diesen war besonders zu nennen das Reservekorps des Generals v. Morgen, der sich schon in der masurischen Schlacht durch seine Verteidigung von Lyck die höchste Anerkennung seines Kriegsherrn und den Orden Pour le mérite errungen hatte (siehe Band I Seite 467 u. 480). Westlich verschoben bis in die Gegend von Neidenburg, stand er am 23. Februar etwa zwei russischen Armeekorps gegenüber, die sich an diesem Tage im Vollbesitz der festungsartig ausgebauten alten Stadt Prasznysz befanden. General v. Morgen beschloß einen kühnen Angriff, wie er in seinem Charakter liegt. Seine zwei ostpreußischen Reservedivisionen flügelweise zu umfassendem Angriff ansetzend, packte er die Stadt in überraschendem Sturm von drei Seiten. In wildem Straßenkampf wurden die Russen niedergeschlagen wie einige Tage vorher in Eydtkuhnen, Wirballen und Johannisburg. 10 000 Gefangene, über 20 Geschütze, ein großes Lager von Maschinengewehren und unzähliges Heeresgerät waren die Siegesbeute. Der Rest der Russen floh gegen Pultusk und Nowo-Georgiewsk. Sie kehrten aber, auf drei volle Armeekorps verstärkt, in wenigen Tagen zurück. Das siegreiche Morgensche Korps, von Osten, Südosten und Süden angegriffen, mußte eine Linksrückwärtsschwenkung unter Aufgabe von Prasznysz vornehmen. Schon in den ersten Tagen des März wurde diese vorübergehende Schlappe ausgeglichen; die Kämpfe nördlich von Prasznysz haben aber seither ihren Fortgang gefunden, etwa wie ein glimmendes Feuer auf feuchtem Waldboden. Eine allgemeine Bemerkung dürfte hier angebracht sein. Wenn die russischen Armeen sich nach der Niederwerfung rasch wieder erholen, so ist das nicht allein durch den Menschenüber-



Eine Jägerpatrouille beobachtet den Feind.

fluß Rußlands zu erklären. Es tritt ein seelisches Moment hinzu. Wenn der Chinese unempfindlich ist gegen körperliche Schmerzen, so ist es der Russe gegen seelische. Erlittene Niederlagen üben auf die Soldaten keinen moralischen Eindruck aus. Ihre Masse gleicht einer Molluske, die man durchbohren kann, ohne sie zu töten. Diese Erscheinung machte sich schon im japanischen Kriege 1904/05 geltend. Nach den vernichtendsten Schlägen am Schaho, bei Mukden usw. erholte sich die russische Armee, sobald sie Verstärkungen erhielt, verhältnismäßig sehr schnell. Diese Gemütseigenschaft erklärt es auch, daß auf den östlichen Kriegschauplätzen die Verbündeten sich plötzlich neuen, schweren Aufgaben gegenüber befinden, wenn sie durch wirkliche Siege sich schon am Ende eines großen kriegerischen Abschnittes geglaubt hatten. Der Sturm auf Prasznysz am 24. Februar bleibt aber eine Waffentat ersten Ranges. Treulich beigetragen zum Erfolg hat das 2. Leibhusarenregiment. Die Tätigkeit der Kavallerie hat in diesem Kriege ja ein Doppelgesicht. Lanze und Karabiner beherrschen abwechselnd die Stunde. Bei der Verfolgung nach der Winterschlacht in Masuren kam die Lanze zu voller Geltung. Die Kavallerie nahm den Russen auch eine große Anzahl von Munitionskolonnen ab — ein Verlust, der diesen besonders schmerzlich war.



Di[e Tat]
einer Hon[vedpatrouille.]
Nach einer O[riginalzeichnung]
A. B[...]

Die Tat einer Honvedpatrouille.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Bei Jaslova blieb der Korporal Cseh mit dreien seiner Leute zufällig hinter seinem Regiment zurück. Die Soldaten sahen mit Entschlossenheit ihrem sicheren Tode entgegen. „Wenn wir schon sterben müssen," sagte der Korporal zu seinen Gefährten, „dann unternehmen wir zum Schluß etwas Großes."

Die Honvede erklommen eine Höhe, von der aus sie die ganze Gegend übersehen konnten. Auf der Landstraße nahte ahnungslos die russische Armee. Vorn ritt eine große Abteilung Kosaken. Auf die Frage des einen Honved antwortete der Korporal, daß man erst schießen möge, wenn er es sagen werde. Nach den Kosaken kamen einige tausend Ulanen. Die Honvede mußten noch eine halbe Stunde lang ihre Erwartung niederkämpfen. Der vordere Teil der auf der Landstraße dahinziehenden russischen Infanterie war schon nicht mehr zu sehen, und die Honvede konnten noch immer nicht vollbringen, was sie sich als Ziel gesteckt hatten.

Plötzlich sah der Korporal zwischen den Truppen ein Automobil in langsamster Fahrt nahen. Einige Augenblicke später erhob sich aus dem Automobil ein auffallend großer Mann. „Ein General!" rief der Korporal. „Langsam zielen!" Drei Schüsse ertönten gleichzeitig, und der General fiel lautlos aus dem Wagen, worauf die Russen nach kurzem Kampf das Weite suchten.

Einige Wochen später kam das Regiment beim allgemeinen Vorrücken wieder an dieselbe Stelle. Die Offiziere gingen sofort daran, sich von der Wahrheit der Erzählung des tapferen Korporals zu überzeugen. Auf ihre Fragen bei den Einwohnern des nächsten Ortes wurden die Offiziere auf den Friedhof zu einem frisch geschaufelten Grabe geführt, von dessen Holzkreuz sie eine russische Aufschrift ablasen. Der Lehrer sagte den Offizieren, daß es den Dorfbewohnern ans Herz gelegt worden sei, auf das Grab zu achten, denn es liege ein großer Herr darin, und die Bewohner würden viel Geld erhalten, wenn das Grab unberührt bleibe. Auf die Frage des Offiziers, wer dieser große Herr sein möge, antwortete der Lehrer, daß es Großfürst Dimitriew Nikolajewitsch, ein Neffe des Zaren, sei.

Gegen die Inder.

Bei Dunkelheit überschritten wir auf schwankender Brücke den Yserkanal. Es regnete leise, und der zähe Lehmbrei quietschte unter den Füßen. Hinter ödem, zerschossenem Mauerwerk verbrachten wir eine dumpfe Nacht. Ein heftiges, äußerst wuchtiges Feuer unserer Artillerie, das am frühesten Morgen einsetzte, brachte uns rasch auf die Füße. Die siebente und achte Kompanie lösten sich rasch in eine Schützenlinie auf. Hinter uns die Ver=



at
patrouille.
lzeichnung von
Wien.

stärkungen. So lagen wir am Rande der weiten Rübenfelder und harrten ungeduldig des Vorgehens. Wir waren bayrische Freiwillige. Das Artilleriefeuer steigerte sich zu ungemeiner Heftigkeit, da auch die feindlichen Geschütze wuchtig eingriffen. Hoch über uns kreisten zwei feindliche Flieger. Da, ein Haufen Feuer und Blitze, ein Zittern des Bodens, schwefelgelbe und dunkelgraue Rauchschwaden, eine heftige Lufterschütterung, die uns für Sekunden den Atem nahm, das angstvolle Wiehern eines Pferdes — 20 Meter hinter uns, auf der Straße, hatte eine Granate größten Kalibers eingeschlagen und zwei Pferde getötet. Noch ehe wir uns von unserem Schrecken und Staunen erholt hatten, kam schon das Kommando: „Marsch, marsch, vorwärts!"

In langer Schützenlinie ging es über die Rübenfelder. Richtungspunkt war eine Scheune. Gerade vor uns lag das bekannte Schloß H., rechts unmittelbar daneben das Dorf H. Es ging immer noch lebhaft vorwärts. Ein unheimliches Surren tönte und brauste um die Köpfe. Feindliche Geschosse. „Pßt! Pßii———i!" „Alles Hinlegen. Gruppenweise — —!" Der Befehl erstarb unserem Major auf den Lippen. Ein Dumdumgeschoß tötete ihn augenblicklich. Neben mir fuhr ein bärtiger Landwehrmann in die Höhe. Der Oberarm war ihm von einem Dumdumgeschoß zerrissen worden.

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, es regnete Geschosse. Vor uns lag ein kleines Wäldchen, dessen Saum stark vom Feinde — Indern — besetzt war. Unaufhörlich ertönte das „Kekekack" ihrer Maschinengewehre. Unter stetigem Feuern arbeiteten wir uns auf etwa 60 Meter an den Gegner heran. Das feindliche Feuer war fast unerträglich.

„Schützenschnellfeuer auf das Maschinengewehr rechts!" schrie der Hauptmann. Man verstand das eigene Wort nicht mehr. Nach kürzester Zeit verstummte der Gegner. Sofort stürmten wir mit „Hurra" die Stellung des Feindes. Er hatte sich tapfer gewehrt: um eines der erbeuteten Maschinengewehre lagen allein vierzehn Tote.

Nachdem unsere zwei Kompanien ein Stück in einem schmutzigen Straßengraben vorgekrochen waren, machten sie eine kleine Rechtsschwenkung. Ziel war das stark vom Feinde besetzte Dorf H., das auf einer schwachen Bodenwelle lag. Unsere schwere Artillerie hatte vorzüglich gearbeitet. Das Dorf H. brannte bereits an vielen Stellen. Endlich kamen wir an einen Bach, dessen Bett wie zur Verteidigung geschaffen war. Der die Zugangstraße zum Dorfe H. beherrschende feindliche Schützengraben wurde heftig von uns beschossen.

Unter einem auf die Spitze getriebenen Schrapnell- und Infanteriefeuer arbeiteten wir uns gruppenweise auf etwa 50 Meter an die feindliche Stellung heran.

Bei diesem Vorgehen verloren wir sämtliche Führer unseres Bataillons, außer einem Leutnant und einem Vizefeldwebel. Unter dem heftigen, gestaffelten gegnerischen Feuer konnten wir keine Minute liegen bleiben. Und wir erstürmten, der Leutnant voran, mit echt bayrischem Hurra und mit einer bis zur Tollheit gesteigerten Wut den feindlichen Schützengraben.

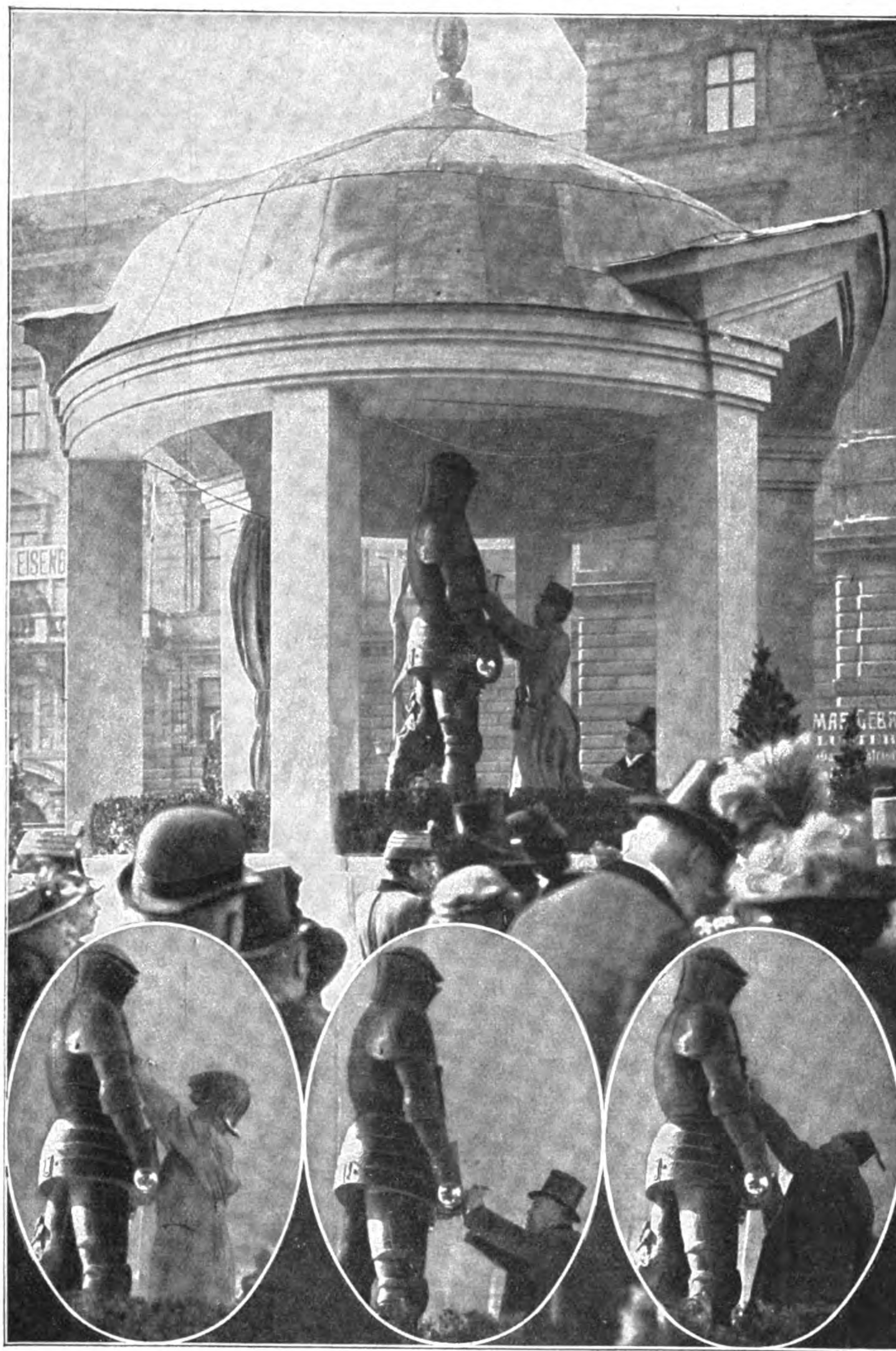
Wir lagen jetzt unmittelbar vor dem Dorfe H. Mittlerweile war auch das erste Bataillon in die Schützenlinie eingerückt. So konnten wir den Sturm wagen. Jedes Haus war eine Festung. Die Hitze war unerträglich, weil es an allen Ecken flammte. In die hinteren Straßenzüge feuerte unsere Artillerie Salve auf Salve. Mit ungefähr acht Kameraden stürzte ich auf ein Haus zu, aus dessen zweitem Stockwerk heftig gefeuert wurde. Wie wir durch den Geschoßhagel durchkamen, wußten wir nicht. Die unteren Zimmer waren leer. Der Versuch, die Treppe hinaufzudringen, kostete uns einen Kameraden. Rasch stellten wir uns in dem größten Zimmer in den Ecken und unter dem breiten Kamin auf und sandten Salve über Salve durch die dünne Zimmerdecke in das zweite Stockwerk. Da ging ein Poltern und Rennen los da oben — dann war es still. Vorsichtig drangen wir hinauf, fanden aber nur drei tote Inder. Dagegen fanden wir im Hofe acht Feinde, die zum Fenster hinausgesprungen und von unseren Kameraden gebührend empfangen worden waren. — Der Kampf um das Dorf H. war zu unseren Gunsten entschieden.

Und nun, nach all dem bittern Ernst des Kampfes, ein ander Bild: Des Abends durften wir im Mondenschein den Park des beim Dorf gelegenen Schlosses durchwandeln und uns dort zwischen zart duftenden Blumenbeeten zur Ruhe betten.

Der Wehrmann im Eisen.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

In Wien, an der Ecke Graben und Kärntnerstraße, steht ein uralter Baumstumpf, über und über bedeckt mit Nägeln, die einst durchreisende Handwerksburschen hineinschlugen, und allerlei Sagen haben sich im Lauf der Jahrhunderte um diesen „Stock im Eisen" gewoben. In diesem Weltkrieg aber hat er zu einem sehr glücklichen Gedanken Anlaß gegeben, zum „Wehrmann im Eisen", einem Ritterstandbild aus schwarzem Holz, in das jedermann einen Nagel einschlagen darf, wenn er dafür eine Krone oder mehr erlegt zugunsten der Witwen- und Waisenhilfsammlung der gesamten bewaffneten österreichisch-ungarischen Macht. Auf dem Schwarzenbergplatz in Wien, unter einem Pavillon, erhebt sich dies eigenartige Denkmal werktätiger Nächsten- und Vaterlandsliebe.



Der Wehrmann im Eisen.

Oben: Erzherzog Wilhelm schlägt einen Nagel ein. — Unten von links nach rechts: Erzherzog Leopold Salvator — Bürgermeister Dr. Weiskirchner — Botschafter Hilmi Pascha.

Unter den ersten hämmerten im Namen der verbündeten Reiche — Deutschland, Österreich-Ungarn und Türkei — zwei Botschafter und ein Minister Nägel ein; viele Tausende haben seither ihre Schritte zum „Wehrmann im Eisen" gelenkt. So darf man hoffen, daß seine eiserne Rüstung, obwohl dazu gegen eine Million Nägel nötig sein werden, dennoch bald fertig und damit dem edlen Zweck eine stattliche Summe zugeflossen sein wird. Hat doch allein die Wiener Infanterietruppendivision, in deren Namen Prinz Elias von Parma, der Schwiegersohn des Armeeoberkommandanten, Nägel einschlug, dem Ausschuß 18 000 auf dem Kriegschauplatz unter Mannschaften und Offizieren gesammelte Kronen übergeben.

Ja, mehr noch, der „Wehrmann im Eisen" fand Nachahmung; eine ganze Anzahl Städte, auch in Deutschland, wollen ein gleiches tun und auch einen solchen Ritter aufstellen, zur Wehr der Not in eiserner Zeit.

Kreuzer „Dresden".

Kaum noch Pulver und Kohle,
Die Kessel wenig mehr nutz;
Nirgends winkt deutscher Mole,
Deutschen Hafens Schutz.
In währendem Kampfe zerrieben,
In täglichen Untergangs Weh;
Ruhlos umhergetrieben
Auf ruhlos brandender See,
Bis den halbverwesten
Schiffsleib ein Riff zernagt —
Sie haben alle der „Dresden"
Ihr Schicksal vorausgesagt.

Eine letzte Quader
Taumelt zu Grunde schwer:
Von Spees Kreuzergeschwader
Weht keine Flagge mehr.
Doch aller Glorie Gnaden,
„Dresden", auf deine Bahn,
Die du dem Todfeind Schaden
Bis zum Tode getan!
War ein Rasen und Hetzen,
Blutiger Untergang,
Aber auch Englands Entsetzen
Volle acht Monate lang!

Ruhlos umhergetrieben
Auf ruhlos brandender See,
Aber eisern geblieben,
Eisern wie du, Held Spee!
Kaum noch Pulver und Kohle,
Die Kessel wenig mehr nutz;
Aber auf schwankender Bohle
Niemals schwankender Trutz!
Höher ihr Ruhm und stets reiner
Durch die Jahrhunderte ragt —
Solch ein Schicksal hat keiner
Der „Dresden" vorausgesagt!

Caliban (im „Tag")

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Immer klarer wurde es der ganzen Welt, daß mit der Entfesselung des Heiligen Krieges, die einen diplomatischen Erfolg Deutschlands und Österreich-Ungarns bedeutet, der englischen Weltmacht ein neuer schwerer Schlag versetzt worden war.

Die erste schwere Niederlage erfuhr der Dreiverband vor den Dardanellen. Die Verluste, die die Verbündeten hier am 18. März erlitten haben, erwiesen sich als bedeutend erheblicher, als anfänglich von denselben zugestanden wurde. Sowohl französische wie auch englische Schiffe waren schwer beschädigt oder ganz vernichtet worden, und auch die Zahl der auf seiten der Verbündeten Gefallenen stellte sich als immer höher heraus.

Neben den heldenmütigen türkischen Truppen hatte auch ein Deutscher wesentlichen Anteil an der Verteidigung der Dardanellen: Marschall Liman v. Sanders (siehe nebenstehendes Bild), der Neugestalter der türkischen Armee, leitete gemeinsam mit dem tatkräftigen osmanischen Kriegsminister Enver Pascha und mit der deutschen Offiziersmission die Verteidigung.

Nach einer Pause seit dem 18. März versuchten am 27. frühmorgens feindliche Torpedoboote, mit Minensuchfahrzeugen gegen die äußerste Sperre vorzugehen, wurden aber sofort durch das Feuer der Batterien vertrieben. In der Nacht auf den 29. März drangen drei Panzerschiffe und vier Torpedobootzerstörer in die Dardanellen ein und beschossen aus großer Entfernung das Fort Kilid-Bahr. Am folgenden Morgen erschienen vier französische Flotteneinheiten im Golf von Saros und beschossen die türkischen Stellungen. Unterdessen drangen englische Panzerschiffe neuerdings in die Dardanellen und bombardierten die Forts von Dardanos, die das Feuer erwiderten. Nachdem das Gefecht von mittags bis gegen vier Uhr geruht hatte, feuerten die Schiffe gegen Kritia an der europäischen Küste, während die „Queen Elizabeth" ein indirektes Feuer vom Golf von Saros her unterhielt. Im Laufe des Nachmittags flog ein türkisches Flugzeug über Gallipoli und Tenedos und kehrte unbeschädigt zurück. Die türkischen Landstreitkräfte bereiteten sich eifrig auf einen Widerstand im Falle einer Truppenlandung vor.



Phot. Sebah & Joaillier, Konstantinopel.

Marschall Liman v. Sanders Pascha,
der deutsche Neugestalter des türkischen Heeres, wurde vom Sultan mit dem Oberbefehl über die 5. türkische Armee betraut, in der die zur Verteidigung der Dardanellen bestimmten Truppen zusammengefaßt sind.

Die Verbündeten erkannten bald, daß sie mit den 30 000 Mann, die sie auf der Insel Lemnos versammelt hatten, und ihren zum größten Teil zusammengeschossenen Schiffen die Hoffnung, die Dardanellen zu bezwingen, aufgeben mußten. In einem Kriegsrat wurde der Beschluß gefaßt, daß von den 30 000 Mann Landungstruppen 25 000 unter dem Befehl des Generals d'Amade sich nach Ägypten zurückziehen sollten, um dort die Ankunft von Verstärkungen abzuwarten. Von der auf Lemnos verbleibenden kleinen Truppe war eine ernstliche Bedrohung der Dardanellen natürlich nicht zu befürchten. —

Auf dem Schwarzen Meere hatte längere Zeit Ruhe geherrscht. Die erste Meldung von neuen Seegefechten zwischen Türken und Russen kam am 6. Februar. Ein türkisches Kriegschiff begegnete in der Nähe von Batum vier russischen Kriegschiffen, die es unter Feuer nahm und zur Flucht nach Batum nötigte. Der Gegner verfolgte sie bis dahin und bombardierte die Stadt. Am 8. meldeten die Russen selbst, daß ihre Flotte von hoher See aus bemerkt habe, wie sich der türkische Kreuzer „Breslau" Jalta genähert und mehrere Kanonenschüsse auf die Stadt abgefeuert habe. Die Geschosse, die nach dem amtlichen russischen Bericht deutschen Ursprungs waren, beschädigten das Stadthaus und vier andere Häuser. Zur Erwiderung des Bombardements von Jalta wurden die russischen Kreuzer vor Trapezunt gesandt, das sie am nämlichen Tage um vier Uhr nachmittags beschossen. Besonders richteten sie ihr Feuer auf das Krankenhaus, wo sie den Tod zweier Verwundeten und zweier anderer Kranken herbeiführten. Schon am Tage vorher war eine aus fünf Linienschiffen, drei Kreuzern, zehn Torpedobooten und mehreren Dampfern bestehende russische Flotte vor den Kohlenhäfen des Eregligebietes an der Südküste des Schwarzen Meeres erschienen und hatte die Häfen Zunguldak, Koslu, Eregli und Alabli beschossen. Am 30. März unternahmen die russischen Schiffe einen neuen Angriff auf das Kohlengebiet von Eregli. Mit 2000 Schüssen brachten sie neun Segelbarken zum Sinken und beschädigten vier Häuser.

Am 3. April kam es bei Odessa zu einem Seegefecht, bei dem die türkische Flotte zwei russische Schiffe, „Provident" und „Vastonaja", mit 2000 beziehungsweise 1500 Tonnen Wasserverdrängung zum Sinken brachte. Die Besatzung wurde gefangen genommen. Während dieses Vorgangs näherte sich der türkische Kreuzer „Medjidie" auf der Verfolgung von russischen Minensuchern dem russischen Ufer in der Umgebung der Festung Otchakow, stieß auf eine Mine und sank. Die Besatzung wurde durch andere türkische Kriegschiffe, die sich in der Nähe befanden, gerettet. Sie hatte sich sehr wacker gehalten: vor dem Untergang entfernten die Matrosen die Verschlußstücke der Kanonen und torpedierten ihr Fahrzeug, um ein Wiederflottmachen durch den Feind zu verhindern. Die Nachricht von dem Untergang der „Medjidie" wurde von der türkischen Bevölkerung angesichts der viel größeren Verluste der verbündeten Gegner mit großer Ruhe aufgenommen.

Die Kämpfe zu Lande sind mit dem Jahre 1915 in dem Maße lebhafter geworden, als die Kunde von der Erklärung des Heiligen Krieges Verbreitung gewann. Es ist natürlich, daß der Dreiverband sein Möglichstes tat, um die Verbreitung dieser Kunde zu verhindern, aber wo die Nachricht hinkam, erhoben sich die Muselmanen zum Kampfe gegen das Joch der Ententemächte. Schon gegen Ende Dezember 1914 stand eine Abteilung türkischer Truppen im Tschorusgebiet und traf bei ihrem Vormarsch auf Ardagan westlich von dieser Stadt auf Kosaken, die sie zurückschlug. Die Türken erreichten dann die Stadt, die unter dem Befehl des Generals Zachen stand und von 3000 Mann russischer Infanterie und 1000 Kosaken mit 6 Feldgeschützen und zwei Maschinengewehren verteidigt wurde. Die Türken



Kaukasusländer und Mesopotamien.

zögerten trotz ihrer geringeren Zahl nicht, am 29. Dezember morgens die gut befestigten, durch Artillerie verstärkten Stellungen der Russen anzugreifen. Eine blutige Schlacht entstand, und erst mit Sonnenuntergang endete das Ringen mit der Flucht der Russen, die große Verluste hatten. Eine reiche Beute an Munition, Kriegsmaterial und Transportmitteln fiel in die Hände der Sieger. Ardagan ist der befestigte Hauptort des gleichnamigen Bezirks in der russisch-kaukasischen Provinz Kars an der oberen Kura.

Die türkische Armee setzte auch an den nächsten Tagen noch ihren Siegeszug fort. Ein Teil rückte bis Sarikamysch vor, das ebenso wie auch Ardagan in der russisch-kaukasischen Provinz Kars liegt. Dort kam es zu einer erbitterten Schlacht, in der die Türken wieder siegreich waren. Zwischen Sarikamysch und Kars, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, bemächtigten sie sich zweier russischer Militärzüge samt ihrer Ladung und zerstörten die Eisenbahnlinie Sarikamysch—Kars. Auch weiter nördlich griffen die türkischen Truppen an. Als sie bei Tauschkerd auf russisches Gebiet vorrückten, stießen sie auf ein feindliches Bataillon, das dann in einer Schlucht unter Feuer genommen wurde. Die russische Truppe verlor hierbei 200 Tote und 400 Gefangene, der Rest wurde zerstreut.

Nach einer durch die Witterungsverhältnisse verursachten Unterbrechung der Kämpfe erhielten die Russen im Kaukasus Mitte Januar Verstärkungen, gegen die die Türken einen schweren Stand hatten. Doch scheiterte ein russischer Versuch, den Flügel eines türkischen Armeekorps zu umfassen, gänzlich. Westlich von Hoi kam es am 17. Januar zu einem Gefecht, das mit der Flucht der Russen unter Zurücklassung von Toten und Verwundeten endete. Die Angriffe der Russen kamen schon in den nächsten Tagen überhaupt zum Stillstand, und am 21. Januar konnte das türkische Hauptquartier melden, daß sich der Gegner im Kaukasus zurückziehen mußte. Gegen Ende Januar gingen die türkischen Truppen in der Richtung auf Olty vor, machten bei einem Gefecht, das hier stattfand, etwa 300 Gefangene und erbeuteten eine Menge Kriegsmaterial. Bei Artwin wurde eine russische Abteilung, die die türkischen Truppen angegriffen hatte, mit schweren Verlusten zurückgeschlagen und ließ, als sie verfolgt wurde, noch viel Kriegsmaterial in den Händen der Türken. Am 14. Februar umzingelten die Türken in der Zone von Lastistan die russische Stellung von Liman-Sisi in der Nähe der Grenze und brachten dem Gegner große Verluste bei. Nun begannen die Russen vom Schwarzen Meere aus Truppen zu landen, die jedoch bald von den Türken zerstreut wurden. Eine andere Abteilung derselben besetzte nun Duzheny und schloß die russischen Truppen ein, die sich in der Stellung von Han Medressessi befanden.

Mitte Februar hatten sich auch neue Kämpfe nördlich von Artwin in der Umgebung von Bortschoho entwickelt, die am 23. Februar mit einem vollen Erfolg der türkischen Truppen endeten. Tags darauf stürmten sie Teschet und die Ortschaft Daschköj. Die Russen zogen sich nun, von den Türken verfolgt, in der Richtung auf Batum zurück. Selbst russischerseits wurde trotz mancher Lügenmeldungen der Mut und die Tapferkeit der Türken anerkannt. So schrieb der „Rjetsch" in Petersburg: „In den Kaukasuskämpfen zeigen die Türken eine überraschende Hartnäckigkeit und einen todesverachtenden Mut. Sie werden unterstützt durch die topographische Lage, die sie vorzüglich ausnutzen. Besonders gut schlagen sich die Konstantinopeler Truppen."

Lange Zeit herrschte jetzt im Kaukasus infolge des heftigen Schneefalls Ruhe. Erst am 20. März trafen türkische Truppen wieder auf eine russische Erkundungsabteilung, die zurückgeschlagen wurde. Am 27. unternahmen russische Kosaken und Infanterie Angriffe gegen die türkischen Truppen südlich des Flusses Arax, wurden jedoch auch hier zurückgeworfen. Auch bei Artwin griffen die Russen die türkischen Stellungen vergeblich an. Am 4. April kam es zu einem Gefecht nördlich von Ischkan, einem Orte in der Nähe der Grenze. Die Russen griffen hier die türkischen Vorhuten an und wurden nach einem erbitterten achtzehnstündigen Kampfe auf die andere Seite der Grenze geworfen. Die türkischen Truppen besetzten darauf die feindlichen Dörfer in der Umgebung von Khosor und Parakez, südlich von Tauschkerd. —

Auch in Persien wuchs die Erhebung gegen das russische Joch. Seite an Seite mit ihren türkischen Glaubensgenossen kämpften die Perser gegen ihren russischen Bedrücker, der immer weiter vor ihnen zurückwich. Wo diese Freiheitsboten hinkamen, wurden sie von der Bevölkerung mit ungeheurem Jubel begrüßt. Erfolg auf Erfolg war ihnen beschieden. Schon am 3. Januar wurde gemeldet, daß die türkischen Truppen gemeinsam mit persischen Stämmen 4000 Russen, die über 10 Kanonen verfügten, bei Meyan Duwabjis, 50 Kilometer nordöstlich Sautschbulak, vollständig schlugen. Schon einige Tage später kam die Nachricht, daß die türkischen Truppen Kotur besetzt hätten. Die Russen zogen sich nunmehr in der Richtung auf Selmas und Choi zurück. Eine weitere Siegesnachricht aus Persien wußte am 14. Januar zu melden, daß die Türken Täbris und Selmas besetzt hätten. Die Russen verließen trotz anfänglicher Absicht, sich hartnäckig zu verteidigen, in Unordnung diese beiden Orte. Schon einige Tage vorher war Miandoab eingenommen worden. Hiernach zogen alle am Heiligen Kriege beteiligten Stämme nach Meragha, wo sie von der Bevölkerung mit Begeisterung empfangen wurden. Die Führer der benachbarten Stämme sowie die Bevölkerung der Städte Bunyan und Scheschwan zogen mit den Truppen gegen Täbris und rückten gemeinsam in die Stadt ein. Die Eroberung von Täbris durch die Türken



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Munitionszug auf dem Wege durch Syrien. Das hintere Pferd trägt das Trinkwasser für die Truppen.



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Türkische Artillerie auf dem Wege durch Syrien.



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Marsch der Türken durch den Taurus. Der Esel an der Spitze dient im Gebirge für die nachfolgenden Kamele als Pfadfinder.



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Ein Bachübergang im gelobten Land.

bedeutete einen großen strategischen Gewinn. Als Hauptstadt der heftig umstrittenen Provinz Aserbeidschan war Täbris eine wichtige Stellung für die hier kämpfenden Truppen, abgesehen davon, daß die Stadt wegen der Nähe der türkisch-russischen Grenze einer der Haupthandelsplätze Persiens ist. Wenn auch die Stadt heute als Festung nicht mehr in Betracht kommt, so ist sie doch wichtig als Sitz einer Waffenfabrik und ferner dadurch, daß von hier aus die Verbindungen nach dem Innern Persiens sehr günstig und bequem sind. Bei dem Mangel an jeglicher Eisenbahnverbindung ist die von Täbris beherrschte gute Karawanenstraße, die sowohl nach Persien als auch nach Türkisch-Armenien und nach Rußland führt, von erheblicher militärischer Bedeutung. Die Russen sahen sich gezwungen, die Provinz Aserbeidschan zu räumen, die sie bereits seit Jahren als russisches Gebiet behandelt hatten.


Phot. Sebah & Joaillier, Konstantinopel.
Sultan Mohammed V.

Wichtiger noch als der strategische ist aber der moralische Erfolg, den die Türken mit der Eroberung von Täbris erzielten. Die mohammedanischen Stämme waren bisher nur gezwungen dem Kriege gegen Rußland ferngeblieben. Nachdem aber die Russen geschlagen worden waren, zögerten sie nicht mehr, den Türken Heeresfolge und Beistand zu leisten.

Eine weitere erfreuliche Meldung traf am 4. Februar in Deutschland ein. Die „Agence Havas" meldete, daß 2000 Türken in Südwestpersien eingedrungen seien und sich nach Ahwaz gewandt hätten, wo die Engländer Naphthakonzessionen besitzen. Nomadenbanden hätten sich den Türken angeschlossen, und die mit der Bewachung der Naphthakonzessionen betrauten Bachtiaren rüsteten sich, den Türken den Vormarsch zu verwehren. Ahwaz liegt an dem einzigen schiffbaren Strome Persiens, dem Karun, 200 Kilometer oberhalb von dessen Mündung, an der Stelle, bis zu der Dampfschiffe vordringen können. Für die Stimmung der Perser und ihrer östlichen Nachbarn war ein erfolgreiches Vorrücken der Türken im südwestpersischen Arabistan von nicht geringer Bedeutung. Am 8. Februar meldeten Sonderberichterstatter der „Agence Milli" in Konstantinopel, daß die türkischen Truppen, verstärkt durch arabische Krieger, die wichtige Stellung Hawise nördlich von Mohammera besetzt hätten, wo sich vorgeschobene Posten der Engländer befanden. Dieser Erfolg machte großen Eindruck auf die Stämme der Gegend, die sich gleich denen des benachbarten Persien den türkischen Truppen anschlossen. Der Marsch ging nun auf Bassorah. Dort mußte man erfahren, daß die Engländer die Stadt und ihre Umgebung in eine Wüste verwandelt, unter anderem den berühmten Dattelwald ausgerodet hatten. Die Bevölkerung war infolge der unglaublichsten Drangsalierung massenhaft entflohen.

Auch bei Korna, einem Orte nicht weit vom Zusammenfluß des Euphrat und Tigris, kam es zu Kämpfen mit den Engländern (Abbildung Seite 305). Schon am 31. Januar hatte eine türkische Abteilung von 100 Mann ein englisches Lager beim Leuchtturm von Korna überraschend angegriffen. Sie drang in das Lager ein und schlug zwei englische Bataillone in die Flucht, die dabei starke Verluste hatten. Die Engländer verloren so sehr den Kopf, daß sie, in Gruppen getrennt, sich zwei Stunden lang gegenseitig beschossen und so weitere Verluste erlitten. Bei


Phot. Ed. Frankl, Berlin.
Der Oberbefehlshaber der Truppen am Suezkanal, Dschemal Pascha, verabschiedet sich in Damaskus unter feierlichem Gebet.



Beduinen im Kampf mit englischer Kavallerie bei Korna am Schatt el-Arab, der Vereinigung von Euphrat und Tigris.

Nach einer Originalzeichnung von Bruno Richter.



Östliches Mittelmeer und Sinaihalbinsel.

Anbruch des Tages eröffneten zwei Schwadronen englischer Kavallerie unter dem Schutz von Kanonenbooten das Feuer gegen die türkische schwache Abteilung. Die Engländer landeten Soldaten, um ihre Flüchtlinge aus den vorhergegangenen Gefechten zu sammeln. Die Gelandeten mußten sich aber vor dem tapferen Widerstand ihrer Gegner zurückziehen und viele Tote zurücklassen. Die Besatzungen der Kanonenboote wagten nun keine weitere Landung an dem von den Türken besetzten Flußufer und zogen sich zurück. Der einzige Erfolg, den die Engländer zu verzeichnen hatten, war die Niederbrennung zweier Araberhütten. Am 15. Februar rückte eine osmanische Abteilung gegen Korna vor, der es gelang, sich dem Stationsort der englischen Kanonenboote zu nähern. Die englischen Posten zogen sich bald unter beträchtlichen Verlusten hinter die Verschanzungen von Korna zurück. Die Osmanen erbeuteten hierbei zwei Kanonen und eine große Menge Munition; sie selbst verloren nur drei Tote und einige Verwundete. Einen Monat später rückten die Türken nach heftigen Kämpfen in Korna ein, nachdem sie den Gegner gezwungen hatten, unter großen Verlusten nach Süden abzuziehen. —

Der türkische Zug nach Ägypten hatte schon Anfang Januar den Erfolg, daß sich viele Araberstämme den Türken anschlossen. So traf am 1. Januar der Drusenchef Emur Said an der Spitze von 300 Reitern in Damaskus ein. Er kündigte dem Wali an, daß 20 000 freiwillige Drusen bereit seien, nach dem Kriegschauplatze abzugehen. Am 3. Januar fand in Damaskus eine große Parade über den Hauptteil der für Ägypten bestimmten Expeditionsarmee statt; mit dieser Truppenschau verbunden war die feierliche Übergabe der Fahne an die 10. Division. Der Parade wohnten die Walis von Damaskus und Beirut, der Gouverneur des Libanon, der deutsche und der österreichisch-ungarische Konsul, Abordnungen aus allen Gegenden Syriens, sowie die Oberhäupter der verschiedenen Bekenntnisse bei. Die Haltung der Truppen fand allgemeine Anerkennung. —

Am Suezkanal hatten sich Anfang Februar wieder Kämpfe entwickelt. Am 6. war der Geschützkampf hier besonders heftig. Zwei türkische Mörsergeschosse fielen auf den von den Engländern zu Truppentransporten benutzten, im Augenblick jedoch leeren Handelsdampfer „Hardings“. Am 8. Februar machte die Vorhut der gegen Ägypten kämpfenden türkischen Armee einen erfolgreichen Erkundungsmarsch durch die Wüste, trieb einen vorgeschobenen Posten der Engländer gegen den Kanal zurück und überschritt sogar mit einigen Kompanien Infanterie den Suezkanal zwischen Tussu'm und Serapeum. Trotz des Feuers englischer Kreuzer und Panzerzüge beschäftigten die türkischen Truppen den Feind während des ganzen Tages und klärten seine Verteidigungsmittel in vollem Umfange auf. Ein englischer Kreuzer wurde durch das türkische Geschützfeuer schwer beschädigt.

General Maxwell, der Befehlshaber der englischen Truppen in Ägypten, fand die Lage so schwierig, daß er am 9. Februar die Einreihung weiterer 10 000 australischer Soldaten in das ägyptische Heer forderte. Als Vorhut hatten die Engländer am Suezkanal eine 5000 Mann starke Sudantruppe aufgestellt, die aber am 10. Februar zu den Türken überging.

Das am Suezkanal sich entwickelnde Leben und Treiben zeigte manche bemerkenswerte Einzelheiten. Im Kanal patrouillierten die englischen Schiffe und hielten scharfe Wacht, daß Osmanen nicht an das westliche Ufer gelangten. Die Ägypter sollten beileibe nichts erfahren von der kriegerischen Stimmung der Osmanen, von deren Macht und von der Ausdehnung, die der Heilige Krieg gewonnen hatte. Aber die englische Wachsamkeit wurde zuschanden an dem Mut und der Ausdauer der Türken. Die an beiden Ufern des Kanals stehenden Stammesbrüder durchschwammen das trennende Wasser, um sich Grüße zu überbringen und Nachrichten auszutauschen. Die Vaterlandsliebe war es, die die Getrennten zusammenführte.

Über die Stimmung der Ägypter während der ersten Zeit des Heiligen Krieges berichtete ein aus Ägypten nach Deutschland heimgekehrter deutscher Kaufmann folgendes: „Trotz strengster Zensur und schärfster Kabelüberwachung blieb der schwere Schlag, den der Dreiverband und Belgien gleich in den ersten Kriegswochen erlitten, den Bewohnern Ägyptens nicht verborgen. Der Bericht über die Schlacht bei Tannenberg war mit allen Einzelheiten bereits in Kairo Tagesgespräch, ehe die anglo-ägyptischen Behörden selbst eine amtliche Nachricht darüber erhalten hatten. Um diesen Gerüchten entgegenzutreten, wurde durch einen Maueranschlag in englischer, französischer und arabischer Sprache erklärt, daß die unter der Bevölkerung mehr und mehr um sich greifende Nachricht von einem großen Sieg der Deutschen über die Armee Rennenkampfs bei Tannenberg völlig erfunden sei, lediglich zu dem Zweck, die gute Gesinnung der Bevölkerung im Sinne der Feinde Großbritanniens zu beeinflussen. 500 ägyptische Piaster wurden als Strafe angedroht für den Urheber dieser böswilligen Gerüchte. Etwa eine Woche später wurde durch Maueranschlag ein großer Sieg der verbündeten Armeen auf dem westlichen Kriegschauplatz bekanntgegeben. Bei Maubeuge sollten elf deutsche Divisionen von den verbündeten Franzosen und Engländern vernichtet worden sein. Der Kaiser sei darüber wahnsinnig geworden und habe sofort nach Deutschland in eine Irrenanstalt gebracht werden müssen. Der Kronprinz sei bei den Verfolgungskämpfen durch eine englische Granate getötet worden. Feldmarschall French sei bereits in Namur eingezogen. In dieser Woche würden die siegreichen Truppen den Feind, also die Deutschen, aus Belgien verjagt haben und auf deutschem Boden stehen. General Maxwell gab diese Lügenberichte als amtliche Meldung heraus. Griechen, Levantiner und Kopten glaubten ihm, die Araber und Türken lachten darüber. Diese Maueranschläge mit neuen Siegen der Verbündeten wiederholten sich ununterbrochen. Aber es fand sich jedesmal ein arabisches Blatt, das dem die über Konstantinopel kommenden deutschen Heeresberichte entgegenstellte. Darauf untersagte General Maxwell das weitere Erscheinen aller arabischen Veröffentlichungen.

Die Engländer richteten sodann einen Spitzeldienst ein, viele Verhaftungen wurden vorgenommen. Die ägyptischen Offiziere der anglo-ägyptischen Armee wurden nach dem Sudan und nach Uganda versetzt. Die europäischen Truppenteile kamen aus dem Sudan nach Kairo, die Eingeborenenregimenter nach Oberägypten und Nubien. Man nahm den Eingeborenentruppen die scharfe Munition ab. Fast alle Türken und Perser verließen heimlich die Städte Unterägyptens. Nach Zehntausenden zählten die Kamele,

die bei El Kantara den Suezkanal überschritten und nach Palästina zogen. Wenige Tage später kam für die englische Regierung, die diesen Vorgang mit religiösen Dingen in Verbindung bringen wollte, die Erklärung: der Abbruch der diplomatischen Beziehungen der Türken zu den Mächten des Dreiverbandes."

Bis Ende März herrschte abgesehen von kleineren unbedeutenden Gefechten am Suezkanal fast vollständige Ruhe. Erst am 26. teilte das türkische Hauptquartier mit, daß eine Abteilung türkischer, gegen den Suezkanal vorgehender Truppen in der Nähe des Kanals, gegenüber der Station Madam, auf eine kleine englische Kolonne gestoßen sei und diese vernichtet habe. Darauf beschoß diese Abteilung erfolgreich zwei mit Truppen beladene englische Transportdampfer. Eine andere Abteilung beschoß einen englischen Transportdampfer zwischen Schaluf und Adschigöl. —

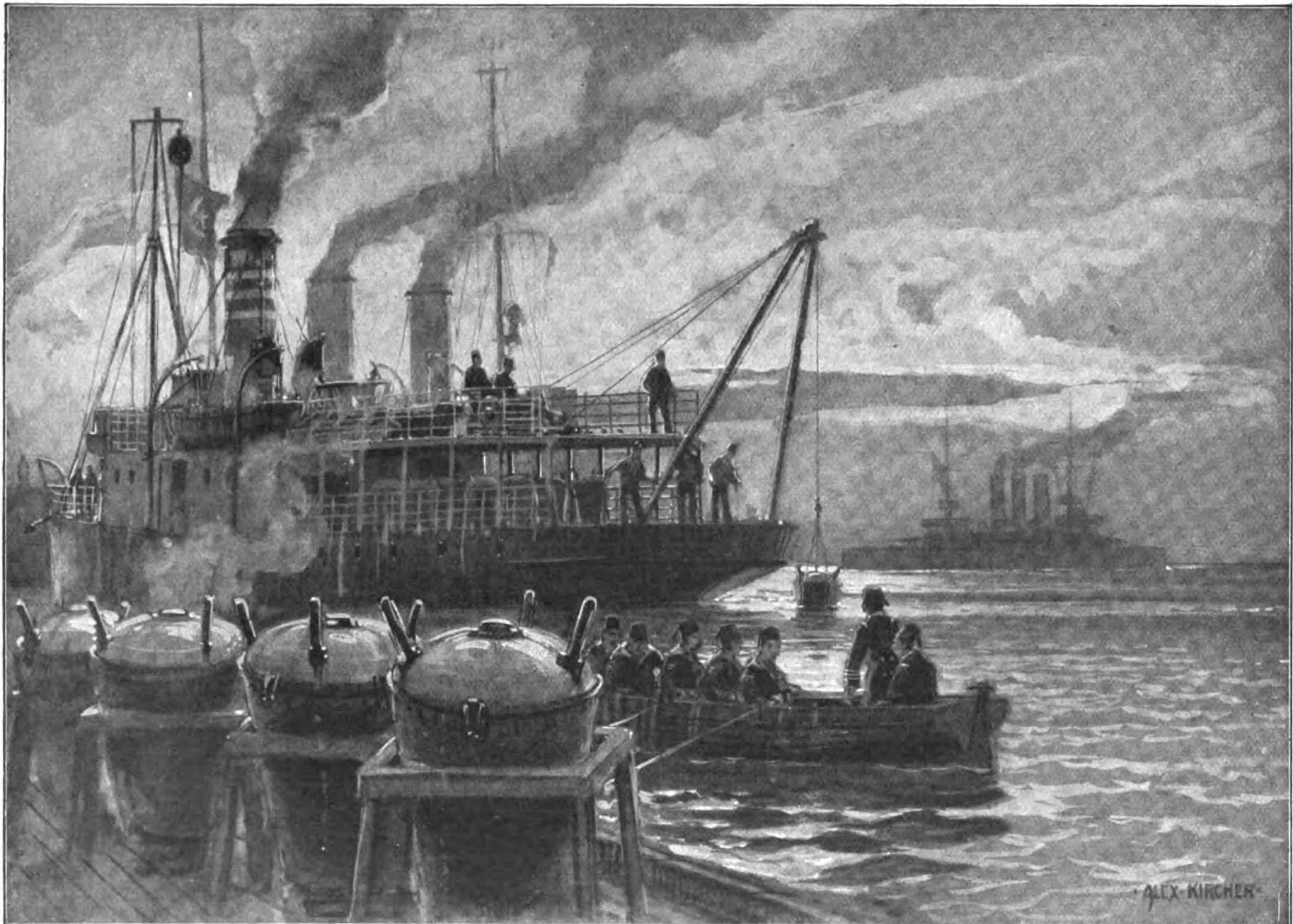
Ähnliche Verlegenheiten, wie sie die Engländer in Ägypten hatten, beunruhigten die Franzosen in Marokko. Wir haben bereits auf Seite 164 mitgeteilt, daß sich Abdul Malik in Fez zum souveränen Sultan von Marokko ausrufen ließ. Die französische Presse verheimlichte mit großer Sorgfalt alle unangenehmen Nachrichten aus Marokko, aber die Wahrheit ließ sich nicht länger vertuschen, als in Deutschland durch das Wolffsche Büro ein Brief von Abdul Malik verbreitet wurde. In dem vom 26. Muharrem (14. Dezember) datierten Briefe schrieb Abdul Malik, der sich Emir von Marokko unterzeichnete, es sei ihm nach fünfzehntägigem Kampfe gelungen, Fez einzunehmen.

Die Bevölkerung habe die marokkanischen Krieger mit großer Begeisterung und lebhafter Rührung empfangen. Die Moscheen seien mit Gläubigen gefüllt gewesen, die Dankgebete verrichteten. Die Franzosen hätten versucht, auf der Flucht die Lebensmittel- und Munitionsniederlagen zu verbrennen, was ihnen aber nicht gelungen sei. Den Marokkanern sei reiche Beute in die Hände gefallen. Obwohl sie gegen die Franzosen in der Ebene zu kämpfen gehabt hätten, seien ihre Verluste unbedeutend gewesen, während die Franzosen 3500 Mann an Toten und Gefangenen sowie zahlreiche Verwundete verloren hätten. Die Bevölkerung der wiedereroberten Gebiete schließe sich den unter Abdul Malik kämpfenden Streitkräften an. Nach der Einnahme von Fez habe in der großen Moschee mit großem Gepränge die Verlesung des Fetwas stattgefunden, in dem namens des Sultans und des Kalifen der Heilige Krieg verkündet wurde.

Diese unangenehmen Nachrichten beeilte man sich in Paris als erlogen zu bezeichnen. Daß sie aber auf Wahrheit beruhten, war schon daran zu erkennen, daß Frankreich sich veranlaßt fühlte, eine Expedition gegen Marrakesch zu entsenden. Um die Mitte Januar wurde bereits bekannt, daß diese französische Expedition westlich von Marrakesch eine schwere Niederlage erlitten hatte. Der Bezirk mußte geräumt werden und die französischen Truppen sich nach Mogador zurückziehen.

Anfang Februar mußten die französischen Behörden und die fremden Konsulate Tanger räumen. Mit dieser Tatsache erhoben sich für die Franzosen ernste Besorgnisse um ihren afrikanischen Kolonialbesitz. In Marokko dauerte die Agitation mit ungehinderter Heftigkeit fort. Banden von berberischen Reitern belästigten die Wachtposten und versuchten den Bau der Eisenbahn zu stören. —

Je mehr sich der Krieg in Europa zum Unheil für England wandte, mit um so größerer Sorge sah man von London nach Indien. Um in dieser wichtigsten seiner Kolonien die Ruhe aufrecht zu erhalten, suchte das Mutterland auf jede Weise zu verhindern, daß Nachrichten von der Erklärung des Heiligen Krieges dorthin gelangten. Aber vergeblich. Es zeigte sich bald, daß die englische Darstellung, wonach in Indien alles ruhig sei und man es dort als größtes Glück betrachte, für England in Europa sein Blut zu vergießen, erfunden war, zumal als aus anderer Quelle die Nachricht nach Europa gelangte, daß unter den Indern lebhafte Unzufriedenheit mit England, ja geradezu Feindschaft gegen England und eine starke Gärung herrsche. Einen wichtigen Beleg dafür bildet ein Flugblatt, das unter den Indern verteilt und von ihnen mit großem



Türkische Minenleger vor dem Bosporus werden von den Kreuzern „Hamidije" und „Berc-i-Satwet" bewacht.
Nach einer Originalzeichnung von Alex. Kircher.



Trainlager österreichisch-ungarischer Truppen in Galizien. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Interesse gelesen wurde. Das Flugblatt ging von der „Hindustan-Gadar-Partei“ aus, die ihren Sitz in San Franzisko hat. Es ist interessant und bedeutend genug, um seinem Gedankengang nach hier wiedergegeben zu werden.

Die Schrift führt den Titel „Die Bilanz der britischen Herrschaft in Indien“ und stellt in 14 Punkten „einige Haupttatsachen“ zusammen. Zunächst wird darauf hingewiesen, daß die Engländer jedes Jahr 50 Crores Rupien oder 167 Millionen Dollar aus Indien herauspressen und nach England bringen; auf Grund hiervon seien die Inder so arm geworden, daß das durchschnittliche Tageseinkommen pro Kopf nur noch 5 Pices oder $2^1/_2$ Cents (also 10 Pfennig) betrage. Die Grundsteuer belaufe sich auf mehr als 65 vom Hundert. Es folgte eine schlagende Gegenüberstellung der Ausgabeposten für Erziehung, Gesundheitswesen und Heer in Indien. Für die Erziehung von 240 Millionen Indern werden jährlich $7^3/_4$ Crores Rupien oder 25 Millionen Dollar ausgegeben. Auf das Gesundheitswesen werden nur 2 Crores (wenig mehr als 6 Millionen Dollar) verwandt, aber das Heer erfordert $29^1/_2$ Crores, was der Summe von 97 Millionen Dollar gleichkommt. Die nächsten Punkte verfolgen das Versagen Englands auf dem Gebiete der indischen Gesundheitspflege des weiteren. Unter britischer Herrschaft, so heißt es, haben sich die Hungersnöte ständig vermehrt, und in den letzten 10 Jahren sind 20 Millionen Männer, Frauen und Kinder in Indien Hungers gestorben. Außerdem hat in den letzten 16 Jahren die Pest 8 Millionen Todesfälle verursacht, und es hat sich während der letzten 30 Jahre das Verhältnis der Todesfälle von 24 auf 34 pro Tausend erhöht. Hiernach geht das Flugblatt zu einigen Angaben rein politischer Natur über. Es weist darauf hin, daß von englischer Seite Mittel angewandt werden, um in den Eingeborenenstaaten Uneinigkeit und Unordnung hervorzurufen und auf diese Weise den englischen Einfluß daselbst zu stärken. Ferner wird hervorgehoben, daß Engländer, wenn sie Hindu töten, Hindufrauen beleidigen oder ihre Ehre antasten, dafür keine Strafe zu gewärtigen haben. Beachtenswert sind die Punkte, welche die Gemeinsamkeit der Interessen der Hindu und der Mohammedaner hervorheben. Es heißt da, daß von dem Gelde, das den Hindu und den Mohammedanern abgenommen wird, christliche Geistliche, nämlich Missionare, unterstützt werden, und besonders wird betont, daß die Engländer immer bemüht seien, zwischen den beiden großen Bevölkerungselementen Indiens Feindschaft zu säen. Indiens Gewerbe und Industrie seien zugunsten Englands vernichtet worden. Mit Hilfe indischen Geldes und unter Aufopferung des Lebens zahlreicher Hindu habe England in einer Reihe von fremden Staaten, China, Afghanistan, Birma, Ägypten und Persien, Eroberungen gemacht.

Nach allen diesen Hinweisen und Anführungen geht das Flugblatt zu den Schlußfolgerungen über. Die Bevölkerung von Indien, so heißt es, betrage in den Eingeborenenstaaten 70 Millionen, im britischen Gebiete 240 Millionen. Ihnen wird die britische Militärmacht in Indien gegenübergestellt: 79 614 englische Offiziere und Soldaten und 38 948 Freiwillige. Auf diese Voraussetzungen gründet sich dann die Aufforderung der Flugschrift: „Es sind 57 Jahre seit dem Aufstande von 1857 verflossen; jetzt ist ein zweiter Aufstand dringend nötig.“ Also ein Aufruf zur offenen Erhebung gegen England!

Es ist überflüssig, all die zahlreichen englischen Nachrichten wiederzugeben, die sich bemühen, die Aufstandsbewegung in Indien als harmlos darzustellen. Selbstverständlich spielen sich die Engländer stets als die Herren der Lage auf; so geben sie sich auch den Anschein, die indische Gärung nur als das Erzeugnis weniger verschrobener Köpfe anzusehen. Ein ganz anderes Bild dagegen erhielt man durch einen zusammenfassenden Bericht, den die „Kölnische Zeitung“ aus Weltevreden in Java erhielt. Dieser Bericht lautete:

„Die Soldaten des 5. indischen Regiments hatten schon einige Wochen vorher durchaus kein Geheimnis daraus gemacht, daß sie losschlagen würden, sobald man sie an die Front bringen würde. Sie wollten keinen Aufstand gegen England anzetteln, würden aber als Mohammedaner unter keinen Umständen gegen die Bundesgenossen des ‚Großen Herrn‘ in Konstantinopel kämpfen. Auch in Rangun und Kalkutta kam es aus demselben Anlaß zu Meutereien. Erzählungen indischer Soldaten zufolge sind alle Glaubensgenossen in Indien von den gleichen Gefühlen beseelt. Die Engländer waren so unvorsichtig, dieser in der mohammedanischen Bevölkerung herrschenden Stimmung, die amtlich stets abgeleugnet worden war, auch in der Praxis nicht Rechnung zu tragen, und haben es sich daher selbst zuzuschreiben, daß die sonst so friedlichen Inder die Waffen gegen die Regierung kehrten. Am 17. Februar sollte das 5. indische Regiment nach Europa abgehen. Erst am Morgen vorher wurde dies der Mannschaft mitgeteilt. Zu ihrem Ersatz waren schon 100 Mann eingeborene Truppen des Sultans von Johore in Singapore eingetroffen. Als der Befehl zur Abreise nach Europa zur Gewißheit wurde, begannen die indischen Truppen — zusammen 1400 Mann — sofort zu meutern, drangen in den Offizierklub ein und erschossen dort 27 Offiziere. Andere Abteilungen durchzogen die Stadt und schossen jeden Europäer nieder, der ihnen entgegentrat. Durch einen Zufall wurde auch eine englische Dame getötet; andere Frauen ließ man vorbei. Im deutschen Internierungslager erschienen um vier Uhr nachmittags 20 Mann. 17 Deutsche spielten auf einer Wiese vor dem Lager gerade Fußball, von 15 Mann Freiwilligen und einem Offizier bewacht. Plötzlich sahen sie die heranschleichenden Inder, die ihnen durch Handbewegungen bedeuteten, sich niederzulegen. Dann begann ein mörderisches Feuer auf die Engländer, die in wenigen Sekunden fielen, ohne einen Schuß abgegeben zu haben. Hierauf unterhandelten die Inder mit den Deutschen wegen Teilnahme an dem Aufstande, die aber mit Rücksicht auf das den Engländern gegebene Ehrenwort abgelehnt wurde. Es folgten noch weitere Ausschreitungen. Alle Schichten der



Der Sturm der 72er auf die russischen Schanzen bei Rudnik.

Nach einer Originalzeichnung von A. Reich.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Beim Anlegen von unterirdischen Unterständen. Der Beginn der Arbeiten.

ländischen und englischen Postboote gebracht. Am Tage darauf wurde den ganzen Tag geschossen, doch kam es, da die Freiwilligen sich nirgends den Indern entgegenstellten, zu keinem größeren Treffen. Um die Bevölkerung, vor allem die mohammedanischen Eingeborenen über den Charakter der Bewegung nicht im unklaren zu lassen, durchzogen Inder mit dem Ruf ‚Islam‘ die Stadt. Bald kamen 500 Mann englische Truppen aus Rangun an und beeilten sich, sich in der Tanglikaserne zu verschanzen. Ihre Streifzüge durch die Stadt hatten keinen Erfolg, da sie von allen Seiten beschossen wurden, ohne den Gegner zu Gesicht zu bekommen; die Inder schossen aus Wohnhäusern. Die Gesamtverluste der Engländer betragen 300 Mann.“

England sah sich genötigt, den Kriegszustand über Indien zu verhängen und Ausnahmegesetze zu erlassen. In der Londoner Presse wurden diese Maßnahmen mit den Umtrieben

inländischen Bevölkerung zeigten Sympathien für die Aufständischen, die sie stets bereitwilligst verbargen. Am Abend waren diese Herren der Stadt. Selbst das Waffenmagazin war in ihren Händen, so daß die rasch aufgerufenen Freiwilligen nicht bewaffnet werden konnten. Um zwölf Uhr nachts begannen die Inder die Stadt zu beschießen. Das Gewehrfeuer hielt die ganze Nacht an. Die Männer der europäischen Bevölkerung verschanzten sich in den Gasthöfen, die Frauen wurden rasch auf die im Hafen liegenden hol-

von Anarchisten und Räuberbanden begründet. Ob wohl irgend jemand an diese Begründung geglaubt hat? Die Nachricht vom Aufstande in Indien war bereits in alle Kreise gedrungen, und überall fühlte man das englische Weltreich erzittern. Empörung in Indien und in Ägypten, der Suezkanal von den Türken bedroht, die Dardanellen unbezwinglich, die Zufuhr nach dem Mutterlande durch deutsche Unterseeboote in Frage gestellt — wo blieb da die Weltherrschaft Englands? (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Barrikadenkampf um den Hohlweg von Crouy.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das Bild Seite 312/313 und die Kartenskizze Seite 314.)

Dieser Barrikadenkampf bildet nur einen kleinen Abschnitt der großen Schlacht bei Soissons vom 12. bis 14. Januar 1915, über die wir schon auf Seite 196 einen Bericht aus fachmännischer Feder brachten Jener Hohlweg liegt nämlich in der Nähe des Bahnhofs Crouy (siehe Skizze Seite 314), der seinerseits wieder 4,5 Kilometer nordöstlich Soissons an der Bahnlinie Soissons—Laon liegt. Die Besatzung des Weges, das Leibregiment, hatte sich zum Schutz gegen die feindlichen Granaten hüttenartige Unterschlupfe geschaffen, die an den steilansteigenden Bergwänden zu beiden Seiten des tiefeingeschnittenen Weges, unter Ausnutzung jeder Mulde, jedes toten Winkels, in rastloser Arbeit horizontal eingegraben oder durch Anschüttungen auf die flachen Dächer splittersicher gemacht worden waren. Balken, Bretter und Schienen aus der Umgegend stützten das durch Witterungseinflüsse und Granaterschütterungen leicht niederrieselnde Erdreich; und waren auch diese zu schwach, so wurden sie durch Unterzüge mit Stempel gefestigt.

Diese Mittelunterstützungen sind links auf dem Bild Seite 312/313 deutlich erkennbar, während in den beiden unteren Unterschlupfen rechts die Stärke der Deckhölzer 15 zu 15 Zentimeter betrug, bei höchstens 2 Meter Freilage. Der Soldatenhumor sorgte auch gleich für würdige Benennung der Unterschlupfe und der Bastionen, wie „Engelsburg“, „Rattenloch“, „Fuchsbau“, „Mäuseloch“, „Dachsbau“, die untereinander und mit den Anschlußstellungen rechts und links auf den Höhen durch schmale Kletterpfade in Verbindung standen.

Der Hohlweg selbst war gesperrt durch eine mühsam errichtete Barrikade aus Baumstämmen und — wegen der Splitterwirkung — mit Erde bedecktem Schotter, der aus den großen Steinbrüchen stammte, sowie aus den altbewährten, mit Erde gefüllten Sandsäcken. Um auch gegen anhaltende Beschießung noch Deckung zu bieten, wurde sowohl vor wie hinter die Baumstämme festgestampfte Erde von 30 Zentimeter Stärke gepackt. Die ganze Länge der Barrikade betrug kaum 4 Meter. Ein weiterer Nebenvorteil der erwähnten Erdverkleidung, die durch Masken noch verstärkt wurde, war, daß die Barrikade sich wenig vom Umgelände abhob, also auch keinen guten Haltepunkt und damit kein leichtes Ziel bot.

In das romantische Leben unserer feldgrauen Höhlenbewohner griff die moderne Waffentechnik mit rauher Hand ein. Die feindlichen Granaten, zumeist im Bogenschuß aus Steilfeuerbatterien kommend, mehrten sich. Ihr Heulen und krachendes Bersten ließ die Felswände des Hohlweges erzittern, und noch minutenlang nach ihrem Zerspringen bröckelten Sand, Geröll und größere Steine ab, um langsam weiter abwärts zu rutschen oder in großen Sprüngen und scharfem Aufschlag den Weg unsicher zu machen. Der Fleiß und die Zeit, die auf das Bauen der Unterschlupfe verwendet worden waren, lohnten sich. Die Anlage und der Ausbau schützten die Insassen selbst vor größeren Granatstücken aus nächster Nähe. Nur wenige Volltreffer fanden ihren Weg zufällig in die eine oder die andere Höhle, und gegen Granatvolltreffer — vollends aus Steilfeuergeschützen — ist bis heute im Feldkriege noch kein Kraut gewachsen. Diese über den Durchschnitt heftige Beschießung ließ erkennen, daß etwas Außergewöhnliches im Werke sein müsse. Man hatte sich in der Vermutung nicht getäuscht. Denn Joffres Offensive versuchte auch hier Boden zu gewinnen. Unseren Gegnern war es natürlich klar, daß der Hohlweg weniger taktischen Wert besaß, als die bastionenartig ausgebauten höheren Stellungen. Besaß man nämlich die Bastionen, so war damit gleichzeitig auch der Besitz des Hohlweges aufs äußerste bedroht.

Deshalb wurden jene hauptsächlich zu Brennpunkten des Kampfes. Doch sollte die Barrikade ihren Kampfwert ebenfalls zeigen bei einem französischen Angriff, der bis auf die nächsten Entfernungen herangetragen werden konnte, obwohl das Feuer des wackeren Leibregiments dem Angreifer großen Schaden zufügte. An der Barrikade selbst kam es zu einem ebenso spannenden wie blutigen Bajonettkampf. Von den Bastionen fiel nur eine, nämlich die „Engelsburg“, vorübergehend in die Hände der Feinde, während der Hohlweg trotz aller feindlichen Anstrengungen und Opfer dauernd in deutschem Besitz blieb.

Eine kleine Geschichte wird aus diesem Kampfe berichtet, die so bezeichnend für die französische Verwundetenfürsorge ist, daß sie hiermit der Vergessenheit entrissen werden soll. An jener Bastion, um die mit wechselndem Kriegsglück gekämpft wurde, hörte ein deutscher Sanitätsoldat ein jämmerliches Stöhnen und Klagen. Vorsichtig kriecht er dem Schall entgegen, bis er in einem Granatloch den Bedauernswerten findet, einen bis an die Brust verschütteten Franzosen. Dieser fleht um Hilfe, die ihm der wackere Sanitäter mit zwei Kameraden auch bringen möchte. Doch beim Versuch ihn herauszuziehen schreit der Verwundete vor gräßlichen Schmerzen laut auf und lenkt dadurch unbedachterweise das gegnerische Feuer auf die drei Samariter, die sich im heftigsten Kugelregen zurückziehen müssen. Doch ihr gutes Herz läßt ihnen keine Ruhe. Noch zweimal versuchen sie die Rettung. Stets mit demselben Ergebnis, da die Franzosen immer wieder wütend schießen, sobald die Deutschen den wehklagenden Verwundeten bergen wollen.

Der nächste Tag brachte einen Frühangriff der Franzosen, der sie in den Besitz jener Stellung brachte. Zwei Tage später konnten sie wieder zurückgeworfen werden. Den Verschütteten fanden unsere drei Sanitäter, nachdem die Franzosen zwei Tage lang ihm hätten helfen können, noch in der nämlichen Körperlage — tot.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Das sachgemäße Eindecken der fertiggestellten unterirdischen Unterstände.

Krieg und Haushaltung.

Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann-Berlin.

Durch die Tüchtigkeit unserer Heere sind die Schrecken des Waffenkrieges von unseren Grenzen gebannt. Die Wirkungen aber des gleichzeitigen Krieges mit wirtschaftlichen Mitteln, auf den die Gegner Deutschlands anscheinend größere Hoffnungen als auf ihre Waffen setzen, machen sich nun auch im Innern des Reiches deutlich fühlbar. Selbst die Leichtfertigen, die bis Neujahr gedankenlos darauf loslebten und über alle Einschränkungsmahnungen sich lustig machten, gewinnen nunmehr ernsthaftes Interesse an der schwierigen Rechenaufgabe, ob unsere volkswirtschaftlichen Vorräte und Eigenproduktionskräfte samt dem Wenigen, das uns das neutrale Ausland an Futter- und Nährmitteln zu gepfefferten Preisen überläßt, dem deutschen Volke das wirtschaftliche Durchhalten in der Ernährungsfrage gestatten.

Unsere Geldrüstung ist glänzend, unsere Ausstattung mit Munition und Heeresgerät vollauf genügend und für



Deutsche Soldaten im Unterstand bei allerhand Zeitvertreib.

Phot. Leipziger Presse-Büro.



Der Barrikadenkampf um den

Nach einer Originalzeichnun



lweg von Croun bei Soissons.

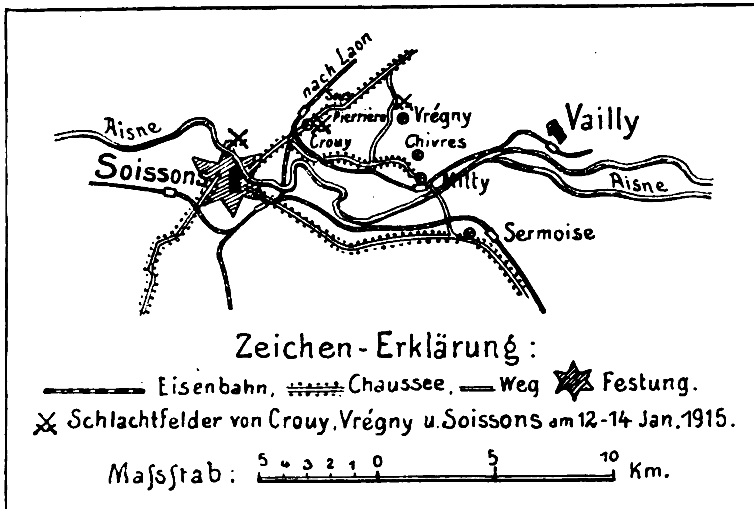
Professor Anton Hoffmann.

jede Kriegsdauer gesichert, nur die Massenernährung der 67 Millionen Menschen, mit denen (laut Zählung vom 1. Dezember 1914) 21,8 Millionen Stück Rindvieh, 25,3 Millionen Schweine, 5,4 Millionen Schafe, 3,5 Millionen Ziegen und rund 5 Millionen Pferde um die Wette an unseren Beständen zehren, macht uns Kopfzerbrechen, und zwar gegenwärtig um so mehr, je weniger wir uns in den ersten Kriegsmonaten den Kopf über die Vorsorge bis zur nächsten Ernte zerbrochen und entschlossen die Lösung dieser damals erst von wenigen in ihrer Bedeutung erfaßten Aufgabe angepackt haben. Man kann fast sagen, unsere Gegner haben sich früher Gedanken über die deutsche Volksernährung im Kriege gemacht als wir selber, die wir durch übertriebene Ernteschätzungen und durch die Erwartung eines raschen Kriegsendes zu einer allzu rosigen Auffassung kamen, die zwar für die Stärkung der Kriegsnerven auch ihr Gutes hat, aber infolge Vernachlässigung der kritischen Seiten unserer Wirtschaftslage die rechtzeitige Abwehr versäumte.

Wir hatten in den ersten Kriegsmonaten keine größere Sorge auf dem Ernährungsgebiete, als die Preise für Lebensmittel in erträglichen Grenzen zu halten und den kleinen Wucherern das Handwerk zu legen. Allmählich wagte man auch den Preistreibereien der Großhändler und der Produzenten von Getreide und Kartoffeln Schranken zu ziehen. Dann begann die Einsicht zu dämmern, daß unsere Getreideernte doch nicht so gut ausgefallen sei, wie es die Fachleute im August immer wieder versichert hatten, und daß die Viehfütterung mit Roggen, der die fehlende ausländische Futtergerste ersetzen mußte, nicht eben zur Verlängerung unserer Getreidevorräte beitrage. Mahnungen zum Maßhalten erfolgten, Einschränkungen der Branntweinbrennerei griffen Platz, und das „Strecken" begann: stärkeres Ausmahlen des Getreides, K-Brot (zunächst mit 10 Prozent Kartoffelzusatz) wurde empfohlen. Auch ein Roggenverfütterungsverbot sollte Anfang November in Kraft treten; aber die Schweine, für die im September sogar noch örtliche Abschlachtungsverbote ergangen waren, wurden weiter fett und nahmen bis Dezember um einige runde Millionen Stück bei kräftig steigenden Preisen zu.

Im Dezember erkannten die verantwortlichen Volkswirte die Bedenklichkeit dieser Entwicklung; gleichzeitig begann eine in großen Umrissen vorgenommene Zusammenstellung der wichtigsten Tatsachen und Zahlen der Volksernährung, der Viehzucht und der Bodenbestellung durch Professor Eltzbacher und 16 Fachleute in der Öffentlichkeit die Erkenntnis zu zeitigen, daß wir nicht weiter ins Blaue hinein genießen und wirtschaften können, wenn wir nicht eines Tages vor leeren Schüsseln und Trögen stehen wollen.

Freilich die ganz überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes gab sich der Feiertagsschlemmerei am Jahresende noch mit sorglosem Behagen hin. In den Regierungskreisen glaubte man, die rasche Aufzehrung des Brotgetreides durch Preissteigerungen hemmen zu können, die zur Sparsamkeit erziehen und die Landwirte zum Verkauf des Getreides statt zur Verfütterung bestimmen sollten, kam aber glücklicherweise von diesem unzweckmäßigen Gedanken noch in letzter Stunde ab und entschied sich unter dem Einfluß militärisch-sozialer Strömungen, die den Weg ins Große Hauptquartier gefunden hatten, zu der Beschlagnahme und gemeindlichen Verteilung des Brotgetreides in der weltberühmten Bekanntmachung vom 25. Januar 1915.



Wegeskizze zum Barrikadenkampf bei Crouy. (Siehe Seite 310.)

Bisher waren alle Verbrauchbeschränkungs- und Sparsamkeitsmaßnahmen der Regierungen von der Mehrheit der Bevölkerung sofort mit stürmischen Lebensmittelaufkäufen oder schlauen Umgehungsversuchen beantwortet worden, ja viele deutsche Hausfrauen setzten ihre besondere Ehre darein, der bösen Regierung zum Trotz doch ihren Haushalt auf derselben Höhe fortzusetzen und ihren Angehörigen nichts abgehen zu lassen. Der kurzsichtige privatwirtschaftliche Egoismus, der noch nicht denken gelernt hat, daß jede Einzelhandlung eines Haushalts, jede Verschwendung eines Gramms Fett, einer Handvoll Mehl, einer Kartoffel mit 67 Millionen, der Kopfzahl des ganzen Volkes, oder doch mit 14½ Millionen, der Anzahl der deutschen Haushaltungen, vervielfältigt werden muß, um ihre Wirkung zu erfassen, überwog vor der Beschlagnahmepolitik das volkswirtschaftliche Verantwortlichkeitsgefühl, das die Voraussetzung des Durchhaltens ist. Denn es nützt dem einzelnen schließlich gar nichts, auf einen vollen Speicher von Lebensmitteln zu pochen, wenn neben ihm Tausende dem Nichts gegenüberstehen; es nützt dem Reichen das Bewußtsein nichts: „du kannst dir immer noch mit deinem Gelde auch in Notzeiten das Erforderliche kaufen", wenn rings die ärmeren Schichten des Volkes zu hungern anfangen.

Der Krieg schafft statt dem Nebeneinander zahlloser Privatwirtschaften, die sich nicht umeinander kümmern zu müssen glauben, eine Wirtschaftsgemeinschaft des ganzen Volkes, in der keine Klasse zugunsten einer anderen vernachlässigt werden darf, weil sonst die Gesamtheit zu kränkeln und in ihrer kriegerischen Widerstandsfähigkeit gegenüber den Feinden zu erlahmen anfängt. Nicht nur im Felde, sondern auch in der Kriegswirtschaft daheim heißt es: „Alle für einen, einer für alle!"

Das wollte dem hergebrachten privatwirtschaftlichen Egoismus lange Zeit nicht in den Sinn. Und auch als im Januar die große Aufklärungs- und Erziehungsarbeit durch ganz Deutschland begann und namentlich die Hausfrauen zur Kriegspflicht in Küche und Keller aufrief, half das doch nur allmählich bei einer dünnen Schicht. Mit Geld sparte man, ja sogar oft in unverständiger Weise, indem man sich nützliche Ausgaben, die dem Handwerker und Kleinhändler hätten zugute kommen können, versagte und in reichen Familien es für ein Kriegsunrecht ansah, kostbare Dinge und Genußmittel zu kaufen, auch wenn sie mangels Abnehmern beim Kaufmann zu verderben drohten. Auf die billigeren, ausgiebigeren Lebensmittel aber, die der Massenernährung dienen und wegen der Massennachfrage an sich bald knapp werden mußten, richtete sich nun noch die Nachfrage der Wohlhabenden mit der falschen Sparsamkeit. Daß es auf die Ersparnis an Stoffen, an Mengen, nicht auf Ersparnis an Geld und an Güte der Eßwaren ankommt, ist selbst heute noch manchen Familien nicht beizubringen.

Wegen dieser mangelnden Einsicht und des starken privaten Egoismus war die Beschlagnahme der Mehl- und Brotstoffe eine volkserziehlich notwendige Maßnahme und zugleich eine rettende Tat, da nur auf diese Weise die Restvorräte an Roggen einigermaßen wirksam vor dem Schweinetrog gesichert werden konnten. Die Zumessung bestimmter Brotmengen auf den Kopf der Bevölkerung machte nun auch dem Kurzsichtigsten das Kriegsgebot klar, daß niemand sich auf Kosten der anderen allein satt essen darf, sondern daß die Vorräte gerecht unter alle verteilt werden müssen, wenn es knapp wird. Die Knappheit des Brotes aber erweckte gleichzeitig mit einem Male das Verständnis für die Nutzbarmachung aller übrigen Nähr- und Genußmittel, für die Ersatzbeschaffung und die sparsamste Verwertung, denn fast alle anderen Lebensmittel sind an sich, ganz besonders aber in Kriegszeiten, teurer als das Brot und finden deshalb ohne weitere Mahnung eine sorgsame Behandlung. Auch die Kartoffeln, das Gemüse und die Magermilch, die in den verschiedenen Kriegskochbüchlein auf dem Papier längst einen Oberplatz eingenommen hatten, sind nun in der Wirklichkeit



Ein Tiroler in den Karpathen.

Die tapferen Tiroler.

Die Tiroler haben sich im gegenwärtigen Weltkrieg als würdige Nachfahren ihrer Ahnen, die einst unter Andreas Hofer kämpften, erwiesen und sich u. a. namentlich am Dunajec, bei Limanowa, vor Przemysl mit Ruhm bedeckt. — In allem Ernst des Krieges ist ihnen aber Lebenslust und Humor nicht abhanden gekommen, wie unsere Bilder auf den ersten Blick zeigen.

Zahlreich wie die Opfer, die das blutige Ringen auf dem östlichen Kriegschauplatz unter den Tirolern gefordert hat, sind auch die wohlverdienten Auszeichnungen, die unter den aus ihnen gebildeten Truppenkörpern verteilt werden konnten.

voll zu Ehren gekommen, zumal nachdem das Dauerfleischfieber von Amts wegen die Fleischpreise für die Verbraucher zum Teil gründlich verdorben hatte.

Jetzt fanden auch die vielerlei Ratschläge und Lehren über die zweckmäßigste Koch- und Wirtschaftsweise, über Ernährungswerte und Eßkunst in den breiten Massen einen empfänglichen Boden. Die Tatsache, daß die von Fräulein Hannemann, der Haushaltungslehrerin des Letteseminars, und mir herausgegebenen „Winke für den Kriegshaushalt“, die Theorie und Praxis des Kriegsernährungsproblems auf 30 Seiten jedem mundgerecht zu machen suchen, binnen zwei Monaten in mehr als einer Million Stück Absatz gefunden haben, spricht deutlich dafür, daß der Wille zum Umlernen, dieses große, den Sieg entscheidende Geheimnis der deutschen Kriegswirtschaft, nun auch im Ernährungshaushalt des einzelnen Bürgers sich durchgesetzt hat.

Freilich wird das Umlernen den Massen nicht leicht gemacht; denn die Maßnahmen der Regierungen und Behörden, die mitunter der entschlossenen, planvollen Folge-



Bei den Tiroler Landesschützen: Gute Nachricht aus der Heimat.

richtigkeit entbehren, bringen ständig Änderungen und verschieben die Grundlagen für die neue Lebens- und Wirtschaftsweise immer wieder. Monatelang zum Beispiel ist den Bürgern wissenschaftlich und amtlich gepredigt worden: „Eßt Kartoffeln. Verdoppelt euren bisherigen Verbrauch, um den Brotausfall zu ersetzen!“ Da kam die bittere Kartoffelnot und die Preishinaufsetzung für Kartoffeln, weil das Vieh mangels anderer Futtermittel sie den Menschen weggefressen hatte, und auch die Grundlage des vom britischen Schatzkanzler Lloyd George so neidisch gerühmten „Kartoffelbrotgeistes“ der Deutschen drohte nun zu wanken.

Die geforderte Beschlagnahme der Kartoffeln ist erst im April, also viel zu spät, und auch dann nur zu einem Viertel erfolgt, weil man sich im Februar nicht zu weitgehender Abschlachtung der Schweine hatte entschließen können und den großen Viehbestand nun wohl oder übel mit Kartoffeln bis zur Grünfutterernte durchbringen mußte. Um billiges Frisch- und



Proviantbeförderung in den Karpathen.

Dauerfleisch ist die Bevölkerung infolge der mangelhaften Abschlachtungen auch gebracht worden. Hoffentlich kommen ihr dafür nun die lebendigen Schweinefleischvorräte im Sommer und Herbst zugute.

Unter der Konkurrenz des großen Viehbestandes leidet auch die Versorgung der breiten Städtermassen mit Magermilch, deren Genuß ihnen ebenso dringlich wie die Kartoffelspeisung empfohlen worden ist, und jener Mangel wirkt natürlich auch auf die Vollmilchpreise. Auch der Zuckergenuß wird den Verbrauchern durch die Kontingentierungs- und Steuerpraxis nicht gerade versüßt, obwohl Zucker als Ersatz für das knappe Fett immer wieder angepriesen wird. Die laute Verteidigung des Kuchens als des wirksamsten Zuckerträgers ist allerdings glücklicherweise endlich verstummt. Denn die Kuchenschleckerei war geradezu ein Krebsschaden geworden, der vom Standpunkte der Volkserziehung verhängnisvoll wirkte. Wer nämlich in den Aufklärungsversammlungen den Massen Sparsamkeit, Enthaltsamkeit von Brot, Fett und Eiern predigte, erhielt stets die Antwort: „Solange die Leute sich in den Konditoreien und Bäckereien für überflüssige Zwischenmahlzeiten mit Kuchen vollstopfen können, kann es noch nicht so ernst um uns in der Ernährungsfrage stehen!" Schärfer noch lautete ein ähnlicher Einwand gegen die Sparsamkeitsmahnungen: „Möge die Regierung erst die Trinkbranntweinherstellung verbieten. Wenn wir noch Korn und Kartoffeln zum Fusel übrig haben, brauchen wir nicht zu fasten!" Erfreulicherweise ist die Trinkbranntweinherstellung jetzt stark eingeschränkt worden.

In allen diesen Bemerkungen steckt ein gut Teil Wahrheit, wenn auch nicht die höchste volkswirtschaftliche Weisheit. Denn es stehen zu viele verschiedenartige wirtschaftliche Interessen wichtiger Erzeuger- und Verbrauchergruppen einander gegenüber, zwischen denen die Regierungen vermitteln möchten. Ob das in der Kriegswirtschaft immer angeht, ob unter vielseitiger Rücksichtnahme nicht mitunter die Hauptsache, das Gesamtvolk in seiner Ernährung zu sichern und widerstandsfähig und zuversichtlich zu erhalten, leiden kann, bleibt freilich auch wieder zu bedenken.

Immerhin: wir sind bis jetzt gut durchgekommen. Unsere Brotversorgung ist bis zur neuen Ernte im August vortrefflich gesichert. Von den Kartoffeln hoffen wir ein gleiches bis Mitte Juli, wo die Sommerkartoffeln den Städtern, wenn auch zu hohen Preisen, regelmäßig zugeführt werden. Frische Gemüse sind seit Ende Mai ausreichend zu haben; im übrigen decken uns die von den Stadtgemeinden und der Zentraleinkaufsgesellschaft aufgespeicherten Konserven, Hülsenfrüchte, Reisvorräte, Dauerfleischwaren usw., die für die Minderbemittelten zweckmäßig in großen Zentralküchen speisefertig zubereitet werden sollten, vollkommen neben den Vorratsmengen, die seit langem in den privaten Haushaltungen vorhanden sind. Die Milchversorgung ist gut gesichert, da wir unsere Rinderbestände wenig zu schmälern gebraucht haben. Im Notfalle würden wir uns an diesem Viehkapital vergreifen, um eine zeitweilige Lücke zu füllen.

Auf allen Äckern wächst es. Jeder Fleck Land, der irgend Ertrag verspricht, auch in den feindlichen Gebieten hinter unserer Front, ist unter die Hacke genommen. Für eine große künftige Ernte ist alle Vorsorge getroffen, auch in bezug auf Saatgutverteilung und Beschaffung künstlichen Düngers. Nun kommt es darauf an, daß wir stark im Willen und in der Zucht bleiben, die zum Durchhalten gehören. Dann bricht die Rechnung der Gegner, wonach das deutsche Volk vor Hunger werde kapitulieren müssen, in sich zusammen. Wahrscheinlicher ist sogar, daß ein Teil unserer Gegner wirtschaftlich bald die Segel streichen muß.

Ein Parlamentär.

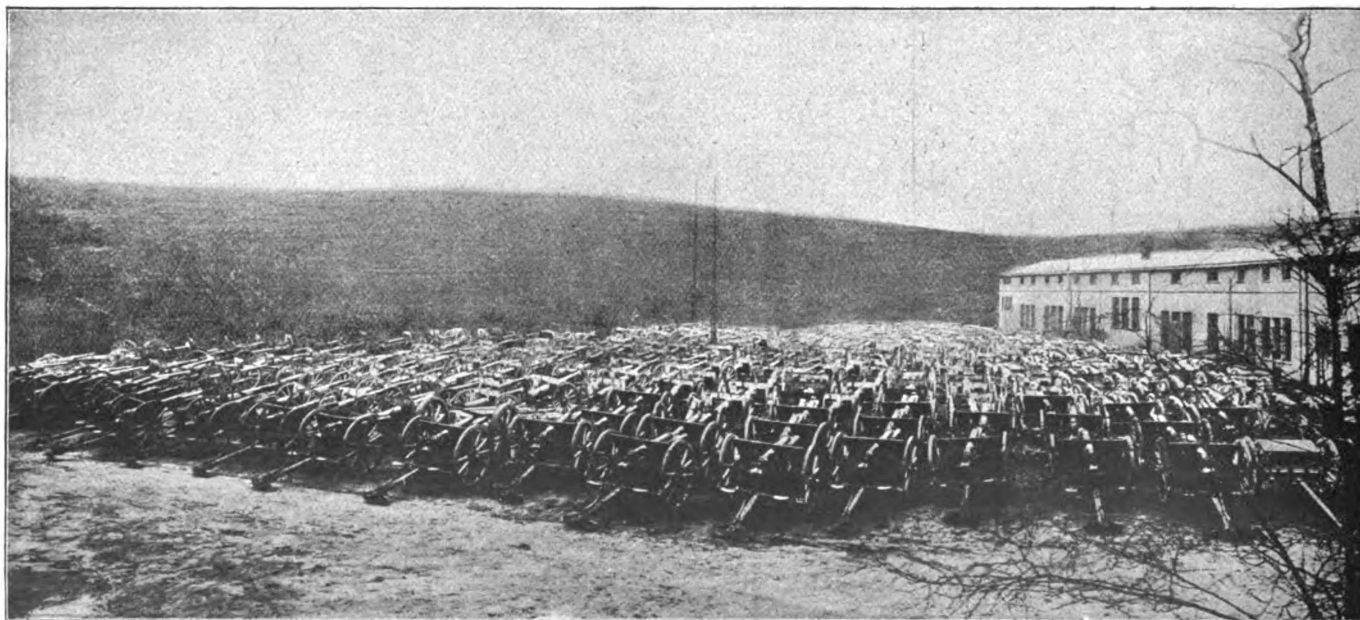
(Hierzu das Bild Seite 317.)

Längst hatte der deutsche Doppelposten der den Eingang des Dorfes F. auf der Linie Bapaume—Albert sichernden deutschen Feldwache die beiden Reiter gesichtet, die plötzlich in der französischen Linie aus dem Morgendunst aufgetaucht waren und in kurzem Trabe näher und näher rückten. Ohne Zweifel kamen die Reiter nicht in feindlicher Absicht, führte der eine doch eine weiße Fahne, die aus einem weißen Tuch hergestellt war, das man an eine Dragonerlanze geknotet hatte.

Jetzt sah man schon ganz deutlich die Gesichter der Reiter und erkannte auch ihren Dienstgrad. Es war ein spitzbärtiger französischer Stabsoffizier in Begleitung seines Stabstrompeters. Gar zu gern hätte der französische Major einen Blick in die deutsche Stellung getan. Nur ein paar Augen voll von der deutschen Stellung mit heimzubringen, das war der tiefere Zweck seiner Sendung.

Mitten in seine Hoffnungen hinein kamen die beiden deutschen Soldaten hinter der Mauer des freiliegenden Gehöftes, ihrem weit nach der französischen Stellung vorspringenden Beobachtungsposten, gemessenen Schrittes vor. Einer hob den Arm und gebot kurzschallend: „Halt!" In gutem Deutsch verlangte der französische Offizier freien Durchlaß als Parlamentär. Der deutsche Soldat aber verweigerte ihm in straffer militärischer Haltung und ehrerbietigem dienstlichem Ton diesen Wunsch: „Herr Major müssen hier halten! Mein Kamerad wird aber sofort dem nächsten deutschen Offizier die Meldung überbringen!"

Ärgerlich zuckte es dem Offizier um die Mundwinkel. Er widersprach aber nicht. Er weiß, daß dieser Mann, von dessen Kriegserfahrung das bescheidene schwarzweiße Band im Mantel mehr erzählt, als dem Franzosen lieb ist, eher tausend Tode stirbt, als ein Quentchen von seinem Befehl abweicht oder in seiner Entscheidung in diesem Augenblick auch nur eine Zehntelsekunde sein militärisches Gefühl preisgibt. Mit dem Willen dieses Mannes, das ist dem Major gewiß, bekommt er keine deutsche Helmspitze zu sehen.



Erbeutete französische und englische Feldgeschütze auf einem Hofe der Kruppschen Werke in Essen. Phot. A. Grohs, Berlin



v. Bülow. v. Mackensen. Kronprinz Rupprecht von Bayern. v. Moltke. Kronprinz Wilhelm von Preußen. Herzog Albrecht von Württemberg. Der Kaiser. v. François. v. Kluck. Ludendorff. v. Emmich. v. Falkenhayn. v. Einem. v. Haeseler. v. Beseler. v. Hindenburg. v. Bethmann Hollweg. v. Heeringen. v. Tirpitz.

Kaiser Wilhelm II. und Deutschlands Führer im Weltkrieg.



Ein Parlamentär.
Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts



Die Grande Place zu Ypern. Im Vordergrund ein von einer Granate gerissenes Loch.

Ein Trupp von Soldaten löste sich aus dem grauen Schatten des Dorfes und rückte auf der Straße näher heran. Es war eine Offizierpatrouille, die dem zur Meldung abgeschickten Posten entgegenkam, weil man den Vorgang im Dorfe bereits beobachtet hatte. In der nächsten Minute schon schaute der Franzose in zwei graue Augen, die ihn fest und gelassen beobachteten. Er nahm sich zusammen und sprach seinen Wunsch aus, mit einer höheren Kommandostelle über einen mehrtägigen Waffenstillstand zwecks Bergung der Verwundeten und Bestattung der Toten zu verhandeln, die seit den Sturmangriffen der letzten Nacht in dem Raum zwischen den Stellungen der Deutschen und der Franzosen lagen.

Noch während er redete und in gutem Deutsch die Dringlichkeit einer Aussprache mit höheren Stellen betonte, sah der Franzose, wie die Züge des deutschen Offiziers, die eben noch ganz voll höflicher Erwartung waren, auf einmal kühl ablehnend wurden, und sogleich wußte er, daß hier Gewandtheit und Geschmeidigkeit wirkungslos gegen die klare Erkenntnis des hinter den glatten Worten schlummernden Tatsächlichen anrennen mußten. Finster sah er dem schon wieder dorfwärts Marschierenden nach. Der deutsche Offizier wollte sich telephonisch mit der maßgebenden Kommandostelle verbinden lassen und dann dem Franzosen sofort die Entscheidung überbringen. Nicht lange blieb dieser seinem Sinnen überlassen. Er rafft sich zusammen und erwidert den Gruß des deutschen Offiziers, der im Heranschreiten schon die Hand zur Meldung an den Helm legt. Auf seinen Lippen liegt ein hartes „Nein“. Der Franzose weiß, daß es aus militärischen Gründen nicht anders sein kann. Er weiß aber, daß er ein mitfühlendes „Ja“ hören wird, wenn er nur wenige Stunden Waffenruhe fordert, eben nur die Zeit, die zur Hilfe für die unglücklichen Kameraden in Wirklichkeit notwendig ist.

Eherne Gefangene.

(Hierzu das Bild Seite 316.)

Zu den von uns gemachten Gefangenen aus Fleisch und Blut tritt noch eine erkleckliche Anzahl von Gefangenen aus Stahl und Eisen, nämlich 5510 Geschütze, die sich am 1. April in deutschen Händen befanden. Davon wurden den Belgiern an Feldgeschützen und schweren Geschützen



Ein Besuch der belgischen Königin in Ypern in Begleitung ihres Arztes und eines Adjutanten.

abgenommen 3300, den Franzosen 1300, den Russen 850 und den Engländern 60 Stück.

Rechnet man von dieser riesigen Beute die schweren Geschütze ab, so ergibt sich immer noch eine Zahl, die in ihrer Gesamtheit den Feldgeschützpark jeder einzelnen der drei feindlichen Großmächte erheblich übertrifft. Mit anderen Worten ließe sich also sagen, daß wir bis jetzt schon wenigstens einer der drei gegnerischen Großmächte sämtliche Feldgeschütze entrissen haben.

Aber hiermit sind die feindlichen Geschützverluste noch nicht erschöpft. Es steht fest, daß die Belgier und Engländer vor der Übergabe Antwerpens mehrfach Geschütze versenkt haben, von denen dann später wenigstens ein Teil durch das Freiwillige Motorbootkorps wieder gehoben wurde. Weit beträchtlicher ist jedoch zweifellos die Zahl der Geschütze, die die Russen auf ihrer Flucht in die Seen Masurens warfen oder die in den Sümpfen stecken geblieben sind.

Ziemlich heiter verging der Vormittag. Der eine besorgte seine Briefschaften, andere kochten Kaffee, und wieder andere legten sich zur Ruhe. — Gegen Mittag hatte aber die französische Artillerie anscheinend unsere Schützengräben als Ziel genommen, und einen Granatengruß nach dem anderen schickten sie uns zu. So genau schossen sie, daß es unmöglich war, im Schützengraben zu verbleiben.

Mein Feldwebel, neben dem ich lag, beauftragte mich, ihm die Befehle des Adjutanten zu holen. Aus dem Donner der Geschütze heraus verstand ich nur die Worte, die der Adjutant mir zurief: „Sofort zum Sturm." Dies teilte ich meinem Feldwebel mit, und er ordnete eiligst den Sturm an.

Schon waren wir ein gut Stück vorgegangen, und die feindliche Artillerie bedachte den von uns verlassenen Schützengraben immer noch mit einem heftigen Granatenregen. Doch als die Feinde unser Vorgehen bemerkten, setzte Schützenfeuer ein, und die unheimlichen Geschosse



Schutzstellung einer französischen Infanterieabteilung in einer trichterförmigen Geländevertiefung während einer Gefechtspause. Links ein Sappeneingang.

Hunderte der erbeuteten Geschütze sind bereits von der deutschen Industrie für unsere Zwecke wieder hergerichtet worden und öffnen ihre Schlünde an der Front gegen ihre ehemaligen Herren. Ein Blick auf die Höfe des Kruppschen Unternehmens zeigt die Unmenge derer, die auf fachmännische Behandlung und erneute Indienststellung warten. Da stehen in dem einen Hof 400 russische Feldgeschütze und 107 französische Festungsgeschütze, in dem anderen 400 französische und englische Feldgeschütze. Außer Krupp ist noch eine Reihe anderer Fabriken in gleicher Weise tätig. Geschütze, die felddienstunfähig geworden sind, werden als Altmetall umgegossen und erstehen in verjüngter Form als deutsche Kanonen.

Vier Franzosen von einem kleinen Schwaben gefangen.

Die Sonne strahlte majestätisch in unseren Schützengraben, den wir in der vergangenen Nacht, so um die Geisterstunde, fertiggestellt hatten, und wo wir nun am Sonntagmorgen ein wenig ruhten. Voraussichtlich sollten wir den ganzen Tag hier zubringen und erst gegen Abend den vor uns liegenden feindlichen Schützengraben stürmen.

schwirrten zu Tausenden durch die Luft. Da, etwa 30 Meter vor dem feindlichen Schützengraben, hieß es: „Stellung, sich einschanzen." Dies konnte ich nicht so recht begreifen, ich dachte, wo wir so nahe daran wären, könnte man doch vollends weiter stürmen. Kurz besann ich mich, ob wir nicht ohne Befehl die so nahe vor uns befindliche Stellung nehmen sollten. Ich tauschte einige Worte mit meinen sächsischen Kameraden, sprang vor, aber leider allein, und hüpfte wenige Minuten später hinab in den feindlichen Graben!

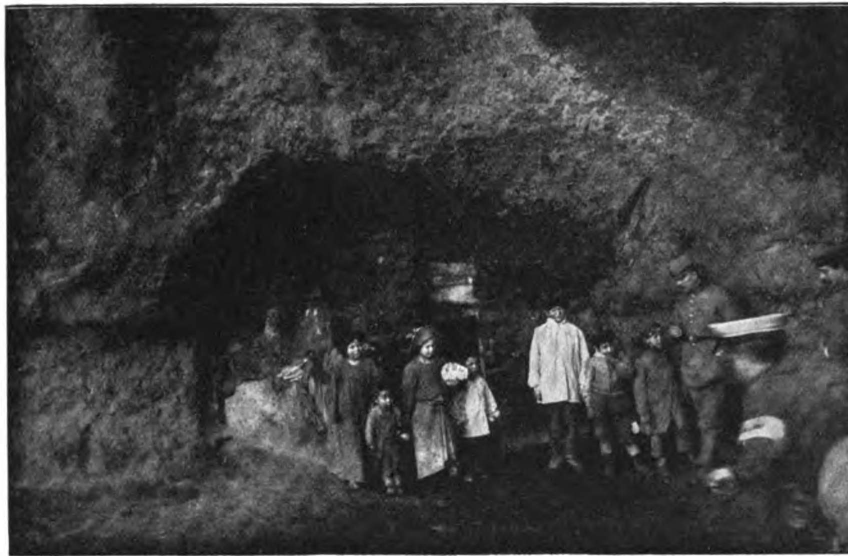
Da bot sich mir ein Bild dar, das ich nie in meinem Leben vergessen werde: fast der ganze Graben war voll von lauter anscheinend toten Rothosen. Doch mir kam die Sache ziemlich verdächtig, ja unheimlich vor. Aber was konnte ich als einziger Deutscher in dem Graben machen? Wenn auch eine Anzahl der Franzosen schon vor meinem Eintreten Reißaus genommen hatte, so war doch die Lage, in der ich mich befand, immerhin recht schlimm. Vorsichtig näherte ich mich einem, dessen Glieder sich bewegten. Ich gab ihm mit dem Gewehrkolben einen Stoß in den Rücken, noch einen zweiten; dann erst bequemte er sich, die Augen aufzuschlagen und die rauhe Wirklichkeit verblüfft anzustaunen: es war ein Leichtverwundeter. Im selben

Augenblick richteten drei Unverwundete sich auf. — Nun schien es mir nicht mehr ganz geheuer, und es war mir klar, daß es galt: Siegen oder sterben!

Ich fällte mein Gewehr und nahm mir vor, den ersten, der an mich heranwollte, aufzuspießen. Wie vom Blitze getroffen, schleuderten aber die Feinde, mein Vorgehen bemerkend, das Gewehr beiseite, reckten die Hände hoch und riefen: „Pardon, pardon, grand malheur!" Baumlange Kerls waren es, und ich kam mir ihnen gegenüber wie ein Zwerg vor, da ich der kleinste und schwächste meiner Kompanie war.

Ich gab ihnen, so gut es ging, zu verstehen, daß auf allen Seiten Deutsche seien. Einer konnte gebrochen Deutsch und fragte mich, ob es wahr sei, daß sie nun in Deutschland „kaput" gemacht würden. Selbstverständlich verneinte ich die Frage, und da fing er an, Freudentränen zu vergießen; er zeigte mir das Bild seiner Frau und seiner Kinder und schimpfte dann fürchterlich auf die Engländer. Darauf bat er mich, sie abzuführen. Es war jedoch bei dem anhaltenden Kugelregen unmöglich, bei hellem Tage durchzukommen, und ich gab ihnen zu verstehen, daß es erst gegen Abend möglich sein werde, wegzugehen.

Mir blieb nichts anderes übrig, als mit den vier Feinden, drei Unverwundeten und einem Leichtverwundeten, im Graben zu verweilen, bis der Abend herankam. In der Zwischenzeit befahl ich meinen Gefangenen, ihre schwerverwundeten Kameraden zu verbinden, was sie auch bereitwilligst taten. Dann aber baten sie mich, ein Pfeifchen rauchen zu dürfen, packten Brot und Fleisch aus und luden mich sogar zum Essen ein. Herzhaft griff ich zu, und es wurde tatsächlich ein richtiges Freundschaftsessen im französischen Schützengraben. Doch hielt mich das nicht ab, fortgesetzt ein scharfes Auge auf die Leute zu haben. —



Phot. A. Dieckmann, freiw. Krankenpfleger.

Höhlenwohnungen bei Laon, in die sich die Bevölkerung zum Schutz gegen das Artilleriefeuer zurückgezogen hat.

Gegen Abend brachte ich die vier meinem Feldwebel, der mir aber nicht etwa eine Strafe wegen der „Gefangennahme ohne Befehl" erteilte, sondern mich zur Verleihung des Eisernen Kreuzes in Vorschlag bringen wollte.

Der Sturm der 72er auf die russischen Schanzen bei Rudnik.

(Hierzu das Bild Seite 309.)

Eines der prachtvollsten Schulbeispiele, um den Wert der österreichisch-ungarischen Truppen gegenüber dem der russischen genau abzuschätzen, bietet der Sturm des ungarischen Regiments Nr. 72 unter dem in der Geschichte jenes Regiments mit goldenen Buchstaben zu schreibenden Obersten Wossala auf die geradezu meisterhaft in mehreren Linien übereinander angelegten russischen Schanzen bei Rudnik. Drei Bataillone des Regiments auf der einen Seite, auf der anderen das ganze 1. russische Infanterieregiment. Die Russen in wahrhaft furchtbaren Schanzen, die sich 2000 Schritte hinzogen und staffelförmig hinter- und übereinander vor einem Walde abdachten; vor der Stellung ein wahres Glacis: vollkommen festungsartig hergerichtet, kreuz und quer Stacheldrahthindernisse, von unterirdischen Minenfeldern durchsetzt, an den Flanken durch Positionsartillerie verteidigt, eine fertige Festung. Das Vorfeld ist frei, der Wald im Rücken der Russen gestattet das ungehinderte Heranziehen von Verstärkungen.

Am Fuße dieses furchtbaren Geländes geht das Infanterieregiment Nr. 72 und ein Trencsener Bataillon der 71er zum Angriff vor, der auf eigene Faust vom Obersten befohlen und erst während des Gefechtes durch einen Befehl des Generalmajors v. Schariczer gutgeheißen wurde. Das Kräfteverhältnis ist an Zahl annähernd gleich, eher für die tapferen Ungarn ungünstiger zu nennen. Nach der Rechenkunst des Krieges greift man solche Stellung jedoch bestenfalls im Verhältnis drei zu eins an. Aber etwas in diesem Kriege Seltenes bestimmte Oberst Wossala zu dem unerhörten Wagnis. Mußten alle österreichisch-ungarischen Erfolge bisher nicht nur gegen die erdrückende russische Überlegenheit der Menschenziffern, sondern auch gegen eine an Zahl oft drei- und vierfach überlegene Artillerie erkämpft werden, so war hier die Zahl der österreichisch-ungarischen Artillerie jener des Gegners fast gleich. Hier bestand der Vorteil der Russen „nur" in einer geradezu uneinnehmbar zu nennenden befestigten Stellung von der Stärke des Vorfeldes eines Forts.

Während Generalmajor Willerding die ganze Stellung der Russen zu umfassen im Begriff war, packten die Ungarn den Stier bei den Hörnern an und unternahmen den denkwürdigen Angriff. Kleine Teile eines Feldkanonenregiments (ebenfalls Poszonyer wie die 72er) bereiteten den Angriff durch flankierendes Feuer in mustergültiger Weise vor; die russischen Batterien hatten sich gegen die österreichisch-ungarischen (es waren nur drei vom 14. Feldkanonenregiment!) dermaßen ihrer Haut zu wehren, daß sie den mit unhemmbarem Schneid vorgehenden Ungarn nicht viel Unheil bereiten konnten. Dafür spielten aus den russischen Deckungen die Maschinengewehre. Hageldicht fielen ihre Streugarben in die stürmende Truppe, rafften u. a. den Adjutanten an Oberst Wossalas Seite hinweg. Die eigenen Maschinengewehre waren gegen solche Stellung machtlos; aber die Ungarn, die fast mehr mit dem Zerhauen der Drahthindernisse zu tun hatten als mit Schießen, deckten sich, so gut sie es vermochten, und so hatte das schöne Regiment auch infolge der geschickten Führung ziemlich geringe Verluste. Doch nicht bloß diese Gefahren drohten. Überall, mitten zwischen den Truppen, tat sich mit Krachen und Flammen die Erde auf, und in ungeheuren Garben flogen mit den elektrisch entzündeten Flatterminen ganze Vulkane von Erde und Steinen in die Luft. Wer das Unglück hatte, auf einer solchen Stelle zu stehen, der wußte freilich nichts von seinem eigenen Ende. Die Überlebenden, links, rechts und vor sich von einem zweiten Ausbruch bedroht, hielten die Tornister über sich, denn gleich darauf prasselte der zerschmetternde Hagel der Steine hernieder, die Hunderte von Metern emporgeschleudert worden waren. Bei unerfahrenen Truppen ist die Wirkung solcher Flatterminen geradezu sinnverwirrend; die 72er aber waren über die geringe Zahl der Verluste bei solchen schauerlich anzusehenden Ausbrüchen des Erdbodens belehrt und drangen unaufhaltsam vorwärts, bis in die Wurfweite der Ekrasitbomben, die ihnen die Russen entgegenschleuderten. Aber auch dieses Mittel, das im japanischen Kriege solchen Schrecken verbreitet hatte und seinerzeit als Drohmittel der Serben durch alle Zeitungen lief, verfing nicht. Die Ungarn stürmten die Befestigungen, bevor die Russen sie noch zu räumen vermocht hatten, und nahmen über 700 Mann, fast den fünften Teil des ganzen Regiments, gefangen. Der beste Beweis, daß die Russen keineswegs etwa durch die Umgehung oder das Feuer der Artillerie erschüttert und zum Verlassen der Stellungen gezwungen worden waren, sondern daß der sehr gut geleitete, gut geschützte und mit verhältnismäßig geringen Verlusten herangetragene Angriff der Ungarn unter Wossala sie vollständig überrumpelt hatte.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Sogleich bei Beginn der zweiten Einschließung von Przemysl (vgl. auch Seite 183) hatte General v. Kusmanek eine genaue Einteilung der Verpflegungsvorräte angeordnet und die Rationen an Brot und Konserven festgesetzt. Der Kommandant sah wegen der zu erwartenden neuen Belagerung streng darauf, daß im Festungsbereich nur solche Bürger verblieben, die über genügende Nahrungsmittelvorräte verfügten. Es waren in Przemysl jetzt 128 000 Mann und 14 500 Pferde zu verpflegen, sowie auch fast 18 000 Menschen der Zivilbevölkerung und 2000 Gefangene zu versorgen. Das Verpflegungswesen wurde alsbald streng geregelt. Offiziere und Mannschaften erhielten die gleiche Kost. Alle Hotels und Speisewirtschaften wurden geschlossen. Der einzige Erholungsort war ein Kaffeehaus, in dem jeder Gast nur einmal täglich ein Glas Tee oder Kaffee mit einem Stück Zucker erhielt. Anfang Januar erfolgte eine namhafte Herabsetzung der Verpflegungsrationen. Gleichzeitig begann man mit der Verwendung von Pferdefleisch sowie zu Mehl verarbeitetem Hafer, sowohl für die Offiziers- als auch für die Mannschaftsverpflegung.

In militärischen Kreisen, wo man genau wußte, welche Proviantmengen vor der gänzlichen Einschließung in die Festung geschafft worden waren, war man wegen ihres Schicksals lebhaft besorgt. Doch hoffte man immer noch, Przemysl entsetzen zu können. Aber Wochen und Monate verflossen, und immer schmäler wurden die Vorräte. Mit Grauen sahen die tapferen Verteidiger den Tag herankommen, an dem sie sich würden ergeben müssen. Am 19. März wurde, obwohl die Truppen schon sehr durch Hunger gelitten hatten, mit der alten Tapferkeit ein letzter Ausfall unternommen. Die Russen antworteten mit einem Sturm, bei dem sie wiederum zahllose Opfer vor den Toren ließen. Der Personalstand auf österreichisch-ungarischer Seite vor dem erwähnten letzten Ausfall betrug 44 000 Mann Infanterie und Artillerie (zu zwei Dritteln Landsturmtruppen), ferner 45 000 auf Grund der Kriegsleistungsgesetze eingestellte und in militärischer Verpflegung stehende Arbeiter, Kutscher, Pferdeknechte; dazu kam das Eisenbahn- und Telegraphenpersonal, sowie schließlich 28 000 Mann Kranke und Verwundete in den Lazaretten. Die Armierung der Festung bestand aus im ganzen 1050 Geschützen aller Kaliber, von denen die Mehrzahl aus den Jahren 1861 und 1875 stammte, also veraltet war. Die letzten Vorräte wurden am 18. März verteilt. Am Vorabend des 19. März wollte man den Tapferen noch eine Wohltat erweisen. Die Leute erhielten aus den letzten Beständen je zwei Konservenbüchsen, aber bei den meisten verweigerten die hungernden Mägen die Aufnahme. Viele wurden krank, manche starben. Dem Kommandanten wollten die Braven noch ein Zeichen der Treue und Liebe erweisen: man briet die letzte vorhandene Brieftaube und schickte sie ihm. Kusmanek dankte und ließ die Taube einem krank im Lazarett liegenden Kameraden zukommen.

So konnte denn das bittere Ende nicht ausbleiben, und am 22. März brachte der österreichisch-ungarische Generalstab folgende amtliche Meldung:

Nach viereinhalbmonatiger Einschließung am Ende ihrer Kraft angelangt, ist die Festung Przemysl am 22. März in Ehren gefallen.

Als die Verpflegungsvorräte Mitte dieses Monats knapp zu werden begannen, entschloß sich, wie gesagt, General v. Kusmanek zum letzten Angriff. Die Ausfalltruppen brachen am 19. zeitig morgens über die Gürtellinie vor und hielten in siebenstündigem Gefecht gegen starke russische Kräfte bis zum Äußersten stand. Schließlich zwang sie die Überlegenheit der Zahl zum Zurückgehen hinter die Gürtellinie. In den folgenden Nächten gingen die Russen gegen mehrere Fronten von Przemysl vor. Diese Angriffe brachen, wie alle früheren, in dem Feuer



Phot. Carl Seebald, Wien.

Der Kommandant von Przemysl mit seinem Stabe.

Von links nach rechts Obere Reihe: Oberleutnant Alois Zimmermann, Oberleutnant Ludolf Ulbrich, Leutnant Herbert Schlegel, Leutnant Alfred Nachuta, Leutnant Georg Ausspitz, Leutnant Schanzer. — Mittlere Reihe: Oberleutnant Andreas Puchner, Oberleutnant Felix Hölzer, Hauptmann Alfred Lutsch, Unterintendant Joseph Freiherr v. Tlalezewich, Hauptmann Joseph Kurz v. Traubenstein, Rittmeister Hugo Freiherr de Pont, Leutnant Rudolf Mossig, Freiherr Gustav Schnabl — Untere Reihe: Oberleutnant Dr. Wlodimierz Ritter v. Blazovsky, Hauptmann Hubert Kurz, Intendant Alois Rausch, Exzellenz Hermann Kusmanek v. Burgneustätten, Oberstleutnant Ottokar Hubert, Hauptmann Friedrich Zwiedinek, Hauptmann Gustav v. Kubik.

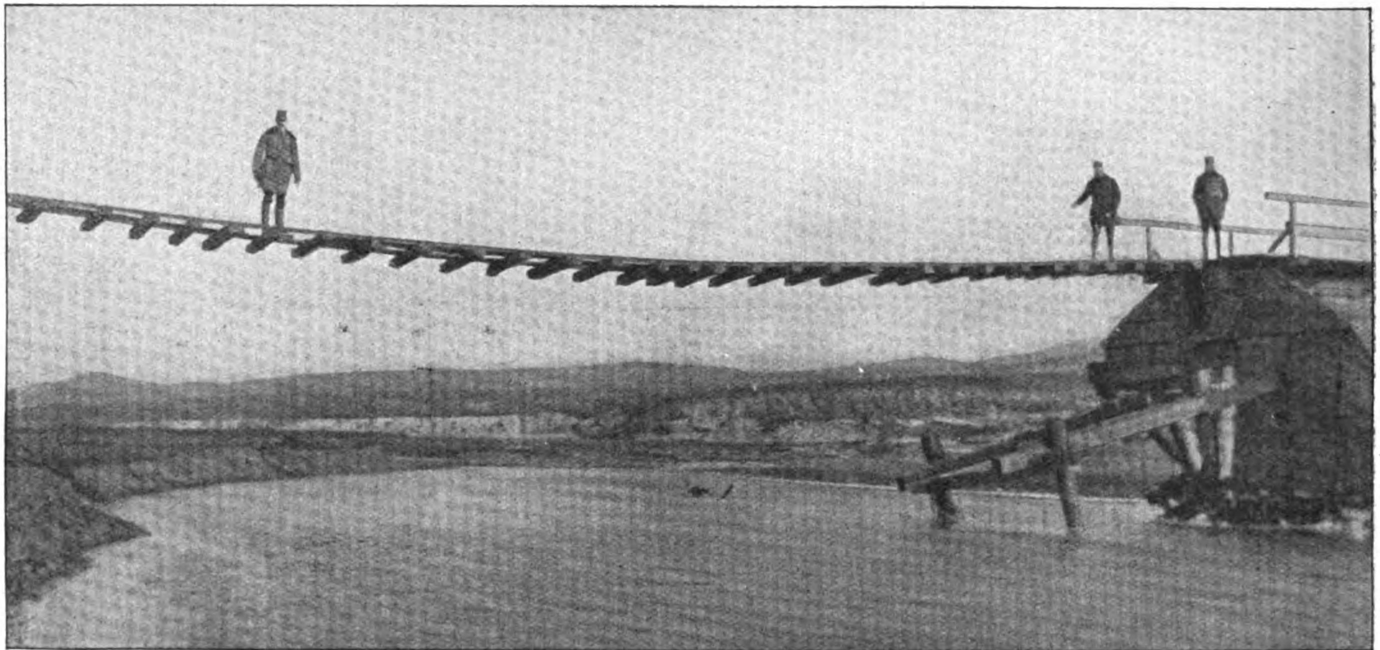
der tapfer verteidigten Befestigungen zusammen. Da nach dem Ausfall auch die äußerste Beschränkung in der Verpflegeration nur mehr einen dreitägigen Widerstand gestattete, hatte der Festungskommandant mittlerweile den Befehl erhalten, nach Ablauf dieser Frist und nach Vernichtung des Kriegsmaterials den Platz dem Feinde zu überlassen. Wie ein Flieger aus der Festung meldete, gelang es tatsächlich, die Forts samt Geschützen, Munition und befestigten Anlagen rechtzeitig zu zerstören. Dem opfermütigen Ausharren und den letzten Kämpfen der Besatzung gebührt nicht minderes Lob als ihrer Tapferkeit in den früheren Stürmen und Gefechten. Diese Anerkennung wird auch der Feind den Helden von Przemysl nicht versagen.

Der Fall der Festung, mit dem die Heeresleitung schon seit langer Zeit rechnen mußte, hat keinen Einfluß auf die Lage im großen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Welch ein Heldentum sich unter dieser kurzen amtlichen Meldung verbirgt, darüber berichtete der Rittmeister Georg Lehmann vom 4. Ulanenregiment, der mit Leutnant Stanger als letzter Flieger Przemysl verlassen konnte, folgendes:

„Am 18. März waren bereits die letzten Lebensmittelvorräte ausgegeben. Da kam der Befehl, den letzten Durchbruch zu versuchen. Er wurde in der Nacht vom 18. auf den 19. begonnen und scheiterte um zehn Uhr vormittags südöstlich Medyka. Bei diesem Ausfall, der an die durch Hunger und Krankheit geschwächten Menschen die äußersten Anforderungen stellte, war die Haltung der Truppen unvergleichlich. In den letzten Tagen bargen die Spitäler Tausende von Kranken. Die Entbehrungen und Anstrengungen forderten täglich an 200 Opfer, und so war es kein Wunder, daß die Soldaten bei dem letzten verzweifelten Versuch zu den 7 Kilometern ebensoviel Stunden brauchten. Die Leute gingen dennoch Lieder singend in den letzten Kampf. Die Obersten Szatmary und Kralicek marschierten mit Spazierstöcken, und einer rief seinen Leuten zu: ‚Alle mit mir! Keiner darf vor mich!‘ Mit drei Maschinengewehrschüssen, die ihn in den Mund trafen, ging Kralicek weiter vor und geriet schwer verwundet in Gefangenschaft. Bis zum letzten Augenblick war die Manneszucht musterhaft. Die Landstürmer, die vor Erschöpfung im Straßengraben lagen, richteten sich auf, wenn Offiziere vorübergingen, und leisteten die Ehrenbezeigung. Die Soldaten waren verständigt worden, daß die Festung nicht mehr zu halten sei, und viele versuchten noch im letzten Augenblick mit persönlichem Heldenmut, etwas Außergewöhnliches zu tun. General v. Kusmanek hatte den Befehl ausgegeben, bis fünf Uhr früh die Werke zu halten. Um fünf Uhr verließ die Infanterie dieselben und zog sich in die Intervalle zurück. Als dann die Sprengungen begonnen wurden, stellte sich Mangel an Zündschnüren heraus. Es mußten daher alle Zündschnüre so knapp bemessen werden, daß die Sprengungen, die für einzelne Gegenstände bis zu 1500 Kilogramm Ekrasit erforderten, mit Lebensgefahr verbunden waren. Sappeure haben sich freiwillig gemeldet, der Festung diesen letzten schweren Dienst zu tun. Als die Forts in Rauchwolken aufgingen, schwebte ich über der Festung. Es war halb sechs Uhr. Die Sonne brach gerade durch, und unter mir flog in die Luft, was an Przemysl Wehr und Waffe gewesen. Zuerst wurde das Fort 11 a gesprengt. Als der Feind um fünf Uhr morgens die Sprengwolke sah, stellte er das Artilleriefeuer in dieser Richtung ein und versuchte mit seiner schweren Artillerie ein Werk an der Südwestfront zu Fall zu bringen. Auch ein Infanterieangriff wurde hier eingeleitet, doch ein paar Minuten später ging auch dieses Werk in Rauch und Trümmer auf. All dies konnte ich vom Flugzeug aus beobachten. Nach den Sprengungen am Gürtel wurden die in das Stadtinnere gebrachten 30,5-cm-Mörser zerstört; um Unglück zu vermeiden, hatte man sie in Gruben gebettet und brachte sie dort zur Explosion. Die Zivilbevölkerung wurde noch nachts von den bevorstehenden Sprengungen verständigt und aus den gefährdeten Gebäuden nach dem Tatarenhügel gebracht, dem höchsten Punkt der unmittelbaren Umgebung, von wo aus sie in die Hölle ringsum schauten. Bis 400 Meter stiegen Feuersäulen hoch, und in die Detonationen der Sprengungen mischten sich die russischen Kanonen und knatterte das Maschinengewehrfeuer. Bald war jedes Werk ein Trümmerhaufen. General v. Kusmanek hatte befohlen, es solle überall ein Offizier mit der weißen Fahne den heranrückenden Feind verständigen, daß der Kommandant wegen Nahrungsmangels die Festung nicht länger halten könne und das Schicksal der Besatzung der Ritterlichkeit des Gegners überlasse. Im Augenblick der Übergabe standen russische Gefangene, etwa 2000, ausgerichtet am Schloßberg. Unter ihnen waren ein Regimentsarzt und fünf Offiziere, von denen man zweien wegen besonderer Tapferkeit gestattet hatte, die Säbel zu behalten. Nach genauer Aufzeichnung der Nummern und Serien wurden 8 Millionen Papiergeld verbrannt; mehr zu vernichten war technisch unmöglich. — Während die Besatzung in den letzten Stunden die Forts mit alten Geschützen vom Typ 1861 verteidigte, weil alle anderen zur Vernichtung in die Stadt gebracht worden waren, schossen die Russen die zwei letzten Tage mit modernsten Haubitzen aller Kaliber bis zu 18 Zentimeter. Die Granaten fielen inmitten der Zivilbevölkerung auf den Straßen nieder, so daß die Sanitätsmannschaften fortwährend Arbeit hatten."



Gesprengte Brücke in den Karpathen, von der nur das darüber führende Eisenbahngeleise hängen geblieben ist.



Die Karpathen zwischen Uzsoker- und Beskidenpaß.


Panorama

Näheres über seinen Flug mitzuteilen, lehnte Rittmeister Lehmann ab. Er sagte nur: „Es war ein Flug wie jeder andere. Von den in der Festung befindlichen Apparaten waren alle durch Granaten beschädigt worden. Ich flog auf einer Maschine, die mein Kamerad kurz vor der Übergabe hereingebracht hatte. Wie ich um dreiviertel sechs Uhr von der sterbenden Festung Abschied nahm, ertönten die Detonationen der letzten Sprengungen. Przemysl, das noch vor einer Stunde eine unbezwingbare Festung gewesen, übergab seine Trümmer dem von allen Seiten anrückenden Feind. Bis zum Ende hatten es sämtliche Völker der Monarchie verteidigt, an der Süd- und Westseite Tiroler und Ungarn, im Norden und Osten Ruthenen und Polen, im Osten auch Niederösterreicher." —

Die Berichterstatter im russischen Hauptquartier fuhren mit dem Auto von Lemberg nach Przemysl, um Zeugen des großen Ereignisses der Übergabe zu sein. Sie kamen durch eine ganze Reihe von verwüsteten Dörfern, bis sie das äußerste Fort von Przemysl erreichten. Die russischen Soldaten riefen ihnen schon von weitem entgegen, daß Przemysl in ihren Händen sei. Bei den äußeren Forts mußten die Autos halt machen, da die in die Festung führenden Brücken gesprengt waren. Von hier betrachteten die russischen Berichterstatter mit Ferngläsern das Zerstörungswerk und den Einzug der Russen in die gefallene Festung.

Lebhaft und allgemein war die Trauer über den Fall von Przemysl in Österreich-Ungarn, Deutschland und der Türkei. In Wien verbreitete sich die Nachricht mit kaum glaublicher Schnelligkeit bis in die entferntesten Teile der Stadt. In der Straßenbahn, in den Gast- und Kaffeehäusern und auf der Straße selbst ging die Nachricht von Mund zu Mund. Überall war der Eindruck der gleiche: dankbare Anerkennung für die wackere Besatzung, die neben schweren Opfern an Blut zuletzt alle Mühsale der Aushungerung mit staunenswerter Zähigkeit getragen hatte, und ungebrochene Zuversicht in den Erfolg des weiteren Vorgehens der österreichisch-ungarischen Armeen auf dem nördlichen Kriegsschauplatze. Der Oberbefehlshaber Erzherzog Friedrich erließ am Tage des Falles von Przemysl folgenden Armeebefehl:

Nach viereinhalbmonatigen heldenmütigen Kämpfen, in welchen der rücksichtslos und zäh, aber stets vergeblich anstürmende Feind ungeheure Verluste erlitt und nach blutiger Abwehr seiner noch in letzter Zeit, insbesondere am 20. und 21. März Tag und Nacht unternommenen Versuche, die Festung Przemysl mit Gewalt in die Hand zu bekommen, hat die heldenmütige Festungsbesatzung, die noch am 19. März mit lebhafter Kraft versuchte, den übermächtigen Ring der Einschließung zu sprengen, durch Hunger gezwungen, auf Befehl und nach Zerstörung und Sprengung aller Werke, Brücken, Waffen, Munition und des Kriegsmaterials aller Art die Trümmer von Przemysl dem Feinde überlassen. Den unbesiegten Helden von Przemysl unseren kameradschaftlichen Gruß und Dank. Sie wurden durch Naturgewalten und nicht durch den Feind bezwungen. Sie bleiben uns ein hehres Vorbild treuer Pflichterfüllung bis an die äußerste Grenze menschlicher Kraft. Die Verteidigung von Przemysl bleibt für ewige Zeiten ein leuchtendes Ruhmesblatt unserer Armee.

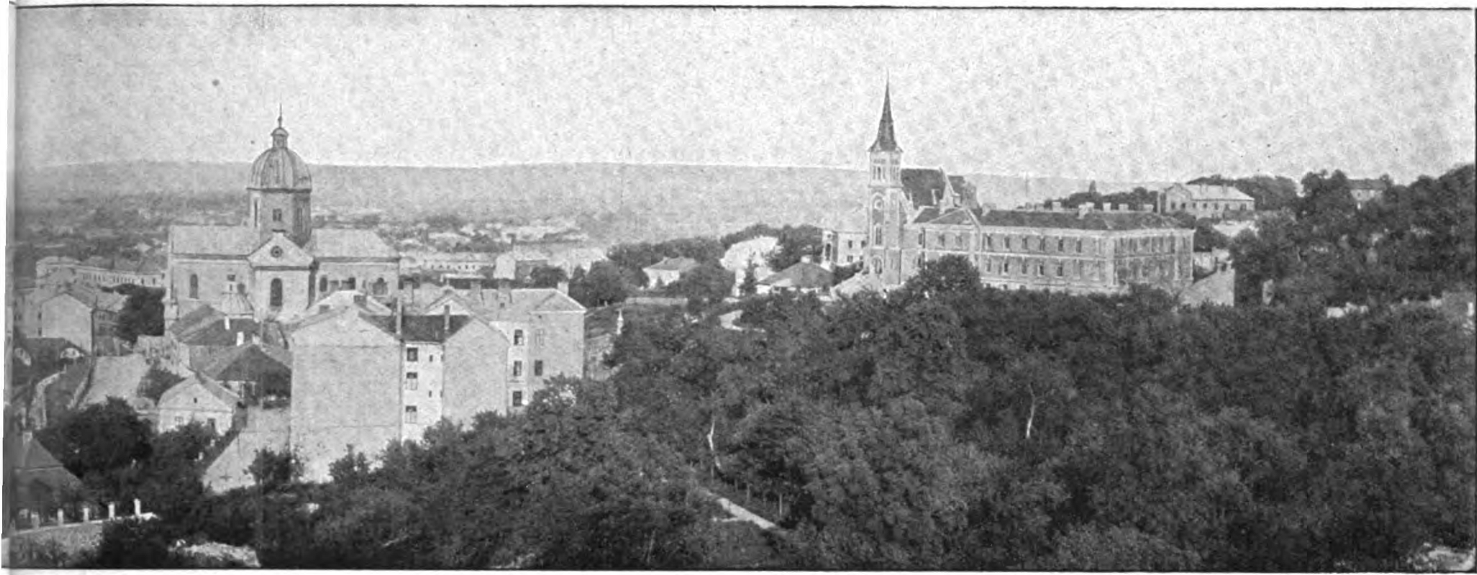
Feldmarschall Erzherzog Friedrich.


Österreichisch-ungarische Offiziere in einem Schützengraben am unteren Dunajec.

Der Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" schrieb über die Verteidiger von Przemysl:

„Die Einschließungen von Przemysl haben eine russische Armee vernichtet. Die Unsrigen haben übergenug ertragen — Entbehrung und Hunger. Solange die Festung in unseren Händen war, hieß es schweigen. Heute ist jedes Wort über die Schwäche der Rüstungen ein Vers mehr in der Hymne auf unsere Heldenbrüder. Die Knäblein in den Kinderstuben — man sollte ihnen die Namen Kusmanek und Tamassy vorsagen, bis sie die Namen können.

Sie wie alle übrigen Offiziere, und das zeugt erst für ihre echte Tugend, kannten die Schwächen der Festung und darum ihr Schicksal. Wußten, daß



Przemysl.

sie auf verlorenem Posten standen, und haben ihn gehalten — wie die Spartaner des Leonidas."

Die Eroberung von Przemysl hat die Russen mehr als 70 000 Mann gekostet. Nachdem das Werk nach so großen Opfern endlich gelungen war, wurde der Rest der Belagerungsarmee zum größten Teile frei; er verstärkte die Russenmacht in den Karpathen, vermochte aber doch nicht, den eisernen Wall der Truppen Österreich-Ungarns dort zu durchbrechen. Russische Quellen behaupteten, die Belagerungsarmee sei 150 000—200 000 Mann stark gewesen, und daß eine solche Macht einen starken Druck auf einer anderen Stelle des Kriegschauplatzes ausüben kann, liegt auf der Hand. In Wirklichkeit war der freigewordene Teil der russischen Belagerungsarmee, wenn man berücksichtigt, daß ja doch ein Teil in Przemysl zurückbleiben mußte, etwa 50 000 Mann stark, und diese sind zum größten Teil in den blutigen Karpathenkämpfen, die sich bald darauf entwickelten, geblieben.

In den Tagen nach dem Fall von Przemysl kam es in Galizien nur zu kleineren Geschützkämpfen und zur Zerstörung einer bei Otfinow erbauten russischen Kriegsbrücke durch die k. u. k. Artillerie. Am 28. März versuchten russische Kräfte, östlich von Zaleszczyki über den Dnjestr vorzustoßen, wurden jedoch nach heftigem Kampf über den Fluß zurückgeworfen. Am 5. April wiederholten die Russen ihre Versuche. Es kam zu einem mehrstündigen Gefecht, das zugunsten unserer Verbündeten endete und 1400 Mann Gefangene nebst 7 Maschinengewehren in ihre Hände brachte. Hierbei wurden auch zwei feindliche Bataillone des russischen Alexander-Infanterieregiments vernichtet.

Bedeutende Kämpfe spielten sich im März in den Karpathen ab. Schon am 1. wurden in ihrem westlichen Abschnitt zahlreiche Angriffe der Russen zur Zurückgewinnung ihrer am 28. Februar vom Gegner eroberten Stellungen abgewiesen. In meterhohem Schnee kämpften deutsche und österreichisch-ungarische Truppen am Lupkowpaß mit einer allen Wetter- und Geländeschwierigkeiten trotzenden Zähigkeit. In überraschenden Nachtangriffen leisteten namentlich die deutschen Truppen Wunderbares.

Über die Höhen des Uzsoker Passes drangen die k. u. k. Truppen nach Galizien ein und boten den verzweifelten Bemühungen des Feindes die Stirn. In der Duklasenke setzte am 2. März nach zweiwöchigem, ohne besondere Beunruhigung durch die Russen geführtem Stellungskriege gleichfalls ein harter Kampf ein, der indes die Russen um keinen Meter vorwärts brachte. Bei Cisna wurden bei der Erstürmung einer Höhe nördlich dieser Stadt 400 Russen gefangen genommen. An den nächsten Tagen nahmen die Kämpfe an der ganzen Karpathenfront noch an Heftigkeit zu; beiderseits des Latorczatales und auf den Höhen nördlich Cisna wurden die Kämpfe stellenweise nicht einmal in der Nacht abgebrochen. Überall, wo es den Unsrigen gelang, Raum zu gewinnen, unternahmen die Russen wiederholt vergebliche Gegenangriffe. Besonders entlang der Straße von Baligrod versuchten sie während dichten Schneegestöbers mit starken Kräften vorzustoßen. Der Angriff, der ganz nahe an die österreichisch-ungarischen Stellungen herangekommen war, brach schließlich unter großen Verlusten des Gegners im k. u. k. Geschütz- und Maschinengewehrfeuer vollkommen zusammen. In den nächsten Tagen gab es in den Karpathen Kämpfe um günstige Höhenstellungen, die für die österreichisch-ungarischen Kräfte von Erfolg begleitet waren. Am 6. März nahmen sie hier 8 Offiziere und 570 Mann gefangen. Am folgenden Tage machten die Russen im Raume bei Lupkow mit starken Kräften einen Angriff. Durch Einsetzung von Verstärkungen wurden ihre gelichteten Reihen stets erneuert und mit Gewaltmitteln vorgetrieben, so daß der Angriff trotz schwerer Verluste dreimal bis nahe an die österreichisch-ungarischen Stellungen vorgetragen werden konnte. Jedesmal scheiterte der letzte Ansturm vernichtend an den gegnerischen Hindernislinien. Hunderte von Toten blieben vor den Stellungen



„Villa Ninetta" am Dunajec.

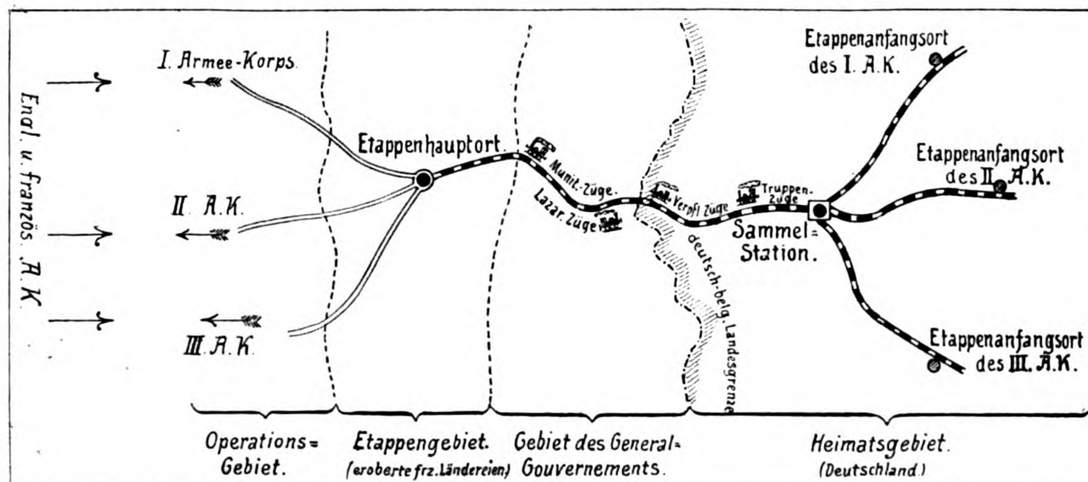


Ein von k. u. k. Truppen erbeutetes russisches Flugzeug. Phot. Karl Seebald, Wien.

unserer Verbündeten. In einem anderen Abschnitt der Kampffront gingen österreichisch-ungarische Truppen nach Abweisung russischer Vorstöße überraschend zum Angriff über, eroberten eine vorher von den Russen stark besetzte Kuppe und machten hier 10 Offiziere und 700 Mann zu Gefangenen, während auf einer benachbarten Höhe an diesem Tage 1000 Russen gefangen genommen wurden. Tags darauf wiederholten die Russen ihre Angriffe auf der Karpathenfront, jedoch ohne Erfolg und unter abermaligem Verlust von 600 Gefangenen. Am folgenden Tage hatte die österreichisch-ungarische Artillerie in einigen Abschnitten der Karpathenfront bei günstigen Sichtverhältnissen entschiedene Erfolge. Bei der Eroberung einer einzigen Stellung wurden allein 300 Russen gefangen genommen. Der 10. März brachte unseren Bundesgenossen bei der Besitznahme einer gegnerischen Höhe wieder 2 Offiziere und 350 Mann als Gefangene. Am folgenden Tag wurde nach erbittertem Kampf an der Straße Cisna—Baligrod eine Ortschaft genommen und auch die anschließenden Höhen während dichten Schneegestöbers vom Feinde gesäubert. An den nächsten Tagen wurden die Kämpfe an der Straße Baligrod—Cisna fortgesetzt, und am 12. März gelangte eine Höhe, um die hier schon seit Tagen gekämpft wurde, in die Hände der Österreicher und Ungarn. Im Sappenangriff sprengten k. u. k. Kräfte Teile dieser russischen Stellung, warfen in den folgenden Nahkämpfen den Gegner zurück und nahmen über 1200 Mann und mehrere Offiziere gefangen. Die Unternehmungen an der ganzen Karpathenfront entwickelten sich bald zu einer großen Schlacht, und an allen Stellen wurde mit äußerster Erbitterung gekämpft. Tag für Tag wurden den Russen viele Gefangene abgenommen, so am 13. März 400 und am nächsten Tage 1500 Mann. Am 16. waren unsere Truppen so weit, daß die in Ungarn gelegenen Eingangstore zu den Karpathenübergängen durchweg in ihren Händen waren. Auch alle Paßhöhen in diesem Gebirgslande waren fest in ihrem Besitz. Unser neu gewonnener Raum war als Vorsprung sehr beträchtlich und von bedeutendem strategischen Wert. Die russischen Gegenangriffe, insbesondere die zur Nachtzeit unternommenen, trugen das Gepräge wütender Verzweiflungskämpfe, zerschellten aber an der todesverachtenden Abwehr unserer verbündeten Truppen. In der einzigen Woche bis zum 18. März betrug die Gesamtzahl der russischen Verluste über 20000 Mann, von denen 5400 gefangen, die übrigen 15000 tot oder verwundet waren.

In den nächsten beiden Tagen mißlangen russische Angriffe bei den Höhen südwestlich Baligrod, bei Smolnik und Lupkow, sowie westlich von Laborczew. Am 20. März kam es zwischen dem Uzsoker Paß und dem Sattel von Konieczna zu heftigen Kämpfen, die auch noch in den folgenden Tagen fortdauerten. Am 22. war das Ergebnis bereits die Gefangennahme von 3300 Russen. In einem Gefecht, das an demselben Tage bei Wyszkow geführt wurde, gelang es unseren Verbündeten, die Russen aus ihrer Stellung zu werfen und 685 Mann nebst 8 Offizieren gefangen zu nehmen. Am 24. März wurden in den Kämpfen westlich des Uzsoker Passes 1500 Russen gefangen genommen, und auch am 26. scheiterten die russischen Angriffe. Auf den Höhen von Banyavölgy und beiderseits des Laborczatales, südlich Laborczew, dauerten die Kämpfe mit großer Heftigkeit an. Am 27. März wurden die Russen sowohl im Ondawa- wie im Laborczatale blutig abgewiesen. Nun flaute der Kampf auf den Höhen beiderseits dieser Täler ab. Tagsüber und während der Nacht kam es nur zu Geschützfeuer und Plänkeleien.

In den folgenden Tagen wurde auf der ganzen Linie vom Dukla- bis zum Uzsoker Paß gekämpft, am heftigsten bei Lupkow und östlich davon. Bei Lupkow wurde am 30. März ein sehr schwerer russischer Angriff abgewiesen, und nördlich des Uzsoker Passes machten die k. u. k. Truppen am gleichen Tage 1900 Gefangene. Am 31. fanden erbitterte Kämpfe an der Grenze des Komitates Saros statt. Dabei gelang es den österreichisch-ungarischen Kräften bei Molnarvagas Vorteile zu erringen, während die Russen hier außerordentlich starke Verluste erlitten. Die k. u. k. Truppen kämpften unverdrossen in eisigem Winterwetter in kniehohem Schnee und marschierten auf hartgefrorenen Gebirgswegen. Am 2. April konnte der russische Stoß, der sich in der ersten Zeit vornehmlich in der Duklasenke gegen den linken Flügel unserer Karpathenfront fühlbar gemacht hatte, nach harten Kämpfen mit unvermeidlichem, wenn auch geringfügigem Raumverlust völlig zum Stehen gebracht werden. Etwa in der Linie Zboro—Sztropko—Laborce scheiterten die russischen Durchbruchsversuche gänzlich, und gelegentliche Vorstöße, die die Ruhe unterbrachen,



Zu dem Artikel: Der Apparat hinter der Front.

wurden jedesmal blutig abgewiesen. Inzwischen hatte ein mächtiger russischer Druck sich auf der Mitte der Karpathenfront geltend zu machen begonnen; insbesondere gegen den auf Baligrod vorspringenden Teil der Front wurden überlegene Massen angesetzt. Bei diesen Kämpfen, die an die Truppen geradezu übermenschliche Anforderungen stellten, war namentlich auch eine ganze Reihe von Geländeschwierigkeiten zu überwinden. Obwohl der Feind bedeutende Verstärkungen, darunter einen großen Teil der Einschließungsarmee von Przemysl, heranzog, vermochten die österreichisch-ungarischen Truppen das Vorschreiten des mächtigen russischen Angriffs so sehr zu verzögern, daß nach zweiwöchigem heißen Ringen die k. u. k. Gefechtslinie noch immer auf dem Abfall jenseits des Hauptkammes der Karpathen, also auf galizischem Boden stand, während die Russen sich bei der letzten österreichisch-ungarischen Angriffsbewegung beeilt hatten, den Widerstand rasch auf ihre Seite des Karpathenwalles zu verlegen. Tag für Tag machten die Österreicher und Ungarn in den Karpathenkämpfen Gefangene, so allein am 3. April über 2000.

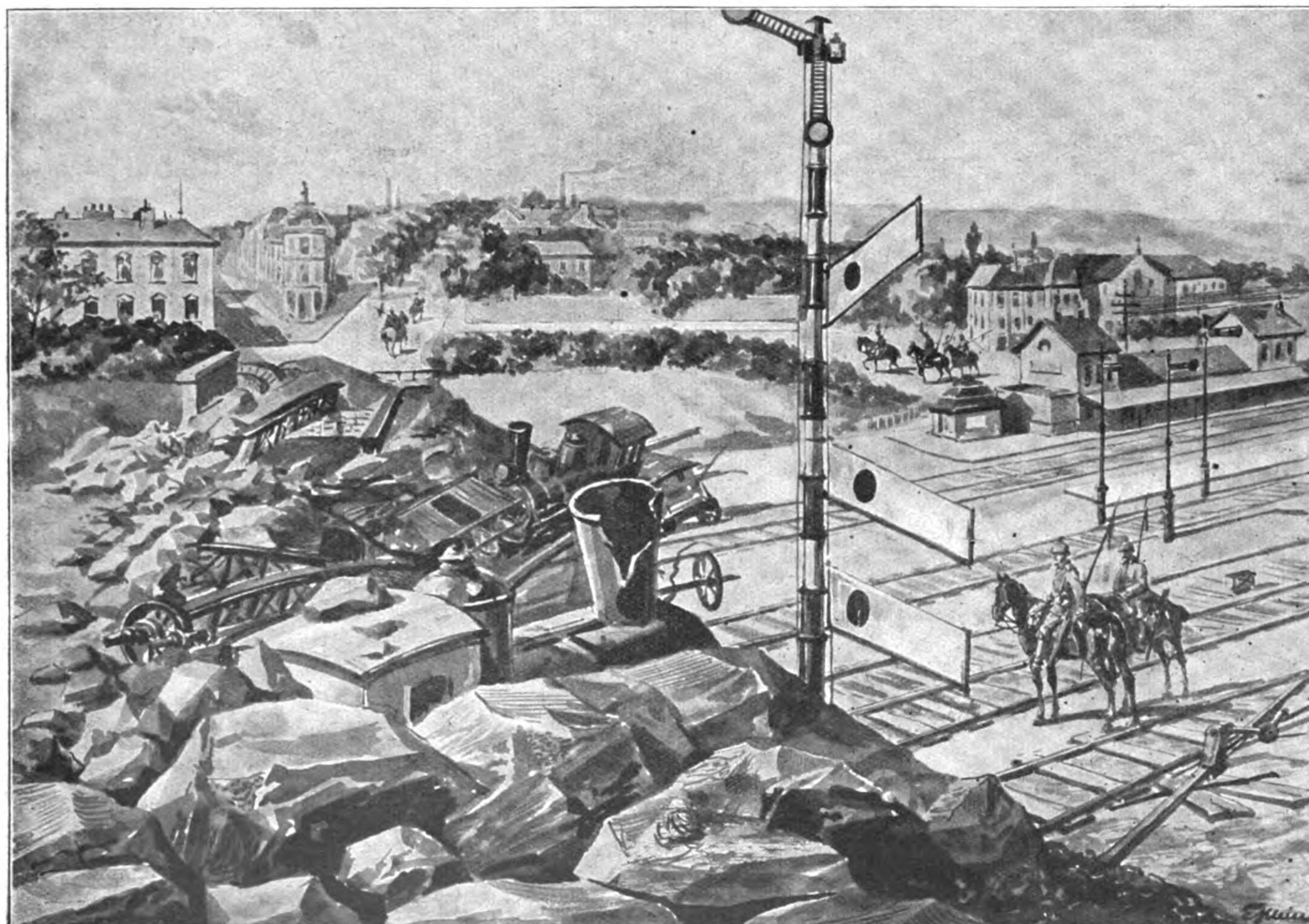
Das Leben der russischen Soldaten wurde in diesen Karpathenkämpfen wenig geschont. Die Zahl der russischerseits dort aufgebotenen Truppen bezifferte man auf etwa eine Million. Die Ergebnisse dieses großen Aufwandes waren aber sehr gering. Bis zum 5. April gipfelten sie in der Besetzung der Schützengräben bei Cisna, Kalnica und Berechy-Grn. Diese Schützengräben kosteten den Russen allein über 100000 Mann. In Kämpfen, die sich bei Michowa entwickelt hatten, wälzten sich vom Bergabhange, dem entlang sich die russische Feuerlinie hinzog, schier unabsehbare Menschenmassen in das Tal hinunter, um von dort den fast unmöglich scheinenden Angriff gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen auf den gegenüberliegenden Berghängen zu richten. In Viererreihen ergoß sich der russische Strom herunter. Die ganze Art des Vorgehens bewies am besten, wie wenig Wert das Leben eines Soldaten bei den Russen besitzt. — Auch das Flugzeug spielte mit der Aufklärung der gegenseitigen Stellungen keine unbedeutende Rolle in den Karpathenkämpfen. Nicht selten kam es auch zu Luftkämpfen; so zum Beispiel fand am 5. April ein solcher zwischen einem österreichisch-ungarischen Flieger und drei russischen Flugzeugen statt. Diese verfolgten den ersteren Flieger, der auf seine Verfolger Bomben warf; dabei wurde eine russische Maschine getroffen, so daß sie aus 1500 Meter Höhe herabstürzte. Die zwei anderen russischen Flugzeuge gerieten in eine Luftströmung und stürzten ab. Der k. u. k. Flieger konnte hierauf unversehrt entkommen. Am selben Tage gelang es österreichisch-ungarischen Truppen, ein russisches Flugzeug gefangen zu nehmen, von dessen Führer, angeblich einem russischen Fürsten, folgende interessante Äußerung berichtet wird:

„Wir Russen nennen die Karpathen den Haifischrachen. Dort herrschen entsetzliche Windströmungen, so daß wir uns in den meisten Fällen kaum vor dem Umkippen des Flugzeuges zu bewahren vermögen. Ich selbst versuchte nicht weniger als dreimal, die Karpathen im nördlichen Teil der Bukowina zu überfliegen, mußte aber meine Absicht immer wieder aufgeben. Die Franzosen haben uns schon im Jahre 1911 anläßlich des Budapester Wettflugs auf diese Gefahr aufmerksam gemacht. Von 328 Fliegeroffizieren, die in französischen Schulen ausgebildet worden sind, ist nicht ein einziger mehr im Dienst, da kein einziger imstande war, den Kampf mit dem Haifischrachen aufzunehmen."

Am 6. April wurde gemeldet, daß auf den Höhen östlich des Laborczatales tags vorher deutsche und österreichisch-ungarische Truppen starke Stellungen der Russen eroberten und hierbei 5040 Mann zu Gefangenen machten. Auch in den anschließenden Abschnitten wurden mehrere heftige Angriffe unter großen Verlusten des Feindes blutig zurückgeschlagen und weitere 2530 Russen gefangen.

Über die Karpathenkämpfe in der Zeit von Ende Januar bis Anfang April wurde dem Berliner Tageblatt nach Ostern zusammenfassend berichtet:

„Am Ostersonntag leiteten die Deutschen den Angriff

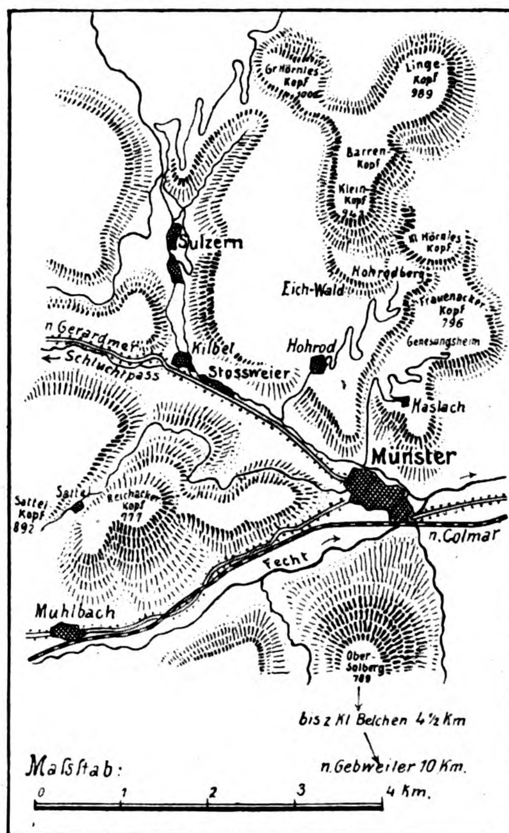


Gesprengte Brücke bei Libramont.
(Die erste deutsche Patrouille wurde beim Verlassen des Ortes vom Wald aus niedergeschossen.)
Nach der an Ort und Stelle gefertigten Skizze eines Offiziers gezeichnet von E. Klein.

artilleristisch ein und gingen zugleich unter geschickter Ausnutzung des vielfach durchschnittenen Geländes vor. Diese Vorbereitungen setzten sie unter dem Schutz der Dunkelheit fort, indem sie Hindernisse zerstörten, durch Scheinmanöver die feindlichen Patrouillen und Vorposten täuschten und Flankenbewegungen gegen die russische Hauptstellung ausführten. Im Laufe des Ostermontags wurde die Kobilahöhe von den Deutschen mit größter Kühnheit in mehreren Sturmangriffen genommen, wobei die Verluste im Verhältnis zu dem erzielten Ergebnis niedrig waren. In Ausnutzung dieses Sieges verfolgten die Deutschen Dienstag die geworfenen Russen, erbeuteten dabei weitere Gefangene, Geschütze und Maschinengewehre und sicherten die eroberte Stellung gegen Rückschläge.

Welche Bedeutung dem Erfolg gerade an diesem Punkte zukommt, erhellt aus der Betrachtung der Sachlage, wie sie sich zusammengefaßt heute darstellt: Die gegenwärtige große Karpathenschlacht reicht in ihren Anfängen bis in die letzten Januartage zurück. Damals hatten sich die Russen in den Paßgebieten von Dukla, Uzsok und Wyszkow an den Südhängen der Karpathen festgesetzt und sperrten auch die Übergänge über den östlichen Gebirgsteil. In hartem Kampfe wurden von der deutschen Südarmee der Wyszkowpaß und die Nebenübergänge, von der Armeegruppe unter dem Befehl des Feldmarschalleutnants Szurmay der Uzsoker Paß, von der Armee des Generals Boröwitsch der Lupkower Paß und die westlichen Übergänge der Duklasenke zurückerobert. Nur der eigentliche Duklapaß und damit ein Dreieck ungarischen Bodens bis Felsövizköz konnte von den Russen behauptet werden. Durch Gegenstöße und Wetterungunst mehrfach aufgehalten, drang der österreichisch-ungarische Angriff am rechten Flügel nach Südostgalizien und der Bukowina vor. Die deutsche Südarmee arbeitete sich auf den nördlichen Vorlagerungen des Wyszkowgebiets von Berg zu Berg. Die k. u. k. Mittelgruppe gewann zwischen dem Uzsoker und Lupkower Paß gleichfalls verschiedene Bergrücken und kam im Vorstoß auf Lisko bis Baligrod. Mit diesem erfolgreichen Vorstoß eröffnete sich die Aussicht auf den rechtzeitigen Entsatz von Przemysl. Leider verzögerten aber dann die übermenschlichen Schwierigkeiten des winterlichen Gebirgskrieges den weiteren Vormarsch, so daß die Russen mittlerweile außerordentlich starke Kräfte versammeln und dazwischen werfen konnten.

Mitte März gingen die Russen zum Angriff über. Besonders stark drückten sie auf die Duklafront, wo sie unter großen Menschenopfern einige Vorteile und eine geringe Zurücknahme der k. u. k. Stellungen erzielten. Neuerdings kam jedoch ihr Vorgehen hier im allgemeinen auf der Linie des Ondavarückens zum Stehen. Kurz nach dem



Karte zu den Kämpfen westlich von Münster.



Die Ortskommandantur von Libramont.

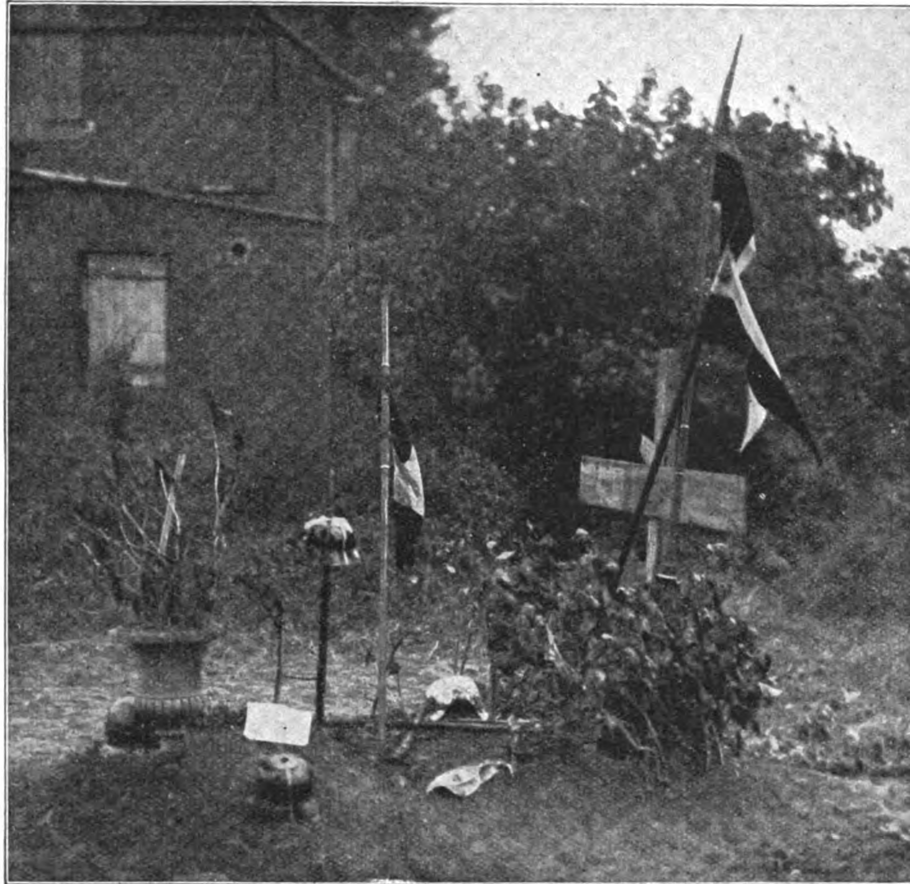
Nach der an Ort und Stelle gefertigten Skizze eines Offiziers gezeichnet von E. Klein.



Württembergische Landwehr erstürmt in heldenmütigem Kampf die Vorberge westlich von Münster und den Kleinen Hörnleskopf in den Vogesen.

Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.

Duklaangriff griffen die Russen auch die im Oportal und seiner Umgebung stehende deutsche Südarmee an. Nach erbittertem Ringen brach der Angriff so gründlich zusammen, daß seither in diesem Teil der Kampffront verhältnismäßig Ruhe herrscht. Im Zusammenhang damit stockt das Vorgehen in Südostgalizien, während russische Versuche, sich wieder in den Raum zwischen Dnjestr und Pruth einzuschieben, bisher fehlschlugen. Die Russen warfen sich nunmehr mit aller Wucht gegen die weit vorgeschobene Mitte der k. u. k. Karpathenfront, die, allen Schwierigkeiten trotzend, noch 14 Tage standhielt, ehe die russischen Teilerfolge und Flankengefährdung sie zur allmählichen Räumung ihrer Stellungen zwang. Seitdem machte sich wieder ein verstärkter Druck auf die österreichisch-ungarischen Stellungen am Lupkower Sattel und längs des Laborczaflusses geltend, wo die Russen den größten Teil der frei gewordenen Belagerungsarmee von Przemysl einsetzten. — Hier nun traten ihnen auf den Höhen östlich des Flußtales jene deutschen Verstärkungen entgegen, die mit Einnahme der Kobilahöhe diesem Druck begegneten. Dies ist der augenblickliche Stand der Dinge in den Karpathen. Welch ungeheure Hemmnisse einer raschen Entscheidung in den Karpathen entgegenstehen, zeigt ein Blick auf den Charakter dieses Gebirgslandes: Seine Zerstücklung in viele hundert Waldbestände, Bergzüge, schroffe Felspartien, längs und quer einschneidende Schluchten, nordwärts oder südwärts geöffnete Flußtäler löst die Schlacht in zahllose, mit widersprechendstem Erfolg geführte Einzelkämpfe auf. Berg steht neben Berg, wie Festung neben Festung; so weit und so lange wie möglich wird die Bergkette unter Sperrung der Zwischenräume und Querstraßen in gleichen, ununterbrochenen Linien behauptet. Gerade im Dukla- und Lupkowgebiet aber wurden diese Linien vielfach gebrochen und durchbrochen, südlich des Duklapasses von den Russen, nördlich des Lupkowpasses von den Verbündeten. Noch immer kommt es vor, daß in der eigenen Linie liegende Höhen von der anderen Partei besetzt oder umringt werden. Eine solche vereinzelte Bergstellung gleicht dann einer Insel im Wattenmeer. In sieben, zehn, ja fünfzehn Staffeln rennen die Russen gegen diese durch Minen, Astverhaue, Stacheldrähte und Maschinengewehre verschanzten Einzelstellungen an, indem sie unbedenklich Staffel auf Staffel opfern, um nach Zerstörung der Hindernisse an die Bajonette der Verbündeten zu geraten. Gleichzeitig machen beide Teile bataillons- und kompanieweise weitausholende Umgehungen. Dabei stoßen sie vielfach auf gegnerische Umgehungstruppen oder sehen sich plötzlich von allen Seiten angegriffen. Derart umzingelt, muß sich die kleine Schar der Österreicher, Ungarn oder Deutschen auf Tod und Leben durchschlagen, während die russischen Soldaten in der gleichen Lage meist eine willkommene Gelegenheit sehen, sich gefangen zu geben. Auf diese Weise machen die Verbündeten Tausende von Gefangenen."



Grab dreier deutscher bei St.-Quentin gefallener Krieger. Phot. Het Leven.

Soldatengrab.

Am Wegrand unterm Haselstrauch
Wölbt einsam sich ein Hügel,
Ein junger Reiter, keck und rank,
Hier sank er aus dem Bügel.

Das kleine Holzkreuz trägt den Helm,
Die Lanze dicht daneben,
Taufrisch ein grüner Heidekranz,
Er krönt dies Heldenleben.

Zwei lichte Augen lebensfroh,
Zwei Lippen, frisch zum küssen,
Ein Herz so echt, so wahr und treu,
Hier hat's verbluten müssen.

Schlaf wohl! Gottvater wob um dich
Den Glanz lichtvollen Lebens,
Weint auch daheim manch Herz um dich,
Dein Blut floß nicht vergebens.

Aus tausend Keimen sprießt es rings,
Will alles jung verschönen —
Das Vaterland erblühet groß
Aus seinen Heldensöhnen.

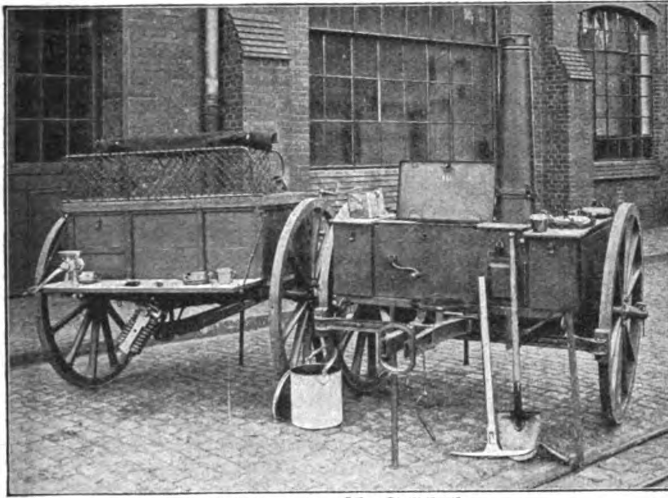
Schlaf wohl! Schon weht ein Frühlingswind,
Gott gibt mit vollen Händen,
Millionenfach gedeiht es neu
Und licht aus Grabeswänden.

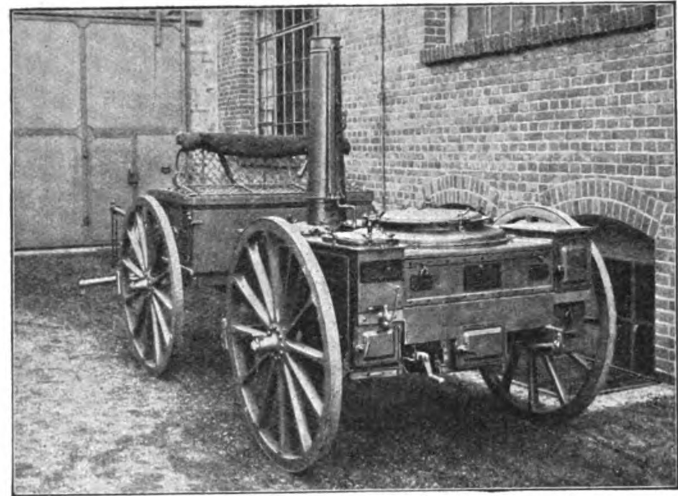
Und wenn durchs neue Vaterland
Die Friedensglocken klingen —
Euch toten Brüdern sollen sie
Ein helles Danklied singen!

Paul Bliß.

Am 8. April wurde bekanntgegeben, daß sich die Zahl der unverwundeten Gefangenen auf 10 000 Mann erhöhte und außerdem noch zahlreiches Kriegsmaterial erbeutet wurde. Die Russen setzten auch an den folgenden Tagen ihre Vorstöße unter schonungslosester Ausnutzung ihres Menschenmaterials in andauernden Sturmangriffen fort. Berge von Leichen und Verwundeten kennzeichneten die im wirkungsvollsten Geschütz- und Maschinengewehrfeuer der österreichisch-ungarischen Stellungen liegenden russischen Angriffsfelder. Besonders östlich des Uzsoker Passes kam es vom 8. bis 10. April zu Kämpfen, die mehr als 3000 Gefangene und 17 Maschinengewehre in unsere Hände brachten. Am 9. eroberten deutsche Truppen nördlich von Tucholka eine seit dem 5. Februar viel umstrittene und von den Russen hartnäckig verteidigte Höhenstellung. Gegen Mitte April ließ die Kraft der russischen Angriffe in den Karpathen nach. Nur noch Vorpostengefechte und Artilleriekämpfe von geringerer Bedeutung fanden statt. Auch Nachrichten von schlechten Zuständen im russischen Heer trafen ein. Aus Gefangenenaussagen ließ sich ersehen, daß die Auflösung unter den russischen Truppen immer weiter um sich griff.

Es waren bereits zahlreiche Rekruten im Alter von 20 Jahren eingezogen worden. Diese Mannschaften schickte man auch schon in den Kampf, so insbesondere an der Duklafront, wo man sehr schlechte Erfahrungen mit ihnen machte. Ein solches Ergebnis erschien ohne weiteres begreiflich, als man erfuhr, daß die Neueingezogenen zu-


Fahrbare deutsche Feldküche.
Auf der Rückseite des Protzkastens (links) heruntergeklapptes Fleischbrett.


Fahrbare deutsche Feldküche.
Vorderwagen mit Protzkasten und Hinterwagen mit Kocheinrichtung.

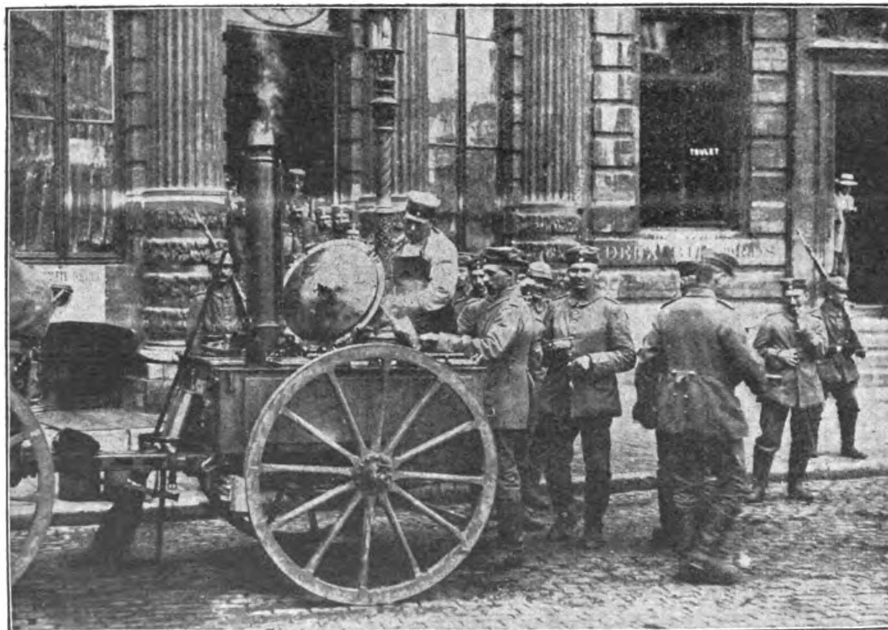
meist nur eine Ausbildungszeit von 3–4 Wochen durchgemacht hatten. Kein Wunder, daß sie dann weder schießen konnten, noch auch sonst über die notwendige Disziplin verfügten. Außerdem machte sich der Mangel an Offizieren und Unteroffizieren stark bemerkbar. Diese schlecht ausgebildeten Truppen erhielten acht Patronen täglich, da der Munitionsmangel sehr häufig keine reichlichere Verteilung von Patronen zuließ.

In der ersten Hälfte des Monats März wurde auch wieder in der nördlichen Bukowina, östlich von Czernowitz, fast ununterbrochen gekämpft. Die unausgesetzt vordringenden österreichisch-ungarischen Aufklärungstruppen verfolgten lediglich den Zweck, die Bewegungen der hinter ihnen operierenden Truppen zu verschleiern. Am 18. März unternahmen die Russen einen Versuch, das nordöstliche Pruthufer zu besetzen, um sich Czernowitz zu nähern. Dieser Versuch wurde von den Österreichern und Ungarn mit Leichtigkeit abgewiesen, womit zugleich eine Reihe von wichtigen Maßnahmen begann, die mit der fast völligen Vertreibung des Feindes aus dem Lande endeten. Am 21. März um sechs Uhr früh eröffnete die österreichisch-ungarische Artillerie ein heftiges Feuer gegen die russischen Stellungen im Raume von Alt-Zuczka und Sadagora. Die Russen erwiderten anfänglich sehr lebhaft. Ihre Geschütze traten aber schon nach dreistündigem Kampfe außer Tätigkeit. Unter der Deckung der k. u. k. Artillerie gingen die polnischen und ruthenischen Legionäre zum Angriff über, der sich auf der Straße Rarancze—Sadagora zu einem ungewöhnlich heftigen Gefecht entwickelte. Die Österreicher und Ungarn stürzten sich auf die feindlichen Schützengräben und begannen einen Nahkampf, der sich bis nach Sadagora fortpflanzte und in dessen Straßen noch über eine Stunde währte; am Abend mußte sich der Feind, trotz großer Übermacht, gegen Rarancze zurückziehen. Die Bevölkerung von Sadagora nahm die k. u. k. Soldaten mit großem Jubel auf.

Mit diesem Platz verloren die Russen einen der wichtigsten Stützpunkte im nordöstlichen Teile der Bukowina. Doch waren sie keineswegs gewillt, die Bukowina kampflos preiszugeben. Vielmehr konnte man in der Zeit vom 23. bis 26. März beobachten, wie die Russen große Verstärkungen aus Bessarabien heranzogen. Ihr Plan ging dahin, den k. u. k. linken Flügel, der von Sadagora gegen Rarancze vorgerückt war, nordwestlich zu umgehen und über Czernawka von neuem gegen Czernowitz zu marschieren. Unsere Armeeleitung, die das Vorhaben des Feindes erkannte, wußte noch in der Nacht vom 25. zum 26. März eine Umordnung der Kräfte vorzunehmen und sie gegen Czernawka zu werfen. Diese eröffneten am 26. den Kampf gegen den in großer Übermacht vorrückenden Feind bei Czernawka, und es kam zwischen diesem Ort und dem Bergabhange von Rarancze und Toporutz zu einem erbitterten Zusammenstoß. Ganze Kolonnen des Feindes wurden vernichtet. Von dem russischen 172. Infanterieregiment blieben nur etwa 1040 Mann übrig, die derart bedrängt wurden, daß sie sich ergeben mußten. Auch der Kommandant dieses Regiments, Oberst Gelczynski, wurde von den k. u. k. Truppen gefangen genommen. Mit dieser Niederlage verloren die Russen die zweite Basis ihrer Verteidigung und mußten sich gegen Bojan—Nowosielitza zurückziehen.

Man muß das Gelände, auf dem sich diese Kämpfe abspielten, kennen, um die Leistung der Truppen unserer Verbündeten würdigen zu können. Kaum hatten die Russen Sadagora verlassen, als sie auch schon andere Deckungen fanden, zum Teil in einem nahen Walddickicht, von wo aus sie auf die österreichisch-ungarischen Truppen feuerten. Sobald diese freilich zum Sturm übergingen, war es mit dem russischen Widerstand vorbei. Die Gefechte von Czernawka—Rarancze—Toporutz fanden in der Zeit vom 26. bis 28. März einen vorläufigen Abschluß, mit dem gleichzeitig fast die ganze Bukowina (den äußersten Winkel Bojan—Nowosielitza ausgenommen) vom Feinde gesäubert wurde. Die nächsten Tage brachten Verfolgungsgefechte, und am 5. April konnte das „Neue Wiener Journal" aus Czernowitz melden, daß der Vorstoß der österreichisch-ungarischen Truppen bereits bis in die Nähe von Chotin, einer russischen Festung am rechten Ufer des Dnjestr in Bessarabien, gediehen sei (vergleiche auch die Kartenbeilage vom östlichen Kriegschauplatze, südliche Hälfte).

(Fortsetzung folgt.)


Deutsche Soldaten in Feindesland holen ihr Essen von der Feldküche.

Illustrierte Kriegsberichte.

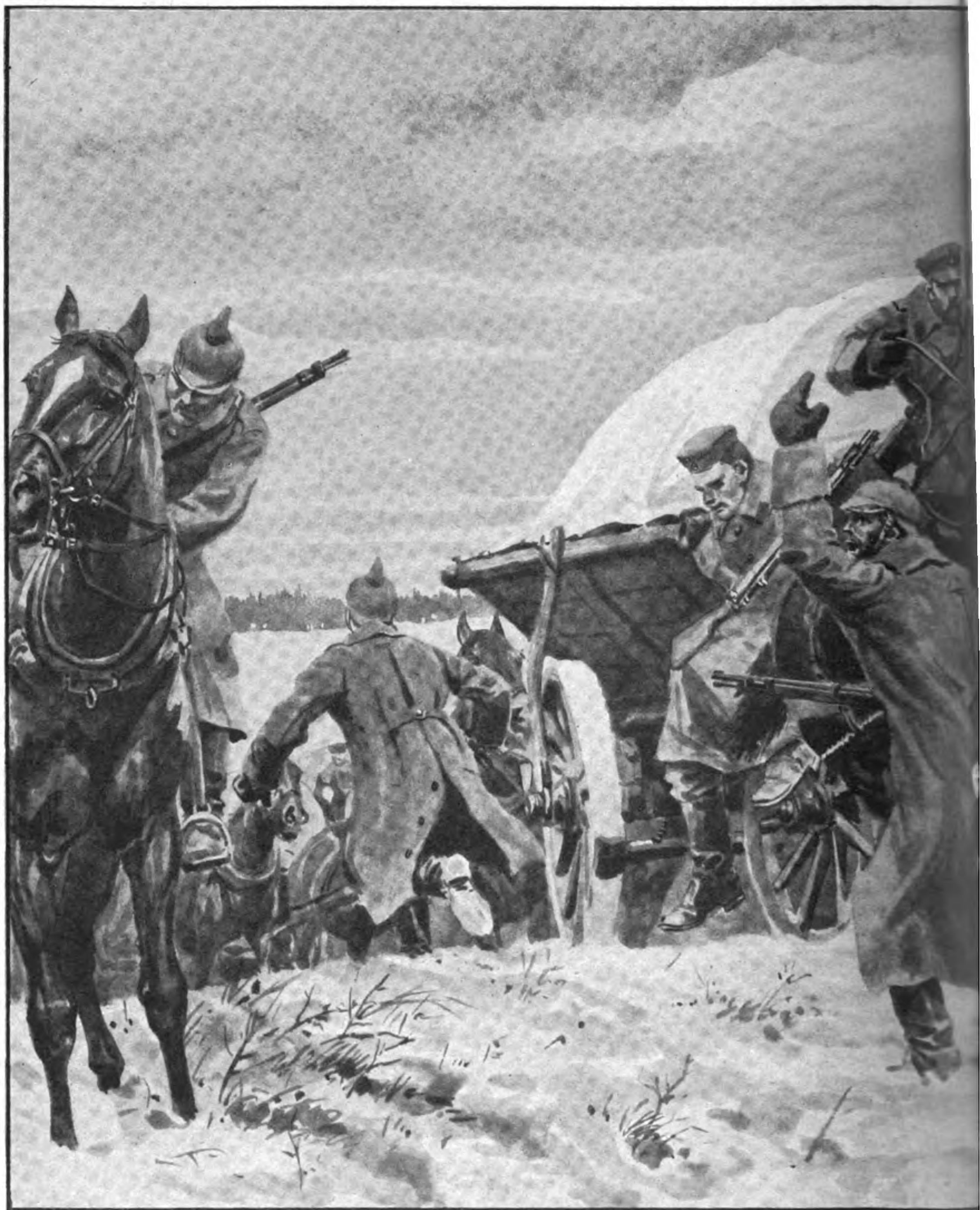
Im Schützengraben am Dunajec.

(Hierzu die unteren Bilder auf Seite 324 und 325.)

Schier endlos in furchtbarer Eintönigkeit verliefen die Tage am Dunajec, wo unsere tapferen Krieger in langen und tiefen Schützengräben treue Wache hielten. Wochen sind vergangen, seit sie diese Stellungen eingenommen haben. Die Geschütze dröhnen, und oft mischt sich in das dumpfe Pfeifen der Schrapnelle das Geknatter der Gewehre, aber im großen ganzen ist man untätig, man liegt auf der Lauer und beobachtet den Feind, der auf Schußweite sich ebenfalls gut verschanzt hat. In den langen, kalten Wochen des Winters hat man sich so gut wie möglich einzurichten gesucht. Unser eines Bild zeigt die „Wohnung" eines Hauptmanns, die scherzweise nach dem Namen seiner Frau „Villa Ninetta" getauft wurde. Er teilt sie mit seinen tapferen Offizieren; sie ist ziemlich geräumig und den Umständen entsprechend „fast bequem". Aus dem nächsten Dorf hat man Fenster und sogar einen Ofen geholt. Am Spiritusfeuer versucht man die Beköstigung, die der Küchenwagen täglich aus dem nächsten Etappenort zuführt, durch Beigabe verschiedener Zutaten und Gewürze schmackhafter zu machen, und an der Flamme der rußenden, qualmenden Petroleumlampe liest man die Briefe aus der Heimat und die Zeitungen, die die Feldpost gebracht hat.

Schaurig war so manche Nacht des Winters. Der Sturm heulte, es war bitter kalt, aber trotzdem hieß es ununterbrochen auf der Hut sein. Keinem durfte das Gewehr aus den halberstarrten Händen entgleiten, niemals durfte ein Kopf über dem Rande sichtbar werden, denn auch die Russen im jenseitigen Graben hielten scharfe Wache. Oft schneite es ununterbrochen viele Stunden lang. Hoch lag der Schnee, und damit die blaugrauen Uniformen kein allzu leichtes Ziel gewährten, erhielten die Offiziere und Soldaten weiße Schneemäntel, um sich ihrer bei Besichtigungs- oder Patrouillengängen zu bedienen. Wie man aus dem zweiten Bild ersieht, nehmen sich die Gestalten in diesen Mänteln geradezu malerisch aus.

Dann aber, in den ersten Tagen des April, als die Frühjahrssonne wieder zu wärmen begann, kam neues Leben in die Stellungen am Dunajec. Der Schnee schmolz, und junges, frisches Grün zeigte sich allenthalben. Frohe Hoffnungen schwellten die Herzen auf einen baldigen entscheidenden Sieg. Am 2. Mai bereits durchlief die Welt die Nachricht von der gewonnenen Schlacht am Dunajec!



Russischer U… deutsche P…
Nach einer …
von …

Gefecht in den Vogesen westlich von Münster.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie das Bild S. 329 und die Kartenskizze S. 328.)

Wie in den Karpathen, so trat auch in den Vogesen der Charakter des Gebirgskrieges mit allen seinen Hindernissen und Schwierigkeiten zutage, und das rauhe Klima, der lange und strenge Winter mit den andauernden Schneefällen machten militärische Operationen oft auf Wochen hinaus unmöglich. Dazu kam, daß unseren Truppen die besten französischen Streitkräfte gegenüberstanden, die als hervorragende Gebirgsoldaten bekannten Alpenjäger, gewandte und entschlossene Scharfschützen, die jeden Felsblock und Baumstumpf als Deckung zu benutzen wissen und oft, in den Kronen dunkler Tannen versteckt, den vorwärts stürmenden Gegner mit vernichtendem Maschinengewehrfeuer überschütten.

Die Franzosen, die die Berghöhen im Süden und Norden von Münster, darunter auch den Großen und Kleinen Reichsackerkopf besetzt hielten, konnten von ihren höher gelegenen und gedeckten Stellungen aus die deutschen Schützengräben, die sich von Münster aus das Tal der Fecht entlangzogen, beherrschen und so unsere Truppen vom weiteren Vordringen abhalten. Einige Wochen lang lag man sich so auf beiden Seiten in der Verteidigung gegenüber, als die Franzosen von den von ihnen besetzten Ortschaften Mühlbach und Stoßweier aus einen Vorstoß auf die Stadt

Münster versuchten, die durch ihre Lage als Knotenpunkt der Eisenbahnlinie nach Kolmar und der über den Schluchtpaß nach Gerardmer führenden Straße von nicht zu unterschätzender strategischer Bedeutung ist. Am 19. Februar begannen die Franzosen, die vor wenigen Tagen erst in dem weiter südlich gelegenen Gebweiler Tale mehrere Kilometer weit zurückgedrängt worden waren, von den Höhen des Reichsackerkopfes aus ihr Artilleriefeuer auf die deutschen Stellungen zu richten, und starke feindliche Truppenansammlungen, die von Stoßweier gemeldet wurden, deuteten auf einen bevorstehenden französischen Angriff. Die deutsche Heeresleitung indes wollte dem Feind zuvorkommen, und so gingen unsere Truppen selbst zum Angriff vor; man wollte den Feind überraschen. „Endlich kommt für uns der langersehnte Tag des Vorrückens, des Sieges und für manchen Kameraden des Todes," so heißt es in dem Feldpostbrief eines Mitkämpfers. „Im Gänsemarsch rücken wir vor, in Abständen von 10 Metern voneinander. Gespenstisch recken sich die Äste der Bäume in die Luft und nehmen im blassen Licht des dämmernden Morgens phantastische Formen an. Hier und da bricht unter der Schneelast ein Zweig mit einem trockenen, knackenden Geräusch, das die tiefe Stille jäh unterbricht und uns atemlos aufhorchen läßt. Der Befehl lautet streng: nicht sprechen, nicht rauchen, keinen Schuß abfeuern. Man marschiert gewöhnlich unter dem Feuer der feindlichen Batterien, aber man hat sich vor jedem Alarm zu hüten; trifft man auf eine feindliche Feldwache, die man nicht umgehen kann, so muß sie mit dem Bajonett niedergemacht werden ... Lautlos schleichen wir weiter, langsam, halb gebückt, den ansteigenden Berghang hinauf. Zuweilen umgibt uns der Nebel und hüllt uns fest in seinen feuchten Mantel. Das sind die Augenblicke, in denen es einen wie eine Herzbeklemmung überkommt, in denen einen die Furcht befällt, abgeschnitten und plötzlich vom Feind umzingelt und gefangen zu werden. Aber da gibt der Offizier auch schon das Zeichen zum Angriff. Klirrend hören wir seinen Säbel aus der Scheide sausen, und dann erschallen die Worte: ‚Am Waldrand vor uns feindliche Schützen! Zum Sturm, marsch, marsch!' Aus hundert Kehlen tönt das schmetternde Hurra durch die kalte Winterluft, mit gefälltem Bajonett stürmen wir vor und nehmen den ersten französischen Graben, der, mit Tannenzweigen halb verdeckt, auf die in der Nacht frischer Schnee gefallen war, von ferne kaum zu erkennen war. Der Feind ist überrumpelt, und ehe er Zeit zur Verteidigung gewinnt, ist der größere Teil niedergemacht, während der Rest der Leute die Arme hochstreckt, zum Zeichen, daß für sie der Krieg zu Ende ist, wie sie uns in gebrochenem Deutsch zurufen."



...fall auf eine ...ntkolonne.
...nalzeichnung ...erte.

Es war ein Bataillon württembergischer Landwehr, das im Laufe des Vormittags des 19. Februar diesen ersten erfolgreichen Angriff auf die Franzosen unternahm (siehe das Bild auf Seite 329) und ihnen nach heldenmütigem Kampf die Vorberge westlich von Münster und den Kleinen Hörnleskopf entriß. Unterdessen entbrannte im ganzen Fechttale an den Hängen des Reichsackerkopfes ein äußerst erbittertes Ringen, in dem unsere Truppen ständig an Boden gewannen. Zu besonders schweren Kämpfen kam es im nördlichen Abschnitt, aus dem der Barrenkopf und Kleinkopf gleich natürlichen Festungen emporragen. Ein bayrisches Regiment und württembergische Landwehr haben hier Außerordentliches geleistet.

Eigentümlich hatte sich die Lage bei dem Dorfe Stoßweier entwickelt. Als der Gegner am 21., dem 3. Gefechtstage, den Ort noch nicht geräumt hatte, wurde beschlossen, ihn im Sturm zu nehmen. Bayrische Kavallerie, württembergische Landwehr und badischer Landsturm gingen im Tal gegen die schmale Ostfront des Dorfes vor, das sie in erbittertem Nahkampf von Haus zu Haus nahmen.

Nach viertägigem, heftigem Kampf wurden die Franzosen bis zur deutschen Grenze zurückgeworfen. Die französische Hauptstellung auf den Höhen östlich Sulzern und der Reichsackerkopf westlich Münster, die Orte Hohrodberg, Hohrod, Stoßweier und Mühlbach wurden von unseren Truppen im Sturm genommen; Sulzern und Metzeral räumten die Franzosen, die 600 Gefangene, 800 Tote, 4 Maschinengewehre und eine Menge sonstigen Materials verloren, ohne Kampf.

Unsere Feldküchen.

(Hierzu die Bilder Seite 331.)

Mit dem Anwachsen unserer Truppenmassen brach sich die Erkenntnis immer mehr Bahn, daß die Leistungsfähigkeit der Truppen ganz erheblich gefördert wird, wenn der einzelne Mann seine Mahlzeiten nicht mehr selbst zuzubereiten braucht, sondern die fertige, schmackhaft zubereitete Kost wie in der Kaserne in Empfang nehmen kann, und zwar im Biwak wie in Marschpausen, ja selbst während des Gefechtes.

Zog man dabei die technischen Fortschritte auf dem Gebiet der Massenverpflegung im bürgerlichen Leben und auch in den Garnisonen in Betracht, so mußte der Wunsch rege werden, auch für das Feld eine Massenbereitung der Speisen in beweglichen, großen Kochgefäßen, die unabhängig von Wegen und Wetter mit ins Feld geführt werden können, zu ermöglichen, kurz, man erkannte das Bedürfnis nach fahrbaren Feldküchen.

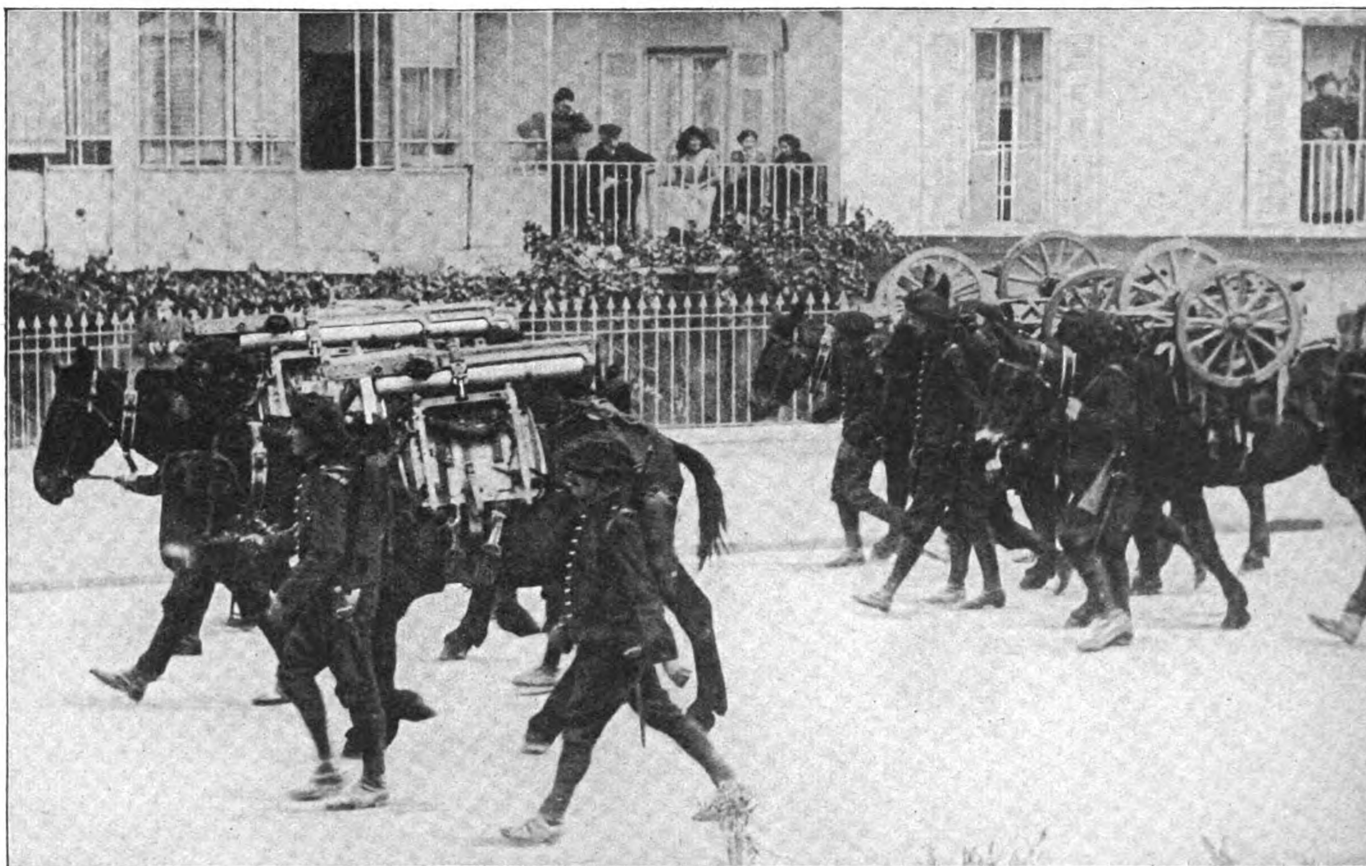
Mit deutscher Gründlichkeit widmete sich die Heeresverwaltung im Verein mit der einschlägigen deutschen Industrie der Aufgabe, und man kann heute ohne patriotische Übertreibung wohl sagen, daß die deutsche Feldküche, deren endgültige Einführung in die Armee im Jahre 1908 erfolgte, in ihrer technischen Durchbildung von unerreichter Vollkommenheit ist und allen billigen Anforderungen gerecht zu werden vermag.

Sie setzt sich, wie aus unseren Abbildungen auf Seite 331 ersichtlich, zusammen aus dem Vorderwagen mit dem Protzkasten und dem Hinterwagen mit der Kocheinrichtung. In den verschiedenen Fächern des Protzkastens sind zweihundert eiserne Portionen, die eisernen Rationen und die sonstigen Vorräte untergebracht. Auf der Rückseite des Protzkastens ist ein herunterklappbares Fleischbrett angebracht, das mit Lagern zum Befestigen der Fleischhackmaschine und der Büchsenöffner ausgestattet ist. Vom Bock aus kann eine Kurbelbremse in Tätigkeit gesetzt werden.

Das Wagengestell des Hinterwagens, das aus gepreßten Stahlblechträgern hergestellt ist, ruht mittels geschmeidiger Blattfedern auf der Hinterachse. Auch der Hinterwagen ist mit einer Bremse versehen, die von hinten bedient werden muß. Die Verbindung zwischen Vorder- und Hinterwagen wird durch eine federnde Kupplung bewerkstelligt, die ein leichtes Trennen und Verbinden von Vorder- und Hinterwagen in kürzester Frist ermöglicht, ein Wenden des Fahrzeugs auf schmaler Straße zuläßt und ein Schlagen der Deichsel verhindert, indem deren Druck durch die eigenartige Anordnung der Federn aufgehoben wird. Vorder- und Hinterwagen können getrennt je einspännig gefahren werden, so daß der Hinterwagen in die Gefechtslinie zur Speisenverteilung vorfahren kann, während der Vorderwagen weiteren Proviant heranholt.

Die Kocheinrichtung ist auf dem Hinterwagen des Fahrzeugs aufgebaut und enthält als Hauptbestandteile den Speisekessel mit zweihundert Liter Fassungsvermögen und den Kaffeekessel mit siebzig Liter nutzbarem Inhalt. Die weiteren Behälter dienen zum Unterbringen von Brennstoffen und Küchengeräten. Der Speisekessel ist doppelwandig; er besteht aus dem Innenkessel aus Reinnickel mit hart aufgelötetem, nach innen eingezogenem Oberteil, das ein doppelwandiger, isolierter Deckel dampfdicht abschließt, und dem kupfernen Außenkessel. Zwischen Innen- und Außenkessel befindet sich die Kochbadflüssigkeit, zu der gewöhnlich Glyzerin verwendet wird; doch können auch hochsiedende Öle benutzt werden. Ein an den Außenkessel angeschlossenes Standrohr nimmt die sich durch Erhitzen ausdehnende Kochbadflüssigkeit auf; es ist an dem Schornstein entlang geführt, oben in eine um den Schornstein herumgelegte dünne, offene Röhre endigend. Eine in das Füll- und Kontrollrohr eingebaute Vorrichtung dient zum Messen der Höhe des Kochbadstandes. Auf dem Deckel des Speisekessels befindet sich ein Ventil, das im Kessel in eine besonders geformte Glocke ausmündet; diese verhütet das Auskochen fester Speiseteile.

Links neben dem Speisekessel befindet sich der Kaffeekessel, der ebenfalls aus Reinnickel hergestellt und durch zwei Halbdeckel dicht verschließbar ist. Oberhalb der Feuerungstür ist ein Abflußhahn angebracht, der ein Füllen der Feldflaschen während der Fahrt zuläßt. Zum Kaffeerösten ist ebenfalls eine geeignete Vorrichtung getroffen. Den umlegbaren Schornstein haben Speisekessel und Kaffeekessel gemeinsam; die Feuerungen können aber unabhängig voneinander einzeln oder gleichzeitig benutzt werden. Jede ist für sich regulierbar. Rechts seitlich vom Speisekessel befindet sich der Behälter für Brennstoffe und darunter ein solcher für allerlei Kochgeräte.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Französische Alpenjäger auf dem Marsch.

Der Betrieb einer solchen Küche ist ein völlig sicherer und zuverlässiger. Das Kochbad umschließt den Innenkessel vollständig, verhindert unbedingt das Anbrennen der Speisen, ermöglicht die äußerst vorteilhafte Benutzung als Selbstkocher und dient als Wärmehalter. Nachdem die Speisen zum Kochen gebracht und kurze Zeit angekocht sind, werden Aschfallkasten und Rauchklappe geschlossen. Durch die in dem Kochbad des Speisekessels aufgespeicherte Wärme kocht das Essen wie in einer Kochkiste weiter und ist nach üblicher Kochdauer gar. Wenn der Kessel nicht geöffnet wird, hat das Essen nach acht Stunden noch eine Temperatur von etwa sechzig Grad. Wird bei erforderlicher längerer Aufbewahrung der Speisen etwa alle zehn Stunden etwas nachgeheizt, so bleiben die Speisen bis zu zweiundsiebzig Stunden genießbar. Von großem Wert ist, daß die Feldküche den Truppen überallhin folgen kann.


Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.
Schweizer Offiziere auf einer Erkundungsreise im Hochgebirge.


Österreichisch-ungarische Skipatrouille an der italienischen Grenze.

Russischer Überfall auf eine deutsche Proviantkolonne.

(Hierzu das Bild Seite 332/333.)

Bei dem berühmten Durchbruch von Brzeziny, den die deutsche Heeresleitung ausdrücklich als eine der glorreichsten Leistungen des Weltkrieges bezeichnete und über den wir bereits auf Seite 33 berichteten, brachten es die Umstände mit sich, daß vielfach auch die Proviantkolonnen in unmittelbare Berührung mit dem Feind gerieten und in heldenmütiger Gegenwehr mit diesem um Leben und Freiheit rangen.

Eine solche Proviantabteilung hatte bei beträchtlichem Frost die Nacht in W... verbracht, wiederholt scharf von der feindlichen Artillerie beschossen. Mit dem Morgenlicht schloß sie sich einer viele Kilometer langen Wagenreihe an, die sich in nordwestlicher Richtung fortbewegte. Die Kolonne führte neben ihren zahlreichen Geschützen und Geräten auch viele Verwundete und rund 6000 Gefangene mit sich, die man um keinen Preis im Stich lassen wollte. Um die Mittagstunde erreichte man das neue Schlachtfeld, machte in der Nähe des Stabes halt und begann in erbeuteten russischen Feldküchen eine Mahlzeit zu bereiten. Da kam plötzlich ganz aus der Nähe Gewehrfeuer, das immer heftiger wurde. Unwillkürlich entstand ein wirres Geschrei und Durcheinander; im ersten Schreck wurde doch manch einer kopflos. Einzelne Wagenführer suchten kehrtzumachen, den Berg hinauf und davon zu galoppieren. Aber hundertfaches „Halt" aus dem Munde Besonnener brachte sie bald zum Stehen. Dann der Befehl: „Alles, was Gewehre oder Karabiner hat, nach vorn!" Nun war schon wieder Ordnung, Gehorsam geschaffen. Ein Leutnant übernahm die Führung und ließ ausschwärmen, dem Walde zu, aus dem die russischen Schützenketten vorgebrochen waren, und es dauerte gar nicht lange, da nahmen diese vor dem drohenden Ansturm


Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft m. b. H.
Schweizerische und italienische Grenzposten.

Reißaus. Der Angriff war abgeschlagen; mit 60 neuen Gefangenen kehrten die Bedeckungsmannschaften zu den ihnen anvertrauten Wagen zurück.

Französische Gebirgsartillerie.

(Hierzu das Bild Seite 334.)

Frankreich hatte nach den letzten amtlichen Angaben in Europa zwei Gebirgsartillerieregimenter mit zusammen fünfzehn Batterien, davon dreizehn bei den Alpentruppen, zwei in Korsika. Da wir im deutschen Heer Gebirgsartillerie nur für den Kolonialdienst kennen, also in der Heimat nicht zu Gesicht bekommen, wird es interessieren, über diese eigenartige Waffe etwas Genaueres zu hören. Das französische Geschütz, im Gesamtgewicht von rund 400 Kilogramm, kann in vier Teillasten von je 100 Kilogramm durch vier Maultiere befördert werden; eine Batterie braucht für ihre vier Geschütze samt Munition dreiunddreißig solcher Tiere, die bekanntlich ausgezeichnete Bergsteiger sind. Das Rohr hat bei achtzehn Kaliberlängen 65 Millimeter Seelenweite und einen sogenannten exzentrischen Schraubenverschluß gleich dem der Feldkanone. Dagegen verkörpert das Gebirgsgeschütz hinsichtlich der Rückstoßaufnahme einen eigenartigen technischen Gedanken, dessen Wert oder Unwert sich erst aus den Erfahrungen dieses Krieges ergeben wird. Beim gewöhnlichen Rücklaufgeschütz treibt der Schuß das Rohr auf der feststehenden Wiege nach rückwärts; dabei preßt es im unterhalb angebrachten Druckbehälter die Luft zusammen, die dann das Rohr wieder nach vorn in Feuerstellung bewegt. Beim Gebirgsgeschütz wird das Rohr, sobald es aufgestellt ist, mit Hilfe eines Zahnrads und zugehöriger Zahnstange auf der Wiege nach hinten gekurbelt, bis es einklinkt. Dabei hat es die im Untergehäuse angebrachten Vorholfedern gespannt. Ist es nun gerichtet und geladen, so wird es ausgeklinkt und durch die Federn nach vorn geholt, bis ein Auslöser den Bolzen selbsttätig aushebt und den Schuß abfeuert. Dess n Rückstoß treibt das Rohr wieder nach hinten, wo es einklinkt und von neuem geladen werden kann. Der Rückstoß wird also zum Teil durch die den Vorlauf bewirkende Federkraft aufgehoben und dadurch erheblich gemildert; der Rest dient zum Rückholen des Rohres bis zur Festhalteklinke. Aus diesen Gründen kann die Hemmvorrichtung viel leichter gebaut sein, ebenso die Lafette, was ja gerade bei einem Geschütz, das von Tieren getragen werden soll, ein erheblicher Vorteil ist. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß ein sogenannter Nachbrenner das Rohr, das dann bereits zu weit vorgelaufen ist, aus der Richtung schleudert und auf diese Weise Unglück bei den eigenen Truppen verursachen kann. Man wird ja nach dem Kriege sehen, ob die Franzosen trotzdem diesen Rohrvorlauf auch auf das Feldgeschütz übertragen oder beim Rohrrücklauf bleiben. Die Lafette des Gebirgsgeschützes zerfällt in drei Teile, von denen der vorderste die Seitenrichtmaschine, der mittlere die Höhenrichtmaschine enthält; der hinterste trägt den Sporn, der im Verein mit den Radschuhen zum Verankern des Geschützes im Feuer dient.

Sicherungsmaßregeln an der Südschweizer Grenze.

(Hierzu die Bilder Seite 335.)

Mit einer Ausdauer, die sich durch nichts ermüden läßt, verkündeten die Pariser und Londoner Blätter seit Kriegsausbruch fast allwöchentlich, daß sich „demnächst" auch Italien in den europäischen Völkerstreit einmischen werde, und zwar zugunsten des französisch-englisch-russischen Dreiverbandes. Besonders um die Mitte April sagten sie dies mit Sicherheit voraus. Kein Wunder, daß schließlich auch die neutrale Schweiz durch solche Gerüchte beunruhigt wurde, haben doch dieselben Dreiverbandsblätter schon seit Jahren das Schreckgespenst an die Wand gemalt, daß im Fall eines Zusammenstoßes Österreich-Ungarn und Italien versuchen würden, unter Mißachtung der Neutralität einander durch schweizerisches Gebiet in die Flanke zu fallen. In der vorletzten Aprilwoche hat sich denn auch der Schweizer Bundesrat mit der Frage befaßt, kam aber nach gründlicher Prüfung zu der Ansicht, daß neue militärische Vorsichtsmaßregeln nicht nötig seien. Ein gewisser Grenzschutz besteht natürlich jetzt schon, wie in fast allen neutralen Staaten Europas, für die Dauer des Krieges auch in der Schweiz. Aber der Verkehr dieser Sicherungsposten mit denen jenseits der Grenze erfolgt auf durchaus freundlichem Fuße, soweit die Verschiedenheit der Sprache kein Hindernis bietet, und auch wenn einmal eine auf einem Übungsmarsch befindliche österreichisch-ungarische Schneeschuhtruppe einen Jodler als Gruß herüberschickt, wird er von den sportfrohen Schweizern gern und kräftig erwidert.



„Die tapferen deutschen Offiziere bei Neuve Chapelle." (Siehe Seite 338.)
Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts.



Württembergische Landwehr und badischer Landsturm bei der Erstür

Nach einer Originalzeichnung von



ſtürmung des elſäſſiſchen Dorfes Stoßweier am 21. Februar 1915.
von Profeſſor Anton Hoffmann.



Kampf um Neuve Chapelle.

Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Armeekommandant Erzherzog Joseph Ferdinand mit seinem jüngsten Soldaten Joseph Kaswurm,

einem Tiroler Knaben, dessen Vater im Felde steht, während die Mutter tot ist. Seine Bitte um Einstellung in das Heer wurde vom Erzherzog gewährt, der ihn unter seinen besonderen Schutz nahm und für seine Ausbildung sorgt.

Das englische Vorgehen bei Neuve Chapelle.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 336 u. 337 sowie die Kartenskizze Seite 338.)

Am 11. März berichtete das Große Hauptquartier von einem Angriff der Engländer auf unsere Stellungen bei Neuve Chapelle einschließlich des Ortes, sowie von einem gleichzeitigen englischen Vorstoß bei Givenchy. Neuve Chapelle (siehe Skizze auf dieser Seite) liegt nicht weit westlich des Wegekreuzes Fleurbaix—Béthune und Estaires—La Bassée. Givenchy ist westlich La Bassée gelegen und von Neuve Chapelle nur 7 Kilometer entfernt. Das legt den Gedanken nahe, daß es sich hier nicht nur um zwei zufällig gleichzeitige Angriffe von nur örtlicher Bedeutung handelte, sondern daß ursprünglich auf diesem Abschnitt von 7 Kilometer Länge englischerseits ein Durchbruchsversuch geplant gewesen sein mag. Doch brachte die stark ausgebaute und tapfer gehaltene Front unserer Feldgrauen die Angriffsversuche rasch zum Stehen und ließ den geplanten Durchbruchsversuch, den man bei uns schon lange herbeigesehnt hatte, in einen kleinen Geländegewinn ohne weitere strategische Vorteile zusammenschrumpfen. Nun ist jeder Geländegewinn zwar sehr erstrebenswert, wenn — er nicht zu teuer bezahlt werden muß. Das mögen sich die englischen Zeitungen auch gedacht haben, als sie bei der Bekanntgabe der englischen Verluste im Freudenrausch des „großen Sieges" auffallend nüchtern wurden und gegen die amtlichen Kriegsberichte die wetterleuchtende Anklage der übertriebenen Beschönigung richteten. Diese britischen Verluste verteilen sich nämlich auf nicht weniger als 41 verschiedene Regimenter und sollen nach Angaben der „Times" 12 000 Mann betragen, darunter 180 tote Offiziere, unter denen sich ein Regiments- und ein Bataillonskommandeur der „Gordon Highlander", drei weitere höhere Offiziere der nämlichen Truppe nebst den Offizieren von drei heruntergeschossenen Flugzeugen befinden.

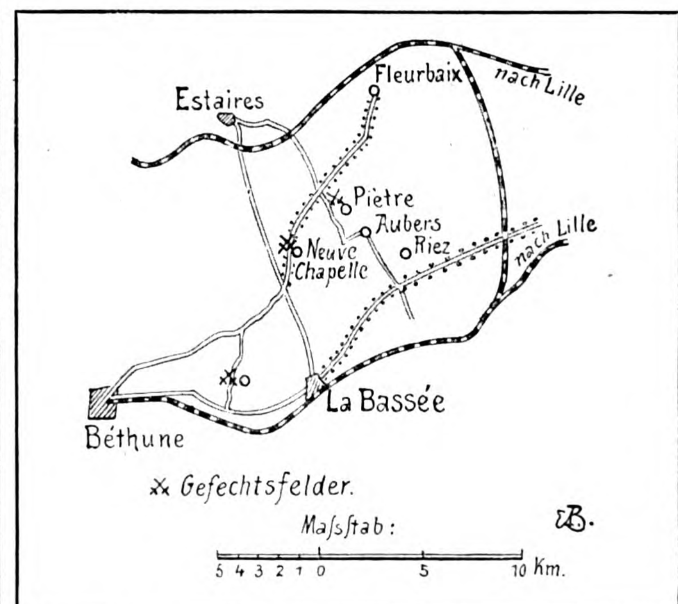
Während der englische Angriff auf Givenchy so abgeschlagen wurde, daß er innerhalb der folgenden Kampftage nicht mehr versucht wurde, gewannen die Briten bei Neuve Chapelle vom 10. März acht Uhr morgens an mit großer Übermacht langsam Gelände, wobei sie die Lücken schwerer Verluste dauernd aus ihren Unterstützungen und Reserven auffüllten. So drangen sie an einzelnen Stellen in das Dorf ein, wo es zu blutigen Nahkämpfen um den befestigten Dorfrand kam, den wir nicht allein in starrer Verteidigung, sondern auch durch Gegenstöße zu halten suchten. Unser Bild Seite 337 zeigt einen derartigen Vorstoß zum immer wieder versuchten Zurückwerfen des Gegners.

Inzwischen machte sich auch der englische Druck auf die deutschen Stellungen nördlich von Neuve Chapelle stark bemerkbar, da die feindlichen Hauptkräfte anscheinend in Richtung auf die — noch hinter unseren Stellungen liegenden — Ortschaften Piètre, Aubers, Riez angesetzt worden waren. Die Ergebnisse des heldenmütigen Standhaltens und der todesmutigen Gegenstöße konnte unser Hauptquartierbericht vom 12. März als Abweisung mehrerer Nachtangriffe der Engländer aus Neuve Chapelle und nördlich des Dorfes buchen. Diese Zähigkeit, die die höchsten Anforderungen an die Disziplin der Truppen bei einem derartigen Kampf gegen große Übermacht stellt, vermag wohl nur der Fachmann völlig zu würdigen. Am 13. wird sogar ein Angriff unserer Truppen zur Wiedereinnahme von Neuve Chapelle angesetzt. Das Wagnis hat anfangs Erfolg, wird aber klugerweise nicht weiter durchgeführt, als dabei einwandfrei noch stärkere englische Überlegenheit festgestellt wird, als man anfangs gegen sich zu haben glaubte und hoffte. Nur im Norden gelingt es den Engländern noch, ihren linken Flügel, nach Überschreiten eines Baches parallel zur Straße Fleurbaix—Aubers, gegen die Gehöfte von Piètre vorzubiegen. Diese waren gut zur Verteidigung eingerichtet und konnten erst nach wiederholt abgeschlagenen Angriffen unter schwerstem Artilleriefeuer vom Gegner genommen werden, nachdem die Beute, eine rauchende Trümmerstätte, gebührend mit Britenblut bezahlt worden war. Ein Augenzeuge im englischen Hauptquartier berichtet über diese Kämpfe bei Neuve Chapelle: Die deutschen Offiziere zeigten eine unglaubliche Todesverachtung. Mehr als einmal lenkten sie den sicheren Tod auf sich, indem sie an der Spitze der Angreifenden bis wenige hundert Meter vor unseren Stellungen anstürmten. Ein Jägeroffizier zum Beispiel, der ein Maschinengewehr kommandierte, hielt die Waffe während der ganzen Beschießung in Tätigkeit, und als unsere Leute auf ihn einstürmten, erwartete er ruhig, auf der Brustwehr der Schanze stehend, den Tod, seinen Revolver in unsere Reihen hineinfeuernd (siehe Bild Seite 336).

Die polnische Legion.

(Hierzu das Bild Seite 339.)

Als nach dem japanischen Kriege das ganze Russenreich unter dem Ansturm der Revolution erbebte, standen die Polen in den ersten Reihen der Kämpfenden. Tausende fielen in den Straßen von Warschau, Lodz und anderen Städten Polens, ungezählt sind, die in Sibirien und der Katorga ihr Leben beschlossen. So wurden der polnischen Gesellschaft ihre besten Kämpfer entrissen; aber der Kampf kam dadurch nicht zum Stillstand. Man wartete die Ge-



Zum englischen Vorgehen bei Neuve Chapelle.

legenheit ab, die der herannahende Krieg Österreich-Ungarns gegen Rußland bringen sollte. So entstanden unmittelbar nach der Revolution geheime Militärorganisationen im Königreich Polen, die bald auf dem freien Boden Galiziens offen als für den zukünftigen Kampf bestimmt auftraten. Den Anstoß gab Pilsudski, der gegenwärtige Kommandant der ersten Brigade der polnischen Legion, und neben ihn stellte sich Sosnkowski, sein gegenwärtiger Stabschef. Bald tauchten zahlreiche „Schützenorganisationen" auf. Jede Volksschicht, fast jede Parteirichtung war in diesen Organisationen, denen die Jugend aus dem Königreich Polen zahlreich und willig zuströmte, vertreten. So offenbarte sich in dem Teile Altpolens, wo die Polen Freiheit hatten und offen ihre Bestrebungen kundgeben konnten, der Volkswille, den Kampf auf Tod und Leben gegen Rußland aufzunehmen.

Der Krieg brach aus ...

Am 6. August bereits überschritten die ersten Schützenabteilungen unter Pilsudskis Führung die Grenzen des Königreichs Polen und drangen in schnellem Marsch ins Innere des Landes. Schon drei Tage später hielten sie bei Kielce der starken Übermacht des Feindes stand. Nach mehreren Zusammenstößen bei dieser Stadt und bei Jendrzejow blieben die Schützen längere Zeit in Kielce und verbreiteten von hier aus ihre Propaganda über das Land. Leider machten die hin und her flutenden Kriegsereignisse den Polen im Königreich die freie Entscheidung unmöglich und überschwemmten Galizien mit einer schweren Invasion. Trotzdem rief das polnische Volk in Galizien das Oberste Nationalkomitee ins Leben, das die Bildung der polnischen Legion übernahm. Bald erreichte sie die Zahl von fast 20 000 Freiwilligen. Wenn man bedenkt, daß die polnische Bevölkerung der Monarchie kaum 4 Millionen zählt und zur Zeit der Aufstellung der Legion schon fast die Hälfte dieser Bevölkerung im Bereich der russischen Invasion sich befand, wenn man bedenkt, daß der größte Teil der Legionäre zum Kriegsdienst in der österreichisch-ungarischen Armee nicht verpflichtet war, so wird der innerste Wille der Nation sichtbar, ihr stärkster geheimer Drang verständlich werden, der nur auf Gelegenheit wartet, um zu einer Macht anzuwachsen, die dem polnischen Volke unter russischer Herrschaft unerbittlichen, rücksichtslosen Kampf gegen den Unterdrücker, den Zentralstaaten einen wertvollen Bundesgenossen bringt.

Die Geldspenden, die allein aus dem armen und bald schrecklich verwüsteten Galizien für die Legion flossen, erreichten Millionen, und Kenner der Verhältnisse versichern, daß in keinem polnischen Aufstand die Opferwilligkeit diesen Grad erreichte ...

Und nun einige Tatsachen aus der Geschichte der Legion: Die erste Brigade, die seit August kämpft, zeichnete sich bei Kielce, an der Nida, bei Borsuczna und Szczucin aus, was die Ordensverleihungen und die Belobungen bezeugen, die sie seitens des Armeekommandos, dem sie zugeteilt worden war, erhielt. Das sind die Anfänge. Dann kamen die großen Kämpfe bei Demblin (russisch: Iwangorod), Laski und Suskowola am 23., 24. und 25. Oktober. Aufsehen erregte der Marsch Pilsudskis mit 2000 Mann von Miechow nach Krakau quer über die Aufmarschstraßen des feindlichen Heeres. Für diese Tat wurde er zum Brigadier ernannt. Es folgten rastlose Märsche und Kämpfe. Die Schlacht bei Krzywoploty am 17. und 18. November trug am meisten dazu bei, den Ruhm der Legionäre zu mehren. Dann erschien die erste Brigade der Legion in Galizien. Hier zeichnete sie sich in den Kämpfen bei Neu-Sandec, Limanowa und Lowczowek aus. Für den einen Kampf bei Lowczowek, der am 23. und 24. Dezember gegen eine riesige Übermacht ausgefochten wurde, erhielt das erste Regiment der Legion 144 Auszeichnungen: 6 goldene, 18 große silberne, 48 kleine silberne Medaillen, 72 Belobungsdekrete. Außer diesen vom Armeekommando verfügten Ordensverleihungen zeichnete die Schlacht selbst 400 Legionäre mit Grabkreuzen aus. Das geschah allein in der ersten, durch fünfmonatige Kämpfe stark gelichteten Brigade.

Das zweite und dritte Regiment, denen das Glück auf polnischer Erde zu kämpfen nicht zuteil wurde, schlagen sich unter schwierigsten Verhältnissen in den ungarischen Karpathen. Sie befinden sich dort seit Oktober. Die Russen werden ihrer gedenken seit den Kämpfen bei Rafajlowa, Zielona, Nadworna, Molotkow, Ökörmezö, Kirlibaba, Kimpolung, Ottynia ...

Die Militärsektion des Obersten Polnischen Nationalkomitees, das die Legion organisiert, befindet sich jetzt wieder auf dem Boden des Königreichs Polen. Neue Abteilungen werden gebildet.

Der Apparat hinter der Front.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 327 und 328 sowie die Skizze Seite 326.)

Die Etappenlinien, der „Apparat hinter der Front", verbinden das Heer mit der Heimat. Als Etappengebiet wird der Landesabschnitt bezeichnet, der an das Operationsgebiet des Feldheeres anstößt (siehe Skizze Seite 326). Zurzeit liegt der weitaus größte Teil unseres westlichen Etappengebietes in den französischen Landstrichen, während die hinter dem Etappengebiet liegenden Ländereien des Generalgouvernements zu Belgien gehören.

Die Vielgestaltigkeit, Riesengröße und Notwendigkeit des Apparats hinter der Front ist am besten aus seinen Aufgaben zu ersehen.

Das Transportwesen zwischen der Heimat und den kämpfenden Heeren muß vor allem pünktlichst geregelt werden.

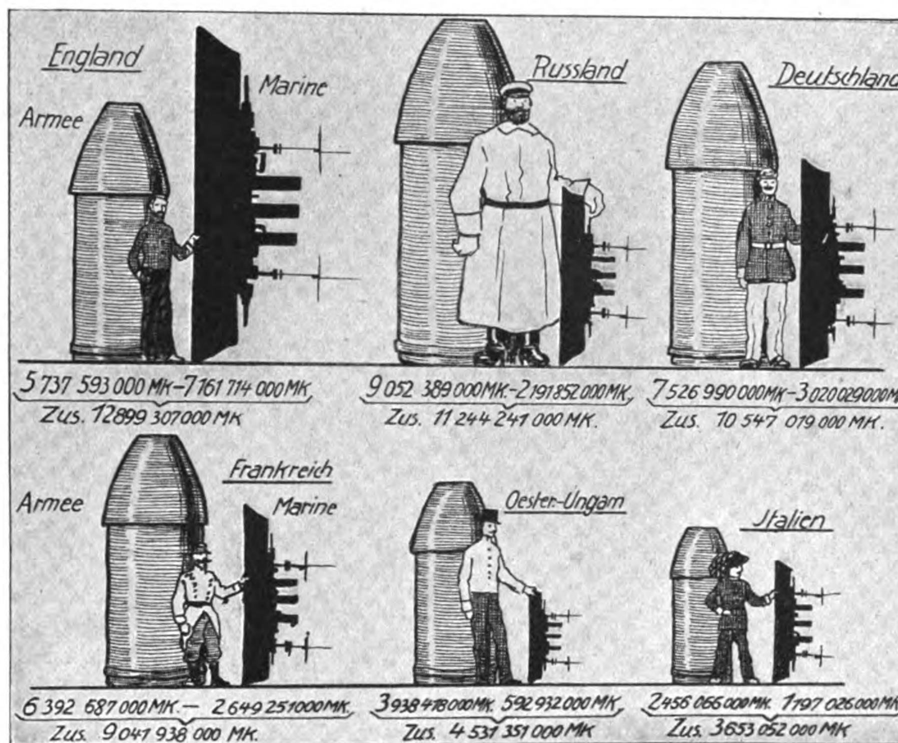
Mit Mannschaftsnachschub und Rückbeförderung ist jedoch die Beanspruchung unserer Eisenbahnen noch nicht am Ende angelangt. Die Truppen müssen mit Munition versorgt werden, die in gewaltigen Mengen nötig ist. Zwar richtet sich die Menge nach der jeweiligen Lage, doch kann



Offiziere und Soldaten der polnischen Legion. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

man sich einen Begriff von der Größe der Verhältnisse und der damit zu überwindenden Schwierigkeiten machen, wenn man bedenkt, daß auf ein Armeekorps, das etwa 75 Truppenzüge für sich beansprucht, allein 44 Züge von je 550 Meter Länge für die beiden Staffeln der notwendigsten, stets beim Armeekorps befindlichen Munitionskolonnen und Trains zu rechnen sind. Ferner verkehren Verpflegungszüge. Ihre Häufigkeit hängt natürlich vom Maße der aus den eroberten Landstrecken durch Requisition erhältlichen Verpflegungsmittel für Mensch und Tier ab, doch kann man sich wohl ein Bild machen, wenn man berücksichtigt, daß für ein Armeekorps für die ersten Tage des Aufmarsches 5—6 Verpflegungszüge von je 550 Meter Länge bereitgestellt wurden.

Die nächste Aufgabe des Etappenwesens ist die Sicherung und Verteilung der Verkehrsmittel des Etappengebietes. Bahnschutzwachen stehen bei wichtigen Kunstbauten, die der Zerstörung am leichtesten ausgesetzt sind, wie Über- oder Unterführungen, sowie an Stellen, wo der Bahndamm das umliegende Gelände stark überhöht. Meist ist es nötig, Verbindungswege wieder herzustellen, wenn Schienen und Schwellen gesprengt wurden oder entgleiste Züge die Benutzung der Strecke hindern sollten (siehe Bild Seite 327). An einzelnen Stellen müssen auch Verbindungslinien neu gebaut werden, sei es aus taktischen Gründen, wie bei der Umgehungsbahn in Montmédy, wo ein Tunnel gesprengt worden war, sei es aus finanziellen, wie bei der neuerdings im Bau befindlichen Bahn in ungefähr nordsüdlicher Richtung entlang der luxemburgischen Westgrenze, da Luxemburg natürlich für jeden Durchgangsverkehr, also auch für durchgehende Kriegstransporte, für das Kilometer einen bestimmten Satz verlangt.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Bildliche Darstellung der Summen, die von den hauptsächlichen europäischen Staaten für Heer und Marine ausgegeben werden.

Eine weitere wichtige Tätigkeit der Etappen ist die Wiederherstellung aller der Einrichtungen, die dem Nachrichtendienst zwischen Feldheer und Heimat zugute kommen, wie Telephon, Telegraph, Funkentelegraph, Post. Anderseits müssen zur Sicherheit gegen Franktireurversuche der Bevölkerung die von den deutschen Behörden nicht benötigten Verbindungen zwischen den einzelnen Dörfern zumeist unterbrochen werden, wobei zu berücksichtigen ist, daß diese Leitungen nicht immer gut sichtbar, das heißt oberirdisch verlaufen.

Allein mit der einmaligen Zerstörung ist es nicht getan. Es muß eine merkliche dauernde Überwachung damit Hand in Hand gehen, die von dem mit der Handhabung der Polizei besonders betrauten Teil der Truppen ausgeübt wird. An einzelnen Orten, wie Brüssel und Antwerpen, hat man bekanntlich die früheren Polizeiorgane in ihrer Stellung belassen und sie nur unter deutsche Oberaufsicht gestellt, um so ihre polizeilichen Ortskenntnisse auszunutzen. Doch das ist eine Ausnahme, die ihre Rechtfertigung in den großstädtischen Verhältnissen findet, wo die wohlhabenden Bewohner meist geflüchtet sind und der Pöbel, der nichts mehr zu verlieren hat und deshalb trotz Granaten und Schrapnellen wohlgeborgen in den Kellern sich versteckt hielt, gerne die Gelegenheit benutzt, um sich eine Häuslichkeit zu gründen. Jeder Ortskommandant muß deshalb auch polizeiliche Verordnungen erlassen, wie Verbot des Verlassens eines Ortes ohne Erlaubnis, Verbot des Waffentragens, des Waffenbesitzes, Festsetzung einer Polizeistunde, wo alle Wirtschaften geschlossen sein müssen und kein Bewohner mehr auf der Straße sein darf, Verbot der Zusammenrottung, Abhaltung von Kontrollversammlungen über die männliche Bevölkerung, Erteilung von Passierscheinen und dergleichen.

Von der Menge der Arbeit in manchen Ortskommandanturen kann sich nur der einen richtigen Begriff machen, der den Andrang zu unseren Amtsstuben mit eigenen Augen beobachtet hat (siehe Bild Seite 328). Gibt es doch Distrikte, die mehr als 40 Kilometer im Durchmesser haben; dem entspricht auch die Fülle und Vielseitigkeit der Anfragen und Wünsche. Hauptsächlich seit in Belgien sogar Militärlokalzüge verkehren, die auch für Zivilisten benutzbar sind — allerdings um den verhältnismäßig teuren Preis von vier Pfennig für den Kilometer —, kommen fast täglich Leute, die um die ausnahmsweise zu gewährende Preisermäßigung bitten, da sie völlig mittellos geworden sind und zum Wiederaufbauen ihrer halbverbrannten Hütten in ihren Wohnsitz zurückgelangen wollen. Da ist ferner ein Schloßbesitzer der Umgegend, der sich bitter über Wilddieberei auf sein Rot- und Schwarzwild beklagt. Dann will ein Mann die Erlaubnis haben, im Ort bestimmte Nahrungsmittel einzukaufen. Eine Frau kommt wegen Quartierstreitigkeiten. Ein kleiner Knabe bittet um den Bataillonsarzt für eine Wöchnerin. Soldaten und Offiziere, die auf der Durchreise von oder zum Feldheer sind, bitten für sich und ihre Pferde um Unterbringung und Beköstigung für die Nacht, da sie keinen Anschluß mehr haben. Und hier und da kommt in der Dämmerstunde, gleichsam zum Dank für erwiesene Hilfe und Freundlichkeit, ein Belgier, macht die Tür fest hinter sich zu und bittet, den Offizier allein sprechen zu dürfen. Das Ergebnis des Gesprächs ist meist, daß man weiß, wo in den dichten Wäldern oder in Unterschlupfen bei den Bauern sich immer noch vereinzelte französische Soldaten in Zivil verborgen halten, die natürlich sofort durch ein Militärkommando dingfest gemacht werden.

Die Seele des Etappenwesens ist natürlich der Etappenhauptort, in dem die Hauptverbindungswege von den kämpfenden Armeekorps einer Armee zusammenlaufen. Auf gute und dauerhafte, also gepflasterte oder chaussierte Straßenverbindungen, reichliche Ausladevorrichtungen mit dazugehörigen Güterschuppen, Unterkunftsräume, Bahnhofsäle und Stallungen für Vieh wird bei seiner Wahl besonders Rücksicht genommen. Einzelne fehlende Bedingungen wurden von unseren Landsturmleuten stets mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit erfüllt, die mich immer wieder in Staunen setzte.

Wer aus unserer Darstellung ersehen hat, wie ungeheuer groß, feingliedrig und wichtig der Apparat hinter der Front ist, wird gewiß bei den Siegen unserer tapferen Fronttruppen künftig auch derer gedenken, die in den Etappen in treuer, schwerer Arbeit unseren Kriegern den Rücken steifen und ihnen immer neue Schlagkraft geben.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Die Schlacht bei Neuve Chapelle gab in England noch lange Zeit Veranlassung zu Erörterungen, die für die englische Regierung und General French sehr unangenehm waren. In der Londoner Presse wurde ausgeführt, daß die Engländer, wenn sie auf diese Weise „weitersiegten", mit dem von Kitchener geplanten, aber noch lange nicht erreichten 3-Millionen-Heer nicht einmal bis Ostende kommen könnten, da es lange vorher aufgerieben sein würde. Auch darüber wurde allerlei bekannt, daß die Engländer bei Neuve Chapelle in höchst niederträchtiger Weise gekämpft hatten. So schrieb ein Offizierstellvertreter:

„Ich habe bisher den Erzählungen über englische Grausamkeit mißtrauisch gegenübergestanden. Heute bin ich aus eigener Anschauung eines Besseren belehrt. Ich muß gestehen: unsere deutschen Zeitungen malen schwarz, aber noch lange nicht schwarz genug. Ein paar Beispiele, für deren unbedingte Wahrheit ich einstehe, weil sie dienstlich von unserer Division den Truppen zur Warnung bekanntgegeben worden sind: 250 Engländer, mit deutschen Helmen und Mänteln bekleidet, winkten eine Schar deutscher Truppen heran, und als unsere Soldaten in genügende Nähe gekommen waren, wurden sie von den Engländern wie Hunde niedergeknallt. Deutsche Gefangene wurden von den Engländern beim Vorgehen gewissermaßen als Deckung benutzt, so daß wir, um den Feind zu treffen und von uns abzuhalten, unsere Kameraden totschießen mußten. Verwundete deutsche Soldaten, die zwischen uns und der englischen Stellung lagen, sind an den Boden gefesselt worden und mußten dort elend zugrunde gehen. Jeder Versuch, die Ärmsten fortzuholen, wurde von den Engländern durch Maschinengewehrfeuer vereitelt."

Nach der Schlacht von Neuve Chapelle ereignete sich einige Zeit auf dem flandrischen Kriegschauplatz nur wenig. Ein englischer Flieger zeichnete sich dadurch aus, daß er am 10. März über Manin Bomben abwarf, womit er allerdings nur diejenigen schädigte, die er schützen sollte: 7 Belgier fanden den Tod, 10 weitere wurden verletzt. Am 11. März trafen zwei englische Linienschiffe, begleitet von einigen Torpedobooten, vor Westende-Bad ein und feuerten 70 Schüsse ab, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten. Ebenso wirkungslos war das Feuer zweier feindlichen Kanonenboote, die am 14. März vor derselben Stadt erschienen. Nach kurzer Ruhepause wurden die Kämpfe bei Ypern mit gutem Erfolge für unsere Waffen fortgesetzt. Schon am 12. März wurden südlich dieses Platzes vereinzelte englische Angriffe von unseren braven Truppen mühelos abgewiesen. Zwei Tage später gelangte die englische Höhenstellung bei St.-Eloi, südlich von Ypern, in unsere Hände. An der Straße Wytschaete — Ypern nahmen wir am 19. März den Engländern ebenfalls bei St.-Eloi eine Häusergruppe fort; am nächsten Tage wurde südöstlich von Ypern ein englisches Flugzeug heruntergeschossen, die Insassen gefangengenommen. Erbitterte Kämpfe hatten sich Mitte März auch um Arras entsponnen. Hier lagen am Südhange der Lorettohöhe die deutschen befestigten Stellungen, auf die der Gegner seine Angriffe richtete. Am 16. März gelangten wir in den Besitz des ganzen Südabhanges dieser Höhe, und auch aus einem schwer zugänglichen Schlupfwinkel wurden die Franzosen am 19. März vertrieben. Am 20. griffen sie unsere dortigen Stellungen aufs neue an, wieder vergeblich. Am folgenden Tage unternahm der Feind einen Nachtangriff gegen die



Radfahrerpatrouille mit gefangenen Franzosen. Nach einer Originalzeichnung von C. Liebich.

Lorettohöhe, mußte sich aber wiederum vor der Tapferkeit und Ausdauer unserer braven Feldgrauen zurückziehen. Auch ein französischer Angriff bei Carency, nordwestlich Arras, scheiterte. —

Von einem neuen Vorstoß unserer Luftflotte hörten wir am 21. März. An diesem Tage erschienen morgens halb sechs Uhr drei Zeppeline über Calais, die, wie die „Times“ berichteten, etwa 40—50 Bomben abwarfen. Diese Geschosse sollen alle sehr groß gewesen sein und teilweise einen neuen Explosivstoff enthalten haben. Eine Bombe sei nur einen Meter von dem verlassenen Hause des früheren deutschen Konsuls niedergegangen. Neun Personen sollen getötet worden sein. Im Lauf einer offenbar planvoll vorbereiteten Fahrt über wichtige Punkte hätten die Zeppeline versucht, den Zentralbahnhof und den Marinebahnhof, verschiedene Niederlagen, das Fort Neuilly und den Kai zu zerstören. Einige der Bomben seien in das Hafenbassin, wo vier Hospitalschiffe ankerten, andere ins Meer gefallen. Die Luftschiffe seien auf demselben Wege, auf dem sie kamen, zurückgekehrt, indem sie eine Strecke lang der Eisenbahn folgten und in geringer Höhe über das Dorf Mark hinwegfuhren. —

Die letzten Tage des Monats März brachten an der ganzen Front in Flandern fast völlige Waffenruhe, während deren beiderseits in den Laufgräben emsig gearbeitet wurde. Erst am 30. März erfuhr man, daß feindliche Flieger die belgischen Orte Brügge, Ghistelles und Courtrai mit Bomben beworfen hatten, ohne jedoch militärischen Schaden anzurichten. In Courtrai wurde durch eine Bombe, die in der Nähe eines Lazarettes niederfiel, ein Belgier getötet, ein anderer verletzt. — Die nächsten Tage brachten nun wieder hartnäckige Kämpfe in der Nähe von Dixmuiden, die jedoch sämtlich zu unseren Gunsten endeten. So nahmen wir am 31. März das vorher von den Belgiern besetzte Klosterhoekgehöft und einen kleinen Stützpunkt bei Dixmuiden, wo wir 1 Offizier und 44 Mann gefangennahmen. Zwei Tage später versuchten die Belgier vergeblich das Klosterhoekgehöft wiederzunehmen. Am 3. April drangen unsere Truppen südlich von Dixmuiden über den Yserkanal vor und besetzten bis auf wenige Häuserreihen am Nordrande des Dorfes den Ort Drie Grachten. Tags darauf versuchte der Gegner Verstärkungen heranzuziehen, was jedoch durch unser wirksames Artilleriefeuer verhindert wurde. Erst am 6. April mußten wir diesen Ort, der vom Feinde völlig zerschossen wurde, vorübergehend aufgeben; doch schon am 8. konnten unsere Truppen die Belgier wieder werfen, wobei 5 Offiziere und 122 Mann sowie 5 Maschinengewehre in unsere Hände fielen. Am 10. April nahmen wir südlich von Drie Grachten, bei Poesele am Ypernkanal, drei von den Belgiern besetzte Gehöfte und machten dabei wieder eine Anzahl Gefangene.

Am 15. April erschienen an der Küste Ostende—Nieuport wieder einige feindliche Torpedoboote und feuerten gegen die deutschen Stellungen, wurden jedoch bald vertrieben. Bei St.-Eloi hatten wir an diesem Tage einen kleinen Erfolg zu verzeichnen: am Südrande dieses Ortes konnten wir zwei Häuser besetzen. Am Südhange der Lorettohöhe entwickelten sich in der Nacht zum 16. April wieder Kämpfe, infolge deren wir am 17. einen kleinen Stützpunkt von etwa 60 Meter Breite und 50 Meter Tiefe aufgeben mußten.

Zu sehr bedeutenden Kämpfen kam es Mitte April bei Ypern. Die Engländer drangen am 18. südöstlich des Ortes in unsere Höhenstellung dicht nördlich des Kanals ein, wurden aber im Gegenangriff sofort wieder zurückgeworfen. Am nächsten Tage unternahmen die Gegner längs der Bahn Ypern—Comines erneute Versuche, in den Besitz unserer Höhenstellung zu gelangen, hatten dabei aber schwerste Verluste. Am 22. April abends begann unser Angriff aus der Front von Bixschoote bis zu einem Punkte östlich von Langemarck. Er galt den Höhen von Pilkelm und der Gewinnung eines Brückenkopfes auf dem westlichen Kanalufer bei Steenstraate und Het Sas. Der Plan gelang in vollem Umfange: Langemarck, Steenstraate, Het Sas, Pilkelm und Lizerne wurden von unseren Tapferen erstürmt, und die Hügel bei Pilkelm sowie die Stellungen auf dem



Photo-Bericht Hoffmann, München.

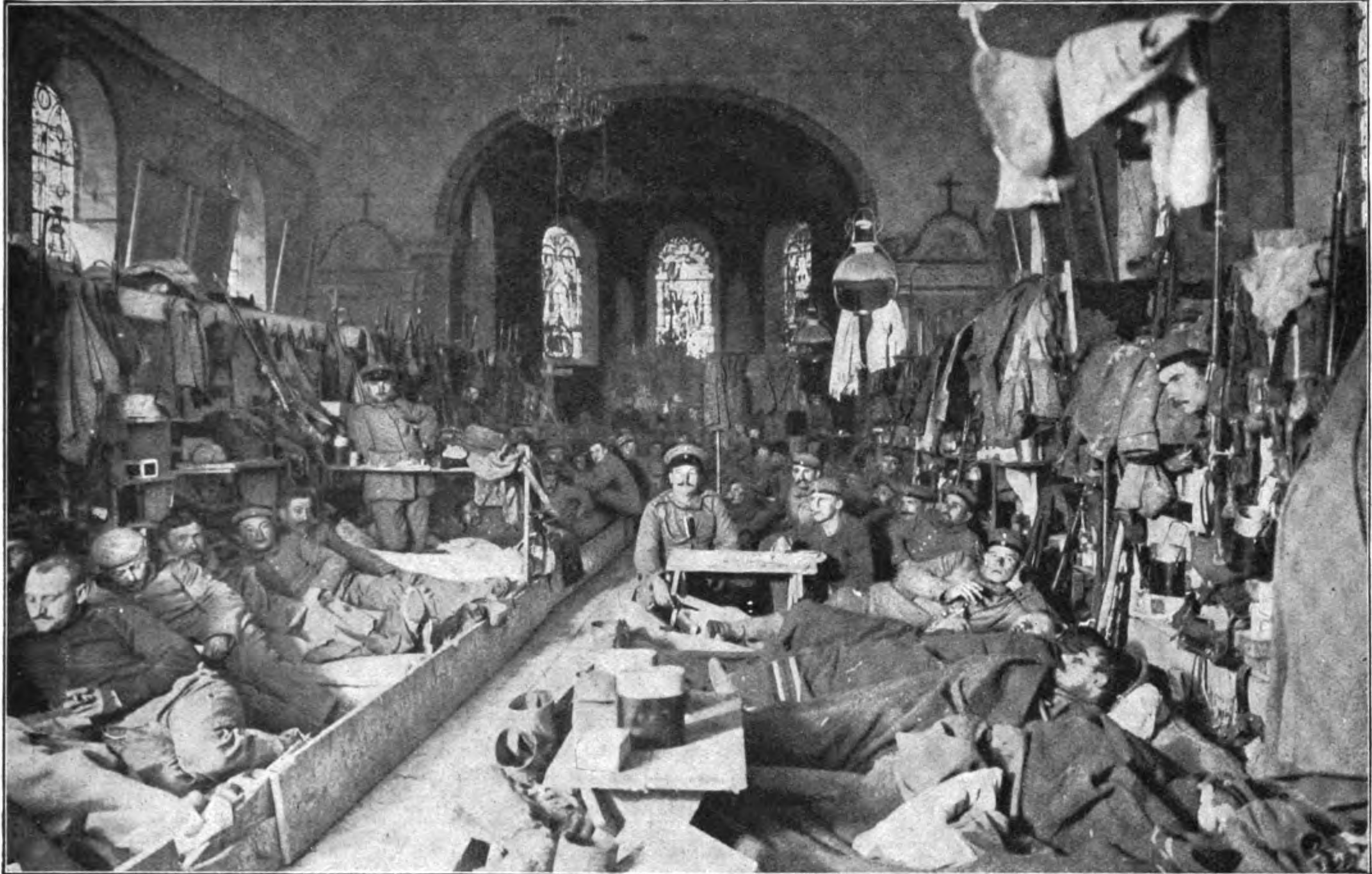
Durch zwei Bomben eines französischen Fliegers angerichtete Zerstörungen in der Krankentransportstelle Vigneulles im Woevregebiet zwischen Maas und Mosel.

Vigneulles wurde zerstört, obgleich es durch das Rote-Kreuz-Zeichen für jeden Flieger als Krankentransportstelle zu erkennen war und nach völkerrechtlichen Abmachungen vor feindlichen Angriffen geschützt sein sollte.

westlichen Kanalufer kamen in unseren festen Besitz. Dabei fielen 2470 Franzosen, Engländer und Belgier in unsere Gefangenschaft; ferner erbeuteten wir etwa 35 Geschütze mit Munition sowie eine größere Anzahl von Maschinengewehren, viele Gewehre und sonstiges Material. Sämtliche feindliche Gegenangriffe zur Wiedererlangung des verlorenen Geländes blieben erfolglos, und am 24. April konnten unsere Truppen auch weiter östlich vorrücken. Sie stürmten die Ferme Solaert, südwestlich St.-Julien, sowie diesen Ort nebst Kresselaere und drangen siegreich gegen Gravenstafel vor. Wieder wurden 1000 Engländer gefangengenommen und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Der englische Gegenangriff auf St.-Julien am Morgen des 25. scheiterte gänzlich. Die Zahl der eroberten Geschütze stieg an diesem Tage auf 45, worunter sich auch 4 englische schwere Geschütze befanden. Bei Zonnebeke wurde am gleichen Tage wieder heftig gekämpft, dabei mehr als 1000 Kanadier gefangengenommen. Die Gesamtzahl der Gefangenen erhöhte sich damit auf 5000. Beluste hatten die Engländer auch am 29. und 30. April zu verzeichnen.

Die Kunde von diesen deutschen Erfolgen machte überall großen Eindruck, namentlich auch bei den Neutralen. Groß war die Enttäuschung in England und Frankreich, wollte man doch um diese Zeit nach den energischen Angriffen des Dreiverbandes schon längst in Brüssel sein. Als eine von vielen Stimmen, in denen die englischen Besorgnisse Ausdruck fanden, geben wir eine Stelle aus einem Leitartikel der „Daily Mail" wieder:

„Wenn es wahr ist, was der Bericht des deutschen Hauptquartiers meldet, so ist das sehr ernsthaft. Wir haben uns daran zu erinnern, daß wir nicht allein unsere eigene Stellung zu verteidigen haben, wenn wir siegen wollen. Wir müssen auch die Deutschen von einer sehr stark verteidigten Linie zurücktreiben, die tatsächlich ganz Belgien und einen großen Teil des reichsten Gebietes des nördlichen Frankreich einschließt. Seit Beginn dieses Jahres ist die deutsche Linie beinahe vollständig unerschüttert geblieben.

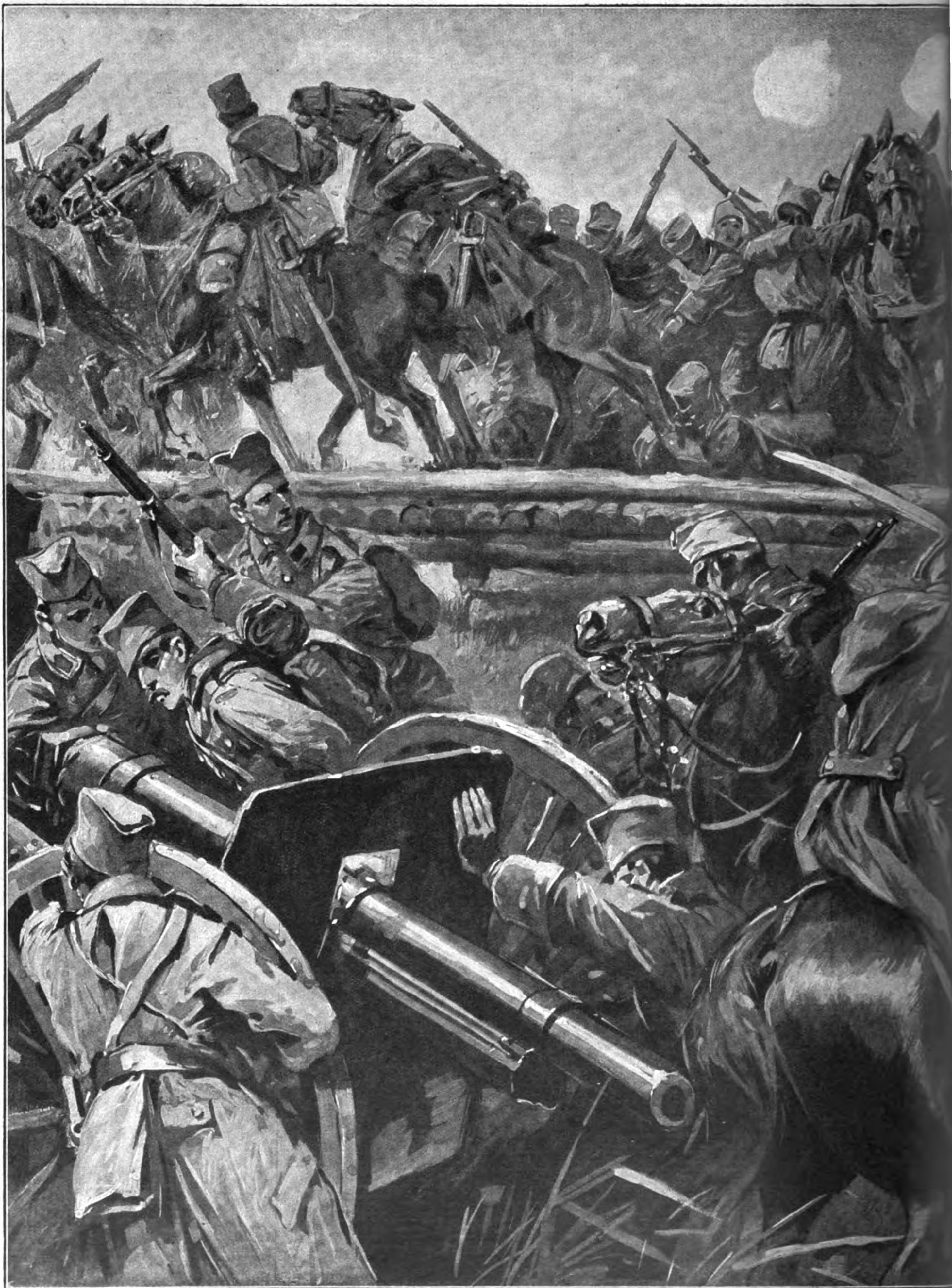


Soldatenlager im Innern einer Kirche. Photo-Bericht Hoffmann, München.

merkenswert ist folgende Stelle in dem Tagesbericht unserer Obersten Heeresleitung: ein sonderbares Völkergemisch — Senegalneger, Engländer, Turkos, Inder, Franzosen, Kanadier, Zuaven, Algerier — fand sich hier auf verhältnismäßig kleinem Raume zusammen; bemerkenswert besonders durch die köstliche Reihenfolge, die die Engländer zwischen Senegalneger und Turkos, die Franzosen zwischen Inder und Kanadier stellt. Außerordentlich schwere Verluste hatte der Feind am 26. April nördlich und nordöstlich von Ypern. Die englischen Angriffe brachen fast sämtlich sofort in unserem Feuer zusammen. Der Gegner hatte seine Artillerie besonders auf den Ort Lizerne gerichtet, und da sämtliche Häuser desselben zerstört waren, mußten wir ihn am 26. räumen, doch wurde der östlich davon auf dem linken Kanalufer gelegene Brückenkopf gehalten. Am nächsten Tage setzten die Engländer auf der Front Ypern—Pilkelm zum Angriff an, der indessen 200 Meter vor unserer Stellung völlig zusammenbrach. Weiter östlich hatte am Abend ein zweiter englischer Vorstoß das gleiche Ergebnis. Auf der ganzen Front wurde am 28. von den Engländern ununterbrochen, aber vergeblich angegriffen. Auf 63 erhöhte sich die Zahl der von uns eroberten Geschütze. Neue Mißerfolge und schwere Ver-

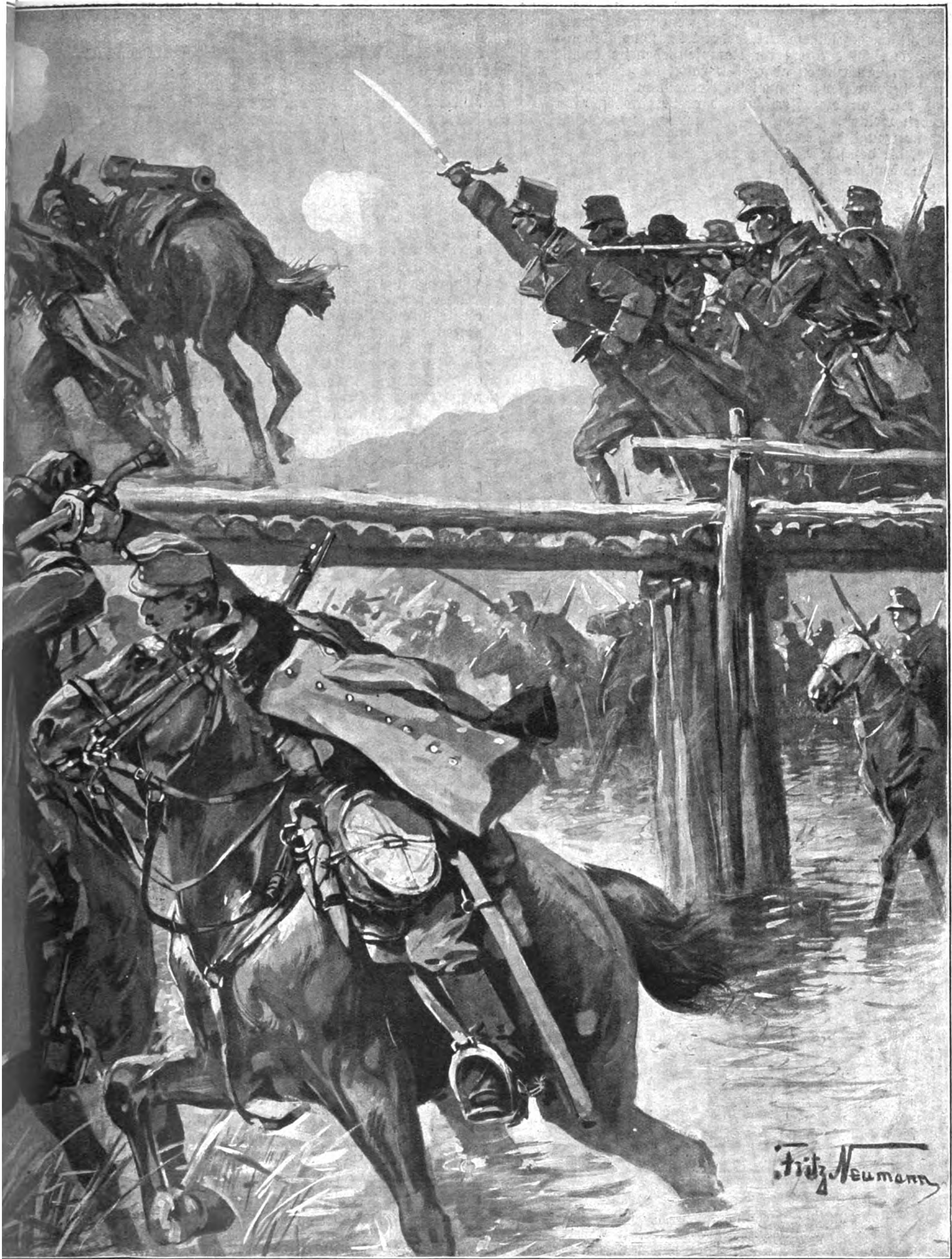
Den geringen französischen Gewinnen in den Argonnen bei St.-Mihiel und in den Vogesen, die kaum auf der Landkarte nachzuweisen sind, und den britischen Fortschritten von ungefähr einer englischen Meile auf der kurzen Front bei Neuve Chapelle ist dieser deutsche Erfolg bei Ypern gegenüberzuhalten und der frühere deutsche Erfolg bei Soissons. Die Deutschen an der westlichen Front sind noch nicht geschlagen, und es wird eine schwere Aufgabe sein, sie zu schlagen. Die Franzosen haben über zweieinhalb Millionen Mann an der Front. Die Engländer haben eine beträchtliche Streitmacht dort und die Belgier die Überbleibsel einer kleinen tapferen Armee. Die Ereignisse zeigen aber, daß sie noch nicht genügen. Deutschland hat seine ganze Kraft in diesem Kriege eingesetzt, und wenn Großbritannien nicht ebenso handelt und wir nicht mit aller unserer Kraft kämpfen, können wir nicht mit Vertrauen auf einen Sieg hoffen, und je länger wir zögern, unsere ganze Stärke einzusetzen, und je länger unser Volk mit Streik, Wettrennen und Wetten spielt, anstatt seine ganze Tatkraft auf diesen Krieg zu richten, desto länger wird alles unentschieden bleiben, desto blutiger und furchtbarer werden die Opfer sein, die wir bringen müssen."

Man begreift die Enttäuschung, die in England hervor-



Überbrückung der

Nach einer Originalzei



e bei Mitrowitza.

ȝ von Fritz Neumann.

gerufen wurde, wenn man sich vor Augen hält, daß noch einige Tage vorher Lloyd George im englischen Unterhause über die ausgezeichnete Arbeit der Munitionsfabriken und die starke Zahl der jetzt im Kampfe stehenden englischen Soldaten Erklärungen abgegeben hatte, die einen wahren Jubel hervorriefen, wenngleich die konservativen Blätter nicht recht an den Fortschritt der Munitionsfabrikation glauben wollten. Jedenfalls aber war man in ganz England überzeugt, daß es dem neuen englischen Heere gelingen werde, die deutsche Linie zu durchbrechen. —

Zu ebenfalls teilweise sehr bedeutenden neuen Kämpfen kam es Mitte März zwischen Maas und Mosel. Dem herrlichen Siege unserer Truppen in der Champagne vom 9. März folgten zunächst einige Tage der Ruhe. Bald flackerte der Kampf an einigen Stellen wieder auf. Doch alle französischen Angriffe waren erfolglos und brachten dem Gegner nur Verluste. Auch an den nächsten Tagen unternahmen die Franzosen bei Le Mesnil Teilangriffe auf unsere Stellungen, wurden jedoch stets unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Am 18. März entspannen sich nördlich des genannten Ortes und nördlich von Beau-Séjour erbitterte Kämpfe, die damit endeten, daß sich die Franzosen unter schweren Verlusten, auch an Gefangenen, zurückziehen mußten. Auch um die Höhe 196, nordöstlich von Le Mesnil, kam es an diesem Tage zu Kämpfen, von denen ein Artillerieoffizier nachstehende packende Schilderung gab:

„Am Nachmittag steigerte sich das Artilleriefeuer des Gegners zu einem rasenden Schnellfeuer, das sich vor unserem Abschnitt auf einen Raum von einigen hundert Metern des Schützengrabens vereinigte.

Ununterbrochen dröhnen die Detonationen, wie ein ungeheurer Paukenwirbel, der auf unsere Linien trommelt. Man glaubt den Berg unter sich beben zu fühlen. Die Luft zittert in unzähligen Wellen, die die Nerven in einen aufregenden Zustand höchster Anspannung versetzen. Über dem Schützengraben steigt eine hohe Wand empor von hochgeschleuderten Staubwolken und schwarzem Rauch, wie ein wallender Vorhang, aus dem grelle Flammen zucken.

Alle Batterien, die wir auf dem Abschnitt vereinigen können, legen mit ihrem Schnellfeuer einen Feuerriegel vor unsere Gräben.

Ich suche mit dem Scherenfernrohr das Gelände ab, um vielleicht aus irgendeinem Anzeichen in den benachbarten Abschnitten einen Schluß auf den Verlauf des unsichtbaren Kampfes ziehen zu können.

Auf einmal sehe ich durch das Glas Kolonnen in einer breiten Front, Schulter an Schulter gedrängt und mehrere Glieder tief. Deutlich erkenne ich die Käppis — hier springt über die Linien ein Schein auf von dem Stahl der Bajonette. Hinter der langen geschwungenen Linie der kahlen Hochfläche stehen sie wie eine dunkle Mauer gegen den hellen Himmel. Durch das Telephon geht der Befehl: Alle verfügbaren Geschütze gegen Höhe 196!

Die schwarze Masse war jetzt auf der Höhe und schwankte wie eine gewaltige Woge vorwärts in einem schweren, wuchtigen Rhythmus.

Es war ein glühendes Feuer von Wut: Wann kommt der erste Schuß? Auch die Batterieführer, die es mit angesehen hatten, erzählen, wie sie mit geballten Fäusten in ihren Beobachtungsstellen standen.

Aus der Mitte löst sich eine Kompanie und stürmt mit glänzendem Schneid. Weit vor allen ein Offizier mit einer hinreißenden, begeisterten Bewegung. Aus der zögernden Menge schließen sich einzelne beherzte Leute und kleinere Gruppen an. In unserem Schützengraben ein wilder Nahkampf. Über dem rechten Ende der französischen Linie blitzt es zweimal kurz hintereinander auf. Klar und scharf sehe ich die runde gelbe Rauchwolke, aus der ein Sprengkegel von Eisenstücken in die dichte Linie herunterschlägt. Dann tanzen auch weiße Schrapnellwolken immer schneller. Blutig und elend bricht die stolze Front zu Boden. Auf den Hängen liegen sie zu Hunderten in dunklen unförmigen Flecken. Trümmer fluten zurück, von Entsetzen und Grauen gejagt. Zersprengt fliehen sie über die Hochfläche oder laufen bestimmungslos hin und her in ihren phantastisch flatternden langen Mänteln. Das Feuer fegt noch über die Höhe. Einzelne bleiben plötzlich stehen in einer gekrümmten, aufwärts gebogenen Haltung — man glaubt zu sehen, wie ihre Hände krampfhaft die Leere zu fassen suchen — und fallen.

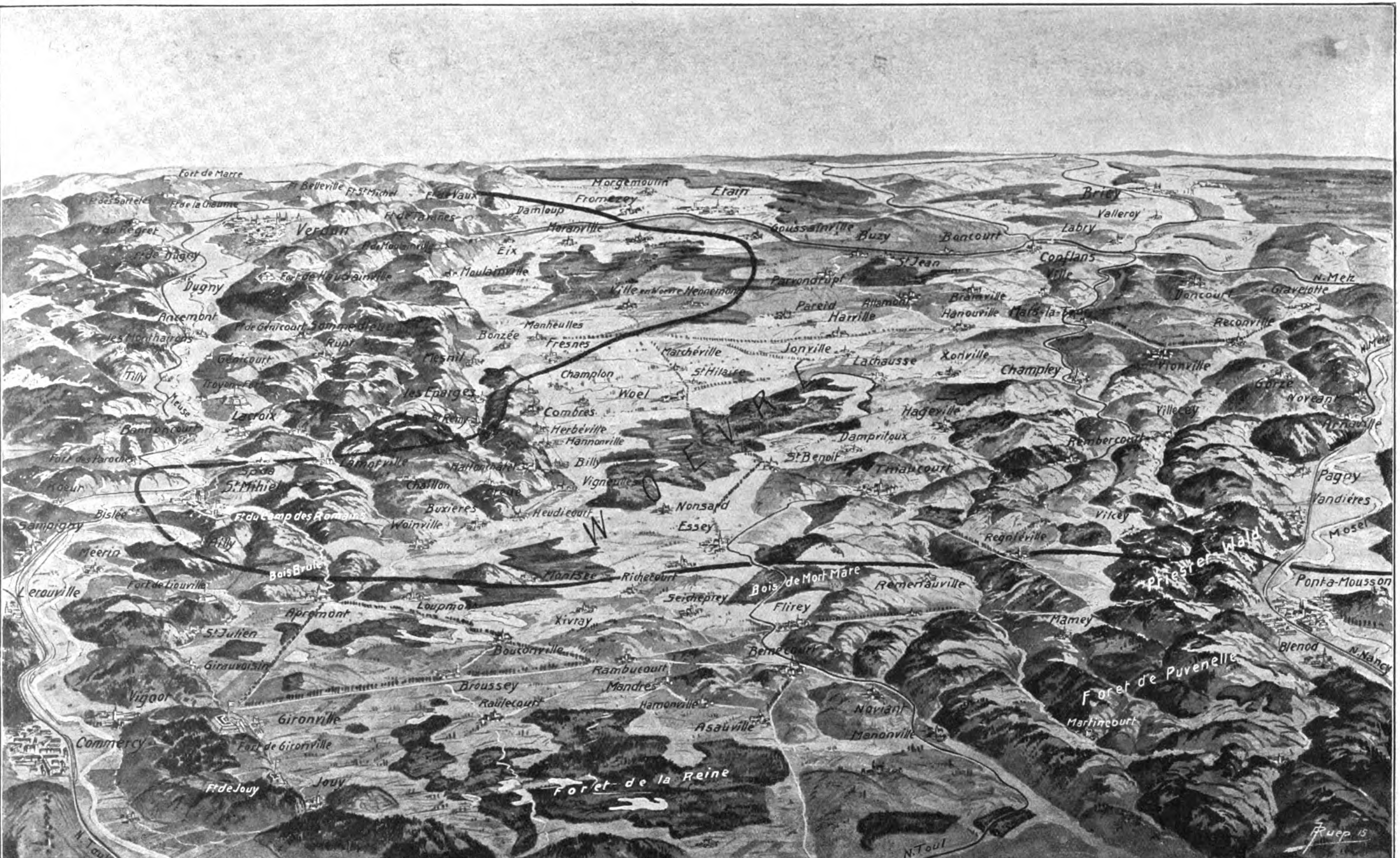
In dem französischen Bericht war zu lesen von merklichen Gewinnen westlich und östlich der Höhe 196, nordöstlich von Le Mesnil.

Wir kennen die Phrase ebenso wie die andere von dem leichten Vorrücken in der Gegend von X. So nennen sie ihre Sturmangriffe, die vor unseren Stellungen zusammenbrechen. Sie vergessen zu sagen, daß sie, nachdem sie 50 Meter vorstürmten, wieder zurückliefen. Auch bei dem großen Angriff vom 18. März, von dem sie eine Entscheidung erhofften, schien es ihnen nicht erwähnenswert zu sein, daß nur ihre Toten an den Stellen lagen, die sie gewonnen hatten."

Auch bei Verdun versuchten die Franzosen an diesem Tage vorzudringen, was jedoch mißlang; ebenso wurden sie in der Woevreebene blutig abgewiesen. Besonders verlustreich waren für den Gegner die Kämpfe am Ostrande der Maashöhen bei Combres. Nördlich von Beau-Séjour setzten unsere Truppen an den nächsten Tagen ihre Vorwärtsbewegung fort und nahmen dabei mehrere französische Schützengrabenlinien, auch wurden rund 300 Mann zu Gefangenen gemacht. Am 22. März richteten sich kleinere Vorstöße der Franzosen besonders gegen Combres, Apremont und Flirey, scheiterten jedoch sämtlich, und bei einem Nachtangriff nördlich des letztgenannten Ortes erlitten unsere Gegner eine neue Niederlage. Am folgenden Tage griff der Gegner im Priesterwalde, nordwestlich von Pont-à-Mousson, unsere Stellungen an, wurde aber auch hier zurückgeworfen. Hartnäckige Kämpfe entspannen sich an den nächsten Tagen auf den Maashöhen südöstlich von Verdun, bei Combres und in der Woevreebene. Schon am 27. März aber wurden sie zu unseren Gunsten entschieden. Am 30. griffen die Franzosen von neuem im Priesterwalde, westlich von Pont-à-Mousson, an, wurden aber bald zurückgeschlagen; auch die in den nächsten Tagen wiederholten Vorstöße mißlangen sämtlich. Nach den ersten tastenden Versuchen und von unseren Fliegern beobachteten Verschiebungen hinter der französischen Front sowie einleitenden Infanteriekämpfen im Priesterwalde und westlich davon begann am 3. April eine heftige Tätigkeit der französischen Artillerie im Norden bei dem vielumstrittenen Combres und auf der Südfront zwischen Mosel und Maas. Die deutschen Vorposten gingen, als sich die feindliche Infanterie entwickelte, planmäßig von Regniéville und Fey-en-Haye auf die Hauptstellung zurück. Am Ostermontag, dem 5. April, begann der eigentliche Angriff der Franzosen auf der Südfront, zunächst nördlich Toul, dann auch im Priesterwalde und gleichzeitig am Nordflügel, südlich der Orne, sowie zwischen Les Eparges und Combres. Ein Erfolg war den Franzosen nirgends beschieden. Wo kleine Trupps an einzelnen Stellen bis an die deutschen Gräben oder selbst in sie hinein gelangten, wurden sie überall wieder geworfen. Am heftigsten entbrannte der Kampf an zwei Punkten: Zwischen der Maas und Apremont kamen die Franzosen in dem waldigen Gelände nahe an die deutschen Stellungen heran, ehe vernichtendes Feuer sie auf kurze Entfernung empfing. Besonders aber entwickelte sich östlich von Flirey eine regelrechte Schlacht. Den französischen Schützen, die unter geschickter Ausnutzung jeder Geländefalte vorgingen, folgten starke Reserven, um den Angriff nach Norden vorzutragen. Hier fand die deutsche Artillerie große Ziele und gelangte zu gewaltiger Wirkung. Nach kurzer Zeit waren die Reserven in wilder Flucht, während der Schützenangriff im deutschen Gewehrfeuer blutig zusammenbrach. Bei Flirey selbst mußten die Unsrigen, um ihre Gräben zu behaupten, in nächtlichem Kampfe zum Bajonett greifen.

Wie die französischen Offiziere mit allen Mitteln versuchten, ihre Leute zum Vorgehen zu bringen, zeigt folgender Befehl des Generals Dubail, des Führers der ersten französischen Armee, vom 5. April:

„Seit drei Monaten haben die deutschen Armeekorps zwischen Maas und Mosel durch zahlreiche und energische Angriffe unserseits zu leiden gehabt, so daß ihre Widerstandskraft nunmehr beträchtlich vermindert ist. Mehrere Regimenter mußten in der letzten Zeit abgelöst werden, die anderen wurden infolge der ihnen von uns zugefügten Verluste zurückgenommen oder haben den Abschnitt gewechselt, zum Beispiel die bei Les Eparges gelichteten bayrischen Regimenter der 33. Division; die anderen wurden auf andere Teile des Kriegschauplatzes geschafft, um die



Zu den Kämpfen zwischen Maas und Mosel: Die Woevre-Ebene mit den angrenzenden Gebieten aus der Vogelschau.

fast schon weichenden Linien dort zu stützen. Ein Regiment des 5. Armeekorps wurde nach Belgien gebracht, zwei Regimenter des 5. Armeekorps sind zur russischen Front abgegangen. Die vor drei Monaten so zahlreiche und reichlich mit Munition versehene schwere Artillerie hat sich an Zahl verringert, auch sich weniger betätigt. Um unseren letzttägigen Angriffen im Abschnitte Fey-en-Haye und Priesterwald die Stirn bieten zu können, sahen sich die Deutschen gezwungen, an diesem Punkte Reserven der benachbarten Abschnitte heranzuziehen. Anscheinend haben sie nicht viel verfügbar. Am 30. März haben wir im Priesterwalde und vor Fey-en-Haye die deutschen Stellungen in einer Tiefe von 800 und in einer Ausdehnung von 1000 Metern eingenommen. Am 31. März wurde Fey-en-Haye selbst genommen, am 3. April die Stellungen bei Regniéville; auf einer Front von 40 Kilometern hat die französische erste Armee eine Sturmstellung auf Sturmentfernung eingerichtet. Morgen werden wir die Zange, in der wir den Gegner zwischen Verdun und Pont-à-Mousson festhalten, schließen, mit beträchtlichen Kräften von vorn und im Rücken angreifen und die feindlichen Truppen zwischen Metz und St.-Mihiel vernichten. Jeder Mitkämpfer muß folgendes wissen: Die Kanonen, die er vor sich hört, sind das französische Geschütz, das in den Rücken des Gegners feuert. Zur Abwehr dieser furchtbaren Angriffe scheinen die Deutschen gegenwärtig nur über örtliche Reserven zu verfügen, und selbst, wenn sie andere herangezogen haben, könnte es sich nur um einige Bataillone handeln. Dubail."

Sobald der Infanterieangriff am 5. April erloschen war, verstärkte sich auf beiden Seiten die Tätigkeit der Artillerie. Mit welchem Erfolge für die deutschen Geschütze, geht daraus hervor, daß am 6. April morgens Hunderte von Leichen in den französischen Gräben vorgefunden wurden. Am 6. April scheiterten, wiederum bei Flirey, drei neue französische Angriffe. Auch im Priesterwalde griff der Feind abermals an. Hier warf sich dem französischen 13. Infanterieregiment ein rheinisches Bataillon, die „Wacht am Rhein" singend, mit der blanken Waffe entgegen und schlug den Gegner in die Flucht. Auch südlich der Orne entwickelte sich am 6. April ein neuer Kampf. Die Nacht zum 7. verlief hier nach diesen schweren, für den Gegner sehr verlustreichen Kämpfen ruhig. Dagegen wurden die deutschen Stellungen auf dem Südflügel zwischen Flirey und der Mosel während der ganzen Nacht unter schwerem französischen Artilleriefeuer gehalten, das von unserer Artillerie erfolgreich erwidert wurde. Den ganzen 7. April dauerte die gegenseitige Beschießung an. Am frühen Vormittag wurde hier eine starke Besetzung der Schützengräben und hinter ihnen zahlreiche Reserven erkannt, die gegen halb zehn Uhr vormittags durch einen Angriff gegen das Bois de Mort-Mare in den Kampf eingriffen. Viermal stürmten sie gegen unsere Stellungen vor, um jedesmal mit schweren Verlusten zurückgeworfen zu werden. Haufen von Gefallenen türmten sich vor unseren Gräben. Östlich des Bois de Mort-Mare scheiterten über offenes Gelände unternommene Angriffe bereits in der Entstehung in unserem Artilleriefeuer, während sie links davon im Priesterwalde bis an unsere Stellungen gelangten, hier aber gleichfalls im Feuer endeten.

Im Bois d'Ailly gelang es den Bayern, bis in die französischen Stellungen einzudringen und deren Gräben zu nehmen. Sie wurden zerstört und dann wieder aufgegeben, da ihr Besitz ohne taktischen Wert war.

Am Nordflügel wurde die Combreshöhe am frühen Morgen des 7. April mit schwerem Artilleriefeuer belegt. Am Vormittag entspannen sich auch hier wieder Infanteriekämpfe, zunächst mit wechselndem Ausgang, bis nachmittags als Enderfolg alle Gräben in unserer Hand blieben, worauf die Franzosen von neuem das Artilleriefeuer dorthin lenkten. Im Lauf des Nachmittags dehnte es sich gegen unsere nördlich an die Combreshöhe sich anschließenden Stellungen in der Woevreebene aus. Während bis zum 7. April die französischen Angriffe sich ausschließlich gegen die beiden deutschen Flügel gerichtet hatten, schickte sich der Gegner in den folgenden Tagen auch zum Angriff gegen die Mitte an, nachdem er in der Gegend von St.-Mihiel neue starke Kräfte versammelt hatte. Am Spätnachmittag des genannten Tages erfolgte der erste Angriff aus dem Wald von La Selouse, 9 Kilometer nördlich von St.-Mihiel, gegen unsere Stellungen in der ungefähren Linie Seuzey—Lamorville. Es kam zu schweren Kämpfen, in denen der zurückflutende Angreifer zahlreiche Tote und Verwundete auf dem Platze ließ. Außerdem blieben 2 Offiziere und 80 Mann als Gefangene in unseren Händen. In der Nacht vom 7. zum 8. fanden an verschiedenen Stellen der Front lebhafte Artilleriekämpfe statt, besonders an der Combreshöhe und bei Regniéville. Stellenweise folgten Infanterieangriffe, von denen mehrere südöstlich Verdun, bei Marchéville, 100 Meter vor unseren Stellungen zusammenbrachen.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Erzherzog Karl Franz Joseph (×) im Gespräch mit zwei deutschen Fliegeroffizieren.



Durch!

Nach einem Gemälde von E. Klein.



Erstürmung der Höhe westlich von Les Eparges. (Zu den Kämpfen zwischen Maas und Mosel.)
Nach einer Originalzeichnung von A. Plinzner.

Im Bois d'Ailly gelang es den Franzosen, in einen Teil der von ihnen am Tage vorher verlorenen Gräben wieder einzudringen. Die im Bois Brulé bei Tagesanbruch begonnenen Angriffe wurden ebenso wie drei nächtliche Vorstöße im westlichen Teile des Priesterwaldes abgewiesen. Am Nachmittag und Abend des 8. April entfaltete der Gegner an verschiedenen Teilen der Front gleichzeitig eine rege Tätigkeit. Ein aus dem Walde von La Selouse unternommener Vorstoß scheiterte ebenso wie am Tage vorher der Angriff an derselben Stelle. Gleichzeitig entwickelten sich stundenlange schwere Kämpfe am Bois de Mort-Mare, in denen der Gegner schließlich mit der blanken Waffe zurückgeworfen wurde. In derselben Weise endeten Angriffe in der Gegend Regniéville, im Priesterwald und südlich der Orne. Am 8. April und in der Nacht zum 9. wurde auch um die Combreshöhe erbittert gekämpft. Gleich zu Anfang besetzte der Gegner die von uns wegen schwersten Artilleriefeuers geräumten Grabenstücke, um die dann lange und heftig gekämpft wurde. In der Nacht zum 9. gelang es unseren Truppen, den Gegner aus einem Teil der Stellungen wieder hinauszuwerfen. Doch mußte dieser Erfolg wieder preisgegeben werden, als die Franzosen bei Tagesanbruch mit überlegenen Kräften einen neuen Angriff unternahmen.

Gegenüber diesen Ereignissen an der Combreshöhe treten die Vorgänge auf der übrigen Front in den Hintergrund. Von einigen Feuerüberfällen abgesehen verlief die Nacht vom 8. zum 9. April im allgemeinen ruhig. Nur am Bois de Mort-Mare, wo am Nachmittag die Franzosen in stundenlangem Ringen unter schwersten Verlusten zurückgeworfen worden waren, griffen sie in den Abendstunden von neuem an, ohne ein besseres Ergebnis zu erzielen. Dagegen gelang es unseren in die französische Stellung nachdrängenden Truppen, zwei Maschinengewehre zu nehmen. Trotz dieser Mißerfolge entschloß sich der Feind am 9. April in aller Frühe zur Erneuerung des Angriffs, der aber wiederum unter außerordentlichen Verlusten für ihn scheiterte. Im übrigen legten die Franzosen am 9. den Schwerpunkt ihrer Angriffe wieder auf den Nordflügel zwischen Orne und Combreshöhe. So griffen sie in der Woevreebene zwischen Pafrondrupt und Marchéville von Mittag bis Mitternacht viermal, jedesmal in einer Breite von etwa 6 Kilometern, an, wurden aber stets verlustreich zurückgeschlagen. Während der folgenden Nacht entfalteten ihre Minenwerfer, zeitweise von Artillerie unterstützt, eine lebhafte Tätigkeit. Schon am vorhergehenden Nachmittag war der Gegner auf der ganzen Linie der Combreshöhe aus seinen Gräben vorgebrochen, nachdem er unsere Stellungen seit dem Vormittag unter schwerstem Artilleriefeuer gehalten hatte. Es gelang ihm an einer Stelle, bis zur Mulde auf der Südseite der Höhe durchzustoßen, ehe der Angriff in dem Feuer unserer zweiten rückwärtigen Stellung blutig zusammenbrach. Unsere Truppen behaupteten nicht nur die Höhe, sondern ein Regiment konnte zum Gegenangriff übergehen, der uns wieder in den Besitz von Teilen unserer Vorstellungen brachte. Ein zweiter feindlicher Angriff scheint geplant gewesen zu sein, kam aber wegen des lebhaften Feuers unserer Artillerie nicht zur Ausführung. Der Gegner beschränkte sich in der Nacht auf Beschießung der Höhen vor dem Dorfe Combres und des Ortes selbst. In der Mitte der Kampffront brachte der Tag einen ernsten, aber erfolglosen Angriff des Gegners auf der Linie Seuzey—Spada. Ein Angriff stärkerer Kräfte im Walde von Ailly wurde leicht abgewiesen, und auch ein Vorstoß über die Linie Regniéville—Fey-en-Haye endete unter außerordentlich schweren Verlusten bereits in unserem Artilleriefeuer. Nördlich Regniéville blieben an einer Stelle 500 Leichen liegen. Über 800 Franzosen wurden an diesem Tage gefangengenommen und 7 Maschinengewehre erbeutet.

Der Abend des 9. April brachte am Croix des Carmes im Priesterwalde einen Angriff von deutscher Seite, dem es gelang, dem Gegner drei Blockhäuser und zwei Verbindungsgräben zu entreißen, wobei unseren Truppen 2 Maschinengewehre und 59 Gefangene in die Hände fielen. Am 10. fanden Artilleriekämpfe auf der ganzen Front statt. Es konnte beobachtet werden, daß die Franzosen eifrig schanzten und ihre stark gelichteten vorderen Reihen durch neue Truppen ergänzten. Dies geschah besonders auf dem Nordflügel südlich der Orne, in der Mitte gegenüber der Linie Seuzey—Spada, sowie am Südflügel in der Gegend von Regniéville. Die Truppenansammlungen wurden mit starkem Feuer belegt, und die dadurch hervorgerufenen Verluste mögen der Grund gewesen sein, daß der Gegner den Entschluß zum Angriff nicht finden konnte. Auch bei Les Eparges, am Fuße der Combreshöhe, stellte der Gegner starke Kräfte bereit, die aber von unserem Artilleriefeuer gefaßt werden konnten. Nur im Priesterwalde kam es an diesem Tage zu einem französischen Angriff, der ohne Mühe abgewiesen wurde. So endete auch der 10. April, wie alle vorausgegangenen Tage, mit einem vollen deutschen Erfolge an sämtlichen angegriffenen Punkten. An demselben Tage dankte der französische Oberbefehlshaber, General Joffre, der 1. Armee dafür, daß sie die Stellung bei Les Eparges, das ist die Combreshöhe, den Deutschen entrissen habe. Diese Auffassung suchte der Gegner wiederholt geltend zu machen. Tatsächlich hatte er nur vorübergehend einzelne Gräben unserer Stellung besetzt gehabt; abgesehen von einem kleinen unwesentlichen Teil wurde er aber überall wieder vertrieben.

Nach dem verhältnismäßig ruhigen Verlauf des 10. April begann der Gegner bereits gegen Abend wieder eine lebhafte Tätigkeit, hatte aber auch diesmal starke Verluste. So lagen nach einem einzigen Angriff gegen die Linie Seuzey—Lamorville 700 Leichen auf der Waldlichtung zwischen den beiden Seitenstellungen. Auch bei Flirey brachen abends starke Kräfte angreifend vor, wurden aber, nachdem sie in einen Teil unserer Stellungen eingedrungen waren, wieder zurückgeworfen. Trotzdem erneute der Feind am frühen Morgen des 11. seinen Angriff, wurde aber wiederum abgewiesen und ließ etwa 120 Gefangene in unserer Hand. In diesem Abschnitt wurde später beobachtet, daß die Franzosen ihre Gefallenen wie Sandsäcke auf die Brustwehr ihrer Gräben aufpackten und mit Erde bewarfen. Im Ailly- und im westlichen Priesterwalde spielten sich die ganze Nacht hindurch Kämpfe ab, die für unsere Truppen günstig endeten. In der Frühe des 11. April setzten die Franzosen auch an der Combreshöhe zu einem neuen Angriff an, den aber unsere Artillerie nicht zur vollen Entwicklung kommen ließ. Im Lauf des Tages beschränkte sich dann die Gefechtstätigkeit im allgemeinen auf beiderseitiges Artilleriefeuer, in das stellenweise auch Minenwerfer eingriffen. Nur im Priesterwalde führten zwei französische Angriffe nachmittags und abends erneut zu heftigen Nahkämpfen, in denen unsere Truppen die Oberhand behielten. Auf der Combreshöhe gelang es abends einem abermaligen französischen Vorstoß, vorübergehend in Teile unserer Kammstellung einzudringen, nach zweistündigem Handgemenge wurde die Stellung aber wieder vom Gegner gesäubert. Die beiden am Morgen und am Abend abgeschlagenen französischen Angriffe gegen unsere Stellungen auf dem Kamm der Combreshöhe verdienen besondere Beachtung, da in ihnen die Franzosen die in Joffres Dank an die 1. Armee vom 10. April verkündete Botschaft von der endgültigen Eroberung der Combresstellung selbst aufs eindringlichste widerlegen. Wäre von den Franzosen dieses Ziel ihrer wochenlangen blutigen Bemühungen erreicht gewesen, dann wären die erwähnten Angriffe vom 11. April nicht nur überflüssig, sondern ein sinnloses Blutvergießen gewesen. Ein dabei gefangengenommener französischer Unteroffizier erzählte, daß den an der Combreshöhe kämpfenden Truppen erklärt worden sei, sie würden erst dann abgelöst werden, wenn sie die Höhenstellung genommen hätten.

Die Nacht vom 11. zum 12. April verlief auf der ganzen Front im allgemeinen ruhig. Nur stellenweise wurde diese Ruhe von kleinen französischen Artillerie- und Infanterieüberfällen unterbrochen.

Am 12. bereitete eine sehr heftige Beschießung unserer Stellungen am Nordflügel zwischen Buzy und Marchéville sowie am Südflügel, in dem Abschnitt östlich Richecourt, auf Infanterieangriffe vor. Diese begannen mittags gleichzeitig bei Maizerey und Marchéville. Während der Gegner im letzteren Orte nach dem ersten abgeschlagenen Angriff auf eine Wiederholung zunächst verzichtete, ließ er bei Maizerey, wo sämtliche Angreifer im Feuer liegen blieben, in Abständen von je einer Stunde zwei weitere Vorstöße folgen, bei denen die Angreifer völlig aufgerieben wurden. 1 Offizier und 40 Mann fielen in Gefangenschaft. Dennoch rannten die Franzosen abends bei Marchéville noch einmal mit drei aufeinanderfolgenden Schützenlinien in unser

Feuer, das diesem Angriff ein blutiges Ende bereitete. Hieran beteiligten sich unter anderem zwei Panzerautomobile. Um dieselbe Zeit wurde am Südflügel im westlichen Priesterwalde ein Infanterieangriff abgeschlagen, wobei sich Gelegenheit bot, schwarze Truppen beim Schanzen zu beobachten. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Aus dem Tagebuch eines Reitersmanns.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

Am 5. Oktober sollte unsere Division, wie wir einem der „Frankfurter Zeitung" zur Verfügung gestellten Tagebuchbericht eines Reiteroffiziers mit deren Erlaubnis entnehmen, über Watrelos—Roncq vorgehen, also um die Städte Roubaix und Tourcoing herum. T. und ich erhielten mit einem Zug (25 Mann) den Auftrag, diesen Vormarsch in der linken Flanke zu sichern längs einer Bahnlinie, die auf der Karte ganz nett aussah, aber in Wirklichkeit mitten in den genannten Städten liegt. Diese bilden, wie das Ruhrgebiet, eine Riesenstadt. Bis an die Stadt reite ich mit drei Mann voraus. 11 rothosige Reiter entweichen. Aber von jetzt an verfolgen uns stets Radfahrer in Zivil. Diese Burschen haben manchen braven Reitersmann auf dem Gewissen. Die Stadt wird dichter, alles ist voller Leute, aber wie wir ankommen, sind die Straßen leer. Hinter den Läden merkt und ahnt man das Volk gucken. Mit vier Mann als Spitze reiten wir voraus, T. und ich, hinter uns die anderen 20 im Trab über das glatte Pflaster; über Watrelos kommen wir nach Tourcoing hinein. Rasch wird dort abgesessen und ein bißchen Schinken und Brot gekauft. Das war sehr leichtsinnig, die Straßen sind im Nu voller Leute. Es geht weiter, schon sage ich zu T.: „Ich gratuliere, nu sind wir 'raus," da — bum! erhalten wir von englischer Kavallerie Feuer, das sofort von den Einwohnern unterstützt wird. Einem Husaren ist der Mittelfinger weggeschossen, und die Kugel bleibt in der Koppel stecken, die ihm so das Leben rettet. T. erhält einen ganz leichten Streifschuß, den wir erst später feststellen. Was tun? Schießen, dann sind wir verloren. Die Einwohner sind feindlich. Ich nehme die Lanze des Verwundeten, und nun eng geschlossen durch die dichtgefüllten Straßen. War das ein angenehmes Gefühl, die Lanze. Ich hätte nie gedacht, daß mir die Waffe ein solches Sicherheitsgefühl geben könnte. Der Auflauf wird immer größer, jetzt heißt es „durch". Den Feind im Rücken, vor uns die Ortschaften. Rasch sage ich T., was ich vorhabe, und nun in Karriere durch die Anlagen zu einem anderen Stadtteil. Das was ich vorhatte, ging von selber. Schon ruft mir, der ich voraus ritt, ein Bürger zu: „Anglais?" Worauf ich lebhaft bejahte. Allmählich drang es durch; Tücherschwenken, Zurufe. Ein Polizist und ein Soldat salutieren. Ein scheußliches Gefühl: wenn die gewußt hätten, daß wir Deutsche sind, dann säße ich wohl jetzt in St.-Cyr oder sonstwo und könnte mich als Gefangener ausruhen. Es wurde immer mißlicher. Etwa 80 Radfahrer in Zivil kamen hinter uns her. Immer Stechtrab über Straßenpflaster. Die Sonne als einzigen Orientierungspunkt. Dem Himmel sei Dank, wir nähern uns dem Ausgang. Jetzt heißt's, die Bande loswerden. Auf französisch: „Ich glaube, daß es hier gleich ein Gefecht geben wird. Seht euch vor!" Und dabei hätte ich den Burschen am liebsten die Lanze durch die Brust gestoßen. Da sind wir draußen.



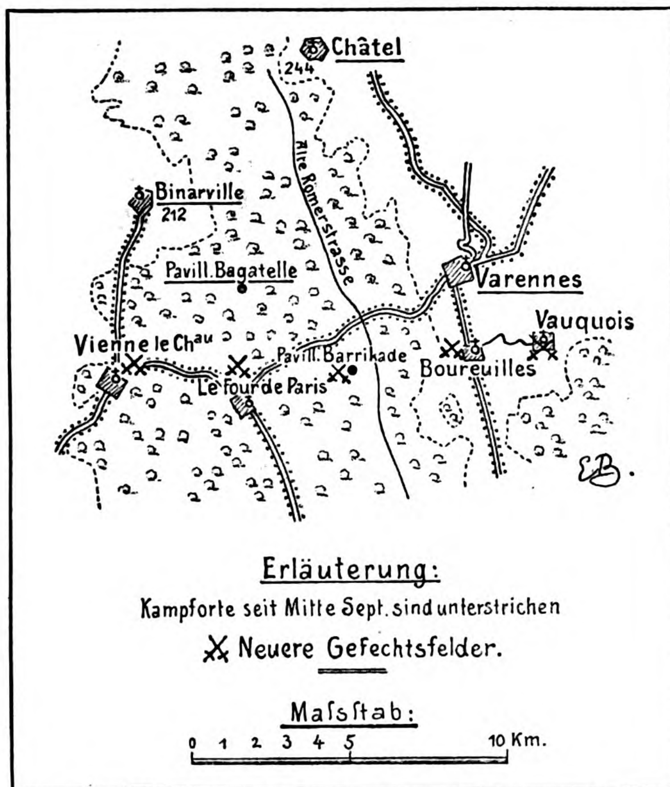
Ostersonntag im polnischen Quartier. Phot. R. Sennecke, Berlin.

Abenteuer einer Radfahrerpatrouille.

(Hierzu das Bild Seite 341.)

Unter eigenartigen Umständen, die eines komischen Beigeschmacks nicht entbehren, nahm eine deutsche Radfahrerpatrouille bei den Kämpfen in den Vogesen drei französische Infanteristen gefangen. Das seltsame Ereignis, das unser Zeichner im Bilde festgehalten hat, spielte sich in folgender Weise ab:

Es war nach der Schlacht bei Mülhausen. Die Franzosen zogen sich in die nahe gelegenen Vogesen zurück, und unsere Truppen nahmen die Verfolgung des geschlagenen Feindes auf. Unsere aus vier Mann bestehende Radfahrerpatrouille war zur Aufklärung auf der Straße voraufgesandt. Vorsichtig im Gelände nach dem Feinde spähend, fuhr sie den Weg entlang, ohne jedoch weit und breit von den Franzosen etwas zu sehen. So ging es ein gut Stück vorwärts. Die Dämmerung wob in der weiten Ebene ihre Schleier, und in der Ferne erhoben sich die blauen Berge der Vogesen, in deren Schutz die französische Armee geflohen war. Plötzlich bemerkten unsere Radfahrer im Vorgelände verdächtige Gestalten. Schnell wurden die Räder beiseite gestellt, und vorsichtig pirschte sich die Patrouille näher heran. Da erhielt sie auch schon Feuer von einer feindlichen Patrouille, die sofort Deckung gesucht hatte. Aber schneller waren noch unsere braven Patrouillenfahrer, die den Franzosen einige zielsichere blaue Bohnen hinübersandten. Sie mußten gesessen haben, denn in kopfloser Flucht stoben einige der feindlichen Gestalten, von Baum zu Baum nach rückwärts springend, davon und waren bald aus dem Gesichtskreis verschwunden. Schmerzensschreie, die vom Feinde herüberdrangen, ließen erkennen, daß er Verluste gehabt hatte. „Jetzt müssen wir Gefangene machen," war der erste Gedanke, dem die Ausführung schnell folgte. Die kurze Strecke bis zu der Stelle, von der das Feuer ausgegangen war, hatten unsere Radfahrer rasch zurückgelegt, und schon stießen sie auf drei verwundete Franzosen, die durch Gebärden andeuteten, daß sie sich ergeben wollten. Die Gewehre hatten sie bereits beiseite geworfen. Nun wurden ihnen auch noch die Seitengewehre abgenommen, und dann ging der Marsch rückwärts zu der eigenen Kompanie. Doch nur mühsam ging es vorwärts, weil der eine der Gefangenen am Beine verwundet war und stark blutete. Unsere Radfahrer verrichteten daher mitleidig Samariterdienste, indem sie den Gefangenen die Wunden mit ihrem Verbandzeug versorgten. Nun aber galt es, schnell zur eigenen Truppe zurückzukehren, denn der Abend dunkelte bereits. Den Franzosen wurde also befohlen, hinten auf die Räder mit aufzusitzen; der vierte Radfahrer bildete als Sicherheitsmann den Schluß



Karte zu den Kämpfen bei Vauquois.

des eigenartigen Zuges. Die Gefangenen fügten sich auch willig der Anordnung, war es ihnen doch vielleicht gar nicht unwillkommen, als leichtverwundete Kriegsgefangene weiteren Gefahren für ihr Leben entronnen zu sein. Und bequemer ging der Marsch für sie auf diese Weise auch vonstatten. Mit Hallo wurden unsere Radfahrer von ihrer Kompanie empfangen, die schon von weitem den eigenartigen Aufmarsch beobachtet hatte. Dann wurden die Gefangenen dem Hauptmann vorgeführt, der schmunzelnd die Meldung von dem Zusammenstoß mit der feindlichen Patrouille, der Gefangennahme der drei Franzosen und der eigenartigen Heimfahrt entgegennahm. Ein sonderbares Gefühl muß es aber doch für unsere Radfahrer gewesen sein, mit den gefangenen Feinden auf dem Rücken zurückzufahren. Jedenfalls zeugt das Erlebnis davon, daß sich unsere braven Soldaten allen Lagen gewachsen zeigen.

Eine serbische Brigade zersprengt.

(Hierzu das Bild Seite 344/345.)

Als die österreichisch-ungarischen Truppen Ende Oktober zum Angriff gegen Serbien vorgingen, harrte ihrer besonders im äußersten Nordwestzipfel des Serbenlandes, dort wo die Drina in die Save mündet, eine schwere Aufgabe. Sie schlugen hier zwei Kriegsbrücken über die Save und setzten unter dem heftigsten feindlichen Feuer über den Fluß. Am jenseitigen Ufer hatten die Serben entlang der Straße Cernabara—Rawanj, die dem Flußlaufe folgt, starke betonierte Feldschanzen erbaut, die sie sehr geschickt mit Drahtverhauen und Wassergräben umgaben; auch Frauen und Kinder halfen. Diese Schützengräben waren mit Lehmziegeln überdacht und durch Zweige und Geäst vortrefflich verdeckt. Das Schußfeld war zudem sehr sorgfältig gelichtet, so daß diese Stellungen unmittelbar nur unter großen Verlusten hätten genommen werden können. Dahinter stand in ebenfalls sehr geschickt gewählter und verdeckter Stellung ihre Artillerie, die an sich schon Gutes leistet, im Laufe der Wochen aber sich in diesem Schußfelde auch noch aufs genaueste eingeschossen hatte.

Die Serben erwiesen sich als ein mit den Mitteln des modernen Frontalkampfes durchaus wohlvertrauter, tapfer kämpfender Gegner, dem hier in zähem Ringen nur durch die Anwendung gleichwertiger Mittel beizukommen war. Zur Vermeidung größeren Blutvergießens bildete man Angriff und Verteidigung zu einem Maulwurfskriege aus, der für die Angreifer natürlich doppelt schwierig war. Gleichwohl konnte nach mehrtägigen erbitterten Kämpfen gemeldet werden, daß dank der umsichtigen Führung und der Tapferkeit der österreichisch-ungarischen Truppen die etwa eine Brigade starken feindlichen Streitkräfte aus ihren starken Stellungen geworfen und gegen Bogatitsch abgedrängt worden seien. Und ehe noch eine Woche verging, war die Linie Glusci—Uzvece bis Stabanowitsch im Besitze der Angreifer.

Ein Aufatmen mag durch die Reihen der tapferen Honvede gegangen sein, als dieser Belagerungskrieg im freien Felde ein glückliches Ende hatte, kurz darauf Schabatz zum zweiten Male erstürmt wurde und der Vorstoß nach Belgrad entlang der Save unter weniger großen technischen Schwierigkeiten aufgenommen werden konnte. Bis dahin hatten die braven, kampfeslustigen Ungarn doch manche Woche hindurch am linken Ufer der Save untätig liegen müssen; nun brannten sie darauf, den Übermut des Feindes zu brechen, der es sogar wiederholt gewagt hatte, in ihre Verteidigungstellungen vorzustoßen.

Unser Bild gibt eine Episode aus einem dieser Flußübergänge wieder, worüber ein Augenzeuge und Mitkämpfer in seine Heimat berichtete: Wir lagen in einem reichen Dorfe, nur wenig entfernt vom Flusse. Am Saveufer stand zur Sicherung kroatische Honved. Schon waren wir des Befehls gewärtig, noch etwas weiter nach Norden zurückzugehen, da es hieß, daß wir uns von dem anstrengenden Grenzdienst etwas erholen sollten. Wir standen marschbereit, als plötzlich zwei Honvedsoldaten einige Verwundete brachten und atemlos meldeten, daß in der Nacht eine große Abteilung Serben mit Geschützen und Maschinengewehren über die Save gegangen sei. Die Feldwachen am Flusse seien, nachdem ihre Munition verschossen war, niedergemacht oder gefangen worden. Der Regimentskommandant ließ uns sofort in die Gefechtsformation übergehen, und bald lagen wir ausgeschwärmt in der Ausdehnung von vier Kilometern; wir kannten die Stärke der feindlichen Kräfte ja noch nicht und durften keinesfalls überflügelt werden. Eine Stunde später rückten wir schon durch die üppigen Maisfelder, die selbst Roß



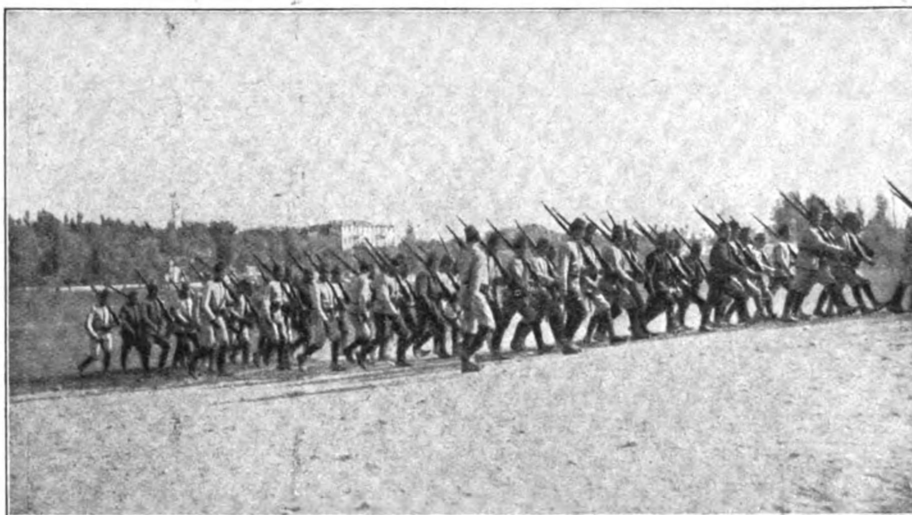
Phot. A. Grohs, Berlin.

Das Dorf Vauquois kurz nach dem Sturm; im Vordergrund beseitigte Drahtverhaue.



Die Württemberger bei Vauquois.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.



Ein Zug syrischer Infanterie kehrt vom Exerzieren nach Damaskus zurück.

und Reiter überragten, gegen den Fluß vor. Schrapnell- und Granatfeuer empfing uns; zuletzt wurden wir von der feindlichen Infanterie, die sich mittlerweile gut eingegraben hatte, mit Gewehrfeuer geradezu überschüttet. Aber unaufhaltsam ging das Regiment vor, obwohl ganze Schwarmlinien und zahlreiche Offiziere fielen, bis wir endlich nur noch dreihundert Schritte von den Schützengräben entfernt waren. Nun entwickelte sich erst ein heftiges Feuergefecht, in dem trotz des dichten Kugelregens Wunder der Selbstlosigkeit und Tapferkeit verrichtet wurden, galt es doch auch, die verwundeten Kameraden möglichst rasch auf die Verbandplätze zurückzubringen.

Allmählich stellte sich heraus, daß das Regiment gegen mehr als die dreifache Übermacht von Infanterie gekämpft hatte. Gegen sechs Uhr abends war es uns gelungen, mit dem linken Flügel, der inzwischen die Unterstützung von anderthalb Kompanien kroatischer Honved fand, bis an das Saveufer einzuschwenken und so den übermächtigen Gegner umklammert zu halten. Um diese Zeit kam uns das Bruderregiment, das herbeigerufen worden war, zu Hilfe und ging sofort gegen die linke Flanke des Gegners vor. Wir stürmten nun vereint mit gefälltem Bajonett so wuchtig auf die feindliche Infanterie ein, daß ein großer Teil dem Flusse zu die Flucht ergriff, der Rest aber mit dem Rufe: „Zivio Gospodar Franz Joseph!“ um Gnade bat. Noch auf der Brücke setzte sich der Kampf fort. Wir sahen einige Geschütze und viele Serben in der Save versinken, die versucht hatten, das andere Ufer zu erreichen. Ungefähr 4700 Gefangene, 8 Maschinengewehre und 4 Geschütze befanden sich in unseren Händen.

Der Ziehbrunnen.

Wir waren tief drinnen in Rußland. Es war einer jener Tage, deren die österreichisch-ungarischen Soldaten im Norden zahlreiche erleben: ruhig lagen einzelne Teile der Armee auf ihren Plätzen, denn sie kämpften nicht. Ganz vorn, am Rande einer großen Ebene, hatten wir, d. h. einige ungarische Infanteristen Stellung genommen und gruben Gräben, in denen wir hernach wohnten. Wir waren die vordersten. Am anderen Rande der weiten Ebene waren die Russen. Auch die hatten sich eingegraben, und auch sie kämpften nicht, denn von keiner Seite war Befehl zum Vorgehen gegeben worden.

Dann kam der Durst. Hinter uns weit und breit kein Trinkwasser. Aber vor uns, ungefähr in der Mitte der großen Ebene, in gleicher Entfernung von den Russen und von uns, stand traurig und verlassen ein Ziehbrunnen. Vielleicht hatten Häuser zu ihm gehört? Der Krieg ebnet alles.

Da bewegen sich von drüben langsam, vorsichtig zwei Russen dem Brunnen zu. Ihnen folgen zehn, zwanzig. Alle erheben sich, und alle gehen in der Richtung auf den Brunnen. Jetzt ist's klar: die sind auch durstig.

Gleich wie die ersten kamen, richteten sich unsere Gewehre auf. Aber wir warten. Und wir sehen, daß sie friedlich beim Brunnen stehen bleiben, den Eimer herausziehen, trinken — da senken sich unsere Gewehre wieder. Die getrunken haben, pilgern ruhig wieder zu ihren Gräben zurück. Keiner von uns spricht ein Wort, es schießt aber auch keiner. Die Russen schauen zu uns herüber — doch auch von ihnen greift keiner nach der Waffe. Alle haben getrunken, und der Brunnen steht wieder einsam und traurig da, wie zuvor.

Immer noch spricht keiner ein Wort. Zwei von uns kriechen aus dem Graben. Und nun gehen sie, das Gewehr schußbereit, langsam und vorsichtig zum Brunnen. In wenigen Minuten sind wir anderen ihnen gefolgt. Der Eimer geht hinauf und hinunter. Wir alle trinken mit Hochgenuß. Die Russen blinzeln aus ihren Gräben herüber — aber es fällt kein Schuß. Dann wieder zurück, und wieder steht der Brunnen einsam und verlassen da.

Das war am Morgen. Abends bewegten sich die Russen schon ganz ruhig und unbekümmert zum Brunnen. Wir schauten ruhig zu, und als der letzte verschwunden war, da sagte einer von uns: „Vorwärts, jetzt kommen wir dran.“ Und die Russen schauten uns ganz ruhig zu. Es war alles so einfach, so natürlich. Am Morgen des folgenden Tages ging es ebenso. Gerade als der letzte von uns vom Brunnen zurückkam, langte der Befehl zum Angriff ein. Wir wischen uns den Mund, drücken das Gewehr an die Backe, und das Schießen beginnt. Die Russen erwidern das Feuer. Dann kommt der Sturm. Brüllend, mit gefälltem Bajonett, geht's aufeinander los. Beim Brunnen erfolgt der Zusammenprall. — Oh, schmerzt das! Was ist? Es wird ja alles ganz schwarz! —

Wo sind meine Leute? Es donnert hinter dem Hügel. Ha, dort kämpfen sie! Immer schwächer, immer schwächer. Sie ziehen weiter.

Um mich her Tote und Verwundete — Ungarn und Russen. Gestern noch haben wir vom selben Brunnen getrunken. Der Brunnen schweigt, und auch die Toten schweigen. Dann kommt die Sanität und trägt die Schwerverwundeten weg. Die Toten begräbt sie beim Brunnen, im Dämmerschein. Und als die Mitternacht naht, da liegt die große Ebene einsam und verlassen, und aus ihrer Mitte ragt der Brunnen gespenstig ins Schweigen.

Auf dem Wege zum Laufgraben.

Ein englischer Offizier beschreibt in den „Times“ den gefahrvollen und abenteuerlichen Weg zur englischen Front, der im heutigen Kriege fast einem Heldenstück gleichkommt und doch nur ins eigene Lager führt, der beste Beweis jedenfalls für die Wachsamkeit der deutschen Truppen...

Nacht. Am Horizont flammt plötzlich eine Flut weißen Lichtes auf, die deutschen Leuchtfeuer, in deren Schein wir als gespensterhafte Schatten dahinziehen. Man meint, nur eine halbe Meile von diesem Feuerwerk entfernt zu sein, und doch sind es mindestens drei. In einer knappen Stunde erreichen wir das erste der beschossenen Dörfer. Im Keller eines Hauses befindet sich dort das Generalquartier. Das Haus hat kein Dach mehr, es hat auch keine Fenster mehr, seine Tür ist verschwunden. Man läßt die Leute halten, gibt der Wache die Parole und steigt in den Keller zu dem Obersten der die Laufgräben besetzenden Truppen hinab, um weitere Weisungen entgegenzunehmen. Es ist ein scheußliches, dumpfes Loch, solch ein Keller. Ein Ofen ist natürlich aufgestellt, oder es brennt wenigstens ein höllisches offenes Kohlenfeuer. Sechs bis sieben Offiziere sind gewöhnlich da unten beisammen. Manchmal steckt die einzige Kerze in dem Hals einer leeren Flasche oder in einer Konservenbüchse, manchmal aber auch in dem allerschönsten Alabasterleuchter, der gleich dem Hause, aus dem er stammt, zu den Kriegsverwundeten zählt. Manchmal gibt es richtige Möbel dort unten, manchmal auch nicht. Fast immer aber ist eine Schachtel ausgezeichneter ägyptischer Zigaretten da, die einem sogleich zum Willkomm hingehalten wird. Geht es sehr hoch her, so bekommt man auch wohl etwas Kakao, Kaffee oder Rum oder selbst eine Kostprobe frisch mit der letzten Post angelangten Haus-

gebäcks. Aber man hat sich zu beeilen. Oftmals fährt man in diese Keller nur gerade hinein und wieder heraus, denn die Deutschen haben die leidige Angewohnheit, hinter ihren Laufgräben eine Kanone auf Zeit zu stellen, die alle fünf oder zehn Minuten gewisse Straßenzüge abstreicht oder bestimmte Hauseingänge absucht. Mehr als einer hat auf diese Weise schon sein Leben lassen müssen oder eine Erinnerung auf Lebenszeit davongetragen.

Unter diesen Nebengedanken werden die Leute schweigend von neuem aufgestellt, und nun geht es im Gänsemarsch vorwärts. Ein Kunststück, in pechfinsterer Nacht einen Weg durch die verschütteten Straßen zu finden. An einigen Stellen ist ein Haus der Länge nach quer über die Straße gefallen, und man muß sich einen Übergang zwischen dem lebensmüden Hause, das sich auf die Seite legte, und dem gegenüberstehenden erzwingen. Dann kommen wieder Granatlöcher von 5 oder 6 Fuß Weite, die einen neuen Umweg nötig machen. Und nun fängt auch schon das Singen der Kugeln über unseren Köpfen an. Mit Mühe und Not kommen wir aus dem Dorf heraus und haben jetzt den gefährlichsten Teil des Marsches vor uns. Außer der berüchtigten Kanone, die die Runde abschießt, gibt es ungeheuerlich viel Schüsse, die aus den verschiedensten Richtungen kommen und sich zu einem Netz verdichten. Eine Menge von unseren Leuten hat hier schon bluten müssen. Mitten in der Straße liegt ein zerschmetterter Autoomnibus und noch viel ärger zerschmetterte Bäume, und daneben schweift der Blick auf ein einsam gelegenes Häuschen, das überaus schwer und oft bombardiert worden ist, weil man wohl fürchtete, daß es einem Artillerieoffizier als Beobachtungsposten dienen könne. Bald erreichen wir das einst so hübsche Dorf X., das in den letzten Kriegsberichten vielfach Erwähnung fand. Es gibt keine Straße mehr, die dort hindurchführt — ein Fußpfad allein ist übriggeblieben, der stellenweise im Graben verläuft, um den 18—20 Fuß breiten Granatlöchern aus dem Wege zu gehen. Die Hälfte eines Autoomnibusses liegt weit von der dazugehörigen anderen Hälfte. Wahrscheinlich wollte er sich mit einem kühnen Sprung in Sicherheit bringen und wurde doch mitten entzweigeschnitten. Drei Koffer versperren auch noch den schmalen Pfad. Niemand nimmt sich die Zeit, sie zur Seite zu räumen, denn hier, 200 Ellen hinter der Front, schwirren die Kugeln schon in Schwärmen.

Wir bahnen uns unseren Weg durch gespenstische Ruinen einst prächtiger Villen, über traurige Trümmer leergebrannter Scheunen, über kostbare, im Straßenschmutz liegende Möbel, während die Kugeln unter Feuerblitzen mit einem schnalzenden Aufschlagen wie von einer Peitsche auf die Mauern und Bäume prallen. Weiter und weiter kommen wir, und immer mehr krümmt sich unser Rücken. Plötzlich sinkt der Fuß ein. Meterhoher Schlamm will uns zurückhalten, bis eine verirrte Kugel sich ein Ziel sucht. Aber man arbeitet sich an einer Hecke empor, um weiter hinten von neuem in einen alten Laufgraben zu fallen, der voll von Wasser ist. Und gerade in diesem Augenblick flammen wieder die verwünschten deutschen Leuchtfeuer auf. Platt fallen wir alle auf den Bauch. Es hilft nichts. Wir sind keine 100 Ellen mehr von unserem Laufgraben. Wie ich ein wenig den Kopf hebe, sehe ich gerade in das geisterhafte Antlitz eines Toten, der zum Himmel aufstarrt. Noch sinne ich einer Ahnlichkeit nach, da erlischt der Schein, und „Marsch, marsch!" heißt es. Im Zickzack führt die Fußspur zwischen Granatlöchern hindurch, die das Feld besäen wie Gänseblümchen eine Wiese. Obwohl nur 100 Ellen, kosten sie uns doch zehn bange Minuten. „Wer da?" kommt's aus der Finsternis. Nun ist es nicht mehr weit. Wie sehnt man sich danach, mit einem letzten Sprung nach dem nicht allzu sicheren Schutz hinzustürzen! Aber die Vorsicht hält uns nieder. Und so kriechen wir und halten, liegen minutenlang im tiefen Schmutz und warten, und kriechen dann wieder ein Stückchen, und so fort, bis sich der Pfad endlich zum Laufgraben hinabsenkt. Aber noch gibt es keine Ruhe. Die Leute machen sich gleich an die Arbeit. Sie wollen vergessen, den aufgepeitschten Nerven Zeit zur Ruhe gönnen und sich etwas warm machen. Heraus aus dem Wasser und dem Dreck! Einen festen Boden unter die Füße. Dann die Brüstung erhöht und einen Durchgang geschlagen ... es gibt genug zu tun im Laufgraben. Nur ja nicht den Kopf herausgesteckt — gleich summt einem eine Kugel um die Ohren und heißt einen schneller sich ducken, als man sich aufrichtete. Von Zeit zu Zeit steht einer der Leute schwerfällig auf, hält Ausguck, feuert und macht sich dann schnell wieder klein, denn schon schwirrt ihm die Antwort über den Kopf weg. Manchmal schlägt die Kugel auch auf den Stein, dann stieben hellleuchtende Funken auf. So vergeht die Nacht. Um drei Uhr heißt es schon wieder auf dem Posten sein, und nach einem gefahrvollen Tage gibt es dann wieder den noch gefahrvolleren Rückweg.

Die Überraschungen im Argonnenwald.

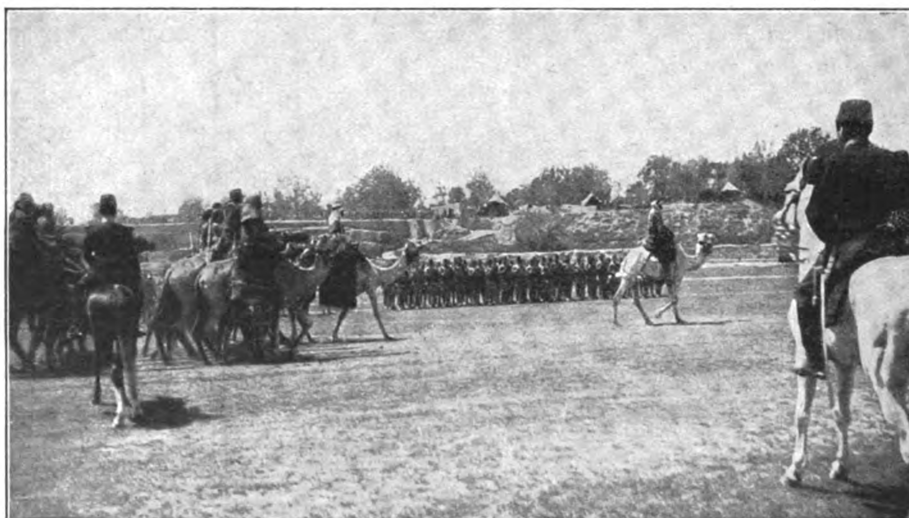
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 352 und 353 sowie die Kartenskizze Seite 352.)

Ein preußischer Schriftsteller sagte vor kurzem in der schwäbischen Residenz Stuttgart: „Die furchtlose Treue der Schwaben, die mit so großen Verlusten besiegelt wurde, hat sich im ganzen deutschen Vaterlande hohe Anerkennung verschafft." Ein nicht geringer Teil dieses Lobes stützt sich auf die württembergischen Erfolge in und bei den Argonnen, von denen uns erst in letzter Zeit wieder eine Freudenkunde kam: die Erstürmung von Vauquois (siehe Bild Seite 353).

Dieses Bild führt uns an einen Teil des interessantesten Gefechtsabschnittes der ganzen Westfront, denn nirgends sonst werden wohl in taktischer wie in schießtechnischer Beziehung solche Anstrengungen unter Ausprobieren und Ausnutzen der mannigfaltigsten Neuheiten gemacht.

Ich kenne die Argonnen schon, seit wir in glühender Septembersonne an dem undurchdringlichen Waldgebiet aus Eichen, Erlen, Buchen und dichtem Buschwerk mit Stechpalmen, Besenginster sowie zahlreichen Kletterpflanzen entlang marschierten. Die damaligen Kriegserfahrungen hatten in uns allen die Meinung bestärkt, daß in derartigen französischen Urwäldern unmöglich gekämpft werden würde. Schon bei kleineren Waldungen verschwanden Kompanien und Bataillone beim Vormarsch außerhalb der Wege oft stunden-, vereinzelt sogar tagelang, weil sie mit Seitengewehren, Äxten, Sägen und Beilen höchst mühsam ihren Weg bahnen mußten. Dabei stieß man nie auf kampfkräftige gegnerische Truppen, so daß die ganze Sorgfalt allmählich nutzlos schien und sogar nachteilig wirkte, da die links und rechts an den Waldungen vorbeimarschierenden Nebenabteilungen nur schwer wieder eingeholt wurden, wenn diese nicht ihrerseits kostbare Zeit durch Warten opfern wollten. So wurden die Argonnen Anfang September 1914 noch als „ungangbares Gelände" bewertet, wie sie auch 1870 nie zum Kampfplatz geworden waren. Nur in den Waldrändern nisteten sich vereinzelt kleinere französische Kavallerie- und Maschinengewehrabteilungen



Parade einer Kamelreiterschwadron in Damaskus.

ein, um schleunigst wieder aufzusitzen und auf nahen Straßen das Weite zu suchen, bevor noch unsere Infanterieangriffe ihre Stellung erreichten. Größere Truppenmassen, die standgehalten hätten, wurden in den Argonnen weder beim Vorrücken der Armee des Kronprinzen von Preußen angetroffen, noch beim Durchsuchen der Waldränder, noch als Mitte September der Stellungskampf zwischen Reims und Maas begann.

Erst der Zufall stempelte diese Wälder zum Kampfplatz. Schwache deutsche Abteilungen waren von beiden Waldrändern aus, nämlich von Binarville und Châtel (siehe Skizze Seite 352) in das Waldinnere als Seitendeckungen geschickt worden. Gegen diese setzten die Franzosen stärkere Kräfte ein, um unsere Stellungen, die sich an den Wald westlich und östlich anlehnten, zu umfassen.

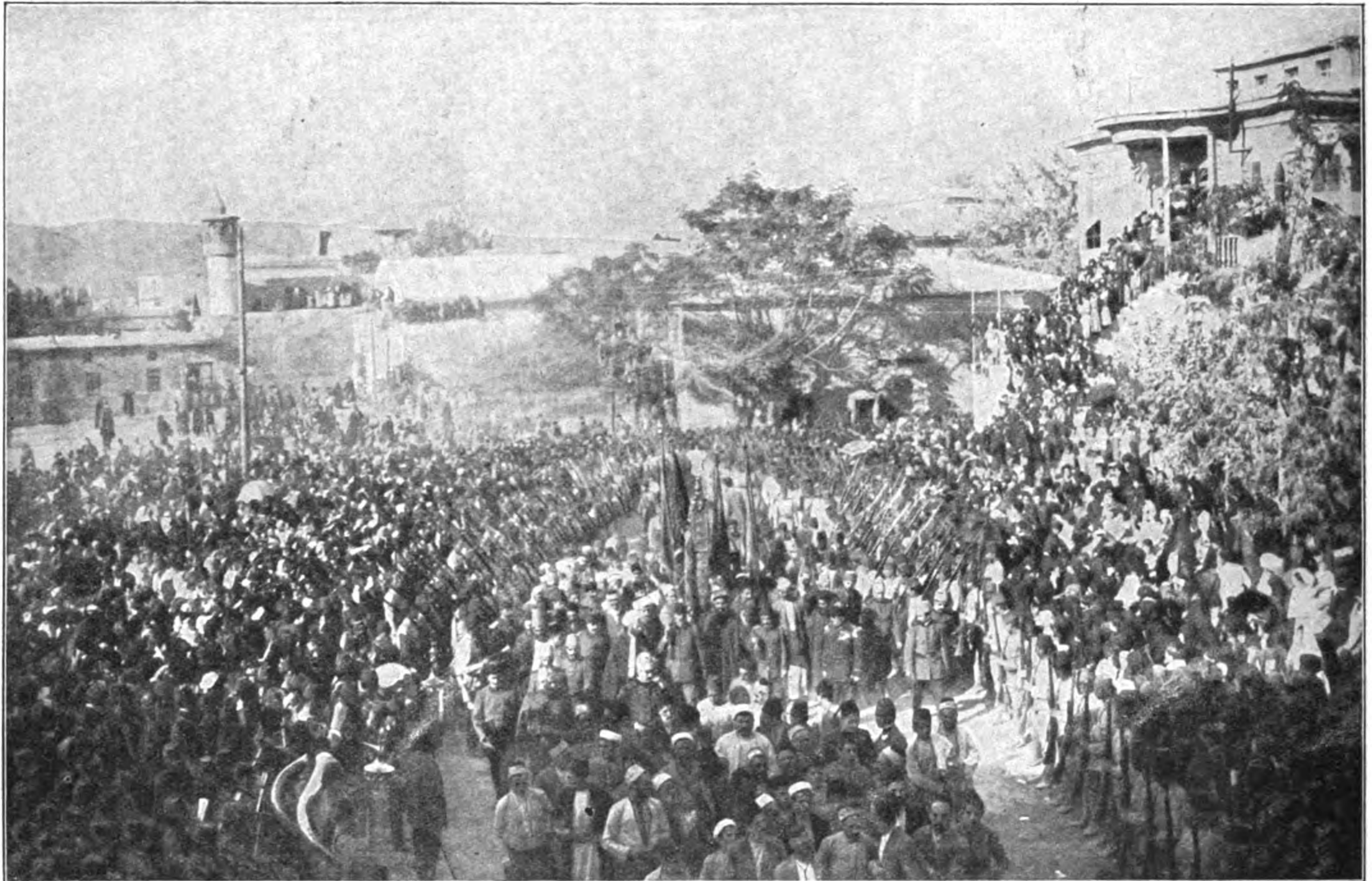
Damit begann eine neue militärische Beurteilung der Argonnen. Dieser Umschwung kam nicht allein den Zivilstrategen so überraschend, daß mancher sich heute noch nicht damit abfinden kann. Das sind die Besserwisser, die nachher sagen, wie es vorher „hätte gemacht werden müssen". Diese bedenken ferner nicht, was General Gourand, der Kommandeur der 10. französischen Division in den Argonnen, sagte: „daß sich der Gegner mit den gleichen Schwierigkeiten abzufinden hat"; oder anders gesagt: Ebenso gerne, wie wir die Argonnen jetzt wieder hinter uns hätten, wären die Franzosen jetzt froh, wenn sie ohne Geländeverluste wieder draußen sein könnten. Sieht es in der Tat nicht ganz so aus, als ob sie, wie ein Fisch, zufällig etwas angepackt hätten, das ihnen immer mehr Mühe verursacht und woran sie sich allmählich verbluten? Man bedenke, daß bis Ende Januar 36000 Franzosen, also ein Armeekorps, dort aufgerieben wurden gegen nur ein Drittel deutscher Verluste!

Vauquois, Pavillon Barrikade, Pavillon Bagatelle, Binarville sind die Kampforte der ersten Oktoberhälfte. Dann arbeiteten wir uns noch weiter vor bis in die Nähe von Vienne le Château und 400 Meter nördlich von Le Four de Paris. Tagtäglich wußten die beiderseitigen Berichte von hin und her wogenden Kämpfen oder von neuem deutschen Vorrücken zu melden. Bald betrug der Geländegewinn nur 25 Meter, bald 1000 Meter, je nachdem ein Schützengraben oder ganze Schützengrabengruppen dem Gegner entrissen werden konnten. Stets spiegeln sich jedoch sowohl in den Berichten als in Erzählungen der Mitkämpfer die großen Anstrengungen, die der zähe, mühevolle und zeitraubende Stellungskampf dort forderte.

Die Unübersichtlichkeit des bewachsenen Geländes ist wie geschaffen für tägliche Überraschungen. Patrouillen, die sich vorschleichen, stehen öfter plötzlich auf fünf Schritt einer feindlichen gegenüber, die ebenso die Bäume als Deckung benutzt hat und für den Bruchteil einer Sekunde ebenso überrascht zurückprallt, bis die Waffen schnell entscheiden (siehe Seite 296). Größere Abteilungen erheben sich im Schutz der Morgennebel und des Geländes, eilen auf einen leisen Pfiff vorwärts, um erst dicht vor dem feindlichen Schützengraben — zu spät — vom Gegner erkannt und beschossen zu werden. Mannschaften, die zum Essenfassen aus dem Graben rückwärts kriechen, haben sich schon hie und da beim Wiedervorkriechen in der Richtung getäuscht, um überraschend für beide Teile in den feindlichen Graben zu purzeln. Maschinengewehr- und Infanteriefeuer knattert durch den Wald. Nirgends ist ein Gegner zu entdecken, bis man die französischen Alpenjäger in schwarzen Ziegenfellen hoch oben im dunklen Geäst der Baumriesen angebunden herunterfeuern sieht und die Baumkanzeln mit den feindlichen Maschinengewehren entdeckt. Als das Laub fiel, nahmen wir zur großen Überraschung der Franzosen sogar unsere Geschütze mit in den Urwald, nachdem wir durch abgeholzte Kolonnenwege, Balkenbettungen und ähnliche Pionierkunststücke die widerspenstigen Waldbestände unserem Willen unterworfen hatten.

Auch die Überraschungen des Schützengrabenkampfes auf nächste Entfernungen fanden hier günstigste Anwendung. Dazu gehören die durch Zeitungen schon lange in der Öffentlichkeit bekannten unterirdischen Minenangriffe, die oberirdisch wirkenden Handgranaten, Gewehrgranaten, Revolverkanonen, kleinkalibrige Kanonen, Minenwerfer, Stinkbomben, Brandröhren, Spritzen mit Brennsubstanz und dergleichen.

Von der Lebhaftigkeit des Kampfes kann man sich ein Bild machen, wenn man weiß, daß wir den Franzosen in den Argonnen beispielsweise allein in einem Monat, im Dezember 1914, 21 Maschinengewehre, 14 Minenwerfer, 2 Revolverkanonen, 1 Bronzemörser abnahmen und daß bei einem kleineren deutschen Vorstoß am 30. Januar 1915, der keinen großen Geländegewinn einbrachte, nicht nur

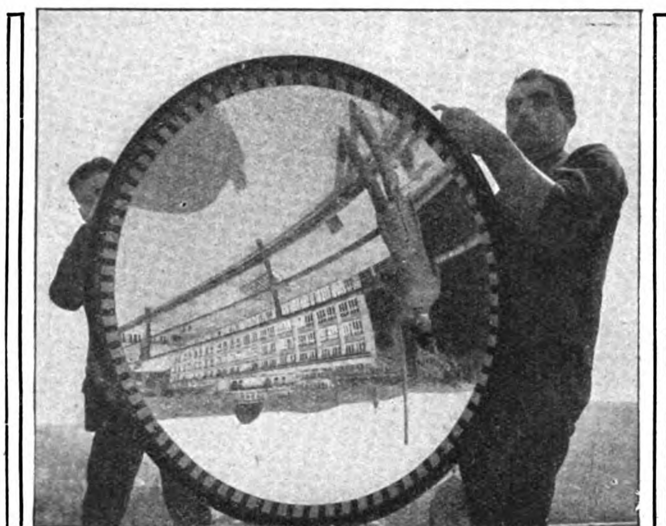


Die heilige Fahne wird, von Generalen und höchsten Würdenträgern geleitet, in feierlichem Zuge zum Generalkommando in Damaskus gebracht.



Türkische Truppen auf dem Marsche zu den Dardanellen.

Nach einer Originalzeichnung von M. Plinzner.



Zeiß-Sphäroid-Spiegel.

12 Offiziere und 731 Mann gefangengenommen, sondern auch 12 Maschinengewehre und 10 Geschütze kleineren Kalibers erbeutet, das französische Infanterieregiment Nr. 155 völlig aufgerieben wurde und außerdem noch 400—500 Gegner getötet auf dem Kampfplatz lagen, die von den Franzosen nicht mehr mit zurückgenommen werden konnten. Sind das nicht sehr angenehme Überraschungen für die in der Heimat Zurückgebliebenen? Doch nicht nur im Angriff, sondern auch in der Verteidigung wurden und werden in den Argonnen Heldentaten geleistet. So wird unter dem 1. März 1915 berichtet, daß zwischen dem Ostrand der Argonnen und Vauquois fünf feindliche Durchbruchsversuche in unserem Feuer unter schweren Verlusten des Gegners scheiterten (siehe Bild Seite 353).

An einem deutschen Unterstand in den Argonnen fand man eine Inschrift, die bezeichnend ist für den Geist unserer dortigen Truppen: „Treu leben, Tod trotzend kämpfen, lachend sterben!"

Von der syrischen Armee.

Von Oberstleutnant E. Schäffer.

(Hierzu die Bilder Seite 354 bis 357.)

Die syrische Armee unter dem Kommando Dschemal Paschas (siehe auch das Bild Seite 304) hat mit ihren Vortruppen den Suezkanal bereits erreicht. Ja, Teile derselben haben ihn auf Erkundungszügen überschritten.

In hervorragender Weise ist sie für ihre wichtige Aufgabe, einen Lebensnerv der Engländer zu treffen, vorbereitet. Die Ausrüstung ist vorzüglich, der Verwaltungs- und Sanitätsdienst nach deutschem Muster sorgfältig geregelt. Vom Zentrum Damaskus aus hat sie sich in Bewegung gesetzt. Zwei unserer Bilder, auf Seite 354 und 355, führen uns vor, wie Infanterie von den letzten Übungen zurückkommt und eine Kamelreiterschwadron im Parademarsch vor ihrem Kommandierenden General vorbeikommt. Außer dieser zu Meldungen und Patrouillen in den Wüsten an der Grenze bestimmten Truppe gibt es an Kavallerie noch Maultierreiter zur Aufklärung im Gebirge.

An der Kaserne in Damaskus konnte man die Familien der Soldaten stehen sehen, um einen letzten Abschiedsgruß mit ihren ausziehenden Vätern und Söhnen zu tauschen. Stumm und ergeben warteten sie, die Frauen tief verschleiert, bis der Mann sich am vergitterten Fenster zeigte. Vor der Kaserne wurden die Truppen eingesegnet und Allahs und des Propheten Hilfe zum Erfolg und Sieg erfleht.

Die heilige Fahne des Propheten wird in feierlichem Zuge von der Zitadelle in Damaskus geholt und zum Militärserail gebracht, in dem sich das Generalkommando befindet. Truppen marschieren ihr voraus, dann erscheint sie selbst mit den frommen Gläubigen auf dem Platz (Abbildung Seite 356). Die Truppen haben Spalier gebildet. Hohe Offiziere und Geistliche geben, indem sie die herunterhängenden Quasten der Fahne ergreifen, ihr das Ehrengeleit. Möge sie den Mut erhöhen, Sieg bedeuten, möge sich die islamitische Welt um sie scharen, damit diese Welt endlich frei werde von Machenschaften, Spaltungen, Unterdrückungen der Engländer, Franzosen und Russen.

Nun begleiten wir die Truppen in Gedanken auf ihrem Marsche. Wir sehen sie an einem Dorfbrunnen südlich von Jaffa. Biblische Frauengestalten holen Wasser in Krügen, wie sie seit uralter Zeit hier in Gebrauch sind, zur Erquickung der ruhenden Krieger. Ein Unteroffizier hat sich selbst seine Feldflasche gefüllt und freut sich des köstlichen Trankes. Unter einer Sykomore hält eine Gruppe Offiziere. Der mächtige Baum sendet seinen Schatten über den Sand, der tief unter sich die Herrlichkeiten des alten Askalon birgt. Marmortrümmer überall; ein einziges, neueres Haus steht hoch oben über der Küste. Es birgt die Überreste eines mohammedanischen Heiligen. Die Offiziere machen dort kurze Rast. Da haben sie — ein türkischer General (Tscherkesse), sein Adjutant (syrischer Araber) und ein deutscher Offizier — das schöne Lied vom „Schwarzen Walfisch zu Askalon" gesungen. Baktrer Wein gab's aber leider nicht. Dann geht's nach Gaza ins Quartier im Hause des Mufti. Eine Säulenhalle und Wasserbehälter vor dem Hause, der Mufti mit weißer Kopfbinde sitzt vor der Tür. Weiter nach Süden geht's zur ägyptischen Grenze. Beduinen schöpfen mühsam an einem Wasserloch ihre Krüge voll trüber Flüssigkeit, um sie auf Kamelen zum Lager zu bringen. Nun zu den Arduabeduinen, von denen die Syrer mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen werden. — Das Menschenmaterial ist gut, das dort als unsere Verbündeten gegen Ägypten zieht, voll Entschlossenheit und Tatkraft die Führer. „Das Paradies liegt im Schatten der Schwerter," sagt der Koran.



Scheinwerferzug marschbereit. Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.



Scheinwerfer bei der Memelverteidigung in Stellung hinter einem Hochwasserdamm. Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Der Scheinwerfer im Weltkrieg.

(Hierzu die Bilder Seite 358 und 359.)

Eine vollständige Scheinwerferanlage, wie sie im gegenwärtigen Weltkrieg die vielseitigste Verwendung findet, setzt sich zusammen aus dem eigentlichen Scheinwerfer, dem maschinellen Teil zur Erzeugung und Leitung der Elektrizität, sowie zur Fortbewegung, und den Beobachtungsmitteln.

Der neuzeitliche Scheinwerfer, also der photoelektrische Teil einer Gesamtanlage, besteht in der Hauptsache aus einer sehr kräftigen elektrischen Lichtquelle und einem Spiegel geeigneter Form, der die Strahlen sammelt und als geschlossenes Bündel in bestimmte Richtung wirft. Die Wirkung des Scheinwerfers hängt demnach wesentlich von der Stärke der Lichtquelle und der Gestalt, Größe und Beschaffenheit des Reflektors ab. Als Lichtquelle benutzt man heute in erster Linie die Gleichstrombogenlampe wagerechter Bauart; bei der senkrechten Anordnung der Kohlen würde die Hauptmenge des Lichtes nach oben oder unten fallen. Die Lampe wird in das Scheinwerfergehäuse so eingebaut, daß die Kohlen in seiner Achse liegen. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft verwendet für ihre Scheinwerfer Metallparabolspiegel aus Neusilberblech und den Zeißspiegel aus Spezialglas (Abbildung Seite 358 oben). Die Metallspiegel eignen sich für kleinere, transportable Scheinwerfer, die möglichst unempfindlich gegen unachtsame mechanische Behandlung sein müssen. Für Scheinwerfer, von denen die größte Lichtwirkung verlangt wird, kommt allein der Zeißspiegel in Frage. Dieser besteht aus bestem, auf beiden Seiten vollkommen geschliffenem und poliertem Spiegelglas. Die Hinterfläche wird nach einem besonderen Verfahren mit einer Silberschicht von höchstem Reflexionsvermögen versehen. Diese schützt man durch einen galvanischen Kupferniederschlag, der seinerseits einen Überzug von haltbarem schwarzen Lack erhält. Optisch wirkt der Spiegel derart, daß er theoretisch alle von einem gedachten Brennpunkt ausgehenden Strahlen einer Farbe parallel zu seiner Achse reflektiert. Der Kohlenkrater bildet aber in der Wirklichkeit nicht einen Punkt, sondern eine Fläche, und daher sind für die Praxis auch die reflektierten Strahlen nicht genau parallel, sondern bilden bei den normalen Kohlendurchmessern einen Winkel von etwa 3 Grad. Diese sogenannte „Streuung" ist aber gerade erwünscht, weil bei genau parallelem Austritt der Strahlen das beleuchtete Feld nur den Durchmesser des Spiegels haben würde. Man sucht daher die Streuung noch durch besondere optische Einrichtungen, die Streuer, zu vergrößern. In ihrer einfachsten Form bestehen die Streuer aus Streifen von Riffelglas, in besserer Ausführung werden sie aus geschliffenen prismatischen Linsen hergestellt. Wenn Nah- und Fernbeleuchtung schnell miteinander wechseln müssen, so bringt man Doppelstreuer zur Anwendung, die gestatten, das Strahlenbündel allmählich bis zu 45 Grad horizontal auszubreiten. Natürlich nimmt aber die Lichtstärke in einer bestimmten Entfernung mit wachsendem Streuwinkel ab. Die Doppelstreuer bestehen aus zwei parallelen Systemen von Linsen, deren Achsen senkrecht stehen, und die gegeneinander verschoben werden können.

Die kleineren Scheinwerferarten erhalten Bogenlampen mit Differentialregulierung, die größeren Nebenschlußbeziehungsweise Motorbogenlampen für selbsttätige und Handbedienung. Das Lampenwerk kommt in einen Kasten unterhalb des Scheinwerfergehäuses. Um die Stärke der Beleuchtung dem Charakter, der Färbung und der Entfernung des beleuchteten Gegenstandes anpassen zu können, erhalten die Scheinwerfer Irisblenden, die auch eine längere vollständige Abblendung ermöglichen. Zum plötzlichen Abbrechen und Wiederherstellen der Beleuchtung dient der Jalousieverschluß, der entweder von Hand oder bei Scheinwerfern mit elektrischer Fernbewegung auch elektrisch betätigt werden kann. Dieser Verschluß dient auch beim Signalisieren auf weite Entfernungen. Damit der Lichtstrahl in diesem Falle genau auf die Empfangsstelle gerichtet werden könne, wird am Gehäuse ein Visierfernrohr angebracht, dessen Achse parallel der Spiegelachse liegen muß. Die Kontrolle hierfür erfolgt durch eine Prismenvorrichtung.

Zum Betriebe von Scheinwerfern ist nur Gleichstrom geeignet; dieser kann einem Lichtnetz entnommen oder durch eine besondere Dynamomaschine erzeugt oder, falls Wechsel- oder Drehstrom zur Verfügung steht, durch Zwischenschaltung eines Motorgenerators oder



Zeiß-Azetylen-Sauerstoff-Scheinwerfer (25 cm) im Gelände.

eines Quecksilberdampf-Gleichrichters gewonnen werden. Zur Speisung großer Scheinwerfer benutzt man stets besondere Dynamomaschinen, die ihren Antrieb je nach den vorhandenen Betriebsmitteln durch besondere Dampfmaschinen, Rohöl- oder Elektromotoren erhalten. Für fahrbare Scheinwerfer verwendet man als Antriebmaschine hauptsächlich den Benzinmotor.

Einen vollständigen Scheinwerferzug für Kriegszwecke in Marschbereitschaft veranschaulicht unsere Abbildung Seite 358 unten. Für Fernbeleuchtung kommen hauptsächlich Spiegeldurchmesser von 90 und 110 Zentimeter in Verwendung, doch hat man auch solche mit 150 Zentimeter und mehr im Gebrauch; Scheinwerfer zur Signalgebung und zur Nahbeleuchtung erhalten gewöhnlich Spiegel mit 35 Zentimeter Durchmesser. Zu den Beobachtungsmitteln gehören gute lichtstarke Ferngläser, Fernsprecher, Sprachrohre, Signal- und Läutewerk, sowie geeignete Beobachtungsstände. — Wie schon angedeutet, baut man feste, stehende Scheinwerferanlagen und fahrbare; letztere bestehen aus einem Wagen mit dem Scheinwerfer und einem Maschinenwagen. Während die fahrbaren Scheinwerfer auf den vorher erkundeten Punkten auffahren, bleibt ihr Maschinenwagen seitwärts oder rückwärts in Deckung; die Verbindungen erfolgen durch mitgeführte Kabel. Unsere Abbildung Seite 359 oben zeigt aufgefahrene Scheinwerfer mit ihren Maschinenwagen hinter einem Hochwasserdamm bei der Memelverteidigung. Man baut auch kleine Scheinwerfer, die auf Tragtieren mitgeführt werden können. Die festen Scheinwerferanlagen, die besonders an Küsten und in Gebirgsfestungen Verwendung finden, ferner auf Panzerleuchttürmen zur Erzielung von Lichtsperren, sind stets drehbar, meist auch heb- und versenkbar eingerichtet. Ein Deck- und Vorpanzer schützen das in einem Mauerschacht bewegliche und durch Gegengewicht ausbalancierte Fahrgestell gegen Sprengstücke und flach auftreffende Geschosse kleineren und mittleren Kalibers.

Zur Nahbeleuchtung des Vorfeldes, also auch zur Beleuchtung der Hindernisse vor den Feldeindeckungen hat man auch tragbare Azetylenscheinwerfer (siehe Abbildung Seite 359 unten) gebaut, deren Spiegeldurchmesser etwa 25 Zentimeter beträgt.

Auch Leuchtfackeln, Leuchtpistolen, Leuchtgranaten und Leuchtschrapnelle, Raketen usw. dienen mit ihrem allseitig ausstrahlenden Licht oft zur Beleuchtung des Vorfeldes und zum Erkennen von Visier und Ziel, besonders für Infanterie.



Kaisers Geburtstag im Gefangenenlager in Kurume (Japan).
Die Hauskapelle mit selbstgefertigtem Cello.

In japanischer Gefangenschaft.

(Feldpostbrief.)

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

Hurra, wir leben noch! Gott sei Dank — nicht wahr? Du hast doch sicherlich große Angst meinetwegen ausgestanden! Ich nehme es wenigstens an und hoffe, mich nicht zu täuschen! Ja, nun aber Spaß beiseite! Es stand doch äußerst bedenklich um mein bißchen Dasein. Ich bin nämlich zweimal wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen und nur einmal an der Stirn verletzt worden. Die Verwundung drohte schon gefährlich zu werden, aber trotz der Vereiterung und Knochenhautentzündung ist bei der sorgfältigen Behandlung der Ärzte alles wieder gut geworden, und so werden hoffentlich keine weiteren Nachteile für mich entstehen.

Ich bin sogar infolge meiner Dickfelligkeit dem Feinde gegenüber zum Gefreiten ernannt worden.

Was wir alles während unseres Kampfes um Tsingtau ausgehalten haben, wirst Du wohl genügend in den Zeitungen gelesen haben.

Wir haben alle das Höchste geleistet, das ein Mensch zu leisten überhaupt vermag. Doch infolge der Übermacht und des Mangels an Artilleriemunition (wir hatten nämlich keinen Kanonenschuß mehr!) mußten wir unterliegen. Aber bis heute habe ich mich noch nicht als Besiegter fühlen können, denn was sollten 4000 Deutsche gegen so viele, viele Tausende von den Japanern machen?

Aber alle Achtung vor der Behandlung seitens der Japaner!

Fast gar nicht lassen sie uns merken, daß wir Gefangene sind, vielmehr kommen uns unsere Besieger in jeder Art entgegen. Sogar den Geburtstag unseres herrlichen Kaisers durften wir mit Theatervorstellung und anderem mehr feiern, woran sogar unsere japanischen Vorgesetzten teilnahmen. Von einer uns feindlichen Stimmung merkt man nicht das geringste; im Gegenteil, die Bürger nicken uns freundlich zu und sind so entgegenkommend wie möglich. Von unserer Kapelle lege ich Dir ein Bild bei, das am Geburtstage Seiner Majestät aufgenommen wurde. Hinter uns steht der von uns sehr verehrte Oberleutnant Jamamohr.

Hoffentlich erkennst Du mich auf dem Bilde.

Ein Berlin-Tegeler.



Deutsche Gefangene in Kurume (Japan) in dem ihnen zur Verfügung stehenden Garten.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 13. April brachen die Franzosen ohne artilleristische Vorbereitungen gegen unsere Stellungen bei Maizerey und Marchéville vor, sie sahen sich aber in ihrer Erwartung, die Unsrigen zu überraschen, getäuscht. Im Priesterwalde wurde das Gefecht fortgesetzt, während der Gegner am Nachmittag nördlich Maizerey einen neuen vergeblichen Versuch unternahm, in unsere Stellungen einzudringen. In der Nacht zum 14. unterhielten die Franzosen am Nordflügel kräftiges Infanteriefeuer, in das zeitweise schwere Artillerie eingriff, um die Arbeiten zur Wiederinstandsetzung unserer Stellungen zu stören. Ein in der zweiten Morgenstunde unternommener starker Infanterieangriff brach vor unseren Linien zusammen. Dasselbe Schicksal hatten im Lauf des Tages Infanterieangriffe nördlich Marchéville. In schmaler Front und großer Tiefe stürmte der Gegner dreimal gegen unsere Stellungen vor, wobei immer frische Kräfte die Zurückflutenden aufnahmen und ihrerseits angriffen. Nach der Aussage von Gefangenen soll dabei Infanterieregiment Nr. 51 aufgerieben worden sein. Im Walde von Ailly folgten einer wenig wirksamen Sprengung ebenfalls drei Infanterieangriffe, die alle abgeschlagen wurden. Einen kleinen Erfolg hatten die Franzosen nördlich Flirey, wo sie sich nach starken artilleristischen Vorbereitungen in den Besitz eines 100 Meter breiten Teiles unserer vordersten Stellungen setzten. Der erbitterte Nahkampf dauerte den ganzen Tag über an. Auch im westlichen Priesterwalde entspannen sich nachmittags heftige Nahkämpfe, die abends mit einem sehr verlustreichen Mißerfolg des Gegners endeten. Auf der übrigen Front brachte der 14. April Artilleriekämpfe von wechselnder Heftigkeit und eine stellenweise rege Tätigkeit im Nahkampf. Ein gefangener Offizier sagte aus, daß der französischen Artillerie unbegrenzte Mengen amerikanischer Munition zur Verfügung ständen. Vom 14. bis zum 19. April herrschte Ruhe, insofern keine größeren zusammenhängenden Angriffe unternommen wurden, obwohl weder bei Tag noch bei Nacht der Geschützdonner völlig verstummte. Auch suchte man beiderseits das Gelände und die Unterkunftsräume hinter den Fronten durch Fliegerbomben zu beunruhigen. Lebhafte Bewegungen marschierender Truppen, reger Bahn- und Kraftwagenverkehr im Rücken der französischen Linien, besonders am 15. und 16. April, wiesen darauf hin, daß der Zustand verhältnismäßiger Ruhe kaum dauern werde.

Aus diesen Tagen verdient besondere Erwähnung, daß französischerseits auch Nebel- und Stickbomben verwendet wurden, durch die ein Schleier von Rauch und unerträglichen Gasen vor und in unseren Stellungen ausgebreitet wurde, zu dem Zweck, uns die Beobachtung des Feindes zu erschweren und uns so den Besitz eines Teils der französischen Hauptstellung wieder zu entreißen.

Diese Plänkeleien im westlichen Priesterwalde dauerten mehrere Tage und Nächte ohne Unterbrechung an. Das schließliche Ergebnis war für uns günstig, und in den Vormittagstunden des 19. gelang es uns, zwei Blockhäuser und die anschließenden Grabenstücke in die Luft zu sprengen, so daß unsere Stellung weiter vorgeschoben werden konnte. Hierbei erlitten die Franzosen nicht unbeträchtliche Verluste, während uns der errungene Erfolg keinen einzigen Mann gekostet hatte.

In der Champagne erzielten wir am 16. April durch einen Sappenangriff Erfolge: nordwestlich Perthes wurde nach umfangreicher Sprengung eine französische Befestigungsgruppe im Sturm genommen, deren Wiedergewinnung den französischen Gegenangriffen gänzlich mißlang. Auch die Sprengung eines danebenliegenden Grabens brachte den Franzosen keinerlei Vorteile. Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel nahmen am 19. April wieder an Heftigkeit zu. Dabei suchten die Franzosen bei Flirey vorzudringen; doch brach ihr Angriff schon in unserem Feuer zusammen. Am Croix des Carmes gingen unsere Truppen zum Angriff über, drangen nach Sprengung einiger Blockhäuser in die feindliche Hauptstellung ein und brachten dem Gegner außerordentlich starke Verluste bei. Am 22. April drangen die Franzosen im Waldgelände zwischen Ailly und Apremont an einigen Stellen in unsere vordersten Gräben ein, wurden aber bald wieder zum Teil hinausgeworfen; am 23. waren sie aus diesen Stellungen gänzlich vertrieben. Eine weitere schwere Niederlage erlitten sie am nächsten Tage südwestlich Combres. Hier gingen unsere braven Feldgrauen zum Angriff über, und durchbrachen in e i n e m Ansturm mehrere hintereinanderliegende französische Linien. Nächtliche Versuche des Feindes, uns das eroberte Gelände wieder zu entreißen, trugen ihm schwere Verluste ein. So blieb den Unsrigen



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Bei Combres gefangen genommene Franzosen erwarten ihre Abführung nach Deutschland.

ein reicher Geländegewinn gewahrt, zu dem sich auch zahlreiche Gefangene gesellten: nicht weniger als 1600 Mann nebst 24 Offizieren und 17 Geschützen fielen in unsere Hand. Am 26. April wurde der Geländegewinn verschiedentlich noch vergrößert. Auch in den nächtlichen Nahkämpfen im Priesterwalde drangen die Unsrigen siegreich vor, wobei sie dem Feinde besonders große blutige Verluste beibrachten. Vom 24. bis 28. verlor dieser allein an Gefangenen die für einen Stellungskampf gewiß sehr stattliche Zahl von 43 Offizieren, darunter drei Regimentskommandeure, und rund 4000 Mann.

In der Champagne griffen unsere Truppen nördlich von Le Mesnil ebenfalls an; sie stürmten am 27. April eine französische Befestigungsgruppe und behaupteten sie siegreich gegen mehrere feindliche Gegenangriffe. Die Franzosen verloren 60 unverwundete Gefangene und 4 Maschinengewehre sowie 13 Minenwerfer. Am nächsten Tage unternahmen sie neue Gegenangriffe, die aber sämtlich an unserer Front zerschellten. Die hier gemachten französischen Gefangenen befanden sich in einer jammervollen Verfassung; sie zitterten vor Angst, da ihnen von ihren Offizieren vorgeredet worden war, sie würden, wenn sie in deutsche Gefangenschaft gerieten, sofort erschossen werden. —

Von den übrigen Teilen des westlichen Kriegschauplatzes wäre zunächst zu bemerken, daß wir auch dort überall siegreich blieben. So waren uns in den Argonnen am 7. und 10. Februar Erfolge beschieden, und auch bei Verdun, das von unsern Fliegern mit etwa 100 Bomben belegt wurde, machten wir fast täglich Fortschritte. Mitte des Monats eroberten wir im Argonnenwalde weitere Teile der feindlichen Hauptstellung, machten 350 Gefangene und erbeuteten 2 Gebirgsgeschütze sowie 7 Maschinengewehre. Daraufhin griffen nun die Franzosen am 17. unsere Stellung bei Boureuilles-Vauquois an, ohne etwas anderes zu erreichen als den Verlust von 5 Offizieren und 479 Mann an Gefangenen. Bei Toul, im Priesterwalde, sowie östlich von Verdun, bei Combres und Ailly-Apremont wurde der Gegner an den folgenden Tagen teilweise nach anfänglichen Erfolgen gleichfalls wieder in seine Stellungen zurückgeworfen. Am 27. erstürmten unsere Truppen südlich von Malancourt mehrere hintereinander liegende feindliche Stellungen. Am 1. März wiederholten die Franzosen bei Vauquois ihre Angriffe, am 3. bei St.-Hubert, wiederum ohne jeden Erfolg.

Es verdient in diesem Zusammenhang ein Schriftstück besondere Erwähnung, das bei einem im Walde von Bolante in den Argonnen gefallenen französischen Offizier des 5. Kolonialregiments gefunden wurde. Es handelt sich um folgenden Versuch der französischen Heeresleitung, den durch den mißglückten Durchbruchsversuch in der Champagne entmutigten Truppen neue Hoffnungen einzuflößen:

„Großes Hauptquartier, 2. Bureau. 8. März 1915. Unser Sieg ist gewiß. Die französischen Armeen haben jetzt sieben Monate hindurch gefochten mit dem Willen zum Siege. Nun aber kämpfen sie mit der Gewißheit des Sieges. 1. Die deutschen Verluste. Das deutsche Heer kann sich nicht mehr verstärken, weder an Zahl noch an innerem Gefechtswert. Es ist dem Untergange verfallen. Die Verluste der Deutschen, einschließlich der Kranken, übersteigen jetzt schon drei Millionen (!!). Die Regimenter und Bataillone sind vollkommen verbraucht. Für jedes Regiment sind durchschnittlich nur noch zwölf Berufsoffiziere zum Dienste vorhanden, und da das deutsche Offizierkorps sich nur aus den ersten Gesellschaftskreisen ergänzt, ist Deutschland heute nicht mehr in der Lage, der Truppe Offiziere zuzuführen. Die deutschen Geschütze sind abgenutzt. Viele ihrer Granaten krepieren nicht. Unsere Soldaten wissen es. Für die Rekrutenausbildung steht nur jedem dritten Mann ein Gewehr zur Verfügung. 2. Deutschland verhungert! Der Nachschub an Kriegsmaterial für die kämpfenden Truppen, der schon bisher schwierig war, fängt an, unmöglich zu werden. Die Flotten Englands und Frankreichs beschlagnahmen alle Waren, die vom Auslande für Deutschland herangeführt werden. Die deutsche Zivilbevölkerung erhält Brot, Kartoffeln, Bier und Fleisch von der Regierung in nur unzureichender Menge. Beweise für die Unzulänglichkeit der Verpflegung finden sich in Briefen, die deutschen Gefangenen und Toten abgenommen worden sind. Die deutsche Regierung hat diesen Mangel selbst eingestanden, indem sie die amerikanische Regierung ersuchte, die Verpflegung der deutschen Zivilbevölkerung zu sichern und zu beaufsichtigen (!). Ein solcher Vorschlag, der übrigens von Amerika abgelehnt wurde, steht bisher einzig in der Geschichte einer Großmacht da. Das deutsche Geld hat in neutralen Ländern einen Kursverlust von 15 Prozent erfahren. Die deutschen Soldaten, bisher von ihren Offizieren planmäßig über alle Kriegsereignisse getäuscht, fangen langsam an, zu begreifen, daß Deutschland geschlagen ist und daß die Hungersnot das durch unsere Waffen begonnene Zerstörungswerk vollenden wird. 3. Die Verbündeten Deutschlands geschlagen. Die Türkei, der Bundesgenosse Deutschlands, wird in ihrer eigenen Hauptstadt durch die Flotten Englands und Frankreichs bedroht. Griechenland und Rumänien haben mobil gemacht, um sich uns anzuschließen. Die Russen haben soeben den Versuch eines deutsch-österreichischen Angriffs im Keime erstickt und dabei noch nicht einmal den fünften Teil ihrer ungeheuren Kraftquelle an Rekrutennachschub verbraucht. Die Serben haben die Österreicher für immer aus ihrem Lande vertrieben. Die deutschen Schlachtschiffe wagen nicht, den schützenden Hafen zu verlassen. Was die Unterseeboote anbelangt, so haben wir und unsere Verbündeten schon mehr davon in den Grund gebohrt, als sie selbst Handelschiffe vernichten konnten. Der Sieg ist uns sicher. Ohne Mitleid mit dem Feinde muß er bis zum letzten Ende durchgeführt werden. 4. Die Verbrechen der Deutschen. Mitleid verdient Deutschland wahrhaftig nicht. Seine Regierung hat durch den Einfall in Belgien seine Vertragspflichten gegen dieses edle Land auf das gröblichste verletzt und zu Lande und zu Wasser jedes Völkerrecht außer acht gelassen. Die deutschen Truppen haben offene Städte beschossen, wehrlose Dörfer in Brand gesteckt, Greise und Kinder ermordet, Frauen und Mädchen geschändet. Die Unterseeboote haben sogar neutrale Handelschiffe versenkt... 5. Die Leiden der französischen Gefangenen. In zahlreichen Kämpfen haben wir gesehen, wie die Deutschen unsere Verwundeten in planmäßiger Bestialität mit dem Bajonett töteten. Die wenigen, die als Gefangene abgeführt wurden, sind in Deutschland fürchterlichster Willkür und Gemeinheit ausgeliefert. Sie sterben vor Hunger. Ihre Nahrung besteht morgens und abends in einem Aufguß aus Eicheln, mittags in einer Suppe, dazu für je fünf Mann ein verschimmeltes Brot. 6. Der sichere Sieg. Welche Schlußfolgerungen sind nun aus dem allen zu ziehen?



Phot. A. Grohs, Berlin.

Vater und Sohn lesen die Nachrichten aus der Heimat.



Feldpostsammelstelle.



Die Postsäcke werden durch russische Gefangene in die Feldpostwagen geschafft, die sie zur Hauptsammelstelle bringen.



Die Feldpostsendungen werden den einzelnen Truppenteilen auf Feldpostwagen zugestellt.



Ankunft der Postsäcke mit der Bahn in Feindesland.

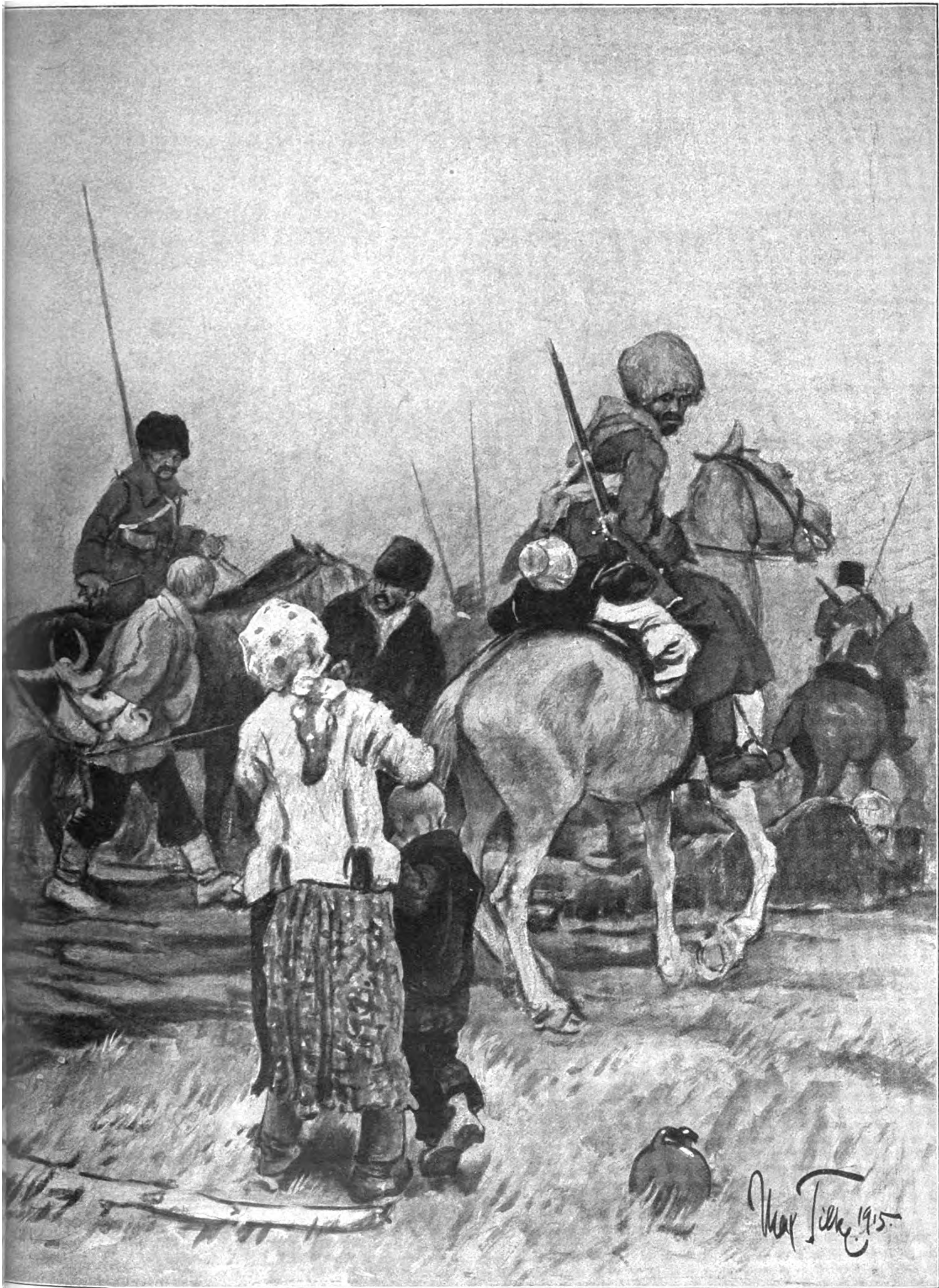
Von unserer Feldpost in Feindesland.

Nach photographischen Aufnahmen von A. Grohs, Berlin.



Kosaken treiben galizischen B

Nach einer Originalz



n das Vieh vom Felde weg.

ung von Max Tilke.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Französisches Dörfchen zwischen Maas und Mosel.

zunächst die Mahnung, unsere Kraft doppelt anzuspannen, um das nahe Ziel zu erreichen, nämlich die Sicherstellung und dauernde Erhaltung des europäischen Friedens, anderseits aber die Überzeugung, daß es besser ist, auf dem Schlachtfeld zu sterben, als den Deutschen in die Hände zu fallen und an Entkräftung oder Schwindsucht in ihren Kerkern umzukommen. Also vorwärts, vertrauensvoll mit aller Kraft, dem sicheren Siege entgegen! Dem Siege des Vaterlandes und der Republik, dem Siege von Recht, Freiheit und Sitte."

Eine Erläuterung zu diesem Erlaß erübrigt sich.

In den Monaten März und April gab es in jenem Gebiet nur unbedeutendere Kämpfe, so am 15. und 28. März, am 4., 10. und 19. April, ferner bei Le Four de Paris am 20., 21. und 24. April, die alle den Franzosen keinen Erfolg brachten. Am 26. griffen sie dann in der Nacht nordöstlich von Vienne-le-Chateau an, wurden aber zurückgeworfen, und am 29. drangen unsere Truppen im Sturm in die nördlich von Le Four de Paris liegenden feindlichen Stellungen vor, eroberten einen Schützengraben und nahmen einen Offizier nebst 30 Mann gefangen. Sämtliche französischen Versuche, dieses Gelände wieder zurückzugewinnen, waren vergeblich, und unsere Truppen bauten die 1000 Meter breite und 300 Meter tiefe Befestigungsgruppe völlig um.

Von allen französischen Kriegschauplätzen — übrigens vereinzelt auch vom russischen — wurde damals berichtet, daß unsere Feinde Granaten und Bomben verwenden, die beim Platzen erstickende Gase um sich verbreiten. Dies ist an sich keine Neuheit, sofern schon vor Jahrhunderten Stinkbomben bekannt waren. Als aber die deutsche Heeresleitung Vergeltung übte und gleichfalls derartige Geschosse mit starker Rauchentwicklung und Erbrechen erregenden Gasen verwandte, regte sich auf gegnerischer Seite alsbald die übliche Entrüstung. Man fabelte von Verletzung der Haager Übereinkunft, sprach wieder von der Barbarei der Deutschen und stellte sich, als ob einzig von ihnen derartige Kampfmittel zur Anwendung gebracht worden seien. Jeder vernünftige Mensch weiß, was er von solchen gleißnerischen Reden zu halten hat.

Auch die Randgebiete der Reichslande waren in den letzten Monaten öfter der Schauplatz heftiger Kämpfe. Ende Februar kam es jenseits der lothringischen Grenze zu einem besonders heftigen Gefecht am Westrande der Vogesen, in dessen Verlauf unsere tapferen Feldgrauen am 27. die französischen Stellungen bei Blamont-Bionville erstürmten. Die Franzosen flüchteten eiligst, und unser Angriff erreichte nun die Linie Verdinal-Bremenil. Wieder wurde der Gegner in einer Breite von 20 Kilometer und einer Tiefe von 6 Kilometer zurückgetrieben. Heftige Gegenangriffe folgten an den nächsten Tagen, blieben aber erfolglos; nichts als große Verluste holte sich der Feind bei seinen Versuchen, uns die eroberten Stellungen wieder zu entreißen, ebenso später wiederholt bei Badonviller. Ein Ansturm des Gegners auf die Höhe nordöstlich von Celles war besonders verlustreich für ihn, und auch die in der Nacht unternommenen Angriffe scheiterten. Am 4. März lagen über 1000 tote Franzosen vor unseren Hindernissen.

Die Grenze des Elsaß war im Februar gleichfalls der Schauplatz heftiger Kämpfe, die fast sämtlich zu unseren Gunsten endeten. So verlief am 3. Februar in den Mittelvogesen das erste Gefecht einer Schneeschuhtruppe (vgl. Seite 136) gegen französische Jäger erfolgreich; am 10. hatten wir am Westabhange der Vogesen und im Hirzbacher Walde einige kleine Erfolge zu verzeichnen. Am 11. gelang es den Franzosen, am Sudelkopf einen kleinen Vorgraben vor unserer Stellung zu besetzen, von dem aus sie dann am folgenden Tage uns anzugreifen suchten; doch wurden sie überall mühelos abgewiesen, und schon am 14. war der Vorgraben wieder in unserer Hand. Am 13. erstürmten wir die beiden Ortschaften Hilsen und Obersengern; auch aus Engern im Lauchtal wurde der Feind geworfen, worauf er Remspach freiwillig räumte. Die südlich Lusse in den Vogesen gelegene Höhe 600 kam am 18. in unseren Besitz, wobei wir zwei Maschinengewehre eroberten. Am 19. kam es nördlich und südlich Münster zu Kämpfen, in denen Truppen aus fast allen deutschen Stämmen zum Schutze des Elsaß vereinigt waren. Gefangene Franzosen sagten später aus, daß man auf ihrer Seite an dieser Stelle nicht an die Möglichkeit eines Angriffs geglaubt habe. Und doch begann er am genannten Tage auf der ganzen Linie; Bayern und Württemberger trugen ihn vor. Bereits im Lauf des Vormittags nahm württembergische Landwehr die Vorberge dicht westlich von Münster und den Kleinen Hörnleskopf (s. Seite 332 u. folg.). Besonders schwere Kämpfe entwickelten sich im nördlichen Abschnitt um den Barrenkopf und Kleinkopf, die wie natürliche Festungen hervorragen. Ein bayrisches Regiment und württembergische Landwehr haben hier Außerordentliches geleistet. Fünfmal erklommen die Tapferen die steilen Höhen, und fünfmal wurden sie von dem übermächtigen Feuer des Gegners zur Umkehr gezwungen. Aber immer wieder sammelten sie sich auf der Straße, die, im halben Hang eingeschnitten, einige Deckung bot; hier verbrachten sie, in ihre Mäntel eingehüllt, eine bange Nacht. Am 20. gab der sechste Ansturm den blutig erkauften Kamm in ihre Hände. Doch erst am 23. Februar war die Lage in jener Gegend vollkommen geklärt, und die ganze Stellung, gegen die der Angriff angesetzt war, befand sich in deutschen Händen.

Im folgenden Monat herrschte in den Vogesen noch außerordentlich schlechtes Wetter. Besonders Nebel und Schnee hinderten die Entstehung größerer Kämpfe. Am 6. wurden westlich von Münster und nördlich von Sennheim Angriffe eingeleitet, die indessen gegen die Mitte des

Monats nach und nach abflauten, ohne daß sie auf einer der beiden Seiten irgend ein Ergebnis gebracht hätten. Auch am Reichsackerkopf in den Vogesen kam es am 10. März zu neuen Kämpfen. Die Franzosen nahmen unsere Stellungen an dieser Höhe unter heftiges Feuer, ohne doch Erfolg damit zu haben; wohl aber zogen sie sich schwere Verluste zu. Am 20. endlich wurde der Berg von unseren Truppen genommen. Die Höhe wurde von zwei französischen Alpenjägerbataillonen tapfer verteidigt, so daß unsere Truppen einen harten Stand hatten. Die französischen Verluste waren sehr schwer; auch an Gefangenen büßten sie drei Offiziere und 250 Mann ein, ferner drei Maschinengewehre und einen Minenwerfer. In den nächsten Tagen mehrfach unternommene Gegenangriffe auf die von uns eroberten Stellungen wurden stets mit großen Verlusten für den Gegner abgewehrt.

Am Hartmannsweilerkopf entwickelte sich Mitte März auf beiden Seiten ebenfalls eine rege Tätigkeit. Ununterbrochen dauerten die Gefechte an. Die Unsrigen mußten am 26. nach überaus harten Kämpfen den östlichen Kuppenrand des Hartmannsweilerkopfes räumen, unternahmen aber alsbald Versuche zur Zurückgewinnung der durch Beherrschung der Bahnlinie Mülhausen—Kolmar wichtigen Höhe. Zunächst aber waren verschiedene von der Kuppe in der Richtung gegen Südosten unternommene französische Angriffe abzuwehren, wobei die guten Stellungen am Hirzenstein vorzügliche Dienste leisteten. Die Franzosen hatten den festen Willen, den örtlichen Erfolg auf dem Hartmannsweilerkopf nach Möglichkeit auszunutzen, und übten deshalb einen dauernden Druck gegen Südosten aus, so daß sie am 7. April auch die südöstliche Ausrundung der Kuppe nehmen konnten. Um zu verhindern, daß die Fortschritte der Franzosen durch Heranziehung von Kräften aus dem hinteren St.-Amarintal und aus der Gegend des Rothenbacherkopfes größeren Umfang annähmen, mußten „in beschleunigtem Verfahren" die französischen Abteilungen zwischen Odern und dem Fechtal durch die Unsrigen gebunden werden. Während unsere Artillerie am Hirzenstein und am Hartmannsweilerkopf ihr möglichstes tat, um die Franzosen auf der Kuppe in steter Spannung zu erhalten, griffen wir im Fechttal und auf den Höhen des Schnepfenriethkopfes nach Westen aus. Dies führte zu Kämpfen am Schnepfenrieth- und am Burgköpfle und zu vorübergehender Zurücknahme der deutschen Vorposten südlich und nördlich der Fecht; mit dem 21. April kam diese Bewegung jedoch wieder zum Stehen. Zu gleicher Zeit eröffneten die Deutschen von neuem heftige Angriffe auf den Hartmannsweilerkopf, die anfänglich von den Franzosen zurückgewiesen wurden; so noch am Abend des 19. April. Am 20. war die deutsche Bewegung jedoch so weit vorgeschritten, daß am nordöstlichen Abhang einige hundert Meter Boden gewonnen wurden. Der Gegner wehrte sich erbittert und nicht ohne Erfolg: am 21. April wurde ein durch heftiges Artilleriefeuer gut vorbereiteter deutscher Angriff zum Stehen gebracht. Dann trat Schneetreiben mit Nebel ein und hinderte für einige Tage die Fortsetzung der Kämpfe. Während dieser Ruhepause bereiteten unsere Truppen mit großer Umsicht einen allgemeinen Angriff vor, der mit großer Hartnäckigkeit am 26. April durchgeführt wurde. Er brachte den ganzen Hartmannsweilerkopf wieder in unseren Besitz. (Vgl. auch unseren Sonderbericht Seite 216.)

Der französische Generalstab leugnete in seinen amtlichen Tagesberichten anfangs die Zurückeroberung des Hartmannsweilerkopfes durch unsere Truppen. Unsere Heeresleitung ließ aber mit einer sachlichen Widerlegung dieser Lügenmeldungen nicht auf sich warten. Die Versuche des Feindes, die Höhe wieder an sich zu reißen, scheiterten an der Tapferkeit und Ausdauer der Unsrigen.

Auf den Reichsackerkopf unternahmen die Franzosen am 18. April zwei Angriffe, die unter großen Verlusten für sie endeten. Am nächsten Tage griffen sie unsere Stellungen nordwestlich und südwestlich von Metzeral sowie bei Sondernach an.

Auch der Luftkrieg spielte bei unseren Kämpfen im Westen



Phot. Felix Luib, Straßburg i. E.

Ansicht von Metzeral, Mühlbach und Breitenbach in den Vogesen.

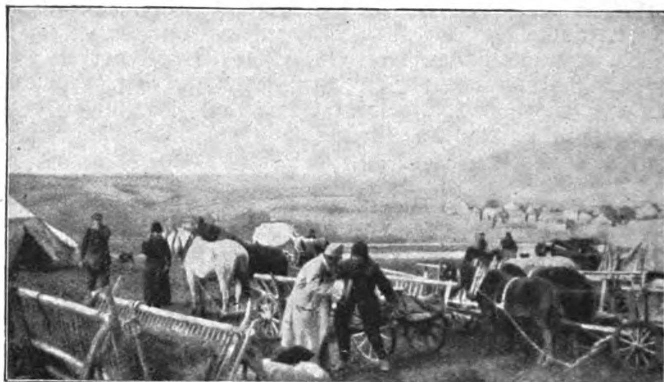


Haus in Orlo.



Requirierte Pferde (bei Orlo).





Landesübliche Fuhrwerke in den Karpathen zum Nachschub von Verpflegungsgütern.



Feldküche an der Straße nach Bethlen.



Straße nach Kirlibaba.



Marktplatz in Alt-Rodna (Oradna).



Eine Straße in Alt-Rodna (Oradna).

In den Karpathen.

Aufnahmen von Dr. Heinrich Graf Beaufort.



Von den Durchbruchsversuchen der Russen in den Ostbeskiden.

Besiegung einer Tscherkessendivision durch das Debreziner Honved-Infanterieregiment in den Karpathen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Siegreicher Kampf österreichisch-ungarischer Truppen bei Mezö-Laborcz in den Karpathen gegen die Russen, der mit Vernichtung des Gegners endigte.

Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.

eine Rolle. Der von uns bereits geschilderte Besuch dreier Zeppeline über Calais und die Belegung der Stadt mit Bomben war nur die Antwort auf den am 17. März erfolgten Besuch französischer Flieger über Schlettstadt, wo sie Bomben abwarfen, von denen nur eine wirksam wurde, indem sie in das Lehrerinnenseminar einschlug, zwei Kinder tötete und zehn andere schwer verletzte. Ebenfalls der Vergeltung für den Angriff auf Schlettstadt diente ein Fliegerbesuch, der in der Nacht vom 20. auf den 21. März der Festung Paris und dem Eisenbahnknotenpunkte Compiègne abgestattet wurde. Dieser Angriff, bei dem einige schwere Bomben abgeworfen wurden, versetzte die Pariser Bevölkerung in um so größere Aufregung, als er völlig überraschend kam, zumal die Regierung nicht den Mut gehabt hatte, den wahren Grund des Luftschiffangriffes auf Calais bekanntzugeben, daß es sich nämlich nur um eine Vergeltungsmaßnahme für den französischen Luftangriff auf die offene Stadt Schlettstadt handelte.

Um ³/₄ 1 Uhr nachts hatten die Wachmannschaften in Compiègne das Herannahen zweier von Norden herkommenden Zeppeline entdeckt und unverzüglich sämtliche Außenforts und Befestigungswerke benachrichtigt. Zugleich wurde die gesamte Pariser Polizei und Feuerwehr alarmiert, die sich alsbald mit allen verfügbaren Fahrzeugen, Rettungswagen, Spritzen unter Alarmsignalen in Bewegung setzte, während die Polizeibeamten überall dafür sorgten, daß die Menschen sich schleunigst von den Straßen zurückzogen und ebenso wie die schon in den Häusern Befindlichen nach Möglichkeit tiefer gelegene Stockwerke und Keller aufsuchten. Es war eine wolkenlose, mondhelle Nacht. Von den alarmierten Außenforts, dem Mont Valérien, dem Eiffelturm und vielen anderen Stellen der Stadt aus wurde der Himmel mit mächtigen Scheinwerfern abgesucht. Außerdem patrouillierten zahlreiche mit Geschützen bewaffnete Flugzeuge den Himmel ab. Von den herannahenden Luftriesen flog der eine in ungefähr 800 Meter Höhe, der andere, größere, etwa 1500 Meter hoch. Dieser wurde beschossen, doch ohne sichtlichen Erfolg. Besonders über Argenteuil kam es zwischen einem der Zeppeline und mehreren gepanzerten Aeroplanen zu einem aufregenden Zweikampfe. Die ersten Bomben, die einen ungeheuren Gebäudeschaden und schwere Brände verursachten, fielen in Batignolles, in der Rue des Dames, der Passage Désirée und der Rue Dulong nieder. Von da nahmen die Luftschiffe ihren Weg über St.-Cloud und den Mont Valérien. Dabei wurden mehrere Bomben, die nach einer Pariser Zeitung zwei Fuß lang waren und auch Benzin enthalten hatten, und die außer einer unbeschreiblichen Panik auch sehr großen Schaden an Gebäulichkeiten und Menschenleben anrichteten, auf die Rue Milord, Rue Brisson, Rue Boccard und die Rue Puis geworfen. Die gegen 2¹/₄ Uhr über Puteaux und Suresnes von den beiden Zeppelinen niedergeworfenen Brandbomben sollen dort besonders viel Unheil angerichtet haben. Nähere Einzelheiten hierüber fehlen jedoch noch. Außer in der Rue Ulbach in Coubevoir fielen dort noch zwei Bomben auf eine beleuchtete Fabrik, die vollständig eingeäschert wurde; mehrere Arbeiter wurden erschlagen. Auch in St.-Germain-en-Laye, Argenteuil, Adomont, Colombe, Levallois, Peret, Place Corneille und in Asnières wurde durch die Zeppelinbomben viel Materialschaden angerichtet und Menschenleben vernichtet. Auf die letztgenannten Orte wurden sieben Bomben geworfen. Um ¹/₂ 5 Uhr waren beide Zeppeline, deren Erscheinen überall unbeschreibliche Panik verursacht hatte, aus dem Gesichtskreis verschwunden.

Am 26. März erschienen über Straßburg, Bapaume und Metz französische Flieger und warfen Bomben ab, wurden aber durch Artilleriefeuer vertrieben. Auch die Stadt Freiburg wurde mehrere Male von Bombenwürfen heimgesucht, und jedesmal wurden Zivilpersonen, meistens Kinder, verletzt. Im April setzten die französischen Flieger ihre Tätigkeit gegen offene friedliche Städte fort. Am 18. April gelang es, den französischen Flieger Garros zur Landung zu zwingen und gefangen zu nehmen. Am 20. erschienen wieder feindliche Flieger über dem Städtchen Kandern und über Lörrach. In Kandern fiel eine Bombe auf eine Schule. Hierbei wurde ein Kind schwer, mehrere leichter verletzt, ein anderes getötet. Ähnlich war es in Lörrach.

Bemerkenswert ist das Erscheinen eines französischen Luftschiffes über Straßburg in der Nacht zum 17. April. Es war das erstemal in diesem Kriege, daß sich ein französisches Luftschiff bemerkbar machte; vorher hatten die Franzosen nur mit Flugzeugen gearbeitet. Erfolg hatte auch dieses Luftschiff nicht; es wurden nur Fensterscheiben zertrümmert und einige Zivilpersonen verletzt. Seitdem hat sich das Luftschiff nicht mehr sehen lassen.

* * *

Wenden wir uns jetzt wieder dem **Krieg zur See** zu, so sehen wir, daß die Unterseebootgefahr immer schwerer auf England lastete. Es sah sich nun auf einmal aus der Rolle einer seebeherrschenden Macht verdrängt und zu einer Untätigkeit verurteilt, an die es in seinem Dünkel gewiß nie gedacht hatte. Es gab so gut wie gar kein Mittel, um sich dieser „Mäuse" zu erwehren, die mit geradezu unglaublicher Kühnheit sich überall heranwagten und selbst eine vielfach überlegene Seestreitmacht nicht fürchteten. Als Beispiel für die Kühnheit unserer Unterseeboote sei hier angeführt, wie ein solches Boot sich selbst von zwei Torpedojägern nicht abhalten ließ, sein Ziel zu verfolgen, um den aufs Korn genommenen Dampfer zu vernichten. Unterm 30. März wurde nämlich berichtet, den Torpedojägern, die die Küste der Scillyinseln abpatrouillierten, sei die Anwesenheit eines deutschen Unterseebootes gemeldet worden. Sie fuhren mit Volldampf dorthin und bemerkten bei ihrer Ankunft tatsächlich ein deutsches U-Boot, das im Begriff stand, einen englischen Dreimaster zu versenken. Die Torpedojäger eröffneten das Feuer, ohne jedoch zu treffen. Das U-Boot tauchte unter, und schon glaubten die Engländer es vertrieben zu haben, als es etwa zwei Seemeilen weiter ostwärts wieder auftauchte, einen Torpedo zwischen den beiden Torpedojägern hindurchfeuerte und den englischen Dreimaster zum Sinken brachte. Während einer der Torpedojäger sich mit der Rettung der Mannschaft des Dreimasters befaßte, nahm der andere die Verfolgung des U-Bootes auf, mußte sie jedoch nach kurzer Zeit als ergebnislos einstellen.

Das Gespenst der Hungersnot, das England uns zugedacht hatte, schien sich immer mehr den britischen Gestaden zu nähern. England glich weit mehr einer belagerten Festung als wir. Unerfahrene Beurteiler des Seekrieges in England hatten gemeint, daß ein Vorgehen mit Unterseebooten nur dann wirtschaftlich wirksam werden würde, wenn, ähnlich wie früher im Falle einer tatsächlichen Blockade, jede Verbindung des Inselreiches mit anderen Ländern abgeschnitten werden könnte. Sie hatten, um sich über die bevorstehenden Unannehmlichkeiten hinwegzutäuschen, nur den äußersten Fall im Auge gehabt. Der Unterseebootkrieg wirkte aber, obwohl der äußerste Fall nicht eintrat, auf die englische Volkswirtschaft in höchstem Maße schädigend. Einmal stellte sich dieser Krieg als ein Mittel dar, England in dem Bezuge der für seine Ernährung notwendigen Nahrungsmittel zu behindern; zweitens aber — und dies darf nicht übersehen werden — wirkte der Unterseebootkrieg mittelbar dahin, diejenigen Vorräte an Getreide, die für die Folge nach England kamen und gleichzeitig alle übrigen Rohstoffe, auf deren Einfuhr das Inselreich angewiesen war, so zu verteuern, daß England von den größten wirtschaftlichen Schwierigkeiten bedroht wurde. Der Unterseebootkrieg wirkte also zum Schaden Englands nicht nur auf die Zufuhr, sondern auch auf die Preisbildung ein.

Man ist von Friedenszeiten her gewohnt gewesen, England als den „Weltmarkt" von Getreide anzusehen. Der englische Weizenpreis galt als der niedrigste, der sich im Wettbewerb der ausführenden Getreideländer herausbildete. Wenn irgend ein Land des Zollschutzes seine eigenen Preise mit denen des „freien Marktes" verglich, so wurde der englische Preis als Maßstab herangezogen. Welche Wirkung aber der Unterseekrieg auf die Weizenpreise hatte, zeigt eine Meldung, nach der in der zweiten Hälfte des März 1915 der Weizen in England 56 sh gegen 31 sh im Vorjahre kostete, während der Preis in Chikago 46 sh 6 d gegen 31 sh 1 d im Vorjahre, und in Winnipeg 48 sh 4 d gegen 31 sh 1¹/₂ d im Vorjahre war. Vergleichsweise sinkende Preise in Amerika, steigende Preise in England! England, dessen Weizenpreise für das heimische Erzeugnis (der bessere amerikanische Weizen kostet in England stets wesentlich mehr) denjenigen Nordamerikas gleichkamen, erlebte das bisher unbekannte Schauspiel, daß ihm das

verhältnismäßige Sinken der Preise in dem größten Ausfuhrland von Getreide nicht mehr zugute kam.

Während bei uns durch eine Bundesratsverordnung mit der Kriegsgetreidegesellschaft eine musterhafte Einrichtung geschaffen wurde, die geeignet war, den schwierigen Verhältnissen gerecht zu werden, ist England als das Land des freien Wettbewerbs durch alle jene plötzlichen Behinderungen der Getreidezufuhr vor unüberwindliche Schwierigkeiten gestellt worden. Zwar hatte auch dort die Regierung den Plan gefaßt, durch geeignete Maßnahmen den Getreideverkehr zugunsten der Verbraucher zu regeln, und das „große Wort" von der Beschlagnahme alles indischen Weizens sollte wohl das erste Zeichen für einen derartigen Entschluß sein. Aber die englische Regierung hatte nicht mit den Interessen des englischen Getreidehandels gerechnet. Die Versammlung der größten englischen und irischen Müller in London sprach ganz offen aus, daß die englische Regierung durch ihre Absichten den Markt verwirre, daß sie eine Angst vor billigeren Regierungsverkäufen erzeuge; sie solle lieber das so unsicher gewordene Getreidegeschäft durch Einführung einer Versicherung gegen Preisschwankungen stützen.

Aber nicht allein die verschiedenen Getreidesorten stiegen in England im Preise, sondern auch das Fleisch, und hier vor allem das Hammel- und das Schweinefleisch. Fast unerschwinglich wurden die Preise. Auch die Kartoffeln schnellten in die Höhe. Die Teepreise erlitten eine große Steigerung, und die Kohlen für den Maschinenbetrieb wurden von Ende Februar bis Mitte April um etwa die Hälfte teurer. Die Hauptschwierigkeit für England war also die Nahrungsmittelversorgung, denn gerade die Teuerung führte zur Unzufriedenheit in der Bevölkerung, zur Steigerung der Löhne, zum Streit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern und zu verminderter Gütererzeugung. Vielleicht hatte der englische Minister Lloyd George einen ahnungsvollen Augenblick, als er Anfang April mit einem deutlichen Hinweis auf die Arbeiterschwierigkeiten davor warnte, den „Kartoffelbrotgeist" des deutschen Volkes zu verspotten. Gerade dieser „Kartoffelbrotgeist" des deutschen Volkes fehlte den englischen Arbeitern. Ihre Unzufriedenheit griff immer mehr um sich, und der englischen Regierung, die dieser Bewegung ziemlich ratlos gegenüberstand, erwuchs hier ein Feind, der geradezu eine soziale Gefahr bedeutete. Außer den Dock- und Hafenarbeitern machten auch die Arbeiter der Waffen- und Munitionsfabriken große Schwierigkeiten, indem sie sich weigerten, am Sonnabend zu arbeiten. Die allgemeine Teurung, die infolge der Absperrung des englischen Weltverkehrs durch unsere Unterseeboote eintrat, führte dazu, daß der englische Durchschnittsarbeiter in der Woche 20 Schilling für eine Lebensmittelmenge ausgeben mußte, zu deren Beschaffung im Frieden knapp 14 Schilling genügten. Die Zustände verschlimmerten sich täglich. Tausende von Dockarbeitern blieben ihrer Arbeitstätte fern, da die Reedereien ihren Forderungen nach einer Lohnzulage nicht nachkamen. Arbeiter, die für die Heereslieferungen arbeiteten, streikten an vielen Orten. Aber auch andere Zweige des Erwerbslebens litten unter den Ausständen, und zwar besonders die Eisenbearbeitung und der Bergbau. Mitte April forderte die englische Regierungskommission für Munitionserzeugung von allen Maschinenfabriken und Schiffswerften der Nordküste Englands Übersichten über den Stand der Beschäftigung, von den für die Regierung arbeitenden Werken außerdem solche über ihren Arbeiterbedarf ein. Der Arbeitermangel war infolge der Aushebungen sehr groß, und teilweise erwog die Kommission, ob sie die zu Kriegsanfang in das Heer eingetretenen Leute wieder zur Industrie entlassen müsse, da z. B. allein dem Tynegebiet 30000 Mann durch Aushebung entzogen worden waren.


Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Ein Wiedersehen auf dem galizischen Kriegschauplatz.
Wegen Choleraverdachts streng abgeschlossene Soldaten werden von ihren Angehörigen besucht.

Aber nicht allein die Lohnfrage machte der englischen Regierung Sorge, sondern fast noch mehr der zunehmende Alkoholverbrauch, der zur Folge hatte, daß Tausende von sonst fleißigen, tüchtigen Arbeitern Bummler wurden, so daß der Arbeitermangel noch wuchs.

Eine notwendige Folge unseres Unterseebootkrieges war ferner die stetige Erhöhung der Prämien für die Schiffsversicherung. Durch diese Erhöhung sind die Frachtsätze wesentlich verteuert worden, was wieder auf die Lebensmittelpreise einwirkte. Man sieht, unsere U-Boote haben viel geleistet und jedenfalls gründlichere Arbeit getan als die englische Flotte gegen uns. Hierbei fällt noch wesentlich ins Gewicht, daß wir von eigenen Mitteln leben und unser Vermögen deshalb im Lande bleibt, während bei den Engländern jede Verteuerung dem Auslande zugute kommt, dieses also, und insbesondere Amerika, den Gewinn vom Kriege hat. England zettelte den Krieg an, um Alleinherrscher im Handel zu sein, und nun arbeitet es für das im Wettbewerb mit ihm stehende Amerika. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Russische Durchbruchsversuche in den Ostbeskiden.

(Hierzu das Bild Seite 369 und die Kunstbeilage.)

Nach der hartnäckigen mehrtägigen Schlacht bei Limanowa, die die Russen zwang, ihre Vorstoßabsichten in der Richtung über Krakau hinaus nach Westen endgültig aufzugeben, folgte auf dem westgalizischen Kriegschauplatz eine Pause, die Anfang März mit dem Vorgehen der österreichisch-ungarischen Truppen in das Gebiet von Gorlice ihr Ende fand. Dessen Ziel war die Befreiung der hartbedrängten Festung Przemysl aus der russischen Um-

klammerung. Leider vereitelte aber die Mißgunst des Wetters den verdienten Lohn für alle Anstrengungen. Das Gelände dort zwischen dem Pograddurchbruch und dem Uzsoker Paß bietet schon dem friedlichen Warenaustausch erhebliche Hindernisse, laufen doch die Höhenrücken kreuz und quer und lassen fast kein längeres Tal als nennenswerte Verkehrsader zur Geltung kommen. Nun fiel meterhoher Schnee, allenthalben Weg und Steg sperrend; dazu behinderte dichter Nebel jede Fernsicht. Dieser Feindschaft der Naturgewalten mußte sich auch der beste, der eisernste Wille beugen. Die Russen aber benutzten die so gewonnene Frist, auf den ihnen sehr günstigen galizischen Eisenbahnlinien riesenhafte Verstärkungen heranzuziehen, mit denen sie dann jenen vielgenannten Durchbruch nach Ungarn versuchten, der in der „Osterschlacht in den Karpathen" seinen Höhepunkt erreichte und ihnen statt erwähnenswerter Erfolge nur ungeheuere Verluste brachte. Als Beispiele für die Menschenverschwendung, mit der sie ihr Ziel zu erreichen suchten, seien zwei Vorstöße aus dem Beginn jenes wochenlangen zähen Ringens beschrieben.

Am 19. März nachts entbrannte auf der Lupkower Linie und weiter westlich eine heftige Schlacht. Oberhalb Mezö-Laborcz im Laborczatale griffen die Russen in fünffachen Schwarmlinien die österreichisch-ungarischen Stellungen an. (Hierzu das Bild Seite 369.) Die ersten drei Reihen der Stürmer brachen im feindlichen Schnellfeuer zusammen. Die folgenden arbeiteten sich nichtsdestoweniger immer weiter nach vorn, in der rücksichtslosesten Weise von ihren Offizieren mit Peitsche und Revolver angetrieben. Aber inzwischen hatten auch die österreichisch-ungarischen Truppen Verstärkungen erhalten. Das Feuer der Infanterie und der Honvede und der alsbald folgende heldenmütige Gegenangriff brachten die Russen rasch zum Stehen; nicht lange und sie mußten fliehen, wobei sie den größeren Teil ihrer Leute verwundet oder tot auf dem Platze zurückließen. Außerdem wurde eine stattliche Anzahl gefangen genommen.

An einer anderen Stelle, der Kamienhöhe, geriet wenige Tage später eine Tscherkessendivision mit dem Debrecziner Honvedinfanterieregiment ins Gefecht. Auch hier handelte es sich um einen in großem Maßstab angelegten Durchbruchsversuch. (Hierzu die Kunstbeilage.)

Der Anprall geschah ganz unversehens und war von großer Wucht. Ehe man es sich versah, kam es zum Nahkampf, ja zum Handgemenge. Die tapferen Honvede, wiewohl an Zahl geringer, ließen an Mut und Kraft nichts zu wünschen übrig. Sie schossen glänzend und stachen mit dem Bajonett, daß der Schnee sich allenthalben blutrot färbte.

Und wenn sie mit dem Gewehr nicht mehr schießen konnten, verwendeten sie es verkehrt als Keule. Sehr tapfer hielten sich aber auch die Tscherkessen. Hunderte blieben tot auf der grausigen Walstatt, nur wenige ließen sich gefangen nehmen.

Noch einige Worte über die Tscherkessen. Obwohl sie ihre Erhaltung als Volksstamm eigentlich den Russen verdanken, denen sie sich im 16. Jahrhundert unterwarfen, hatten sie doch wiederholt mit den Russen Streit und führten manche Kriege gegen sie. Erst seit ungefähr einem halben Jahrhundert bilden die Tscherkessen aus den Provinzen Kuban und Terek im Norden des Kaukasus halbwegs verläßliche Teile der russischen Armee. Ihre alte Tracht, bestehend aus einem langen Rock, Tscherkeßka genannt, reihenweise angebrachten Patronentaschen auf der Brust und einer hohen Schaffellmütze, haben jetzt auch die kaukasischen Kosaken angenommen.

Nach der Übergabe Przemysls an die Russen tauchten Abteilungen dieses Volksstammes auch in den Karpathen auf. Hier im Gebirge fühlten sie sich sehr heimisch, und obgleich der Schnee in diesem Winter in den Karpathen außergewöhnlich hoch lag, haben die Tscherkessen allen Schwierigkeiten getrotzt. Aber trotz ihrer Wildheit und ihres oft tollkühnen Mutes können sie regelrechten Truppen schwer standhalten; sie zogen immer den kürzeren, sobald sie auf halbwegs starke Abteilungen deutscher oder österreichisch-ungarischer Truppen stießen. Ihre Reihen sind daher jetzt schon stark gelichtet; zwar fielen verhältnismäßig wenige Tscherkessen unverwundet in Gefangenschaft, dagegen ist die Zahl ihrer Toten außerordentlich groß.

Der Sturmleiterangriff aus dem Steinbruch bei Vregny.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das Bild Seite 373.)

Aus der Schlacht von Soissons in der ersten Hälfte des Januar kann heute eine weitere Einzelschilderung (vgl. auch Seite 196 und 310) mitgeteilt werden, die nicht nur in taktischer Hinsicht, sondern hauptsächlich auch in technischer Beziehung allgemein fesselnd sein dürfte. Gehört doch ein Sturmleiterangriff im Kampfe um Feldbefestigungen sicherlich zu den Seltenheiten der Geschichte des heutigen Krieges. Daß er so vorzüglich glückte, ist nicht nur ein gutes Zeichen für die äußerst peinliche und gewissenhafte Vorbereitung dieses Planes, sondern auch für den Heldenmut und die Selbsttätigkeit der Führer, Unterführer und Mannschaften an jener Stelle. Denn es gibt keine Angriffsart, die derartige Anforderungen an jeden einzelnen stellt und ihm bei unvorhergesehenen kleinen Störungen so ausschlaggebend für Erfolg oder Mißerfolg mitzuwirken Gelegenheit gibt, wie den Sturmleiterangriff. Ein in der Hast mangelhaft befestigtes Seil, ein Stutzen am oberen Leiterende, ein unvorsichtiger Tritt in der Dunkelheit kann Tod, Zeitverlust, Alarmierung des Feindes zur Folge haben.

Die allgemeine Lage war, daß die Deutschen am 12. Januar zum Gegenangriff vorgingen, der sich jedoch vorerst nicht, wie die Franzosen, Turkos und Zuaven des dortigen Kampfabschnittes erwartet hatten, gegen die Höhe 132, sondern gegen ihre stark befestigten Stellungen auf den Anhöhen von Vregny richtete. Das Infanterieregiment v. Stülpnagel (5. brandenburgisches) Nr. 48 lag damals in einem Steinbruch östlich der Straße Laon—Crouy, nicht weit von der Ferme Pierrière. Die drei Meter hohen senkrechten Steinwände waren oben gekrönt durch die feindliche Stellung, die mit allen Mitteln der neuzeitlichen Feldbefestigung verstärkt worden war und ihre Drahthindernisse abwehrend bis auf die äußersten Punkte vorschob.

Dennoch wurden vom Angreifer ganz im geheimen hinter der Front Baumstämme zu Sturmleitern und Gleitstangen verarbeitet, Taue aufgetrieben und Stricke zu Tauen gedreht. Noch im Zwielicht des dämmernden Morgens tauchten plötzlich deutsche Gestalten dicht vor den französischen Hindernissen auf. Immer neue Schützenwellen fluteten durch die Sturmgassen, die inzwischen mit Drahtscheren in die Hindernisse geschnitten worden waren, auf die feindlichen Gräben zu. Blitzschnell klommen Unterstützungen und Reserven Mann für Mann an den für unbezwingbar gehaltenen Felswänden



Phot. A. Grohs, Berlin.

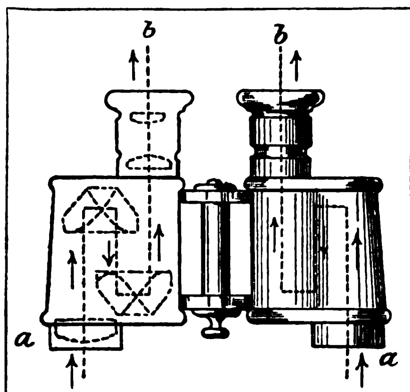
Eine Waldbahn in den Argonnen.

Einige Leichtverwundete aus der ersten Schützenlinie werden zum Verbandplatz befördert.



Der Sturmleiterangriff aus dem Steinbruch bei Vregny.

Nach den Skizzen eines Mitkämpfers gezeichnet von A. Roloff.



Feldstecher von Zeiß (schematisch von oben).
Die Linsen und Prismen sowie die von dem beobachteten Gegenstand durch die Objektive a bis zu den Okularen b geleiteten Lichtstrahlen sind durch gerissene Linien angedeutet.

empor, schlossen nach vorwärts auf und rannten mit Todesverachtung dem feindlichen Geschoßhagel entgegen. Kaum zwanzig Minuten dauerte es, bis die Gräben in unserem Besitz waren. In hellen Scharen eilte die überrumpelte Grabenbesatzung fluchtartig zurück, warf teilweise Waffen, Gepäck und Mäntel ab, die sie am Laufen hinderten und wurde vom deutschen Verfolgungsfeuer haufenweise niedergemäht. Auch viele Gefangene konnten sich bei der Zurückbeförderung den Steinbruch hinunter mit großem Interesse überzeugen, wie praktisch und vorbildlich die Vorarbeiten dieses Sturmangriffs ausgeführt worden waren.

Doch war diese Sturmleiterepisode nur ein guter Anfang dessen, was an jenem Tage noch geleistet wurde. Nachdem nämlich die Höhe genommen worden war, wurden die deutschen Schützenlinien, die mit Front nach Süden gestürmt hatten, mit der neuen Front nach Westen abgedreht. Sie überschritten die Straße Laon—Crouy und stießen durch Gestrüpp und Baumgruppen, durch Wiesen und Rübenäcker an Sous Pierrière vorbei gegen die Höhe 132 vor, während gleichzeitig unsere 21-cm-Mörser Crouy selbst unter Feuer nahmen, um einer zum Angriff darauf angesetzten Jägerkompanie vorzuarbeiten. Während diese Kompanie in ein heftiges Feuergefecht am Dorfrand verwickelt wurde, stürmten zwei andere Jägerkompanien mit dem Leibregiment, das wir vom Kampf um den Hohlweg von Crouy (Seite 310) schon kennen, sowie die Kompanien des Regiments Nr. 48 die Höhe 132. Dabei fand der tapfere Hauptmann Bieren durch einen Herzschuß den Heldentod. Besonders erbittert wurde im Zuavenwäldchen gekämpft, das von feindlichen Reserven besetzt war. Der ganze Stab eines Zuavenregiments, der eben zur Befehlsausgabe zusammenkam, wurde hier, nach Aussage von Gefangenen, durch eine Mine vernichtet. Aus dem Kampf um den Abhang der Höhe von Vregny wird berichtet, daß ein deutscher Leutnant in einen der Unterstände, worin Franzosen ihre letzte Zuflucht suchten, hineinrief: „La guerre est finie!“ (Der Krieg ist aus!) Selten habe man im Feldzug bisher so fröhlich grinsende, glückliche Franzosengesichter gesehen. Es wurden ihrer nach und nach 68, die sich teilweise auch in den Häusern von Crouy sowie in den Schützengräben vor dem Dorfrand versteckt gehalten hatten.

Vom Dorfe Crouy stehen heute nur noch einige verkohlte, vom Brand geschwärzte Balken oder Mauerreste. Heldengräber mit Stechpalmen, Buchsbaum und Efeuranken an den schlichten Holzkreuzen oder über den weißen Kalksteinen heben sich überall aus dem Hellgrün der umliegenden Höhen. Weit hinein nach Frankreich schweifen die Blicke von dort aus bis zum Silberband der Aisne, wohin wir bis jetzt vorgedrungen sind, und noch weiter bis zu den mächtigen Türmen von Soissons.

Unsere Ferngläser.

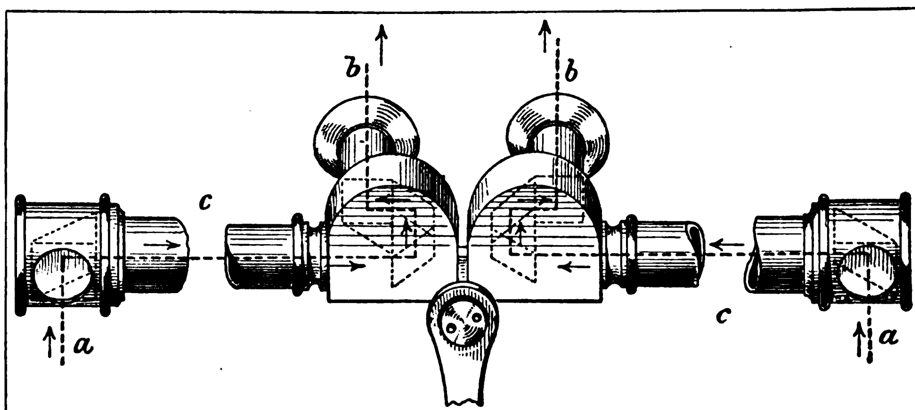
Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu die Bilder Seite 374 und 375.)

Das Sehen hat im Kriege immer eine Hauptrolle gespielt. Die Reiterei hieß „das Auge des Heeres“, weil sie für den Feldherrn weit voraus und seitwärts zu beobachten und das Wichtige zu melden hatte. Jetzt sind die Flieger hinzugekommen. Auf früheren Schlachtenbildern sieht man meist den Feldherrn auf dem Hügel mit dem Fernglas am Auge oder in der Hand den Gang der Schlacht beobachten.

Diese Vorstellung ist nun veraltet, was die höchsten Führer betrifft. Sie leiten jetzt die Bewegungen ihrer Einheiten am Kartentische mit dem Fernsprecher am Ohr. Die ungeheure Ausdehnung der heutigen Schlachtfelder hat dazu gezwungen: man kann nur einen sehr kleinen Teil desselben übersehen und ist dann von dem weittragenden Geschützfeuer und dem Flieger mehr gefährdet, als für den Leiter des Ganzen angängig wäre. An Stelle der eigenen Augen treten also für den Feldherrn vor der Schlacht diejenigen der aufklärenden Reiter- oder Fliegeroffiziere, im Gefecht die der Unterführer; was vorgeht, „hört“ der Schlachtenlenker heute.

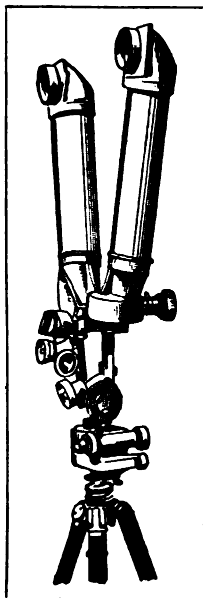
Aber die größere seitliche Ausdehnung der Kämpfe sowie die größere Tragweite der Feuerwaffen schließt die Beobachtung mit unbewaffnetem Auge auch für diejenigen aus, denen heute noch das Sehen obliegt, bis zum niedersten Führer herunter, besonders bei der Hauptwaffe der Fernwirkung, der Artillerie. Man braucht das Fernglas, und zwar ein möglichst scharfes, damit man weit und deutlich sieht, und nicht nur einen engbegrenzten Raum, sondern so viel, daß man von dem beobachteten Ziel eine Gesamtansicht erhält. Starke Vergrößerung, Helligkeit, weites Gesichtsfeld sind nun Anforderungen, die mit Leichtigkeit, Kleinheit, Handlichkeit schwer vereinbar sind. Und doch verlangt die Kriegsbrauchbarkeit diese Eigenschaften möglichst vereint.



Scherenfernrohr (schematisch).
Die Schenkel c können so lang gestaltet werden, als es die Handlichkeit erlaubt.

Da traten 1893 die Zeißwerke in Jena mit einer geistreichen Lösung auf den Plan: „Wer sagt, daß die Lichtstrahlen durchaus in einer geraden Linie die beanspruchte Länge zur Verfügung haben müssen? Man kann doch eine ziemlich lange Schnur in der Faust unterbringen, wenn man sie zusammenwickelt!“ Optisch gesprochen: Anstatt die Lichtstrahlen wie bisher in Linsen geradlinig zu brechen, spiegelt man sie durch vier Prismen. Sie werden dadurch um die Ecke und schließlich unter Umständen wieder in die alte Richtung rückwärts geleitet, so daß das Fernglas sehr kurz werden kann.

Aus dem Bilde ist zu erkennen, daß der das Auge treffende Lichtstrahl nicht die Fortsetzung des in das Objektiv eingetretenen bildet, sondern nur gleichlaufend mit ihm ist. Nötigenfalls kann er auch in irgendeiner anderen Richtung durch das Okular geleitet werden. Beim Haubitzzielfernrohr zum Beispiel schaut man von oben nach unten. Diesen Umstand können wir für kriegerische Zwecke hauptsächlich in zwei Beziehungen nutzbar machen: erstens erhalten wir ein um so plastischeres Bild, je weiter wir die Objektive voneinander entfernen, denn es ist bekannt, daß wir mit einem Auge kein plastisches Bild erhalten, sondern erst dadurch, daß unsere zwei Augen eine gewisse Strecke voneinander entfernt sind. Darauf hatte schon früher Helmholtz hingewiesen. Um dieser Erwägung Rechnung zu tragen, hat man schon die Objektive des Armee- und des Artillerieglases (Abb. oben links) etwa doppelt so weit auseinandergestellt, als die Entfer-


Scherenfernrohr.
Gesamtansicht.

nung unserer Augen beträgt; in höherem Maße aber geschieht dies bei dem Scherenfernrohr (Abb. Seite 374 Mitte und unten), dessen beide Schenkel zur Verpackung zusammengeklappt werden können. Ein plastisches Bild ist besonders für die Beobachtung der Geschützwirkung sehr wichtig.

Zweitens können wir die Objektive zum Beispiel über eine Mauer wegschauen lassen und so das Vorfeld beobachten, während der Kopf mit den Okularen völlig in Deckung bleibt (Abbildung nebenstehend). Am eindrucksvollsten tritt uns die Großartigkeit dieser Erfindung beim Unterseeboot entgegen, das sich ganz im Wasser verbergen und nur die beiden Objektive seines „Periskops" über die Oberfläche hinausstrecken kann.

Aber nicht nur die beobachtenden Offiziere des Heeres (Abbildung unten) und der Flotte sind mit diesen Ferngläsern, wahren Meisterwerken der optischen Industrie, ausgerüstet. Auch die Geschütze haben Zielfernrohre erhalten, die mit ihren Visiereinrichtungen verbunden sind, und man kann sagen, daß die unerreichten Errungenschaften unserer Geschützgießereien erst durch die Vortrefflichkeit der Erzeugnisse unserer Fernglaswerke voll zur Geltung kommen können. Wir haben direkte Zielfernrohre, die das Zielen über Visier und Korn ersetzen, ferner die bei dem heute zur Regel gewordenen verdeckten Schießen der Geschütze notwendigen Doppelblick- und Rückblickzielfernrohre, um die Hilfsziele anzuschneiden und festzuhalten, nach denen die Seitenrichtung genommen werden muß, da man ja nach vorn nur die Deckung vor sich sieht. Zu den optischen Hilfsgeräten, die dazu dienen, in verdeckter Stellung allen Rohren der Batterie eine gleichlaufende Seitenrichtung zu geben, so daß jede von dem Batterieführer befohlene Änderung der Schußrichtung sich auf sämtliche Rohre, wie auf eine sechsläufige Waffe, gleichzeitig überträgt, gehört auch der „Bussolenrichtkreis".

Unter den übrigen Formen, in denen die Optik der Waffenwirkung dienstbar gemacht wird, wären noch zu erwähnen die Entfernungsmesser, um von vornherein ein Zukurz- oder Zuweitschießen möglichst zu verringern, und das Mastfernrohr — Hyposkop —, das eine Beobachtungshöhe der geschlossenen Objektive von 5 Metern gestattet und somit die Beobachtungsleiter (Magirus) ersetzt; je weiter man aber die Arme scherenartig voneinander entfernt, desto plastischer wird das Bild.



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Eingebauter Beobachtungsposten der schweren Artillerie auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Im mohammedanischen Gefangenenlager zu Wünsdorf bei Zossen.

(Hierzu die Bilder Seite 376 und 377.)

Bei Wünsdorf, südlich von Zossen, an der Bahn von Berlin nach Elsterwerda, nur etwa fünf Minuten von der



Beobachtung von Geschoßwirkungen. Phot. Boedecker, Berlin

Ortschaft entfernt, ist in Halbmondform das Lager angelegt, in dem über 3000 mohammedanische Kriegsgefangene untergebracht sind — Söhne Afrikas, die von den Franzosen in den europäischen Krieg verschleppt wurden. Der Mehrzahl nach sind es Araber und Senegalneger, von denen erstere bei den Spahi-, letztere bei den Turkoregimentern dienten; doch finden sich fast alle Schattierungen des nordafrikanischen Völkergemisches vom hellen, fast südeuropäischen Braun bis zum reinen Ebenholzschwarz vertreten. Die Spahi, kenntlich am kunstvoll gewickelten Turban, der je nach Stamm und Rang verschieden geformt ist, zeichnen sich im allgemeinen durch ruhiges, gesittetes Betragen und eine gewisse angeborene Höflichkeit aus. Die übrigen sind eine schnatter- und spiellustige, ziemlich ungesittete Schar, auf die so recht das Wort Halbwilde paßt. Der auffallendste unter ihnen ist ein riesiger Senegalneger, der es versteht, mit der Behendigkeit eines Affen Bäume zu erklettern und auch bei der Gefangennahme von einem Baumwipfel heruntergeholt wurde; er diente den Franzosen wegen seiner ungewöhnlichen Sehschärfe als geschätzter Späher. Außer nahrhafter Kost erhalten alle diese Gefangenen täglich fünf Zigaretten, da sie leidenschaftliche Raucher sind. In den ersten Tagen des Mai wurden sie von einigen hervorragenden Vertretern der mohammedanischen Welt besucht, nämlich den Führern der ägyptischen Nationalpartei: Mohammed Ferid Bei, Dr. Fahmi, Ali Schamsi (Verleger der Zeitung „Islam Medschmuasi"), Halim Sabit Bei und dem bekannten Gelehrten Abdurraschid Ibrahim. Sie sprachen sich sehr befriedigt über die Behandlung der Gefangenen aus, die ganz den Vorschriften ihrer Religion entsprechend leben können und für die sogar eine Moschee im Bau begriffen ist. „Nachdem ich ihr Lager besucht und mich überzeugt habe, daß sie sehr gut versorgt werden," schrieb ferner ein amerikanischer Berichterstatter, „möchte ich sie beinahe Deutschlands Gäste und nicht Kriegsgefangene nennen." Sie können also mit ihrem Los wohl zufrieden sein, besonders wenn sie jener Landsleute gedenken, die schon in Europas Erde ruhen; hat doch an der Westfront der Tod durch Erkältungskrankheiten von den afrikanischen Truppen fast dreimal soviele hingerafft wie das tödliche Blei. Überlegt man dabei, daß diese armen Unwissenden von den Franzosen mit Vorliebe als „Kanonenfutter" Verwendung fanden, so kann man abschätzen, wie viele der Herrschsucht des Dreiverbandes zum Opfer gefallen sind.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Überblick über das Araberviertel im Gefangenenlager zu Wünsdorf bei Zossen.

Die Kreuzfahrten des „Prinz Eitel Friedrich".

Von einem Teilnehmer.

Newport News, den 16. März 1915.

Meine Lieben — liebe Heimat!

Bei Ausbruch des Krieges haben wir mit zwei Kanonenbooten, dem „Luchs" und dem „Tiger", den Dampfer „Prinz Eitel Friedrich" als Hilfskreuzer ausgerüstet. Dann gingen wir sofort unter Begleitung des Kreuzers „Emden" in See. Nach zwölftägiger Fahrt trafen wir in der Südsee mit unserem Geschwader zusammen, das ja gerade auf seiner Südseereise begriffen war. Mit ihm fuhren wir nach den Marianen; doch hatte uns vorher schon „Emden" mit einem Kohlendampfer verlassen. Auf den Marianen wurden aus unseren eigenen Kohlendampfern Kohlen aufgefüllt, und nun erhielten wir mit einem zweiten Hilfskreuzer unseren Sonderauftrag. Wir kamen glücklich bis Celebes, wo wenige Tage vorher erst japanische Kriegschiffe nach uns spioniert hatten. Dann ging's südlich nach der Insel Timor, wo wir drei feindliche Schiffe funkentelegraphisch sich über uns unterhalten hörten. Es blieb also nichts anderes übrig als umkehren, gingen doch obendrein schon wieder die Kohlen zur Neige. Erst auf den Palauinseln fanden wir wieder welche, allerdings nur Japankohlen, die ganz schrecklich qualmen.

Nach achttägiger schwerster Arbeit hatten wir 1800 Tonnen gefaßt, und nun fuhren wir nach Deutsch-Neuguinea,


Phot. A. Grohs, Berlin.
Französische Spahi aus Marokko im Gefangenenlager von Wünsdorf.

nach dem Alexishafen. Aber wehe, die Herren der Mission, die an Bord kamen, brachten uns die wenig erfreuliche Nachricht, daß wir uns in einem englischen Hafen befänden! Die Briten hatten die schöne Kolonie besetzt! Gleichzeitig erfuhren wir, daß in einem anderen Hafen, der nur 14 Kilometer entfernt ist, vier feindliche Schiffe lagen. Es war also wieder „dicke Luft".

Nun beschloß unser Kommandant, ein dankbareres Feld aufzusuchen: wir fuhren nach Südamerika. Unterwegs hörten wir dauernd ganz nahe feindliche Schiffe, doch wir funkten immer tüchtig dazwischen und markierten das Geschwader. Nach zweiunddreißigtägiger Fahrt waren wir noch 300 Meilen von Valparaiso entfernt, und wir hörten auch wieder Kriegschiffe. Nach langem Versteckspielen „hatten" wir, wer es war: unser Kreuzer „Dresden". Er gab uns seinen Standort an, bei der kleinen Insel, wo seinerzeit Robinson Crusoe gehaust haben soll. Noch größer war unsere Überraschung, als wir dort unser ganzes Geschwader vereinigt fanden, von dem wir über zwei Monate nichts gehört und gesehen hatten. Wohl ebenso groß war das Erstaunen des Admirals, daß er uns noch am Leben sah. Kohlen hatte er jedoch auch nicht für uns, also mußten wir nach Valparaiso. Wir bekamen dort so viel, als wir binnen 24 Stunden übernehmen konnten, auch Proviant. Wenige Tage später war das Gefecht bei Coronel, bei dem zwei große englische Schiffe sanken und eines schwer beschädigt wurde. Wir waren leider 200 Meilen davon entfernt und konnten nur funkentelegraphisch den Verlauf der Schlacht verfolgen. Unterdessen wurden von den kleinen Kreuzern zwei Segelschiffe aufgebracht, die Kohlen hatten, zusammen 800 Tonnen. Das war wiederum eine Fügung von oben, denn die Losung auf See ist, Kohlen und immer wieder Kohlen. Das Geschwader verließ uns danach; wir waren wieder allein auf uns angewiesen. Wir nahmen den Rest der Kohlen aus den gekaperten Seglern und entließen den einen (Norweger); der andere, ein mächtiger Franzose mit Namen „Valentine", wurde von uns versenkt, ebenso einer unserer eigenen Kohlendampfer, die „Titonia", die nicht mehr laufen konnte und nur hinderlich war. Wir kreuzten nun 14 Tage herum, immer wieder das Geschwader markierend, um diesem selbst die Möglichkeit zu geben, ums Kap herumzukommen. Wir selbst hatten Befehl, uns mit ihm an einem bestimmten Platz wieder zu vereinigen. Schon waren wir auf der Höhe der Magellanstraße, da hörten wir dank der Aufmerksamkeit unseres Funkenpersonals ein Gespräch, das ein Zeitungschreiber mit den Falklandsinseln führte; er bat nämlich um Photographien und nähere Mitteilungen über das Gefecht, in dem die deutschen Schiffe vernichtet worden seien. Das war eine schreckliche Nachricht für uns! Oder war es nur eine der bekannten englischen Lügen?

Unser Kommandant nahm dies nicht an. Was nun tun? Kohlen bis nach Hause hatten wir nicht, und wo sollten wir welche hernehmen? Wir fuhren wieder nördlich, und eines schönen Morgens hatten wir einen wundernetten englischen Dampfer vor uns. Wir bemächtigten uns der Mannschaft und ihres Proviants; eine Stunde später lag der stolze Dampfer „Charcas" auf dem Meeresboden. Von jetzt an hatten wir Glück. Acht Tage später kam ein Segler in Sicht, der Franzose „Jean" mit Kohlen, und dazu noch beste Cardiffkohlen! Sie waren allerdings für englische Kriegschiffe vorgesehen, aber diesmal hieß es: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst." Nun aber das Übernehmen! Auf See ging es nicht; es blieb uns nichts anderes übrig, als nach den 1600 Seemeilen entfernten Osterinseln zu fahren, den Segler im Schlepptau. Schon anderen Tags lief uns der englische Segler „Kildalton" in die Finger, der eine wertvolle Ladung Stückgut an Bord hatte. Damit konnten wir nichts anfangen; also bloß Mannschaft und Proviant übernommen! Weiter nach Norden! Am Heiligen Abend feierten wir schön „Weihnachten"; anderen Tags konnten wir endlich Kohlen fassen. Es war eine Lust zu sehen, mit welchem Eifer unsere Mannschaft sich daran machte. Bei jedem Korb wurde geschmunzelt.


Phot. A. Grohs, Berlin
Der größte Gefangene im Wünsdorfer Lager.
Ein französischer Senegalneger neben einem anderen Gefangenen von durchschnittlicher Größe.

Als wir sie glücklich alle aufgeladen hatten, wurde das Schiff versenkt, seine Mannschaft an Land gesetzt. Wir kauften auch reichlich Vieh, und nun hatten wir alles, was das Herz begehrte: Kohlen, Proviant und vor allem ein ersehntes Reiseziel, nämlich unser Deutschland.

Um Kap Horn kamen wir auch ganz gut herum, trotz der vielen feindlichen Schiffe, die sich wieder stark hörbar machten, und trotz der vielen Eisberge da unten. Am 26. Januar gab es dann wieder Arbeit. Ein russischer Segler mit Salpeter, die „Isabella Browne", wurde gekapert; alles freute sich, zu unseres Kaisers Geburtstag etwas fürs Vaterland tun zu dürfen. Während wir noch dabei waren, das Schiff zu versenken, wurde schon wieder ein Segler gesichtet, der Amerikaner „William P. Frye", und kaum war unser Prisenkommando an dessen Bord, da meldete der Ausguck aufs neue einen Segler drei Strich voraus. Mit Volldampf dorthin! Es war der Franzose „Jacobson", mit Gerste im Rumpf. Er wurde versenkt, und nach Verlauf von drei Stunden waren wir wieder längs unseres Amerikaners. Der machte unserem Kommandanten rechte Kopfschmerzen. Er hatte Weizen nach England, also Konterbande; die 5500 Tonnen über Bord werfen, hätte zu lange gedauert und wäre in solcher Nähe feindlicher Schiffe auch für uns gefährlich gewesen. Also mußte auch er in die Tiefe. Kaum waren seine Mastspitzen unter Wasser, als der Franzose „Pierre Loti" in Sicht kam. „Das Geschäft blüht!" hörte man überall rufen, und bald war auch dieser Segler, mit ihm seine 3500 Tonnen Weizen, verschwunden.

Wir kreuzten in diesem ergiebigen Gebiet nun noch 14 Tage, aber es wollte sich kein feindliches Fahrzeug mehr zeigen. Darum weiter nordwärts den Kurs! Nach etlichen Tagen erwischten wir dann doch noch den englischen Segler „Invercoes" mit 3500 Tonnen Gerste, der natürlich versenkt wurde. Zwischen Batua und Dakar kaperten wir einen englischen Maisdampfer mit 5400 Tonnen Ladung; auch er verschwand in wenigen Stunden. Den Tag darauf, morgens sechs Uhr, kam wieder ein Dampfer in Sicht, der französische Postdampfer „Floride", 6600 Tonnen groß, mit über 120 Passagieren an Bord und einer Ladung aus Wein, Kartoffeln und Konserven. Wir nahmen von den lang entbehrten Kartoffeln soviel wie möglich an uns, auch viel Mehl und Wein, und abends bei Dunkelwerden wurde das Schiff versenkt. Tags darauf nahmen wir den englischen Dampfer „Willerby" und versenkten ihn.



Phot. F. Thier, Wien.

Linienschiffsleutnant Georg Ritter v. Trapp, Kommandant des österreichisch-ungarischen Unterseeboots U 5, das den französischen Panzerkreuzer „Léon Gambetta" versenkte.

Wir hatten jetzt 326 Personen von gekaperten Schiffen an Bord, aus ungefähr 18 verschiedenen Nationen, und unsere Kohlen gingen infolge all dieser Kreuzfahrten wieder auf die Neige. Da beschloß unser Kommandant, einen amerikanischen Hafen anzulaufen, um Kohlen und Proviant zu fassen; auch mußten wir unbedingt ins Dock, denn die Geschwindigkeit unseres Schiffes war von 18 Seemeilen auf 13 heruntergegangen. Wir trafen am 13. März in Newport News ein, obwohl feindliche Kriegschiffe vor dem Hafen lagen. Dort war natürlich das Erstaunen groß; die amerikanischen Zeitungen waren voll des Lobes über unsere Taten, und die Engländer mögen sich schön geärgert haben ...

Der Untergang des Panzerkreuzers „Léon Gambetta".

(Hierzu die Bilder Seite 378 und 379.)

Am 26. April trennte sich der französische Panzerkreuzer „Léon Gambetta" von einer Flottenabteilung, die vor der montenegrinischen Küste und in der Otrantostraße kreuzte, und nahm Kurs nach Süden, um sich vor Malta mit anderen französischen und englischen Kriegschiffen zu vereinigen. Um 1 Uhr 15 Minuten nachts wurde er auf der Höhe des Kaps Santa Maria di Leuca plötzlich von einem Torpedo getroffen, dem schon bald ein zweiter, ebenso gut sitzender folgte. Der erste hatte gleich die Dynamokammer zerstört, so daß die Beleuchtungsanlagen und die Funkenstation versagten, der zweite im Maschinenraum weitgehende Verheerungen angerichtet. Im Dunkeln stürzten die aus dem Schlaf gescheuchten Mannschaften, die meisten unbekleidet, an Deck, wo bereits die Offiziere, unter ihnen Admiral Senet, alle Vorkehrungen trafen, um wenigstens möglichst viele von den Leuten zu retten. Denn die Hoffnung, das Schiff an der nahen Küste auflaufen zu lassen, erwies sich als aussichtslos, da es seine Beweglichkeit verloren hatte; es neigte sich vielmehr von Minute zu Minute mehr auf die Seite und mußte bald alles mit sich in die Tiefe reißen, was sich noch an Bord befand. So gab man Raketenzeichen nach der italienischen Signalstation ab und bemühte sich, ehe von dort Antwort erfolgte, mit größter Hast, die Rettungsboote klar zu machen, mit den Händen, da auch die Dampfkrane nicht mehr arbeiteten. In der Überstürzung — es soll ein großes Durcheinander an Bord entstanden sein — kenterten zwei vollbesetzte Boote. Endlich leuchteten Antwortzeichen an der Küste auf, von wo sich ohne Verzug alle verfügbaren Fahrzeuge, darunter italienische Torpedoboote, zur Hilfeleistung auf den Weg machten. Doch ehe sie an der Unglückstelle anlangten, war das sinkende Schiff schon fast überflutet. Aus den unteren Räumen tönte von Zeit zu Zeit dumpfes, erschütterndes Gurgeln, wenn das Wasser wieder eine Zwischenwand durchgedrückt hatte. Dann ein mächtiger Ruck, der den Kreuzer noch mehr auf die Seite zog. Die Offiziere mit dem Admiral klammerten sich an das Geländer der Kommandobrücke; die Mannschaften, die noch nicht eingebootet waren, sprangen kurz entschlossen ins Meer, um nach den Rettungsbooten zu schwimmen. Ein paar Minuten später versank der „Léon Gambetta" und nahm von seiner Besatzung 742 Mann mit in die Tiefe; nur 136 waren gerettet. Es wird erzählt, daß sich der Admiral im letzten Augenblick selbst erschoß.

Der torpedierte Kreuzer war im Jahre 1901 vom Stapel gelaufen, hatte 12 600 Tonnen Wasserverdrängung, 4 Geschütze zu 19,4 Zentimeter, 16 zu 16,5 Zentimeter, 24 zu 4,7 Zentimeter und Maschinen von 30 000 Pferdestärken, die ihm eine Stundenschnelligkeit von 23 Seemeilen verliehen. Er wurde in den Grund gebohrt von dem österreichisch-ungarischen Unterseeboot U 5 unter Befehl des Linienschiffsleutnants Georg Ritter v. Trapp. Dieser, ein Sohn des ehemaligen österreichisch-ungarischen Fregattenkapitäns v. Trapp, hat sich bereits, erst zwanzigjährig, im Boxeraufstand bei den Takuforts sehr ausgezeichnet, aus welchem Anlaß er die silberne Tapferkeitsmedaille 2. Klasse, ferner den russischen Stanislausorden mit den Schwertern, das Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion und die belgische Offiziersdekoration erhielt. Später wurde ihm wegen seiner Verdienste um die Ausgestaltung des Unterseebootwesens das österreichisch-ungarische Militärverdienstkreuz verliehen. Für die Vernichtung des französischen Kreuzers wurde er jetzt von Kaiser Franz Joseph durch den Leopoldsorden mit der Kriegsdekoration, von Kaiser Wilhelm durch das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse ausgezeichnet. Er ist verheiratet mit einer Enkelin des berühmten Vervollkommners der Torpedowaffe, Robert Whitehead. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß schon die Fahrt an sich, von der Operationsbasis bis nach dem genannten Kap rund 900 Kilometer, eine sehr stattliche Leistung für ein U-Boot ist, so daß also Linienschiffsleutnant v. Trapp, sein zweiter Offizier, Linienschiffsleutnant Hugo Freiherr v. Seyffertitz, und die ganze Mannschaft die erhaltenen Auszeichnungen rühmlich verdient haben.

Russische Kriegsnot in Galizien.

(Hierzu das Bild Seite 364/365.)

Wie in Ostpreußen, so haben die Russen namentlich auch in der zeitweise von ihnen besetzten Bukowina und in Ostgalizien die größten Verheerungen angerichtet. Dabei handelte es sich vielfach um Fälle, die nicht durch das Hin



Der französische Panzerkreuzer „Léon Gambetta“ wird am 26. April 1915 von dem österreichisch-ungarischen Unterseeboot U 5 in der Straße von Otranto gegen zwei Uhr nachts in den Grund gebohrt. Das Bild hält den Augenblick nach der zweiten Torpedierung fest.

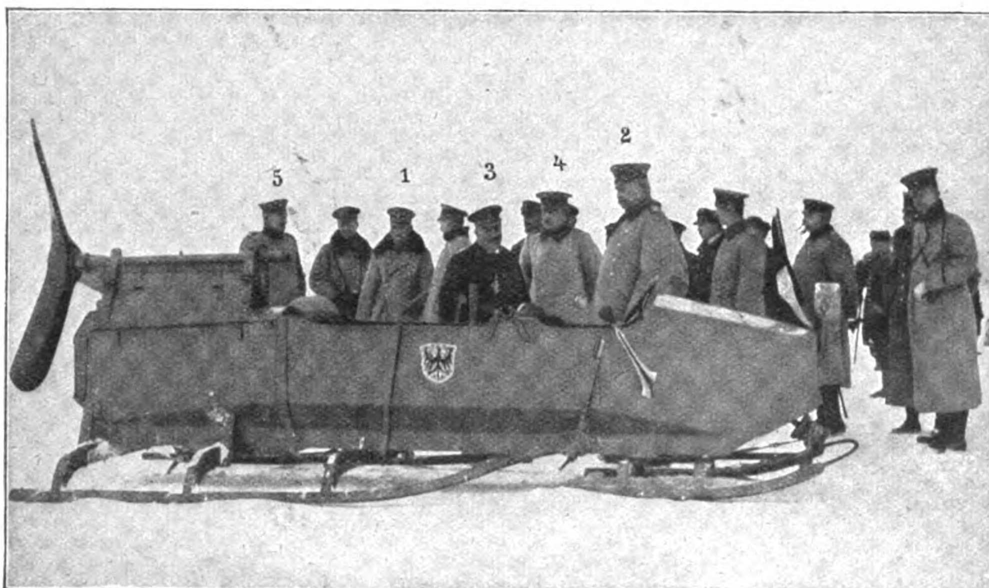
Nach Berichten von Augenzeugen gezeichnet von Alex. Kircher.

und Her der Kampfeswogen verursacht, also leider unvermeidlich waren, sondern um planmäßige Vernichtung des Eigentums solcher Bevölkerungsteile, die sich nicht von vornherein auf die russisch-orthodoxe Seite schlugen. Sie wurden ohne jede Schonung behandelt und mußten froh sein, wenn sie mit dem Leben davonkamen. Die Tageszeitungen haben ja genug Beispiele veröffentlicht, wie die russischen Eindringlinge zum Beispiel in den Schlössern des polnischen Adels hausten. Aber auch die ärmsten Bauern, die nichts ihr eigen nannten als eine baufällige Hütte und ein paar abgemagerte Haustiere, hatten das gleiche harte Los zu erdulden. Man nahm ihnen das letzte Stück Vieh, die letzte Korngarbe, verschleppte die Männer unter dem Vorwand, daß sie noch kriegstauglich seien, und zündete den weinenden Frauen zum Schluß das Dach über dem Kopf an, wenn nicht noch Schlimmeres geschah. Welche Feder möchte schildern, was all die polnischen, rumänischen und jüdischen Familien dort unter den zügellosen Kosakenbanden gelitten haben! Vermochten doch nicht einmal die russischen Befehlshaber in den größeren Städten wie Czernowitz, Stanislau usw. in ihrer unmittelbaren Nähe das Plündern zu verhindern, wenn sie dazu überhaupt Neigung bezeigten. Was uns endlich in Deutschland noch besonders angeht, das ist das Schicksal der zahlreichen deutschen Ansiedlungen in jener Gegend, meist schwäbischen oder deutsch-böhmischen Ursprungs, wie: Knihinin bei Stanislau, Mariahilf bei Kolomea, Grabowiec, Solotwina, Nadworna, Delatyn, Neudorf bei Tlumacz, Mikulsdorf, Mogila und viele, viele andere. In Mariahilf zum Beispiel sind von 110 Gehöften 91 niedergebrannt; nur rauchgeschwärzte Trümmer zeugen noch von dem vormals hier tätigen deutschen Fleiß. Die Einwohner retteten nichts als das nackte Leben und mußten damit noch zufrieden sein, hatten doch die Kosaken die ganze Mordbrennerei unter dem Vorwand begonnen, daß in dem Ort österreichisch-ungarisches Militär versteckt sei. Ähnlich steht es in den meisten Orten dort — ein herzerweichendes Elend, dem nun der Wiener Ausschuß für die Deutschen aus Galizien und der Bukowina und ein ähnlicher in Leipzig nach bestem Vermögen zu steuern sich bemühen. Aber umfassende staatliche Notstandsmaßnahmen wie in Ostpreußen werden auch dort nicht zu umgehen sein.

In den Karpathen.

(Hierzu die Bilder Seite 368.)

Die Karpathen, in denen monatelang der härteste Kampf gekämpft wurde, den bisher die Weltgeschichte kennt, sind ein großartiger, nicht durchweg zusammenhängender Gebirgszug, der, wenn man seine ganze Ausdehnung in Betracht zieht, als ein mächtiger über 1200 Kilometer langer Bogen von der Donau bei Preßburg bis wieder zur Donau bei Orsova zieht und gewissermaßen ganz Ungarn von West bis Südost ehern umklammert. So aufgefaßt, sind die Karpathen nach den Alpen das bedeutendste Gebirge Europas; jener Teil aber, der jetzt als Kriegschauplatz unser Hauptinteresse erweckt, zieht sich vom Poprad bis zu den Quellen der Dorna. Dieser Teil ist an und für sich noch sehr gewaltig und wird unter dem Namen „Waldkarpathen" zusammengefaßt, deren östlichster Teil wieder den Sondernamen „Ostbeskiden" führt. Dieser Abschnitt der Karpathen hat eine Ausdehnung von über 400 Kilometern und liegt zwischen den Orten Orlo, an der Bahnlinie von Eperies nach Neu-Sandec, und Oradna, dem Endpunkt einer Zweigbahn von Bethlen in Siebenbürgen, nahe dem Rodnapaß, der über Kirlibaba, wo auch heiß gekämpft wurde, in die Bukowina führt. Die Ostbeskiden reichen in die Komitate von Saros, Zemplin, Ung, Bereg, Marmaros und (siebenbürgisch) Bistritz. Die wichtigsten Übergänge sind außer den zwei schon genannten von West nach Ost: der Duklapaß mit der Straße nach Dukla, die aber nur eine Höhe von 502 Metern erreicht; der Lupkower Paß, der von der Bahnlinie von Homonna durch das Laborczatal nach Przemysl durchfahren wird; der Uzsoker Paß an der Bahnlinie von Ungvar über Sianki und Turka nach Sambor; der Beskidenpaß an derjenigen von Munkacs über Lawoczna nach Stryi und Lemberg; endlich der über 1000 Meter hohe Jablonicapaß bei Körösmezö. Über den letzteren drangen entlang der Bahnlinie von Kolomea kommend die Russen bekanntlich das erstemal nach Ungarn ein. Am 27. September 1914 kam es zum ersten Zusammenstoß auf ungarischem Boden, und bald darauf gelang es den Russen, die Stadt Marmaros Sziget vorübergehend zu besetzen. Fast zu gleicher Zeit kamen die Russen aber auch bei Toronya und über den Uzsoker Paß nach Ungarn, doch wurden sie dort fast unmittelbar an der Grenze selbst zurückgeschlagen. Später kam es dann freilich am Uzsoker, Lupkower und Duklapaß zu furchtbar erbitterten und langwährenden Kämpfen, in denen die Russen ungeheure Verluste erlitten. Mit großer Tapferkeit hielten ihnen aber die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen, stets Schulter an Schulter kämpfend, stand, und Anfang April brach die russische Angriffsbewegung in den Karpathen zusammen.



Besichtigung eines neuen Motorschlittens.
1. Prinz Joachim von Preußen. 2. v. Hindenburg. 3. Bootsoffizier Joachim. 4. Adjutant Hauptmann Kaemmerer. 5. Oberst Busse, Kommandant der Feste Boyen.

Daß ein Gebiet von solcher Ausdehnung geologisch, geographisch, dann hinsichtlich des Klimas, der Flora, Fauna und der Bevölkerung sehr verschieden ist, versteht sich von selbst. Stehen doch westlich von Orlo, in der Hohen Tatra, vortreffliche Gasthöfe mit allen Vorkehrungen für die Bedürfnisse eines verwöhnten internationalen Publikums, finden doch in Friedenszeiten bei Lomnitz bedeutende Pferderennen statt, während nahe von Oradna der Urwald sich dehnt, in dem Wolf, Luchs und Bär hausen. Die Bevölkerung ist teils slawisch (slowakisch, polnisch, ruthenisch), teils magyarisch und rumänisch. Orlo ist ein ganz kleiner Grenzort, der eigentlich nur als Bahnstation für das in einem nahen Seitental liegende Bad Lublau Bedeutung hat, während Oradna (auf deutsch: Alt-Rodna) ein nicht unwichtiger Marktflecken ist, der über 5000 rumänische Einwohner zählt.

Aber diese ganze Gegend, die sonst zum größten Teil vom Weltgetriebe ganz abseits liegt, wo sonst der einsame Hirte, der Jäger oder ein ganz vereinzelter Tourist wandert, steht jetzt im Mittelpunkt des Weltinteresses, denn die Kämpfe in den Karpathen sind von weltgeschichtlicher Bedeutung. Monatelang erscholl dort der Donner der Kanonen und das Geknatter der Gewehre, die ganze Gegend glich einem Feldlager, einem Schlachtfeld, und neben dem Bauer in seinen verschiedenen Trachten stand der österreichisch-ungarische und der reichsdeutsche Krieger.



Der Untergang des Cuna

Nach einer Originalzeich



ırddampfers „Lusitania".

ıung von Claus Bergen.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Es ist selbstverständlich, daß das kühne Vorgehen unserer U-Boote auch Opfer forderte und wir manche Hiobspost empfingen. Am schmerzlichsten von allen berührte uns folgende amtliche Nachricht:

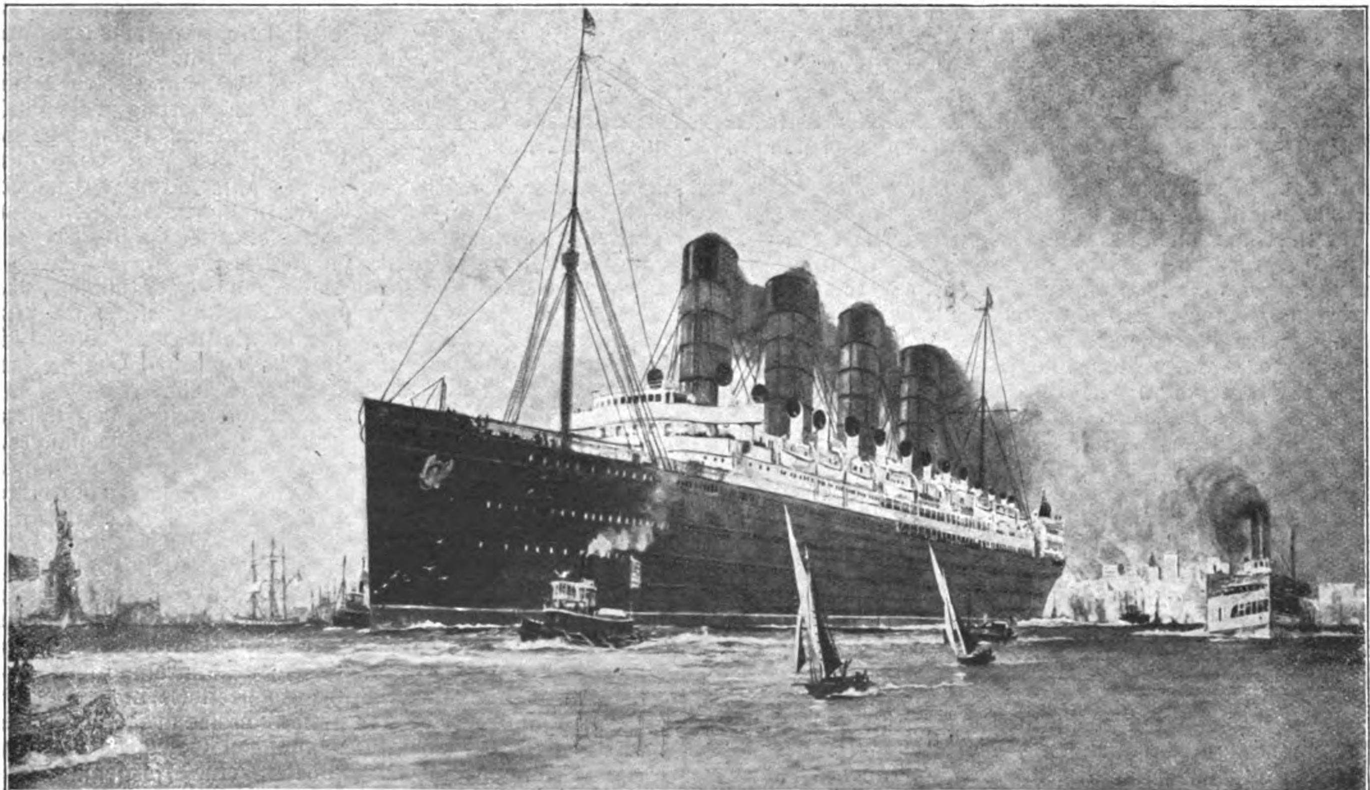
Berlin, 7. April. S. M. Unterseeboot „U 29" ist von seiner letzten Unternehmung bisher nicht zurückgekehrt. Nach einer von der britischen Admiralität ausgehenden Nachricht vom 26. März soll das Boot mit der ganzen Besatzung untergegangen sein; es muß danach als verloren betrachtet werden.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes:
Behncke.

„U 29" war eines von den vielen deutschen Unterseebooten, deren emsige Tätigkeit den englischen Seehandel auf das empfindlichste schädigte, keines aber hatte solche Erfolge aufzuweisen wie dieses, und es wird daher, ebenso wie sein tapferer Kommandant, Kapitänleutnant Weddigen, ewig im Gedächtnis des deutschen Volkes fortleben. Ein ruhmvoller Seeheld ist mit Weddigen in den Tod gegangen, dessen Verlust uns mit tiefer Trauer erfüllte. Sein Bild haben wir bereits auf Seite 159 des I. Bandes gebracht. Wie, wo und wann „U 29" untergegangen ist, blieb Geheimnis. Den einzigen Anhalt für das Schicksal des Fahrzeugs bietet jene in der obigen Depesche erwähnte Meldung der britischen Admiralität. Sie wurde schon einige Tage, ehe wir es in Deutschland erfuhren, in der englischen Presse veröffentlicht, und zwar ungefähr in der folgenden Form: Man habe „guten Grund" zu der Annahme, daß „U 29" gesunken sei und die ganze Besatzung dabei ihren Untergang gefunden habe. Die „Times" knüpfte daran eine kurze Betrachtung, der zufolge man in England bei dieser Nachricht Freude und Bedauern zu gleicher Zeit empfinde; denn es handle sich um den Tod eines ausgezeichneten und „menschlichen" deutschen Seeoffiziers. Merkwürdigerweise ist in der Folgezeit in der britischen Presse keine Silbe mehr über das Schicksal von „U 29" und über die näheren Umstände seines Untergangs veröffentlicht worden. Man konnte mithin in Deutschland nur durch die Länge der Zeit, die seitdem verflossen ist, einen Anhalt darüber gewinnen, ob jene kurze, unbestimmte Mitteilung der britischen Admiralität auf Wahrheit beruhte oder nicht. Die Verheimlichung der näheren Umstände, die man sonst gerade in England breit und selbstgefällig zu geben liebt, legt den Gedanken nahe, daß der Besieger des „U 29" Interesse daran hatte, mit Einzelheiten über dessen Untergang zurückzuhalten. Wahrscheinlich waren die begleitenden Umstände derart schimpflich, daß die Admiralität sich scheute, sie zu erzählen; wir können uns jedenfalls keinen anderen Grund denken als den, daß britische Fahrzeuge „U 29" überrascht haben, als es gerade die Besatzung eines Dampfers rettete. In der Ausübung des Rettungswerkes haben dann die ritterlichen Engländer „U 29" in einer zeitweilig hilflosen oder behinderten Lage angegriffen und mit leichter Mühe vernichtet. Auf diesen Hergang wiesen wenigstens die Meldung der Admiralität und der Kommentar der „Times" hin.

Es sei hier noch eines Gerüchtes Erwähnung getan, das nach dem Verschwinden des „U 29" in London allgemein erzählt wurde und auch Glauben fand. Es hieß, das Unterseeboot sei von einem englischen Geschwader im Kanal überrascht worden, und Weddigen habe den Kampf mit, wie man sagte, fünf Kriegschiffen und einigen Torpedobootzerstörern aufgenommen. Bei diesem ungleichen Kampfe sei das Unterseeboot mit seiner tapferen Besatzung vernichtet worden, aber auch ein großes englisches Kriegschiff sei dabei zugrunde gegangen. Die englische Admiralität hat, um diesen Verlust zu verschweigen, auch die näheren Umstände über den Untergang des „U 29" als Geheimnis behandelt, weil sie sich schämte, in einem so ungleichen Kampfe noch einen bedeutenden Verlust eingestehen zu müssen. Wenn dies Gerücht die Wahrheit treffen sollte, so hätte Weddigen außer zahlreichen Handelschiffen den Engländern nicht weniger als fünf Kriegschiffe vernichtet.

Über die Begegnung von „U 29" mit dem englischen Dampfer „Andalusian", einem der vielen von Weddigen versenkten Dampfer, haben die Londoner „Daily News" von Kapitän Balley folgenden Bericht erhalten: Ich war der letzte, der unser Schiff verließ. Bevor ich in eins der Boote stieg, wurde ich ziemlich stark an der Seite gequetscht. Als die Offiziere des Unterseeboots dies sahen, baten sie mich, das Rettungsboot zu verlassen und an Bord des Unterseebootes zu kommen. Das tat ich denn auch, und in Kapitän Weddigens kleiner „Schachtel", wie er seine Kajüte nannte, wurde ich von den Mannschaften verbunden. Man



Die „Lusitania" verläßt den Hafen von New York. Phot. R. Sennecke, Berlin.

fand, daß ich eine Rippe gebrochen hatte, und begegnete mir infolgedessen mit aller möglichen Rücksicht. Kapitän Weddigen lud mich zu Zigarren und Portwein ein, und ich benutzte diese Gelegenheit, um dem Offizier so höflich wie möglich auseinanderzusetzen, was meine Meinung über die deutsche Politik den englischen Handelsschiffen gegenüber sei. „Es war unsere Pflicht," antwortete Weddigen gleichmütig, „aber wir wollen auch gar nicht Zivilpersonen töten; es sind die Schiffe und nicht die Menschen, die wir vernichten." Während wir so dasaßen und uns unterhielten, kam es mir vor, als kennte ich das Gesicht des Kapitäns von Photographien her, die ich gesehen hatte. Ich fragte ihn daher: „Waren Sie nicht der Kapitän des Unterseeboots, das drei englische Kreuzer in der Nordsee vernichtet hat?" „Richtig!" erwiderte er ernst, „ich hatte damals das Kommando von ‚U 9', aber jetzt bin ich der Kommandant von ‚U 29'." Inzwischen war die Besatzung der „Andalusian" aus den Booten, die das Unterseeboot ins Schlepptau genommen hatte, an Bord des letzteren befohlen worden und stand nun dicht zusammengedrängt. Die Offiziere des Unterseeboots gaben der Mannschaft Zigarren. Während dieser Zeit standen zwei Matrosen mit dem Revolver in der Hand bereit. Bevor man der „Andalusian" Lebewohl sagte, gingen die Offiziere des Unterseeboots an Bord und nahmen unseren ersten Maschinisten und zwei von der Mannschaft mit. Unsere Leute mußten dann die Dampfventile öffnen. Als dies geschehen war, nahmen die Deutschen von dem Schiff Karten und Papiere an sich. Keiner von ihnen war unliebenswürdig gegen uns. Einer sagte uns seinen Namen und bat den ersten Steuermann, für ihn ein Telegramm an einen Freund zu senden, der Gefangener eines englischen Konzentrationslagers sei. Die Gemütlichkeit der Deutschen erreichte ihren Höhepunkt, als wir schieden. Das Unterseeboot holte eine französische Bark ein, und nachdem diese zum Stoppen gezwungen worden war, erhielten wir den Befehl, in die Boote zu gehen und mit ihnen an Bord des französischen Schiffes zu rudern. —



Die Wirkung einer deutschen Fliegerbombe in einer englischen Küstenstadt.

Unsere Auslandflotte war noch immer nicht vollständig außer Gefecht gesetzt, wie man vielfach meinte. Am 11. April lief unser Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" in den Hafen Newport News ein und erklärte, er habe Mangel an Lebensmitteln und Kohlen. Nur 31 Tonnen Kohlen hatte das Schiff noch, und die Munition war vollständig erschöpft, so daß man außerstande war, die Kriegschiffe der Vereinigten Staaten zu salutieren. Der Kapitän des Kreuzers machte einigen amerikanischen Journalisten folgende Mitteilung:

„Unsere Arbeit ist noch nicht vollendet. Wir gehen wieder in See. Unser Schiff mag innen und außen bös aussehen, aber das kommt nur von der Kohlenübernahme auf See. Wir mußten die Kohlen an Bord nehmen und sie durch die Salons nach den Bunkern tragen. Als wir New York verließen, hatten wir keine Geschütze an Bord. Zuerst sollten wir unsere Ausrüstung von der ‚Karlsruhe' übernehmen; doch wir stießen auf den englischen Dampfer ‚La Correntina', der zwar bewaffnet war, aber keine Munition hatte. Wir nahmen ihm die Geschütze fort. Wir versenkten die Schiffe meist durch Öffnen der Ventile und machten im ganzen über 1000 Gefangene, die wir zum größten Teil zwei Monate hindurch verpflegen mußten. Mit drei britischen Kreuzern hatten wir Scharmützel. Wir waren gerade mit der Übernahme von 50 Mann und einigen Kanonen von der ‚Karlsruhe' beschäftigt, als die englischen Schiffe auftauchten. Die größte Beute, die uns in die Hände fiel, war der britische Dampfer ‚La Correntina'. Ohne Widerstand zu finden, gingen wir an Bord und übernahmen drei Kanonen und fünf Millionen Pfund Rindfleisch. Dann öffneten wir die Ventile des britischen Dampfers und versenkten ihn. ‚Indian Prince', den wir am 7. November kaperten, war keine so gute Beute. Am 11. November nahmen wir uns von der französischen Bark ‚Union' 3100 Tonnen Kohlen. Am 28. Februar wurde der Dampfer ‚Hemisphere', ferner noch drei englische Dampfer versenkt. Das einzige neutrale Schiff, dem wir dies Schicksal bereiteten, war der norwegische Segler „Somatha", der Weizen für Liverpool geladen hatte. Am 22. Februar überholten wir den englischen Dampfer ‚Chasehill', dessen Kapitän einer der gutmütigsten Seebären war. Dieses Schiff versenkten wir nicht."

Der Wunsch des Kapitäns, nach Ausbesserung seines Fahrzeugs wieder in See zu stechen, wurde leider nicht erfüllt, denn bald darauf wurde das Schiff in Newport News festgenommen, weil die Ausbesserung zu der durch die Neutralitätsgesetze gegebenen Frist noch nicht beendet war. Reiche Beute hatte unser Kreuzer gemacht, und nach der „Times" hat er der englischen Handelsmarine einen Schaden von 23 Millionen Mark zugefügt. Er steht also in dieser Beziehung an dritter Stelle, insofern die „Emden" einen Schaden von rund 44 Millionen, die „Karlsruhe" einen solchen von 33 Millionen Mark verursachte. Die Gesamtbeute unserer Kreuzer belief sich nach dem englischen Blatte damals auf 67 Schiffe mit einem Gesamtwert von 933 Millionen Mark.

Der ganze Verlauf des Seekrieges zeigte, daß unsere Flotte weit davon entfernt war, sich vor den Engländern zu verstecken. Natürlich suchten wir unsere Feinde unter taktisch günstigen Verhältnissen auf, und der Feind hätte es gewiß gern ebenso gemacht, wenn er nur gekonnt hätte. Mitte April wurden mehrfach britische Unterseeboote in der deutschen Nordsee gesichtet und wiederholt von unseren Streitkräften angegriffen. Bei einem solchen Seegefecht wurde am 17. April ein feindliches Unterseeboot versenkt. Aber auch die englischen Küstengewässer hatten wieder einmal einen Besuch unserer Flotte. Unser Admiralstab teilte am 23. April mit, daß die deutsche Hochseeflotte in der letzten Zeit mehrfach Kreuzfahrten in der Nordsee ausgeführt hatte und daß sie dabei bis in die englischen Gewässer vorstieß. Diese Erkundungsfahrten bildeten eine Fortsetzung der schon früher unternommenen Vorstöße, die unter anderem auch zur Beschießung militärischer Plätze an der englischen Ostküste geführt hatten. Damals stieß das deutsche Kreuzer-



Deutsche Kavallerie kommt auf dem Wege zur Front durch St.-Mihiel. Phot. Leipziger Presse-Büro.

geschwader wenigstens auf schwache englische Seestreitkräfte, die, soweit sie von uns nicht unschädlich gemacht wurden, was übrigens das englische Volk niemals erfuhr, allerdings schleunigst das Weite suchten. Diesmal sichteten unsere Kreuzer aber überhaupt kein englisches Schiff.

Beim Galloper Feuerschiff brachte am 1. Mai ein deutsches Unterseeboot einen englischen Torpedobootzerstörer, den „Recruit", durch einen Torpedoschuß zum Sinken. Am selben Tage fand in der Nähe vom Noordhinder Feuerschiff ein Gefecht zwischen zwei deutschen Vorpostenbooten und einigen bewaffneten englischen Fischdampfern statt, deren einer vernichtet wurde. Hierauf griff eine Division englischer Torpedobootzerstörer in das Gefecht ein, das dann bald mit dem Verlust unserer Vorpostenboote endete. Die britische Admiralität gab bekannt, daß der größte Teil der Besatzungen gerettet wurde; wie sich später herausstellte, waren es 2 deutsche Offiziere und 44 Mann.

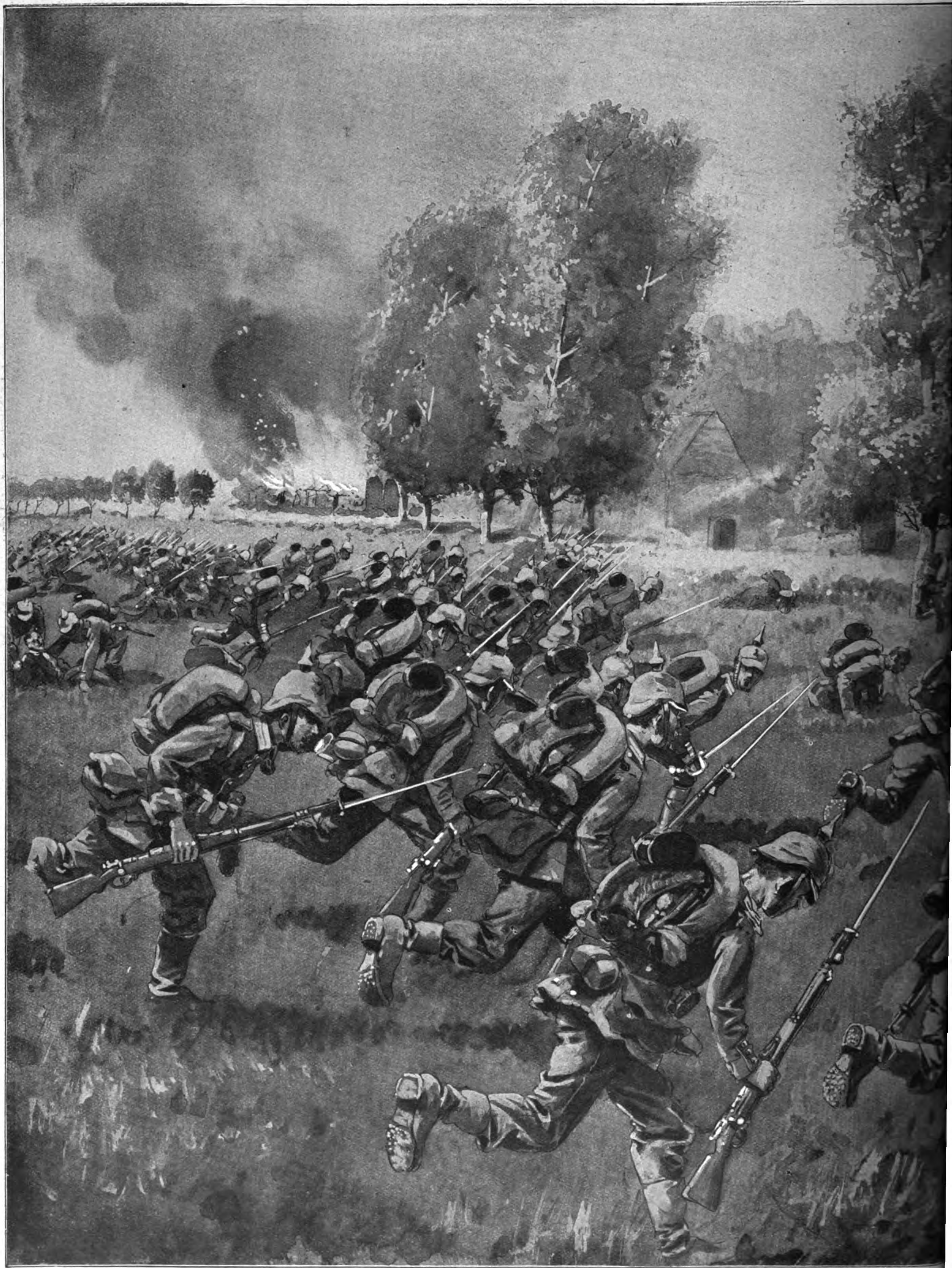
Am 7. Mai flog eine Nachricht des Reuterschen Büros durch die Welt, die in ihrer lakonischen Kürze bei allen, die die weittragende Bedeutung der Meldung zu beurteilen verstanden, geradezu Entsetzen erregte. An dem genannten Tage meldete Reuter kurz und bündig: Der Cunard-Dampfer „Lusitania" ist torpediert worden und gesunken. Hilfe ist gesandt. Die „Lusitania" ist der beste Dampfer der Cunard-Linie mit 31 500 Registertons.

Der Untergang dieses stolzen Schiffes (siehe die Kunstbeilage) erregte noch besonderes Aufsehen durch verschiedene Umstände, die ihm vorausgingen. Am Sonnabend, den 1. Mai, erschien in den amerikanischen Zeitungen an auffälliger Stelle folgende Warnung der deutschen Botschaft in Amerika:

„Reisende, die sich zur Fahrt über den Atlantischen Ozean einzuschiffen beabsichtigen, werden daran erinnert, daß zwischen Deutschland und seinen Verbündeten und Großbritannien und seinen Verbündeten Kriegszustand besteht; daß die Kriegszone die an die britischen Inseln stoßenden Gewässer einschließt; daß gemäß der von der Kaiserlich Deutschen Regierung ausgegebenen formellen Bekannt-

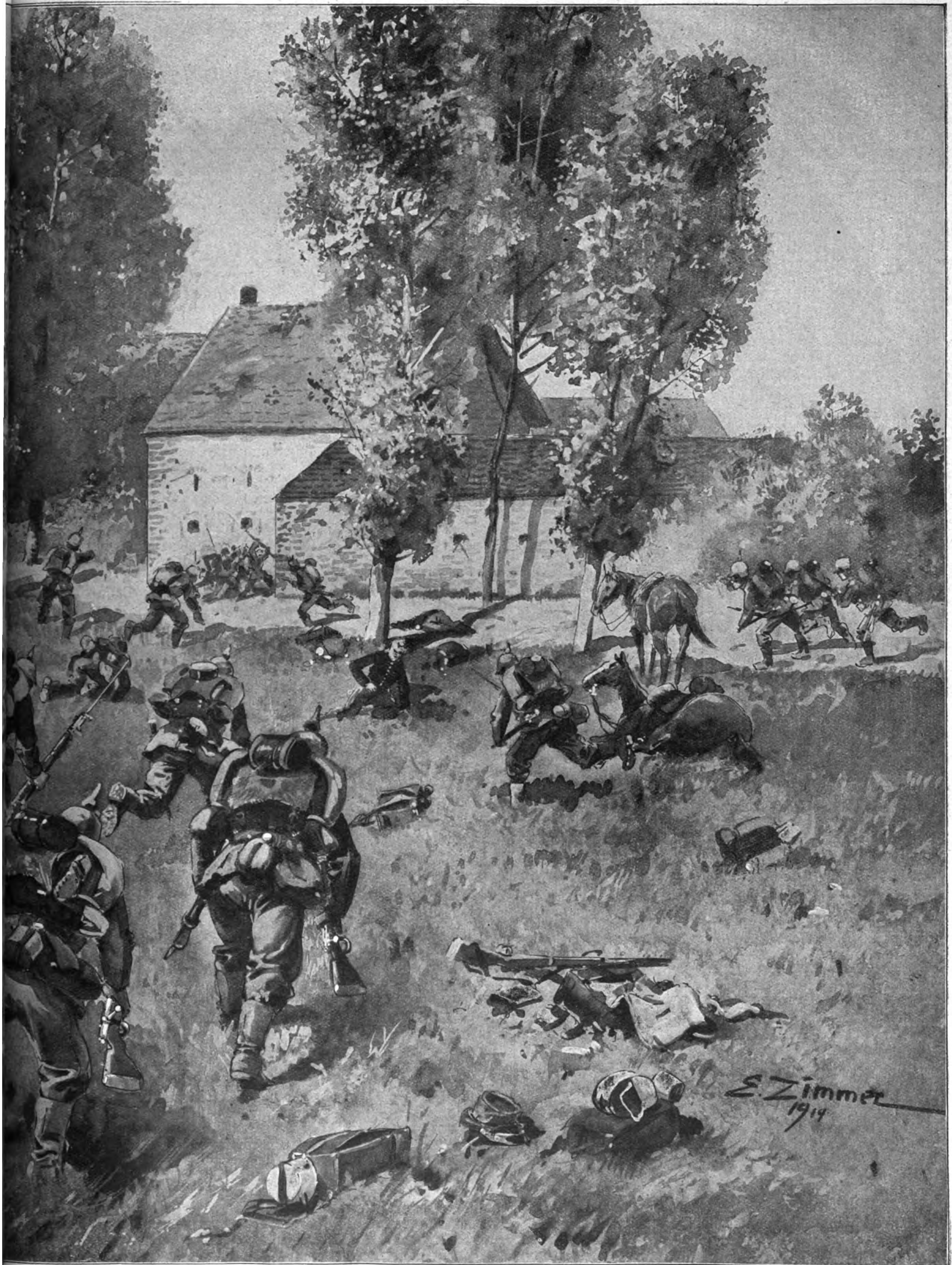


Französische Infanterie auf dem Marsch zur Front. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.



Die Einnahme der Ferme Gouvernement durch das

Nach eigenen Skizzen an Ort un



pommersche Grenadierregiment am 28. August 1914.

delle gezeichnet von E. Zimmer.

machung Schiffe, die die Flagge Großbritanniens oder eines seiner Verbündeten führen, der Zerstörung in diesen Gewässern ausgesetzt sind, und daß Reisende, die in der Kriegszone auf Schiffen Großbritanniens oder seiner Verbündeten fahren, das auf ihre eigene Gefahr tun."

Die englandfreundliche amerikanische Presse, wie auch die durch Kabelnachrichten bedienten englischen Blätter verkündeten mit Stolz, daß diese Warnung auf die Reisenden nicht den geringsten Eindruck gemacht habe und sich niemand von der Reise habe abhalten lassen. So fuhr denn die „Lusitania" am 2. Mai von New York ab, nicht nur voll beladen mit Munition und anderem Kriegsmaterial für England, sondern auch mit einer großen Zahl von Fahrgästen, von denen das Schiff nahezu 2000 fassen konnte. Die deutsche Botschaft in Amerika ließ es aber bei der oben abgedruckten Warnung allein nicht bewenden. Vanderbilt und verschiedene andere Amerikaner, von denen man wußte, daß sie mit der „Lusitania" nach Europa reisen wollten, erhielten dringende Warnungstelegramme des Inhalts, daß sie die Reise aufgeben sollten. Aber es nützte nichts. Die englandfreundliche amerikanische Presse spottete über die Deutschen und erklärte sowohl die Warnung wie auch die Telegramme für einen lächerlichen Bluff, der den Amerikanern und insbesondere den Engländern Furcht einjagen solle. Die amerikanische Vertretung der Cunard-Linie erklärte mit Stolz, es seien alle Maßregeln getroffen, um die „Lusitania" sicher in Liverpool zu landen. Den Reisenden wurden aber zwei wichtige Umstände verschwiegen: Die „Lusitania" wurde als Hilfskreuzer in der Liste der englischen Marine geführt und war, wie in dem englischen Jahrbuch des Navy League nachzulesen ist, fast ebenso stark ausgerüstet wie die Countryklasse der englischen Panzerkreuzer. Außerdem führte sie 5400 Kisten Munition und große Mengen Kriegsmaterial mit sich; der größte Teil der Ladung bestand somit aus Konterbande. Das berechtigte die deutsche Regierung, das Schiff nicht als Passagierschiff zu behandeln, sondern als Kriegschiff. Ein Unterseeboot kann es niemals mit einem Kriegschiff aufnehmen, wenn es dieses erst warnt, denn ein einziger Schuß des armierten Schiffes kann das Unterseeboot vernichten. Unsere U-Boote haben bei Versenkung von Handelschiffen stets das ihrige getan, um Mannschaft und Passagiere zu retten. Sie ließen ihnen immer Zeit, die Boote zu besteigen, bevor das Schiff versenkt wurde. Durch das englische Vorgehen, Unterseeboote zu überfahren, Kauffahrteischiffe zu bewaffnen, Schiffe anscheinend anhalten zu lassen und dann plötzlich auf ein Unterseeboot zu schießen, ist die Untersuchung der Schiffe und die Rettung ihrer Bemannung unmöglich gemacht worden. Die Schuld hierfür trifft England. Einem Kriegschiffe gegenüber, wie die „Lusitania" es war, fällt eine solche Rücksichtnahme fort. Es war die Gewissenlosigkeit des englischen Geschäftsgeistes, der nur auf Profit ausgeht, es war der englische Hochmut, der sich einbildete, die Deutschen würden es nicht wagen, an ein Schiff wie die „Lusitania" heranzukommen, wenn so und so viel „prominente" Amerikaner als Fahrgäste an Bord seien. Infolgedessen begaben sich die Fahrgäste der „Lusitania" auf einen Vulkan, ohne von der Größe der ihnen drohenden Gefahr eine klare Vorstellung zu haben. Auf der ganzen Fahrt spotteten Engländer und Amerikaner, wie ein geretteter Reisender später erzählte, über den Bluff der Deutschen. Aber die Vergeltung für diesen Hochmut blieb nicht aus.



Hofphot. A. Hirrlinger, Stuttgart.

Königl. württ. Oberst Dr. phil. & ing. h. c. Wilhelm Groener, Chef des Feldeisenbahnwesens.

Ihm wurde unter anderem im Mai 1915 vom Senat der technischen Hochschule in Stuttgart auf einstimmigen Antrag der Abteilungen für Bauingenieurwesen und für Maschineningenieurwesen einschließlich der Elektrotechnik die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber verliehen in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um das Eisenbahnwesen durch die unermüdliche Arbeit, die im Frieden weitschauend die Anforderungen des Kriegs zielbewußt ins Auge faßte und in den Zeiten des Kriegs nicht nur den militärischen, sondern auch den wirtschaftlichen Bedürfnissen vollauf gerecht wurde (siehe auch den Artikel S. 396 unten).

Unmittelbar nach der Abfahrt von New York war die Stimmung an Bord der „Lusitania" etwas gedrückt, da die verschiedenen Warnungen, die den Fahrgästen zuteil geworden waren, bei vielen von ihnen doch eine gewisse Beklemmung hervorgerufen hatten. Je mehr sich jedoch die Reise ihrem Ziel näherte, desto mehr hob sich die Stimmung wieder, zumal die Fahrt vom herrlichsten Wetter begünstigt war und außerordentlich schnell vonstatten ging. Die Unterseebootgefahr wurde für ziemlich gering erachtet. Erst die außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln, die die „Lusitania" traf, als sie sich der Blockadezone näherte, erinnerten die Passagiere daran, daß sie sich im Kriege befanden. Es durften außenbords keine Lichter mehr gezeigt werden, so daß nach Anbruch der Dunkelheit das Deck der „Lusitania" in völliger Nacht lag. Die Kapelle spielte nicht mehr auf Deck, wie überhaupt jedes überflüssige Geräusch vermieden wurde. Den durch diese Maßregeln besorgt gemachten Passagieren erwiderten die Offiziere des Dampfers stets in beruhigendster Form, rieten ihnen aber, wenn auch mehr in scherzendem Tone, auf alles gefaßt zu sein. Im Ernst glaubte jedoch eigentlich niemand an das tatsächliche Vorhandensein einer Gefahr. So kam der Unglückstag, der 7. Mai, heran, in dessen Abendstunden die englische Küste erreicht werden sollte. Das gemeinsame Mittagessen der Passagiere erster Klasse verlief wie gewöhnlich in heiterster Stimmung und war gegen zwei Uhr beendet. Die meisten Passagiere zogen sich in ihre Kabinen zurück, nur wenige blieben auf Deck und beobachteten die völlig ruhige See. Es war weit und breit kein Schiff zu sehen, nur am äußersten Horizont zeigte sich eine Rauchfahne, die, wie sich später herausstellte, einem englischen Torpedojäger angehörte. Plötzlich wurde von einigen Passagieren in einer Entfernung von etwa 1000 Yards die Kommandobrücke eines Unterseeboots gesichtet. Gleich darauf konnte man die weißen Schaumlinien eines Torpedos sehen. Die „Lusitania" wurde am Vorderschiff getroffen. Es erfolgte eine laute Explosion, und Teile des aufgerissenen Schiffskörpers flogen in die Luft. Bald darauf entstand eine zweite Explosion auf dem Schiff, das sich nach Steuerbord zu neigen begann. Bei dem Herunterlassen der Boote herrschte Mangel an Ordnung und Zucht, was zur Folge hatte, daß nur etwa ein Drittel der Passagiere gerettet wurde. Mehrere Boote waren noch gar nicht herabgelassen, als das Schiff sank. „Die Bemannung der ‚Lusitania' sorgte nur für sich selbst," sagte der wallisische Grubenbesitzer Thomas einem Berichterstatter gegenüber aus. „Es war keine Rede von Unerschrockenheit, Ordnung und Zucht, es herrschte vollständige Verwirrung. Die Leute drängten sich in die Boote. Es wurde zwar gerufen: ‚Frauen und Kinder zuerst!' — aber es hätten ein paar Revolver da sein sollen, um die Ordnung zu erzwingen. Die Luken wurden gar nicht geschlossen, man machte nicht einmal den Versuch. Die zusammenlegbaren Boote wurden meist nicht losgeschnitten oder waren, als man sie öffnete, löcherig." Dieser Bericht eines Fahrgastes wurde ergänzt durch folgende amtliche Meldung unseres Admiralstabes:

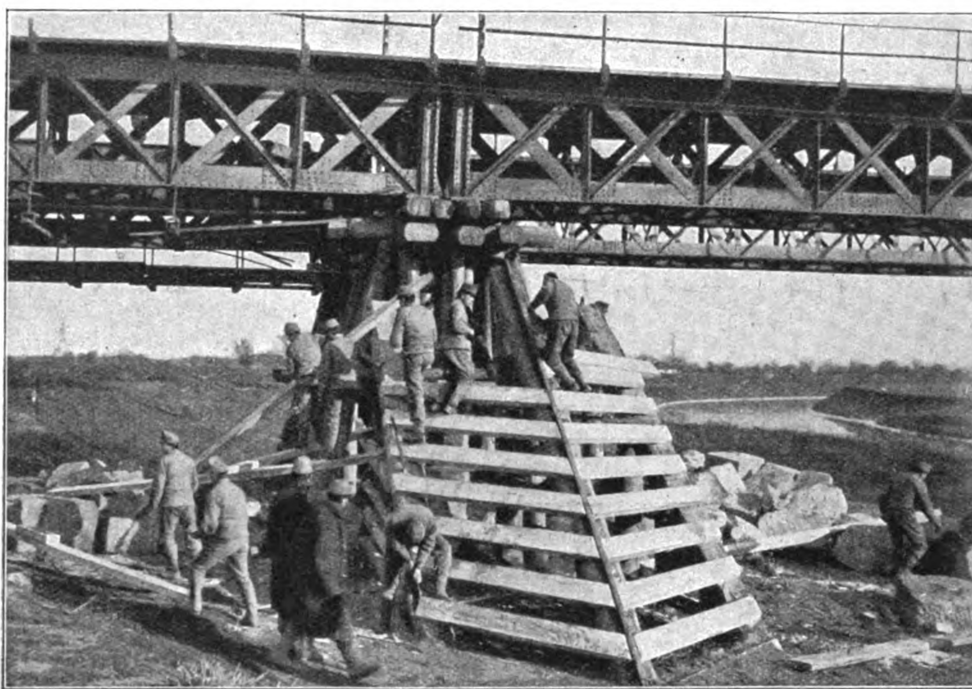
Aus dem Bericht des Unterseebootes, das die „Lusitania" zum Sinken gebracht hat, ergibt sich folgender Sachverhalt: Das Boot sichtete den Dampfer, der keine Flagge führte, am 7. Mai, zwei Uhr zwanzig Minuten nachmittags, an

der Südküste Irlands bei schönem, klarem Wetter. Um drei Uhr zehn Minuten gab es einen Torpedoschuß auf die „Lusitania“ ab, die an Steuerbordseite in Höhe der Kommandantenbrücke getroffen wurde. Der Detonation des Torpedos folgte unmittelbar eine weitere Explosion von ungemein starker Wirkung. Das Schiff legte sich schnell nach Steuerbord über und begann zu sinken. Die zweite Explosion muß auf eine Entzündung der im Schiffe befindlichen Munitionsmengen zurückgeführt werden.

Der Stellvertreter des Chefs des Admiralstabes: Behncke.

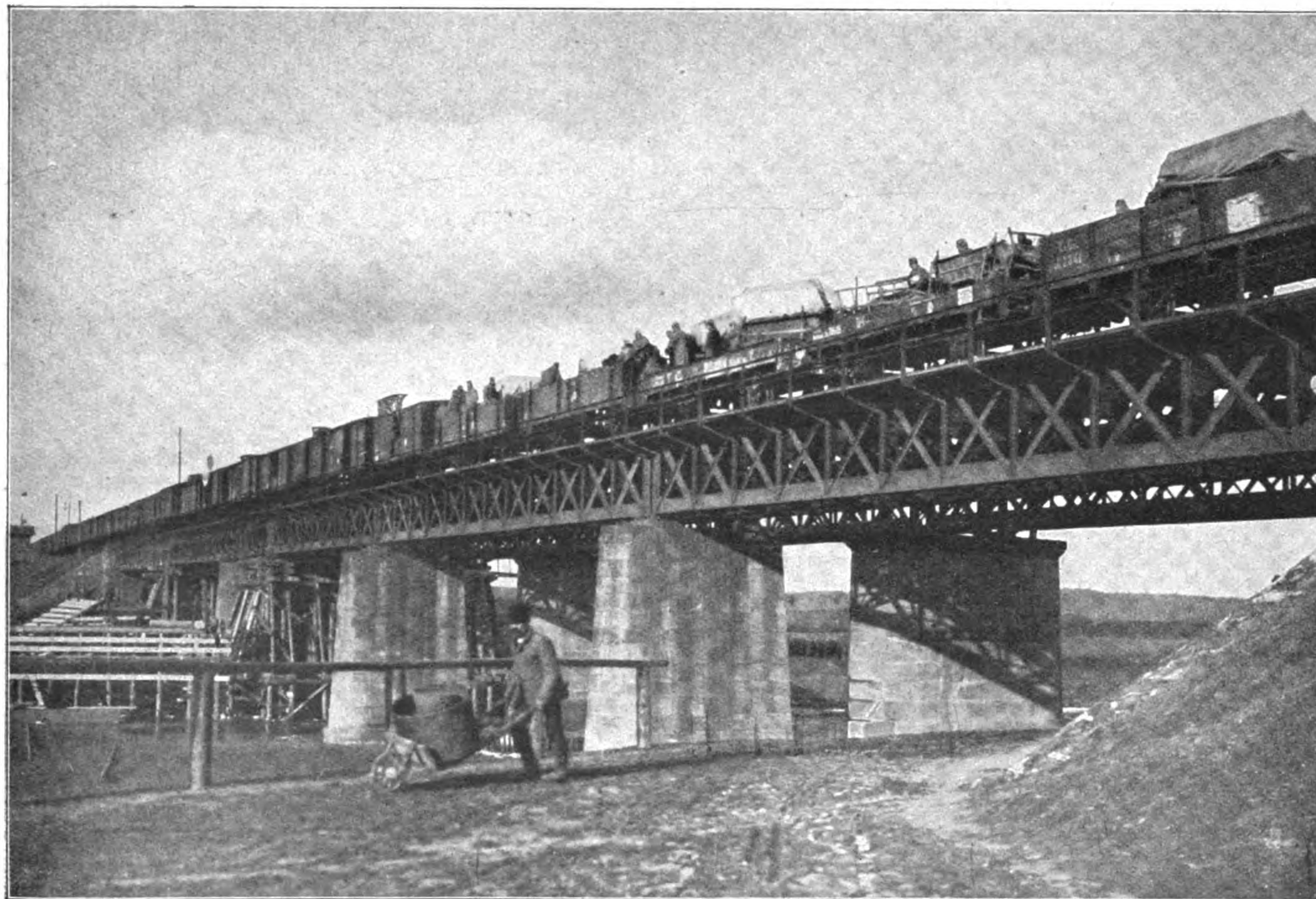
Die Versenkung der „Lusitania“ wurde von verschiedenen Seiten als eine von Deutschland gewonnene Seeschlacht bezeichnet, und diese Auffassung ist durchaus zutreffend, wenn man bedenkt, daß mit der „Lusitania“, wie schon erwähnt, 5400 Kisten Munition und noch zahlreiches anderes Kriegsmaterial untergegangen ist. Um ein Steigen der Versicherungsprämien zu verhindern, übernahm die englische Regierung sofort 60 Prozent aller abgeschlossenen Schiffsversicherungen. Die „Lusitania“ selbst war mit 80 Prozent ihres Wertes bei der Regierung versichert. Ihr Wert wurde auf 3 Millionen Pfund, gleich 60 Millionen Mark, angegeben. Dazu kommen noch der Wert der Ladung sowie die Lebensversicherungen der Ertrunkenen. In England kannte die Wut des Pöbels nach dem Bekanntwerden dieses großen Schlages keine Grenzen. In London, Liverpool und anderen Städten wurden die deutschen Geschäfte vom Mob gestürmt und geplündert und alles, was man fand, Möbel, Klaviere, sogar Treppengeländer, wurde zerschlagen. Die Polizei verhielt sich untätig oder war machtlos. Auch in den Vereinigten Staaten kam es zu Ausschreitungen, und der deutsche Gesandte erhielt Drohbriefe. Bemerkenswert ist bei dieser Sachlage eine Auslassung des in Kopenhagen erscheinenden deutschfeindlichen „Ekstrabladet“, in der es heißt:

„Weshalb soll die Torpedierung schrecklicher sein als



Phot. Rud. Balogh.

Wiederherstellung einer von den Russen gesprengten Eisenbahnbrücke durch österreichisch-ungarische Eisenbahnkompanien.

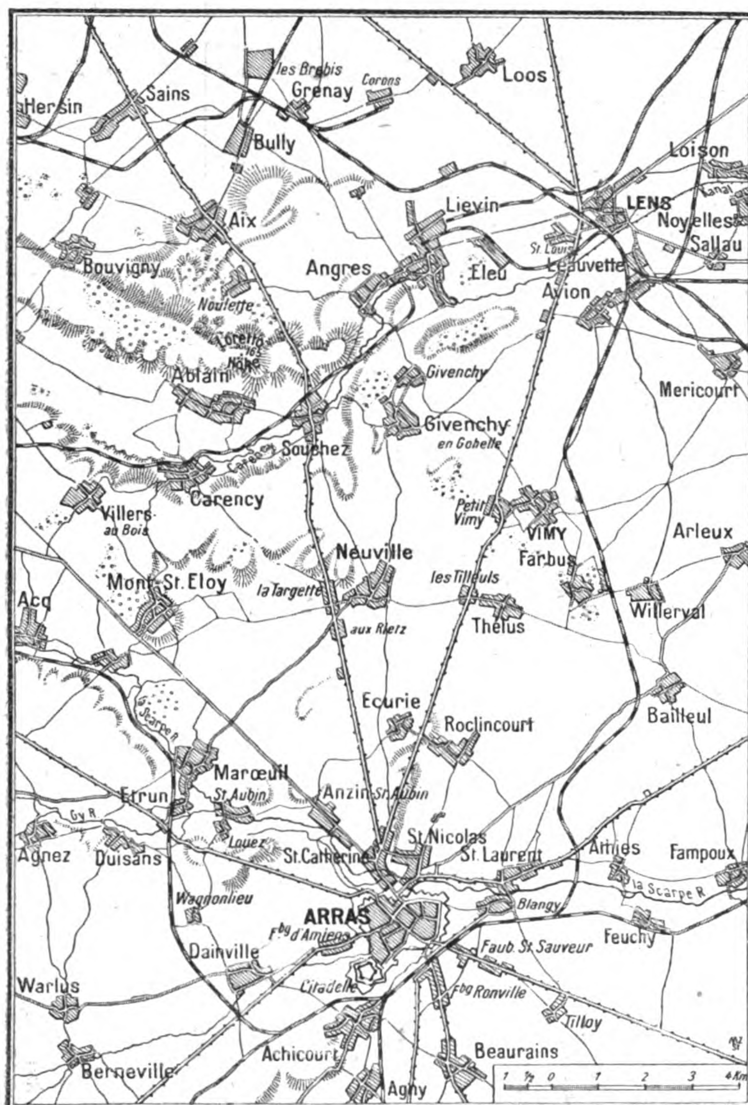


Phot. Rud. Balogh.

Die von den Russen gesprengte und von österreichisch-ungarischen Eisenbahnkompanien wiederhergestellte Eisenbahnbrücke.

alles andere, was im Kriege geschieht? Geschieht es doch jeden Tag, daß Frauen und Kinder getötet werden, wenn eine Stadt beschossen wird. Ist es doch nichts Neues, daß der Krieg nicht nach Alter und Geschlecht fragt. Es ist also nur Heuchelei, Hysterie oder Gedankenlosigkeit, wenn sich England, Frankreich, Rußland und Amerika jetzt entrüsten. Die russischen Greueltaten gegen Frauen und Kinder, das englische Verhalten gegen Deutsche in den Kolonien und das Verhalten der Franzosen in Marokko sind doch in aller Welt bekannt. Weshalb also ein Entrüstungsschrei?

Der einzige Gesichtspunkt bei der Kriegführung ist, ob sie wirkungsvoll ist. Es ist nichts Außergewöhnliches, daß jetzt die Engländer und Amerikaner über die deutsche Tat heulen; der Getroffene heult immer. Aber wir Un-



Karte zu den Kämpfen zwischen Arras und Lens (siehe den Artikel Seite 390).

beteiligten können doch einen solchen Standpunkt nicht einnehmen, wenn wir uns das Recht selbständigen Denkens wahren wollen. Der Gedanke, der sich uns zunächst aufdrängt, wenn wir die fürchterliche Katastrophe betrachten, ist Verachtung für die englische Prahlerei und die Engländer. Darin liegt nichts Verächtliches, daß Englands gewaltige Flotte nichts hat verhindern können. Aber verächtlich sind der Übermut und die Sorglosigkeit, mit denen man in allen Kreisen Englands und Amerikas die deutschen Warnungen aufnahm. Wenn man seine Sachen in vollster Ordnung hat, läßt es sich hören, daß man Übermut zeigt, selbst wenn es auch dann nicht gerade kleidsam ist. Aber England hatte ja seine Sachen keineswegs in Ordnung. Die englische Admiralität ist, obwohl ihr die stärkste Seemacht der Welt zur Verfügung steht, in der Tat völlig machtlos gegen deutsche Unterseeboote, die auf dem Meeresgrunde herankriechen und sich im geeigneten Augenblick in ein Schiff einbohren. O England, du, der Weltmeere stolze Beherrscherin, wo ist deine Herrschaft geblieben? Machtlos, mit den Händen im Schoß, mußt du die unsichtbaren deutschen Boote deine Gewässer beherrschen sehen. Was helfen dir deine stolzen Kreuzer, deine gewaltigen Schlachtschiffe und dein riesiges Aufgebot von Glanz und Herrlichkeit zur See? Sie sind ganz unnütz gegenüber der Kriegführung, die die Deutschen gewählt haben und mit glänzender Tüchtigkeit durchführen."

Und im Amsterdamer „Algemeen Handelsblad" vom 12. Mai lesen wir mit Bezug auf den Untergang der „Lusitania" die folgende Nachricht:

Die American Locomotive Company hat eine Bestellung auf Lieferung von 5 bis 6 Millionen Granatkartätschen im Wert von ungefähr 70 Millionen Dollars empfangen. Dies ist die größte Bestellung, die bis jetzt von den kriegführenden europäischen Staaten erteilt worden ist. Sie liefert der Locomotive Co. einen Gewinn von 10 bis 15 Millionen Dollars. — Frage: Wenn die Entrüstung des amerikanischen Volkes über den durch die sträfliche Gewinnsucht der Besitzer der „Lusitania" und die Gewissenlosigkeit der englischen Regierung verursachten Tod von 1500 Menschen so groß ist, wie groß wird sie erst werden, wenn man in Amerika allgemein erfährt, daß eine einzige Firma dieses neutralen Landes soviel Kartätschen liefert, daß die hundert- und tausendfache Zahl deutscher Soldaten damit umgebracht werden kann? —

Der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika und den Regierungen der neutralen Mächte in Europa ist durch die bei ihnen beglaubigten deutschen Vertreter eine Mitteilung folgenden Inhalts gemacht worden:

Die Kaiserliche Regierung bedauert aufrichtig den Verlust von Menschenleben durch den Untergang der „Lusitania", muß jedoch jede Verantwortung ablehnen. England hat Deutschland durch seinen Aushungerungsplan zu entsprechenden Vergeltungsmaßregeln gezwungen und das deutsche Anerbieten, für den Fall des Aufgebens des Aushungerungsplanes den Unterseebootkrieg einzustellen, mit verschärften Blockademaßnahmen beantwortet. Englische Handelschiffe können schon deshalb nicht als gewöhnliche Kauffahrteischiffe behandelt werden, weil sie gewohnheitsmäßig armiert sind, wiederholt durch Rammen Angriffe auf unsere Schiffe unternommen haben und schon aus diesem Grunde eine Untersuchung ausgeschlossen ist. Der englische Parlamentsekretär hat noch jüngst auf eine Anfrage Lord Beresfords erklärt, daß nunmehr so gut wie alle englischen Handelschiffe bewaffnet und auch mit Handgranaten versehen seien.

Übrigens gibt die englische Presse offen zu, daß die „Lusitania" mit gefährlichen Geschützen ausgerüstet war.

Der Kaiserlichen Regierung ist ferner bekannt, daß die „Lusitania" auf ihren letzten Reisen wiederholt große Mengen Kriegsmaterial beförderte, wie überhaupt die Cunard-Dampfer „Mauretania" und „Lusitania" infolge ihrer Schnelligkeit als besonders geschützt gegen Unterseebootangriffe betrachtet und mit Vorliebe zum Transport von Kriegsmaterial benutzt wurden. Die „Lusitania" hatte auf der jetzigen Reise erwiesenermaßen 5400 Kisten Munition an Bord. Auch die sonstige Ladung war größtenteils Konterbande. Vor Benutzung der „Lusitania" war, abgesehen von allgemeiner deutscher Warnung, noch durch den Botschafter Grafen Bernstorff besonders gewarnt worden. Die Warnung fand jedoch seitens Neutraler keine Beachtung, seitens der Cunard-Linie und der englischen Presse sogar frevelhafte Verhöhnung. Wenn England auf diese Warnung hin jede Gefährdung des Schiffes bestritt, das Vorhandensein ausreichender Schutzmaßregeln vortäuschte und die Reisenden so zur Mißachtung der deutschen Warnung und zur Benutzung eines Schiffes verführte, das nach Armierung und Ladung der Versenkung verfallen war, so trifft die Verantwortung für den von der Kaiserlichen Regierung aufs tiefste beklagten Verlust von Menschenleben ausschließlich die Königlich Großbritannische Regierung. —

Gleichzeitig mit der Torpedierung der „Lusitania" wurde noch eine andere Tatsache bekannt, die ein bezeichnendes Licht auf den Mangel an Organisation in England warf. Das Ereignis lag wohl einen Monat zurück, und die Engländer hätten es am liebsten ganz vertuscht, wenn es nicht wider ihren Willen ans Tageslicht gekommen wäre. Anfang April brachte eine große Anzahl von Meldungen



Phot. W. Braemer, Berlin.

Zu den Kämpfen um die Lorettohöhe nordwestlich von Arras: Unsere erste Schützenlinie vor Arras an einer von ihr genommenen Straßenbarrikade. (Die hinteren Häuser sind von Franzosen besetzt.)

aus Norwegen übereinstimmend die Nachricht, daß in der Nähe von Bergen an der norwegischen Küste in der Nacht vom 7. zum 8. April eine heftige Seeschlacht zwischen englischen und deutschen Schiffen stattgefunden habe. Auch aus See kommende Schiffe berichteten, daß sie Geschwader von Kriegschiffen gesehen und in der fraglichen Nacht Geschützfeuer und Scheinwerferleuchten beobachtet hätten. Diese Nachrichten erschienen damals unglaubwürdig. Da kam Anfang Mai Licht in das Dunkel, das bis dahin über diesem Seegefecht geschwebt hatte. Ein an den gefangenen



Sturm auf die Lorettohöhe.
Nach eigenen an Ort und Stelle gefertigten Skizzen gezeichnet von E. Zimmer.

Kommandanten des englischen Unterseeboots „AE 2“, das in den Dardanellen vernichtet wurde, gerichteter, vom 11. April datierter Brief, der in unsere Hände fiel, sagte über die Nordseeschlacht, die in der Woche vorher stattgefunden haben sollte, folgendes:

„‚Superb‘ gesunken, ‚Warrior‘ sinkend, ohne daß die deutsche Marine Verluste hätte. Freitag, 9. April, lief schwer beschädigt eine Anzahl Kreuzer ein, ‚Lion‘ fürchterlich zugerichtet. Der offizielle Bericht verschweigt alles, was sehr unrecht ist.“

Übereinstimmend hiermit besagten zuverlässige Nachrichten von neutraler Seite, die bald nach der Schlacht bekannt wurden, daß eine Reihe mehr oder weniger mitgenommener großer und kleiner Schiffe in die englischen Häfen eingelaufen sei, um ihre auf damals noch unerklärliche Weise erlittenen Beschädigungen auszubessern. Insbesondere an der Mündung des Tyne war dies der Fall. Auch in den Firth of Forth wurde ein am Backbordbug beschädigter Kreuzer eingeschleppt. In die Themse fuhr ein Linienschiff mit schwerer Steuerbordschlagseite ein. In Dover lag ein Großkampfschiff mit starker Backbordschlagseite, bei dem die obere Hälfte des hinteren Schornsteins fehlte.

Aus welchem Grunde die norwegische Zensur damals alle Erörterungen und Telegramme über die Schlacht, die ja in ihren Einzelheiten von mehreren Stellen wahrgenommen worden war, unterdrücken mußte, wurde jetzt erklärlich. Erklärlich auch der Eifer, mit dem die britische Admiralität in Abrede stellte, daß eine Seeschlacht zwischen der deutschen und der englischen Flotte stattgefunden habe. Sie hatte recht mit dieser Bekanntmachung. Die deutsche Flotte hatte an dieser Schlacht keinen Anteil. Da neutrale Schiffe nicht in Frage kamen, konnte es sich nur um eine gegenseitige Bekämpfung britischer Geschwader handeln, die sich im Dunkel der Nacht nicht erkannt hatten. Die Schiffe „Superb“ und „Warrior“ gehörten zum wertvolleren Teil der britischen Kriegsmarine, und ihr Untergang in jener seltsamen „Seeschlacht“ bedeutet für die englische Seemacht einen empfindlichen Verlust.

Auch unsere Luftflotte rührte sich wieder, um den englischen Inselbewohnern zu Gemüte zu führen, daß sie sich im Kriege befinden. Am 14. April, abends gegen acht Uhr, erschien eines unserer Marineluftschiffe über der Tynemündung, gegen die es Bomben schleuderte. Unter dem Schutze der Dunkelheit warf es über Blyth, 20 Meilen von Newcastle (siehe die Karte Seite 116), einige Bomben ab. Sodann wurde das Luftschiff über Wallsend, Seaton, Burn und Cramlington gesehen. Bei der Rückkehr erschien es wieder über Wallsend, nahe bei Newcastle. Als es gemeldet wurde, löschte man alle Lichter und griff sogleich hier wie an den anderen Küstenplätzen zu Maßregeln, um es zu verjagen. Von dem Schaden, der hier angerichtet wurde (siehe auch unser Bild Seite 382, das die Wirkung einer solchen Fliegerbombe veranschaulicht), erfuhr man nichts Genaues; Londoner Meldungen stellten ihn als unbedeutend hin. Wie sich später herausstellte, wurde aber bei diesem Angriff ein englisches Schlachtschiff erheblich beschädigt. Die Reise, die unser Marineluftschiff über englisches Gebiet zurücklegte, war zwar nicht sehr weit, bedrohte aber im äußersten Norden Englands und unfern Schottlands in der Grafschaft Northumberland ein durch seinen Kohlenbergbau, seine Eisenhämmer und Glashütten reiches Gebiet und zeigte vor allen Dingen auch, daß der für den englischen Handel so außerordentlich wichtige Tynefluß mit South Shields und Newcastle und den an diesen Plätzen befindlichen Eisenwerken, Fabriken und Schiffswerften vor deutschen Bomben nicht mehr sicher sei, sondern jederzeit von unseren Luftschiffen bedroht werden könne.

Noch mitten in der Freude über den wohlgelungenen Angriff eines deutschen Marineluftschiffes auf die Tynemündung im Norden Englands, traf das deutsche Volk die erfreuliche Kunde, daß bereits 24 Stunden später die Bewohner Englands abermals vom Surren der Zeppelinpropeller aufgescheucht und in neue große Erregung versetzt worden seien. In der Nacht vom 15. zum 16. April statteten mehrere Marineluftschiffe, von Flugzeugen begleitet, dem südlichen Teile der Ostküste Englands einen unheimlichen Besuch ab. Nach dem amtlichen Bericht wurden verschiedene verteidigte englische Plätze erfolgreich mit Bomben belegt. Nach Londoner Meldungen wurden in den Grafschaften Suffolk und Essex 24 Bomben geworfen, wodurch ein Holzmagazin im Werte von 200 000 Mark infolge Brandes vernichtet und sechs Häuser zerstört wurden, fünf weitere in Brand gerieten. Lowestoft, eine Stadt mit regem Schiffsbau, 16 Kilometer weiter südlich Southwold, Heybridge, wo bedeutende Salzwerke liegen, das gewerbfleißige Maldon am Zusammenfluß des Blackwater mit dem Chelmer — alles Orte, die wegen ihrer Lage an der Küste mit Verteidigungsmitteln ausgerüstet worden waren und deshalb angegriffen werden durften — wurden von den Zeppelinen mit Bomben beworfen; ferner erschien ein deutsches Flugzeug südlich der Themse über Sittingbourne, nur 12 Kilometer südlich von Sheerneß, und warf dann auch noch über Faverham, 15 Kilometer östlich von Sittingbourne, Bomben ab.

Die Marineluftfahrzeuge konnten, durch das Frühlingswetter Ende April und Anfang Mai begünstigt, eine sehr viel lebhaftere und erfolgreichere Tätigkeit über der Nordsee entfalten als vordem. Namentlich in der Bekämpfung der feindlichen Unterseeboote waren sie glücklich. Es liegt in der Art dieses Kampfes, daß nicht in allen Fällen Erfolge eines Bombenangriffs aus der Höhe mit Sicherheit gesehen werden können, weil Unterseeboote, wenn sie mit Bomben angegriffen werden, meist tauchen, wobei zunächst nicht zu erkennen ist, ob dieses Tauchen durch einen Treffer veranlaßt wurde oder nicht. Immerhin gibt es gewisse Anzeichen für eine ernste Beschädigung, sei es, daß das getroffene Boot nicht mehr auftauchen kann oder daß es gerade wegen der erhaltenen Beschädigung auftauchen muß und dann mit Sicherheit das Opfer neuer Bomben wird.

Hiernach können wir annehmen, daß tatsächlich die Verluste an englischen Unterseebooten in der Nordsee größer sind, als sie in den amtlichen Bekanntmachungen angegeben wurden, die ja stets nur das sagen, was mit unbedingter Gewißheit geschehen ist. Daß es dabei am 3. Mai zu einem ganz regelrechten Gefecht zwischen Unterseebooten und Luftschiffen kam, ist unzweifelhaft die neueste Kampferscheinung. Englische Unterseeboote griffen vereint aus großer Entfernung ein Luftschiff mit Geschützen an, das nun seinerseits zum Bombenangriff schritt, dem sich die U-Boote allerdings dann sehr bald durch Tauchen zu entziehen versuchten; dabei wurde das eine mit Gewißheit vernichtet (siehe unser Bild Seite 391).

Auch die Flotte unserer Verbündeten vollbrachte im April eine Großtat. Das österreichisch-ungarische Unterseeboot „U 5“, dessen Kommandant der Linienschiffleutnant Georg Ritter v. Trapp ist, torpedierte am 27. April im Jonischen Meer den französischen Panzerkreuzer „Léon Gambetta“. Wir haben darüber schon Seite 378 ausführlich berichtet. Die kühne Tat des österreichisch-ungarischen Unterseeboots rief in Italien, vor allem in fachmännischen Kreisen, lebhaften Widerhall hervor. Die Presse äußerte sich dahin, daß dieser Erfolg der Tüchtigkeit zuzuschreiben sei, mit der der Führer des Unterseebootes die ihm vorteilhaften Verhältnisse ausgenutzt habe. Infolge der günstigen strategischen Verhältnisse in der österreichischen Adria könne die verteidigende Flotte ruhig alle glücklichen Umstände abwarten und habe so eine lange Reihe von Erfolgen aufzuweisen, wie Abschlagung des Angriffs auf Cattaro, Versenkung des „Curie“, eines anderen Dreadnought und nunmehr auch des „Léon Gambetta“.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Sturm auf die Lorettohöhe.

(Hierzu die Bilder Seite 389 und die Kartenskizze Seite 388.)

Am 3. März entrissen unsere Truppen auf der Lorettohöhe dem Feinde 600 Meter Schützengraben, machten 8 Offiziere und 558 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 7 Maschinengewehre und sonstiges Kriegsmaterial. Das teilt der amtliche Bericht des Großen Hauptquartiers mit. Knapp, aber inhaltschwer. Eine genaue Beschreibung des Sturmes verdient weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Wir geben sie hier auf Grund des Berichts eines Mitkämpfers, den dieser an den „Schwäbischen Merkur“ sandte:



Kampf eines deutschen Marineluftschiffes mit englischen Unterseebooten.

Nach einer Tuschzeichnung von Heribert Bahndorf.



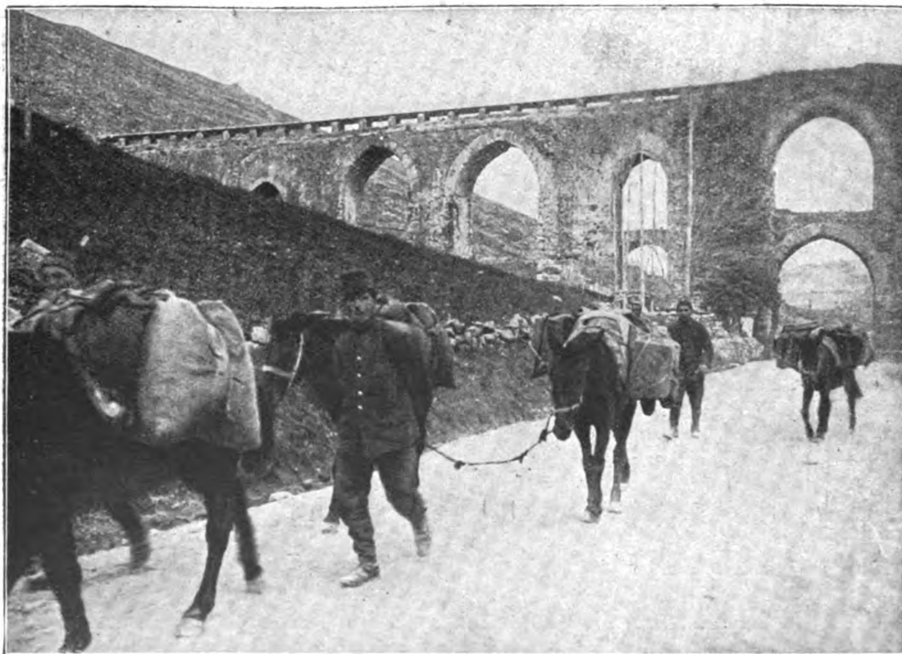
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Zur Front marschierende türkische Truppen in Bulgurlu (Kleinasien).

Zwischen Arras und Lens, in einer der fruchtbarsten Provinzen Frankreichs, liegt die Lorettohöhe. Eine kleine, in gotischem Stil erbaute Kapelle krönte sie ehemals. In Friedenszeiten das Ziel Tausender von frommen Pilgern, ist sie jetzt der heiß umstrittene Kampfplatz zweier um ihr Dasein ringender Völker. Da die Höhe ein sehr wichtiger Punkt zur Bekämpfung der Festung Arras war, so entschloß sich unsere Heeresleitung, sich in ihren Besitz zu setzen. Doch unsere Gegner hatten, in derselben Erkenntnis der strategischen Wichtigkeit dieser Höhe, ihre Gräben mit mächtigen Drahtverhauen umgeben, und eine kampferprobte Truppe besetzte die Stellung. Auch mangelte es nicht an Artillerie, die uns täglich ihre eisernen Portionen sandte. Schon monatelang lagen wir uns auf wenige Meter gegenüber. Durch eifrige Sappenarbeit beiderseits hatten sich die anfangs größeren Abstände auf 20—30 Meter verringert. Auch die Franzosen benutzten die modernen Mordwerkzeuge, wie Minen, Handgranaten usw. Unangenehm waren uns die Minen. Wer das Pech hat, von solch einem Ding getroffen zu werden, der wird buchstäblich in Atome zerrissen. Ein Glück nur, daß man sie fliegen sieht und daß sie nicht alle krepieren. Ein leichtes war es jedenfalls nicht, die Stellung zu nehmen, zumal die Franzosen einen Aufbau von fünf hintereinander gestaffelten Gräben hatten. Ein frontaler Angriff bot wenig Aussicht auf Erfolg und dann auch nur unter großen Opfern. Von diesen Erwägungen ausgehend, entschloß sich die Heeresleitung, die französischen Gräben zu unterminieren und sie dann in die Luft zu sprengen. Unsere Pioniere zeigten auch hier wieder ihre Meisterschaft und vollbrachten diese Kraft und Ausdauer fordernde Arbeit in etwa 3 Wochen. Gar mancher Schweißtropfen ist in den Minenschächten geflossen, mußte doch jeder Spatenstich Erde mit äußerster Sorgfalt abgestochen und zurückgebracht werden. Nebenbei gesagt wollten auch die Franzosen sich das Vergnügen machen, uns in die Luft zu jagen. Die Schächte waren unter die gegnerischen Gräben getrieben. Die Zeit war gekommen, wo die Stellung sturmreif war. Uns ward die Ehre zuteil, sie zu nehmen. Schon Wochen vorher hatte sich ein jeder mit diesem Gedanken vertraut gemacht. Am 1. und 2. März lag unsere Kompanie in Bereitschaft in Souchez, einer am Fuß der Lorettohöhe gelegenen Ortschaft. Am Vorabend des Sturmes ging es in Stellung, vorbei an dem zerschossenen Wäldchen nahe der Kirche in Souchez, wo die Franzosen Artillerie vermuteten. Vorbei an den zerschossenen Häusern des Dorfes nach dem nächstgelegenen Dorf Ablain. Der Ort ist von seinen Bewohnern verlassen, leere Fensterhöhlen starren uns entgegen. Jetzt ging es in den Hohlweg, der zur Stellung führte. Immer deutlicher hörte man das heimtückische Zischen der feindlichen Infanteriegeschosse, aber ohne Schaden langte die Kompanie oben an. Diese Nacht wurde noch fieberhaft gearbeitet, gegen Morgen war auch die letzte Arbeit beendigt. Ein jeder stand mit aufgepflanztem Seitengewehr an seinem ihm zugewiesenen Platz. Die Kompanie war in drei Abteilungen eingeteilt. Abteilung eins und zwei sollten vorgehen, während die dritte Abteilung mit Material, Sandsäcken, Schutzschilden usw. den Ausbau der französischen Stellung nach



Blick auf das Goldene Horn



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Eine türkische Lebensmittelkolonne auf dem Marsch.

deren Eroberung übernehmen sollte. Klopfenden Herzens erwarteten alle das Zeichen zum Angriff. Gegen sechs Uhr morgens fielen ein paar Schüsse unserer Artillerie, die aber nur den Zweck hatten, sich genau einzuschießen. Dann war wieder tiefer Friede, nur ab und zu unterbrochen von den Posten, die gewohnheitsgemäß einen Schuß abgaben. Unsererseits wurde eisiges Schweigen bewahrt; es war die Ruhe vor dem Sturm.

Der Zeiger rückte immer weiter vor. Der junge Tag rüstete sich. Da, es mochte gegen sieben Uhr sein, erschienen zwei rote Leuchtkugeln am Firmament. Lautlose Stille. Plötzlich ein erdbebenähnliches Zittern. Vor uns eine mächtige Rauchwolke; Erdmassen, Felsstücke und Menschenleiber flogen durch die Luft. Die in den Minenschächten befindlichen Pulverladungen waren losgegangen, gleichzeitig traten auch unsere Minenwerfer in Tätigkeit und übten ihr verderbenbringendes Handwerk aus. Sekundenlange Pause; jeder faßt seine treue Knarre fester. Nun eröffnete unsere Artillerie ein furchtbares Bombardement auf die französischen Gräben. Ein letzter Gedanke an die Heimat — dann 'raus aus der Deckung! Unsere Braven kletterten mit bewunderungswürdiger Gewandtheit aus dem Graben, obwohl durch das monatelange Schützengrabenleben die Glieder keineswegs gelenkig geworden waren. Im Sturmschritt arbeitete man sich an den ersten französischen Graben heran. Ein lebhaftes Feuergefecht entspann sich, das etwa 10 Minuten dauerte, dann ging es mit blanker Waffe in den Graben. Was sich wehrte, wurde niedergemacht. Da die Besatzung einsah, daß jeder Widerstand nutzlos war, so ergab sie sich, warf auf Aufforderung ihre Gewehre fort und begab sich in unsere Deckungsgräben. Da im ersten französischen Graben nun alles erledigt war, mußten wir uns nach weiterer Arbeit umsehen. Was lag näher, als der zweite feindliche Abschnitt? Mit Hurra ging es drauf los, ohne zu zaudern. Nach kurzem, wütendem Handgemenge ergab sich auch die Besatzung dieses Grabens. Einige versuchten in der Flucht ihr Heil, büßten jedoch durch wohlgezielte Schüsse ihre Unvorsichtigkeit. Mit der Eroberung dieses Abschnitts war die uns gestellte Aufgabe erfüllt, aber wir in unserem Siegestaumel ließen uns nicht halten. Im Sturm wurden auch noch die beiden nächsten Gräben genommen, ein Halten gab es nicht, und hätte unsere Artillerie nicht den hinter der Höhe liegenden Talgrund beschossen, wir wären noch weiter gerannt. Dieses alles vollzog sich so blitzschnell, daß zum Beispiel die im dritten Graben im Unterstand sitzenden französischen Offiziere von unserem Feldwebel beim Kaffeetrinken gestört wurden. Erst allmählich kamen die Franzosen zum Bewußtsein ihrer Lage. Ihre Reserven rückten vor, wurden aber stets von unserer mit großer Genauigkeit schießenden Artillerie zersprengt. Sie flüchteten in die am Steilhang eingebauten Unterstände. Jedoch zu spät; auch unsere Braven waren dort angelangt und säuberten die Unterstände mit Handgranaten. Nur wenige der Rothosen entkamen in den naheliegenden Wald, wohinein unsere Artillerie Hunderte von Schrapnellen sandte, die natürlich auch



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Türkischer Landsturmmann als Bahnwache.



...it türkischen Kriegsschiffen. Phot. Atelier Schaul, Hamburg.



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Ali Fuad Bey, Kommandeur der 25. Infanteriedivision, hält in der Wüste eine Abschiedsrede an die nach dem Kanal ziehenden Truppen.

noch ihre Opfer forderten. Um halb neun Uhr waren wir im Besitz von fünf französischen Gräben. Wie ein Wirbelwind hatten unsere Tapferen sie genommen und die Franzosen mit eisernem Besen hinausgefegt. Der Erfolg war unstreitig einer der wichtigsten im Bereich des 14. Armeekorps. Von der Lorettohöhe hat man einen wunderbaren Einblick auf mindestens 30 Kilometer in das hinter der französischen Linie liegende Gelände. Béthune kann ausgezeichnet beobachtet werden. Vor allen Dingen aber haben wir jetzt eine für Gegenangriffe bedeutend günstigere Stellung als vordem.

War dieses Ziel mit verhältnismäßig geringen Verlusten verbunden, so forderte das Halten der neuen Stellung mehr Opfer. Ein furchtbares französisches Artilleriefeuer setzte ein. Sämtliche Kaliber waren vertreten. Es war ein ohrenbetäubendes Krachen explodierender Geschosse auf dem Berge, der einer Feuersäule glich. Unaufhörlich kamen die furchtbaren Eisengrüße durch die Luft geheult, einem riesenhaften Maschinengewehrfeuer gleichend. Es hatte jeder das Gefühl, als befände er sich auf einem Vulkan. Eine erstickende Luft machte das Atmen fast zur Unmöglichkeit, da die modernen Ekrasit- oder Melinitgeschosse die Atmosphäre mit ihren giftigen Gasen verpesten. Die französischen Unterstände erwiesen sich als bombensicher, da sie etwa 7 Meter tief in die Erde eingegraben waren. Höchst wahrscheinlich sind sie auch von der in dieser Gegend ansässigen bergbautreibenden Bevölkerung mit großer Fachkenntnis angelegt worden. Als das Feuer nachließ, versuchten die französischen Reserven nochmals mit starken Kräften eine Wiedereroberung der Höhe. Sie wurden jedoch rechtzeitig entdeckt, und der Vorstoß brach zusammen. Furchtbar müssen die Verluste der Franzosen bei diesen Gelegenheiten gewesen sein. Immer wieder versuchten sie den Ansturm, um jedesmal mit blutigen Köpfen kehrt zu machen. Der Abend nahte, die Nacht deckte mitleidig die Verluste zu. Auch am 4. und 5. wiederholten sich die Angriffe, das Endergebnis war gleich Null.

Wie aber alle Unbequemlichkeiten einmal ein Ende nehmen, so auch der dreitägige Aufenthalt in den zerschossenen Schützengräben. Der Kompanieführer sammelte seine Leute, nachdem das ablösende Bataillon im Graben angelangt war. Frohen Mutes ging es nach Souchez und mit Gesang nach Lens, wo uns drei Tage Ruhe beschieden waren. In dieser Zeit konnte man seine Gedanken sammeln. Erst jetzt kam uns die volle Größe des Erfolges zur Erkenntnis. Gar mancher tapfere Feldgraue war freilich auf dem Felde der Ehre geblieben, viel deutsches Heldenblut ist geflossen. Loretto, ein klangvolles Wort, ebenbürtig dem Worte Spichern!

Kriegsbilder aus der Türkei.

(Hierzu die Bilder Seite 392 und 393.)

Über Thrazien, so entnehmen wir den Schilderungen eines nach der Türkei entsandten Spezialberichterstatters, da wo der Krieg zwei Jahre lang wütete, liegt es wie Vorahnung neuer Kämpfe. Die Strecke, die wir durchfahren, wird in geringen Abständen von Schildwachen bewacht. Rauhe und kräftige Gestalten sind es, die sich beim Vorüberfahren des Zuges in herbem militärischen Stolz kerzengerade neben ihren Bajonetten aufrichten. Die Jungtürken, die die Zügel in den Händen haben, zogen die alte Türkei in ein verfängliches Spiel, aber von soldatischem Geist und Organisation verstehen sie etwas. Die Regimenter, die sich in den Straßen Konstantinopels zeigen, sind ja zweifellos die schönsten. Aber auch die anderen Truppen hier in Thrazien sowohl wie auch längs des Bosporus und ebenso auf der anderen Seite der Dardanellen bestehen durchweg aus kraftvollen und flinken Soldaten, die geradezu auffallend gut gekleidet sind, das beste Schuhwerk und moderne Waffen tragen. Ein wirklich ausgezeichnetes „Menschenmaterial", um das fürchterliche Wort zu gebrauchen. Sehr häufig sieht man zwischen zwei Bahnhöfen neuangelegte Militärstationen für rasche Truppenbewegungen, von denen sich neue Nebenlinien abzweigen. Fast überall wird gearbeitet. Brückenbauten werden verstärkt, neue errichtet, lange Dämme aufgeworfen. Wie weit auch die Fahrt geht, überall klingt es metallisch von wuchtigen Hammerschlägen. Und alle die Arbeitertrupps werden angeleitet und befehligt von blauäugigen Menschen mit blonden Haaren; man merkt: Deutschland ist es, das der alten Türkei die Glieder stärkt. Schon seit langem geht das Gerücht, daß es an Kohlen fehle. Bisher hat indessen niemand etwas davon gewahr werden können. Vielleicht entstand die Furcht nur, als in den ersten Märztagen die russische Flotte Heraklea und Zonguldak am Schwarzen Meer — das türkische Kohlenbecken — beschoß. Gleich darauf aber verbreitete sich die Nachricht, daß die Regierung große Kohlenvorräte in Panderma aufgespeichert habe. Ob die Kunde nur zur Beruhigung der Bevölkerung dienen sollte oder Wahrheit war — Tatsache ist, daß sämtliche Betriebe im Gang sind. Woran es gewiß in absehbarer Zeit nicht fehlen wird, das sind Waffen und Munition. Deutschland und in kleinerem Umfang auch Österreich-Ungarn haben hier gewaltige Mengen zusammengebracht. Tausende von Munitionskisten, ganze Züge von jedem nur möglichen Kriegsmaterial sind eingetroffen. Auch auf den toten Geleisen der thrazischen Stationen sehe ich lange Reihen geschlossener Wagen mit der weithin leuchtenden Aufschrift: Feuergefährlich! und wasserdichten Überzügen, die die Ziffern deutscher Fabriken tragen. Die Wagen kommen aus Dede-Agak und sind nach Konstantinopel bestimmt, wurden also über Bulgarien geleitet, das jetzt ein guter Nachbar ist. Erst kürzlich konnte man wieder in den Zeitungen lesen, mit welcher Herzlichkeit eine Abteilung bulgarischer Soldaten einen vorüberfahrenden türkischen Militärzug begrüßte und mit wie begeisterten Zurufen ihnen gedankt wurde.

Ein sonniger, frühlingsheller Tag bricht über Konstantinopel an, wo sich der Lenz in diesem Jahr ganz unverantwortlich spät eingestellt hat. Verlockend glänzt zwischen den zypressen- und villenbesäten Ufern der silbrige Bosporus in wundersam durchsichtiger Himmelsbläue. Der Aufforderung ist nicht zu widerstehen. Sehen wir also einmal zu, was auf der anderen Seite gegen Rußland vorgeht.

An der Galatabrücke liegt der Dampfer bereit. Eine Einschränkung des Kurses scheint nicht zu bestehen — niemand hat etwas einzuwenden, als wir unsere Fahrkarten bis zum Endpunkt lösen. So können wir doch wenigstens sehen, wo sich der Teil der türkischen Flotte befindet, der den Eingang ins Schwarze Meer bewacht, können die hochberühmte „Goeben" bewundern, über die seit ihrem russischen Abenteuer soviel gesprochen wird. Ihr Schwesterschiff, die „Breslau", die auch so manches schon erlebt hat, liegt im Goldenen Horn vor Anker, wo sie ein Hofstaat von türkischen Kanonenbooten, zahllosen vom Krieg hier zurückgehaltenen Segelschiffen und einigen großen deutschen Dampfern umgibt, die sich noch rechtzeitig genug hierher flüchten konnten. Die Mannschaften der beiden deutschen Kreuzer, die die ersten Kanonenschüsse der Türkei abfeuerten, ja noch vor der Kriegserklärung Odessa, Noworossiiks und die russischen Kreuzer im Schwarzen Meer beschossen (siehe Seite 27), sind im Handumdrehen türkisch geworden. Wie ihre Schiffe statt der deutschen Farben jetzt den türkischen Halbmond und den weißen Stern im roten Felde tragen, so hat sich die Mannschaft den Fes statt der Matrosenmütze aufgesetzt. Der Admiral Suchon von der „Goeben" befehligt die gesamte türkische Streitmacht zur See.

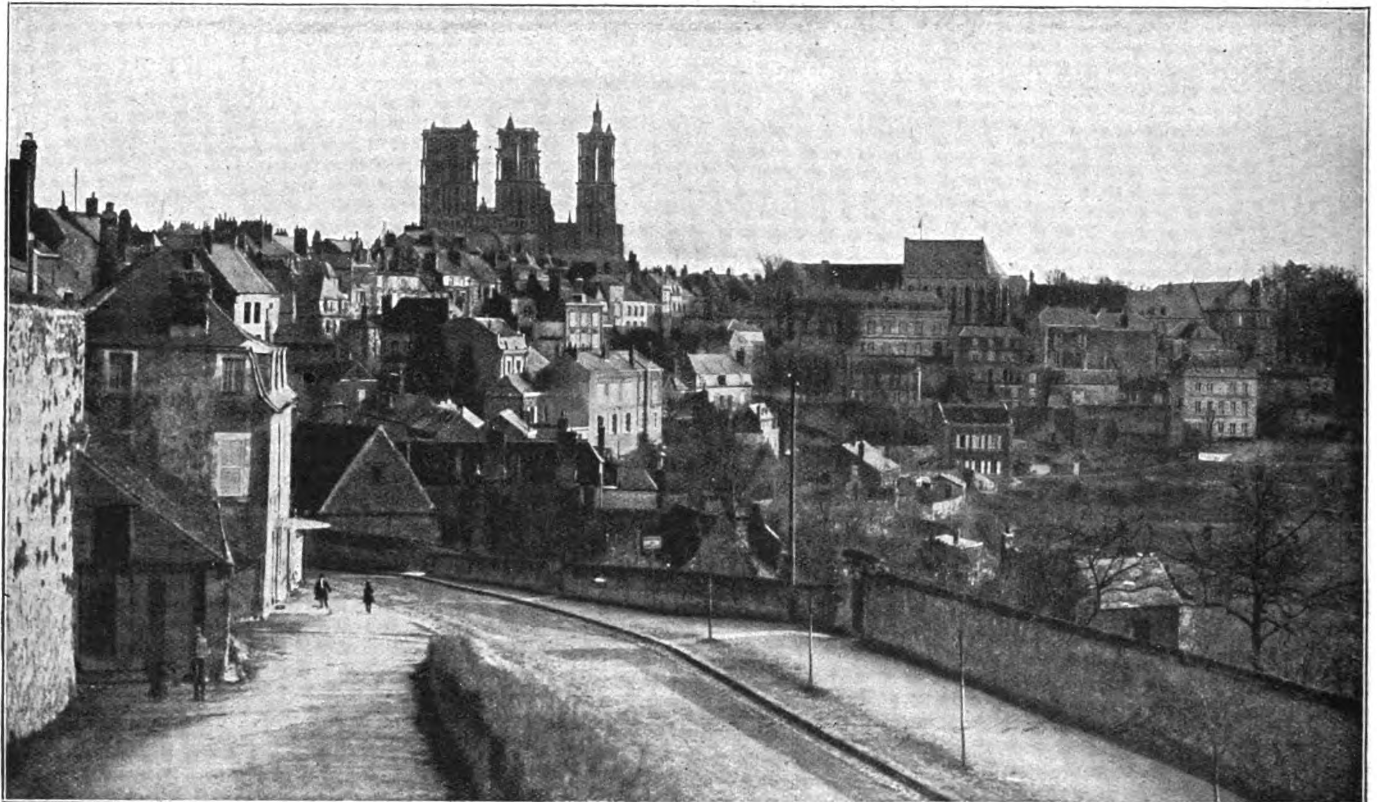
Vom europäischen Ufer gleiten wir auf sanften Wogen zum asiatischen Gestade hinüber, an den weißen Wundern des kaiserlichen Palastes von Ceragan und den berühmten Sommersitzen der englischen und amerikanischen Fremdenkolonie vorüber, und gelangen durch die berühmte Meerenge zwischen den in Ruinen liegenden alten Forts von Rumeli Hissar und Anadoli Hissar nach Stenia und Terapia, das diesmal wohl vergebens des regen sommerlichen Treibens warten wird, dem es seine Beliebtheit verdankt. Mit uns machen mehrere Offiziere und zahlreiche Unteroffiziere die Fahrt mit, um sich in die zu Kasernen umgebauten ehemaligen Paläste, Wirtshäuser und Moscheen zu begeben. Auch in Konstantinopel sind die Soldaten vielfach in Moscheen einquartiert. Sehenswürdigkeiten kann man jetzt nicht mehr bewundern: die Moscheen, die Gärten des Serails, der Park der sieben Türme sind jetzt Wohnstätten der Soldaten. Fast vor jedem größeren Gebäude steht ein Soldat, der einem bedeutet: Eintritt verboten! Hier am Bosporus ist es nicht anders. Dazu genießt man noch das Schauspiel in langer Reihe aufgestellter Kanonen, zu Haufen gestapelten Kriegsmaterials und ganzer Artillerieparks. In Stenia liegen einige türkische



Eine Waffentat des ostpreußischen Landsturms.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

Kanonenboote vor Anker, und unter ihnen sieht man den riesigen Schiffskörper der in der Ausbesserung befindlichen „Goeben". Dreimal ist sie auf Minen gefahren, die ihr den Schiffskiel und eine Seite zerschmetterten, aber ihre kräftige Natur hat die drei Explosionen überdauert, und die Deutschen und Türken bedauern nur, daß sie wohl schwerlich mehr ihre einstige Geschwindigkeit erlangen wird. Wir fahren in die letzte Verengung des Wasserlaufes ein, die zu allen Zeiten stark befestigt wurde und noch jetzt auf beiden Ufern die Ruinen der von den Genuesern errichteten Befestigungen trägt, um die einst Venezianer und Byzantiner Kämpfe führten. Der Himmel ist grau hier, die Luft wird kühl, es scheint, als ströme über diesen goldenen orientalischen Frühling plötzlich der eisige Atem russischen Winters. Am fernen Horizont kreuzen weit hinten auf offener See die den Eingang bewachenden Kriegsschiffe. Langsam fahren wir zwischen ihnen hindurch, von den Kommandobrücken her scharf beobachtet, und landen bei Kavak auf der asiatischen Seite. Wir haben aber kaum Zeit festzustellen, daß es von Soldaten, Offizieren und berittener Artillerie dort wimmelt, als mein Freund und ich auch schon in festen Gewahrsam gebracht werden. Allmählich gelangen wir zu der niederschmetternden Einsicht, daß wir eine verbotene Zone beschritten haben. Unter militärischer Bedeckung werden wir schließlich mit dem letzten Dampfer in verschlossener Kabine nach Konstantinopel gebracht, wo mein Freund um neun Uhr abends das Glück hat, im Kriegsministerium in Freiheit gesetzt zu werden, während man mich der Polizei überantwortet. In dem mir als Nachtquartier angewiesenen Raum haben sich bereits einige Araber und Armenier zusammengefunden, die nicht wenig über das Erscheinen eines anständig gekleideten Menschen erstaunt sind und mir erzählen, daß sie sich dort bereits seit zwei bis drei Monaten befinden. Sehr einladend in der Tat. So malerisch die Umgebung war, konnte ich doch nicht behaupten, daß sie mir besonders zusagte. Nach Mitternacht wurde ich endlich erlöst, werde aber seit jenem Tage auf Schritt und Tritt beobachtet. Nehmt es euch deshalb zu Herzen: der Bosporus ist eine gefährliche Straße!



Die von den Deutschen besetzte Stadt Laon.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Eine Waffentat des ostpreußischen Landsturms.

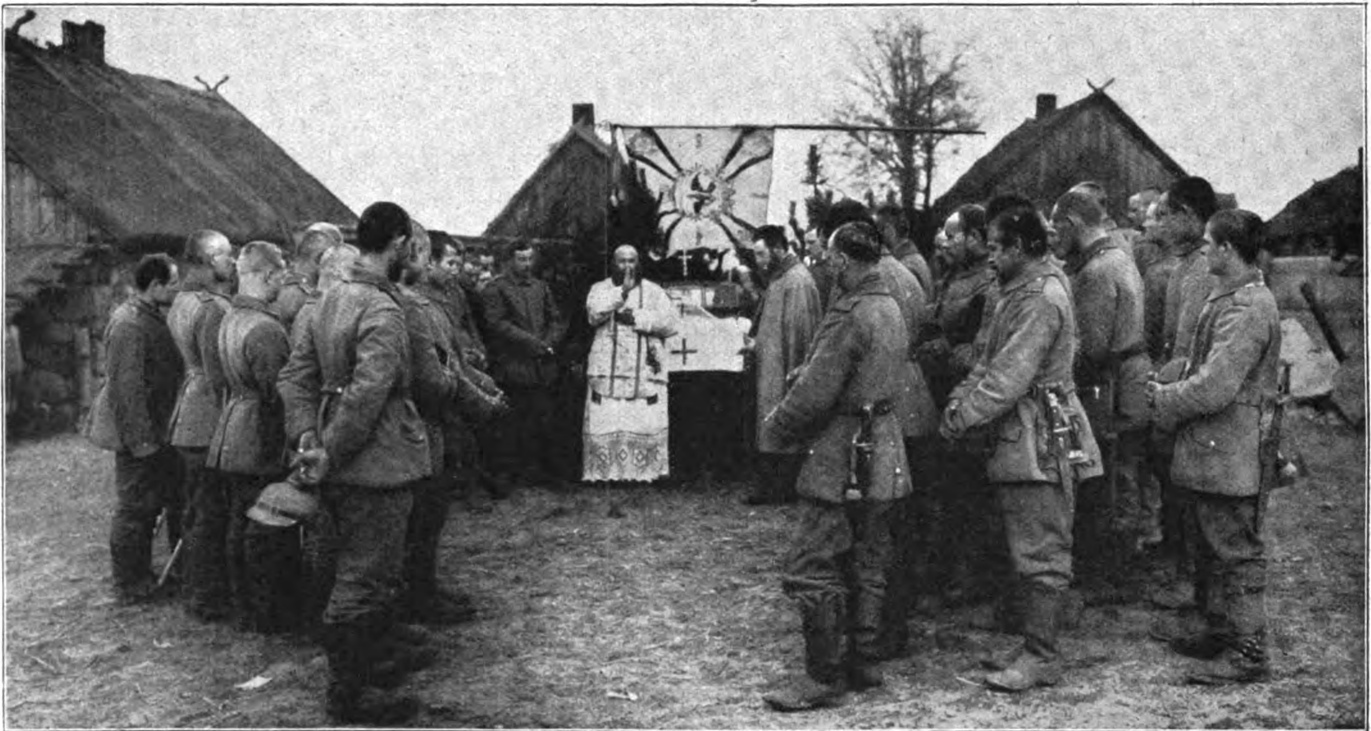
(Hierzu das Bild Seite 395.)

In den siegreichen Kämpfen am Wystiter See (siehe auch die Karte Seite 224/225) und am Rande der Romintener Heide haben drei Landsturmkompanien einen Sturmangriff auf russische Schützengräben gemacht und dabei fast ein russisches Regiment sich gegenüber gehabt. Ein Landsturmhauptmann berichtet im „Kgb. Tgbl." über die tapfere Tat wie folgt: Am 5. Oktober hatte eine deutsche Truppenabteilung eine im Wald gelegene Enge infolge heftiger Beschießung durch feindliche Artillerie räumen müssen, und der Platz war von den Russen besetzt worden. Nach Eintritt der Dunkelheit erhielten drei Landsturmkompanien den Befehl, im Bajonettangriff die Russen aus dem Wald hinauszuwerfen und die von den deutschen Truppen am Tag geräumten Stellungen wieder zu besetzen. Die Landstürmer überraschten eine Feldwache und stürmten mit Hurra in den Wald, vom Feind mit Maschinengewehr und Gewehrfeuer empfangen. Sie nahmen 1 Oberst, 4 andere Offiziere und 400 Mann gefangen und erbeuteten 7 Maschinengewehre, zahlreiche Patronen und 2 Taschen mit Papieren. Unsere wackeren drei ostpreußischen Landsturmkompanien hatten bei dieser Heldentat fast ein ganzes russisches Regiment zum Gegner. Als der russische Oberst erfuhr, daß nur drei Kompanien Landsturm den so erfolgreichen Angriff durchgeführt hatten, schüttelte er den Kopf und wollte es nicht glauben.

Die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes und die Organisation des Militäreisenbahnwesens im Kriege.

(Hierzu das Bild Seite 386.)

Die Kriegführung der Gegenwart beruht auf den Leistungen der Eisenbahn! Die Bewegung der Millionenheere, das Operieren mit den ungeheuren Truppenmassen auf den weiten Räumen, wie sie der gegenwärtige Krieg in die Erscheinung treten läßt, sind ohne die Eisenbahn ganz undenkbar. Tannenberg, Kutno, die Winterschlacht in Masuren, die große deutsch-österreichische Offensive, die am 2. Mai in Galizien eingesetzt hat, beruhen auf dem vorhergegangenen Eisenbahnaufmarsch der Truppen. Vor allem darf aber nicht vergessen werden, daß der größte Erfolg dieses Feldzuges, der in einem ununterbrochenen Zuge das deutsche Westheer tief nach Frankreich hinein bis nahe an Paris geführt hat, nur möglich war dank dem glänzend verlaufenen ersten Eisenbahnaufmarsch des deutschen Heeres. Ausgeführt wurde er von den deutschen Eisenbahnen, im Frieden vorbereitet und ausgearbeitet bis in alle Einzel-



Katholische Feldmesse und Abendmahlspendung vor einer Schlacht in Rußland (hinter Borkowo). Phot. A. Grohs, Berlin.

heiten von den Militäreisenbahnbehörden, an deren Spitze die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes steht.

Die Eisenbahnabteilung ist im Frieden weitaus die stärkste des Generalstabes; zu ihr gehören zahlreiche Generalstabsoffiziere, Offiziere der Eisenbahnabteilung, die später Linienkommandanten werden, sowie zum Generalstab kommandierte Oberleutnante; im Winter, der Hauptarbeitszeit, wird die Abteilung noch aus anderen Abteilungen erheblich verstärkt. Sie bearbeitet außer den reinen Friedensangelegenheiten alle Kriegsvorbereitungen, die in unmittelbarem oder mittelbarem Zusammenhang mit den Eisenbahnen stehen. Entscheidende Bedeutung für die Schlagfertigkeit eines Volksheeres gewinnt die gewaltige Eisenbahntransportbewegung, die im Augenblick der Mobilmachung einsetzen muß, um zunächst die Friedenstruppenteile und die Neuformationen auf den Kriegsstand zu bringen. Diese Bewegung geht der Versammlung des Heeres an den Grenzen im allgemeinen um einige Tage



Der große Gottesdienst auf dem Militärfriedhof bei Laon. Phot. A. Grohs, Berlin.

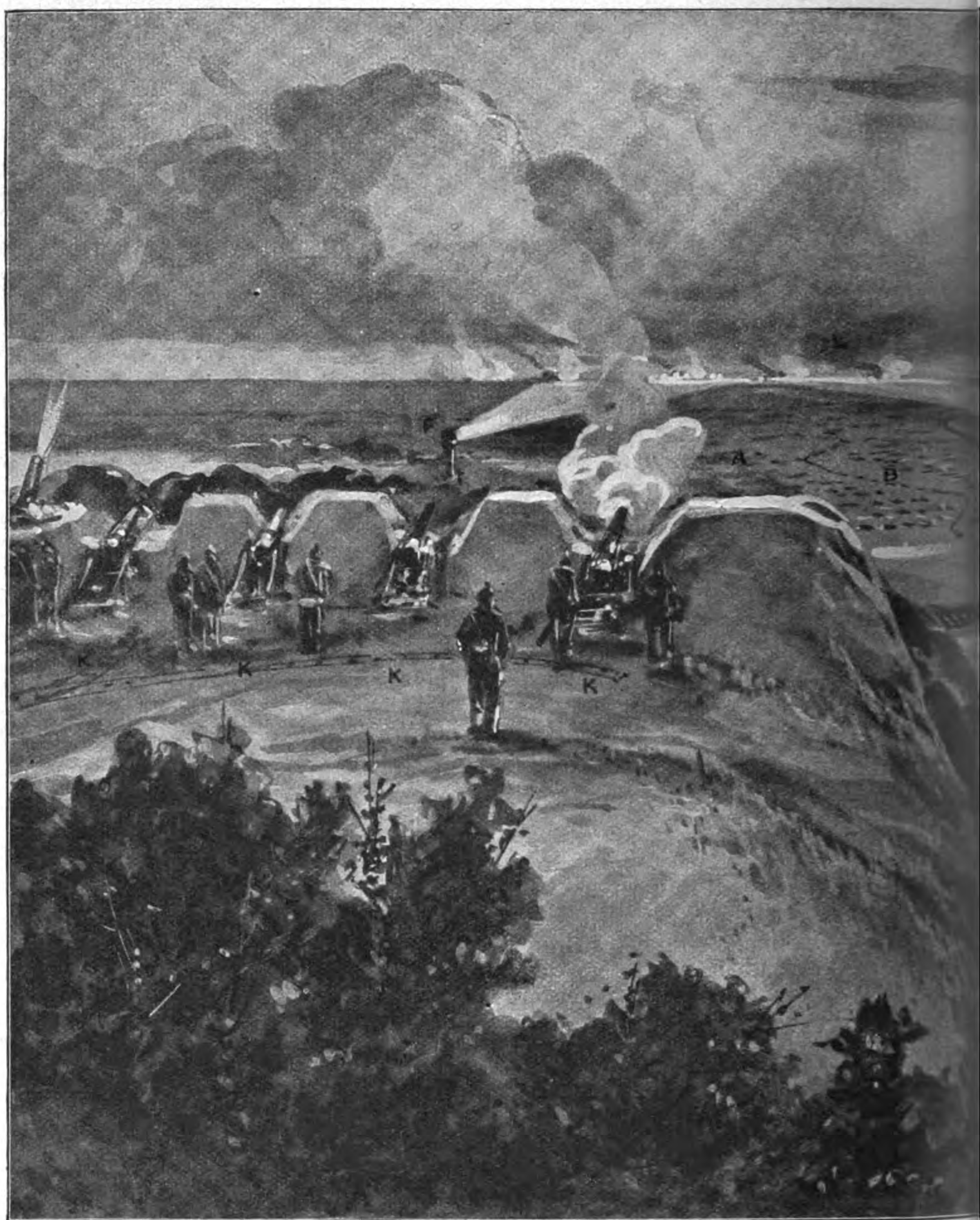
Vor einiger Zeit wurde bei Laon (siehe auch das Bild Seite 396) ein deutscher Militärfriedhof errichtet, auf dem unsere gefallenen tapferen Helden nun feierlich bestattet werden. Unlängst fand dort ein großer Kriegsgottesdienst statt, an dem auch Exzellenz v. Heeringen mit seinem Stabe und viele andere höhere Offiziere teilnahmen.

voraus, beide Bewegungen greifen aber vielfach ineinander über. Der Geschichtschreibung nach dem Kriege wird es vorbehalten bleiben, den Schleier, der zurzeit noch über unserem Eisenbahnaufmarsch ausgebreitet ist, zu heben. Eines kann jetzt schon gesagt werden, daß die Eisenbahnen mit ihrer Leistungsfähigkeit und Schnelligkeit imstande sind, die Schlagkraft des Heeres ganz erheblich zu steigern, daß also der Ausbau des Eisenbahnnetzes für die Landesverteidigung an erster Stelle stehen muß.

Dem Chef der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes fällt die Verantwortung für alle Kriegsvorbereitungen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens zu. Von früheren Chefs seien genannt: v. Brandenstein, v. Keßler, v. Oberhoffer, v. Budde, der spätere Minister. Seit 1912 stand an der Spitze der Eisenbahnabteilung der württembergische Oberst Groener (Bild Seite 386), der bei Ausbruch des Krieges zum Chef des Feldeisenbahnwesens im Großen Hauptquartier ernannt wurde und damit die Leitung des gesamten Eisenbahndienstes für Kriegszwecke auf den Bahnen der Heimat und des Kriegschauplatzes übernahm. Die Eisenbahnabteilung selbst löste sich zum größten Teil bei der Mobilmachung auf; ihre Offiziere traten teils zum Stabe des Chefs des Feldeisenbahnwesens, teils als dessen Beauftragte zu den höchsten Kommando- und Etappenbehörden über. Für den Osten wurde ein zweiter Chef bestimmt, der jedoch dem Chef im Großen Hauptquartier unterstellt blieb, damit die einheitliche Leitung auf allen Eisenbahnen gewährleistet sei.

Während vor Jahren die Ansicht vertreten war, die sogenannten Feldbahnen (60 Zentimeter Spurweite) würden in einem Zukunftskriege die Hauptrolle für die Versorgung des Heeres spielen, hat der gegenwärtige Krieg den Beweis geliefert, daß auf die Dauer allein die Vollbahnen die Bedürfnisse der riesigen Truppenmassen zu befriedigen vermögen, ganz abgesehen davon, daß die Vollbahnen für Heeresverschiebungen von einem Flügel zum anderen, von einem Kriegschauplatz zum anderen, ebenso wie für die taktische Verwendung der Truppen unentbehrlich sind. Mit unerwarteter Schnelligkeit ist die Wiederherstellung der Vollbahnen dem Vormarsch des Heeres gefolgt, indem der Chef des Feldeisenbahnwesens die ihm unterstellten Eisenbahnbautruppen gleichzeitig mit dem Überschreiten der Grenze durch unsere Kavallerie in Feindesland hineinsandte, so daß die Eisenbahnbaukompanien in einigen Fällen sogar vor den Vorposten an der Wiederherstellung der Eisenbahnen arbeiteten. Jetzt führen Vollbahnen auf beiden Fronten überall bis in die Stellungen der Truppen hinein; wo die Strecken unter Feuer liegen, wird teils nur bei Nacht, teils mit Lokomotiven gefahren, bei denen durch besondere Vorrichtung der Dampf nicht durch den Schornstein entweicht, sondern niedergeschlagen wird. Feld- und Förderbahnen bringen dort, wo der Vollbahnbau wegen des Geländes nicht angängig war, die Munition zu den Batterien. Nur in Polen hat eine längere Feldbahnstrecke vorübergehend für den Nachschub Bedeutung gewonnen.

Dem Chef des Feldeisenbahnwesens unterstehen zurzeit auf beiden Kriegschauplätzen im Militärbetriebe der Bahnen in Feindesland über 85 000 Mann an Eisenbahn-, Bau- und Betriebstruppen, sowie an Bau-, Betriebs-, Werkstätten- und Telegraphenpersonal, das von den heimischen Eisenbahnverwaltungen für den Militärbetrieb abgegeben worden ist.



Küstenbefestigungen und Flußsperren. Schematische Dar
A. Minensperre. B. Durchfahrt. C. Balkensperre. D. Trossensperre. E. Torpedobatterie. F. Scheinwer

Der Sturm auf die Ferme Gouvernement bei Moislains.

(Hierzu das Bild Seite 384/385.)

Die zweite Armee unter dem am 27. Januar zum Generalfeldmarschall ernannten Heerführer v. Bülow war in den letzten Augusttagen von Belgien her siegreich in Frankreich eingedrungen, und unaufhaltsam schob sich die Flut der deutschen Truppen in das feindliche Gebiet vorwärts, den sich noch zur Wehr setzenden Feind siegreich in die Flucht schlagend. Noch waren in dieser Periode des Kampfes die offenen Feldschlachten an der Tagesordnung. Den Deckungskampf verstanden die Franzosen ausgezeichnet, jedes Dorf und jedes Gehöft ward zur befestigten Stellung, die erst im Sturme von unseren braven Truppen genommen werden mußte. Unser Bild zeigt den Sturmangriff auf die Ferme Gouvernement bei Moislains, den am 28. August das 2. pommersche Grenadierregiment bei seinem Vordrängen gegen den Feind auszuführen hatte. Die ausgedehnten Gebäude dieses wohlhabenden Gutes boten dem Feinde eine vorzügliche Deckung, aus der heraus er ein verheerendes Feuer gegen unsere vordringenden Truppen richtete. Das ebene Vorgelände, das unsere Truppen noch von dieser Stellung trennte, bot nur wenig Schutz und machte den Angriff doppelt schwierig. Hier gab es nur ein Mittel, um den Feind zu vertreiben: den offenen Sturm über die Felder hinweg! Ein lebhaftes Feuer unserer Feldartillerie leitete den schwierigen Angriff ein. Bald gingen denn auch einige der Gebäude, von den deutschen Granaten getroffen, in Flammen auf, die schauerlich gen Himmel lohten. Noch aber hielt der Feind stand hinter den schützenden Mauern, in die er schnell Löcher gebrochen hatte, die ihm als Schießscharten dienten. Jetzt kam der Befehl zum Sturmangriff für unser Grenadierregiment. In einzelnen Zügen schwärmten die Kompanien aus, und im Sturm marsch-



…g nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.
…G. Schnellfeuergeschütze. H. Sperrbatterie. J. Küstenhaubitzen. K. 15-cm-Geschütze. L. Feindliche Schiffe.

marsch! ging es unter Trommelwirbel und Hörnerklang dem Feinde entgegen. So mancher Brave wurde bei diesem Sturm über die offenen Felder von den feindlichen Kugeln dahingerafft, aber unaufhaltsam ging es vorwärts, und unter brausenden Hurrarufen wurde die letzte Strecke des blutig gezeichneten Weges zurückgelegt. Bald waren die vordersten vor den schützenden Mauern der Gebäude angelangt, und nun galt es sich Eingang zu verschaffen in die verbarrikadierten Gehöfte. Unter wuchtigen Kolbenschlägen brachen Türen und Mauern, die erste Bresche war geschlagen, der Zugang zu dem Innern freigemacht, und in immer dichteren Scharen drangen die Grenadiere in die feindliche Stellung ein. Die Franzosen hielten diesem Angriff nicht lange stand, eilends ergriffen sie die Flucht, doch viele wurden bei dem Sturme noch zu Gefangenen gemacht. Der Sieg war auch an dieser Stelle erfochten, die Ferme in deutschem Besitz. Zerstörung und die Schrecken des Krieges waren aber auch in dieses wohlhabende Gut getragen, das einen der erbittertsten Einzelkämpfe erlebt hatte.

Küstenbefestigungen und Flußsperren.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das obenstehende Bild.)

Die Versuche der englisch-französischen Flotte, die Dardanellen von der einen Seite für Landungsabteilungen sturmreif zu machen und die Durchfahrt zu erzwingen, während die Russen an der entgegengesetzten Pforte, beim Schwarzen Meer, mit ihren Schiffsgeschützen anzuklopfen versuchen, lenkten unsere Blicke auf die bisher in diesem Kriege noch nicht aufgetretene, neue taktische Aufgabe: Erkämpfung einer Wasserstraße und die Gegenmaßregeln des Verteidigers. Es kann sich an dieser Stelle natürlich aus begreiflichen Gründen nicht darum handeln, über die Geheimnisse der Dardanellensperrung zu berichten. Es genüge der Hinweis, daß jede Wasserstraße, jeder kleinste Flußlauf in seiner Mündung noch genug Überraschungen birgt, außer den ungefähr bekannten Forts (siehe Bd. I, S. 495).

Der Zweck solcher Küstenbefestigungen ist, Häfen und Mündungen sowohl gegen das Eindringen feindlicher Schiffe und Landungstruppen zu schützen, als auch der eigenen Flotte sichere Sammelplätze für ihr Vorbrechen zu bieten, oder ihr als Ausrüstungs- und Zufluchtstätten zu dienen. Demgemäß müssen sie mit Geschützen versehen sein, die mit Granaten und Schrapnellen gegen weniger geschützte Teile der feindlichen Schiffe und gegen ungedeckte Mannschaften Wirkung haben, also Flachfeuergeschützen. Sodann sind zum Durchschlagen der Gürtel- und Deckpanzer, sowie der Panzertürme auf den Schiffen Steilfeuergeschütze erforderlich. Außerdem ist noch Bedürfnis vorhanden an Schnellfeuergeschützen von leichtem und mittlerem Kaliber, die gegen Landungsabteilungen und leichtere Schiffe auf nahe Entfernung wirken können.

Die Aufgaben der Geschütze stehen in engem Zusammenhang mit dem Ort und der Art ihrer Aufstellung. Alle sind sie möglichst der feindlichen Sicht entzogen und mit Hohlräumen nebst Schulterwehren von 3 Meter dickem Beton und 10 Meter dicker Erde versehen, die meist ausreichend Schutz gewähren. Auch sind sie sämtlich mit reichlichen Munitionsmengen in nahen Munitionsräumen schon im Frieden versorgt und mit einem Netz von Telephonverbindungen ausgestattet. Die gefährdeteren oder wichtigsten sind als sturmfreie Panzerwerke gebaut. Die Steilfeuerbatterien stehen versteckt hinter Dünen oder Deichen und haben teilweise Hindernisse und Gräben zum Schutz gegen gelandete Abteilungen. Die Flachfeuerbatterien, die also nicht im Bogenschuß über größere Höhen, Dünen und dergleichen hinwegfeuern können, haben einen nur so hohen „Aufzug", daß sie die vorliegenden Deckungen gerade noch überschießen können.

Zu diesen Küstenwerken, deren Einzelheiten streng geheim gehalten werden, treten bei Kriegsbeginn meist die „Sperren" im Fahrwasser, die den Hindernissen zu Lande entsprechen, auch wie diese erleuchtet und unter Feuer genommen werden können, wenn der Gegner sie durch leichte Schiffe wegzuräumen versucht. Je nachdem, ob die feindlichen Schiffe durch die Sperren aufgehalten oder auch zerstört werden sollen, unterscheidet man die Stahltrossen- und Schiffsbalkensperren von den Minensperren. Durch eine gewundene Einfahrt im Minenfeld gelangt der Eingeweihte in die Flußmündung (siehe obiges Bild). Man kann sich vorstellen, wie peinlich genau die Matrosenartilleristen ihre gefährliche Arbeit des Minenlegens verrichten müssen, um nicht Kameraden dem sicheren Untergang zu weihen. Die meisten Minen arbeiten bei Berührung automatisch, doch kommen gerade bei Flußsperren auch Beobachtungsminen vor, die vom Land aus entzündet werden. Hinter dem Minenfeld hat man die Balken- und Trossensperren gelegt, damit feindliche Torpedoboote nicht in die Einfahrt hereinsausen können. Um auch gegen Unterseeboote gefeit zu sein, darf man sich nicht allein mit der Sperrung der Oberfläche des Wassers befassen, sondern muß Versenkperren anwenden. Sollten dennoch feindliche Schiffe Minenfeld und Sperren durchbrechen, was im allgemeinen nicht vor der Niederkämpfung der meisten, hauptsächlich aber

der Sperrbatterien möglich ist, so liegt als letzte furchtbare Waffe, irgendwo am Ufer versteckt, eine Torpedobatterie mit ihrer Beobachtungs- und Zündstelle, die dem Gegner, der sich vielleicht schon als Sieger wähnt, ihre verderbenbringenden Torpedoschüsse auf meist nahe Entfernung in die Flanke jagt.

Man wird sich nach diesen Ausführungen ungefähr vorstellen können, daß der Angreifer einer derartig gesperrten Wasserstraße von vornherein mit vielen, schweren Opfern an Menschen, Schiffen, Munition und sonstigem Material rechnen muß.

Sprengung und Wiederaufbau von Eisenbahnbrücken.

(Hierzu die Bilder Seite 387.)

Der gegenwärtige Krieg, der so viele neue Formen des Kampfes und der militärischen Maßnahmen gezeitigt hat, bestätigt eine alte Regel der Strategie, die in ganz besonderer Weise stets von Napoleon betont und befolgt worden war: den Grundsatz, daß eines der allerwichtigsten Hilfsmittel des Krieges gute Verbindungswege sind. Die erstaunlichen Fortschritte, die unsere Verkehrsmittel im letzten Jahrhundert gemacht haben, bilden eine notwendige Voraussetzung für die Erfolge in diesem Weltkrieg. Welcher Unterschied in der Schnelligkeit der Fortbewegung der Heere zwischen der Zeit noch vor wenigen Jahrzehnten und heute, wo wir über ein dichtes Eisenbahnnetz und über leistungsfähige Automobile verfügen!

Noch wichtiger aber als Straßen und Bahnen sind die Brücken, denn ohne sie bilden die Flüsse, neben sumpfigem Gelände, die größten Hindernisse für die Fortbewegung, nicht nur des Trains, sondern auch der Soldaten selbst, da Überschiffungen besondere Vorkehrungen erfordern und mit großem Zeitverlust verbunden sind.

Der Wert, den die moderne Kriegführung auf die Brücken legt, zeigt sich allein schon darin, daß jetzt selbst überall im Hinterlande Brückenübergänge streng militärisch bewacht werden. Noch viel größer ist die Sorge der Militärverwaltung im eigentlichen Bereiche der kriegerischen Maßnahmen, einerseits für die Erhaltung der Brücken, anderseits für ihre sofortige Zerstörung, sobald es sich darum handelt, ein Hindernis zwischen sich und den Feind zu legen, insbesondere im Fall eines selbst nur vorübergehenden Rückzugs, wenn man sich vom Feinde verfolgt weiß. Daher ist die Sprengung von Brücken zu einem taktischen Mittel ersten Ranges geworden, es dient zur Deckung des Rückzugs, wie umgekehrt die Wiederherstellung gesprengter Brücken die notwendige Voraussetzung eines jeden Vormarsches ist. Beides wird in der österreichisch-ungarischen Armee zumeist von den für den Bau von Verbindungswegen, Noteisenbahnen und Brücken in erster Linie berufenen technischen Truppen, über die wir an anderer Stelle (Band I, Seite 440) bereits ausführlich berichteten, bewerkstelligt.

Die Sprengung von Brücken geschieht jetzt meist durch Ekrasit, und zwar werden teils Ladezweige, teils Minenkammern angelegt. Es versteht sich von selbst, daß die Zeit, in der eine Brücke gesprengt werden kann, in erster Linie von dem Material, aus dem sie hergestellt ist, dann von ihrer Massigkeit und Breite abhängt. Während man gewöhnliche Holzbrücken am einfachsten durch Feuer vernichtet, bedarf es zur kunstgerechten Sprengung massiver Steinpfeiler in der Regel zunächst umfassender Bohrungen.

Zeitraubender ist die Wiederherstellung gesprengter Brücken. Wie lange sie währt, hängt, anders als beim Sprengen, in erster Linie von der Länge der Brücke beziehungsweise von der Länge des zerstörten Stückes ab. Für den Wiederaufbau von Brücken werden in der österreichisch-ungarischen Armee in erster Linie die Pioniere verwendet. Dort, wo die Straßenverhältnisse es gestatten und die Zerstörung der Brücken besonders gründlich erfolgte, ist es mitunter einfacher und zweckmäßiger, neben der zerstörten Brücke eine ganz neue, sogenannte Notbrücke zu schlagen, als die zerstörte Brücke wieder in Stand zu setzen. Eine solche Umlegung ist allerdings für den Eisenbahnverkehr fast ausgeschlossen; hier heißt es, zerstörte Brücken, wenn auch noch so notdürftig, wenigstens so weit wiederherzustellen, daß man auf ihnen die Schienen wieder legen und die Züge langsam und vorsichtig darüberführen kann.



Die Hauskapelle an der Front — eine gelungene Schrammelmusik. Phot. Boedecker, Berlin.

Der Krieg macht erfinderisch: die Baßgeige besteht aus einem Eschenstamm nebst Draht, Bratheringbüchse und Konservendeckeln. Beim Spiel werden mit dem eingekerbten Fiedelholz der Draht sowohl wie die oben angebrachten Konservendeckel gestrichen und das Ganze mehr oder weniger fest auf den Boden gestoßen.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Unsere Kämpfe gegen die Russen nahmen auf der ganzen, etwa 400 Kilometer langen Front sowohl auf österreichisch-ungarischer wie auch auf deutscher Seite den glücklichsten Fortgang.

Während Anfang April einige Tage verhältnismäßige Ruhe herrschte (nur aus der Gegend Augustow und Mariampol kam die Meldung, daß verschiedene Angriffe der Russen unter schweren Verlusten zurückgeschlagen wurden), gingen unsere Truppen bei Memel am 6. April von neuem zum Angriff über. Bei einem Vorstoß südöstlich der Stadt nach Andrajewo auf russischem Gebiet vernichtete unsere Kavallerie an dem genannten Tage ein russisches Bataillon, ein anderes, das zu Hilfe eilte, wurde zurückgeschlagen. In dem Dorfe Lompönen wurden mehrfach angreifende Radfahrerabteilungen jedesmal aus den Häusern heftig beschossen, bis schließlich auch hier die Vertreibung des Feindes gelang (siehe untenstehendes Bild).

Über den deutschen Vorstoß in Kurland schreibt uns unser militärischer Mitarbeiter Paul Otto Ebe folgendes: Nachdem Sonne und Wind ihr möglichstes zur Besserung der grundlosen Straßen und Wege in Rußland getan hatten, plante unsere Heeresleitung einen gewaltigen Vorstoß gegen die russischen Provinzen Suwalki, Kurland und Kowno. Während in Suwalki ein deutscher Vorstoß auf einer Strecke von 20 Kilometern die Russen beschäftigte, hatten sich hoch im Norden hinter der Linie Scharwindt, Tilsit, Memel mehrere Armeegruppen unbemerkt vom Gegner vereinigt. Der Bahnverkehr hatte so vorzüglich gearbeitet, daß man die Ansammlung nebst allen Kolonnen und Trains ganz allmählich und unauffällig bewerkstelligen konnte. In der letzten Woche des April begannen die deutschen Kavalleriemassen zur Aufklärung und Verschleierung zu reiten. Die Infanterie und die Artillerie des Feldheeres folgten ihnen im Abstand von wenigen Tagemärschen mit riesigen Leistungen an Schnelligkeit.

Der russische Befehlshaber wurde aufmerksam und dachte vielleicht an den Untergang der 10. russischen Armee. Eingeschüchtert riß er seine Truppen gegen Mitau zurück. Doch war es schon etwas zu spät. Der deutsche Vorstoß auf der 150 Kilometer langen Linie hatte für ihn zu früh eingesetzt und die deutschen Heeresschlangen schnellten zu rasch nach vorwärts, als daß er sich ungeschädigt hätte nach „rückwärts konzentrieren" können (siehe Bild Seite 404/405).

So wurde der Gegner zuerst in geradezu vorbildlicher Weise aus seinen starken Stellungen vor Tauroggen „hinausmanövriert", da die Kavalleriemassen sie von beiden Seiten zu überflügeln und die rückwärtigen Verbindungen ernstlich zu bedrohen verstanden, nachdem unsere südliche Kavalleriedivision die Memel auf Schiffsbrücken überschritten hatte.

Die deutschen Frontalangriffe gegen die Nachhuten des zurückflutenden Feindes erfolgten ungefähr in Richtung der Reichsstraße Tauroggen—Szawle—Mitau (siehe Skizze Seite 416), dort setzten gleichzeitig auch Flankenstöße unserer östlichen Flügeltruppen ein, die die Memel mit Hilfe der Divisionsbrückentrains von neuem überbrückt hatten, so daß die Russen wieder nur durch schnellsten Rückzug der Gefahr einer Umzingelung entgehen konnten. Das erstemal wagten die Russen am 29. April bei Szawle wieder halt zu machen, nachdem sie sich also rund 100 Kilometer zurückgezogen hatten. Am 1. Mai hatten sie die Stellung schon wieder geräumt, nicht ohne diese hübsche Stadt mit annähernd 25 000 Einwohnern in Brand gesteckt zu haben, wie das Bild Seite 403 zeigt. Die einmarschierenden Deutschen suchten zu retten, was zu retten war. Glaubten sie aber durch die Bewohner der ganzen Stadt in ihrem Rettungswerk tatkräftig unterstützt zu werden, so irrten sie sich. Die Leute, deren Besitztum in Flammen stand, jammerten wohl, zu helfen aber fiel keinem ein. „Gibt sich keinen Eimer, Herr," war ihre achselzuckende Entgegnung, bis sie eine handgreifliche Belehrung erhielten. Die verstanden



Sturm auf das von den Russen besetzte Gasthaus im Dorf Lompönen östlich von Tilsit.
Nach eigenen Skizzen an Ort und Stelle gezeichnet von Professor K. Storch.

sie und begannen unter deutschem Kommando Kübel und Eimer herbeizuschleppen und zu arbeiten, wie vielleicht überhaupt noch nie in ihrem Leben.

Wie groß die Verwirrung der flüchtenden Russen war, erhellt daraus, daß am 30. April noch ein Liebesgabenzug von ihnen in die von uns besetzte Stadt einlief, was der Verproviantierung unserer Truppen, deren Kolonnen bei den riesigen Marschleistungen nicht immer hatten nachkommen können, sehr zustatten kam. Ein russisches Bataillon, das bei Szadow ausgeladen wurde, kam gerade recht zur Flucht und marschierte leichten Herzens im allgemeinen Durcheinander mit zurück. Am 1. Mai wurden bei der Verfolgung 400 Gefangene gemacht. Die Hauptwirkung erzielte natürlich die weittragendste Waffe, die Artillerie, der die zurückflutenden Haufen ein willkommenes Ziel waren. Am selben Tag erreichten die Spitzen der deutschen Truppen schon die Gegend von Mitau. Den 2. Mai wurden bei der weiteren Verfolgung 1700 Gefangene gemacht, 4 Geschütze und 4 Maschinengewehre erbeutet, wodurch sich die Gesamtzahl der Gefangenen bei dem ganzen deutschen Vorstoß auf 3200 erhöhte. Auch mißglückten feindliche Flankenstöße aus dem Gouvernement Suwalki bei Kalvarija, die leicht hätten gefährlich werden können. Einen Tag darauf hatte sich die Zahl der Gefangenen auf 4000 Mann erhöht. Ein erneuter Angriffsversuch der Russen bei Kalvarija scheiterte ebenfalls. Deshalb versuchten die Russen am 4. Mai eine neue Bedrohung unserer Flanke und unserer rückwärtigen Verbindungen durch einen Vorstoß aus der Festung Kowno, der jedoch durch die deutschen weitschauenden Vorsichtsmaßregeln in der Gegend von Rossieny am 5. Mai zum Stehen gebracht werden konnte und in einen verlustreichen Rückzug dieser russischen Streitkräfte verwandelt wurde, so daß auch ihr Eingreifen in die Gefechte südlich Szadow und südwestlich Mitau vorläufig nicht mehr zu erwarten war. Am 7. Mai kam eine neue Freudenkunde. Unsere Truppen hatten die Stadt Libau genommen, die Festung und zugleich Kriegshafen ist. 1600 Gefangene, 12 Geschütze und 24 Maschinengewehre waren die Siegesbeute nebst großen Lagern von Kriegsvorräten. Die Bilder auf dieser und der folgenden Seite zeigen das Leben auf dem großen Hafenplatz nach der Besetzung und einige gesprengte Werke mit den mächtigen Betonblöcken (vgl. auch Band I, Seite 151).

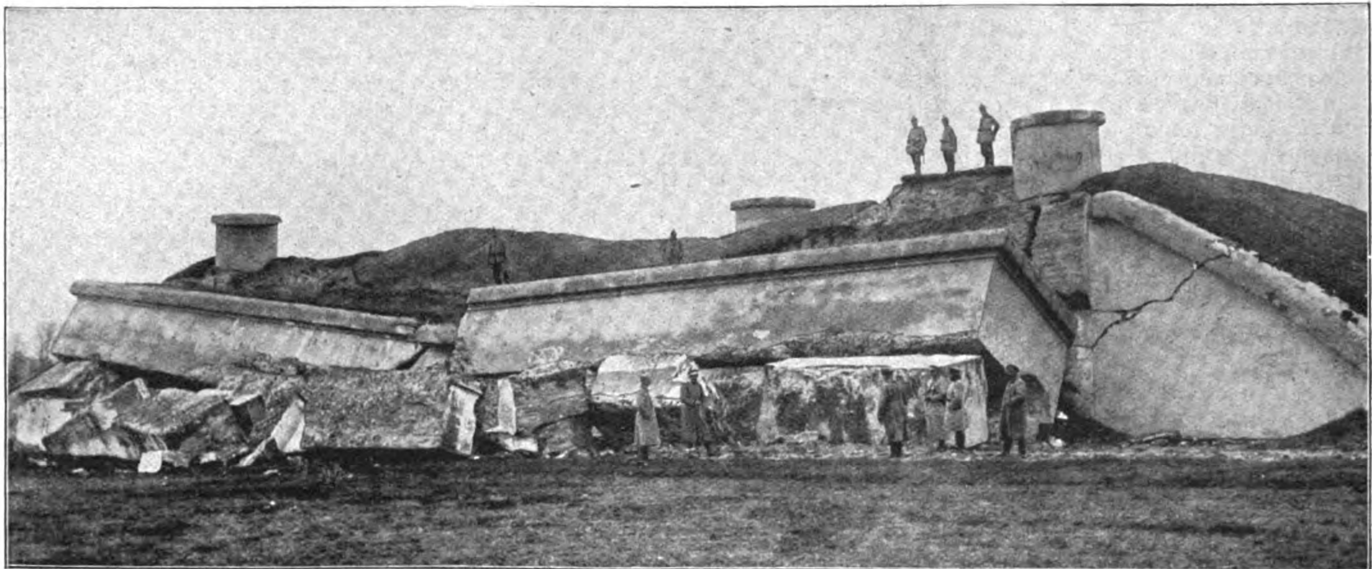
Größere russische Gegenstöße wurden am 8. Mai aus der Gegend von Mitau her unternommen, vor denen unsere schwächeren, gegen Mitau vorgeschickten Abteilungen langsam auswichen. Doch war unterdessen von uns bereits die Eisenbahn von Wilna nach Szawle gründlich zerstört worden. Diese Sprengung des hochwichtigen Schienenstranges dürfte wohl einer der Hauptgesichtspunkte gewesen sein, die bestimmend waren für den deutschen Vorstoß an jener Stelle.

Auch unsere Flotte betätigte sich an dem deutschen Vorgehen. So meldet der Generalstab des russischen Oberbefehlshabers, daß am 1. Mai unsere Torpedoboote dem Rigaer Meerbusen einen Besuch abstatteten. Ferner soll nach russischen Meldungen ein kleiner deutscher Kreuzer die gegnerischen Feldbefestigungen bei Polangen in Grund und Boden geschossen haben, wobei die Russen das Feuer der weittragenden Schiffsgeschütze nicht hätten erwidern können, sondern zur Untätigkeit verdammt gewesen seien.

* * *

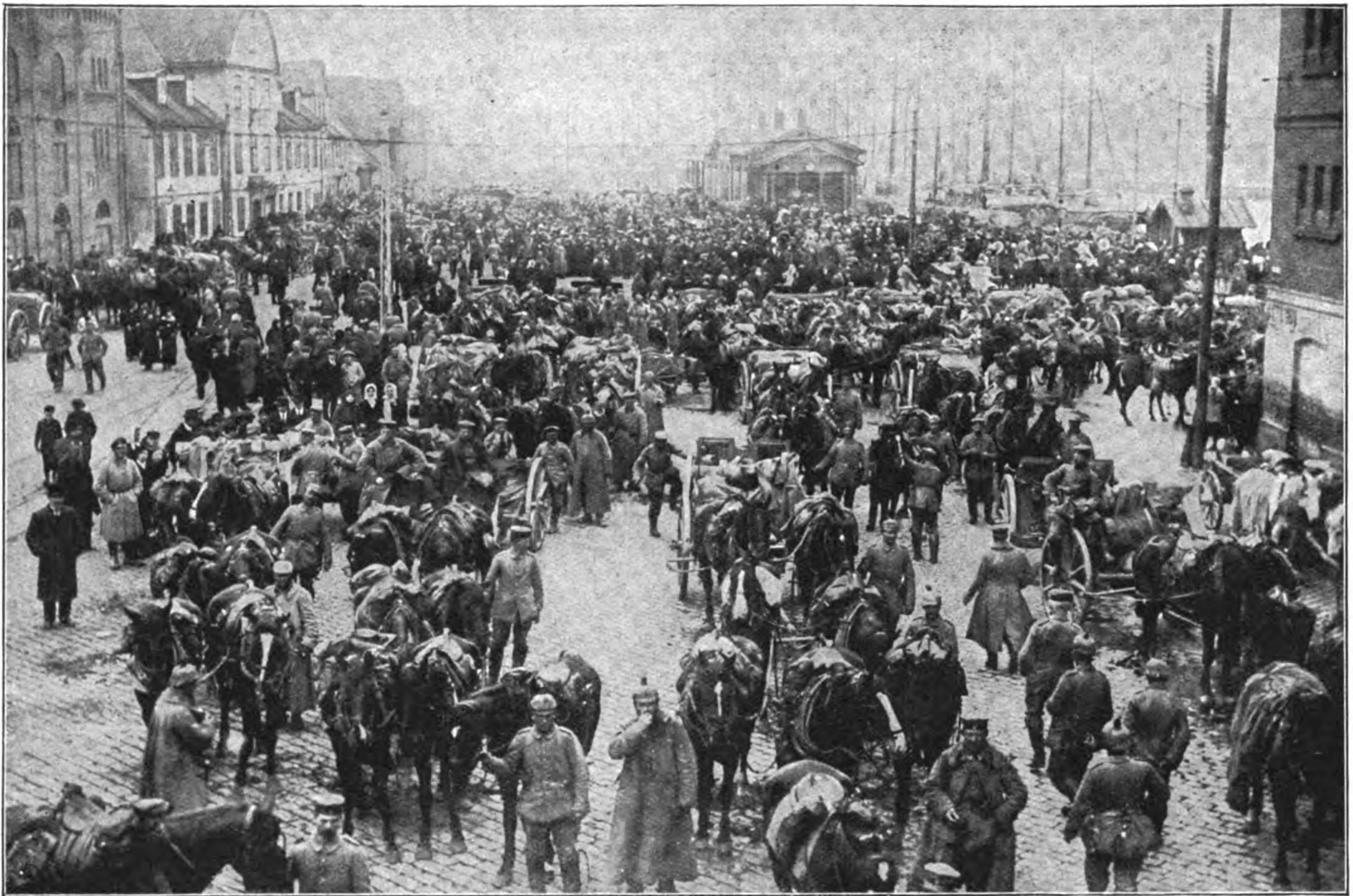
Über die auf Seite 330 und 331 erwähnten Kämpfe in den **Karpathen** in der ersten Hälfte des April sind erst wesentlich später nähere Einzelheiten bekannt geworden. Sehr wichtig war die nördlich von Tucholka am 9. April eroberte Höhenstellung Zwinin, um die seit dem 5. Februar erbittert gekämpft worden war. Die Russen hatten sich in den Berghängen eingegraben und leisteten einen zähen und gut geleiteten Widerstand. Es ist leicht zu verstehen, daß in einem Gebirge wie den Karpathen die Verteidigung weniger schwierig ist als der Angriff, vorausgesetzt, daß sich der Verteidiger gegen eine Umgehung gesichert hat. Ungleich größere Anforderungen stellt das Gebirge an den Angreifer. Truppen, denen es gelingt, einen hartnäckig verteidigten Berg zu nehmen, verdienen in jedem Fall das höchste Lob, weil diese Leistung an das Übermenschliche grenzt. Die Russen hatten die Karpathen besetzt und waren in dem Gebirge wie zu Hause. Kettenähnlich hatten sie ihre Stellungen angelegt und jede Umgehung unmöglich gemacht. Wer ihnen beikommen wollte, mußte ihnen die Stirn bieten. Bei den Kämpfen um den Zwinin hatten die Russen obendrein den Vorteil, von einem anderen Berg dem Angreifer in die Seite fallen zu können. „Trotz all dieser Schwierigkeiten“, heißt es in einem Bericht, „nahmen deutsche Truppen den Berg, der in einer Höhe von 992 bis 1038 Meter den Schlüssel zu Skole bildet. Der Besitz von Skole ist deshalb wichtig, weil die Eisenbahn Munkacs—Volocz—Skole durch das Oportal in einem ostwärts gezogenen Bogen führt, der den westwärts auf der Paßstraße Verecke—Lysa vorgedrungenen deutschen Truppen nicht als Etappenlinie dienen konnte. Bis dahin mußten sie ihren ganzen Bedarf an Munition und Proviant mit Pferdekraft über die Paßhöhen bringen, eine Leistung, die vielleicht nur einem deutschen Train möglich ist. Schwer war es schon, als die Paßhöhen noch mit Schnee und Eis belegt waren; jetzt, in Schlamm und Kot bis über die Wagenachsen, war es eine Herkulesarbeit. Aber es wurde geschafft; der Zwinin wurde genommen.“

Von den zwei finnländischen Schützenregimentern (etwa 4000 Mann), die den Berg besetzt gehalten hatten, wurden 1500 gefangen genommen, die übrigen lagen auf der Walstatt als Zeugen eines Kampfes, der zu den blutigsten und erbittertsten des ganzen Krieges gehören dürfte. Unser oberster Kriegsherr belohnte diese Heldentat unserer braven Truppen und den Scharfsinn ihrer Führer damit, daß er sämtliche Leute mit dem Eisernen Kreuz schmücken und den Führern außerdem noch hohe Anerkennungen zukommen ließ. In den nächsten Tagen nach diesen Kämpfen ver-



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Bombensichere Werke in Libau, die von den Russen vor Räumung der Stadt am 8. Mai 1915 gesprengt wurden.



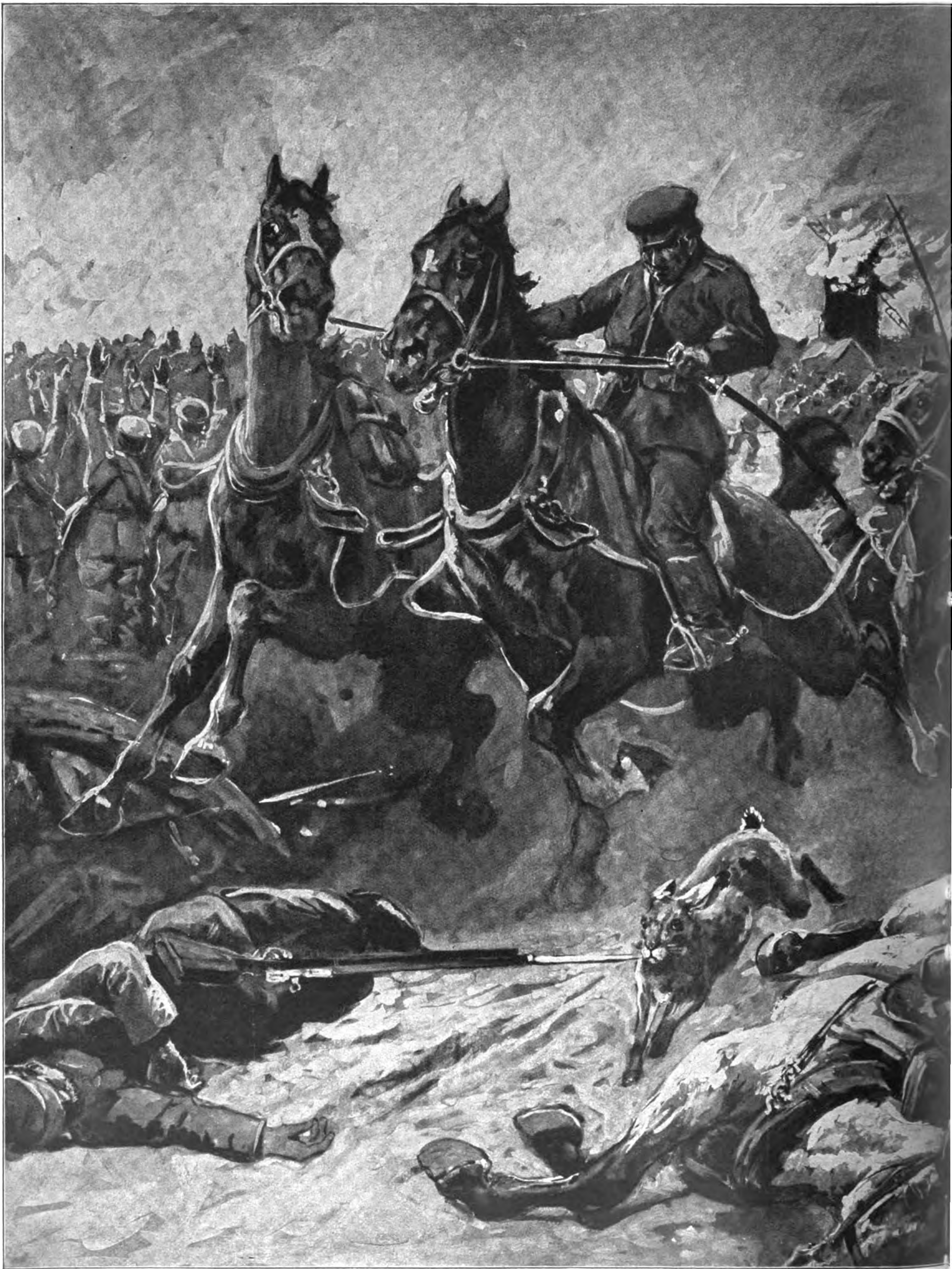
Der Hafenplatz in Libau nach dem Einrücken der deutschen Truppen. Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

suchten die Russen ihre Niederlage durch wiederholte Angriffe wieder wettzumachen, doch vergeblich.

Der einzige Abschnitt der Karpathenfront, für den eine gewisse Gefahr bestand, wurde am 13. April durch den Sieg der ungarischen Infanterieregimenter 19 und 26 ebenfalls sichergestellt. Die Russen hatten schon einige Tage vorher danach gestrebt, die starken k. u. k. Stellungen westlich des Uzsoker Passes durch eine Flankenumgehung in ihre Gewalt zu bekommen. Ihre gesteigerten Angriffe scheiterten jedoch unter schweren Verlusten; nur die Höhe Czeremcka vermochten sie zu gewinnen. Da diese für die weiteren gegen das Ungtal gerichteten Maßnahmen des Feindes einen wichtigen Stützpunkt geboten hätte, so beschloß die Heeresleitung, die Höhe zurückzuerobern. Dies wurde am 13. April von den genannten beiden ungarischen Regimentern ausgeführt, die unter dem Befehl des Obersten Dürrfeld



In dem brennenden Szawle. Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.



Flucht der russischen Armee nach de

Nach einer Originalzeich



… deutschen Vorstoß in Kurland.

…ng von W. Brandes.


Phot. R. Sennecke, Berlin.
Artillerie rückt im Galopp aus Gorlice aus, um in Feuerstellung zu gehen.


Phot. R. Sennecke, Berlin.
Abladen von schwerer Munition in Gorlice.


Phot. R. Sennecke, Berlin.
Deutsche Infanterie auf dem Marsch durch Neu-Sandec.

standen. Die nächsten Tage brachten wieder harte Kämpfe, aber der Uzsoker Paß blieb im k. u. k. Besitz. Die Unsrigen griffen sogar noch über den Paß hinaus: sie unternahmen östlich desselben ungestüme Angriffe auf Koziuvka, welche Stellung den kürzesten Weg nach Lemberg beherrschte.

Auch der Stryj war Mitte April der Schauplatz heftiger Kämpfe. Auf den Höhen beiderseits Wysockowz am genannten Flusse griffen am 14. April starke russische Kräfte die Stellungen der österreichisch-ungarischen Truppen an. Es entwickelten sich aus diesem Angriff heftige Kämpfe, die zugunsten unserer Verbündeten endeten und ihnen eine wichtige Höhe einbrachten, bei deren Einnahme nahezu 700 Mann gefangen genommen wurden. Einen Durchbruchsversuch unternahmen die Russen zwischen dem Laborcza- und Ungtal am 20. April. Dieser Durchbruch sollte den Widerstand der uns verbündeten Truppen in den Tal- und anschließenden Höhenstellungen durch eine Umgehung brechen, doch mißlang den Russen ihre Absicht trotz schwerster Opfer. Ebenfalls am 20. kam es an der oberen Cziroka bei Nagy Polany zu Kämpfen, die mehrere Tage und Nächte andauerten. Auch hier erlitten die heftigen russischen Vorstöße schließlich das Schicksal aller früheren Angriffe; nach Verlust von vielen Tausenden Toter und Verwundeter, sowie von über 3000 unverwundeten Gefangenen wurde der Vorstoß von den Russen aufgegeben. Am nächsten Tage war wieder der Uzsoker Paß der Schauplatz wütender russischer Sturmangriffe, bei denen die österreichisch-ungarische Artillerie dem Gegner schwere Verluste beibrachte; gleichzeitig brachten Gegenangriffe der k. u. k. Infanterie die Russen zum Weichen. Nach diesen Kämpfen lagen vor den Stellungen einer einzigen, von den Russen wiederholt angegriffenen Kuppe über 400 russische Leichen, und 1200 Gefangene wurden hier von unseren Verbündeten gemacht. Bei diesen Kämpfen taten sich besonders die Ungarn hervor; ging es doch um ihre Heimat. Die gefangenen Russen bestätigten ihre schweren Verluste in vollem Umfange. Auch am nächsten Tage wurden die Kämpfe am Uzsoker Paß teilweise fortgeführt; sie endeten mit der Eroberung eines starken russischen Stützpunktes durch unsere Verbündeten.

Ein herrlicher Erfolg, der dem auf dem Zwinin sehr nahe kam, wurde am 24. April durch die österreichisch-ungarischen Truppen errungen. Nach zähen Sappenangriffen erstürmten sie die Höhe Ostry südlich Koziowas im Oravatale. Die Russen hatten ähnlich wie den Zwinin auch diesen Berg anscheinend uneinnehmbar gemacht. Für unsere Truppen hatte es aber im ganzen Karpathenkrieg noch keine Unmöglichkeit gegeben, und so bereitete auch diesmal die unter Feldmarschalleutnant Peter Hofmann stehende Truppe planvoll die Einnahme des Ostryberges vor. Nachdem Sappe für Sappe gegen die allmählich ansteigenden russischen Stellungen vorgetrieben, die Minenfelder gelegt und zur Explosion gebracht

worden waren, wurde am 24. April der Sturmangriff auf die eigentliche Höhenstellung befohlen. Mit größtem Mut drangen die k. u. k. Kräfte staffelweise in mehreren gleichzeitig angesetzten Sturmkolonnen gegen die russischen Verschanzungen vor, die eine nach der anderen mit stürmender Hand genommen wurden. Tapfer hatten die Russen ihre Stellungen verteidigt, aber dem begeisterten Ringen unserer Waffenbrüder hielten sie nicht stand; sie mußten ihre Verschanzungen räumen und suchten ihr Heil in der Flucht, soweit sie nicht gefangen genommen wurden oder tot und verwundet die Gräben füllten. Während die österreichisch-ungarischen Truppen den Ostryberg selbst erstürmten, nahmen die deutschen Abteilungen des Feldmarschalleutnants Hofmann links von ihnen die südwestlichen Abhänge und Ausläufer des Berges und vervollständigten so den Sieg. Hunderte von Toten deckten das Gelände, 652 Mann wurden gefangen genommen. Die k. u. k. Truppen setzten am nächsten Tage ihren Siegeslauf fort und eroberten einen weiteren Stützpunkt, der ihnen abermals zahlreiche Gefangene einbrachte. Zur Zurückgewinnung dieser Höhen unternahmen die Russen heftige Gegenangriffe, hauptsächlich gegen den Ostryberg und die sich östlich anschließende Stellung. Nach längerem Kampfe wurde dieser Ansturm jedoch unter schwersten Verlusten des Gegners zurückgeschlagen. Zwei feindliche Bataillone wurden hier fast gänzlich vernichtet und noch einige hundert Mann gefangen genommen. Die sofort einsetzende Verfolgung brachte unsere Verbündeten noch in den Besitz von 26 feindlichen Schützengräben sowie vielem Kriegsmaterial. Mit diesen Siegen hatte sich die Südarmee die Herrschaft über das Oravatal gesichert und die Gesamtfront sich einheitlich in die Westostlinie vorgeschoben. Die nächsten Tage brachten überall verhältnismäßige Ruhe. Immerhin fanden täglich an vielen Stellen Kanonaden und größere Zusammenstöße statt. Das Hauptinteresse der Russen richtete sich um diese Zeit auf zwei Punkte, die Gewinnung des Uzsoker Passes und westlich davon auf das Oravatal. Sollte der Uzsoker Paß eine neue Einbruchslinie nach Ungarn schaffen, so lag die Bedeutung des Oravatales darin, daß die aus ihm über Skole, Stryj und Cydaczow führende Bahnlinie die rückwärtige Verbindung mit Lemberg darstellte; zudem war auch die Stadt Stryj als Eisenbahnknotenpunkt von großer Wichtigkeit. Aber gerade am Uzsoker Paß und im Oravagebiet hatten die Russen die denkbar größten Mißerfolge. An ersterem Punkte erlitten sie durch fortgesetzte ergebnislose Angriffe ungeheure Verluste, und auch im Oravatal waren sie unglücklich, indem sie durch den Verlust des Zwinin und der Ostryhöhe erheblich an Raum einbüßten. Am 30. April und 1. Mai unternahmen die Russen wieder besonders heftige Angriffe zwischen Orava- und Oportal, wurden aber beidemal zurückgeworfen und büßten noch etwa 700 Mann an Gefangenen ein.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Deutsche Feldgendarmen vor der Einquartierung in Neu-Sandec.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Deutsche Artillerie überschreitet den Dunajec auf einer neuerrichteten Brücke.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

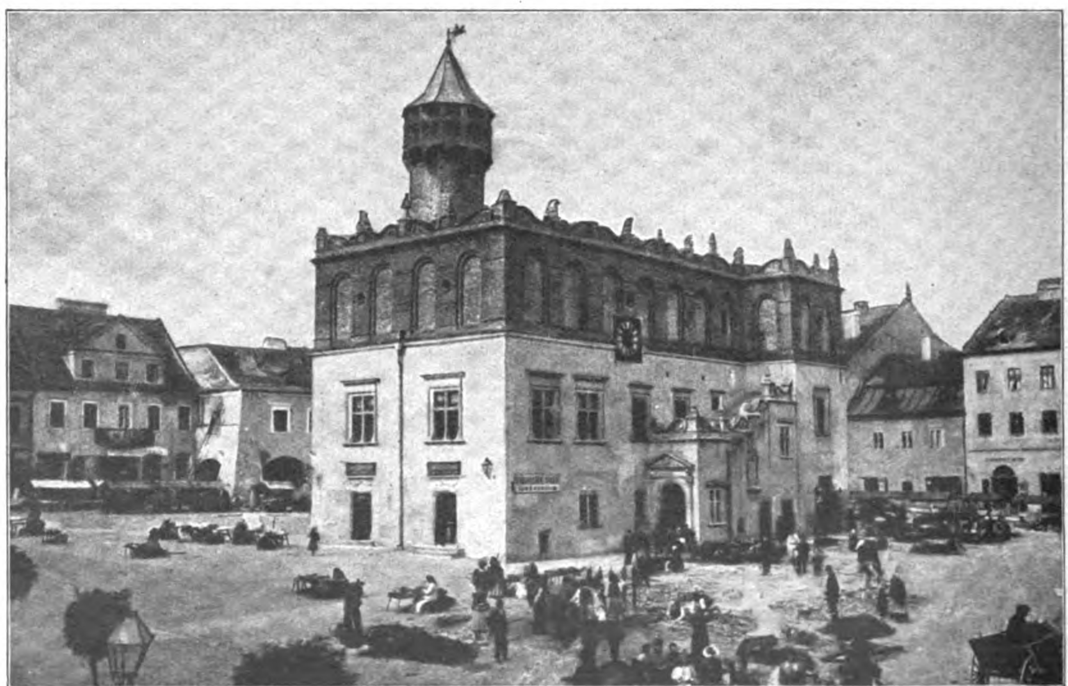
Typische Einwohner von Neu-Sandec beschauen sich eine vorbeiziehende deutsche Wache.



Karte zur Durchbruchschlacht in den Karpathen.

Die in den November- und Dezemberschlachten von Lodz und Limanowa erfochtenen Siege der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zwangen die damalige russische Front in Polen und Westgalizien in einer Ausdehnung von nahezu 400 Kilometern zum Rückzug. Damals scheiterte der vom Feinde geplante Vormarsch nach Deutschland an der Schlagkraft der verbündeten Truppen. Und nun war auch der zweite große russische Vorstoß, die vom Januar 1915 bis Mitte April währenden Versuche, über die Karpathen nach Ungarn einzudringen, zusammengebrochen. Damit war der Zeitpunkt gekommen, mit den vereinten Truppen beider Kaiserreiche den Feind in gemeinsamem Angriff niederzuzwingen. — Völlig überraschend für diesen hatten sich Ende April größere deutsche Truppenbeförderungen nach Westgalizien vollzogen. Diese dem Befehle des Generals v. Mackensen unterstellten Truppen hatten die Aufgabe, die russische Front zwischen dem Karpathenkamm und dem mittleren Dunajec im Verein mit den benachbarten Armeen unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten zu durchbrechen. Der Himmel begünstigte das neue Unternehmen durch Sonnenschein und trockene Wege. So konnten Flieger und Artillerie zu voller Tätigkeit gelangen. Mancherlei Schwierigkeiten des Geländes, das hier etwa die Art der Vorberge der deutschen Alpen zeigt, waren zu überwinden. Unter den größten Mühsalen mußte an verschiedenen Stellen die Munition auf Lasttieren herangeschafft, die Kolonnen und Batterien über Knüppeldämme geführt werden.

Alle für den Durchbruch nötigen Erkundungen und Vorbereitungen vollzogen sich ohne Reibung in aller Stille. Am 1. Mai nachmittags begann die Artillerie sich gegen die russischen Stellungen einzuschießen. Diese waren seit fünf Monaten mit allen Regeln der Kunst ausgebaut. Stockwerkartig lagen sie auf den steilen Bergkuppen und deren Hängen, die mit Hindernissen wohl versehen waren, übereinander. An einzelnen für die Russen besonders wichtigen Geländepunkten bestanden bis zu sieben Schützengrabenreihen hintereinander. Das Ganze war sehr geschickt angelegt. Die Infanterie der verbündeten Truppen hatte sich in den Nächten, die dem Sturme vorangingen, näher an den Feind herangeschoben und die Sturmstellungen ausgebaut. In der Nacht vom 1. zum 2. Mai begann die Artillerie mit dem Feuer gegen die feindlichen Anlagen. Eingelegte Pausen wurden von den Pionieren zum Zerschneiden der Drahthindernisse benutzt. In der Frühe des 2. Mai um 6 Uhr wurde sodann auf der ganzen viele Kilometer langen Durchbruchsfront ein überwältigendes Feuer der ganzen Artillerie von den Feldkanonen bis hinauf zu den schwersten Kalibern aufgenommen, das 4 Stunden lang ununterbrochen fortgesetzt wurde. Um 10 Uhr morgens schwiegen plötzlich die Hunderte von Feuerschlünden, und im selben Augenblick stürzten sich die Schwarmlinien und Sturmkolonnen der Angreifer auf die feindlichen Stellungen. Der Gegner war durch das schwere Artilleriefeuer derart erschüttert, daß an manchen Stellen sein Widerstand nur noch gering war. In kopfloser Flucht verließ er, als die Infanterie der Verbündeten dicht vor seine Gräben



Der Markt in Tarnow.



Sturmangriff auf St.-Eloi.

Nach eigenen an Ort und Stelle aufgenommenen Skizzen gezeichnet von E. Zimmer.

gelangte, seine Befestigungen; Gewehre und Kochgeschirre wurden weggeworfen, ungeheure Mengen Infanteriemunition und zahlreiche Tote in den Gräben zurückgelassen. An einer Stelle zerschnitt der Gegner selbst die Drahthindernisse, um sich den Deutschen zu ergeben. Vielfach leistete er auch in den zweiten und dritten Linien keinen nennenswerten Widerstand mehr, während seine Gegenwehr an anderen Stellen der Durchbruchsfront lebhaft und erbittert war. Zusammen mit den österreichisch-ungarischen Truppen griffen bayrische Regimenter den 250 Meter über ihren Sturmstellungen gelegenen Zameczykoberg, eine wahre Festung, an. Eines von ihnen errang sich dabei unvergängliche Lorbeeren. Nachts hatten sich Pioniere an die Drahtverhaue herangeschlichen, die am Fuß des Berges den feindlichen Schützengräben vorgelagert waren. Morgens setzte unsere Artillerie ein, die Granate auf Granate gegen die starke Höhenstellung schleuderte. Die Bayern warteten währenddessen ungeduldig auf den Befehl zum Sturm. Sobald das Kanonengebrüll verstummte und plötzlich einer doppelt tief und unheimlich wirkenden Stille wich, waren die Bayern nicht mehr zu halten. Sie brachen sprungweise mit einem brausenden Hurra los, das die Stille siegesgewiß zerriß. Die russische Artillerie hatte längst die schwachen Abwehrversuche eingestellt, aber ihre Flinten und Maschinengewehre knatterten desto wütender. Die Bayern kümmerte das nicht. Sie stürmten bergauf, Graben nach Graben, Verhau nach Verhau, drehten die Gewehre um, schlugen mit den Kolben drein, zogen die griffesten Messer aus dem Stiefelschaft und wurden raufend der Russen Herr, die sich mit erhobenen Händen ergaben, soweit sie nicht tot oder verwundet am Boden lagen.



Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin.

König Friedrich August von Sachsen (×) begibt sich mit Generalfeldmarschall v. Hindenburg (××) zu einer Besichtigung sächsischer Truppen auf dem östlichen Kriegschauplatz. Dahinter in der Mitte General Ludendorff.

Links von den Bayern stürmten schlesische Regimenter die Höhen von Sekowe und Sokol. Andere junge Regimenter entrissen dem Feinde die hartnäckig verteidigte Friedhofhöhe von Gorlice und den zäh gehaltenen Eisenbahnwall von Komienitza. Von den k. u. k. Truppenteilen hatten galizische Bataillone die steilen Höhenstellungen des Pustkiberges angegriffen und erstürmt, ungarische Truppen in heißem Kampfe die Wiatrowkahöhen genommen. Preußische Garderegimenter warfen den Feind aus seinen Höhenstellungen östlich der Biala und stürmten bei Staszkowka sieben hintereinander gelegene, erbittert verteidigte russische Linien. Entweder von den Russen angezündet oder von einer Granate getroffen, geriet die hinter Gorlice gelegene große Naphtaquelle in Brand. Haushoch schlugen die Flammen aus der Tiefe empor, und eine mehrere hundert Meter hohe Rauchsäule stieg gen Himmel.

Am Abend des 2. Mai, als die heiße Frühlingsonne allmählich der Nachtkühle zu weichen begann, war die erste Hauptstellung in ihrer ganzen Länge und Tiefe in einer Ausdehnung von etwa 16 Kilometern durchbrochen, ein Geländegewinn von durchschnittlich 4 Kilometern erzielt. Mehr als 20 000 Gefangene, mehrere Dutzend Geschütze und etwa 50 Maschinengewehre befanden sich in den Händen der verbündeten Truppen, die in dem Kampfe um die Siegespalme gewetteifert hatten. Außerdem wurde eine fast unübersehbare Menge von Kriegsmaterial aller Art erbeutet, darunter große Massen von Gewehren und Munition.

Den verbündeten Truppen war es nicht nur gelungen, die russische Front zwischen Karpathenkamm und mittlerem Dunajec zu durchbrechen, es war auch am Unterlauf dieses Flusses geglückt, das östliche Ufer zu gewinnen. Die k. u. k. Truppen waren es, die in der Nacht vom 1. zum 2. Mai bei Mondschein den Dunajecübergang erzwangen. Das Unternehmen war so gut vorbereitet und ausgeführt worden, daß der gegenüberstehende Feind völlig überrascht wurde. Neben mehr als 1000 Gefangenen wurden zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Am 3. Mai nahm die Durchbruchschlacht ihren Fortgang, war doch am 2. Mai erst die vorderste Hauptstellung der Russen gefallen und hatten diese doch bis zur Wisloka, das ist auf einer Strecke von etwa 30 Kilometern, noch drei weitere mehr oder weniger stark ausgebaute befestigte Stellungen vorbereitet. In der russischen zweiten Hauptstellung fanden die Verbündeten wenig Widerstand. Es kam hier vielfach nur zu Nachhutgefechten. Größere Kämpfe fanden nur an vereinzelten Stellen, vor allem an Punkten statt, wo der Feind rückwärtige Verstärkungen herangezogen hatte. Vielfach wurden diese in den Strudel des fluchtartigen Rückzuges mit hineingerissen. Am Nachmittag des 3. Mai standen die verbündeten Kräfte vor der dritten Hauptstellung des Feindes. Die Truppen des Generals v. François kämpften an diesem Tage noch um den jener dritten Stellung vorgelagerten Wilczakberg, den Schlüsselpunkt für den Besitz der Stadt Biecze. Diesen Berg hatten die Russen besonders stark ausgebaut. Wiederum lagen ihre Schützengräben stockwerkartig übereinander. Die Russen versuchten das Herankommen der deutschen Truppen an den Berg zu verzögern, indem sie von Süden her zu einem Gegenangriff ansetzten. Ein paar Schrapnelle genügten aber, um den schon schwer erschütterten Feind zur Umkehr zu zwingen. Schon am Abend des 3. Mai war der Wilczakberg in deutscher Hand. Ebenfalls am 3. nahm die preußische Garde nach heißen Waldkämpfen die Höhe von Lipie. Dem rechten Flügel der österreichisch-ungarischen Truppen, der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand, gelang es an demselben Tage, die Russen von den steilen Waldbergen des Bialatales zu werfen und in Richtung Tuchow weiter Gelände zu gewinnen.

Standen die Russen am 3. Mai noch ganz im Bann ihrer Tags zuvor erlittenen schweren Niederlage, so glaubten sie doch am 4. Mai das Vorgehen der Verbündeten zum Stehen bringen zu können. Mit den am 3. Mai eingesetzten Teilen verfügten sie über vier bis fünf Infanterie- und vier Kavalleriedivisionen, die sie am 4. den Angreifern entgegenwarfen. In einem großen nach Südwesten gerichteten Bogen, der als eine Art von großem Brückenkopf der Stadt Jaslo (Karte Seite 408) auf etwa 12 bis 15 Kilometer vorgelagert war, hatten die Russen ihre dritte Hauptstellung angelegt. In ihr waren die Höhen von Sczerzyny nördlich Biecze und die Ostra-Gora wichtige Stützpunkte. Der Feind leistete an vielen Stellen erbitterten Widerstand, aber ihm fehlte, wie auch von gefangenen Offizieren bestätigt wurde, die planmäßige und einheitliche Leitung. Wie es scheint, waren die Verbände durch die Kämpfe am 2. und 3. Mai auch sehr erheblich vermengt worden. Ohne bestimmten Plan wurden die Verstärkungen regiments- und bataillons-

weise in die Front geworfen, wie es die Not des Augenblicks gerade gebot.

Die Auflösung hatte bereits einen derartigen Grad erreicht, daß, wenn der Feind auch an einer Stelle der Kampffront zähen Widerstand leistete, er doch um die Wirkung gebracht wurde, weil die Truppen rechts und links um so unzuverlässiger waren und vorzeitig das Weite suchten. So erwies sich auch die Festhaltung der dritten seitlichen Hauptstellung als unmöglich. Die preußische Garde erreichte am Abend des 4. Mai die Gegend von Sczerzyny. Das ungarische Honvedregiment Nr. 10 setzte sich nach siebenmaligem Sturm in den Besitz einer Höhe nördlich Biecze, worauf sich auch die Besatzung der benachbarten Höhe ergab. Weiter südlich schickten sich deutsche Truppen gerade zum Vorgehen auf die Ostra-Gora an, als der durch schweres Artilleriefeuer erschütterte Feind weiße Fahnen schwenkte und sich in Scharen ergab, bevor noch ein deutscher Infanterist zum Angriff gelangt war. Am Abend des 4. Mai war der rechte Flügel der Armee Mackensen bis auf wenige Kilometer an die Wisloka herangekommen. Damit war der Durchbruch beendet. Trotz des Einsetzens namhafter Verstärkungen und trotz aller vorbereiteten zweiten, dritten und vierten Linien war der Feind geschlagen und in vollem Rückzuge über die Wisloka. Wie der amtliche russische Bericht selbst zugab, war die Truppe vor allem durch die außerordentliche Wirkung der schweren Artillerie der Verbündeten stark erschüttert worden. Am Morgen des 5. Mai meldeten Flieger, die, vom Wetter wesentlich begünstigt, durch Unermüdlichkeit und zuverlässige Meldungen die Führung außerordentlich unterstützten, den Rückzug des Feindes auf allen von Jaslo nach Osten und Norden führenden Straßen. Sie waren sämtlich von den in großer Unordnung abziehenden Kolonnen bedeckt. Die Straßenbrücken bei Jaslo brannten, und die Eisenbahnbrücken über die Ropa und Wisloka waren gesprengt.



Hofphot. J. Heimhuber, Sonthofen.

Die Kirche in Thelus.

Nun war kein Zweifel mehr, daß der Feind die Kraft verloren hatte, die Wislokalinie festzuhalten. Der Verzicht auf diese Linie mußte auch für die russische Nachbararmee große Bedeutung gewinnen, da auch deren Stellungen im nördlichsten Zipfel Ungarns nunmehr unhaltbar wurden. Die mittelbaren Wirkungen des Durchbruchs kamen jetzt zur Geltung, und der Sieger durfte sogar mit der Aufrollung der russischen Karpathenfront bis zum Lupkowsattel rechnen. Zögerte der Feind mit dem Abzuge, dann wurden ihm die rückwärtigen Verbindungen verlegt und seine im Gebirge stehenden Truppen abgeschnitten. Tatsächlich brachte der Telegraph von der benachbarten 3. Armee unter General Boroevic von Boina schon in der Frühe des 5. Mai die Kunde, daß der ihr gegenüberstehende Feind in der Nacht den Abmarsch nach Norden angetreten habe und sich nahezu vor der ganzen Front in eiligem, teilweise fluchtartigem Rückzug befinde. Die 3. Armee folgte dem Feind auf dem Fuße. Um diesem aber womöglich auch die Rückzugstraße zu verlegen, ließ der den rechten Flügel der Armee Mackensen befehligende General v. Emmich seine Truppen, die bei Zmigrod dank dem eiligen Abzug der Russen die Wislokabrücke noch unversehrt gefunden hatten, in einem Gewaltmarsch bis zur Jasiolka nördlich Dukla vorrücken, so daß seine Kanonen am Abend dieses Tages die Stadt Dukla und die von dem vielgenannten gleichnamigen Passe heranführende Gebirgstraße unter Feuer nehmen konnten. Während die Hannoveraner und Bayern Wacht an den Karpathen hielten, damit der Feind nicht von da nach Norden entschlüpfe, stand im Rücken der deutschen Truppen noch der schanzende Feind. Im übrigen rückten die Mitte und der linke Flügel der Armee Mackensen an diesem Tage im Kampf gegen die feindlichen Nachhuten an die Wisloka heran. Am 6. Mai vollzog die Masse der Armee den Übergang über den Fluß. Der Feind versuchte, den preußischen Garderegimentern die östlichen Uferhöhen streitig zu machen;



König Ludwig III. von Bayern in Thelus bei Arras in Nordfrankreich. Hofphot. J. Heimhuber, Sonthofen.

er wurde angegriffen und ließ 15 Feldkanonen sowie zwei schwere Geschütze in der Hand des Siegers. Die Gardetruppen allein hatten bis dahin 12 000 Gefangene gemacht und 3 Geschütze und 45 Maschinengewehre erbeutet. In engstem Zusammengehen mit dem Generaloberstn v. Mackensen überschritt die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand am 6. Mai mit ihrem rechten Flügel die Wisloka. Die 10. k. u. k. Division, die sich unter Führung ihres Kommandeurs General v. Mevenseffy während der sämtlichen bisherigen Kämpfe ganz besonders ausgezeichnet hatte, setzte sich am 7. Mai nach erbittertem Straßenkampf in todesmutigem Sturm in den Besitz der Stadt Brzostek, die die Russen hartnäckig verteidigt hatten. Die Mitte und der linke Flügel der österreichisch-ungarischen Armee warfen den Feind aus den verschiedenen, zäh verteidigten Nachhutstellungen und setzten den Vormarsch fort. Die Armee des Erzherzogs hatte bis zum Abend dieses Tages 16 000 Gefangene gemacht, 6 Geschütze und 31 Maschinengewehre erbeutet.


Eingraben im feindlichen Feuer bei Apremont.

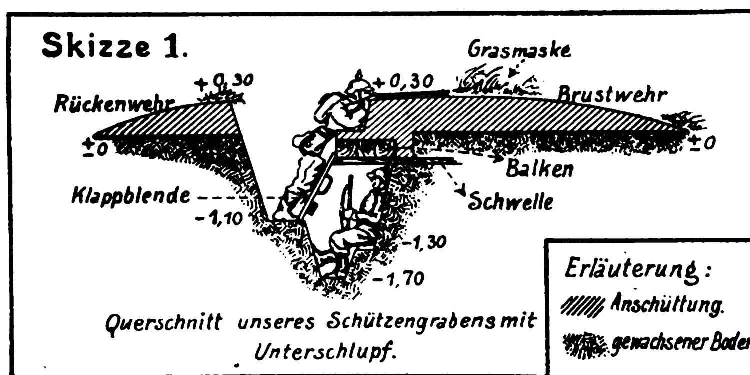
Als die Armee Mackensen die Wisloka überschritten und diejenige des Erzherzogs nach der Einnahme von Tarnow den Feind zur Räumung der ganzen Dunajeclinie bis zur Weichselmündung gezwungen hatte, konnte die Durchbruchschlacht von Gorlice—Tarnow als beendet angesehen werden. Auf einer Frontbreite von 160 Kilometern war der Feind im Rückzuge; die durchbrochenen Stellungen der Russen lagen schon 30 Kilometer hinter dem Sieger, der auf der ganzen Linie die Verfolgung aufgenommen hatte. Diese zeitigte auf der zweiten Front die schönsten Früchte. Am 6. Mai nachmittags stellte das im Anschluß an den rechten Flügel Mackensens vorgehende österreichisch-ungarische Korps in dem Karpathendorfe Tyelwa die russische 48. Division, machte dabei einen General, einen Obersten sowie gegen 3000 Mann zu Gefangenen und nahm der Division 16 Feldkanonen, 6 ganz neue Feldhaubitzen, zahlreiche Munitionswagen und Kriegsgerät aller Art ab.

Am 7. erschienen die Reste der 48. Division auf der Höhe von Hyrowa-Gora gegenüber den Truppen des Generals v. Emmich. Von einem deutschen Parlamentär aufgefordert, sich zu ergeben, erklärte der Divisionskommandeur, hierzu nicht in der Lage zu sein, legte das Kommando nieder und verschwand mit seinem Stabe in den Wäldern. 3500 Mann ergaben sich hierauf dem Korps Emmich. Nach viertägigem Umherirren in den Karpathen ergab sich General der Infanterie Korniloff am 12. Mai samt seinem ganzen Stabe einem k. u. k. Truppenteile. Am 8. hatte die österreichisch-ungarische 3. Armee unter Boroevic bereits 12 000 Gefangene in Händen; General v. Emmich konnte an diesem Tage 4500 melden. Eine schwache ungarische Eskadron hatte schon am 6. Mai, unterstützt von einer deutschen Radfahrerabteilung, drei russische Eskadronen aus Krosno hinausgeworfen und damit den ersten Übergang über den Wislok (nicht zu verwechseln mit der Wisloka) in die Hand bekommen. In der Stadt wurden viel Sanitätsmaterial und große Verpflegungsmengen erbeutet. In engster Zusammenarbeit mit den deutschen Truppen wurden dem Feinde am 8. Mai auch die das Ostufer des Wislok beherrschenden Höhen entrissen. Die Garde fand auf dem Vormarsch zum Flusse 9 russische Geschütze und 21 Munitionswagen, die der Feind auf seiner eiligen Flucht stehen gelassen hatte. Die Besatzung von Odrzykon, die der Garde den Übergang über den Fluß streitig machen sollte, ergab sich. Die Zahl der Gefangenen am 8. Mai betrug 3000.

Am nächsten Tage ergaben sich einem Garderegiment, das bei Tropie überraschend den feindlichen Nachhuten in den Rücken gekommen war, abermals 3000 Mann, auch wurden 6 Geschütze erbeutet. Hierzu traten an anderer Stelle 2000 weitere Gefangene, 8 Maschinengewehre, 1 Geschütz und mehrere gefüllte Patronenwagen.

Bei der Armee des Erzherzogs stieg die Zahl der Gefangenen bis zum Abend des 9. Mai auf 20 000 Mann. Vor der Armee Boroevic ging der Feind aus den Karpathen eiligst zurück. Er hatte also auch seine anfängliche Absicht, die Wisloklinie zu halten, unter dem Druck der unaufhaltsamen Verfolgung der Verbündeten aufgeben müssen. Wenn es am 9. und 10. Mai bei der Armee Mackensen noch zu einem größeren russischen Angriffe kam, so erfolgte dieser nur, um den Abzug aus der langen Karpathenfront einigermaßen zu decken. In der Gegend von Sanok zogen die Russen zwei eiligst zusammengeraffte Divisionen zusammen, mit denen sie am 9. und 10. Mai zum Angriff auf Besko und die dortigen Höhen schritten, während sie mehr nördlich eine weitere Division, darunter zwei Regimenter der Festungsbesatzung von Przemysl, zum Gegenstoß gegen österreichisch-ungarische Truppen ansetzten. Dieser letztere, in der Richtung auf Krosno geführte Angriff mißlang völlig; einem der von Przemysl angekommenen Regimenter wurden dabei 1800 Gefangene und 20 Maschinengewehre abgenommen. Die russischen Angriffe auf Besko endeten mit einer schweren Niederlage. Als der Ansturm abgeschlagen war und 500 Russen tot vor der

Front lagen, gingen die Truppen des Generals v. Emmich ihrerseits zum Angriff über. Völlig geschlagen, wichen die Russen nunmehr eiligst aus Sanok zurück, von der Kavallerie lebhaft verfolgt. An vielen Stellen ergaben sich die Russen, so vor allem auf den Höhen und in den Wäldern südlich Besko. Das Kampffeld bot hier noch in den nächsten Tagen ein düsteres Bild. In ununterbrochener Reihe zogen sich die stark ausgebauten russischen Schützenlöcher hin. In jedem dieser vielen Hunderte von Löchern lag, teilweise noch in der Lage des Anschlags, ein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett. In den Brustwehren waren umgekehrt eingesteckte Gewehre zu sehen, an deren Schaft weiße Fetzen gebunden waren. So hatten ganze Bataillone kapituliert. 6200 Gefangene, 6 Geschütze und 7 Munitionswagen fielen in die Hände der siegreichen verbündeten Truppen. Die Russen waren jetzt in vollem Rückzug nach dem unteren San. Ihre ganze 8. Armee räumte die Karpathen. Aber auch nördlich der Weichsel wichen sie von der Nida in östlicher Richtung zurück. Die Wirkung des gelungenen Durchbruchs machte sich jetzt bereits auf einer Breite von über 300 Kilometern geltend. Während die Nachbararmeen den Rückzug noch in verhältnismäßiger Ordnung vollziehen konnten, war der Rest der entscheidend geschlagenen Armee Radko Dimitriew in völliger Auflösung. In großer Unordnung wälzten sie sich nordöstlich zurück. Die russische 49. Division vermochte von ihrem ganzen Bestande nur 4 Geschütze zu retten. Eine kaukasische Division brachte von 36 Kanonen bloß 9 zurück. Dazu waren die russischen Verbände völlig durcheinandergeraten, da die Befehlsführung gänzlich versagt und die Verbindung der Truppenteile untereinander aufgehört hatte. Das rechte Flügelkorps der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand stellte an einem einzigen Verfolgungstage Gefangene aus nicht weniger als 51 verschiedenen Regimentern fest. (Fortsetzung folgt.)



Querschnitt unseres Schützengrabens mit Unterschlupf.

Illustrierte Kriegsberichte.

Von der Champagne.

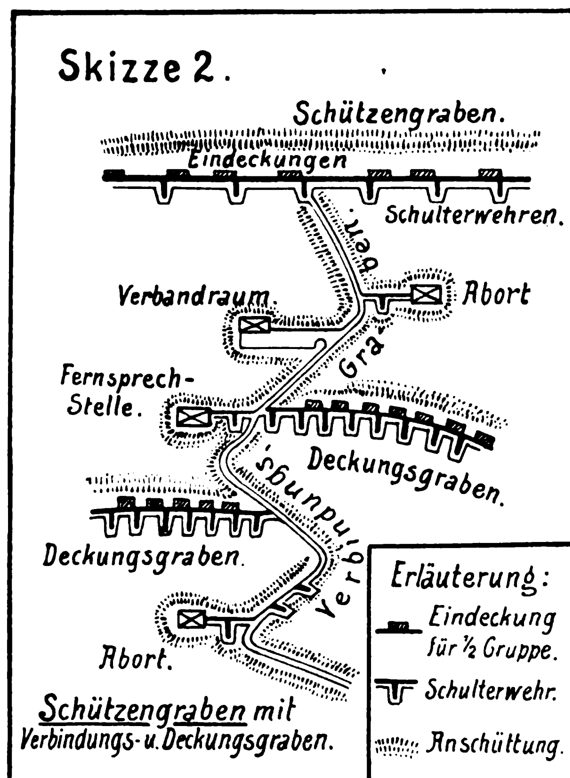
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie die Kartenskizzen Seite 254 und Seite 414.)

Joffres Offensive in der Champagne vom Dezember 1914 richtete sich gegen die gutverschanzten deutschen Stellungen auf den Höhen bei Souains—Perthes—Servon. Zahlreiche deutsche Schützengräben sollten nach den französischen Berichten dabei erstürmt worden sein. Im Januar 1915 wird als einziges greifbares Ergebnis gemeldet, daß Höhe 200, westlich Perthes, genommen sei und behauptet werde, sowie die Besitznahme eines Gehölzes 2 Kilometer nordöstlich Le Mesnil. Im übrigen hagelte es jedoch von „Erfolgen" westlich, nördlich, nordöstlich von Perthes, nördlich Le Mesnil, nördlich Beau-Séjour. Die französische Stellung lief aber nach wie vor über: Souain, Perthes, Le Mesnil—Beau-Séjour, Massiges, Ville sur Tourbe, und ihnen gegenüber lagen nach wie vor die deutschen Truppen in einer Länge von Souain bis Ville sur Tourbe, das sind 20 Kilometer, und durchschnittlich auf Entfernungen von 50 bis 500 Metern.

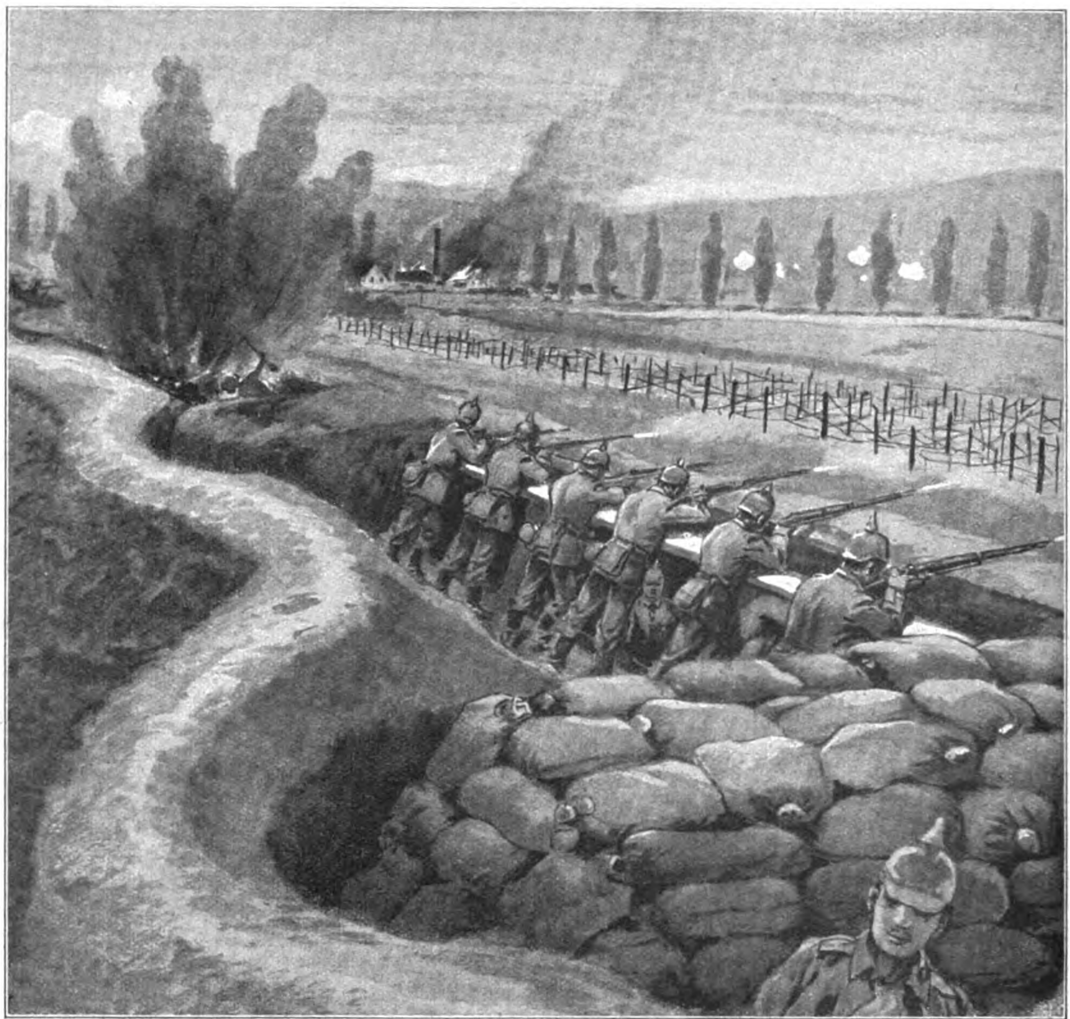
Im nämlichen Monat brachte dagegen ein deutscher Gegenangriff die Höhe 191 dicht nördlich Massiges in unseren Besitz, die nach Westen, Süden und Osten durch ihre überragende Erhebung das umliegende Gelände beherrscht. Im Februar und März geschah der neue große Durchbruchsversuch. Die französischen Bulletins verzeichneten folgende „Erfolge": Am 26. Februar sollte ein Gehölz „nordwestlich Perthes" und „nördlich Le Mesnil" genommen worden sein, wo man auf dem Kamm des Hügels stehe. Den 2. März wollte man in der nämlichen Gegend über einen Kamm gekommen sein. Am 3. März verzeichnete man einen Geländegewinn mit der „Höhe 200" (vgl. den Januarbericht) und weitere „im Walde westlich von Perthes", obwohl man genau dieselben ungenauen Ortsangaben schon im Januar benutzt hatte. Am 5. März befand man sich nordöstlich von Le Mesnil, „jenseits des Kammes". Nun führt von Perthes nach Maisons de Champagne ein Weg auf der Höhe des Kammes. Dieser muß also wohl damit gemeint sein. Nur wurde leider dieser Geländegewinn schon, wie oben ersichtlich, im Januar gebucht. Um so mehr ist man erstaunt, daß man am 10. März einen neuen Fortschritt verzeichnet findet, indem man „nordöstlich Le Mesnil an einem Punkte die Stellung bis an den Kammweg Perthes—Maisons de Champagne vorgeschoben und die Höhe 196 gehalten" habe. Von Le Mesnil bis zum Eintritt des Kammweges in den Wald sind es aber genau 2 Kilometer, die man doch im Januar auch schon gefeiert hatte!

Doch wären diese fortwährenden Meldungen über Geländegewinne, die zwar viel Hoffnungen erwecken, aber keine merklichen Fortschritte darstellen, wenn man sie im Zusammenhang betrachtet, noch nicht einmal die schlimmsten Enthüllungen für Frankreich. Bedenklich sind dagegen die ungeheuren, nutzlos verpufften Munitionsmengen, mit denen man doch nichts erreicht hat, trotz der Abgabe von täglich 100000 Schuß (siehe auch Seite 255). Noch betrübender sind ihre riesigen Menschenopfer. Versuchten sie doch in der Winterschlacht in der Champagne, auf dem engen Streifen zwischen Perthes und Beau-Séjour, der nicht viel mehr als 8 Kilometer beträgt, mit einer Truppenmasse von 6 Armeekorps, also von 180000 Gewehren, 7200 Säbeln, 864 Feldgeschützen und mindestens 24 schweren Rimailhohaubitzen durchzubrechen, und hörten naturgemäß nicht eher auf, als bis die Verbände in sechstägigem Kampf derart gelichtet worden waren, daß man sie unverrichteter Dinge wieder zurückziehen mußte. Als letzter Gesichtspunkt, der diese selbstmörderische Kriegführung auf französischer Seite befürworten könnte, käme die Erfüllung der strategischen oder taktischen Aufgabe an jener Stelle in Betracht. Als Lockapfel wird man wohl mit Sicherheit für sämtliche größeren feindlichen Vorstöße in der

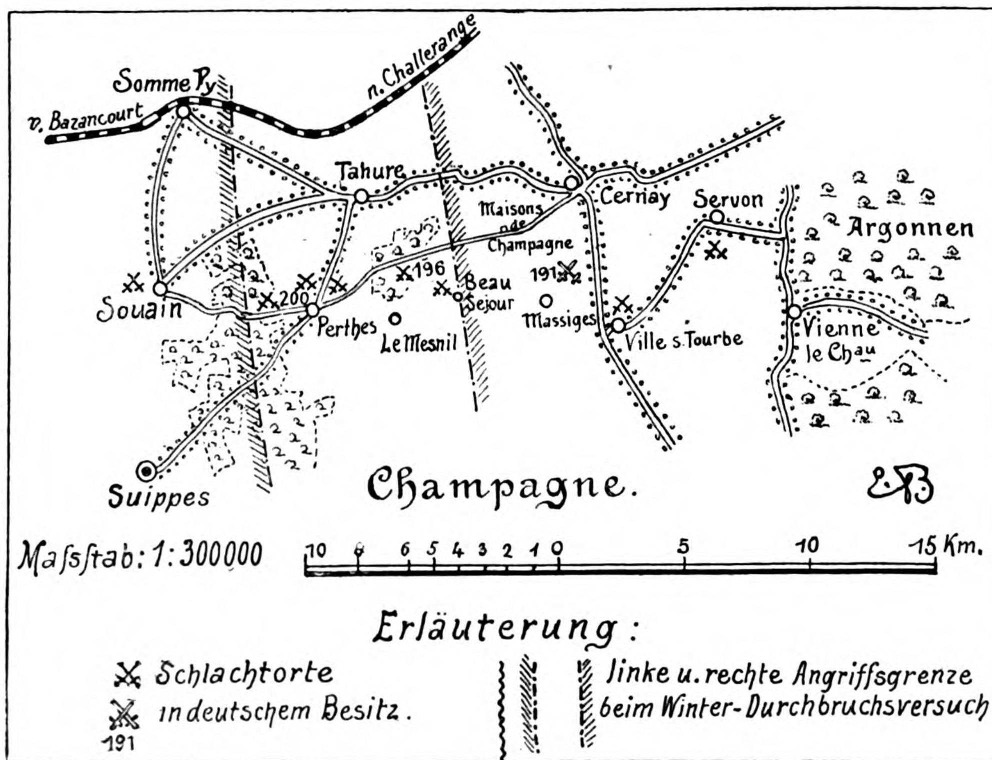


Schützengraben mit Verbindungs- u. Deckungsgraben.

Champagne die weit hinter unseren Linien liegenden Orte Rethel und Vouziers (siehe Karte Seite 254) ansehen dürfen, die für unsere rückwärtigen Verbindungen sehr wertvoll sind, oder aber die Bahnlinie Reims—Verdun, die sich gerade bei der Durchbruchstelle Perthes—Beau-Séjour unseren Stellungen auf 8 Kilometer nähert. Die Franzosen haben also auch in dieser Hinsicht gar nichts erreicht. Die französische Offensive in der Champagne ist im Sande verlaufen, hat ein unmerkliches Sandkörnchen vielleicht weggeschwemmt und ein anderes dafür zurückgelassen. Weder das eine noch das andere ist großer Reden wert, aber die riesigen, gänzlich nutzlos geopferten Menschenverluste und die verpulverten Munitionsmengen, denen unsere wackeren Feldgrauen trotzten, indem sie nachts wieder aufbauten, was tagsüber in Trümmer gegangen war, die sollten eingehend besprochen und offen eingestanden werden.


Schützengraben mit Schulterwehr.

Einige Schilderungen unserer wackeren Rheinländer, Gardisten und Sachsen, die einen tiefen Einblick in die furchtbare Zeit der übermächtigen feindlichen Angriffe geben, seien noch kurz angeführt. Am 18. März, beim Kampf zwischen Deutschen und Franzosen, Zuaven, Senegalnegern um die Höhe 196, nordöstlich Le Mesnil, steigerte sich das feindliche Artilleriefeuer immer mehr. Schlag dröhnte auf Schlag. Die deutschen Schützengräben waren eingehüllt in dichte, unaufhörlich neu emporwirbelnde Erdfontänen von dunklem Braun und Schwarz, in denen Flammen grell aufblitzten, um von neu aufzuckenden schon wieder abgelöst zu werden. Dazwischen spritzten armlange Eisenstücke aus dem brodelnden Hexenkessel oder flogen abgesplitterte Baumstämme und Bretter haushoch in die Luft. Die ganze Atmosphäre war erfüllt von unbeschreiblichem Tosen, Donnern und Heulen der Geschosse. Die Detonationen erfolgten so rasch aufeinander, daß die Soldaten dieser Feuerart den Namen „Trommelfeuer“ gaben. Auch unsere Artillerie war nicht müßig. Sie legte einen schützenden Feuerwall vor die eigenen Infanteriegräben, um ein feindliches Heranstürmen unmöglich zu machen. Mit dem Scherenfernrohr suchen die Artillerieoffiziere die Rauchwand zu durchschauen. Plötzlich tauchen ganz in der Ferne dunkle Abteilungen auf. Ein Glitzern wie von Bajonetten verrät sie dem spähenden, geschulten Auge. Blitzschnell rasen Befehle durch das Telephon zu den einzelnen Batterien. Die Geschütze werden auf jenen Geländeabschnitt eingerichtet. Es sind inhaltschwere Sekunden. Immer mehr Schützenwellen tauchen auf, dicht gedrängt, ohne Zwischenraum und mit wenig Abstand. Wie eine übermächtige Sturmflut wälzen sich die



Zu dem Artikel: Von der Champagne (Seite 413).


Erdhütten unserer Soldaten im Forst. Phot. A. Grohs, Berlin.

unübersehbaren Massen heran. Tollkühne Züge und Gruppen lösen sich in wilder Begeisterung und stürmen voraus, geführt von schneidigen Offizieren. Wie wütend knattert unser Gewehrfeuer, rattern unsere Maschinengewehre auf die prachtvollen Ziele, die bis auf nächste Entfernung herangekommen sind (siehe unsere Kunstbeilage). Da braust es los, urgewaltig. Unsere Artillerie hilft in treuer Waffenbrüderschaft. Ihre Sprengkegel sind kaum noch voneinander zu unterscheiden. Die ganzen französischen Angriffstruppen stürzen, brechen zusammen, liegen zerfetzt am Boden, soweit das Auge reicht. Was noch laufen kann, eilt von Entsetzen gepeitscht zurück, und die deutschen Granaten jagen hinterdrein, beutegierig, unersättlich. Und wo einige Trümmer der französischen Armeekorps in unsere vordersten Gräben kamen, flammte ein wilder Nahkampf auf mit Degen, Bajonett, Revolver und den furchtbaren Handgranaten. Auf einem schlichten Zettel sandte ein Gardebrigadekommandeur seinen Truppen, von denen ein Bataillon infolge beiderseitiger Flankierung und halber Umfassung eine Zeitlang unerschüttert gegen vier Fronten kämpfte, bis ihm Unterstützungen Luft schafften, die schwerwiegenden Worte: „Freue mich, daß Regiment tapfer Stellung voll und ganz behauptet hat!" Auch ein Artillerieoffizier schrieb von jenem Gefechtsfeld: „Wir kennen die französische Phrase von merklichen Gewinnen westlich und östlich von Punkt 196, sowie nordöstlich von Le Mesnil ebensogut wie ihre erfolgreichen Sturmangriffe, bei denen sie bis an unsere Gräben gelangten. Nur vergessen sie anzugeben, daß nur ihre Toten es sind, die dicht vor unseren Stellungen liegen."

Wie wir zum Spaten griffen.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder und Skizzen Seite 412, 413, 414 oben und 415.)

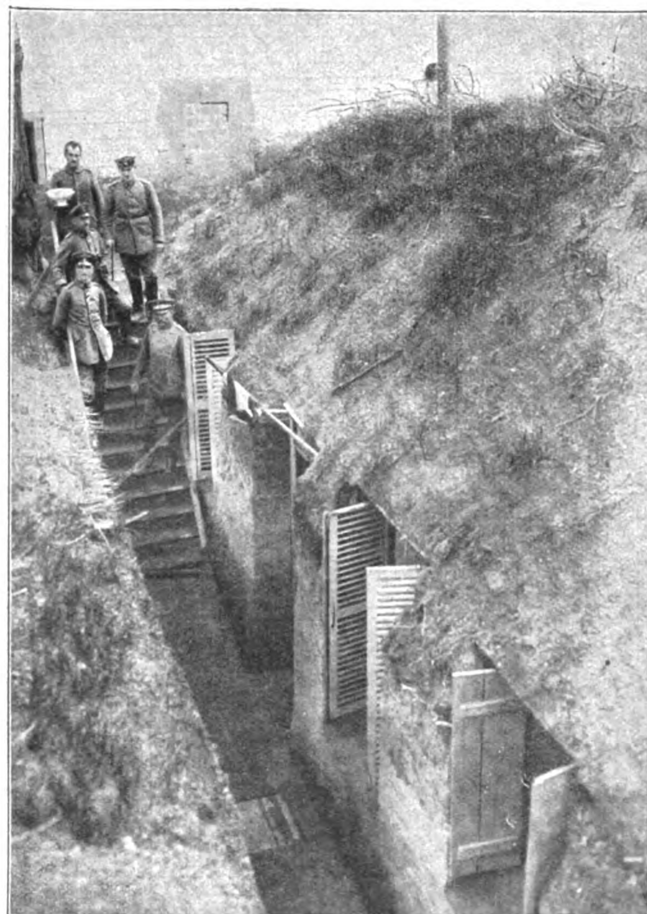
Das hätten wir uns auch nicht träumen lassen, weder beim Ausmarsch, noch bei den ersten Augustgefechten, daß wir, das heißt die zur großen Offensive durch Belgien nach Mittel- und Nordfrankreich bestimmten Armeen, nach und nach zum Spaten greifen müßten; daß aus dem Bewegungskrieg, für den wir Infanteristen hauptsächlich geschult worden waren, ein Stellungskampf sich entwickeln würde. Zwar hatte man auch beim deutschen Militär die Lehren des russisch-japanischen Krieges auszunutzen gewußt. Unter anderem begannen wir mit den großen Sandsäcken zu arbeiten, die, leer mitgenommen, an Ort und Stelle mit Erde oder Schotter gefüllt werden, um so in schnellster Weise eine Deckung gegen Infanteriefeuer zu bieten.

Nach unseren unerwartet großen Anfangserfolgen machte sich allmählich das Bedürfnis geltend, die Feuerwirkung des Gegners herabzumindern und die eigene zu steigern, da das ungedeckte Vorstürmen wohl großen und schnellen Bodengewinn, jedoch auch reichliche Verluste mit sich brachte. Das beste Mittel, unsere Verluste zu vermindern, bot nun die Feldbefestigung, die nicht nur bei der Verteidigung, sondern auch beim Angriff benutzt werden kann. Allerdings kostet es bei dieser Kampfesweise viel mehr Zeit, um neuen Boden zu gewinnen.

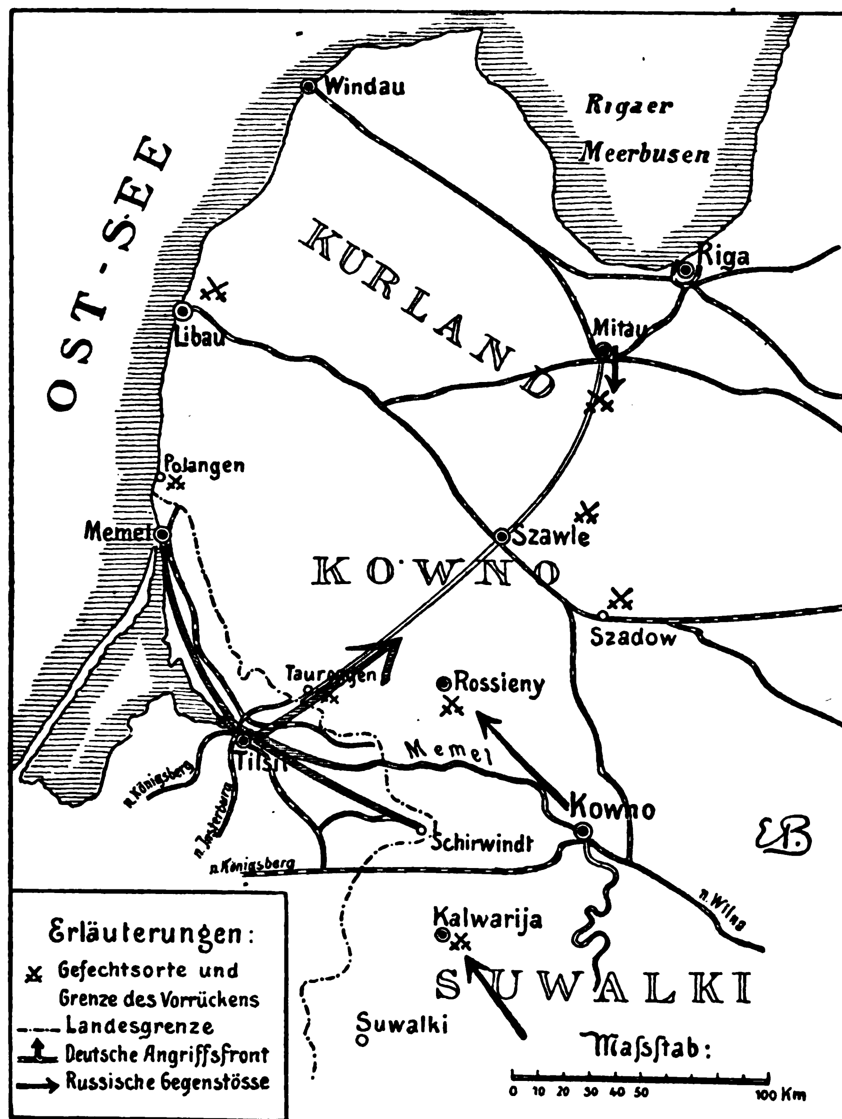
Gerade als vorn in der Front das Bedürfnis nach Feldbefestigungen sich geltend machte, kam der Generalstab aus strategischen Gründen zum gleichen Ergebnis. Um diese Zeit setzten die großen Überflüglungsversuche Joffres ein, die deutscherseits als Gegenmaßregel ein Verlängern unseres rechten Flügels nötig machten. Da Eile geboten war, wurden die in der Front nicht durchaus nötigen Truppen nach Norden verschoben, mithin die Front schwächer gemacht. Ein Ausgleich dafür mußte in den Feldbefestigungen gesucht werden. Vom Verlassen der luxemburgischen Grenze an wurde jede Nacht geschanzt und gehackt, Schießscharten gebrochen, Waldränder verstärkt. Aber im Gefecht haben wir nie Gebrauch davon gemacht, da wir anfangs jeden Morgen mehrere Kilometer vormarschierten, um den Gegner anzugreifen, auch wohl rechts oder links schwenkten, um den vor einem Nebenarmeekorps zurückgehenden Gegner unter Flankenfeuer zu nehmen.

Unser erstes Eingraben im feindlichen Infanterie- und Artilleriefeuer zeigt Bild Seite 412. Da der etatsmäßige Bestand an Schanzzeug bei jeder Kompanie zu 250 Mann nur 100 Stück beträgt, können in der Regel immer nur zwei Fünftel der Leute graben, doch hatten die meisten Kompanieführer auf den vorhergehenden Schlachtfeldern für Mitnahme von möglichst viel Schanzzeug gesorgt, vor allem auch des ausgezeichneten französischen. Nun besaß wenigstens jeder zweite Mann eines, so daß immer ein Mann flach am Boden liegend graben konnte, während sein Nebenmann feuerte. Wurde der Grabende müde, dann tauschten sie ihre Rollen.

So entstanden nacheinander Gewehrauflagen, mit Hilfe deren man sicherer zielen und abkommen konnte, als beim liegend freihändigen Anschlag, sowie allmählich längliche Mulden, die dem Körper der Schützen Deckung boten.


Phot. A. Grohs, Berlin.

Eingang zu einem behaglichen Offiziersunterstand.
Die Fenster sind mit verstellbaren Läden versehen.



Der deutsche Vorstoß gegen Mitau.

Auch diese Stellung brauchten wir nicht weiter auszubauen durch Verbinden der einzelnen Schützenmulden, da die gegnerische Nachhut, in deren Feuer wir geraten waren, nachgab und wir weitermarschierten.

Die ersten Anklänge zu richtigen, ausgebauten Feldbefestigungen waren unsere Geländeverstärkungen südlich von Sommaisne, wo nach dem Divisionsbefehl ein Höhenzug von uns gehalten, jedoch nicht überschritten werden sollte. Das Gelände war hügelig, und der Boden äußerst steinig. Die sehr ermüdeten Truppen arbeiteten die ganze Nacht ohne Unterbrechung an den Schützengräben. Diese waren aber beim Tagesgrauen nicht viel weiter und tiefer als für knieende Schützen gediehen. Dahinter waren Anfänge zu Deckungsgräben gemacht worden. Ein in der Nähe liegendes Wäldchen, in dem am vorhergehenden Tag die Granaten gewütet hatten, bot abgeknickte Bäume und Äste in genügender Auswahl, um Eindeckungen bauen zu können.

Der rücksichtslose Angriffsgeist, zu dem unsere Truppen erzogen sind, läßt es nicht dazu kommen, daß ihre Gefechtstätigkeit im Schützengraben sich etwa „auf eine ausschließliche, starre Verteidigung beschränkt", wie sie in einem Geheimbefehl der General des 2. französischen Armeekorps an den ihm unterstellten französischen Offizieren und Mannschaften rügt, sondern von uns wird aus dem schützenden Graben heraus auch angegriffen. Unsere Feldbefestigungen sind also nicht zum Grabe des Angriffsgedankens geworden, wie man es militärisch zu nennen pflegt. Anderseits galt uns Deutschen vielleicht doch der russisch-japanische Stellungskampf mit seinen gewaltigen Erdarbeiten zu sehr als Ausnahme. Kurzum, unsere ersten Versuche in der Feldbefestigung standen hinter denen unserer westlichen Gegner wesentlich zurück, die sich darin hauptsächlich bei ihren Loison- und Maasstellungen als Meister entpuppt hatten. Um es gleich vorweg zu nehmen: wir haben den Vorsprung sogar nach französischen Aussagen eingebracht, wenn nicht gar überholt.

Es war damals das erstemal im ganzen Feldzug, daß wir unsere Geländeverstärkungen benutzen mußten, um darin auszuhalten. Wir hatten keine Schulterwehren, keine Rückenwehr, keine Unterschlupfe, viel weniger Unterstände, keine Masken, keine Verbindungsgräben, nur 1,30 Meter tiefe Deckungsgräben. Dazu kam gegen drei Uhr morgens der Befehl, daß die Regiments-, die Bataillons- und Kompanieverbände wieder herzustellen seien, die sich beim Gefecht am vergangenen Tage stark vermischt hatten. Die Leute, die nicht zur Kompanie gehörten, verließen uns also, um sich wieder ihrer Truppe anzuschließen. Dadurch entstanden in vorderster Linie Lücken. Doch blieben wir diesmal von Granatfeuer zum Glück ziemlich verschont, wenn wir auch wie auf dem Präsentierteller lagen und ein feindlicher Flieger mehrmals minutenlang über uns surrte. Der Grund dafür war das Artillerieduell, das hoch über unsere Stellung hinwegheulte. Am folgenden Abend halfen die Pioniere, die man uns zugeteilt hatte, bei der Verstärkung unserer Stellung. Ihre großen Spaten und Hacken erleichterten uns die Arbeit bei dem harten Boden wesentlich. Vor allem konnten sie jedoch die Bemühungen des kompanieführenden Offiziers um die Errichtung der schon aufgezählten Schutz- und Deckungsmittel für seine Leute unterstützen, indem sie sich auf die Kompanie verteilten und die Infanteristen im Bauen unterwiesen.

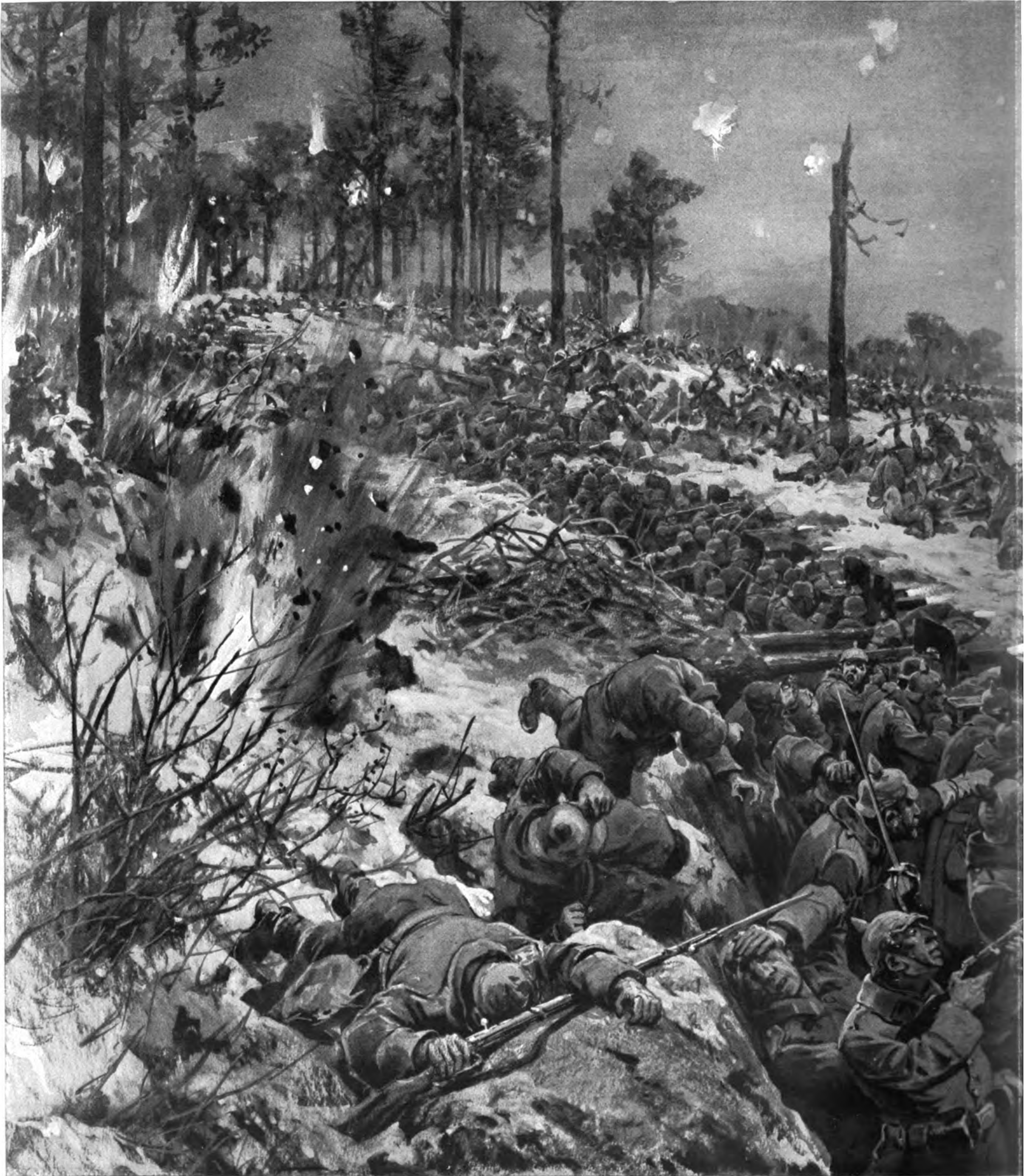
Doch sollte auch diese Stellung nicht völlig ausgebaut werden, da wir kurz darauf durch einen Sturmanlauf weiter vorwärts dringen konnten. Erst einige Wochen später bauten wir unsere erste richtige Feldbefestigung, die auch den verwöhntesten Ansprüchen genügte.

Wir hatten uns vom Gegner gelöst und dadurch Zeit gewonnen. Nicht mehr verhinderte feindliches Artilleriefeuer unsere Gefechts- und große Bagage, uns Schanzzeug bis fast an die Schützengräben zu bringen. Der Regimentsschanzzeugwagen tat uns vortreffliche Dienste mit seinen 260 großen Spaten und insgesamt 380 Hacken, Beilen, Äxten und Sägen. In aller Ruhe waren bis zur Ankunft der Truppen die Stellungen erkundet worden auf Schußfeld, Unkenntlichkeit, Flügelanlehnung, Artilleriestellung und dergleichen. Ein Patrouillenschleier wurde auf die davorliegenden Höhen geschickt, um gegen Überraschungen durch gegnerische Patrouillen zu schützen und diesen den Einblick in unsere Arbeiten zu verhindern.

Die Kompanien schwärmten in den bezeichneten Geländeabschnitten aus. Jeder Gruppenführer bezeichnete durch Einstecken des Seitengewehrs oder Hinlegen des abgenommenen Tornisters den Erdkloß, der stehen bleiben sollte, um die Schulterwehr zu bilden, die seine Gruppe von der Nachbargruppe rechts von ihm abteilen sollte. Dann legten die Mannschaften ihr Gepäck hinter sich, und die Spatenträger — es hatten jetzt schon drei Viertel der Leute Spaten — begannen emsig zu arbeiten. Die Träger der Beilpicken halfen die Erde lockern und die übrigen Mannschaften wurden ins Vorgelände geschickt.

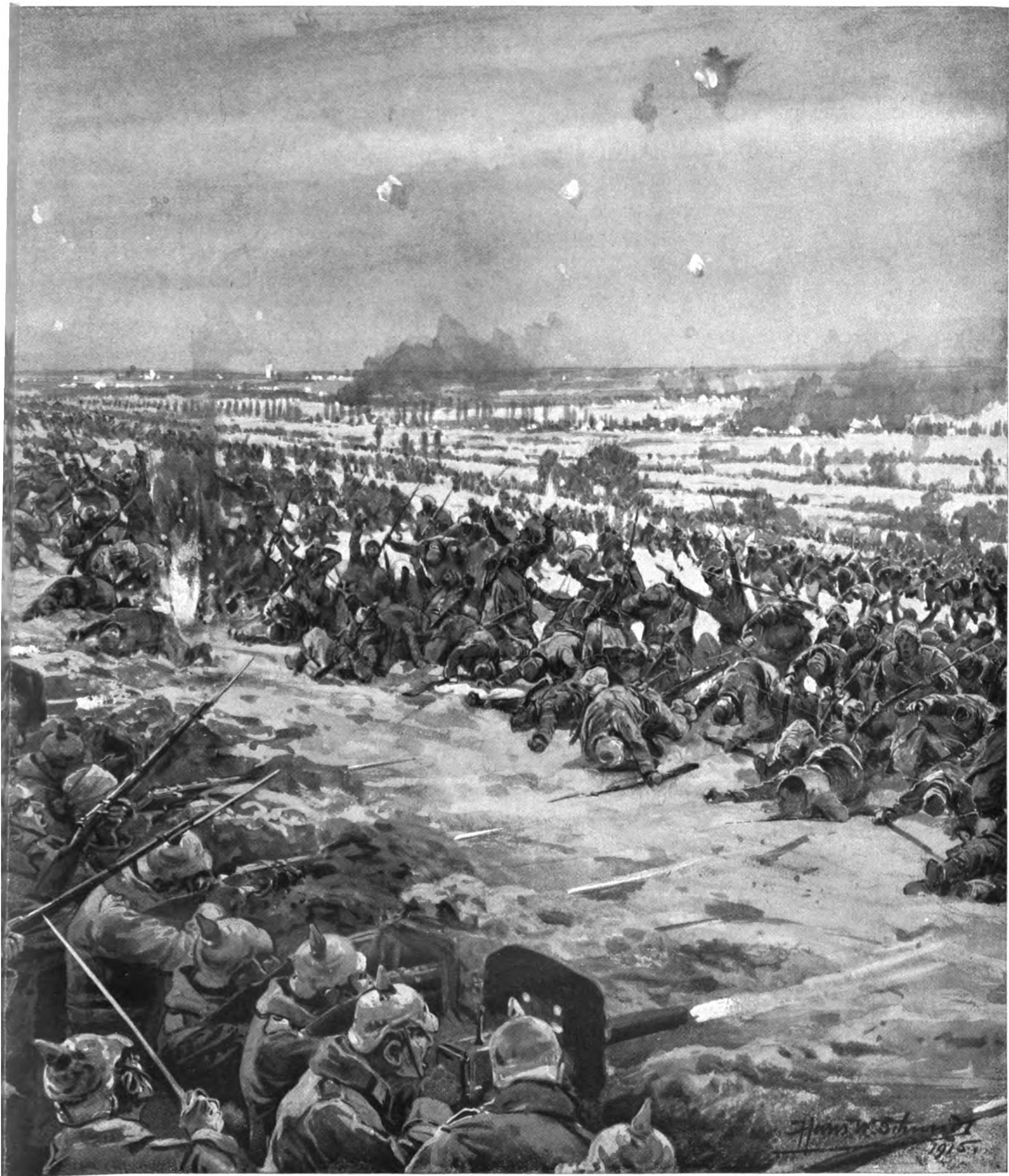
Dort machten sie das Schußfeld frei, legten Hecken nieder, die die Feuerwirkung hinderten, hackten Bäume um, die dem Gegner die Beobachtung oder das Einschießen erleichtern konnten, entfernten Wegweiser und füllten Vertiefungen auf oder machten sie ungangbar. Andere schritten genau die Entfernungen ab bis zum nächsten Hügel, brachten alle 100 Meter unscheinbare Schußmarken wie Steinhaufen oder Strohwische an, die das Beschießen der später daneben liegenden Schützenlinien durch genaue Kenntnis der Entfernung und entsprechende Visierwahl erleichtern und die Wirkung vergrößern sollten.

Hatten wir doch beim Angriff gegen französische Stellungen uns schon manchmal über ihre ausgezeichneten Treffergebnisse gewundert, bis wir dahinter kamen, daß die alten



Abweisung französischer Sturmangriffe am 18. M

Auf Grund von Berichten eines mitkämpfenden Artiller



März 1915 bei Le Mesnil in der Champagne.
eoffiziers gezeichnet von Professor Hans W. Schmidt.

Wagen oder möglichst grell angestrichenen Dreschmaschinen in den Kornäckern und auf den Höhen nicht zufällig dort vergessen worden und stehen geblieben waren, sondern den feindlichen Geschützen als Hauptrichtungspunkte dienten, bis zu denen die Entfernungen genau abgemessen worden waren.

Aus anfangs gelegtem Stolperdraht, 50 Meter vor der Stellung, entwickelte sich allmählich ein gut hinter einer Erdwelle verstecktes Drahthindernis. Bretter, Balken, Türen wurden aus naheliegenden Gehöften und einer Fabrik herbeigetragen, um als Decke für unsere Unterschlupfe und Unterstände (siehe Skizze 1 Seite 413 oben) verwendet zu werden. Die fast vergessenen Sandsäcke wurden gefüllt und bildeten eine vortreffliche Schulterwehr, die gegen Flankenfeuer sowie seitlich fliegende Splitter von Granaten oder Handgranaten Widerstand bot (siehe Bild Seite 414 oben).

Hinter dem vordersten Schützengraben wurde noch jenseits des Höhenkamms ein Deckungsgraben mit doppelt soviel Schulterwehren und doppelt soviel Unterschlupfen angelegt, zu dem ein über mannstiefer Verbindungsgraben führte. Natürlich wurden tief im Boden auch hygienische Einrichtungen errichtet, wie Sickerschächte, Abwässerungsanlagen, Aborte und Verbandräume (siehe Skizze 2 Seite 413 unten). Gegen Erderschütterungen und dadurch bewirktes Rutschen des Bodens bekleideten wir die Wände mit Zweigen oder Rasenstücken. Auch paßten wir uns immer aufs neue unserer Umgebung an, indem wir auf unsere Anschüttungen von Zeit zu Zeit wieder frisches Gras, Kohlköpfe und dergleichen pflanzten.

Aus dieser unterirdischen Festung trotzten wir schon verschiedenen feindlichen Angriffen, die in unserem Feuer meist schnell wieder rückwärts fluteten.

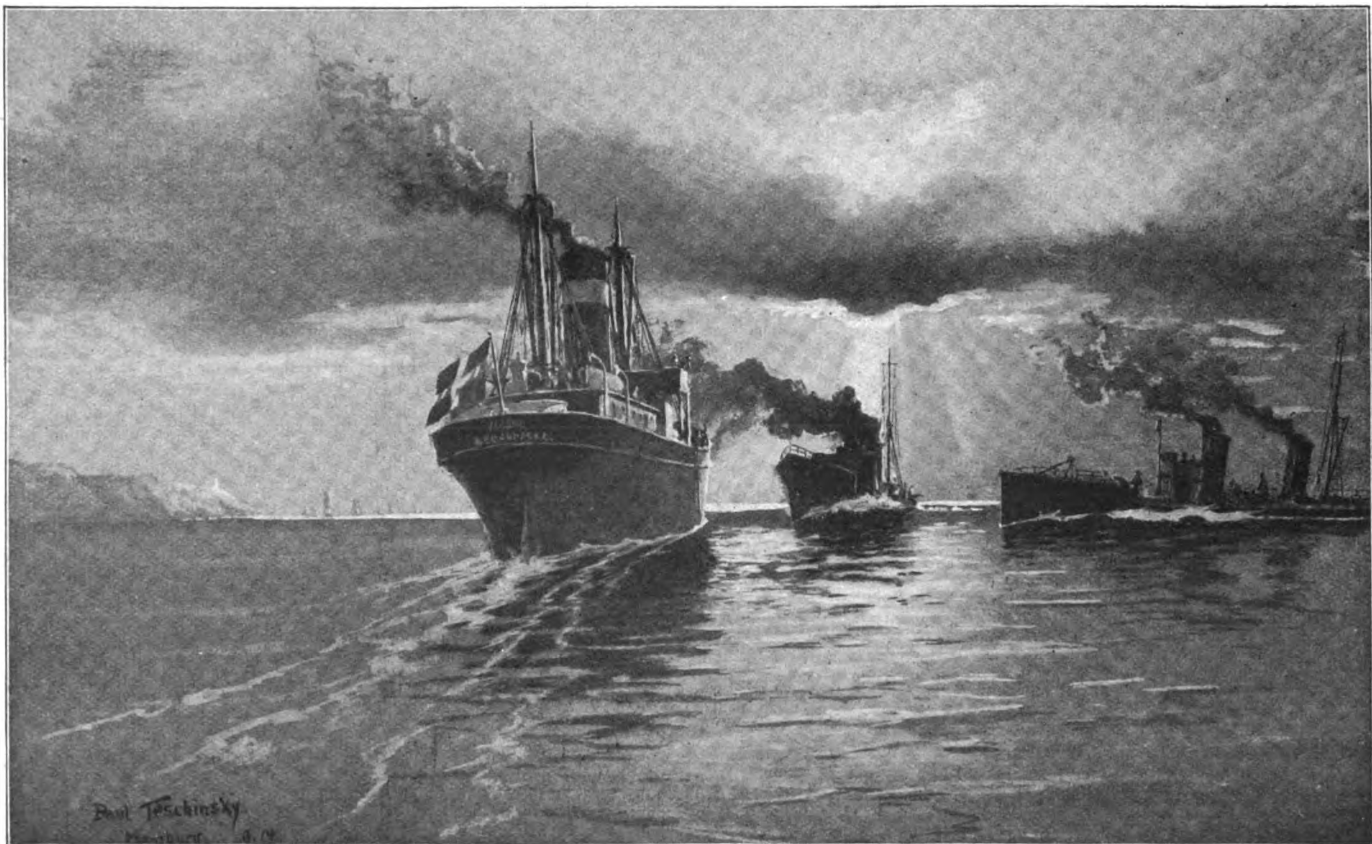
So wurde der Krieg mit der Zeit unser bester Lehrmeister in der Feldbefestigungskunst, die man wohl auch nach dem Krieg bei der Infanterie eifrigst lehren wird, eingedenk des Sprichworts: „Nach dem Sieg binde den Helm fester.“


Phot. G. Frank, Nürnberg.
Generalmajor Otto Jäger.

Eroberung der englischen Schützengräben auf den Höhen von St.-Eloi bei Ypern.

(Hierzu das Bild Seite 409.)

Den ganzen Februar hindurch wußte die Oberste Heeresleitung fast alltäglich von erfolgreichen Kämpfen um die von den Engländern besetzten und mit äußerster Zähigkeit verteidigten Höhen von St.-Eloi zu melden, bis endlich am 16. März unsere Truppen in blutigem Bajonettangriff, dem heftige Artillerie- und Maschinengewehrduelle vorausgegangen waren, den Feind unter schweren Verlusten aus seinen Schützengräben warfen und die gesamten englischen Stellungen um St.-Eloi eroberten. Wie bei den Kämpfen um den heißumstrittenen Lorettohügel südlich von Arras und Armentières, dessen am gleichen Tage erfolgte Erstürmung wir bereits auf Seite 390 schilderten, galt es auch hier ungeheure Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwältigen, ehe ein erfolgreicher Angriff auf die festungsartig ausgebauten englischen Stützpunkte unternommen werden konnte. Erst nachdem unsere Artillerie die am Abhang des sanft ansteigenden Hügels gelegene Ortschaft St.-Eloi, in deren Häusern die Engländer verschanzt waren, zusammengeschossen hatte, konnte die Infanterie die rauchenden



Die Wacht in der Ostsee.
Zwei deutsche Hochseetorpedoboote halten einen neutralen Dampfer an, um ihn auf Konterbande zu untersuchen.
Nach einer Originalzeichnung von Paul Teschinsky.

Trümmer der vordersten Häuserreihe nehmen und hier Deckung vor den feindlichen Maschinengewehren finden, die von den Höhen herab Tod und Verderben auf die Angreifer sprühten. Noch einmal mußten sich indes die Unsrigen zurückziehen, da die Engländer, die inzwischen Verstärkung erhalten hatten, ein weiteres Vordringen unmöglich machten. „Wir bekamen Befehl, um unserer Artillerie Platz zu machen, wieder in unsere Gräben zu gehen", so berichtet ein Mitkämpfer. „Da kam am anderen Morgen der Befehl: Angriff der ganzen Division vormittags zehn Uhr! Unauffällig bereiteten wir uns vor ... Schlag zehn Uhr surrten die ersten Granaten über unsere Köpfe hinweg, in die feindlichen Stellungen und in das Dorf hinein. Wir legten uns vor unsere Gräben und erwarteten den Befehl zum Vorspringen. Unsere Artillerie arbeitete unterdessen wie im Akkord, und die Luft war erfüllt von Heulen und Sausen. Nun begann die feindliche Artillerie zu antworten, und in diesem Feuer hieß es plötzlich: ‚Sprung auf, marsch, marsch!'" Krachend stürzen Dächer und Wände der Häuser ein, hoch schlagen die Flammen aus den berstenden Trümmern hervor, schauerlich schrillt der Schmerzensschrei der Verwundeten und das letzte Stöhnen der Sterbenden durch das ohrenbetäubende Getöse des Kampfes. Die Maschinengewehre in den brennenden und einstürzenden Häusern verstummen; das Hurra der unaufhaltsam vorstürmenden Feldgrauen gellt lauter und immer lauter in den Ohren der englischen Schützen, die die tollkühnen Angreifer mit einem Hagel von Geschossen überschütten. „Wir stürmten mit aufgepflanztem Seitengewehr vorwärts, hinein in eine Hölle von Kugeln, dann donnerndes Hurra aus Hunderten von rauhen Männerkehlen: die Pioniere durchschnitten den Stacheldraht der Verhaue, warfen Handgranaten. Ein kurzer, harter Kampf Mann gegen Mann, dann vorwärts, den steilen Berg hinauf, den zweiten, dritten, vierten Graben erstürmt. Es war kein Laufen mehr, sondern ein Vorwärtsstürzen. Die Engländer sind überrumpelt, sie können sich nicht mehr in ihren Gräben und Unterständen halten, denn schon wüten unsere Bajonette in ihren Reihen."



Altmeister Zimmer, der mit Stift und Mappe bei unseren Truppen im Felde weilt und dem wir schon so manches treffliche Schlachtenbild aus dem großen Kriege verdanken, hat den siegreichen Sturmangriff unserer tapferen Feldgrauen auf St.-Eloi in lebendiger, wahrheitsgetreuer Darstellung verherrlicht (siehe das Bild auf Seite 409). Ein furchtbares, aber verdientes Strafgericht ist es, das hier über die Engländer hereinbricht. Graben um Graben, Haus um Haus wurde gestürmt, bis der Feind aus seiner letzten Stellung geworfen war und im Abendsonnenschein die schwarzweißrote Fahne siegreich über Pulverdampf und Rauchschwaden auf den blutgetränkten Höhen von St.-Eloi wehte.

Generalmajor Otto Jäger.

(Hierzu das Bild Seite 417)

Kommandeur der 9. Infanteriebrigade in Nürnberg, wurde wegen der in den Kämpfen um das Bois boulé bewiesenen hervorragenden Entschlossenheit von König Ludwig III. von Bayern zum Ritter des Militär-Max-Joseph-Ordens ernannt. Im gegenwärtigen Kriege wurde Generalmajor Jäger, ein hervorragend tüchtiger bayrischer Offizier, bereits mit dem Militärverdienstorden zweiter Klasse mit Schwertern und dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet. Geboren 1861 in Oberaudorf bei Rosenheim, trat er 1879 nach Besuch des Gymnasiums als Fähnrich in das 11. bayrische Infanterieregiment ein, wurde 1881 in diesem zum Offizier ernannt, kam 1886 zum topographischen Bureau des Generalstabs und war dort sieben Jahre lang tätig, um alsdann wieder zum 11. Infanterieregiment zurückzukehren. 1896 zum Hauptmann und Kompanieführer in demselben ernannt, 1905 an die Spitze des dritten Bataillons des in Eichstätt garnisonierenden 21. bayrischen Infanterieregiments berufen, wurde Jäger 1908 als Oberstleutnant zum Stabe des 13. Infanterieregiments in Ingolstadt versetzt und 1910 zum Oberst und Kommandeur seines alten



Homonna.
russischen Angriffs
brand aufgestellten
hen Kanonen und
gewehre.

inalzeichnung
Reich.

Regiments, des 11. Infanterieregiments in Regensburg, ernannt. 1913 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor und die Ernennung zum Kommandeur der 9. Infanteriebrigade in Nürnberg.

Die Wacht in der Ostsee.

(Hierzu das Bild Seite 417.)

In dem gegenwärtigen Weltkriege wird von unseren Feinden auf internationale Abmachungen und Verträge, auf das Völkerrecht nichts gegeben. Die Engländer, die bisher so taten, als ob sie der Hort des Völkerrechts wären, haben sich zuerst über solche Verträge hinweggesetzt, besonders da, wo sie nichts zu fürchten hatten.

Über die Kriegführung auf See sind bezüglich des Privateigentums zwischen allen seefahrenden Nationen ganz bestimmte Grundsätze aufgestellt worden, zu deren Innehaltung die Regierungen der betreffenden Länder sich gegenseitig verpflichtet haben. Die Engländer kümmern sich nicht darum; was gehen sie papierene Verträge an, wenn ihr Geldbeutel in Frage kommt? Den Handel nicht nur Deutschlands, sondern auch aller anderen Länder zu vernichten, das ist der Hauptzweck des Krieges. Schiffe neutraler Staaten, zum Beispiel Hollands, werden von englischen Kriegschiffen nicht nur angehalten und auf Kriegskonterbande untersucht (wie es ihr gutes Recht wäre), sondern in englische Häfen gebracht und dort ausgeladen; wertvolle Ladung wird einfach beschlagnahmt, ganz gleich, wem sie gehört oder für wen sie bestimmt ist. Holland, Norwegen, Schweden gegenüber glaubt England sich das erlauben zu dürfen, „denn ich bin groß und du bist klein“; nordamerikanischen Schiffen gegenüber wagt es so etwas nicht.

Deutschland hält sich auch hierin streng an die internationalen Abmachungen. Schiffe neutraler Staaten werden allerdings angehalten und untersucht, wenn aber keine Konterbande gefunden wird, freigelassen nach dem Grundsatze: „Neutrales Gut in neutralem Schiff ist frei.“

Ein solches Anhalten eines neutralen Schiffes durch deutsche Kriegschiffe schildert der Hamburger Marinemaler Teschinsky in seinem dem wirklichen Leben entnommenen Bilde. Zwei deutsche Hochseetorpedoboote kommen hinter Kap Arkona auf Rügen hervor, um den Dampfer eines neutralen Staates anzuhalten und zu untersuchen. Ein blinder Schuß über Deck genügt, um den Dampfer zum Beidrehen zu zwingen. Wird keine Konterbande gefunden, so wird das Schiff freigegeben und kann ungehindert seinen Kurs fortsetzen.

Deutsche Kriegschiffe sind auch in der Ostsee auf der Wacht, damit unsere Feinde im Osten nicht durch Zuführung von Kriegsmaterial gestärkt werden. Und Dank den Männern, die diesen beschwerlichen Dienst in jedem Wind und Wetter tun! Sie kämpfen ebenso für unser Vaterland wie unsere Helden zu Lande.

Der Sieg bei Homonna.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Nachdem die k. u. k. Truppen die in Ungarn eingefallenen Russen in mehreren siegreichen Gefechten zum Rückzug in die Täler und Pässe der Karpathen gezwungen hatten, galt es noch, sich der befestigten Hauptstützpunkte des Feindes zu bemächtigen, um die von etwaigen neuen Einfallsversuchen bedrohten ungarischen Komitate wirksam schützen und die Waldtäler der Karpathen vollends von einigen versprengten Heeresteilen säubern zu können. Das Gros der russischen Streitkräfte, die nach der abermaligen Einschließung der galizischen Festung Przemysl über den Duklapaß in die ungarischen Komitate von Ung, Zemplin, Beregh und Saros eingedrungen waren, hatte bei Bartfa (Bartfeld) und Homonna sich auf den waldigen Höhen der südlichen Karpathenausläufer verschanzt und diese natürlichen Stützpunkte durch eine dreifache Linie von Schützengräben, Drahtverhauen und Batterien befestigt, um von hier aus den weiteren Vormarsch der russischen Truppen zu unterstützen und anderseits, im Falle eines österreichisch-ungarischen Angriffs, den russischen Rückzug zu decken, ohne doch Ungarn völlig räumen zu müssen. Allein in den verschneiten Hohlwegen blieben Munitions- und Proviant-

transporte stecken, und die russischen Truppen, deren Ausrüstung ohnedies manches zu wünschen übrig ließ, hatten bitter unter den Unbilden des rauhen Karpathenwinters zu leiden. Auch die Disziplin der Russen lockerte sich von Tag zu Tag, zumal die russische Heeresleitung diesmal minderwertiges Menschenmaterial nach Ungarn geworfen hatte, da die besten Kräfte in Polen und vor Przemysl festgehalten wurden. Unter diesen Umständen konnten die k. u. k. Truppen, die auf den Winterfeldzug in den ihnen völlig vertrauten Gebirgstälern besser vorbereitet waren als ihre Gegner, einen energischen Vorstoß auf die Höhen von Bartfa unternehmen, der von glänzendem Erfolg gekrönt war und mit einer vernichtenden Niederlage der Russen endete, die sich in wilder Flucht über den Duklapaß nach Galizien zurückzogen. Nun mußte noch der Hauptstützpunkt des Feindes genommen werden, der sich oberhalb der Stadt Homonna im Tale des Laborczaflusses befand. Die Eroberung dieser Stellung war für die Österreicher besonders wichtig, weil die Eisenbahn, die dem Lauf des Laborc, eines Nebenflusses der Theiß, folgend östlich vom Duklapaß über Sandec und weiterhin nach Lemberg führt, von größter Bedeutung für den Einmarsch in Galizien ist. Über die verschneiten Gebirgsstege und durch die dunklen Wälder hatten die österreichisch-ungarischen Truppen lautlos Maschinengewehre und schwere Artillerie durch das Laborczatal in nördlicher Richtung auf Homonna heraufgeschafft und in sichere Deckung gebracht. In der Nacht vom 27. auf 28. November warfen die k. u. k. Truppen, voran Kärntner und Böhmen, in unerwartetem Bajonettangriff den Feind, der etwa anderthalb Armeekorps stark sein mochte, aus seinen vorgeschobenen Schützengräben, und am anderen Morgen, als die Sonne am klaren Winterhimmel erschien und ihre Strahlen sich schillernd auf der weißen Schneedecke brachen, so daß die Russen die von Westen anrückenden österreichisch-ungarischen Truppen nicht erkennen konnten, eröffneten die in den Tannenwäldern längs des Flusses versteckten Kanonen und Maschinengewehre ein wohlgezieltes, verheerendes Feuer auf die Russen, deren Angriff unter schwersten Verlusten zusammenbrach. Sie verloren allein 1500 Gefangene, mehrere tausend Tote und Verwundete, und ein großer Teil der russischen Geschütze und Munitionstransporte fiel in die Hände der Sieger. Am anderen Tage, nach kurzem Artilleriegefecht, das wiederum ungünstig für die Russen verlief, zogen die k. u. k. Truppen unter klingendem Spiel in das befreite Homonna ein. Die Stadt hatte unter der Beschießung fast gar nicht gelitten, allein die Russen hatten auch hier, wie früher in Ostpreußen, grausige Spuren ihrer kurzen Herrschaft hinterlassen. „Etwa fünfundzwanzig Häuser sind niedergebrannt", so bemerkt der Berichterstatter des „Berliner Tageblatts", der den Kämpfen um Homonna und den Barkopaß beiwohnte, „alle noch übriggebliebenen sind in unbeschreiblicher Weise ausgeplündert und ausgeraubt worden." Die Russen, die während der Nacht von den Österreichern in Homonna überrascht wurden, leisteten kaum mehr Widerstand, sondern suchten ihr Heil in wilder Flucht. Aber ungarische Honvedtruppen folgten ihnen auf dem Fuße und trieben sie unter vernichtendem Feuer über den Barkopaß nach Galizien zurück.

Das Trinkwasser im Kriege.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

Unsere Truppen haben die Anstrengungen des Winterfeldzuges vortrefflich überstanden. Unter den gesundheitfördernden Maßnahmen, die zu diesem günstigen Ergebnis beigetragen haben, nennt das Große Hauptquartier schon an zweiter Stelle die Verwendung fahrbarer Trinkwasserbereiter, wie deren unsere Abbildung einen zeigt.

„Das Köstlichste ist das Wasser," ruft der alte Dichter aus — „aber es muß rein sein," setzt der heutige Bakteriologe hinzu, „soll es nicht zum Gift werden." Und das wird es nicht nur durch Verschmutzung, sondern vor allem durch die Anwesenheit schädlicher Bazillen, der Erreger des Typhus und der Cholera, Krankheiten, von denen man bestimmt weiß, daß sie hauptsächlich durch das Trinkwasser verbreitet werden. Von der Ruhr und anderen ansteckenden Krankheiten ist das noch ungewiß. Jedenfalls ist eine gründliche Reinigung des Trinkwassers der einzige Weg, sich gegen alle in ihm etwa enthaltenen Ansteckungskeime zu schützen. Das Vorhandensein oder die Abwesenheit solcher könnte ja auch durch eine bakteriologische Untersuchung des Wassers festgestellt werden; aber darauf kann der Soldat im Felde nicht warten. Auch das Abkochen, das Keimfreiheit gewährleistet, läßt sich an der Front nicht immer ausführen, gibt auch dem Wasser einen faden Geschmack. Da Chemikalien, wie Chlorkalk, mittels deren es sich durch Abtöten der Keime unschädlich machen läßt, seinen Geschmack gleichfalls unangenehm beeinflussen, so bleibt als einziger Weg zur Beschaffung reinen, wohlschmeckenden Trinkwassers das Filtrieren übrig. Es trennt in rein mechanischer Weise durch ein Filter das Wasser von den in ihm enthaltenen Beimengungen.



Fahrbarer Trinkwasserbereiter im Felde. Phothothek, Berlin.
Aus einem Teich wird mittels Schlauches Wasser für den Destillierapparat entnommen.

Das nicht nur in der deutschen, sondern auch in mehreren ausländischen Armeen am meisten verwandte Filter ist das Berkefeldfilter. Es wird sowohl einzeln auf dem Tornister mitgeführt, als auch zu mehreren auf einem Wagen vereinigt. Letzterer kann dann im Felde unmittelbar an einen Fluß oder Teich herangefahren werden, und die Wasserlieferung kann mit Hilfe der angebrachten Pumpe, deren Schlauch wir auf unserem Bilde bis ins Wasser geführt sehen, sofort erfolgen. Für diese schon in verschiedenen Feldzügen erprobten Filter verwendet man Infusorienerde. Aus dieser werden die zylindrischen Filterkörper verfertigt, denen durch geeignete Zusätze nach geschütztem Verfahren und durch die Art des Brennens große Haltbarkeit gegeben wird. Die gebrauchten Filter können gereinigt werden, indem man sie abwäscht, wobei gleichzeitig die oberste ganz dünne Schicht der Filtermasse entfernt wird; das Filter ist dann von neuem brauchbar.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Nachdem Fürst Radko Dimitriew in der Durchbruchschlacht und während der anschließenden Verfolgung der Verbündeten bis zum 12. Mai 143 500 Mann sowie gegen 100 Geschütze und 350 Maschinengewehre eingebüßt hatte, befahl er den Rückzug an den unteren San, der von Przemysl bis zur Mündung gehalten werden sollte. Hierzu hatte die Armee, wie gefangene Offiziere aussagten, den Befehl, sich auf dem westlichen Flußufer aufzustellen und bis zum äußersten zu halten. An sich wäre dies wohl möglich gewesen, nachdem die Russen während der vergangenen Monate im Weichsel—San-Bogen bei Sieniawa, dann bei Jaroslau und Radymno große, stark ausgebaute Brückenköpfe auf dem westlichen Flußufer angelegt hatten. In Wirklichkeit erwies sich die Ausführung des Befehls als unmöglich. Die Truppe war durch die erlittene Niederlage und den Rückzug so schwer erschüttert und durcheinandergeraten, daß nur eine schwache Verteidigung der Sanlinie möglich war; wie groß die eingerissene Unordnung war, konnten unsere gegen den San vorrückenden Truppen daran erkennen, daß sich unter den Gefangenen immer wieder Versprengte aus allen möglichen Verbänden der russischen Front fanden, die berichteten, daß die Führer bestrebt seien, durcheinandergekommene Verbände ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Regimentseinteilung neu zu ordnen.

Von den verschiedensten Kriegschauplätzen wurden die entbehrlich scheinenden Teile herangezogen und mit der Bahn an den unteren San gebracht, so daß an dieser Flußlinie nicht weniger als 23 verschiedene Infanteriedivisionen sich den Verfolgern entgegenstellen wollten. Radko Dimitriew mußte aber wohl inzwischen das Vertrauen in die Widerstandskraft eines großen Teiles seiner bei Gorlice—Tarnow beteiligt gewesenen Truppen verloren und die am schwersten erschütterten Verbände weit hinter den San zurückgenommen haben, denn unsere Flieger meldeten am 12. und 13. Mai den Rückmarsch langer russischer Kolonnen vom unteren San nach Osten und Nordosten. Es blieb demnach im wesentlichen den neuangekommenen Verstärkungen vorbehalten, den San zu halten, besonders den Brückenkopf von Jaroslau, auf dessen Behauptung der russische Heerführer viel Wert zu legen schien. Am 14. begannen die Verbündeten, die Przemysl von Süden her abgeschlossen hatten und längs der ganzen Sanlinie bis nahe an den Fluß und dessen Brückenköpfe herangerückt waren, mit dem Angriff auf Jaroslau. Der Feind hatte die Höhen westlich der Stadt zu einer Art Festung ausgebaut. Von langer Hand vorbereitet, zogen sich hier die Schützengräben in weitem, nach Westen gerichtetem Bogen vom Flusse durch die westlichen Vorstädte nach dem Meierhof und dem Schlosse des Grafen v. Schimienski und durch den Park zur Zupajowkahöhe, die mit Schloß und Meierhof den Schlüssel der Stellung bildete. Den Regimentern der preußischen Garde und des 6. österreichisch-ungarischen Armeekorps war es vergönnt, sich in den Besitz von Stadt und Brückenkopf Jaroslau zu setzen. Die Verteidigung bestand aus der 62. russischen Division, zu deren Unterstützung Teile der 41. und 45. Division beschleunigt herangeführt wurden, die die dortigen Befestigungsanlagen besetzten und durch Legung neuer Drahthindernisse in aller Eile noch weiter zu verstärken suchten. In zweitägigem Kampfe entriß die Garde dem Feinde Jaroslau und warf ihn hinter den Fluß zurück. Die Regimenter Elisabeth und Alexander erstürmten, untermischt mit österreichisch-ungarischen Truppen, im Nachtangriff den Meierhof und das Schloß samt Park, dessen uralte Bäume wie Streichhölzer von Granaten geknickt wurden, während die umfangreichen Schloßbauten den Flammen zum Opfer fielen.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Slowakische Vorposten in einer Ruine in den Karpathen.

Den Plan zu dem Vorgehen auf dem südöstlichen Kriegschauplatz, das zu den glänzenden Erfolgen der Verbündeten in den Karpathen führte, hatte, wie amtlich bekannt gegeben wurde, der Chef des deutschen Generalstabes v. Falkenhayn (siehe Bild Seite 61) entworfen. Dem entsprach es, daß dem General vom Deutschen Kaiser der Schwarze Adlerorden, von Kaiser Franz Joseph das Großkreuz des Stephansordens verliehen wurde. Von beiden Herrschern wurden bei der Verleihung besonders der scharfe Blick des Generalstabschefs und die der Vorbereitung und Durchführung des großen Planes entgegenstehenden Schwierigkeiten unumschränkt anerkannt.

Die hohen Zahlen der Siegesbeute an Kriegsgefangenen, die in der gewaltigen Schlacht in Westgalizien und in den Karpathen gemacht wurden, haben die an sich ungeheure Schar der Russen, die in den Gefangenenlagern Deutschlands und Österreich-Ungarns untergebracht sind, unheimlich anschwellen lassen. Zu Beginn des Monats Mai waren in Deutschland 513 000, in Österreich und Ungarn mindestens 301 000 russische Gefangene untergebracht. Seither sind auf den Kampfplätzen im Südosten, wo die verbündeten Heere gemeinsam fechten, mindestens 188 000, auf den nordpolnischen und kurländischen Schlachtfeldern von deutschen Truppen allein nahezu 16 000 Gefangene erbeutet worden. 1 018 000 Mann haben also die russischen Heere bisher schon an Gefangenen eingebüßt. Der Rückschluß auf die Höhe der russischen Gesamtverluste, die eine geradezu ungeheuerliche Höhe erreichen müssen, liegt nahe genug.

Die Zahl der in den Gefangenenlagern der Zentralmächte untergebrachten Franzosen belief sich am 20. Mai auf etwa 254 000, diejenige der Engländer auf 24 000, der Belgier auf 40 000 und der Serben auf 50 000, so daß die Gesamtzahl der Kriegsgefangenen, die in unseren Lagern ver-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Großfürst Michael Alexandrowitsch (in heller Uniform) durchquert mit seinem Stabe einen Nebenfluß des San.

pflegt werden, im zehnten Kriegsmonat schon auf 1 386 000 gestiegen ist. Das sind Zahlen, denen die Kriegsgeschichte nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat.

Nach der Meldung, daß der österreichisch-ungarische Vorstoß durch die Bukowina schon bis in die Nähe der russischen Festung Chotin in Bessarabien gediehen sei (Seite 331), wurde lange Zeit aus diesem Kronland nichts berichtet. Erst am 12. April meldete die k. u. k. Heeresleitung, daß dort wie in Südostgalizien einzelne heftige Geschützkämpfe im Gange seien. Diese Geschützkämpfe währten nach den österreichisch-ungarischen Tagesberichten fast bis zum Ende des Monats. Aus Bukarest wurde am 22. April gemeldet, daß ganz Rumänien mit größter Spannung die Weiterentwicklung der Kämpfe östlich von Czernowitz verfolge. Es habe ganz den Anschein, als ob sich aus den Gefechten, die mit nur geringen Streitkräften begonnen hätten, durch das planmäßige Eingreifen der k. u. k. Verstärkungen eine große Schlacht von weit mehr als nur örtlicher Bedeutung entwickeln wolle. Nach den in Bukarest vorliegenden Meldungen hätten die österreichisch-ungarischen Truppen in ununterbrochenem heftigen Angriff die russische Front an mehreren Stellen durchbrochen und seien tief auf russisches Gebiet in Bessarabien eingedrungen. Große Teile des äußersten linken Flügels der Russen seien nach der rumänischen Grenze zu abgedrängt worden. Täglich erschienen Hunderte von Russen bei den rumänischen Grenzposten, um sich hier entwaffnen zu lassen. Die amtlichen österreichisch-ungarischen Heeresberichte wurden noch ergänzt durch Czernowitzer und Bukarester Zeitungsmeldungen, nach denen die k. u. k. Truppen sich am 27. April in den Besitz der beiden Plätze Bojan und Nowosielica setzten. Bojan ist ein Marktflecken in der Bukowina mit etwa 7000 Einwohnern und liegt 12 Kilometer östlich von Czernowitz. Nowosielica liegt im äußersten Zipfel der Bukowina, wo die Grenzen von Österreich, Rußland und Rumänien zusammenstoßen. Es ist ein Dorf mit etwa 2000 Einwohnern.

An der bukowinisch-südostgalizischen Grenze entstanden Ende April bei Zaleszyki Kämpfe. Eine k. u. k. Batterie schoß ein russisches Munitionsmagazin in Brand. Auch wurde hier ein russischer Stützpunkt von unseren Verbündeten genommen. Um dieselbe Zeit tobten in Südostgalizien auf den Höhen über dem Lomnitztal Kämpfe, in denen die Russen zurückgeschlagen wurden. Noch vor Ablauf des Monats wurde der Brückenkopf Zaleszyki, nachdem die Russen ihn wochenlang verzweifelt gehalten hatten, von den Truppen unserer Verbündeten gestürmt und der Feind über den Dnjestr verfolgt, wobei 3500 Mann gefangen genommen wurden. Leider mußten unsere Waffenbrüder schon am 11. Mai diesen Ort wieder räumen, nachdem starke russische Kräfte über den Dnjestr vorgestoßen waren. Auch nördlich des Pruth in der Richtung auf Czernowitz waren starke russische Kräfte vorgestoßen, die indessen bald zurückgeschlagen wurden.

* * *

Während so in unaufhaltsamem Lauf die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen die russischen Massen in Galizien siegreich vor sich hertrieben, während hier und da schon ein Hoffnungsschimmer auftauchte, es könnte wenigstens auf dem östlichen Kriegschauplatz eine Entscheidung nicht mehr allzu fern sein, hatten sich im Süden neue Wetterwolken zusammengeballt. Ein weiterer Gegner trat auf den Plan:

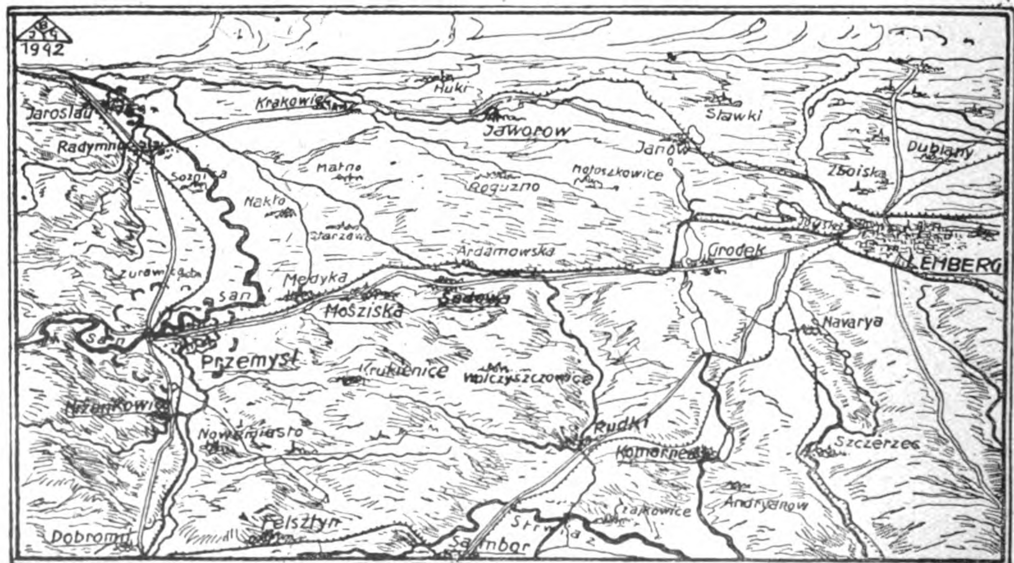
Italien,

das seinen nunmehr 33 Jahre bestehenden Bündnisvertrag mit Deutschland und Österreich-Ungarn brach und seinen einstigen Freunden treulos in den Rücken fiel.

Nachdem der Dichter des Nibelungenlieds erzählt hat, wie Siegfried auf der Jagd am Lindenbrunnen im Odenwald von Hagen hinterrücks erschlagen ward, ruft er, selbst empört über solche Treulosigkeit, aus:

Nimmer hat ein Degen
Sich mit solcher Schmach befleckt.

Der Dichter hat den Treubruch Italiens gegen seine langjährigen Bundesgenossen Österreich-Ungarn und Deutschland nicht erlebt, sonst hätte er das nicht sagen können; denn dieselbe Heimtücke, die damals an dem deutschen Helden verübt wurde, hat Italien gegen uns begangen. Ja seine Schmach ist noch schlimmer: Hagen tat, was er tat, aus Treue gegen seine Herrin Brunhilde, die Frau seines Königs und Freundes Gunther; Italien tat, was es tat, als Erpresser an dem bisherigen Freund. Ihm setzt es wie ein Brigant die Pistole auf die Brust und fordert ihm, ohne



Von Przemysl bis Lemberg.

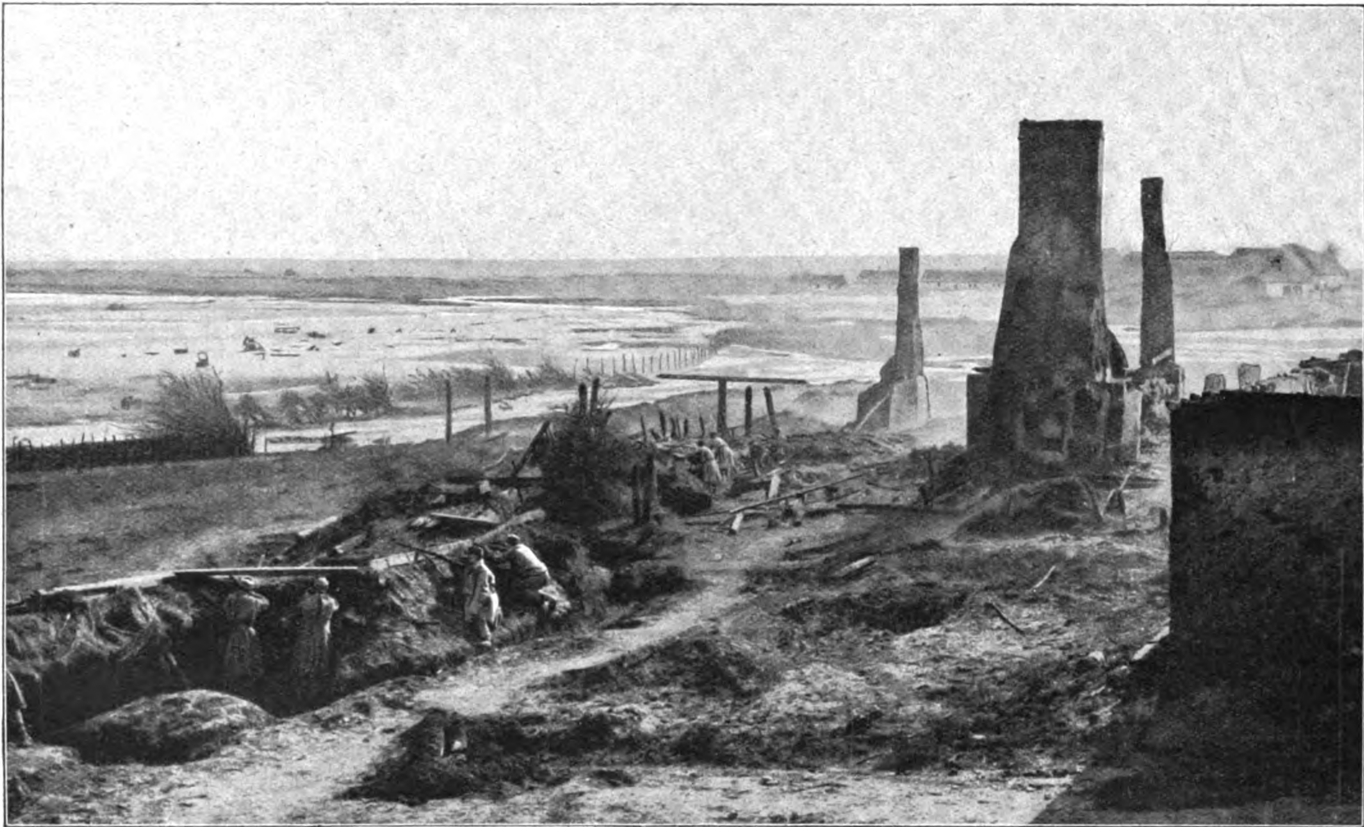
an dem Kampf helfend teilzunehmen, ein Stück seines Landes ab; und als ihm nicht genug versprochen wird, da fällt es, ohne alter Treue und Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu gedenken, über Österreich-Ungarn und damit auch über uns her, fällt den beiden bisherigen Freunden im schwersten Kampf, den sie je zu bestehen hatten, in den Rücken und hofft sie damit ins Herz zu treffen, wie Hagen den Siegfried an der verwundbaren Stelle ins Herz getroffen hat. Es wird sich täuschen: unsere verbündeten Heere werden auch mit diesem neuen Feind — es ist ja wohl der achte — fertig werden; Schrecken oder Furcht haben in deutschen Herzen jetzt so wenig Raum wie in den großen und stolzen Tagen der Mobilmachung. Aber der Krieg wird durch das Hinzukommen Italiens noch einmal verlängert, die Opfer, die wir zu bringen haben, werden noch einmal schwerer, und das ist es, was uns mit so ganz besonderem Zorn, mit Erbitterung und Empörung erfüllt gegen diesen Treulosesten der Treulosen.

Aber nicht nur mit Empörung, sondern auch mit wirklichem Schmerz! Es tut uns bitter weh, daß es ein alter Freund ist, der so gegen Treu und Glauben sich auf uns stürzt und dadurch das Beste, das wir haben, den Glauben von Menschen an Menschen, aufs tiefste erschüttert. Wem kann man noch trauen in der Welt, wenn eine Freundschaft von 33 Jahren so schnöde mißachtet, so schmählich mit Füßen getreten und beiseite gestoßen wird?

Das tut weh vom alten Freund: es tut uns aber auch deswegen weh, weil es Italien ist, das Land sehnsüchtiger Liebe für uns Deutsche alle.

> Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
> Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
> Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
> Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht —
> Kennst du es wohl?
> Dahin! Dahin
> Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Mit diesen Worten gab einst Goethe der deutschen Sehnsucht nach Italien Ausdruck, und von ihr erfüllt, zogen denn auch seit zweitausend Jahren die Deutschen immer wieder südwärts über die Alpen, erst als Eroberer die Zimbern und Teutonen, dann als Herrscher unsere deutschen Kaiser, allen voran das strahlende Geschlecht der Staufer, selbst auf die Gefahr hin, darüber ihre heimischen Aufgaben zu vernachlässigen; und seit der Renaissance treibt es die gebildeten Deutschen alle als Schönheitsucher nach dem Land Dantes und Giottos, Raffaels und Michelangelos, hin zu den sieben Hügeln, von denen man hinabschaut auf das ewige Rom und hinausschaut auf die weite Ebene der Campagna und zu den blauen Bergen von Tivoli und Frascati. Dieses Italien der Schönheit und der Kunst haben wir geliebt wie eine zweite Heimat unseres Geistes, und von dieser Heimat haben wir Abschied nehmen müssen in diesen Tagen; für unsere Generation ist es ein Abschied auf immer.



Flußlandschaft in Ostgalizien. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Und endlich, wenn gemeinsame Erlebnisse Völker verbinden, so mußten ganz besonders Deutsche und Italiener miteinander verbunden sein. Denn die geschichtliche Entwicklung der beiden Länder, in den letzten hundert Jahren namentlich, heraus aus tiefer Zerrissenheit und hinauf zu staatlicher, nationaler und politischer Einigung und Einheit, ist eine so auffallend übereinstimmende, die beiden Linien dieser Entwicklung laufen so wunderbar parallel, daß es schien, als habe die Weltgeschichte selber die beiden aufeinander hinweisen und sie zu gegenseitiger Sympathie zwingen wollen. Wir schienen zum Zusammengehen vom Schicksal vorausbestimmt; und nun hat Italien dieses Band geschichtlicher Zusammengehörigkeit fast mutwillig zerrissen. Nicht miteinander wachsen wir fernerhin empor zu nationaler Blüte und Macht, sondern wir wachsen auseinander: wir Deutsche können, wir Deutsche wollen nicht länger mehr Genossen, Schicksalsgenossen dieser Verräter sein.

Aber wieviel Schmerzliches und Erbitterndes diese Treulosigkeit für uns hat, die Kriegserklärung, die dürftigste, fadenscheinigste und inhaltloseste, die es jemals gegeben hat, hat doch auch wieder etwas Befreiendes und Erlösendes. Wir sahen ja längst schon kommen, was kam, und durften doch nicht öffentlich und nicht offen darüber reden, nicht sagen, wie es uns Italien gegenüber ums Herz war. Das war unsere einzige große — Unwahrheit, daß wir so tun mußten, als ob wir die italienische Neutralität begriffen und fast gar gut hießen, und immer noch an den Dreibundsgenossen glaubten und ihm trauten. Jetzt sind wir endlich frei und dürfen es laut heraussagen, daß Italiens Gegnerschaft uns weitaus als die schändlichste und fluchwürdigste erscheint. Das sagt nicht etwa nur der deutsche Reichskanzler, wie Herr Salandra zu glauben sich den Anschein gibt, sondern so fühlt heute das ganze deutsche Volk. Und darum ist es jetzt mit dem Abschiednehmen vorbei; wir denken auch Italien gegenüber nur noch ans Siegen und ans Schlagen.

Ans Geschlagenwerden ist Italien ja seit hundert Jahren

Das Karpathengelände um Dukla- und Lupkowpaß.



Rückzug der Russen aus den Karpathen.

Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.

gewöhnt; freilich gewöhnt auch daran, daß trotzdem immer etwas für es abfällt. Das zeigt eine Bismarckanekdote. Auf dem Berliner Kongreß von 1878 saßen einmal Bismarck, Gortschakow und Disraeli beisammen. Da trat der italienische Gesandte auf sie zu und sagte: „Ja, und Italien, was soll denn das bekommen?" Gortschakow machte sein pfiffigstes Gesicht und — schwieg. Disraeli setzte eine geärgerte und abweisende Miene auf und — schwieg. Bismarck aber sagte fröhlich lachend: „Aber ich habe ja nicht gehört, daß Italien in letzter Zeit eine Schlacht verloren hätte." Wir hoffen bald zu hören, daß die Italiener mehr als eine Schlacht verloren haben; aber wir glauben nicht, daß es diesmal für seine Niederlage etwas bekommt, sondern wir denken, daß dieser Treulosigkeit gegenüber die Weltgeschichte einmal wieder ihr großes Amt als Weltgericht übernehmen und desselben gründlich walten wird. Darum, Italien, hüte dich!

* * *

Auf Seite 250 erwähnten wir italienische Presseäußerungen über Italiens Lebensinteresse daran, daß die Dardanellen nicht in den Besitz einer anderen Großmacht gelangten. Es wurde in italienischen Blättern geradezu scharf betont, daß Italien sich gegen den Dreiverband erklären müsse, um die Besitznahme der Dardanellen durch ihn zu verhindern. Der Zweibund konnte diese Auffassung begrüßen, weil damit wenigstens die Aussichten auf eine tatsächliche Neutralität Italiens gesichert erschienen, während es im Geist des dreiunddreißigjährigen Bündnisses uns ja kämpfend hätte zur Seite treten müssen. Auf diese Presseäußerungen zu Anfang März folgten bald weitere Mitteilungen, wonach Italien in Verhandlungen mit Österreich-Ungarn getreten sein und ein befriedigendes Ergebnis erzielt haben sollte. Solche „Verhandlungen" mit einer Dreibundsmacht konnten merkwürdig erscheinen, aber es fehlte doch auch nicht an Optimisten, die Italien nur über die Bedingungen verhandeln sahen, unter denen es seine rechte Dreibundspflicht Schulter an Schulter für seine treuen dreiunddreißigjährigen Weggenossen kämpfend erfüllen könnte. Deutsche Ehrlichkeit rechnete trotz aller Erfahrungen wieder einmal nicht mit welscher Tücke. Ein Vertrag, der entgegenkommend, ja opferbereit dreiunddreißig Jahre gehalten hat, durfte doch angesichts des gefährlichen Augenblicks, für den er geschmiedet war, nicht ein wertloser Fetzen Papier werden.



Das Angebot Österreich-Ungarns an Italien.

Eine Gruppe von dreiverbandfreundlichen Politikern begann schon zu Beginn des Krieges ihre skrupellose Hetze für einen Krieg gegen die bisherigen Verbündeten und erweiterte sich im Laufe der Zeit sogar zu einer ganzen Partei, den Interventionisten. Für alle Zeiten festgenagelt werden muß besonders der für deutsches Empfinden ungeheuerliche Vertrauensbruch eines Mitgliedes des italienischen Ministeriums, das bereits am 26. Juli an Frankreich den vertraulichen Beschluß des Ministeriums verriet, daß Italien im Fall eines Krieges nicht auf Seiten der Zentralmächte eingreifen würde. Schon am 26. Juli also, als der deutsche Kaiser und deutsche Staatsmänner mit ehrlicher Offenheit und ergreifender, nimmermüder Rastlosigkeit um das in diesem Augenblick als unvergleichlich kostbar erkannte Gut des Völkerfriedens rangen, vergiftete ein italienischer Staatsmann auf verantwortlichem Posten den letzten Rest von Vernunft bei unseren Feinden mit dem verräterischen Ruf: Wir Italiener bleiben neutral! Mit unserer Gegnerschaft braucht ihr nicht zu rechnen!

In den Augen der Feinde Deutschlands und Österreich-Ungarns konnte das nur bedeuten: ein Sieg vor Beginn des Krieges! Zwei Millionen Mann ausgeschaltet, ohne einen Tropfen Blut! Ohne ein Quentchen Pulver! Versuchen wir es mit den übrigen Millionen! Versuchen wir es mit dem Dreibundkrüppel, der ein wesentliches Glied bereits verloren hat!

Und nicht nur verloren war es. Eine furchtbar hemmende Last war und blieb Italien seit Beginn des Krieges, weil es die volle Entfaltung unserer Kräfte nicht zuließ. Wie wenig fehlte, dann hätten die Interventionisten schon im August 1914 einen Überraschungssieg erfochten — Lügen und geschickte Entstellungen der Kriegslage ließen uns in den Augen der Italiener ja schon hilflos am Boden liegen. Sie verspürten brennende Ungeduld, dem verendenden Löwen schleunigst das Ende bereiten zu helfen.

Die Ernüchterung kam durch unsere unleugbaren, einzig dastehenden, Hieb auf Hieb erfolgenden Siege in Ost und West. Vorkämpfer der Neutralität Italiens riefen zur Besonnenheit auf. Aber die Interventionisten schürten und wühlten weiter und — die Regierung begann fieberhaft zu rüsten.

Die Kriegstimmung in Italien wurde nun wesentlich erhöht durch die Vorgänge in Tripolis. Die zahlreichen Unglücksfälle dort versuchte man uns in die Schuhe zu schieben, weil die Türkei auf unserer Seite stand. Das ganze Binnenland der im Tripoliskriege von den Italienern eroberten Provinzen war schon seit Monaten von den italienischen Besatzungen geräumt worden. Man begann sogar mit der Zurückziehung der vorgeschobenem Posten in den Randgebieten. Das mußte naturgemäß zu blutigen Zwischenfällen führen, weil die Besitzergreifung der Kolonie trotz aller Opfer so planlos, so wenig gründlich geschah, daß die kampfgeübten Stämme dort sich keineswegs besiegt oder niedergerungen fühlten. Selbst in der Nähe der Küste wagten die Eingeborenen ununterbrochene Angriffe, die schließlich Streifzüge mit starken Kolonnen ins Innere hinein erforderten, um die Angriffslust der Bedränger zu ersticken. Aus einer dieser Kolonnen, in der viele Farbige waren, zweigte sich am 29. April der Stamm der Tarhuna ab, um zu den Aufständischen überzugehen. Mitten im Gefecht feuerte er plötzlich auf die italienischen weißen Soldaten. Oberst Miani befahl darauf den Bersaglieri, einen Bajonettangriff gegen die Meuterer zu machen, aber während dieser noch unter schweren Verlusten für die Weißen vor sich ging, empörten sich zwei weitere farbige Abteilungen und griffen die Bersaglieri im Rücken mit Gewehrschüssen an. Diese konnten sich nur unter blutigen Opfern von den Angreifern „loslösen" und mußten den Rückzug antreten. Die Aufständischen verfolgten die zurückgehenden Italiener bis in die Nacht hinein. Bei dieser Meuterei fielen 600 Soldaten, darunter 300 Weiße. Unter den 20 gefallenen Offizieren befanden sich ein Oberstleutnant, ein Major und mehrere Hauptleute. Alle ihre Geschütze und Maschinengewehre mußten die Italiener im Stiche lassen; es handelte sich also um eine regelrechte Flucht, die das Ansehen der militärischen Tüchtigkeit der Italiener

bei den Eingeborenen schwerlich gehoben hat (siehe das Bild Seite 449).

Diese Niederlage rief große Erbitterung in Italien hervor und lieferte den Interventionisten neues Wasser auf die Mühle, die natürlich nur gegen die Zentralmächte zu „intervenieren" entschlossen waren. Denn bei den diplomatischen Verhandlungen zwischen Italien und Österreich-Ungarn hatten die Italiener längst die Maske abgeworfen und mit dem Säbel gerasselt, um für ihre Neutralität Entschädigungen von Österreich-Ungarn zu erpressen. Auch mit dem Dreiverband hatte Italien längst den Preis für seine Hilfe vereinbart unter der Voraussetzung, daß es jenem zum Siege verhelfen könne. Italien fühlte sich also durch seinen Bündnisvertrag nicht einmal irgendwie moralisch zum Festhalten an dem einstigen Dreibund verpflichtet. Die äußerliche Neutralität Italiens war nur eine Maske, unter der es für den Krieg rüstete.

Zu einem Gipfelpunkt für die Kriegshetze der Interventionisten gestaltete sich die Enthüllung des Garibaldidenkmals in Quarto bei Genua. Der Felsen von Quarto, von dem aus Garibaldi seinen Zug der Tausend nach Sizilien unternahm, liegt 5 Kilometer von der Stadt an der Küste. Zu dieser Denkmalenthüllung war das Erscheinen des Königs von Italien in fast sichere Aussicht gestellt. Erst einen Tag vorher, am 4. Mai, hieß es, daß der König durch die gespannte äußere Lage in Rom festgehalten werde. Es erschienen aber zur Denkmalenthüllung Abordnungen des Senates und der Kammer und auch vieler Städte. Rom, Neapel, Florenz, Venedig und Pisa zum Beispiel hatten ihre Bürgermeister entsandt.



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Karl Freiherr v. Pflanzer-Baltin, General der Kavallerie.

Diese Feier war der Beginn der Fruchtreife für die Kriegshetzer und ist somit von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Hier trat der italienische Dichter d'Annunzio zum ersten Male in die breiteste Öffentlichkeit. Er ward wie ein König gefeiert, obwohl er fünf Jahre lang Italien nicht gesehen und es wegen sehr unehrenhafter Dinge und eines Aufsehen erregenden Konkurses fluchtartig verlassen hatte. Jetzt war er eben aus Paris zurückgekommen mit der zweifellos gut bezahlten Aufgabe, sein Vaterland in die Schrecken des Krieges zu stürzen. Gegen zehn Uhr begann die Feier. Gabriele d'Annunzio traf mit den Behörden auf dem Festplatz ein. Er wurde jubelnd begrüßt. Die erregte Menge stieß Kriegsrufe aus. Die erste Rede hielt General Massone, der Bürgermeister von Genua. Dieser amtliche Redner vermied aber sorgfältig jeden Hinweis auf die Kriegshetze in Italien und beschränkte sich auf einen Lobgesang für die Helden des Zuges nach Marsala. Dann fiel die Hülle des Denkmals. Als die Bronzegruppe, die von dem ligurischen Bildhauer Barone geschaffen ist, sichtbar wurde, brach die Menge in begeisterte Jubelschreie aus. D'Annunzio trat vor und verlas eine dreiviertel Stunden lange Rede, die dazu führte, daß die Hörer sich wie berauscht, wie toll gebärdeten. Von da an folgten die Ereignisse Schlag auf Schlag. Am 6. Mai hatte der stellvertretende deutsche Botschafter in Rom, Fürst Bülow, eine einstündige Audienz beim Könige Viktor Emanuel III. Am selben Tage sollen nach der Agence Havas der italienischen Regierung von Österreich-Ungarn die äußersten Zugeständnisse unterbreitet worden sein. Bei den leitenden diplomatischen Kreisen war wohl schon damals jedes Vertrauen auf eine friedliche Lösung der Krisis geschwunden. Den Grund für diesen Pessimismus erfuhr man erst, als bekannt wurde, daß Italien am 4. Mai den Dreibundvertrag gekündigt hatte.

Durch einen Erlaß des Königs von Italien vom 7. Mai wurde der Zusammentritt der italienischen Kammer und des Senats vom ursprünglich festgesetzten Zeitpunkt (12. Mai) auf den 20. Mai verschoben. Diese kurze Hinausschiebung der Tagung der parlamentarischen Körperschaften sollte offenbar den verhandelnden Regierungen noch Zeit zu einer



Attacke einer Honved-Husaren-Eskadron gegen die russischen Stellungen nördlich von Czernowitz. Welt-Preß-Photo, Wien.

letzten Prüfung der Forderungen und Zugeständnisse gewähren. Der einzige unerschrockene, einflußreiche Friedensapostel in Italien war Giolitti, der am 9. Mai in Rom eintraf, um mit den verschiedenen Ministern und Parteiführern sowie mit dem Könige zu beraten. Einen Augenblick schöpften die Friedensfreunde neue Hoffnung, aber sie erwarteten von Giolitti zuviel. Er, der nun schon längere Zeit fern von Rom geweilt hatte, vermochte die entfesselten Leidenschaften nicht mehr zu bändigen. Es hatte den Anschein, als ob man die Entscheidung über Krieg oder Frieden der Kammer vorbehalten wolle, und in diesem Falle glaubte man mit Sicherheit eine Entscheidung für den Frieden erwarten zu können, denn die Anhänger Giolittis, die Sozialdemokraten und ein Teil der Geistlichkeit ergaben eine Mehrheit von allermindestens vierzig Stimmen für den Frieden. Ein erbitterter Kampf zwischen den Interventionisten und Neutralisten spielte sich ab. Am 11. Mai berief die sozialdemokratische Parteileitung Italiens für die kommenden Tage insgesamt zwölftausend Volksversammlungen im ganzen Königreich, um gegen den Krieg Stellung zu nehmen. Der sozialdemokratische „Avanti" meinte, eine Regierung, die Italien in den Weltkrieg stürze, gehöre sofort ins Irrenhaus. Diese anscheinend überhitzte Ausdrucksweise erklärt sich aus der klaren Einsicht, welche unerhörte Leichtfertigkeit es bedeutete, nach neun entsetzlichen Kriegsmonaten einem Millionenvolk ohne mindeste Not die grauenhaften Blutopfer abzufordern, die der neuzeitige Krieg bei Siegern und Besiegten unersättlich verschlingt. Der „Avanti" bemerkte selbst schmerzbewegt, daß die Regierung bereits an die Entente gebunden sei. Die große Mehrheit der Senatoren und Deputierten sei überzeugt, daß Salandra die Brücken zu jeder friedlichen Lösung abgebrochen habe und der Krieg unwiderruflich sei. Einerseits gewann die neutralistische Bewegung in Italien unleugbar Boden, denn den ruhigeren Kreisen fiel die Binde von den Augen und sie erkannten, vor welchem Abgrund das Land stehe, anderseits fuhr aber die Kriegspresse in ihrem fanatisch wilden Hasse gegen Deutschland und Österreich-Ungarn, und zwar hauptsächlich gegen Deutschland, fort. Namentlich der „Corriere della Sera" kannte in seiner Gehässigkeit keine Grenzen mehr und schrieb heuchlerisch, daß Deutschland, um Italien zu knechten, es seit Jahrzehnten mit Spionen und anderen bedenklichen Leuten überschwemmt habe! In demselben Augenblick, wo die hingeopferten Leichen der „Lusitania" im irländischen Gewässer schwimmen, wo die deutschen Soldaten in Afrika die Brunnen vergiften und in Frankreich ihre Gegner mit der schamlosen Waffe der Stickbomben bekämpfen, dürfe Deutschland von den Italienern keine Unterstützung erwarten. Im Gegenteil, die zivilisierte edle lateinische Seele empfinde Entsetzen. Der „Popolo Italiano", das leider einflußreiche Mailänder Hetzblatt, forderte sogar auf, jeden Deutschen, der noch in Italien weile, an der nächsten Laterne aufzuknüpfen!


Phot. A. Grohs, Berlin.
Fürst Bülow,
der seitherige stellvertretende deutsche Botschafter in Rom.

Am 12. Mai schrieb der italienische Abgeordnete Cirmeni, ein persönlicher Freund Giolittis, in der Turiner „Stampa":

„Dieser Tage wurde die sogenannte offiziöse Phase der Verhandlungen überwunden, die nunmehr in die letzte offizielle Periode eingetreten sind. Österreich-Ungarn und Deutschland unterbreiteten der Consultà amtlich die vom Freiherrn v. Macchio namens Österreich-Ungarns und vom Fürsten Bülow namens Deutschlands gezeichnete Urkunde, in der die Gebietsangebote Österreich-Ungarns (siehe die Karte Seite 426) genau bezeichnet sind. Österreich-Ungarn bietet:

1. das gesamte Trentino, den von Italienern bewohnten Teil Tirols;
2. das Isonzogebiet einschließlich Gradisca;
3. sehr umfassende Autonomie der Stadt Triest samt Universität und Freihafen;
4. Desinteressierung Österreichs zugunsten Italiens in Südalbanien und sofortige Anerkennung der italienischen Besitzergreifung von Valona;
5. Österreich-Ungarn und Deutschland erklären sich bereit, mit freundschaftlichster Absicht die italienische Forderung der Abtretung der Stadt Görz und einiger dalmatinischer Inseln zu prüfen.

Die Durchführung dieser Zugeständnisse wird vom Deutschen Reich garantiert."

Der Sturm sollte aber nicht mehr zur Ruhe kommen. Die beständigen Schwankungen in den Erwartungen wegen der Haltung Italiens hatten die Aufregung des Volkes auf den Siedepunkt gesteigert. Giolittis Unterredung mit dem König Viktor Emanuel und Salandra versetzte die Interventionisten aller Schattierungen in die höchste Wut, so daß sie versuchten, diesen Staatsmann unmöglich zu machen. Kein Schimpfwort war der Kriegspartei für Giolitti zu stark. Der Mailänder „Popolo d'Italia" nannte ihn einen gemeinen Verbrecher und forderte das Volk auf, auf die Straße zu gehen, um den Krieg zu erzwingen. Eine Versammlung der Interventionisten in Rom nannte in einer Tagesordnung Giolitti einen Mitschuldigen der Fremden und einen Vaterlandsfeind. Der „Corriere della Sera" sprach von einer neuen Souveränität, die sich zwischen den Monarchen und die Regierung einzudrängen suche und kleinliche Parteipolitik treibe, die wahren nationalen Interessen mit ihren großen Linien verkenne.

Freilich fehlte es nicht an Kundgebungen für den Frieden, aber die Presse unterdrückte die Berichte darüber, und auch die Behörden nahmen eine feindselige Stellung gegen die Friedensfreunde ein. Trotzdem schien es kurze Zeit, als ob die Neutralisten Erfolg hätten, denn am 13. Mai brachte die „Agenzia Stefani" folgende Meldung:


Baron Burian,
Minister des Äußern der österreichisch-ungarischen Monarchie.


Phot. C. Pietzner, Wien.
Herzog v. Avarna,
bisheriger Botschafter Italiens in Wien.


Baron Karl Macchio,
1. Sektionschef, stellvertretender österreichisch-ungarischer Botschafter in Rom.

„Der Ministerrat hat in Anbetracht, daß er in bezug auf die Richtlinien der Regierung in der internationalen Politik der Eintracht und der Zustimmung der konstitutionellen Parteien entbehrt, die angesichts des Ernstes der Lage erforderlich wäre, beschlossen, dem König seine Demission zu überreichen. Der König hat sich seinen Beschluß vorbehalten."

Die Partei Giolittis, der man naturgemäß in erster Linie die Schuld am Sturze Salandras zumaß, konnte siegreich ihr Haupt erheben, und bei den Zentralmächten glaubte man auf kurze Zeit die Kriegsgefahr überwunden. Um so rücksichtsloser wurde aber die Agitation für den Krieg auf die Straße getragen, und bald war es lebensgefährlich für die Friedensfreunde, sich als solche zu bekennen, ebenso wie viele Österreicher und Deutsche es bereits für geraten hielten, aus Italien zu flüchten. Viele Tausende dieser Flüchtlinge fanden sich in den schweizerischen Grenzstädten Lugano und Chiasso ein, wo sie den Gang der Ereignisse abwarten wollten. In Rom, Mailand, Turin und anderen italienischen Städten wurden deutsche Geschäfte geplündert. Die Behörden regten keine Hand, diesem Treiben ein Ende zu machen. Man hoffte nur noch, daß sich die Wütenden austoben und ein die Zügel straff anziehendes Kabinett Giolitti Ruhe und Ordnung herbeiführen würde. Doch es kam anders.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Viktor Emanuel III., König von Italien.

Die Ministerkrise währte nur drei Tage. Schon am 16. wurde gemeldet, der König habe die Demission des Ministeriums Salandra nicht angenommen. Dies war für die ganze Welt eine große Überraschung. Wenn es auch schon vorher bekannt geworden war, daß Salandra bleibe, so glaubte man doch, daß in sein Ministerium wenigstens neue Männer, Friedensfreunde, eintreten würden. Als gefährlichster Kriegshetzer erschien Sonnino, dem man nachsagte, daß er sich mit Haut und Haar dem Dreiverbande verschrieben habe. Aber selbst dieser blieb auf seinem Posten. Der König hatte sich vor den Straßenkundgebungen gebeugt. Er fürchtete für seinen Thron, denn der Ruf: Krieg oder Revolution! war der letzte Trumpf der Interventionisten. Der König wollte den Thron nicht gefährden und wählte den Krieg. Die letzte Hoffnung der Neutralisten schwand dahin. Giolitti reiste von Rom ab. Die Herrschaft der Interventionisten war gesichert; gefeiert wurde sie durch abermalige wüste Straßenkundgebungen, die in den größeren Städten von gewissenlosen Kriegshetzern veranstaltet wurden und die Neutralisten einschüchterten, so daß sie gegenüber der herrschenden Kriegsstimmung sich kaum noch bemerkbar zu machen wagten.

Im ungarischen Abgeordnetenhause stellte am 17. Mai der Oppositionelle Graf Andrassy an den Ministerpräsidenten die Anfrage: „Entspricht die Nachricht der Berliner Blätter den Tatsachen, daß der gemeinsame Minister des Auswärtigen dem Königreich Italien ein territoriales Anerbieten gemacht hat zur Sicherung seiner endgültigen Neutralität?"

In der Begründung seiner Anfrage hob Graf Andrassy hervor, daß er diesem Opfer nur dann zustimmen könnte, wenn es nicht bloß der Ausfluß eines augenblicklichen Bedürfnisses, sondern die Frucht zielbewußter Politik sei, daß Österreich-Ungarn jenen Gegensatz, der sich heute zeige, in Zukunft ausschalten, daß es sein Verhältnis zu Italien auf eine gesündere, sicherere Basis stellen und die Grundlage zu einem künftigen Frieden legen müsse. „Meiner Ansicht nach," sagte der Redner, „würde ein Zwist zwischen Italien und der Monarchie beiden Staaten nachteilig sein; nur ein lachender Dritter würde daraus Nutzen ziehen, nur der Panslawismus, gegen den wir jetzt einen blutigen Kampf führen, würde von diesem Gegensatz Vorteil haben, und andere Faktoren würden die jetzige Gelegenheit dazu benutzen, um sich im Mittelmeere für ewige Zeiten eine Vorherrschaft zu sichern."

Ministerpräsident Graf Tisza führte in seiner Antwort aus: „Die Zeitungsmeldungen, die sich auf die seitens unserer Monarchie an Italien gemachten Vorschläge beziehen, sind selbstverständlich nicht authentisch. Ich bemerke jedoch, daß sich aus ihnen eine richtige Orientierung über die Vorschläge der Monarchie gewinnen läßt. Diese Mitteilungen entsprechen der Wirklichkeit in dem Sinne, daß die Monarchie in der Tat territoriale Anerbietungen an Italien gemacht hat zum Zwecke der Sicherung der dauernden Neutralität Italiens. Da wir uns überzeugt haben, daß die Beseitigung der Reibungspunkte, das Hervorrufen eines Seelenzustandes, der die Voraussetzung einer dauernden,



Baron Sidney Sonnino, italienischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten.



Giovanni Giolitti, der für eine friedliche Verständigung mit Österreich-Ungarn eintrat.



Antonio Salandra, italienischer Ministerpräsident und Minister des Innern.

Nach photographischen Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

aller Hintergedanken baren Freundschaft ist, lediglich um den Preis solcher territorialen Zugeständnisse erreicht werden kann, haben wir auch diesen Weg betreten, im vollen Bewußtsein der Schwere des gebrachten Opfers, im vollen Bewußtsein der auf uns lastenden großen Verantwortung, aber nicht zu taktischen Zwecken, nicht zur Überwindung augenblicklicher Schwierigkeiten, sondern von der Überzeugung durchdrungen, dadurch in Wahrheit den ständigen Interessen unseres Vaterlandes und damit der Monarchie zu dienen."

Am 18. Mai kam es auch im deutschen Reichstag zu einer bedeutsamen Kundgebung über das Verhältnis zu Italien. Der deutsche Reichskanzler, der allein mit Rücksicht auf die Lage in Italien erschienen war, teilte ausführlich die ungewöhnlich weit entgegenkommenden Zugeständnisse mit, die sein Kollege Tisza begreiflicherweise verschwieg. Er sagte:

„1. Der Teil von Tirol, der von Italienern bewohnt ist, wird an Italien abgetreten.

2. Ebenso das westliche Ufer des Isonzo, soweit die Bevölkerung rein italienisch ist, und die Stadt Gradisca.

3. Triest soll zu einer kaiserlich freien Stadt gemacht werden, eine den italienischen Charakter der Stadt sichernde Stadtverwaltung und eine italienische Universität erhalten.

4. Die italienische Souveränität über Valona und die dazugehörige Interessensphäre soll anerkannt werden.

5. Österreich-Ungarn erklärt seine politische Uninteressiertheit hinsichtlich Albaniens.

6. Die nationalen Interessen der italienischen Staatsangehörigen in Österreich-Ungarn werden besonders berücksichtigt.

7. Österreich-Ungarn erklärt eine Amnestie für militärische oder politische Verbrecher, die aus den abgetretenen Gebieten stammen.

8. Wohlwollende Berücksichtigung von weiteren Wünschen Italiens über die Gesamtheit der das Abkommen bildenden Fragen wird zugesagt.

9. Österreich-Ungarn wird nach dem Abschluß des Vertrages eine feierliche Erklärung über die Abtretungen geben.

10. Gemischte Kommissionen zur Regelung der Einzelheiten der Abtretung werden eingesetzt.

11. Nach Abschluß des Abkommens sollen die Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee, die aus den abgetretenen Gebieten stammen, nicht mehr an den Kämpfen teilnehmen.

Ich kann noch hinzufügen, daß Deutschland, um die Verständigung zwischen seinen beiden Bundesgenossen zu fördern und zu festigen, dem römischen Kabinett gegenüber im Einverständnis mit dem Wiener die volle Garantie für die loyale Ausführung dieser Anerbietungen ausdrücklich übernommen hat. Österreich-Ungarn und Deutschland haben hiermit einen Entschluß gefaßt, der, wenn er zum Ziele führt, nach meiner festen Überzeugung auf die Dauer von der überwältigenden Mehrheit der drei Nationen gutgeheißen werden wird. Mit seinem Parlament steht das italienische Volk vor der freien Entschließung, ob es die Erfüllung alter nationaler Hoffnungen im weitesten Umfange auf friedlichem Wege erreichen oder ob es das Land in einen Krieg stürzen und gegen seinen Bundesgenossen von gestern und heute morgen das Schwert ziehen will. Ich mag die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß die Wagschale des Friedens schwerer sein wird als die des Krieges. Wie aber Italiens Entschließung auch ausfallen möge, in Gemeinschaft mit Österreich-Ungarn haben wir alles im Bereich der Möglichkeit Liegende getan, um ein Bundesverhältnis zu stützen, das im deutschen Volke feste Wurzel gefaßt hatte und das reichen Nutzen und Gutes gebracht hat. Wird der Bund von dem einen Partner zerrissen, so werden wir in Gemeinschaft mit dem anderen auch neuen Gefahren unerschrocken und zuversichtlichen Mutes zu begegnen wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die führenden Männer in den Verhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien.

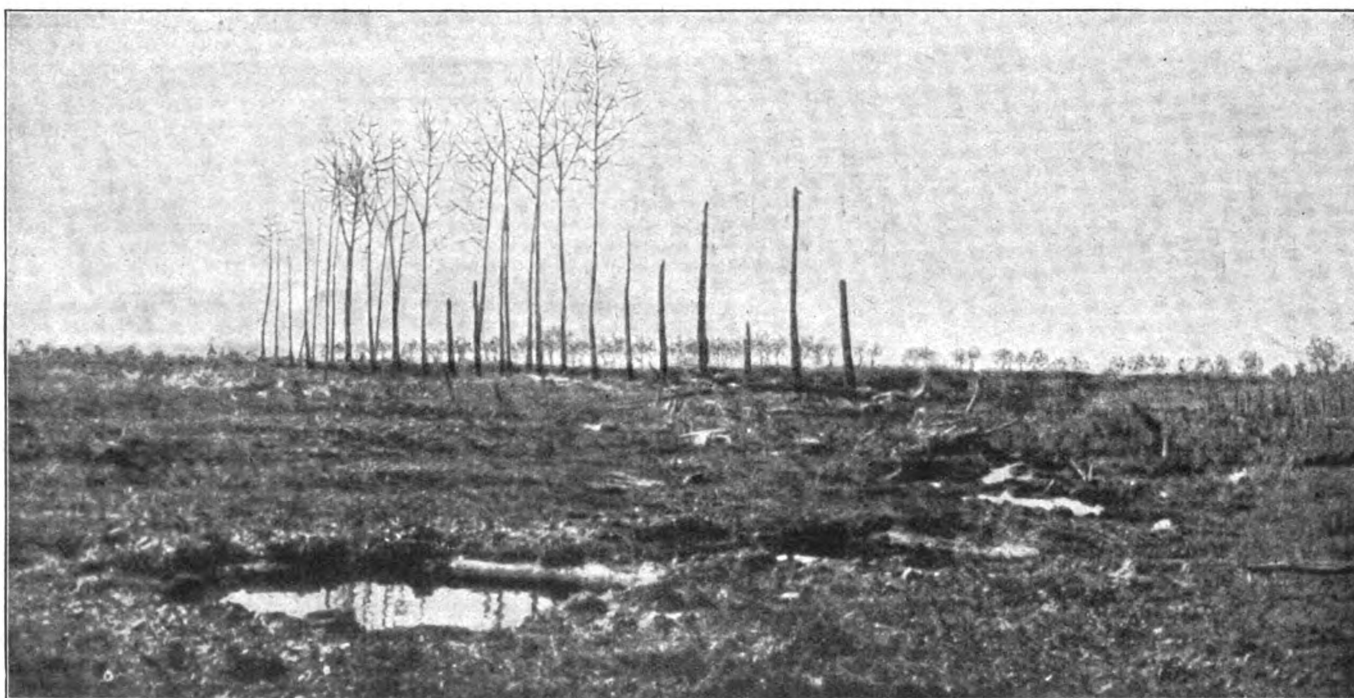
(Hierzu die Bilder Seite 428 und 429.)

In dem heißen Ringen der Diplomaten, das durch zehn Monate in Rom um die Frage ging, welchem Lager sich Italien endgültig zuwenden werde, war für uns die wichtigste Person unstreitig der ehemalige deutsche Botschafter in Rom und spätere Reichskanzler Fürst Bülow (Bild S. 428). Als er am 4. Dezember vorigen Jahres die Botschaft in Rom wieder übernahm, folgte ihm unsere Zuversicht, daß ihm, dem Vielerprobten, auch die Lösung seiner Aufgabe gelingen werde. Er selbst aber machte sich wohl viel weniger Hoffnung, kannte er doch Land und Leute gründlich. In Erkenntnis dieser Dinge hatte er ja schon früher, zur Zeit der Algecieraskonferenz, das Wort von dem „Extratanz" geprägt, den man dem Verbündeten im Süden gelegentlich gestatten müsse. Was damals zum erstenmal zutage trat, die heimliche Untreue Italiens, sobald eine Verfeindung mit England drohte, ist jetzt zur Tatsache geworden, und auch Fürst Bülows Meisterschaft in diplomatischen Dingen konnte dies Ereignis nicht abwenden. Trotzdem gebührt ihm, wie es auch der deutsche Reichskanzler v. Bethmann Hollweg im Reichstag ausdrücklich anerkannt hat, unser aufrichtiger Dank für seine Bemühungen.

Nicht minder schwierig und opferheischend war die Stellung des österreichisch-ungarischen Ministers für auswärtige Angelegenheiten, des Barons Burian (Bild S. 428); sollte doch er, der in schwierigster Zeit die politische Hinterlassenschaft des Grafen Berchtold übernommen hatte, nun auch noch seinen Namen unter Verzichterklärungen auf altösterreichische Gebietsteile setzen, während die österreichisch-ungarischen Truppen mit unerhörter Tapferkeit dem russischen Anprall standhielten. Daß er dennoch dazu bereit war, des „gemeinsamen Zieles" wegen, soll ihm auch in Deutschland nicht vergessen werden. Sachlich war er zu diesen Verhandlungen besonders befähigt, denn während seiner Amtszeit als k. u. k. gemeinsamer Finanzminister (1903—1912) lag ihm auch die Verwaltung des ehemaligen Okkupationsgebietes Bosnien und Herzegowina ob, und er wurde so ein gründlicher Kenner der Balkanverhältnisse. Einen treuen und tüchtigen Mitarbeiter hatte er im k. u. k. Botschafter in Rom, Baron Machio (Bild S. 428), der in eifriger Zusammenarbeit mit dem Fürsten Bülow Italien für die Zentralmächte zurückzugewinnen suchte.

Der Mann dagegen, in dem man die letzte und sicherste Stütze des Dreibundes sah, König Viktor Emanuel III. (Bild S. 429), ist nach außen am wenigsten hervorgetreten, ganz entsprechend seiner Veranlagung, die gern der Öffentlichkeit ausweicht. Nur bei großen Unglücksfällen, zum Beispiel dem Erdbeben von Messina oder dem letzten Vesuvausbruch, war er stets als Helfer sofort persönlich zur Stelle, in dem Bewußtsein, damit am leichtesten die so nötige „Popularität" zu erringen. Denn als er bei dem gewaltsamen Tode seines Vaters unerwartet früh auf den Thron berufen wurde, fand er bei seinem Volk sehr kühle Aufnahme, wozu die von ihm erzwungene Heirat mit der montenegrinischen Prinzessin Helene nicht wenig beitrug. Seinem Streben nach Popularität entsprang es auch, daß er unter dem Schein, sich jede Einmischung in die Parteikämpfe zu versagen, die demokratische Richtung Giolittis förderte, um die breiten Volksmassen zu gewinnen, die dort unten gern republikanische Neigungen an den Tag legen. Der Angst um den Thron hat er nun auch sein Königswort geopfert, und was das Geschrei der Straße nicht vermochte, hat wahrscheinlich der Einfluß seiner Gemahlin vollendet; Königin Helene, die Schwägerin des russischen Oberbefehlshabers Nikolai Nikolajewitsch, trug den Sieg über den Mann und König davon. Endlich soll seine Mutter, die Königin-Witwe Margarita, plötzlich zur Kriegspartei übergegangen sein; vielleicht war auch bei ihr die Angst um den Thron des Sohnes der letzte Ansporn, mit aller Vergangenheit zu brechen.

Von den Männern, denen nach außen für alle Zeiten am meisten die Schmach für den Treubruch Italiens anhaften wird, ist Ministerpräsident Salandra (Bild S. 429) ein echter Vertreter jener Advokaten aus dem italienischen Süden, die unter der Maske der Ernsthaftigkeit ihre Schlauheit verbergen, bis sie am Ziel ihrer Wünsche stehen. Auch sein Gönner Giolitti (Bild S. 429) mußte das erfahren,



Ein von Granaten durchwühltes Feld.



Kirche und Friedhof.



Das Schloß.



Überreste einer Kapelle und einer Mühle.

Zum deutschen Vorgehen bei Ypern: Die Schlachtfelder in und um Langemarck.



Das Vordringen der deutschen Truppen am Ypernkanal und Eindrücken des linken

Nach eigenen an Ort und Stelle gefertig



feindlichen Flügels bei Bixschoote—Langemarck—Poelkapelle im Frühjahr 1915.

n Skizzen gezeichnet von E. Zimmer.

der in ihm wohl zunächst nur einen Platzhalter sah, als er ihm im März 1914 die Staatsgewalt in die Hände gab. Wohl aus dem begreiflichen Ruhebedürfnis seines Alters überließ ihm Giolitti nach Kriegsausbruch die Zügel der Regierung länger als gut war, bis sich nichts mehr ändern ließ.

Dies nutzte Giolittis alter Gegner Sonnino (Bild S. 429) im Verein mit den Dreiverbandsfreunden kräftig aus, was um so leichter war, als er einst Salandra in den Sattel gehoben hatte und dieser ihm treue Dankbarkeit bewahrte. Sonninos Mutter war, was auch seinen englischen Vornamen erklärt, eine Engländerin; so wuchs er von Jugend an unter englischem Einfluß auf. Schon vor zwanzig Jahren machte er in einem Aufsatz in der „Nuova Antologia" kein Hehl daraus, daß er zur Erreichung seiner demokratischen Ziele im Notfall auch die Straße gegen das Königtum zu Hilfe rufen würde, und als Beherrscher einer gerade beim Volk weitverbreiteten Zeitung hat er das weidlich getan. Für den italienischen Botschafter am Wiener Hofe aber, Herzog Avarna (Bild S. 428), der in Wien großes Ansehen genoß und beim hohen Adel auch viel aufrichtige Freunde hatte, war es gewiß einer der schwersten Augenblicke seines Lebens, als er gegen seine innere Überzeugung die Kriegserklärung überreichen mußte.

Was nun endlich Giolitti anbelangt, der in letzter Stunde das Verhängnis zu wenden suchte und dafür mit Todesdrohungen von seinen irregeführten Landsleuten überschüttet wurde, so war er sicherlich ein überzeugter Anhänger des Dreibundes. Nicht aus Liebe zu Österreich-Ungarn! Auch er hätte vom österreichischen Boden für Italien genommen, was der Stunde Gunst bot, und alle Karten dafür ausgespielt. Aber eben weil er klar erkannte, daß Italien nur an der Seite der Zentralmächte einer großen Zukunft entgegengehen konnte, hielt er fest am mehrmals freiwillig von Italien erneuerten Vertrag mit dem nordöstlichen Nachbar und warf dafür schließlich sein ganzes, wahrlich nicht geringes Ansehen in die Wagschale. Man hielt es auch für gewiß, daß es ihm, dem langjährigen, fast unumschränkten Beherrscher der inneren Politik, gelingen müsse. Aber es war doch schon zu spät, und so erfüllte sich an ihm noch ein besonderes tragisches Geschick: war er es doch, der ohne Wissen und sicherlich sehr gegen den Willen und Vorteil Deutschlands und Österreich-Ungarns, den Krieg mit der Türkei um Tripolis vom Zaune brach, der auf dem Balkan den Stein ins Rollen brachte und so letzten Endes den Ausbruch des heutigen Weltkrieges verschuldet hat.

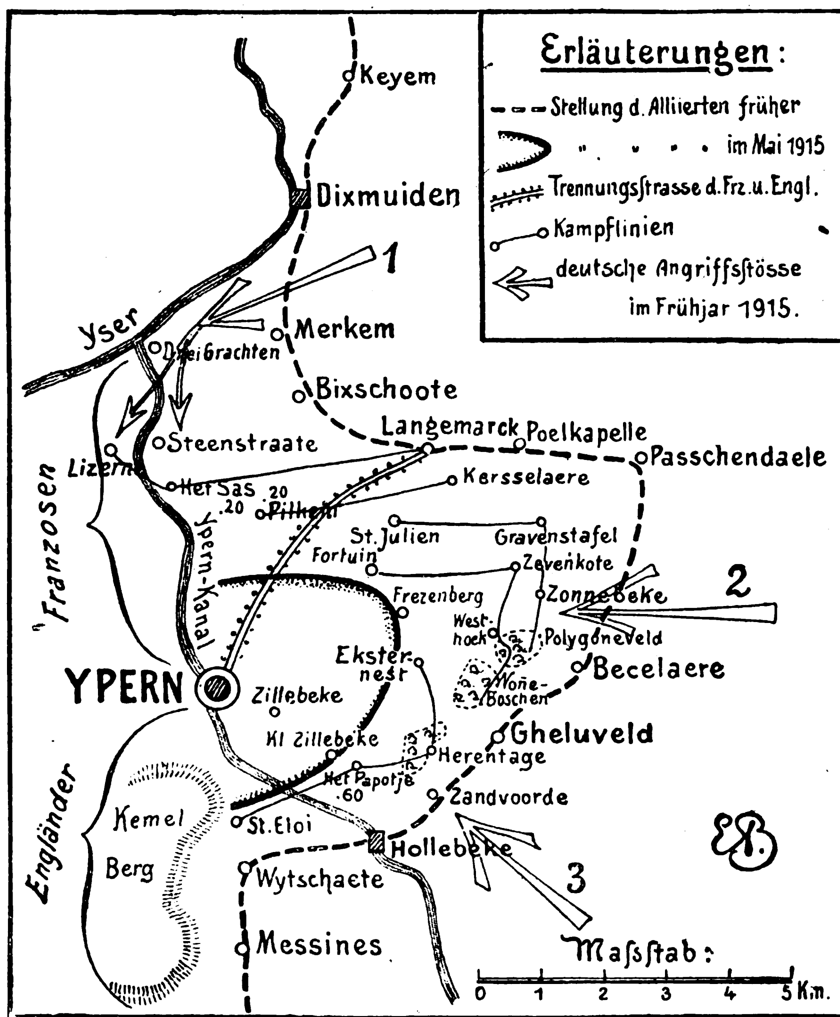
Um Ypern.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu Bilder und Kartenskizze Seite 431—435.)

An der ganzen Westfront wird es kaum ein Gelände geben, das großen Operationen mehr Schwierigkeiten entgegenzustellen vermöchte, als die Umgegend von Ypern. Eine Menge kleiner Wasserläufe, unzählige kleinere Waldstücke, zahlreiche einzeln gelegene Gehöfte mit starken Mauern, abgezäunte Wiesen und Felder bilden natürliche Hindernisse. Der Yperntanal und die Yser dienten vor allem dem Gegner lange Zeit als vortrefflicher Flankenschutz für seinen Kernpunkt Ypern. Um diesen Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung ziehen sich außerdem im Abstand von 4 bis 6 Kilometer von Norden über Osten nach Süden Hügelketten hin. Sie sind nicht besonders hoch, zwischen 20 und 150 Meter etwa, aber sie überragen das umliegende Flachland Flandern und sind gleichzeitig wertvolle Beobachtungswarten, von denen man weithin Übersicht hat; auch dienen sie als Deckungen, um Truppenbewegungen hinter ihrem Rücken zu verbergen, und als eine Art natürlicher Festungswälle, die Ypern schützend und abwehrend umgeben. Dazu haben unsere Gegner noch ihr möglichstes getan, diesen Naturwall künstlich zu verstärken. Graben reiht sich an Graben. Beobachtungstellen der Artillerie benützen den Fernblick. Eng schmiegt sich die rasante Flugbahn der Gewehre und Geschütze an die sanft ansteigenden Böschungen, die unsere Angriffsinfanterie hinaufstürmen muß.

Auf die dortigen gegnerischen Truppen lohnt es sich, kurz einzugehen. Bekanntlich werden die Belgier am Küstenabschnitt verwendet. Zwischen diese und die Engländer bei Ypern wurden nun auch noch Franzosen mit Einschluß Farbiger in die Kampffront eingereiht, so daß die Straße Ypern—Langemarck die Trennungslinie zwischen Franzosen nördlich und Engländern südlich der Straße wurde.



Karte zu den Kämpfen um Ypern.

Die deutschen Angriffe gegen dieses Gebiet mit diesen Gegnern sollen im folgenden zeitlich geordnet wiedergegeben werden. Im Oktober letzten Jahres (siehe nebenstehende Kartenskizze) standen die Verbündeten auf dem rechten Ufer der Yser und des Yperntanals in Keyem—Dixmuiden—Merkem, sowie in Bixschoote—Langemarck—Poelkapelle—Paschendaele—Becelaere—Gheluveld—Zandvoorde—Hollebeke, was einen Brückenkopf um die Stadt Ypern bedeutete und woran sich die Stellungen von Wytschaete und Messines anschlossen. Im Norden wurde mit dem deutschen Vorstoß begonnen. In heftigem, zähem Kampf wurden Keyem und Dixmuiden genommen und die feindliche Besatzung auf das linke Yserufer geworfen, wodurch wir bei Dixmuiden ein Ausfalltor über die Yser zum Westufer erhielten. Auch östlich Ypern hatten wir einige Erfolge zu verzeichnen durch Erstürmung der Dörfer Becelaere und Zandvoorde, von denen, wie bei allen Niederlassungen in jener Gegend, nur noch einige Grundmauern und Trümmerhaufen bestanden. Südlich von Ypern wurden Wytschaete und Messines genommen. Bei letzterem mußte Haus um Haus von schweren Haubitzen, die innerhalb des Ortes auffuhren, auf nächste Entfernungen in Grund und Boden geschossen werden. Auch St.-Eloi ging in unseren Besitz über. Erst die überragende Höhe des Kemelberges gebot dem deutschen Ansturm vorläufig halt.

Im Frühjahr begann ein weiterer deut-

scher Vorstoß in der Gegend um Ypern, nachdem über den Winter beiderseits die Stellungen nur unwesentlich verändert worden waren. Die Anlage und Ausführung dieses neuen Angriffsgedankens ist äußerst spannend und taktisch vorbildlich — vor allem was das Zusammenarbeiten mit den Nebentruppen anbelangt. Der erste Vorstoß (in der Skizze durch Pfeil 1 bezeichnet) richtete sich entlang der Yser gegen das Dorf Drie Grachten. Obgleich der Gegner verzweifelte Anstrengungen mit großem Aufwand an Munition und Menschen unternahm, was darauf schließen läßt, wie wichtig auch für ihn diese Stelle war, so gelang es ihm doch nicht, das Verlorene zurückzugewinnen. Im Gegenteil! Der deutsche Angriff gewann immer mehr Gelände, indem er von Norden nach Süden entlang des Ypernkanals fortschritt (siehe Bild Seite 432/433). Erst nach diesem Eindrücken des linken feindlichen Flügels, seiner Brückenkopfstelle, wurde der Angriff gegen die Stellung Bixschoote—Langemarck—Poelkapelle befohlen, und gleichzeitig ein neuer Vorstoß am Kanal. Der Erfolg war, daß am 22. April abends nicht nur Langemarck, Steenstraate und Het Sas in unseren Händen waren, sondern sogar das Dorf Lizerne am Westufer des Kanals in heißem Kampf erstürmt wurde. Wir erhielten hierdurch einen Brückenkopf auf dem feindlichen Ufer, was von äußerster Wichtigkeit war, um des neuen gesicherten Ausfalltores willen. Nun wurde der Angriff der Truppen bei Langemarck kräftig vorwärts getragen bis zur Linie Pilkem—Kersselaere. Dabei gewannen wir die Hügel 20, von denen man sowohl in westlicher Richtung die Kanalübergänge beherrschte und weithin auf das andere Ufer sehen konnte, als auch Einblick in das Innere des eingeschlossenen Raumes von Ypern erlangte, von dem bald darauf nur noch ein Haus stand. Starke feindliche Kräfte, die zum Gegenstoß aus St.-Julien gleichzeitig mit einem erneuten feindlichen Angriff gegen unseren Brückenkopf von Lizerne einsetzten, wurden blutig abgewiesen, zurückgeworfen und verfolgt bis zur Linie St.-Julien—Gravenstafel.

Ein furchtbares Kreuzfeuer aus Norden und Osten arbeitete dem zweiten großen Angriffsstoß vor, den die Truppen vor Zonnebeke ausführten. Sie stürmten Zonnebeke, fanden rechts Anlehnung an die Truppen bei Gravenstafel und erreichten links das Polygoneveld. Auch der neuen feindlichen Stellung wurde durch unseren altbewährten Umfassungsdrill der linke Flügel eingedrückt. Fortuin wurde genommen. Unter mächtigem Flankenfeuer mußte der Gegner wieder seine Stellung räumen, wobei Zevenkote—Westhoek—Polygoneveld—Nonne Boschen von unseren Truppen erstürmt wurden. Im Süden hatte der dritte Stoß gegen die Ypernstellung dem Feinde Hollebeke und den Schloßpark von Herentage und Ferme Het Papotje entrissen und die Angriffstruppen mit den Truppen von Nonne Boschen vereint in den Besitz von Eksterneſt gebracht. Dabei besetzten wir ferner den Hügel 60, der von Schützengräben durchwühlt war und von den englischen Infanteristen zäh verteidigt wurde. Doch hatte sich unsere Artillerie auf einem Hügel bei Zandvoorde eingenistet und schickte von dieser Anhöhe aus ihre Geschosse schweren und mittleren Kalibers hinüber. Auch Ypern selbst wurde ausgiebig von dieser Stelle aus belegt und monatelang jeder Aufmarsch der englischen Truppen sowie ihre Verbindung zwischen Ypern und Lille sehr erschwert.

Vergegenwärtigt man sich auf der Karte unsere Waffentaten vor Ypern, so werden selbst unsere Gegner sich der Bewunderung des scharfsinnigen Angriffsplanes und der damit erreichten Geländegewinne nicht erwehren können. Der große feindliche Brückenkopf um Ypern ist zu einem wesenlosen Rest zusammengeschrumpft, der von allen Seiten bis auf die Westseite von uns eingeschlossen ist, von uns infolge des Gewinns der umliegenden Hügelketten eingesehen wird und ganz im Feuerbereich unserer Geschütze liegt. Ein Gegner, der sich an derartiger Stelle trotzdem so zäh behauptet, wird auch von uns als tapfer anerkannt werden müssen. Doch scheint es sehr fraglich, ob es ihm etwas nützen wird. Bei einer rückwärtigen Bewegung, zu der er durch eine neue deutsche Umfassung in Nord oder Süd veranlaßt werden würde, dürfte der Yserübergang im deutschen Artilleriefeuer doch leicht für ihn vernichtend werden.



General der Infanterie Freiherr v. Hügel, Präsident des Württembergischen Kriegerbundes, zurzeit Kommandierender General eines Korps, das am 22. April 1915 den eisernen Ring um Langemarck durchbrochen und dabei 51 Geschütze, worunter 4 schwere englische, erbeutet hat.

Karl Freiherr v. Pflanzer-Baltin.

(Hierzu die Bilder Seite 427.)

Die unter dem Kommando des Generals der Kavallerie Karl Freiherrn v. Pflanzer-Baltin stehende Armeegruppe hat in erster Linie das Verdienst, die Bukowina von den Russen gesäubert zu haben. Schon an der ersten Befreiung der Stadt Czernowitz vom Russenjoch hatte diese Armeegruppe hervorragenden Anteil, die zweite hat sie fast allein durchgeführt, und siegreich ist sie in der Folge über die Grenzen der Bukowina und Ostgaliziens hinaus nach Rußland gedrungen.

In der Zeit vom 19. bis 21. April besuchte der Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph die siegreiche Truppe. Er wurde von dem Kommandanten in Kolomea empfangen und nach Czernowitz geleitet, von wo aus Besichtigungen bei den östlich und nördlich kämpfenden Truppen stattfanden. Hierbei begrüßte der Erzherzog auch eine deutsche Kavalleriedivision, über deren Tapferkeit und prächtige Haltung er sich sehr lobend aussprach. Beim Abschied konnte er dem General Freiherrn v. Pflanzer-Baltin gegenüber seiner „vollsten Zufriedenheit mit der vortrefflichen Verfassung, der tadellosen Haltung und dem vorzüglichen Geist der Truppe sowie mit den musterhaften, bis ins einzelne gehenden Maßnahmen des Armeegruppenkommandos" — wie es im amtlichen Bericht lautet — freudigen Ausdruck verleihen.

Freiherr v. Pflanzer ist einer der tüchtigsten Generale der österreichisch-ungarischen Armee. Er ist ein Soldatenkind und durch und durch Militär. Als Sohn eines Offiziers 1855 in Fünfkirchen (Pécs) in Ungarn geboren, wurde er nach Absolvierung der Militärakademie in Wiener-Neustadt, erst 20 Jahre alt, bereits Leutnant im 1. Dragonerregiment. Später besuchte er die Kriegschule, kam in den Generalstab, wurde als Generalstabsmajor Lehrer an der Kriegschule und diente dann wieder bei den Ulanen. Als Brigadier kommandierte er die 31., dann die 32. Infanterietruppenbrigade, die beide in Siebenbürgen stehen.

Später wurde General Freiherr v. Pflanzer-Baltin mit dem Inspektorat der Korpsoffizierschulen betraut; er bekleidete diese wichtige und verantwortungsvolle Stellung bis zum Beginn des Krieges. Wegen seiner hervorragenden Verdienste in seinem vielseitigen Wirken wurde er vielfach ausgezeichnet und 1897 in den Freiherrnstand erhoben.

Die Kämpfe um Krosno.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie die Vogelschaukarte Seite 424 und die Bilder Seite 425, 436 und 437.)

Mit der Eroberung der Stadt Tarnow (siehe auch das Bild Seite 408) durch die österreichisch-ungarische Armee unter Erzherzog Joseph Ferdinand und der Erzwingung der Wislokaübergänge durch die Armee Mackensen waren auch

die Stellungen der Russen sowohl nach Norden bis an die Weichsel als im Süden zwischen Dukla- und Lupkowpaß (siehe die Karte Seite 424) stark gefährdet und damit all die riesigen Opfer umsonst gebracht, durch die die Russen in den vorhergehenden wochenlangen Kämpfen im Ondawa- und im Laborczatal den Einbruch nach Ungarn zu ertrotzen gesucht haben. Allenthalben zwischen Weichsel und Ruskapaß mußten sie an den Rückzug denken. Für die Sieger aber kam es darauf an, den Vorstoß mit aller erdenklichen Schnelligkeit geradeaus nach Osten zu tragen, um von den aus den Karpathen zurückflutenden Feinden noch möglichst viele abzufangen. So wurde nach Jaslo an der Wisloka die Stadt Krosno im Tal des Wislok zum Brennpunkt hartnäckiger Kämpfe, den die verbündeten Truppen raschest zu nehmen, die Russen aber um jeden Preis zu halten suchten. Die ungestüme Stoßkraft der deutschen und österreichisch-ungarischen Verbände gab auch hier den Ausschlag. Schon am 6. Mai nahm ein österreichisch-ungarisches Korps bei Tylawa der 48. russischen Division einen General, einen Oberst, 3000 Mann, 13 Feldkanonen, 6 neue Feldhaubitzen und zahlreiches Kriegsgerät ab. Die Reste unter General flüchteten die Russen in wildem Durcheinander auf Sanok, wobei ihnen die verfolgende Kavallerie noch schweren Abbruch tat. Damit war der letzte Vorstoß gegen Krosno erledigt und die Katastrophe der Armee Dimitriew in nächste Nähe gerückt. Sie blieb auch nicht aus; schon am 10. Mai zählten die verbündeten Heere in Westgalizien über 100 000 Gefangene, 80 eroberte Geschütze und 250 erbeutete Maschinengewehre.

Noch sinnfälliger wird der Erfolg der Sieger, wenn man einen Blick auf unsere Reliefkarte (Seite 424) wirft. Hunderttausende von Menschenleben hatten die Russen geopfert, um zwischen Zboro und dem Ruskapaß den Durchbruch zu erzwingen; mindestens ebenso teuer wäre es die verbündeten Truppen zu stehen gekommen, hätten sie den Feind aus diesem wilden Gebirgsgelände durch Frontalangriff vertreiben wollen. Der Flankenvorstoß von Gorlice über Jaslo, Krosno und Rymanow bis Dynow reinigte die gesamten Ostbeskiden binnen wenigen Tagen von den Russen; sie wurden nördlich von Przemysl bis über den San zurückgedrängt, diese Festung so eng wie möglich eingeschlossen und am 3. Juni vor Tagesanbruch zurückerobert.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Einmarsch des 16. Honved-Infanterie-Regiments in Tarnow.

Korniloff tauchten vor den Truppen des Generals v. Emmich auf, schlugen sich dann nochmals in die Karpathenwälder und ergaben sich endlich am 12. Mai nach vergeblichem Umherirren einem k. u. k. Truppenteil. Es blieb ihnen auch nichts anderes übrig, denn bereits am 6. Mai hatte eine ungarische Eskadron in Verbindung mit einer deutschen Radfahrerabteilung drei russische Eskadronen geschlagen, die in Krosno den Übergang über den Wislok halten sollten. Zwei Tage später waren den Russen die beherrschenden Höhen im Osten des genannten Flusses entrissen und viele Gefangene abgenommen, so allein in Odrzykon durch die Garde 3000. Auch die österreichisch-ungarische Armee unter General Boroevic drückte nun mit aller Macht aus den Karpathen nach Norden. Zäh wie immer suchten indes die Russen ein letztes Mal mit allen Mitteln die einst so teuer erkaufte Stellung zu halten. In der Gegend von Sanok zogen sie zwei Divisionen zusammen und unternahmen damit einen verzweifelten Vorstoß auf Besko, östlich Rymanow; zwei Regimenter von der Besatzung von Przemysl wurden weiter nördlich angesetzt. Umsonst! Einem der genannten Regimenter wurden 1800 Mann und 20 Maschinengewehre abgenommen; vor Besko fanden die Truppen des Generals v. Emmich, als sie zum Angriff vorgingen, über 500 tote Feinde. Schließlich

Kurz danach besuchte auch Kaiser Wilhelm dieses ebenso wichtige wie interessante Kampfgebiet und nahm persönlich die Berichte seiner Generale sowie der österreichisch-ungarischen Truppenführer entgegen.

Aus den Kämpfen um die Halbinsel Gallipoli.

(Hierzu die Bilder Seite 438 und 439.)

Als es immer klarer wurde, daß weder das zahllose bunte Völkergemisch im Westen noch die russische „Dampfwalze“ den eisernen Wall an Deutschlands Grenzen zu durchbrechen und den Krieg in unsere heimatlichen Gefilde zu tragen vermochte, folgten auch unsere übrigen Feinde dem von Rußland seit Anbeginn beschrittenen Wege, Deutschland durch Vernichtung seiner Verbündeten zu schwächen, die man weniger widerstandsfähig glaubte. Entsprechend dem russischen Rieseneinfall in Galizien, der Österreich-Ungarn den Garaus machen sollte und in den Karpathenschlachten seine endgültige Abwehr fand, setzte im März ein vereinter russisch-französisch-englischer Angriff zur See gegen die Dardanellen (siehe Karte Seite 242) ein, um den Türken ihre Hauptstadt Konstantinopel zu entreißen und damit ihrem Sultan alle Achtung als geistiges Oberhaupt sämt-



Eine ungarische Husareneskadron wirft in Verbindung mit einer deutschen Rad

Nach einer Originalzeichn



fahrerabteilung drei russische Eskadronen bei Krosno über den Wislok zurück.
ung von Fritz Neumann.

licher Mohammedaner. Freilich, der russische Anteil an dem Vorstoß war gering genug und wurde stets leicht abgewiesen, besonders seit der Kreuzer „Sultan Jawus Selim“, ehedem „Göben“, von seiner Verletzung durch eine Mine wieder geheilt war. Die Franzosen und Engländer aber setzten am westlichen Eingang der Dardanellen mit aller Wucht ihre schweren Schlachtschiffe ein, um die türkischen Forts zusammenzuschießen und die Einfahrt ins Marmarameer zu erzwingen. Indessen auch ihnen blühte kein irgendwie nennenswerter Erfolg, ja sie mußten zu ihrer Betrübnis sogar erkennen, daß schon Kruppsche 15-cm-Granaten den modernen Panzerriesen sehr gefährliche Wunden beibringen können, was man vorher nicht für möglich hielt. Nun entschloß man sich zu einem regelrechten Belagerungskrieg mit der Reihenfolge: Landung von genügend starken Truppenmassen, Beschießung und Erstürmung jedes einzelnen Forts, endlich Einschließung Konstantinopels zu Lande sowohl auf dem europäischen wie auf dem asiatischen Ufer. Doch nicht einmal der erste Punkt dieses Planes gelang vollständig: die Türken waren ebenso tapfer wie klug und hatten durch ihre deutschen Lehrmeister sehr viel gelernt. Wenn die feindlichen Schiffe aus nicht erreichbarer Ferne die Küste beschossen, um die türkischen Batterien und Schützenstellungen zu vernichten, schwiegen diese, um sich nicht zu verraten. Aber sobald die Landungsversuche begonnen hatten, sandten sie jedesmal einen solchen Eisenhagel in die ausgeschifften feindlichen Truppen, daß in deren Reihen die wildeste Verwirrung entstand und die Überlebenden in blindem Entsetzen wieder den Booten zustrebten (siehe Bild Seite 439). Auf dem asiatischen Dardanellenufer wurden die Franzosen denn auch nach schwersten Verlusten einfach wieder ins Meer gefegt. Nicht viel besser erging es den Engländern an den meisten Stellen auf der Halbinsel Gallipoli; nur bei Kaba Tepe und auf der äußersten Südspitze der Insel konnten sie sich halten unter der unmittelbaren Deckung durch ihre Schiffsgeschütze. Von da aus setzten sie — man muß es gestehen — immer wieder mit bewundernswerter Zähigkeit zu neuen Vorstößen an; doch die Türken hatten sich in-



Hofphot. G. Berger, Potsdam.

Kaiser Wilhelm II. mit dem Oberkommandanten Erzherzog Friedrich von Österreich auf dem südöstlichen Kriegschauplatz.



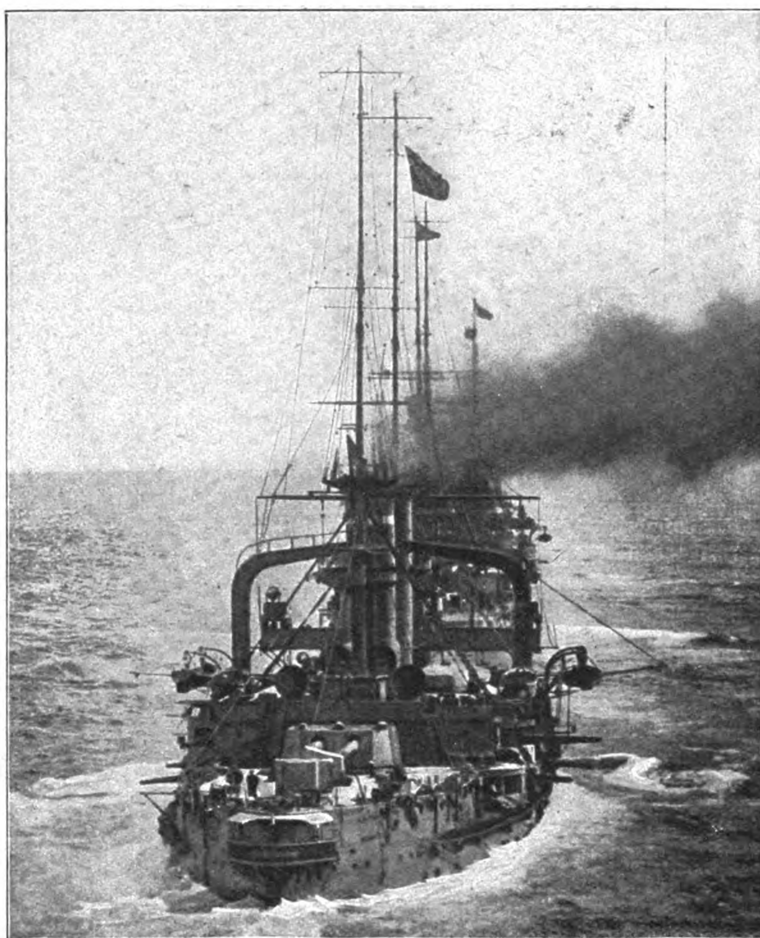
Phot R. Sennecke, Berlin.

General v. Emmich, der Führer der Hannoveraner, Braunschweiger und Oldenburger, hält dem Deutschen Kaiser auf dem galizischen Kriegschauplatz Vortrag über die Durchbruchschlacht am San. Rechts von der Gruppe Admiral v. Müller, Chef des Marinekabinetts.

Nach dem Bericht des Großen Hauptquartiers waren es Gardetruppen in engster Fühlung mit österreichisch-ungarischen Regimentern, die sich bei Jaroslau den Übergang über den Fluß erkämpften und den durch frische Kräfte sich täglich verstärkenden Feind immer weiter nach Osten und Nordosten zurückwarfen, während mehrere Kilometer weiter stromabwärts hannoversche Regimenter den Flußübergang erzwangen. Braunschweiger waren es, die durch Erstürmung der Höhen von Wiazownica die Bahn öffneten und dadurch am 17. Mai 1915 den hartnäckig verteidigten Sanübergang gewannen.

zwischen in jeder Hinsicht genügend verstärkt und wiesen jeden Angriff unter schwersten Opfern für den Feind ab. Auf weit über 40 000 Mann wurden dessen Verluste schon bis Mitte Mai geschätzt.

Die gewaltigsten, fürchterlichsten Kämpfe entbrannten wohl um das Dorf Krithia und die dahinter gelegene 216 Meter hohe Atschi-Baba-Kuppe. „Am 8. Mai um 5 Uhr 15 Minuten," schreibt ein englischer Berichterstatter, „eröffneten unsere Schlachtschiffe und Kreuzer mit all ihren schweren und leichten Geschützen ein Schnellfeuer auf beide Flanken des Atschi-Baba, auf Krithia, auf jedes kleinste Gebüsch und jede Geländerille, in der man einen Menschen verborgen glauben konnte. Es sah aus, als ob das ganze Land plötzlich in Brand geraten sei; alles war von weißem, grünem, gelbem Rauch bedeckt, und aus jedem Fuß breit Boden zuckte ein kleiner verderbensprühender Vulkan. Der Lärm war einfach schrecklich, und nach menschlicher Berechnung mußte drüben jedes, aber auch jedes lebende Wesen völlig betäubt oder vernichtet sein. Kaum tauchten indessen unsere Leute, zum Angriff ansetzend, aus ihren Deckungen auf, als von türkischer Seite ein wahrer Sturm von Gewehr- und Maschinengewehrfeuer losbrach, aus Verstecken, die sich nicht ausfindig machen ließen, scheinbar mitten aus der millionenfach von Granaten zerwühlten und zerstampften Erde heraus." In der Tat kamen die Engländer nur wenige hundert Meter vor und wurden schließlich nach empfindlichsten Verlusten fast völlig wieder in die alten Stellungen zurückgetrieben. Als schließlich Ende Mai gar deutsche Unterseeboote dort an den Dardanellen auftauchten und in rascher Folge drei große englische Schlachtschiffe („Triumph", „Majestic" und eines von der Agamemnonklasse) versenkten, zog sich die verbündete Flotte, vorläufig abwartend, wieder in gesichertere Stellung hinter die Inseln zurück. Die Türkei aber erließ, gleichsam als laute Feststellung ihres Sieges und ihrer Ungeschwächtheit, eine Mitteilung an die neutralen Staaten, daß sie nunmehr auch gegen den von den Engländern wider alle internationalen Verträge besetzten Suezkanal ernstlich vorgehen werde und diesen samt seiner näheren und weiteren Umgebung als Kriegsgebiet betrachte, das Unbeteiligte nur auf eigene Gefahr betreten dürfen.



Phot. Berliner Illustrat.-Ges. m. b. H.

Das englische Linienschiff „Triumph" wurde im Golf von Saros vor Ari Burnu (Halbinsel Gallipoli) von einem deutschen Unterseeboot zum Sinken gebracht.

Der Krieg des Besitzes.

Von Dr. H. Friedemann.

Je maßloser der Kampf der europäischen und außereuropäischen Völker sich ausbreitet, desto schärfer treten die Einzelerscheinungen hervor, aus denen die Gesamtheit dieses beispiellosen Ringens sich zusammensetzt. Neben und mit dem Kampf der Waffen haben wir noch mindestens den Krieg der Diplomatie, den Krieg des Geldes, den Krieg der Wirtschaft und den in Worten und Gedanken ausgefochtenen Kulturkrieg.

Im Gegensatz zu den anderen Formen des Kampfes hat der Wirtschaftskrieg das Merkmal nahezu vollkommener Passivität. Hieran wird dadurch nichts geändert, daß mit der wachsenden Anspannung aller Kräfte auch der Kampf um die wirtschaftliche Dauerbarkeit mitunter zum Angriff, zur tätigen Schädigung des Gegners übergeht. Solche Ausnahmen beweisen nur, daß eben auch der Wirtschaftskrieg mit höchster Bewußtheit und mit Anwendung aller tauglichen Mittel geführt wird. Es handelt sich dann um die Erscheinung, die von der Kriegswissenschaft als „Defensive mit offensiven Mitteln" bezeichnet wird. Beide Gegner verteidigen sich: aber jeder sucht durch Vorstöße die Verteidigung des anderen zu stören und dessen Widerstandsfähigkeit allmählich zu zermürben. Zu diesen „direkten Aktionen" des Wirtschaftskampfes gehört die Torpedierung



Phot. A. Grohs, Berlin.

Türkische Artillerie auf dem Marsch zum Suezkanal.

von Schiffen, der Kaperkrieg, die Beschlagnahme feindlichen Eigentums, die Handels- und Lebensmittelsperre, und gehören, freilich schon in engerer Verbindung mit dem eigentlichen Kriege, die Kontributionen, die Materialzerstörungen und die Kursfestsetzungen in erobertem Feindesland.

Von solchen Vorstößen abgesehen, ist aber der Wirtschaftskrieg durchaus ein Krieg des Ertragens, weniger eine Tätigkeit als ein Bewähren im voraus gegebener Eigenschaften: eine Kraftprobe des Zuständlichen.

Es kommt, mit einem Wort, darauf an, wer mehr aushält. Daß Geldsummen für die hier arbeitenden oder duldenden Kräfte ein zu dürftiger Maßstab sind, hat die Erfahrung schon bald nach Beginn des Krieges gelehrt. Ja, es schien, als spiele Geld als solches überhaupt keine entscheidende Rolle. Die „Kriegskosten" wurden freilich berechnet, sie wuchsen sogar zu weit höheren Ziffern, als jemals zuvor für möglich gehalten wurde: dennoch schien Geld nur der rechnerische Ausdruck, nicht das Wesen der Kriegsaufwendungen zu sein. Es zeigte sich, daß die kostspieligsten Kriege nicht nur ohne Geld geführt werden können, sondern sogar, wenn es nötig ist, ohne Schulden. Ein Staat, der vom Außenverkehr so abgeschlossen ist, wie gegenwärtig das Deutsche Reich, erzeugt seine Bedürfnisse selbst, Nährmittel für Volk und Heer so gut wie Granaten und Gewehre. Das setzt ihn in die Lage, die Landeskinder, deren Arbeit er in Anspruch nimmt, mit jeglichem Wertzeichen zu bezahlen, das vom Vertrauen in die staatliche Leistungsfähigkeit getragen wird. Der Staat also macht Schulden bei der Nation. Im äußersten Fall wäre es denkbar, daß er auch auf die papierenen Zahlungsmittel verzichtete und alle, die für ihn arbeiten, als Wirtschaftsoldaten kleidete und aus den vorhandenen Vorräten nährte. Das wäre der Zustand völliger Einheit von Staat und Volk. So weit zu gehen, wird sich freilich so leicht kein Staat entschließen. Er gibt also für die Leistungen und Lieferungen Schuldscheine aus, deren Gesamtbetrag dem entspricht, was wir Kriegskosten nennen. Das Volk macht Schulden bei sich selbst: es scheint rechnerisch nach dem Kriege nicht ärmer geworden; aber ein Teil seines Besitzes hat sich in ein nur buchmäßiges Guthaben verwandelt.

So erklärt es sich, daß jetzt immer ein Gegner dem anderen Schuldenwirtschaft vorwirft. Der Vorwurf in seiner Allgemeinheit ist natürlich überflüssig, denn um Schulden in annähernder Höhe der Kriegsausgaben handelt es sich nach dem heute üblichen Verfahren bei allen. Der Unterschied liegt nur im Technischen, hier freilich mit entscheidender Wirkung.

Das Deutsche Reich hat seine Kriegsmilliarden durch das einzige Mittel aufgebracht, das als technisch einwandfrei gelten kann: es hat im Inland zwei große Anleihen im Gesamtbetrag von 13½ Milliarden aufgenommen. Die verbündete österreichisch-ungarische Monarchie brachte schon bei der ersten Anleihe die verhältnismäßig erstaunliche Summe von 3,3 Milliarden Kronen auf; auch ihre Kriegsfinanzen ruhen auf der festen Grundlage der inneren Anleihen. Nicht ganz das gleiche läßt sich von England sagen. Es legte freilich schon im Herbst die damals größte Anleihe von 7 Milliarden auf (350 Millionen Pfund). Da jedoch die englische Bank bereit war, jeden gezeichneten Betrag in voller Höhe der Zeichnung und zu billigem Zins zu beleihen, erhielt die Anleihe den Charakter eines Scheingeschäfts. Immerhin war diese Finanzlage noch glänzend zu nennen im Vergleich mit den Schwierigkeiten Frankreichs, das nur verhältnismäßig geringfügige Beträge in Anleiheform unterbringen konnte, während der Vorschuß der Bank von Frankreich auf ungefähr 5 Milliarden, der Notenumlauf auf nahezu 12 Milliarden anwuchs. Rußland ist großer innerer Anleihen überhaupt nicht fähig; seine auswärtigen Verpflichtungen werden von den Dreiverbandsfreunden verauslagt, die innere Schuld wird durch Noten und Bankvorschüsse gedeckt. Von den Kleinen unter den Kriegführenden braucht nicht gesprochen zu werden: sie sind die Kostgänger der Großen.

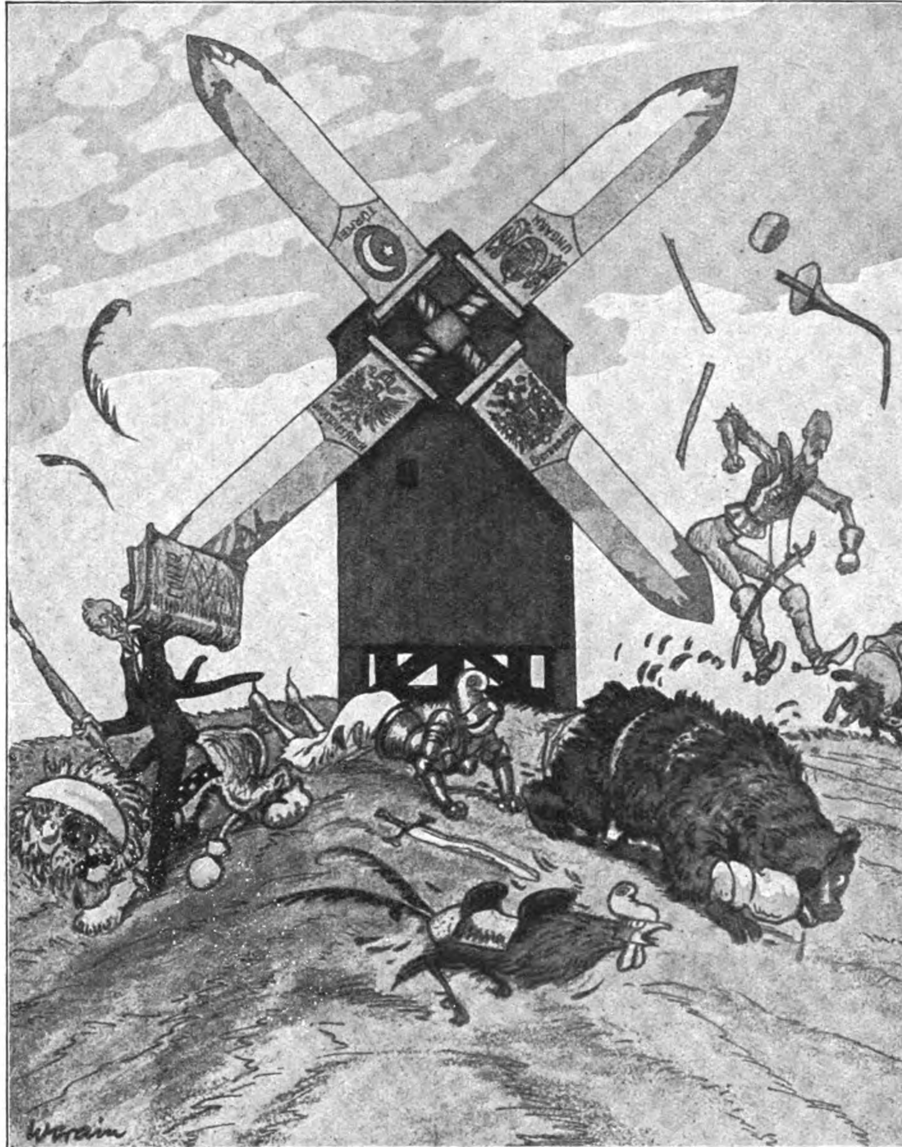
Handelt es sich hier um mehr technische Fragen, deren Bedeutung erst nach dem Kriege sich geltend macht, so ist die einzige Angriffsaktion größten Stils im Wirtschaftskampfe schon jetzt zu ungunsten ihrer Unternehmer entschieden. Der Aushungerungsplan, die stärkste Hoffnung der Gegner Deutschlands, ist gescheitert. Selbst bei uns hat man mit einem so völligen Schwinden der Gefahr kaum zu rechnen gewagt. Mit einer Besorgnis, die wir uns jetzt gestehen dürfen, fragten wir uns, wie Deutschland mit den 4 Millionen Tonnen Getreide, die angeblich für die Zeit vom



Von den Türken zurückgeschlagener Landungsversuch der Engländer an der Küste der Halbinsel Gallipoli.
Nach einer Originalzeichnung von M. Plinzner.

1. Februar bis zur neuen Ernte noch zur Verfügung standen, auskommen werde und wie dem noch gefährlicheren Kartoffelschwund zu begegnen sei. Die Sorge, die gerade die Fachleute beunruhigte, hat sich als übertrieben erwiesen. Kartoffeln besonders sind viel reichlicher vorhanden, als nach den sichtbaren Beständen angenommen werden konnte. Die Abschlachtung der Schweine, deren Zahl von 25 auf 17 Millionen vermindert wurde, durfte wieder eingestellt werden. Deutschlands Ernährung bis zur neuen Ernte ist nicht mehr gefährdet.

Auch die Besorgnis, es könne an Metallen, zumal an Kupfer für Herstellung der Zünder fehlen, hat sich verringert. Deutschland und Österreich-Ungarn verfügen über fast alle Rohstoffe, deren sie für Krieg und Volksversorgung bedürfen, in noch unerschöpfter Menge — oder sie haben Mittel gefunden, das Fehlende durch neue Arbeitsmethoden zu ersetzen. Es sei nur an die wundergleiche Stickstoffgewinnung aus der Luft erinnert, die dem Deutschen Reich für jede noch so lange Sperrzeit seinen Bedarf an Sprengmitteln sichert. Demgegenüber ist festzustellen, daß es den Gegnern Deutschlands an wichtigen Erzeugnissen, vor allem an Farbstoffen und an Chemikalien verschiedener Gattung fehlt. Obwohl das Meer ihnen offen steht, ist ihr Gewerbe durch den Kriegszustand stärker beeinträchtigt als das deutsche. Es kommt hinzu, daß ihre Wirtschaft weitgehend auf Einfuhr aus neutralen oder verbündeten Ländern angewiesen ist. Muß doch England zugeben, daß sein Munitionsbedarf trotz ungeheurer amerikanischer Lieferungen und außerordentlicher eigener Anstrengungen noch immer nicht hinreichend gedeckt ist. Das britische Reich, aus dessen Taschen ohnehin die Verbündeten ganz oder teilweise leben, sieht seine Ausfuhr erheblich eingeschränkt, seine Einfuhr gesteigert, seine Zahlungsbilanz unhemmbar verschlechtert: es ist gezwungen, bares Geld ins Ausland zu schicken und wird aus einem Gläubiger zum Schuldner der Welt. Frankreich sieht sich zum mindesten vor schwer lösbaren finanztechnischen Schwierigkeiten und einem Niedergang seiner bisher von fremder Arbeit gestärkten Industrie. Rußland schließlich leidet, inmitten seines Rohstoffreichtums, unter einer wachsenden Teuerung, deren Hauptursache wohl in den schlechten Verkehrsverhältnissen des ausgedehnten Reiches zu suchen ist. Kein Wunder, daß Dreiverbandspolitiker dazu auffordern, dem zu besiegenden Deutschland „die Hauer auszubrechen", das heißt: ihm die Kohlengebiete wegzunehmen. Statt dieses Erfolges aber müssen die Gegner es erleben, daß sie selbst die galizischen Erdölquellen wieder verlieren und damit einer wenn auch erträglichen deutsch-österreichischen Verlegenheit ein Ende bereitet sehen. — Schwierig ist die Lage der Neutralen; der ehrlichen wie der — neutral gewesenen. Die nordischen Staaten leiden unter der Behinderung ihrer Ausfuhr von Erzen und Grubenhölzern, überhaupt unter der Wirkung der englischen Sperre. Amerika macht in Heereslieferungen bekanntlich ein gutes Geschäft, dessen Vorteile jedoch durch die Lahmlegung des Handels mit Deutschland und den Mangel an Färbmitteln, Kali und Chemikalien wieder verloren gehen. Italien, als Land ohne Kohle, war völlig auf die Einfuhr dieses Industriebrotes aus Deutschland oder aus England angewiesen; auch zur Getreideversorgung aus eigenen Mitteln ist es nicht imstande. Der von ihm heraufbeschworene Krieg wird die Schwierigkeiten des Landes bedenklich steigern.



Frischer Wind.

Die deutsch-österreichisch-ungarisch-türkische Mühle bekam vom Frühlingswind so flotten Schwung, daß sie für die stürmenden Don Quixotes recht gefährlich wurde. (Nach dem „Kladderadatsch".)

Wie der württembergische Oberst v. Schimpf fiel.

Aus dem Brief eines Oberleutnants veröffentlicht die Straßburger Post:

Wir lösten die Kavallerie ab und nahmen zunächst in schönem Sturm Zandvoorde, einen Ort, der unmittelbar nach dem Kampf furchtbar anzusehen war. Dann kamen wir aber in ein Waldgelände, in dem die Engländer mannshohe, sehr feste und 10—20 Meter tiefe Drahthindernisse, dahinter Astverhaue und erst hinter diesen mit Bohlen und Balken eingedeckte Schützengräben angelegt hatten. Wir machten mit unzureichenden Kräften Angriffe dagegen, die erfolglos waren. Dann wurde an anderer Stelle ein Durchbruch versucht, für den nur einige Bataillone zur Verfügung gestellt wurden. Schwere Artillerie, Feldartillerie, alles mögliche wirkte mit. Der Angriff gelang, nicht dank der Artillerie und der technischen Mittel, sondern dank der großartigen Tapferkeit des württembergischen Regiments 126, das in vorderster Linie stand. Ich hätte das den Ersatzmannschaften gar nicht zugetraut. Der Oberst des Regiments, der noch am selben Morgen mit uns zusammen war, wollte gerade sein Regiment zum Sturm führen, als er von einer Kugel in den Kopf getroffen wurde. Er starb abends hier in unserem Schloß. Als die 126er hörten, daß ihr Oberst gefallen sei, gingen sie in ihrer Wut mit geradezu fabelhafter Tapferkeit vorwärts. Solche Männer, wie der Oberst v. Schimpf, werden selten. Natürlich sind es immer die Besten, die Schneidigen, die die Truppe weit nach vorwärts führen, die fallen.

Beilage zu Heft 48 der Illustrierten
Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

DAS KÜSTENGEBIET DES ADRIATISCHEN MEERES

im Maßstabe von 1 : 2750 000



0 20 40 60 80 100 120 140 160 180 200 220 240 260 280 300 Kilometer

ERKLÄRUNG:

Die Namen der Verwaltungshauptorte sind unterstrichen

Orte von über 100.000 Einwohnern
" " 50 100.000 "
" " 25 50.000 "
Kleinere Orte, Dörfer u.s.w.
Festungen und Forts. & Klöster

Höhen-(2125) & Tiefenangaben (1650, 810 ohne Grund) in Metern

Sprachliches

Italienisch: *Porto - Hafen; Punta - Spitze; San (S.) - Heilig*   **Ungarisch:** *Ó - Alt; Uj - Neu*

Südslavisch (Bosnisch, Kroatisch, Serbisch): *c - z; č - tsch; ǆ - dsch; š - sch; z - weiches s; ž - weiches sch. Gora (G.) - Berg; Klisura - Paß; Planina (Pl., Pl.a, Plan.a) - Gebirge; Polje - Thal; Reka - Fluß; Vrh - Berg; Kamen - Stein; Beli, (femin. Bela) - Weiß; Crni, Crna - Schwarz; Dolnji, Dolnja - Unter; Golfemo; Veliki, Velika - Groß; Gornji, Gornja - Ober; Novi, Nova - Neu; Stari, Stara - Alt; Sveti, Sveta - Heilig*

ADRIATISCHES MEER

TYRRHENISCHES MEER

IONISCHES MEER

ABRUZZI

MOLISE

APULIEN

KAMPANIEN

BASILICATA

KALABRIEN

ROM

NEAPEL (NAPOLI)

Foggia

Salerno

Taranto

Lecce

Brindisi

Bari

Cosenza

Catanzaro

Reggio

PALERMO

Golfo di Manfredonia

G. di Gaeta

G. di Napoli

G. di Salerno

G. di Policastro

G. di S. Eufemia

G. di Gioja

Golfo di Squillace

Golfo di Taranto

Straße v. Otranto

Drin-Golf

ISOLE EOLIE OD. LIPARI

IONISCHE INSELN

GRIECHENLAND

Corfu

Scutari

Capo Colonne

Capo Spartivento

Capo d'Otranto

Östliche Länge 16° v. Greenwich

13° 14° 15° 16° 17° 18° 19° 20°

38° 39° 40° 41° 42°

Geogr. Anstalt von H. Wagner & E. Debes, Leipzig.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Die auf Seite 430 wiedergegebene erste amtliche Mitteilung von Österreich-Ungarns Zugeständnissen an Italien durch den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg wurde in Italien mit großem Unbehagen als geschickter Schachzug empfunden. Das damals in Rom soeben ausgegebene Grünbuch wurde dadurch unmöglich gemacht. Aber die Bedeutung der Zugeständnisse wurde durch eine verschleiernde Anordnung verkleinert. Die Friedenshoffnung des Kanzlers wurde verhöhnt.

Mit welchen Mitteln in Italien für den Krieg gearbeitet wurde, beweist ein bereits am 16. Mai in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteter „Aufruf an das italienische Volk!" des „Popolo d'Italia":

„1. Der Dreibundvertrag wurde am 4. Mai gekündigt. 2. Am 15. April wurde ein Kriegsabkommen mit dem Dreiverband abgeschlossen, wonach Italien sich verpflichtet, Österreich-Ungarn bis zum 24. Mai anzugreifen. 3. Dieses Abkommen garantiert Italien die Befreiung aller unerlösten Gebiete, die Herrschaft in der Adria und große Entschädigungen in Asien und Afrika. 4. Es wurde bereits zur Ausführung dieses Planes geschritten, da Offiziere des italienischen Generalstabes sich für ein einheitliches militärisches Vorgehen in Paris und London eingesetzt haben. Folglich war Giolitti, der dies alles wußte, von Bülow bezahlt. Er versuchte, das Vaterland zu verraten und an Österreich-Ungarn auszuliefern. Angesichts der Majestät des italienischen Volkes beschuldigen wir Giolitti des Hochverrats und überweisen ihn der Verachtung und der öffentlichen Rache. Es lebe der Krieg!"

Erst durch diesen Aufruf wurde die Kündigung des Dreibundvertrages einer größeren Öffentlichkeit bekannt. Immerhin wußte man noch nicht, womit Italien seinen Austritt aus dem Dreibund begründete.

Der ungarische Ministerpräsident und auch der deutsche Reichskanzler haben die Kündigung des Dreibundes mit keiner Silbe berührt. Erst in der Sitzung der italienischen Kammer vom 20. Mai erfuhr man Näheres, und man ersah daraus auch, in wie schamloser Weise Italien alle Begriffe von Treu und Glauben mit Füßen trat. Bei Eröffnung der Kammer waren 480 Abgeordnete anwesend, die Tribünen gedrückt voll, einschließlich derer für das diplomatische Korps, die Senatoren und die ehemaligen Abgeordneten. Auf der Tribüne der Diplomaten bemerkte man die Botschafter der Vereinigten Staaten, Englands, Frankreichs, Rußlands und Japans. Auch Gabriele d'Annunzio erschien im Hause, von lebhaften Zurufen im Saal und auf den Tribünen begrüßt. Nur die Sozialisten beteiligten sich nicht an dieser Kundgebung. Alle hervorragenden Persönlichkeiten des Parlaments waren anwesend, außer Giolitti. Um zwei Uhr erschien Präsident Marcora, begrüßt von stürmischem Beifall im Saal und auf den Tribünen. Alle Abgeordneten, mit Ausnahme von 45 Sozialisten, erhoben sich von ihren Plätzen, ebenso wie das Publikum auf den Tribünen, und riefen: „Es lebe der Präsident!"

Als die Kundgebung zu Ehren des Kammerpräsidenten beendigt war, trat Ministerpräsident Salandra in den Saal, hinter ihm der Minister des Auswärtigen Sonnino und die anderen Kabinettsmitglieder. Die ganze Versammlung stand. Man rief von allen Seiten: „Es lebe der Krieg!" Im Zentrum ertönten Rufe: „Es lebe der König!" Die Huldigung wiederholte sich, begleitet von immer mehr anwachsendem Beifall. Unter Rufen: „Es lebe Italien!" erneuerte sich die Kundgebung. Ministerpräsident Salandra brachte darauf einen Gesetzentwurf ein, der der Regierung für den Fall des Krieges außerordentliche Befugnisse übertrug, und gab sodann folgende Erklärung der Regierung ab:

„Seitdem Italien sich zur Staatseinheit erhob, hat es sich in der Welt der Völker als Faktor der Mäßigung, der Eintracht und des Friedens bewährt. Und es kann stolz vor aller Welt verkünden, daß es diese Aufgabe mit einer Festigkeit erfüllt hat, die sich nicht einmal vor den schmerzlichsten Opfern beugte. Im letzten Zeitraum von mehr als dreißig Jahren hielt es ein System von Bündnissen und Freundschaften aufrecht, die hauptsächlich zum Zweck hatten, auf diese Art das europäische Gleichgewicht und mit ihm den Frieden besser zu sichern. Angesichts der Vornehmheit dieses Zieles ertrug Italien sogar nicht allein die Mängel der Sicherheit seiner Grenzen und ordnete diesem Ziele nicht nur seine heiligsten Wünsche unter, sondern es mußte auch mit heimlichem Schmerz den planmäßig angewandten Versuchen zusehen, den italienischen Charakter zu unterdrücken, den Natur und Geschichte diesen edlen Landen unauslöschlich aufgedrückt hatten. Das Ultimatum, das Österreich-Ungarn im Jahre 1914 an Serbien richtete, machte mit einem Schlage die Wirkungen unserer lange andauernden Anstrengungen zunichte, indem es ein Abkommen verletzte, das

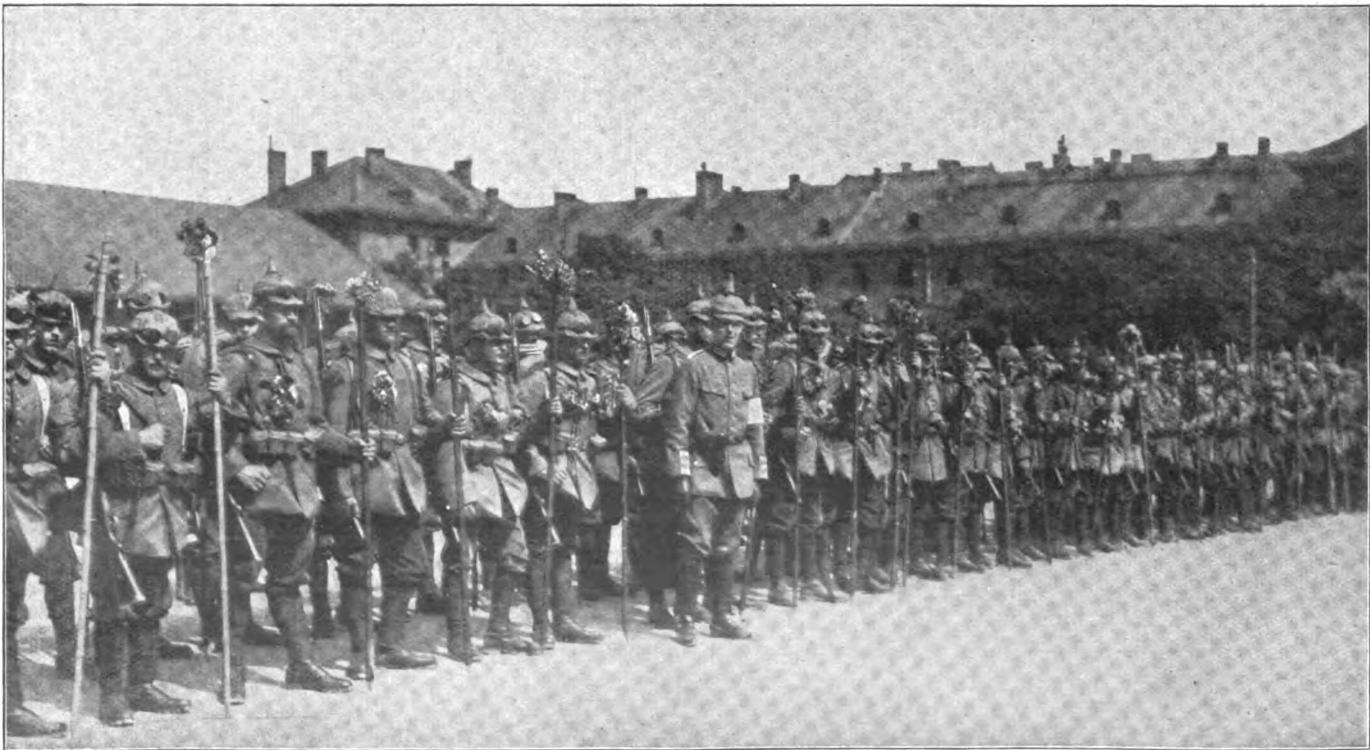


Photo-Bericht Hoffmann, München.

Mit Bergstöcken, Gebirgschuhen und Schneebrillen ausgerüstete bayrische Infanterie vor dem Ausmarsch.

uns mit diesem Staate verband. Es verletzte dieses Abkommen durch die Form, indem es unterlassen war, mit uns sei es eine vorherige Verständigung zu treffen oder uns auch nur eine einfache Mitteilung zu machen, und verletzte es in der Sache, indem es darauf ausging, zu unserem Nachteile das empfindliche Netz territorialer Besitzungen und Einflußbereiche zu stören, das sich auf der Balkanhalbinsel herausgebildet hatte. Aber mehr noch als der eine oder andere besondere Punkt wurde der ganze Geist, der diesen Vertrag erfüllte, verletzt und sogar unterdrückt, denn indem in der Welt der schreckliche Krieg entfesselt wurde im geraden Gegensatze zu unseren Interessen und unseren Gefühlen, wurde das Gleichgewicht zerstört, das das Bündnis sichern sollte, und es erhob sich tatsächlich, aber unwiderstehlich die Frage der nationalen Unversehrtheit Italiens. Nichtsdestoweniger widmete sich die Regierung während langer Monate geduldig der Aufgabe, eine Verständigung zu suchen, die dem Vertrage seine Daseinsberechtigung, die er sonst verloren hatte, wiedergeben sollte. Diese Verhandlungen mußten indessen beschränkt sein nicht nur der Zeit nach, sondern auch durch die Rücksicht auf unsere Würde, da sonst die gesamten Interessen und die Ehre unseres Landes bloßgestellt worden wären.

Infolgedessen und um diese höchsten Ziele aufrechtzuerhalten, sah die königliche Regierung sich gezwungen, der kaiserlichen und königlichen österreichisch-ungarischen Regierung am 4. Mai die Zurücknahme aller ihrer Vertragsvorschläge, die Aufkündigung des Bundesvertrages und die Erklärung, daß sie sich Handlungsfreiheit vorbehalte, bekanntzugeben. Anderseits war es aber nicht mehr möglich, Italien in einer Vereinzelung ohne Sicherheit und ohne Ansehen zu lassen, gerade in dem Augenblick, wo die Weltgeschichte an einem entscheidenden Wendepunkt steht. Angesichts dieser Sachlage und in Erwägung der Schwierigkeit der internationalen Lage muß die Regierung auch politisch vorbereitet sein auf jede noch so schwere Prüfung und ersucht daher die Kammer durch den vorgelegten Gesetzentwurf um die außerordentlichen Befugnisse, deren sie bedarf. Diese Maßnahme rechtfertigt sich nicht allein durch Vorgänge bei uns und in anderen Staaten jeder Regierungsform, sondern sie stellt auch die beste Ordnung und sogar die mildeste Form derjenigen Befugnisse dar, die unsere in Kraft stehende Gesetzgebung der Regierung auch in anderen Fällen zuweist, wo es sich um das höchste Gesetz handelt, nämlich um das Wohl des Staates. Ohne prahlerische Worte und ohne Stolz, aber mit tiefem Verständnis für die Verantwortung, die uns in dieser Stunde zufällt, haben wir das Bewußtsein, dafür Vorsorge getroffen zu haben, was die edelsten Bestrebungen und die Lebensinteressen des Vaterlandes erforderten." Salandra richtete nun einen glühenden Aufruf an das Haus, daß es alle Meinungsverschiedenheiten beiseite lassen möge, und schloß: „Mögen die Kräfte aller in einer einzigen Kraft zusammengefaßt werden und die Herzen aller sich zu einem einzigen Herzen zusammenschließen. Möge ein einmütiger Wille zu dem beschworenen Ziele führen und Kraft, Herz und Wille ihren einzigen leidenschaftlichen und heldenhaften Ausdruck finden in der Armee und Flotte Italiens und in dem erhabenen Führer, der sie zu den Schicksalen einer neuen Geschichte anführt. Es lebe der König! Es lebe Italien!"

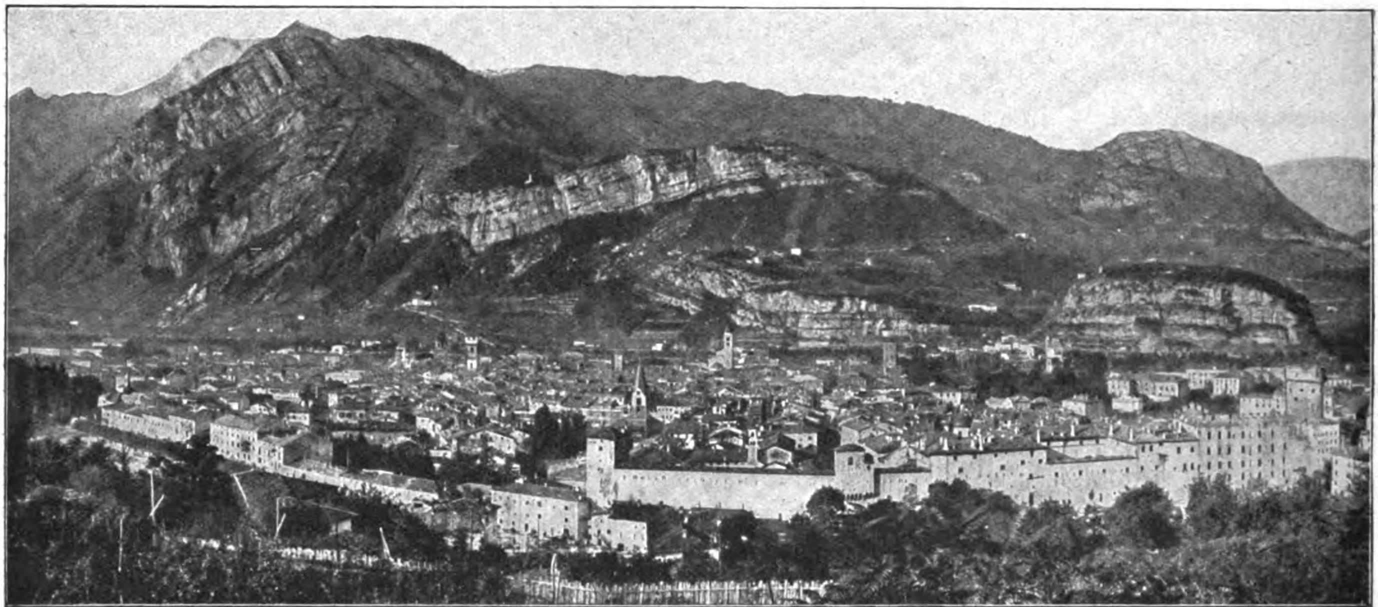
Am Schlusse erfolgte eine begeisterte Kundgebung. Die Rede wurde fast bei jedem Satz durch stürmischen Beifall unterstrichen und durch Rufe: „Hoch Italien! Hoch der Krieg!" unterbrochen. Nur die Sozialisten blieben ruhig und erhoben sich nicht von ihren Plätzen.

Das während der Kammersitzung verteilte Grünbuch der italienischen Regierung enthält als letztes Aktenstück eine Note des Ministers des Auswärtigen, Sonnino, an den italienischen Botschafter in Wien, Herzog von Avarna, vom 3. Mai, die Österreich-Ungarn die Schuld an der Auflösung des Dreibundvertrages zuzuschieben sucht, und schließt: „Alle Bemühungen der königlichen (italienischen) Regierung stießen auf den Widerstand der kaiserlichen und königlichen Regierung, die sich nach mehreren Monaten nur zur Anerkennung besonderer italienischer Interessen in Valona und zum Versprechen einer nicht genügenden Gebietseinräumung im Trentino entschlossen hat, einem Zugeständnis, das durchaus keine normale Regelung der Lage enthält, weder vom ethischen noch vom politischen oder militärischen Standpunkte aus. Außerdem sollte dieses Zugeständnis erst in einem unbestimmten Zeitpunkt, nämlich erst am Ende des Krieges, verwirklicht werden. Bei diesem Stande der Sache muß die italienische Regierung auf die Hoffnung verzichten, zu einem Einverständnis zu kommen, und sieht sich gezwungen, alle Vorschläge zu einem Übereinkommen zurückzuziehen. Es ist ebenso unnütz, den äußeren Anschein eines Bündnisses aufrechtzuerhalten, das nur die Bestimmung haben würde, das tatsächliche Vorhandensein eines beständigen Mißtrauens und täglicher Meinungsverschiedenheiten zu verschleiern. Aus diesem Grunde versichert und erklärt Italien im Vertrauen auf sein gutes Recht, daß es von diesem Augenblicke an sich die volle Freiheit seiner Handlungen wieder nimmt und seinen Bündnisvertrag mit Österreich-Ungarn für aufgehoben und künftig wirkungslos erklärt!"

Der Botschafter, Herzog von Avarna, machte dem Baron Burian diese Mitteilung am 4. Mai.

Auch aus der Rede Salandras ist besonders bemerkenswert die Begründung der Kündigung des Dreibundes. Selbstverständlich folgte auf beide Erklärungen sofort eine amtliche Widerlegung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", in der es hieß:

„Der Dreibundvertrag bestimmte, daß der Bündnisfall gleichzeitig für die drei Vertragsmächte eintritt, wenn einer oder zwei der Vertragschließenden ohne direkte Herausforderung ihrerseits von zwei der drei Großmächte angegriffen und in einen Krieg verwickelt würden.



Phot. Stengel & Co., Dresden.

Ansicht von Trient.



Phot. Stengel & Co., Dresden.

Triest von der Meeresseite aus gesehen.



Phot. Photoglob, Zürich.

Domplatz mit Neptunbrunnen in Trient.

Als nach dem Attentat von Serajewo Österreich-Ungarn gezwungen war, gegen Serbien vorzugehen, um einer dauernden Bedrohung seiner Lebensinteressen durch die großserbischen Umtriebe ein Ende zu bereiten, fiel ihm Rußland in den Arm. Während Deutschland auf Anrufen des Zaren noch bemüht war, den zwischen Wien und Petersburg drohenden Konflikt friedlich zu schlichten, machte Rußland seine gesamte Militärmacht mobil und entfesselte so den Weltkrieg. Die Herausforderung lag also auf russischer Seite.



General Graf Luigi Cadorna, Chef des italienischen Generalstabs. Phot. F. Thier, Wien.

Die Berufung auf Artikel 7 wäre begründet gewesen, wenn Österreich-Ungarn auf einen Machtzuwachs auf dem Balkan ausgegangen wäre. Wien hatte jedoch schon vor dem Kriegsausbruch in Petersburg und auch in Rom erklärt, daß Österreich-Ungarn keine Gebietserwerbungen auf Kosten Serbiens erstrebe. Beide im Krieg stehenden Zentralmächte wären daher berechtigt gewesen, die Einwände Italiens gegen seine Bündnispflicht nicht anzuerkennen. In loyalem Verständnis für die nicht leichte innere und äußere Lage Italiens zogen sie jedoch vor, die einseitige Auslegung des Dreibundvertrages hinzunehmen und sich mit der Erklärung wohlwollender Neutralität, zu der der Vertrag unzweifelhaft verpflichtete, zu begnügen. Obgleich der Artikel 7 auf Entschädigungen nur für den Fall eines Machtzuwachses am Balkan abzielt, erklärte sich doch die österreichisch-ungarische Regierung wegen der mit Ausbruch des Krieges eingetretenen Möglichkeit einer Machtverschiebung grundsätzlich bereit, etwaige Entschädigungen ins Auge zu fassen.

Mehr und mehr stellte sich jedoch im weiteren Verlaufe, nach dem Tode des Ministers Marquis di San Giuliano, heraus, daß in Italien starke Kräfte am Werke waren, um für die Bewahrung der Neutralität noch einen besonderen Vorteil von der Donaumonarchie herauszuschlagen. Die italienische Regierung fing an zu rüsten, und mit den Rüstungen stiegen die Forderungen der Irredentisten, Republikaner, Freimaurer und sonstigen Franzosenfreunde.

In dem natürlichen Bestreben, Italien vom Kriege fernzuhalten und die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien auf eine neue freundschaftliche Grundlage zu stellen, hat die deutsche Regierung nichts unversucht gelassen, um eine Einigung zwischen Österreich-Ungarn und seinem italienischen Bundesgenossen herbeizuführen.

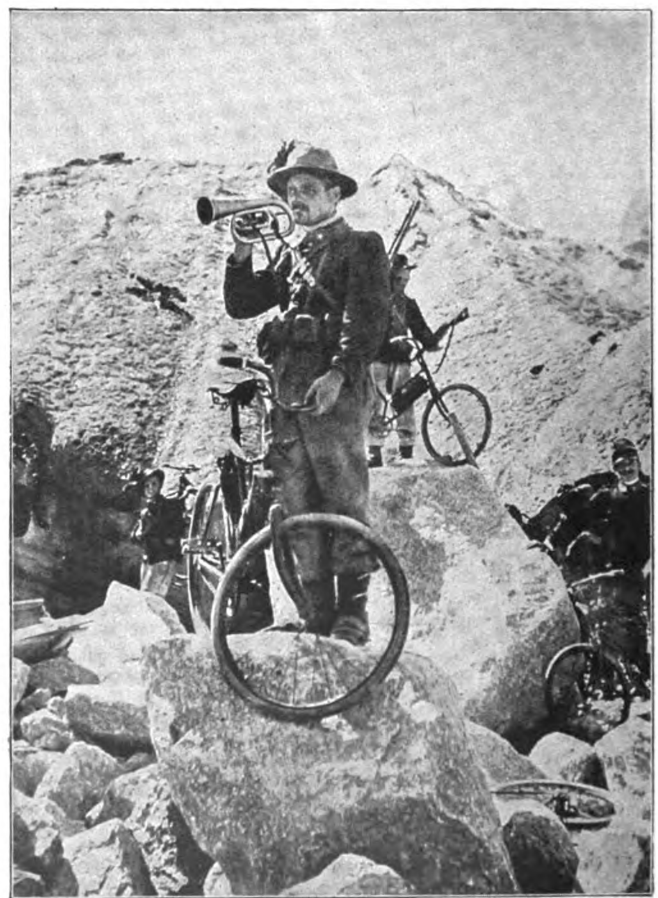
Die Verhandlungen kamen langsam in Gang. Erschwert wurden sie von vornherein durch das Verlangen der italienischen Regierung, daß die zu vereinbarende Gebietsabtretung sofort in Kraft gesetzt werden müsse. Um den in diesem Verlangen liegenden Argwohn zu zerstreuen, wurde am 19. März 1915 die Garantie der deutschen Regierung für die Durchführung der Vereinbarungen unmittelbar nach dem Kriege zugesagt.

Auf das erste bestimmte Angebot Österreich-Ungarns von Ende März 1915, das bereits die Abtretung der italieni-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Italienischer Lanzenreiter in feldgrauer Uniform.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Bersaglieripatrouille in den Alpen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Italienische Offiziere in Feldgrau.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Italienisches Alpiniregiment in feldmäßiger Ausrüstung.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Italienisches Gardekürassierregiment auf dem Marsch.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Italienische Motorfahrer-Abteilung.



Ansicht von Ancona. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Gleichzeitig erklärte der Botschafter, daß er alle von seiner Regierung bis dahin gemachten Angebote zurückziehe.

Diese sogenannte Kündigung des noch bis 1920 laufenden Vertrags ging also bis in die kritischen Julitage von 1914 zurück und stand in Widerspruch nicht nur mit den wohlwollenden und freundschaftlichen Erklärungen des Königs von Italien vom August des genannten Jahres und seiner damaligen Regierung, sondern auch mit den inzwischen von der gegenwärtigen italienischen Regierung auf Artikel 7 des Vertrages künstlich aufgebauten Entschädigungsansprüchen.

Es muß dahingestellt bleiben, ob die maßgebenden Personen des italienischen Kabinetts bei dieser Schwenkung einer inzwischen durch geheime Abreden verstärkten Hinneigung zu den Feinden der mit Italien Verbündeten folgten oder ob sie dem Drucke der öffentlichen Meinung nachgaben, die sich unter dem fortgesetzten Anfeuern der in fremdem Solde stehenden Blätter immer mehr gegen die Zentralmächte erhitzt hatte. Dem Deutschen Reiche gegenüber beschränkte sich die italienische Regierung darauf, die in Wien abgegebene Erklärung in Berlin zur Kenntnis mitzuteilen.

Ein letzter Versuch, den Übertritt des bisherigen Bundesgenossen in das feindliche Lager zu verhindern, wurde am 10. Mai mit den noch beträchtlich erweiterten Zusagen der österreichisch-ungarischen Regierung gemacht, die der Reichskanzler am 18. Mai im Reichstage verlas.

Soweit der geschichtliche Hergang.

Nach dieser sachlichen Darlegung wird kein Grünbuch etwas daran ändern können, daß, wenn die italienische Regierung zu den Waffen gegen den bisherigen Bundesgenossen riefe, sie dies, unter Bruch von Treu und Glauben, um Machtzuwachs tun würde, der dem italienischen Volke mit allen möglichen Garantien freiwillig und ohne Blutvergießen dargeboten worden war. —

Der Gesetzentwurf, der der italienischen Regierung unbeschränkte Vollmachten gab, so daß sie ohne jede weitere Mitarbeit der Kammer Krieg erklären und Kriegsmittel bewilligen konnte, wurde mit 407 gegen 74 Stimmen angenommen. Sodann hatte sich der Senat mit dieser Gesetzesvorlage zu beschäftigen; 262 Senatoren stimmten für die Tagesordnung, nur zwei dagegen. Einer dieser beiden war der Schwager des Fürsten Bülow, Fürst Camporeale.

Nun hatten Salandra und Sonnino freies Spiel.

Die österreichisch-ungarische Regierung hatte die Mitteilung Italiens, daß es den Dreibundvertrag als aufgehoben betrachte, mit einer Note in rücksichtslos offener, geschickter und glänzender Zurückweisung der überaus anmaßenden italienischen Auslassungen zur Kündigung des Dreibundvertrags beantwortet, die am 21. Mai nachmittags vom österreichischen Minister des Äußeren, Baron Burian, dem italienischen Botschafter, Herzog von Avarna, übergeben wurde. Sie sagt darin:

„Mit peinlicher Überraschung nimmt die k. und k. Regierung Kenntnis von der Entschließung der italienischen Regierung, auf eine so unvermittelte Weise einem Vertrag ein Ende zu bereiten, der, auf der Gemeinsamkeit unserer wichtigsten politischen Interessen fußend, unseren Staaten seit so langen Jahren Sicherheit und Frieden verbürgt und Italien offensichtliche Dienste geleistet hat.

Dieses Erstaunen ist um so gerechtfertigter, als die von der königlichen Regierung zur Begründung ihrer Entschei-

schen Sprachgebiete in Südtirol in Aussicht stellte, ging die italienische Regierung nicht ein, sondern gab ihre eigenen Forderungen erst am 11. April der österreichisch-ungarischen Regierung wie folgt bekannt:

Völlige Preisgabe des Trentino auf Grund der im Jahre 1811 festgesetzten Grenzen, das heißt mit Einschluß des weit außerhalb des italienischen Sprachgebietes liegenden urdeutschen Bozen;

Grenzberichtigung zugunsten Italiens am Isonzo mit Einschluß von Görz und Gradiska und Monfalcone;

Umwandlung Triests mit seinem bis an die Isonzogrenze vorgeschobenen Hinterland nebst Capodistria und Pirano in einen unabhängigen Freistaat;

Abtretung der Curzola-Inselgruppe mit Lissa, Lesina, Curzola, Lagosta, Brazza und Meleda.

Alle diese Abtretungen sollten sofort vollzogen und die aus den abgetretenen Landesteilen stammenden Angehörigen der Armee und Marine sofort entlassen werden.

Ferner beanspruchte Italien volle Souveränität über Valona und Saseno mit dem Hinterland und völliges Desinteressement Österreich-Ungarns in Albanien.

Hingegen bot Italien eine Pauschalsumme von 200 Millionen Franken als Ablösung aller Lasten an und übernahm die Verpflichtung, während der ganzen Dauer des Krieges neutral zu bleiben.

Auf die Geltendmachung von weiteren Entschädigungsforderungen aus dem Artikel 7 des Dreibundvertrages wollte es für die Dauer des Krieges verzichten und erwartete von Österreich-Ungarn den gleichen Verzicht in bezug auf die italienische Besetzung der Inseln des Dodekanesos, wie z. B. Rhodos u. a.

Obwohl diese Forderungen über das Maß dessen weit hinausgingen, was Italien selbst zur Befriedigung seines nationalen Ehrgeizes verlangen konnte, brach doch die k. und k. Regierung die Verhandlungen nicht ab, sondern versuchte weiter mit der italienischen Regierung zu einer Verständigung zu gelangen. Die deutsche Regierung tat alles, was in ihrer Macht stand, um die italienische Regierung zu einer Ermäßigung ihrer Ansprüche zu bewegen, deren bedingungslose Annahme die berechtigten Interessen und auch die Würde der österreichisch-ungarischen Monarchie schwer verletzt hätte.

Während diese Verhandlungen noch schwebten, gab der italienische Botschafter in Wien am 4. Mai der österreichisch-ungarischen Regierung unerwartet die Erklärung ab, daß Italien den Bündnisvertrag mit Österreich-Ungarn als durch dessen Vorgehen gegen Serbien im August vorigen Jahres gebrochen ansehe.

dung in erster Linie angeführten Tatsachen auf mehr als neun Monate zurückgehen und als die königliche Regierung seit diesem Zeitpunkte wiederholt ihren Wunsch kundgab, die Bande der Allianz zwischen unseren beiden Ländern aufrechtzuerhalten und noch zu verstärken, einen Wunsch, der in Österreich-Ungarn immer eine günstige Aufnahme und herzlichen Widerhall gefunden hat.

Die Gründe, die die k. u. k. Regierung zwangen, an Serbien im Monat Juli vergangenen Jahres ein Ultimatum zu richten, sind zu bekannt, als daß es nötig wäre, sie hier zu wiederholen. Das Ziel, das sich Österreich-Ungarn setzte und das einzig und allein darin bestand, die Monarchie gegen die umstürzlerischen Machenschaften Serbiens zu schützen und die Fortsetzung einer Agitation zu verhindern, die geradezu auf die Zerstückung Österreich-Ungarns ausging und zahlreiche Attentate und schließlich die Tragödie von Serajewo im Gefolge hatte, konnte die Interessen Italiens in keiner Weise berühren. Denn die k. u. k. Regierung hat niemals vorausgesetzt und hält es für ausgeschlossen, daß die Interessen Italiens irgendwie mit den verbrecherischen Umtrieben identifiziert werden könnten, die, gegen die Sicherheit und die Gebietsintegrität Österreich-Ungarns gerichtet, von der Belgrader Regierung leider geduldet und ermutigt worden waren.

Die italienische Regierung war übrigens davon in Kenntnis gesetzt und wußte, daß Österreich-Ungarn in Serbien keine Eroberungsabsichten hatte. Es ist in Rom ausdrücklich erklärt worden, daß Österreich-Ungarn, wenn der Krieg lokalisiert bliebe, nicht die Absicht hatte, die Gebietsintegrität oder die Souveränität Serbiens anzutasten.

Als infolge des Eingreifens Rußlands der rein lokale Streit zwischen Österreich-Ungarn und Serbien im Gegensatze zu unseren Wünschen einen europäischen Charakter annahm und sich Österreich-Ungarn und Deutschland von mehreren Großmächten angegriffen sahen, erklärte die königliche Regierung die Neutralität Italiens, ohne jedoch die geringste Anspielung darauf zu machen, daß dieser von Rußland hervorgerufene und von langer Hand vorbereitete Krieg geeignet sein könnte, dem Dreibundvertrage seinen Existenzgrund zu entziehen.

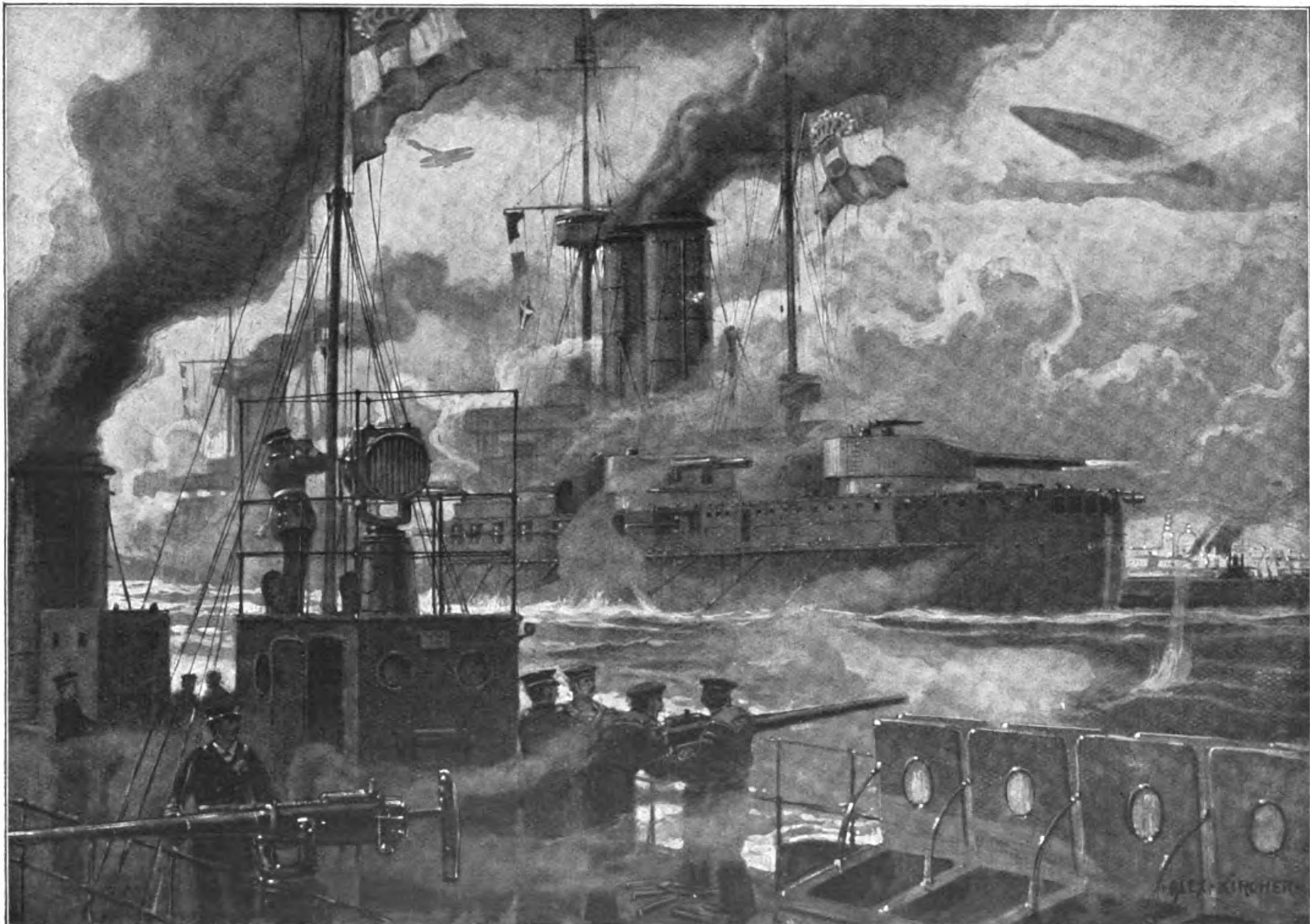
Es genügt, an die Erklärungen, die in jenem Zeitpunkte weiland Marchese di San Giuliano abgab, und an das Telegramm, das Seine Majestät der König von Italien am 2. August 1914 an Seine Majestät den Kaiser und König richtete, zu erinnern, um festzustellen, daß die königliche Regierung damals in dem Vorgehen Österreich-Ungarns nichts sah, was den Bestimmungen unseres Bundesvertrages entgegen gewesen wäre.

Von den Mächten des Dreiverbandes angegriffen, mußten Österreich-Ungarn und Deutschland ihre Gebiete verteidigen, aber dieser Verteidigungskrieg hatte keineswegs ‚die Verwirklichung eines den Lebensinteressen Italiens entgegengesetzten Programms' zum Ziele. Diese Lebensinteressen oder das, was uns von ihnen bekannt sein konnte, waren in keiner Weise bedroht. Wenn übrigens die italienische Regierung in dieser Hinsicht Bedenken gehabt hätte, so hätte sie sie geltend machen können, und sicherlich hätte sie sowohl in Wien als auch in Berlin den besten Willen zum Schutze dieser Interessen gefunden.

Die königliche Regierung war damals der Ansicht, daß sich ihre beiden Verbündeten nach Lage der Dinge Italien gegenüber nicht auf den Bündnisfall berufen konnten, aber sie machte keine Mitteilung, die zu dem Glauben berechtigt hätte, daß sie das Vorgehen Österreich-Ungarns als eine ‚flagrante Verletzung des Wortes und des Geistes des Bündnisvertrages' ansehe.

Die Kabinette von Wien und Berlin ließen, wenn sie auch Italiens Entschluß, neutral zu bleiben — einen Entschluß, der nach unserer Ansicht mit dem Geiste des Vertrages kaum vereinbar war — bedauerten, die Ansicht der italienischen Regierung dennoch in loyaler Weise gelten, und der Meinungsaustausch, der in jenem Zeitpunkte stattfand, stellte die unveränderte Aufrechterhaltung des Dreibundes fest.

Gerade mit Berufung auf diesen Vertrag, insbesondere auf dessen Artikel 7, legte uns die königliche Regierung ihre Ansprüche vor, die dahin gingen, gewisse Entschädigungen für den Fall zu erhalten, daß Österreich-Ungarn seinerseits aus dem Kriege Vorteile territorialer oder anderer Natur auf der Balkanhalbinsel zöge.



Die Beschießung Anconas durch die österreichisch-ungarische Flotte am Morgen des 24. Mai 1915.
Nach authentischen Quellen gezeichnet von Alex. Kircher.

Die k. u. k. Regierung nahm diesen Standpunkt an und erklärte sich bereit, die Frage einer Prüfung zu unterziehen, indem sie gleichzeitig darauf hinwies, daß es, solange man nicht in Kenntnis der Österreich-Ungarn etwa zufallenden Vorteile sei, schwer wäre, hierfür Entschädigungen festzusetzen.

Die königliche Regierung teilte diese Auffassung, wie sowohl aus der Erklärung des seither verstorbenen Marchese di San Giuliano vom 25. August 1914 hervorgeht, in der es heißt: ‚Es wäre verfrüht, jetzt von Entschädigungen zu sprechen,' wie aus den Bemerkungen des Herzogs von Avarna nach unserem Rückzuge aus Serbien: ‚Gegenwärtig gibt es kein Entschädigungsobjekt.'

Nichtsdestoweniger ist die k. u. k. Regierung immer bereit gewesen, über diesen Gegenstand Unterhandlungen zu beginnen.

Als die königlich italienische Regierung, indem sie auch jetzt noch ihren Wunsch nach Aufrechterhaltung und Befestigung unseres Bündnisses wiederholte, gewisse Forderungen vorbrachte, welche unter dem Titel einer Entschädigung die Abtretung unveräußerlicher Bestandteile der Monarchie an Italien betrafen ... hat denn auch die k. u. k. Regierung, die auf die Erhaltung bester Beziehungen zu Italien den größten Wert legte, selbst diese Verhandlungsgrundlage angenommen, obwohl nach ihrer Meinung der in Rede stehende Artikel 7 niemals auf die Gebiete der zwei vertragschließenden Teile, sondern einzig und allein auf die Balkanhalbinsel Bezug hatte.

In den Verhandlungen, die über diesen Gegenstand gepflogen wurden, zeigte sich die k. u. k. Regierung stets von dem aufrichtigen Wunsche geleitet, zu einer Verständigung mit Italien zu gelangen; und wenn es ihr aus ethnischen, politischen und militärischen Gründen, die in Rom ausführlich auseinandergesetzt worden sind, unmöglich war, allen Forderungen der königlichen Regierung nachzugeben, so sind doch die Opfer, die die k. u. k. Regierung zu bringen bereit war, so bedeutend, daß sie nur der Wunsch, ein seit vielen Jahren zum gemeinsamen Vorteil unserer beiden Länder bestehendes Bündnis aufrechtzuerhalten, zu rechtfertigen vermag.

Die königliche Regierung bemängelt es, daß die von Österreich-Ungarn angebotenen Zugeständnisse erst in einem unbestimmten Zeitpunkte, das heißt erst am Ende des Krieges, verwirklicht werden sollten, und sie scheint daraus zu folgern, daß diese Zugeständnisse dadurch ihren ganzen Wert verlieren würden.

Indem die k. u. k. Regierung die materielle Unmöglichkeit einer sofortigen Übergabe der abgetretenen Gebiete hervorhob, zeigte sie sich dennoch bereit, alle nötigen Garantien zu bieten, um diese Übergabe vorzubereiten und sie schon jetzt für eine wenig entfernte Frist zu sichern.

Der offensichtliche gute Wille und der versöhnliche Sinn, den die k. u. k. Regierung im Laufe der Verhandlungen bewiesen hat, scheinen die Meinung der italienischen Regierung, man müsse auf jede Hoffnung verzichten, zu einem Einvernehmen zu gelangen, in keiner Weise zu rechtfertigen.

Ein solches Einvernehmen kann jedoch nur erreicht werden, wenn auf beiden Seiten derselbe aufrichtige Wunsch nach Verständigung herrscht.

Die k. u. k. Regierung vermag die Erklärung der italienischen Regierung, ihre volle Handlungsfreiheit wiedererlangen zu wollen und ihren Bündnisvertrag mit Österreich-Ungarn als nichtig und fortan wirkungslos zu betrachten, nicht zur Kenntnis zu nehmen, da eine solche Erklärung der königlichen Regierung in entschiedenem Widerspruch zu den feierlich eingegangenen Verpflichtungen steht, die Italien in dem Vertrage vom 5. Dezember 1912 auf sich genommen hat, der die Dauer unserer Allianz bis zum 8. Juli 1920 festsetzte, seine Kündigung nur ein Jahr vorher gestattete und keine Kündigung oder Nichtigkeitserklärung vor diesem Zeitpunkte vorsah.

Da sich die königlich italienische Regierung aller ihrer Verpflichtungen in willkürlicher Weise entledigt hat, lehnt die k. u. k. Regierung die Verantwortlichkeit für alle Folgen ab, die sich aus dieser Vorgangsweise ergeben könnten.

Wien, am 21. Mai 1915."

Diese Note konnte den Krieg ja nicht mehr verhindern, aber sie stellte die Vertragsbrüchigkeit Italiens schlagend und überzeugend vor aller Welt dar. Jedem unbefangenen Leser mußte sich die Frage aufdrängen, ob ein Staat, der sich über getroffene Verträge so leichtfertig hinwegsetzt, überhaupt noch bündnisfähig sei. Diese Erwägungen kamen wohl auch in den Kreisen des Dreiverbandes zum Durchbruch. In der französischen Presse äußerten sich verschiedene Stimmen, Italien kämpfe ja nicht für den Dreiverband, sondern nur für sein eigenes Interesse, und man könne ihm deshalb weder militärische noch finanzielle Unterstützung gewähren.

Serbien verwahrte sich gegen die Hilfe Italiens, weil es darauf ausgehe, slawische Gebiete am Balkan zu erobern.

Für Italien blieb jetzt nur noch ein letzter Schritt übrig: die Kriegserklärung, und diese ließ nicht lange auf sich warten. Es wurden zwar vorher verschiedene Versuche gemacht, Österreich-Ungarn oder Deutschland zu einer Kriegserklärung zu veranlassen, denn Italien wollte gar zu gern den angegriffenen Staat spielen. Aber diesen Gefallen taten ihm die Zentralmächte nicht.

Am 23. Mai überreichte schließlich der italienische Botschafter in Wien die Kriegserklärung, ein Machwerk, das sich quält, aus dem Nichts einen wichtigen Kriegsgrund herauszupressen. Kaiser Franz Joseph erließ darauf das folgende Manifest:

An meine Völker!

Der König von Italien hat mir den Krieg erklärt. Ein Treubruch, dessengleichen die Geschichte nicht kennt, ist vom Königreich Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden. Nach einem Bündnis von mehr als dreißigjähriger Dauer, währenddessen es seinen territorialen Besitz mehren und sich zu ungeahnter Blüte entfalten konnte, hat uns Italien in der Stunde der Gefahr verlassen und ist mit fliegenden Fahnen in das Lager unserer Feinde übergegangen. Wir haben Italien nicht bedroht und sein Ansehen nicht geschmälert, wir haben seine Ehre und seine Interessen nicht angetastet; wir haben unseren Bündnispflichten stets getreu entsprochen und ihm unseren Schirm gewährt, als es ins Feld zog. Wir haben mehr getan: Als Italien seine begehrlichen Blicke über unsere Grenzen sandte, waren wir, um das Bündnisverhältnis und den Frieden zu erhalten, zu großen und schmerzlichen Opfern entschlossen, zu Opfern, die unserem väterlichen Herzen besonders nahegingen. Aber Italiens Begehrlichkeit, das den Moment nützen zu sollen glaubte, war nicht zu stillen, und so muß sich das Schicksal vollziehen.

Dem mächtigen Feinde im Norden haben in zehnmonatigem gigantischen Ringen in treuester Waffenbrüderschaft mit dem Heere meines erlauchten Verbündeten meine Armeen siegreich standgehalten. Der neue heimtückische Feind im Süden ist ihnen kein neuer Gegner. Die großen Erinnerungen an Novara, Mortara, Custozza und Lissa, die den Stolz meiner Jugend bilden, der Geist Radetzkys, Erzherzog Albrechts und Tegetthoffs, der in meiner Land- und Seemacht fortlebt, bürgen mir dafür, daß wir auch gegen Süden hin die Grenzen der Monarchie erfolgreich verteidigen werden.

Ich grüße meine kampfbewährten, siegerprobten Truppen, vertraue auf sie und ihre Führer! Vertraue auf meine Völker, deren beispiellosem Opfermute mein innigster väterlicher Dank gebührt. Den Allmächtigen bitte ich, daß er unsere Fahnen segnen und unsere gerechte Sache in seine gnädige Obhut nehmen möge.

Franz Joseph. Stürgkh.

Wien, am 23. Mai 1915.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Italiens militärische und finanzielle Kriegsbereitschaft.

I.

(Hierzu die Bilder Seite 444, 445 und 449.)

Dem Vertragsbruch und der Kriegserklärung Italiens ist auf dem Fuß ein Angriff der österreichisch-ungarischen See- und Luftflotte gefolgt, der von Erfolgen begleitet war, die Italien nicht erwartet hatte und aus denen hervorgeht, daß es nicht in dem für sich selbst und seine Verbündeten wünschenswerten Maß vorbereitet war. Seit dem Beginn des großen Krieges war Italiens Stellung für die tiefer Blickenden zweifelhaft und schwankend. Österreich-Ungarn ließ sich jedoch durch freundschaftliche Versicherungen des



Meuternde farbige Truppen vom Stamme der Tarhuna greifen die italienischen Truppen (Bersaglieri) eines gegen Libyen vorgeschobenen Postens an (siehe auch Seite 426). Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

italienischen Königs und seiner Regierung nicht täuschen und konnte sich bald genug von der allmählichen Mobilmachung seines Nachbars überzeugen. Noch vor wenigen Monaten war Italien, wie aus vielerlei Anzeichen ersichtlich wurde, zum Angriff und zur Abwehr gleich schwach. Italien war genötigt, den Schwerpunkt seiner Maßnahmen in die Nordostecke des langgestreckten und durch die Natur in zwei Teile gespaltenen Landeskörpers zu verlegen, wobei deutlich alle Schwierigkeiten seiner Truppenzusammenziehung hervortraten, wie sie bestanden in unzulänglicher Arbeit des nicht fertigen Eisenbahnnetzes, in der Kohlennot, in dem Mangel an Pferdematerial, in der überhasteten Beschaffung der Feldausrüstung des auf rund eine Million bezifferten Kriegsheeres. Es ist bekannt, daß der Italiener nicht gern Soldat ist, er hat nicht den Sinn für unbedingte Disziplin, und es ist anzunehmen, daß die Mängel des italienischen Heeres im Verlauf des Krieges, der ja gewiß alles andere als ein für Italien ruhmreicher militärischer Spaziergang sein wird, immer deutlicher hervortreten werden: die Neigung zu Unbotmäßigkeit und Kritik, der Mangel an Ausdauer, der schwierige Ersatz an guter unterer Führung und an Pferdematerial, die geringe Güte eines Teils des Artilleriegeräts und besonders die mangelhafte Ausbildung der Mobilmiliz neben der durchschnittlich großen Unkenntnis der Territorialmiliz in Dienstsachen. Die Territorialmiliz muß, wenn sie in höherem Maß als jetzt zum Kriegsdienst herangezogen werden soll, in ihrer Masse zunächst längere Ausbildung erhalten, ein Versuch, der den älteren Italienern nicht so unbedenklich zuzumuten ist wie dem älteren ungedienten deutschen Landsturm. Der gegenwärtig wohl beseitigte Offiziermangel wird nach den ersten größeren Verlusten sich bald wieder geltend machen, und die obere Kommandogewalt wird nur schwer



Phot. A. Grohs, Berlin.

Artilleriestellung: Brigadekommandeur Oberst Gropp (X), Korps Zastrow, mit seinen Stabsoffizieren auf einem Hügel zwischen Mlawa und Sierpe.
Das Geschütz wurde den Russen von deutschen Soldaten entrissen.

eine gewisse kameradschaftliche Zerrissenheit des Offizierkorps für die Kriegsdauer verdecken können.

Die Wehrverfassung Italiens macht ziemlich bedeutende Zugeständnisse an die Finanzlage des Königreichs: mit Rücksicht auf sie wählte man die geringe gesetzlich festgestellte Friedenspräsenz von (1913/14) rund 14000 Offizieren, 250000 Mann und 56000 Dienstpferden. Weit unter der Leistungsfähigkeit des Staates steht auch der jährliche Rekrutenzuwachs von rund 130000 Mann. Deutlich tritt die Rücksichtnahme auf die Volkswirtschaft auch in der Umschreibung des Begriffs Dienstpflicht hervor: neben einer ersten Gruppe, die volle zwei Jahre dient, gibt es eine zweite, die in neunzehnjähriger Gesamtdienstzeit nicht länger als zusammen sechs Monate und noch dazu in mehreren Übungsabschnitten dienen muß, und eine dritte Gruppe, die grundsätzlich in neunzehn Gesamtdienstjahren nur alle vier Jahre höchstens einen Monat zu dienen braucht, in Wirklichkeit aber seit langer Zeit so gut wie gar nicht einberufen wurde. Der Prozentsatz der Wehrpflichtigen, die sich der Einstellung entzogen, überstieg zehn Prozent ihrer Gesamtzahl. Die geringe Friedenstärke und die Durchlöcherung der allgemeinen Dienstpflicht haben eine auffallend geringe Belastung der Bevölkerung durch Kriegsdienst zur Folge. Während zum Beispiel die Schweiz, die ihrer Wehrkraft ein viel weiter ausgedehntes Milizsystem zugrunde legt, ohne Hilfsdienste über sechs Prozent der Bevölkerung als Kriegsdesignierte aufstellt, findet man in Italien hierfür nur drei Prozent, denn Belzées Almanach für 1913/14 bezeichnet auf Grund amtlicher Quellen, daß an ausgebildeter Mannschaft verfügbar sind 515000 Mann, an Mobilmiliz 245000 Mann, an Territorialmiliz 340000 Mann. Der Erschöpfungszustand der italienischen Kampfkraft seit dem libyschen Krieg war in eingeweihten Kreisen bekannt genug, aber recht eigentlich ist er doch erst seit den Rüstungen Italiens zu diesem Kriege hervorgetreten. Zwei Kriegsminister warf der Kampf um die Aufbringung der nötigen Mittel zu Boden, und erst dem jetzigen ist es gelungen, mit vorläufig 1 Milliarde die erstrebte Heeresstärke zu erreichen und die verschleppten Neuerungen zum größten Teil durchzuführen. Umfangreiche Einberufungen zu den Friedenstämmen leiteten die Verstärkung der Friedenspräsenz zu Kriegszwecken ein. Nacheinander traten die Jahresklassen 1891—93, 1889—90 und die sonst befreite zweite Gruppe gewisser Jahrgänge an. Den Rekrutenjahrgang 1894 stellte man verfrüht am 7. September ein und den Rekrutenjahrgang 1895 schon am 1. Januar dieses Jahres. Wie in Kriegszeiten wurde mit ihm zugleich die zweite Gruppe des Jahrgangs 1895 einberufen, und zwar zum Höchstmaß der im Frieden gesetzlich möglichen Dienstzeit von sechs Monaten. Das Ziel dieser ständigen Bewegung der Kriegspflichtigen lag in einer schnellen Marschbereitschaft des ganzen mobilen Heeres, und zwar bei möglichster Schonung des Erwerbslebens, bevor die Kriegserklärung erlassen war. Italien hat jetzt den Höchststand seiner Kriegsbereitschaft erreicht, die Rekruten des Jahrgangs 1895 sind ausgebildet. Die Jahresklassen 1891—95 stehen, ebenso Jahrgang 1888, wieder unter den Waffen. Von der Infanterie sind alle Dienstpflichtigen der Jahresklassen 1876—80 beordert worden, also Männer bis einschließlich zum 39. Lebensjahr. Der Mangel an Kompanieführern bei den Kriegsneuformationen und bei den Subalternoffizieren in der Territorialmiliz ist ausgeglichen. Die artilleristische Verstärkung ist von wesentlicher Bedeutung: die Gebirgsartillerie wurde von 36 auf 46 Batterien, die Feldartillerie auf 36 Regimenter gebracht. Auch Kriegsmaterial ist wohl in genügender Menge vorhanden, und für Lieferung von Munitionsvorräten wird auf England gerechnet.

Die Kriegstärke Italiens ist in der dem Krieg voraufgegangenen Friedenszeit auf 1100000 Mann geschätzt worden, aber es ist klar, daß Italien mit äußerster Anstrengung auch ein größeres Heer aufstellen kann. Die Mobilmachung ergibt das folgende zusammenfassende Bild nach Waffen und Jahresklassen geordnet. Es stehen unter den Fahnen: Karabinieri die Jahrgänge 1876—95; Infanterie 1876—80 und 1888—95; Bersaglieri 1877—81 und 1886—95; Alpini 1878—83 und 1888—95; Kavallerie 1876—88 (zum Train versetzt) und 1892—94; Feldartillerie 1885—95; reitende Artillerie 1889—95; Gebirgsartillerie 1882—95; Küsten- und Festungsartillerie 1878—81 und 1887—95; Pioniere die einzelnen Spezialzweige in verschiedener Stärke; Luftschiffer 1892—95; Automobilisten 1876—95; Train 1876 bis 95; Sanitäter und Zollwächter: 1876—95. Verfügbar für künftige Einberufungen sind noch sieben Jahrgänge Infanterie, acht Grenadiere, fünf Bersaglieri, vier Kavallerie,

neun Feldartillerie, dreizehn reitende Artillerie, sieben Küsten- und Festungsartillerie, sechs Gebirgsartillerie, vier Pioniere, sieben Telegraphisten, vierzehn Spezialgeniekorps und außerdem vierzehn Jahrgänge des ungedienten Landsturms. An der Vollendung der italienischen Heeresrüstung hat nicht geringen Anteil der Generalstabschef, Graf Luigi Cadorna (Bild Seite 444), ein echter Lombarde mit energisch geschnittenen Zügen, scharfen Augen und blondem Haar. Er stammt aus einer historischen Familie. Schon sein Großvater hatte eine gegen Österreich gerichtete Aufgabe zu erfüllen, indem er 1849 als Vertrauensmann des Königs Karl Albert von Sardinien dem Feldmarschall Radetzky die Kündigung des Waffenstillstands überbrachte. Ein anderer Verwandter, General Raffaele Cadorna, sollte 1866 gegen Triest marschieren, als Custozza das Schicksal wandte; dagegen konnte er 1870 an der Spitze des italienischen Heeres in Rom einziehen. Der junge Luigi wurde bereits mit 25 Jahren zum Hauptmann im Großen Generalstab befördert, 1910 hatte er die höchste Stufe erreicht, er war zu einem der vier Generale ernannt, die für den Kriegsfall als Armeeführer bestimmt waren. Als am 1. Juli 1914 plötzlich der bisherige Generalstabschef Pollio starb, galt allgemein Cadorna als der geeignetste Nachfolger, und er hatte kaum die Leitung des Generalstabs übernommen, als der Weltkrieg ausbrach. Er hat den Ruf eines ausgezeichneten Führers, der sich schon in früheren Jahren bei den großen Manövern durch überraschende strategische und taktische Maßnahmen vortrefflich bewährt hat.

Wer sich nun in der neueren Geschichte etwas umgetan hat, weiß, daß Italien weder 1859 noch 1866 seine Siege nur eigener Kraft verdankte, daß der allein unternommene Feldzug am Roten Meer mit der schweren Niederlage bei Adua endete, daß der Feldzug in Libyen sich auf die Ohnmacht der Türken zur See gründete und mit einem Verlust von mehr als 100000 Mann den schwachen und mangelhaft gerüsteten türkischen Truppen und Araberhaufen gegenüber nur langsam Boden gewonnen werden konnte. Auch in Tripolis ist es den Italienern, wie die auf Seite 426 bereits geschilderten Vorgänge beweisen (siehe auch unser Bild Seite 449), nicht gelungen, ihren Besitz endgültig zu festigen. Heute nun handelt es sich für Italien gar darum, mit Taktik und Strategie gegen eine starke Grenzsperre im Gebirge und gegen die kampfgewohnten Heere zweier Großmächte anzugehen.

„Väterchen Winter" und die Masurischen Seen.

(Hierzu das Bild Seite 452/453.)

Den Russen hat ihr großer Verbündeter von 1812, der russische Winter, einen kräftigen Streich gespielt. Als Grund für diese Untreue ist anzusehen, daß man ihm anscheinend zu viel zumutete, ihn alles allein machen lassen wollte.

Für uns Deutsche lohnt es sich nach diesem Ereignis, dessen strategische und taktische Bedeutung schon Seite 189 gewürdigt wurde, einen Rückblick auf die Zeit der Vorbereitungen zu unserem Winterfeldzug zu werfen. In Wohnstuben, Schulen und Gasthäusern war damals eine starke Spannung zu bemerken, die in dem altklugen Wunsch gipfelte: unser Hindenburg wird doch hoffentlich nicht im Winter nach Rußland wollen! Ein Stellungskampf ohne größere militärische Unternehmungen war nach der Meinung gewisser Leute über den Winter die empfehlenswerteste Kampfart für die Ostfront, wegen der Witterung und ihres Einflusses auf die fechtenden Truppen, Munitionsnachschub, Lebensmittelnachbeförderung und dergleichen. Auch in russischen Zeitungen konnte man die Ansicht vertreten finden, daß ein deutscher Angriff im Winter sicherlich ein zweites 1812 gäbe.

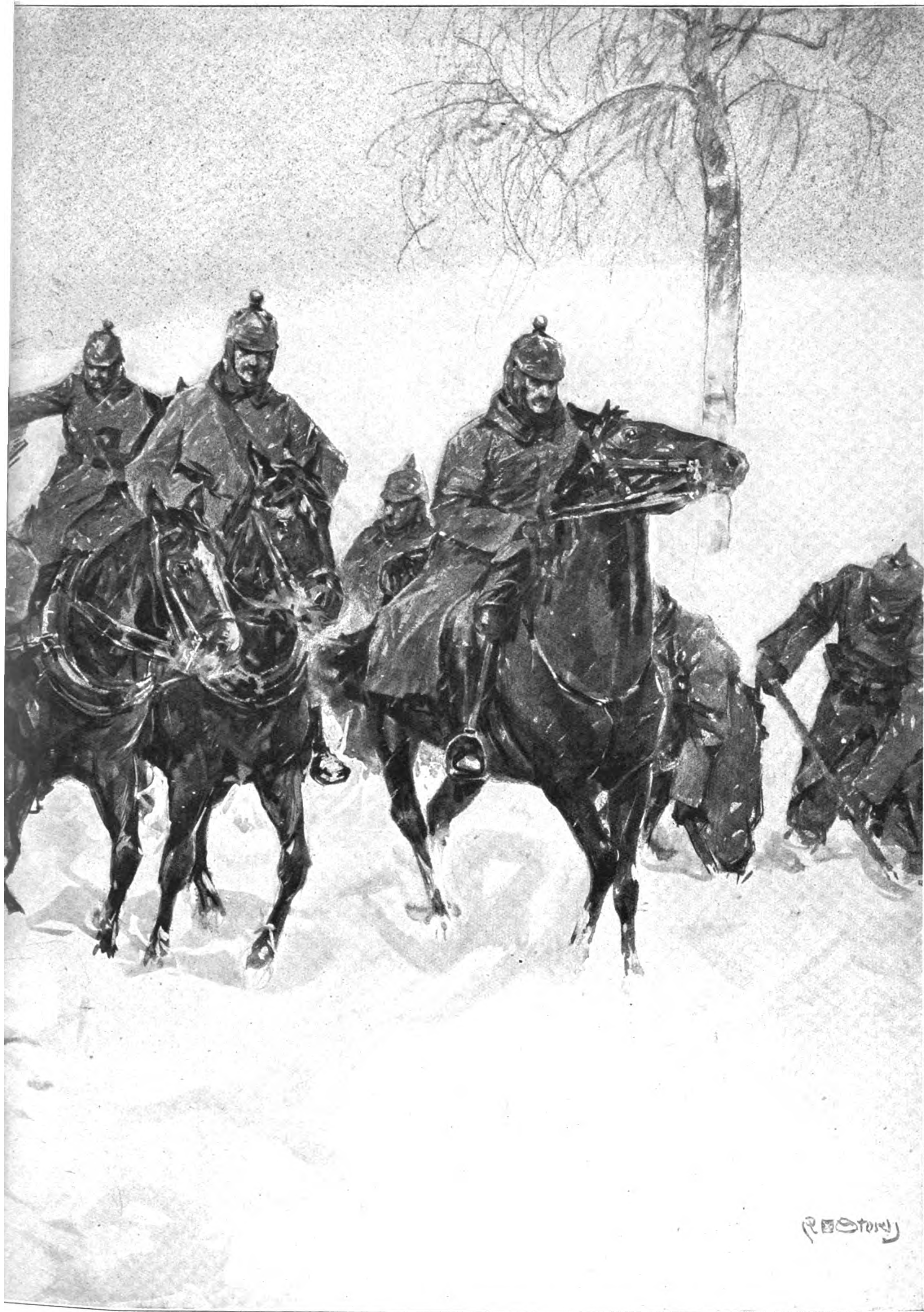
Nur aus dieser Überzeugung kann man es sich einigermaßen erklären, daß der Sicherungsdienst der Russen derart versagte, daß sie es nicht einmal für der Mühe wert gehalten hatten, ihre Unteroffizierposten, Feldwachen, Vorpostenkompanien und ihre Vorpostenreserve, wie es ihre Dienstvorschriften bestimmen, zum Schutz der lagernden und schlummernden Truppen auszustellen. Für die Aufklärung und Verbindung war dementsprechend auch nicht viel angeordnet worden. Wozu auch? Der dreitägige russische Schneesturm schien ihnen ein genügender Schutz gegen Angriffe zu sein. In dieses undurchsichtige Schneegestöber, in dieses Heulen des eisigen Sturmes und über diese tiefverschneiten Straßen und Felder wagte sich kein Hund, geschweige denn ein „German"!



Der Markt in Ortelsburg in Ostpreußen. Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

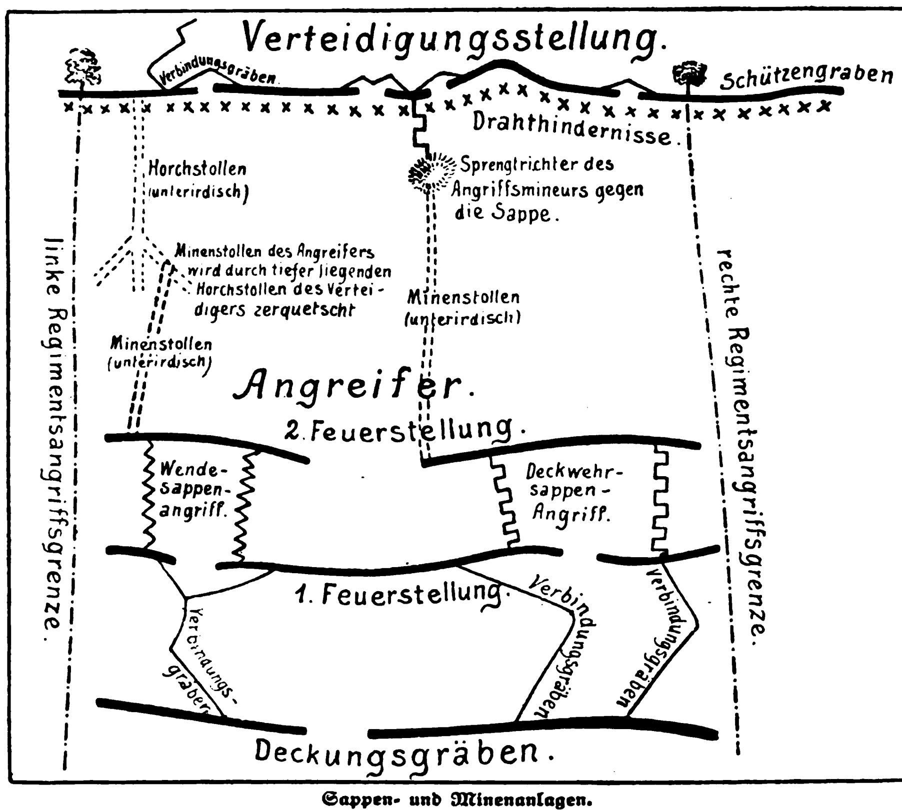


Aus der Winterschlacht in Masuren: Deutsche Infa
Nach einer Originalze



e bahnt der Artillerie Wege durch den tiefen Schnee.

von Professor K. Storch.



Sappen- und Minenanlagen.

Und dennoch waren am 10. Februar starke deutsche Truppen in ihre nächste Nähe gekommen und hatten sie völlig überrumpelt. Am 11. Februar, zehn Uhr abends, gab der Stab des russischen Generalissimus eine Bekanntmachung heraus, die mit den Worten beginnt: „In Ostpreußen ist eine sehr große deutsche Zusammenziehung von Streitkräften endgültig festgestellt." Diese Tatsache, die vorsorglich die Leser beruhigen sollte: wir Russen sind genau über die deutschen Absichten und Neugruppierungen unterrichtet — wurde von der völlig überraschten gegnerischen Heeresleitung „nur" drei Tage zu spät gemerkt; am 9. Februar hatte unser Vorgehen bereits begonnen, und am Tage der Veröffentlichung hatten wir bereits 26000 Gefangene gemacht, ferner 20 Geschütze und 30 Maschinengewehre genommen.

Welche Mühsale und Entbehrungen die deutschen Truppen freudig auf sich zu nehmen imstande sind, hatten unsere Gegner weit unterschätzt. Anderseits ist das für uns in der Heimat ein Maßstab dafür, was von unseren wackeren Feldgrauen dort Außerordentliches geleistet wurde. Scheinbar unergründliche Schneemassen wurden allmählich für die nachfolgenden Regimenter gangbar, nachdem einige tausend sich als Vorhut mühsam bis an die Knie im weichen Schnee weitergearbeitet hatten. Vereisten diese Pfade dann mit der Zeit durch die langen Marschkolonnen, so mußten die rutschigen Flächen wieder durch Aufhacken etwas rauher gemacht werden. Bei Abhängen wurden Hemmklötze bereit gelegt oder Rasten angebracht, um hauptsächlich auch den Pferden vor den Geschützen und Munitionswagen zu helfen. Ganze Bataillone Infanterie wurden nicht nur als Artilleriedeckung, sondern auch zum Wegebahnen und Schneeschaufeln bestimmt (siehe Bild Seite 452 u. 453). Teilweise mußten sie auch mit Hand anlegen, um die Geschütze mit Hilfe langer Taue an steilen Böschungen hinaufzuziehen, um sie sodann hinter der höchsten Bergkuppe in beherrschender Stellung eingraben zu können. Was sonst noch für Hindernisse überwunden werden mußten, sei durch einige Begebenheiten nur kurz angedeutet: Zäune, die, vom Schnee zugedeckt, erst sichtbar wurden, nachdem ein Pferd darüber gestolpert war; tiefe Gräben, die sich dank einer glatten Schneeoberfläche nicht eher verraten hatten, als bis ein Geschütz darin lag; Sumpfboden, der an den seichteren Stellen zugefroren war und seine Tücke erst in der Mitte der Sumpflandschaft zeigte; Eisdecken, die zu dünn waren, um Infanteriekolonnen, Kavallerie oder Fuhrwerken ohne weiteres als Übergang zu dienen, deshalb äußerst mühsam mit Leitern und Laufbohlen belegt werden mußten; Seen und Flüsse, die nicht ganz zugefroren waren, sondern Hochwasser und Eisschollen führten. Derartige Beispiele ließen sich aus den neuntägigen Kämpfen noch viele anführen. Doch, wenn auch manche Kanone vorläufig nicht mitkommen konnte, manche Wagenkolonne sich festgefahren hatte, die Mannschaften unter der Kälte und dem Schneegestöber litten und an manchen Stellen sogar ihre eisernen Portionen bis auf das letzte Drittel angreifen mußten — sie haben trotzdem durchgehalten und Tagesmärsche von 40 Kilometern geleistet, bis sie den Gegner richtig packen konnten.

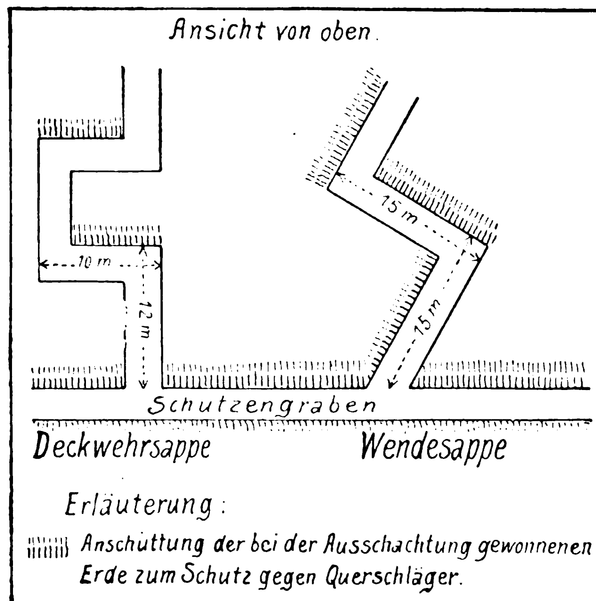
Damit begannen jedoch die Marschanstrengungen von neuem. Nun hieß es, den geschlagenen Gegner nicht zu Atem kommen lassen, ihm keinen Vorsprung geben und damit die Möglichkeit, sich vorläufig vom Verfolger zu lösen, um sich später wieder festzusetzen. Nachhutstellungen und Aufnahmestellungen wurden fast überall im Sturm überrannt, niedergemacht oder gefangen genommen. Man kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn der nächste russische Bericht angesichts obiger Tatsachen sich nicht scheute, folgende Zeilen zu veröffentlichen: „Indem unsere Truppen dem Feind erfolgreich Widerstand leisten, ziehen sie sich von der Linie bei den Masurischen Seen zurück." „Rückzug" und zugleich „erfolgreicher Widerstand" — echt russisch!

Bewegungs-, Sappen- und Minenkampf.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Abbildungen Seite 454 und 455.)

Der Bewegungskampf war im Frieden der verwöhnte Liebling der deutschen Kriegskunst. Die Mühe, die man fast ausschließlich auf seine Erlernung verwandte, hat auch ihre Früchte gezeitigt. Wie eine unwiderstehliche Sturmflut brandeten die deutschen Heere zu Beginn des jetzigen Krieges schon jenseits unserer Grenze mit den gegnerischen zusammen, zwangen sie zum Zurückfluten und blieben ihnen siegreich auf den Fersen. Was war der erste Angriff gegen den sich zaghaft in der Verteidigung haltenden Feind für eine wilde Lust! Man rannte dem Geschoßhagel mit Hurra entgegen, warf sich auf Kommando blitzschnell in Mulden und Bodenunebenheiten, um zu verschnaufen und gleichzeitig mit unserem guten Gewehr die Feuerüberlegenheit zu erringen. Doch nicht lange! Mit stetem „Sprung — auf, marsch-marsch!" ging es dem Feind entgegen, der jedoch meist nicht so lange standhielt, sondern in



Deckwehr- und Wendesappenanlagen.

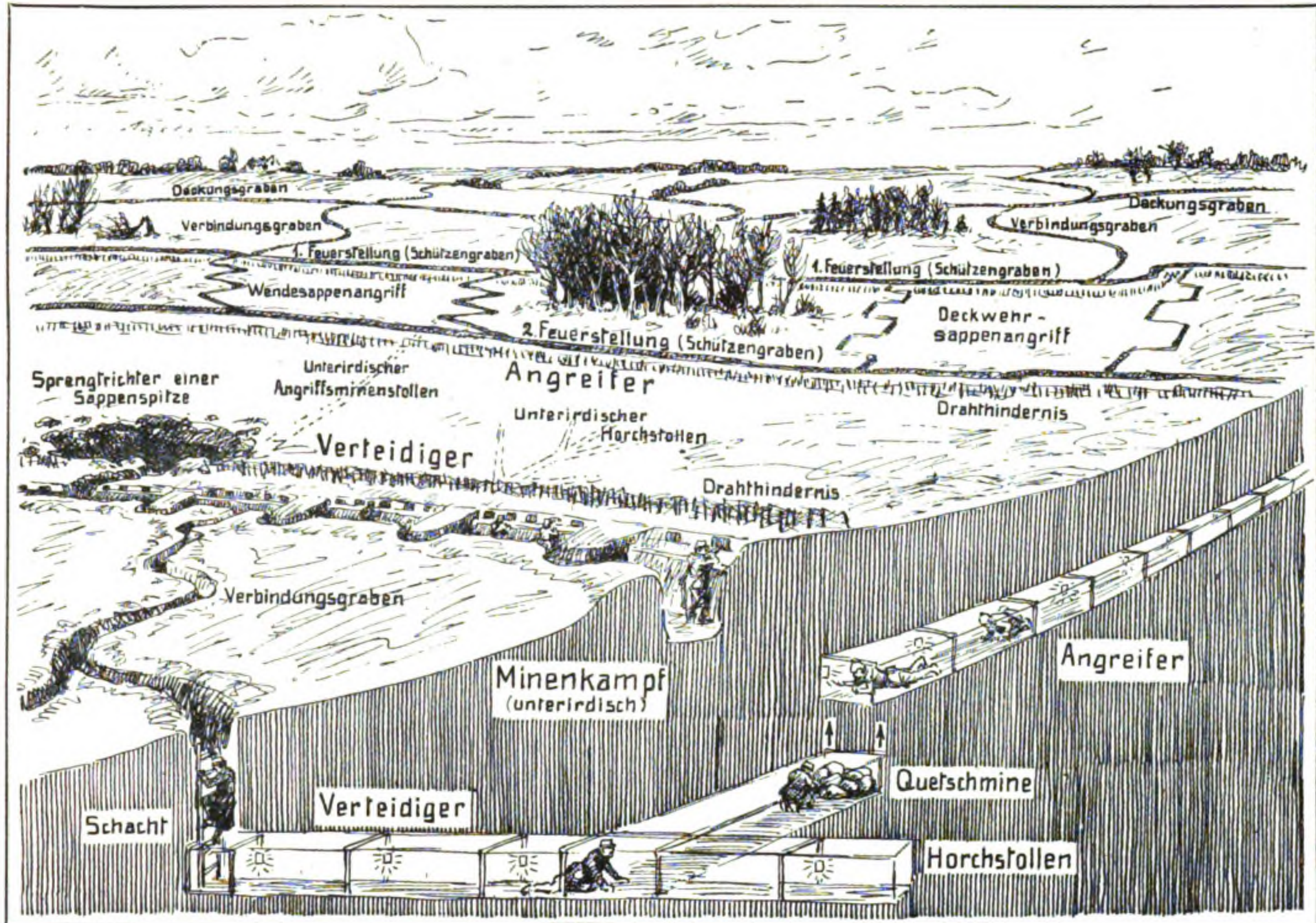
jähem Entsetzen kurz vor dem Zusammenprall flüchtete. So jagten wir die Feinde durch ganz Belgien und Ostfrankreich.

Doch hatten auch wir an den Ernst des Krieges glauben müssen. Gar mancher war gestürzt auf den Wiesen und Feldern, über die der Kampf sich hinzog, und ruhte für immer aus von der wilden, verwegenen Jagd. So haben wir Deutsche durch unsere militärische Friedenserziehung zum Drauflosstürmen es fertig gebracht, daß unsere Städte und Dörfer — mit verschwindenden Ausnahmen — den vernichtenden Odem des Krieges, der unsagbares Elend mit sich bringt, nicht in ihren Mauern unmittelbar zu spüren bekamen. Der Angriff war die beste Verteidigung unserer Grenze gewesen.

Darauf folgte eine Zeit, wo die beiden Gegner sich mit unseren Truppen verbissen hatten. Im hin und her wogenden Kampf auf nahe und nächste Entfernungen suchten beide Teile sich Geländepunkte durch Feldbefestigungsarbeiten zu sichern, was den Kampf zum Stehen und Argonnen vor, daß die Franzosen sich als Angreifer wähnten, indem sie unterirdische Minengänge schon ziemlich weit gegen die deutschen Schützengräben vorgetrieben hatten. Als aber ihre eigene Stellung plötzlich in die Luft flog — zum Unglück zwei Tage, bevor sie eigentlich die deutsche Stellung hatten sprengen wollen —, weil unsere Pioniere nämlich zwei Tage früher mit dem Minenangriff unter die französischen Gräben fertig geworden waren, merkten die überlegenden Rothosen, wer in Wirklichkeit und wer nur im Wahn Angreifer gewesen war.

Im Bewegungskampf stürmt der Angreifer oberirdisch gegen die feindlichen Stellungen vor. Dieses Verfahren bringt raschen Geländegewinn, aber durch das ungedeckte Vorstürmen auch große Verluste.

Der Sappenangriff geschieht in der Weise, daß vom vordersten Schützengraben gegen den Feind zu Deckwehr- oder Wendesappen (siehe die beiden Skizzen Seite 454) an der Erdoberfläche ausgehoben werden. Sie werden min-



Schematische Darstellung unterirdischer Sappen- und Minenanlagen. Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers.

keine großen Geländegewinne noch -verluste brachte. So stemmen sich zwei gleich starke Ringer fest in Bodenunebenheiten ein, bis einer den anderen aus seinem Stützpunkt hebt. Dann beginnt wieder der Bewegungskampf, bis der Fliehende einen tüchtigen Vorsprung vor dem Verfolger erlangt hat und diese Frist benutzt, sich wieder festzustemmen, um dem neuen Zusammenprall standzuhalten. Gelingt ihm das vorläufig, so wird es wieder einen zähen Stellungskampf geben; wird er niedergerannt, so wiederholt sich der Bewegungskampf. Ein Ende gibt es erst, wenn einer der Kämpfenden das Spiel als unwiederbringlich verloren von sich aus aufgibt oder derart zu Boden geschlagen wird, daß er dem Sieger auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist.

Bei allen drei Kampfarten muß man unterscheiden zwischen Angreifer und Verteidiger. Oft ist der Wille zum Angriff beiden Parteien gleichzeitig eigen, dann gilt es, dem anderen bewußt oder unbewußt zuvorzukommen. Nicht das Ansetzen eines Angriffes, sondern allein seine restlose Durchführung sichert dem Befehlshaber die begehrte und ehrenvolle Rolle des Angreifers. So kam es — um mit einem Beispiel erläuternd vorzugreifen — in den destens bis zu Mannstiefe in den Boden gegraben und sind oben meist offen. Die Zickzackführung ist nötig, um dem Gegner nicht eine Längsbestreichung des Grabens, ein „Ausspritzen" zu ermöglichen. Sind diese Angriffsgräben unter sehr schwierigen Umständen und mühevoller Arbeit ein gewisses Stück vorwärtsgekommen, so machen die Sappeure rechts und links um, verbinden die Sappenenden und schaffen somit einen neuen Schützengraben. Der Angriffsgraben wird zum Verbindungsgraben, der alte Schützengraben zum Deckungsgraben und der neue Schützengraben wird ausgebaut und erweitert. Ein derartiger Geländegewinn kostet natürlich sehr viel Zeit, schützt jedoch vor so großen Verlusten, wie sie ein Angriff des Bewegungskampfes an dieser Stelle zeitigen würde, und führt anderseits nur selten zu einer Entscheidung, es sei denn, daß eine Sappe mit einer gegnerischen zusammenstößt, was bei nächtlicher Arbeit schon vorgekommen ist.

Der Minenangriff spielt sich unter der Erde ab. Unsichtbar und unbemerkt treiben die Pioniere ihre Minenstollen 6 Meter tief unter der Erde dem Feinde entgegen. Ihr Ziel ist, unter die feindlichen Gräben, unter befestigte

Gehöfte, Maschinengewehrkasematten und dergleichen zu kommen, dort die Sprengladung anzubringen und diese aus weiter Entfernung mittels Zündschnur zu entzünden. Der Angriffsmineur macht die Sprengladung möglichst groß, da dadurch einerseits der Wirkungsbereich zunimmt und anderseits die emporfliegenden gewaltigen Erdmassen einen riesigen Trichter hinterlassen, der den Angriffstruppen einen guten Unterschlupf gegen feindliche Feuerwirkung bietet. Gegen diese unterirdischen, unheimlichen Angriffsversuche bauen die Verteidigungsmineure Horchstollen dem gegnerischen Angriffstollen entgegen. Doch werden sie möglichst noch tiefer gelegt als letztere und mit Nebenstollen versehen, die sich wie Fühlarme ausbreiten. Kommt diesen Horchposten nun tief im Schoß der Erde das leise Klingen und Hämmern des Angriffmineurs zu Ohren, so warten sie in qualvoller Spannung, bis aus der Schallrichtung ungefähr zu schließen ist, daß der Angriffstollen gegen. Der neue Erdtrichter wird besetzt. Wer sich zur Wehr setzt, wird niedergemacht oder gefangen genommen. Doch kommen im allgemeinen sehr wenig Mannschaften einer Grabenbesatzung, die unterminiert wurde, mit dem Leben davon.

Auch zwischen Bewegungs- und Sappenkampf gibt es ein Mittelding, das den Vorteil des Zeitgewinns mit sich bringt. Unter dem Schutz einer dunklen Nacht entsteigen Patrouillen dem vordersten Schützengraben, um für die nachfolgenden Truppen als Schleier zu dienen. Hat man sich durch diesen Patrouillenschleier gegen feindliche Aufklärer gesichert, so rücken die Mannschaften lautlos aus dem Graben, werfen sich an vorher genau durch Offizierspatrouillen festgelegten Punkten zu Boden und graben sich schleunigst ein. Der Gegner hört wohl das Geräusch, wenn die Schanzzeuge auf Stein stoßen. Er feuert blindlings in die Nacht hinein. Treffen wird er meist nicht viel.



In der Heimat. Nach dem Gemälde von Ferdinand Leeke.
(Original-Wandschmuck in kombiniertem Farbenlichtdruck. Großfolio-Format, Bildgröße 48:35½ cm auf extrafein Lichtdruckkarton, Format 70:57 cm. Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. Einzelpreis des Bildes 3 Mark.)

sich einige Meter über einem ihrer Horchstollen befindet. Dann wird eine Sprengladung aufgebaut, die gerade stark genug wirkt, um den feindlichen Angriffstollen mit Besatzung zu zerquetschen. Keine aufwirbelnde, riesige Erdfontäne zeigt den Platz an, wo einige der tapfersten und unerschrockensten Angreifer den Heldentod finden. Kein Erdtrichter vermindert die Feuerwirkung des Verteidigers. Ein schweres, dumpfes Rollen unter der unbeweglichen und unveränderten Erdoberfläche, ein verschütteter Stolleneingang läßt erraten, daß Mutter Erde die Helden zu sich nahm. — Es dürfte klar sein, daß diese Angriffsart die mühevollste und zeitraubendste von allen ist. Sie fordert verhältnismäßig die wenigsten eigenen Verluste, doch führt auch dieser Angriff zu keinem Erfolg, wird er nicht durch den Angriff des Bewegungskrieges unterstützt.

Im Augenblick der erfolgreichen Ausnutzung der Tätigkeit des Angriffmineurs durch Zünden der Sprengladung stürzen nämlich die bereitgehaltenen, gut vorbereiteten Besatzungen der vordersten Schützengräben dem Gegner ent-

Die Verbindungsgräben zwischen der alten und der neuen Feuerstellung werden dann erst allmählich ausgehoben. Je näher man an die feindliche Linie kommt, desto mehr kann die feindliche Feuerwirkung durch Gewehre, die auf einen bestimmten Geländepunkt bei Tage eingerichtet worden sind und bei Nacht nur abgezogen und geladen zu werden brauchen, durch Flankenfeuer, rasantere Flugbahn und dergleichen das Heranarbeiten in der Erde durch Sappen nötig machen.

Aus dieser Schilderung wird man ersehen, daß viel treue Arbeit und eiserne Nerven dazu gehören, um nur einen einzigen feindlichen Schützengraben zu nehmen oder zu sprengen.

Die österreichisch-ungarische Flotte vor Ancona.

(Hierzu die Bilder Seite 446 und 447.)

Es war am frühen Morgen des Pfingstmontags. Noch lag Ancona, die nach Venedig bedeutendste italienische Hafen-

stadt der Adria, im Schlaf, nur leise schaukelten die zahlreichen Dampfer und Handelsschiffe, die im Hafen vor Anker lagen, da tauchten kurz vor sechs Uhr plötzlich gleich unheilverkündenden Gespenstern, in nordwestlicher Richtung, in den grauen Mantel des Morgennebels gehüllt, mehrere Panzerschiffe auf, denen eine Anzahl Torpedoboote folgten und die sich in gerader Richtung auf den Hafen zu bewegten. Es war die österreichisch-ungarische Flotte, die im Morgengrauen aus den Kriegshäfen von Pola und Fiume ausgelaufen war und Venedig und der ganzen Ostküste der Adria den schauerlichen Gruß des Krieges entboten hatte, der erst seit zwölf Stunden zwischen der Donaumonarchie und ihrem verräterischen Bundesgenossen ausgebrochen war. Wohl vernahmen auch die Einwohner von Ancona den fernen Donner der Kanonen, allein niemand dachte an einen feindlichen Angriff; man glaubte eher, die eigene Marine manövriere in der Adria.

Aber bald wurden die Träumer an die nüchterne Wirklichkeit gemahnt. Ein ganzes feindliches Geschwader hatte sich vor dem Hafen in Schlachtlinie aufgestellt und richtete, immer näher kommend, seine Kanonen drohend auf die Stadt. Und schon schlugen die ersten Granaten im Hafenviertel ein, wo sich alsbald zwei Dampfer zur Seite neigten und plötzlich in den Fluten versanken. Wieder hüllte weißer Dampf die feindlichen Panzerschiffe ein, und gleich darauf ging ein dichter Hagel von Granaten und Bomben auf Ancona nieder, deren keine ihr Ziel verfehlte. Donnernd stürzten der Semaphor und die Radiostation zusammen; ein neuer Dampfer, der zum Stapellauf bereit in der Werft lag, wurde völlig vernichtet; auch der Bahnhof, das Artillerie- und Kavalleriedepot sowie die Petroleumtanke und Gasometer wurden erheblich beschädigt. Der jähe Schreck, der die so unsanft aus ihrem Schlafe geweckten Einwohner ergriff, wurde noch gesteigert, als mehrere k. u. k. Flieger über der Stadt erschienen und durch wohlgezielte Bombenwürfe das Werk der Zerstörung fortsetzten. Ein Geschoß fiel in die bereits von den Schiffsgeschützen beschädigten Gasbehälter, die nun in Flammen aufgingen. Von hier sprang das Feuer auf die Dächer der zunächst liegenden Häuser über, die bald lichterloh brannten. In der allgemeinen Verwirrung dachte niemand an Hilfe und Rettung. Krachend flogen die Granaten- und Pulvervorräte in den Artillerieniederlagen in die Luft, und dicke Rauchwolken, aus denen züngelnde Flammen hervorleuchteten, wälzten sich über die Stadt zu den Befestigungen des Monte Guasco. Allein diese alten, noch aus der Zeit des Kirchenstaats stammenden Forts wagten nicht, die verheerende Beschießung zu erwidern; nur eine leichte Strandbatterie, die mit modernen Geschützen und einigen Maschinengewehren ausgerüstet war, leistete Widerstand und beschoß, allerdings erfolglos, die Torpedoboote, die in den Hafen einzudringen suchten.



Heldengräber an der Bzurafront. Phot. Boedecker, Berlin.

Der Tod hat kühle Hände
Und einen leisen Schritt.
An harten Weges Ende
Nahm er Euch freundlich mit.

Der Leib ist nun genesen,
Die Glut ist ausgebrannt,
Und was Ihr tief gewesen,
Schwebt über Kreuz und Sand.

Fernferner Sehnsucht Flügel
Umkreist den grauen Stein;
Um jeden kahlen Hügel
Ist Glorienschein.

Max Geisenheyner.

Wirkungsvoller hätte allerdings das neue und gutarmierte Fort „Alfredo Savio", das, am Kap von Ancona gelegen, die See und den Hafen beherrscht, in den Kampf eingreifen können, wenn seine Besatzung mehr Mut bewiesen hätte. Wohl stand die Mannschaft bei Beginn der Beschießung mit brennenden Lunten vor den geladenen Geschützen, allein, bevor noch die Offiziere das Kommando zum Feuern gaben, erschienen zwei österreichisch-ungarische Militärflieger gerade über dem Fort und eröffneten aus ihren Maschinengewehren ein mörderisches Feuer auf den Feind, der in wilder Flucht die Geschütze im Stich ließ und Hals über Kopf in den bombensicheren Kasematten verschwand, aus denen er sich nicht mehr hervorwagte, solange die feindliche Flotte Ancona beschoß. Unterdessen vollendeten die kühnen Flieger ihr Zerstörungswerk. Ungehindert wandten sie sich landeinwärts und bewarfen die Ballonhalle bei Chiaravalla und mehrere militärische Gebäude mit dreißig Bomben, die großen Schaden verursachten. Endlich, als die k. u. k. Flotte ihre Arbeit schon vollendet hatte, suchte das italienische Luftschiff „Città di Ferrara" das abdampfende Geschwader anzugreifen, indem es das Panzerschiff „Zriny" bombardierte. Allein keines der Geschosse erreichte sein Ziel, die Bomben fielen alle in das zischende Wasser. Zum stahlblauen Himmel aber stiegen rings um Ancona mächtige Rauchwolken empor, und an verschiedenen Teilen der Stadt loderten Feuersbrünste auf. Die k. u. k. Flieger hatten alle ihre Bomben verworfen, trotzdem bewegten sie sich auf die „Città di Ferrara" zu, die noch immer den „Zriny" beschoß. Beim Erscheinen der von dessen Bemannung mit lautem Hurra und Tücherschwenken begrüßten Flieger gab das italienische Luftschiff schleunigst den Kampf auf und wandte sich in weitem Bogen zum Festland zurück.

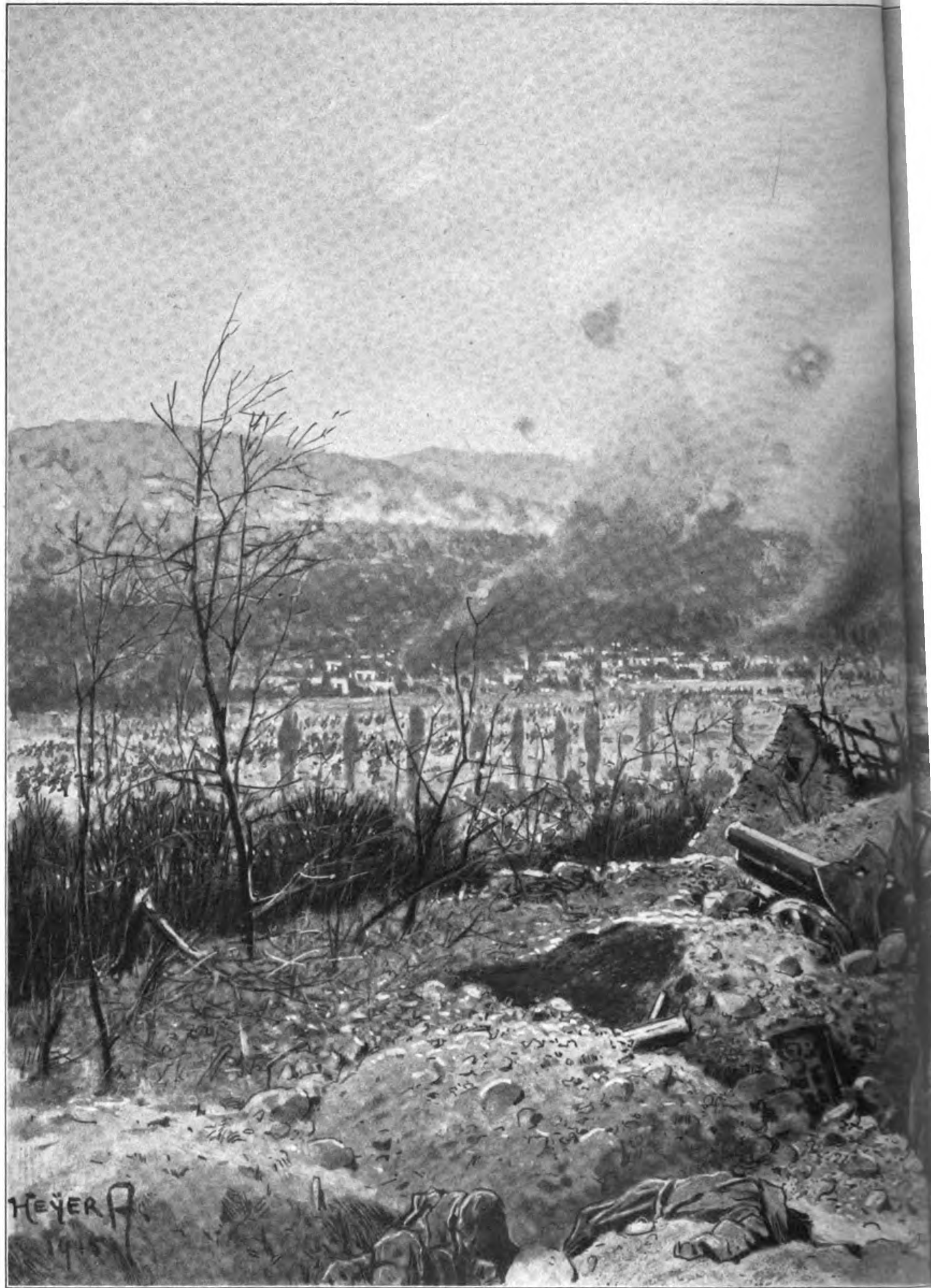
Der erste Angriff auf die italienische Küste, mit dem Österreich-Ungarn den ihm von seinem verräterischen Bundesgenossen aufgezwungenen Krieg eröffnete, endete mit einem vollständigen Erfolg und traf die vom Dreiverband bestochenen Kriegshetzer in Rom und Mailand an ihrer verwundbarsten Stelle.

Der Sturm auf die Sekowahöhe.

Von Dr. Colin Roß,
zurzeit Abteilungsadjutant eines Feldartillerieregiments bei der Armee des Generaloberſten v. Mackensen in Galizien.

(Hierzu das Bild Seite 458/459.)

Wie eine Festung droht der Berg herüber. Die Russen haben ihn mit aller Schlauheit ausgebaut. Er scheint wirk-



lich uneinnehmbar. Noch auf dem diesseitigen Hang liegen unsere von den Österreichern und Ungarn übernommenen Stellungen. Dann kommt der Bach, dann die Straße, dann steigt der Berg an, steil und kahl. Kein Busch, kein Baum, kein Stein, keine Erdwelle. Der steile, glatte Hang und oben die Gräben, Schießscharte neben Schießscharte. Laufgräben führen nach rückwärts zur zweiten Stellung, zur dritten. Und schlimmer ist, was man nicht sieht: die Stützpunkte oben im Wald, die Flankierungsanlagen in den Hecken und Mulden, die eingebauten Geschütze und die versteckten Maschinengewehre ...

Zehn Uhr, die Stunde, für die der Sturm angesetzt ist. Eine Sekunde stockt der Herzschlag. Da hebt sich bei uns eine dünne Linie über die Gräben und schiebt sich langsam gleichmäßig den Berg hinauf. Ununterbrochen rollt das Feuer unserer Geschütze. Nur weiter rückwärts ist es verlegt worden, um die eigene Infanterie nicht zu gefährden. Zehn Schritt, zwanzig Schritt ist diese vorangekommen, da setzt drüben das Gewehrfeuer ein, mit einem neuen, ins Herz schneidenden Ton. Aus dem Lärmen und Tosen schrillt das Rasseln und Prasseln, das den Unsrigen gilt. Wir müssen unserer Infanterie helfen. Wo die Vorwärtsbewegung stockt, wird das Feuer auf die Gräben zurückverlegt. Und sofort bekommen die Stürmenden Luft. Sowie wieder Granaten in den Gräben einschlagen, verstummt dort das Feuer. Aber größte Vorsicht muß angewandt werden, um die eigenen Leute nicht zu treffen.

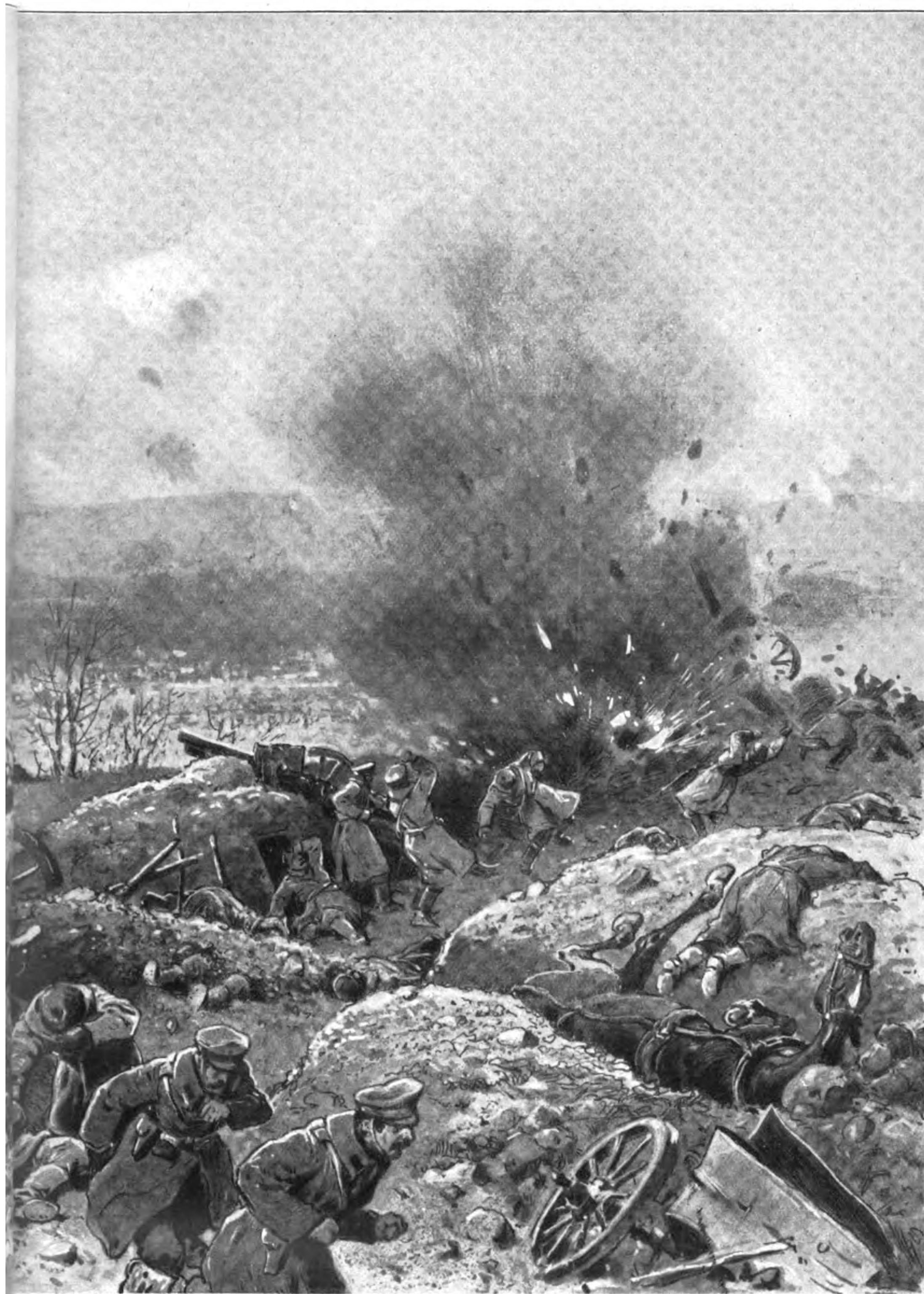
Den ganzen Berg hinauf wimmelt es jetzt. Eine zweite Linie folgt der ersten, eine dritte. Prächtig kommen sie hier voran, aber dort drüben stockt's. Die Sturmlinie kann nicht weiter und wirft sich zu Boden. Fieberhaft wird nun in den Batterien gearbeitet, fieberhaft auf den Befehlstellen beobachtet. In der Ferne, in der Nähe können tausend Gefahren lauern, bereit, unsere Infanterie in der Flanke zu gefährden und den bisher errungenen Erfolg zu vernichten!

Die russischen Batterien feuern wieder. Unter unseren Sturmtruppen schlägt es ein. Aber die feindlichen Stellungen sind bekannt. Eine Reihe von Batterien wirft sich auf sie, und ihr Feuer verstummt.

Wahnsinn scheint es, am hellen Tage diesen steilen, feuerspeienden Berg zu nehmen; allein unsere Tapferen kommen schließlich doch voran: langsam freilich, langsam ... Hundert Meter trennen die vorderste Linie noch von den Drahtverhauen, noch achtzig, noch fünfzig. Bis zur letzten Minute feuern unsere Batterien auf die Stellung, dann sperren sie Laufgräben und Verbindungsgräben, daß niemand hinein, niemand heraus kann. Im Rücken die tödliche Feuerzone, vor sich den blanken Stahl der Stürmenden, da versagen die Nerven des Restes der Besatzung; die vierstündige schwere Beschießung hat sie zermürbt. Sie laufen aus den Gräben den Stürmenden entgegen. Da und dort ein kurzes Handgemenge. Die Mehrzahl streckt die Gewehre und schwingt weiße Tücher ...

Freilich, eines steht noch bevor; vierzig bis fünfzig Schritt hinter den genommenen Gräben stehen Maschinengewehre versteckt. Niemand hat sie gesehen, nicht einmal das Auge der Flieger; aber wir wissen aus der russischen Taktik, daß sie da sind. In sicherem Versteck im Walde warteten sie die Beschießung ab, nun lauern sie am Waldrande. Jetzt setzen sie ein. Unaufhörlich läutet der Fernsprecher. Hin und her wird das Feuer geworfen, wohin die Infanterie es haben will, wo Widerstand gemeldet, wo Maschinengewehre vermutet werden. „Feuergeschwindigkeit verstärken!" — „Noch kürzere Feuerpausen!" — „Schnellfeuer!" Kein Ziel ist zu sehen, aber der Wald bricht unter dem Eisenhagel zusammen.

Die Russen weichen, ergeben sich. Über die Drahthindernisse geht es hinweg. Dort kommt noch Flankenfeuer aus einer Hecke, dort liegt noch eine Linie vor einem Graben. Aber es ist ein letzter, unnützer, verzweifelter Widerstand. In der Mitte sind sie schon am Wald, im Wald. Dichte Scharen drängen hinauf. Geschlossene Kolonnen werden nachgeführt. Jetzt geht es auch rechts von der Mulde über



:m
ʒahöhe
ce.
der verbün-
die russischen
1.
ichnung von
euer.

die Gräben; jetzt sind sie auch dort am Walde, im Walde, allüberall. Der schwächer werdende Kampflärm zieht sich den Zemeczisco hinauf ...

Artillerie geht vor, den Hang hinauf. Gleich Meilensteinen des blutigen Weges liegen hier die Todesopfer. Durch das Drahthindernis. Davor liegt einer, noch die Schere in den erstarrten Händen. Bei den Gräben gleicht der Wiesenboden einem Wespennest, Trichter an Trichter. Wie durchlöchert ist die Erde. In den russischen Stellungen ein wirres Durcheinander: Gewehre, Bajonette, krumme tscherkessische und turkmenische Messer, Patronen, Maschinengewehrgurten, Zeltbahnen, Feldflaschen, Kochgeschirre. Und, von den hochgeschleuderten Erdschollen teilweise verschüttet, tote und verwundete Feinde. In ihren erdbraunen Mänteln heben sie sich kaum vom Boden ab, aber zwischen dem stumpfen Braun leuchtet das Weiß der entblößten Haut und das Rot des Blutes. Einer pfeift mir, ein mattes, hohles Pfeifen. Keine Zeit, der Kampf gegen euch geht weiter ...

Die italienischen Festungen und Häfen im Kriegsgebiet.

Der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn sind sofort Feindseligkeiten auf beiden Seiten gefolgt, die Italiener rückten in der Richtung auf Trient und Görz vor, und die österreichisch-ungarische Flotte unternahm einen erfolgreichen Vorstoß gegen Italiens Ostküste. Damit ist das Kriegsgebiet gegeben. Der Grenze Italiens gegen Österreich ist namentlich in den letzten Jahrzehnten eine besonders große Aufmerksamkeit zugewendet worden, und ihre Sicherungen wurden nach Kräften verstärkt. Diese Grenze zerfällt durch die Etsch in zwei Teile. Im westlichen kommen vor allem die Straße über das Stilfser Joch, der Tonalepaß und die Straße aus Giudicaria in Betracht. Sie sperren Befestigungen bei Bormio, ein Werk bei Edolo und die Werke della Rocca d'Anfo am Südende des Idrosees. Eine starke Sperre schützt die Straße und Bahn im Etschtal. Auf dem linken Ufer liegt Fort Ceraino mit einer Batterie und Fort Monte, rechts Rivoli mit einem Fort und zwei Batterien, weiter zurück Fort della Chiusa. Der Stellung vorgeschoben liegen die Forts San Marco und Masua. Im östlichen Teil hat man eine Reihe von Talsperren, an der Straße Rovereto—Schio das Fort Monte Masso, auf den Höhen der Sette Communi, im Tal des Astico und der Posina Werke gegen die Zugänge aus dem Etschtal und von Levico, im Brentatal Primolano, im Asmonetal Fort Faller und die Sperre Covolo San Antonio, im Cordevoletal die Forts Sesto San Martino und Listolade, im Ampezzotal Venas, im Piavetal Pieve di Cadore und im Fellatal Chiusa Forte; kaum in Betracht kommen die alten Werke von Osoppo im Tal des Tagliamento und Palmanova. Die Etschlinie im Westen wird durch das Festungsviereck Verona, Peschiera, Mantua, Legnago gesichert. Mantua, an zwei wichtigen Eisenbahnlinien gelegen, ist schon durch seine Lage an dem hier mehrere Seen bildenden Mincio eine natürliche Festung. Die Stadt umgibt eine alte bastionierte Mauer; die Nordseite, zu der über den See der starke 436 Meter lange Damm Argine Mulino führt, wird durch die große Zitadelle di Porto, die Ostseite, wohin eine 853 Meter lange, durch sechs Bastionen und zwei Strandbatterien verteidigte Steinbrücke führt, durch das Fort San Giorgio und zwei Schanzen geschützt. Im Süden und Westen liegt vor der Umwallung ein befestigtes Lager für 30000 Mann, im Nordwesten gestützt auf das Hornwerk Pradella, Schanze Belfiore und Batterien, im Südosten auf das starke Fort Pietole, das das große Schleusenwerk zum Unterwassersetzen des Südens deckt. Die Werke von Migliaretto und Tè decken die Linie dazwischen. Gleichfalls stark geschützt ist Verona, das als Hauptstützpunkt der Etschlinie eine große Bedeutung hat. Das alte Kastell San Felice überragt im Norden die bis ins 16. Jahrhundert zurückreichende bastionierte Umwallung. Auf dem rechten Etschufer liegt eine Reihe meist kleiner in den Jahren 1848

und 1849 erbauter Werke, davor auf 4 Kilometer von der Stadt eine Gürtellinie von sieben 1859 erbauten Forts; am linken Ufer liegt im Osten auf etwa 4 Kilometer eine Gruppe von 4 Forts, im Norden auf dem Monte Gaina befinden sich 3 Forts nebst kleineren Anlagen.

Als Stützpunkt an der Küste der Adria kommt vor allem Venedig in Frage. Stark befestigt, hat es einen Kriegs- und Handelshafen und das alte berühmte Arsenal, das in der Blüte der Republik 16 000 Arbeiter beschäftigte, heute noch deren 3000 hat, mit Mauern und Festungswerken umgeben ist und mit seinen großen Werften, Trockendocks, Magazinen, Werkstätten, Geschützgießereien das gegebene Ziel für die Angriffe der k. u. k. Flieger bildet. Die Befestigungen können sich gemäß den Eigentümlichkeiten der Lage Venedigs auf der Landseite auf eine starke Sperre vor dem einzigen Verkehrsweg, der 3,6 Kilometer langen Eisenbahnbrücke, beschränken; hier liegt das durch mehrere kleinere in den Lagunen angelegte Werke unterstützte Fort Malghera. Eine langgestreckte Reihe von Sandbänken schließt auf der Seeseite die Lagunen gegen das offene Meer ab, und hier müssen deren schmale Durchgänge durch eine große Zahl von Werken gesperrt werden. Die wichtigsten sind, Venedig gegenüber am Porto del Lido, die Forts Lido (San Nicolò) und San Andrea nebst mehreren Redouten, nördlich davon am Porto dei tre porti die gleichnamige Redoute und drei an der Durchfahrt gestaffelte weitere. Die Durchfahrt Malamocco, südlich von Venedig, wird durch die Forts Alberoni und San Pietro verteidigt, die darauf folgende Einfahrt von Chioggia durch Redoute Coroman und Kastell San Felice. Am Kanal von Brenta liegen Fort Brandolo, Redoute San Michele und eine Reihe kleinerer Werke und Batterien. Im Norden zieht sich eine Linie von Werken bis zur Piavemündung hin. Den Hafen bilden das bis 12 Meter tiefe Bacino oder der Canale di San Marco und das neue Bacino della Stazione Marittima am Westende des Giudeccakanals, das durch Geleise mit dem Bahnhof verbunden ist, so daß die Dampfer unmittelbar auf die Eisenbahn umladen können. Hafeneinfahrten für Venedig sind Malamocco und, für Schiffe geringeren Tiefgangs, Lido, daneben noch der bereits erwähnte Porto dei tre porti und Porto di Chioggia. In neuerer Zeit hat man auch Magazine und Freilager für den Durchgangshandel errichtet. Venedig ist eine der drei italienischen Marineniederlagen und neben Ancona Hauptausrüstungshafen der Flotte für das Adriatische Meer.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Deutsche Briefmarken für Russisch-Polen.

Ancona ist nächst Venedig die wichtigste Seestadt an der Westküste des Adriatischen Meeres; schlecht und eng gebaut, ist es erst in neuer Zeit durch Anlegung breiter Straßen vom Hafen aus verschönt worden. Der Hafen, einer der besten Italiens, ein ovales Becken von 800 und 900 Meter Durchmesser, bringt dem Staat jährlich über 18 Millionen Lire für Zölle und Abgaben ein. Seit 1860 hat die italienische Regierung den vorderen, versandeten Hafen wiederhergestellt, die Befestigungswerke verstärkt und Ancona zum Kriegshafen und zum Flottenpunkt für die adriatischen Küsten erhoben. Mehrere Forts verteidigen den Hafen. An der sogenannten Bianchina, einem stattlichen, 1880 vollendeten Kai, können jetzt kleinere Schiffe unmittelbar laden und löschen. Gemäß der Bedeutung Anconas hat auch die k. u. k. Flotte ihren Vorstoß mit ganz besonderer Wucht gegen diese wichtige Stadt gewendet (siehe auch Seite 456 u. folg.); bis zur Straße von Otranto kommt ihr keine andere an Bedeutung gleich. An der Italien gehörenden Küste der Adria kommt dann nur noch Brindisi in Betracht; es ist mit Wällen und Bastionen umgeben und durch ein Kastell auf der Insel San Andrea geschützt. Seine große, durch vorliegende Inselchen geschützte Reede gewährt den größten Schiffen guten Ankerplatz. Seit 1866 ließ die italienische Regierung einen Teil des Hafens auf 4—11 Meter Tiefe bringen, so daß nun die größten Dampfer bis an die gemauerten Kais herankommen können, faßte den Verbindungskanal mit Mauerwerk ein und legte Docks und Warenhäuser an. Außerdem gibt es zwei Patenthellings. Brindisi verdient als der drittgrößte Hafenplatz an der italienischen Adria durchaus die Aufmerksamkeit, die ihm die österreichisch-ungarische Flotte bereits hat zuteil werden lassen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Briefmarken unserer Kolonie Togo,
die jetzt von der französisch-englischen Verwaltung mit einem Überdruck versehen werden.

Ein Feldpostbrief.

Das war ein schöner Abend, liebe Mutter,
Der Deinen Brief und Dein Paket gebracht.
Die Zigaretten — Wurst — Kakao — Butter —
Welch eine Freude hast Du mir gemacht!
Doch was das Beste ist von den Geschenken:
All Deiner Liebe treuliches Gedenken.
Und Deinen Brief, der „von zu Haus" erzählte,
Den las ich oft beim matten Kerzenlicht.
Nur eines war, das mich ein wenig quälte:
Du machst Dir Sorgen. Und das sollst Du nicht!
Ich dachte voller Freude noch beim Lesen,
Wie tapfer doch zum Abschied Du gewesen.
Mit bangen Sorgen darfst Du Dich nicht plagen.
Das Beste, das wir haben, will der Krieg.
Wir geben unser Blut froh, ohne Klagen
Und hoffen, es zu tauschen für den Sieg.
Auch Du mußt freudig still Dein Liebstes geben! —
Wenn Gott es will, dann, Mutter, bleib' ich leben.
Wenn Gott es will ... Wir dürfen's nicht erflehen,
Wir beten nur für Sieg und Vaterland.
Wir wollen stolz und mutig untergehen,
Das Vaterland muß stehn in Sturm und Brand!
Laß uns nur fröhlich in die Zukunft schauen.
Gott ist gerecht! Wir dürfen ihm vertrauen.
Grüß mir die Schwester auch, die lieb und fleißig
So schön die warmen Socken mir gestrickt
Und sicherlich dabei gar oft, das weiß ich,
In ihrem Eckchen müde eingenickt.
Und wenn sie einmal wieder traurig meint,
Daß jetzt ihr Tun so überflüssig scheint,
Dann mußt Du ihr in stiller Stunde sagen,
Wie groß und heilig jene ernste Pflicht,
Die ihrer warten wird in Friedenstagen. —
Wir sehn der Wahrheit mutig ins Gesicht:
Es wird an Männern unserm Volke fehlen!
Und Mütter wird es brauchen, deren Seelen
Im wilden Brand des Krieges Feuer fingen,
Die unserm Volke neue Söhne schenken,
Stolz, hart und kühn im Wollen und Vollbringen.
An diese Pflicht soll meine Schwester denken.
Vielleicht, daß einst auch ihre Söhne rufen:
„Wir müssen schützen, was die Väter schufen!"
Nun gute Nacht! Ich schließe meinen Brief,
Und sage Dir noch einmal herzlich Dank.
Die Kameraden singen rauh und tief
Ein Heimatlied mit sehnsuchtschwerem Klang. —
Mutter, leb wohl! Der Herr wird mit uns gehn;
Hier — oder dort — ein glücklich Wiedersehn! —

Adolf Vorbusch.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Wie wir bei der Schilderung des **Krieges in den Kolonien** auf Seite 146 bereits mitgeteilt haben, wurde die Stadt Duala, der Hauptplatz von Kamerun, am 27. September von unseren Behörden und Truppen geräumt und den vereinigten Engländern und Franzosen überlassen. Die Feinde ließen sich der dortigen Bevölkerung gegenüber die demütigendste und rücksichtsloseste Behandlung zuschulden kommen trotz der Zusicherung, Leben und Eigentum zu schützen. So wird von verschiedenen Seiten berichtet, daß die Engländer in den deutschen Kaufhäusern plünderten, den Bewohnern alles Geld abnahmen und alle Europäer, Männer, Frauen und Kinder, sogar Neutrale, wie Schweizer und Holländer, gefangen erklärten und wegführten. Gegen dieses geradezu planmäßig rohe Auftreten der Feinde legte ein Oberbeamter des Bezirksamts Duala, als er wenige Tage nach Räumung der Stadt nach Lagos in die Gefangenschaft gekommen war, bei dem Generalgouverneur von Nigeria, Sir F. Lugard, zunächst mündlich Verwahrung ein, worauf er später noch einen schriftlichen Protest folgen ließ. Es hieß darin:

„Wie Euer Exzellenz bekannt ist; ist die gesamte deutsche Bevölkerung Dualas, männliche und weibliche, kriegsgefangen gemacht worden. Es ist kein Unterschied gemacht worden zwischen Mitgliedern der bewaffneten Macht (deren Zahl etwa siebzig war) und der Zivilbevölkerung. Der Bezirksamtmann von Duala, der höchste Regierungsbeamte, ist von den Verhandlungen, zu denen er sich freiwillig in loyalster Weise eingefunden hatte, um den Vertretern der verbündeten Mächte bei der Durchführung ihrer Maßnahmen behilflich zu sein, in den Hospitalgarten geführt und dort festgehalten worden. Er ist dann, von schwarzen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett geleitet, durch die hohnlachende und ihm Schimpfworte zurufende Menge der Dualabevölkerung auf das Schiff gebracht worden. Letzterer Umstand war um so demütigender für ihn, als, wie Euer Exzellenz bekannt ist, die deutsche Regierung gezwungen war, in letzter Zeit gegen die vollständig unzuverlässigen, des Verrats schuldigen Duala mit scharfen Maßnahmen vorzugehen. Auf dem Schiff mußte der Bezirksamtmann die Nacht an Deck zubringen; am nächsten Tage wurde er nach Duala zurückbefördert — immer von schwarzen Soldaten geleitet, während er selbst sein Gepäck tragen mußte. In Duala hat er im Freien unter ständigem Regen mehrere Stunden zubringen müssen und hat dann die Nacht auf Zementboden in einem Hause wiederum unter schwarzer Bewachung gelegen. Die hiermit verbundenen einzelnen Demütigungen für den obersten Beamten der eingeborenen Bevölkerung gegenüber sind Euer Exzellenz in der Lage sich selbst vorzustellen.

Der Unterzeichnete war in seiner Eigenschaft als Offizier der Reserve am 27. September an Bord der ‚Ivy‘ gefahren. Er glaubte als Parlamentäroffizier Anspruch auf freies Geleit zu haben. Er hat nicht die Möglichkeit gehabt, seine Sachen vor seiner Gefangennahme auch nur einigermaßen in Sicherheit zu bringen, noch auch seine krank zu Hause liegende Frau zu benachrichtigen, daß er weggeführt werde. Es ist ihm trotz Abgabe seines Offiziersehrenwortes nicht gestattet worden, sich auch nur wenige Minuten von dem Hospitalplatze zur Ordnung seiner Angelegenheiten zu entfernen. Der Degen, den ihm der englische General feierlich zurückgegeben hatte, wurde ihm von einem französischen Hauptmann abgenommen mit dem Bemerken, der englische General sei viel zu edelmütig gewesen. Dies geschah vor einer Menge hohnlachender Duala. Obgleich der Unterzeichnete in keiner Weise den ihm zugewiesenen Platz verlassen hat, mußte er es sich als Offizier gefallen lassen, von einem englischen Soldaten mit Kolbenstößen gestoßen zu werden, ohne daß die anwesenden Offiziere es verhinderten.“

Auch der Gouverneur von Kamerun beschwerte sich über das die Achtung vor allen Europäern bei den Schwarzen untergrabende Verfahren der Engländer und Franzosen in Duala bei dem Generalgouverneur von Nigerien in Lagos und richtete in seiner Eigenschaft als Generalkonsul für die spanischen Besitzungen im Golf von Guinea einen weiteren Protest gegen das Auftreten der Feinde bei der Besetzung Edeas an den Oberbefehlshaber der englisch-französischen Streitkräfte an der Kamerunküste, Brigadegeneral Dobell in Duala.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kolonialtruppen unserer Feinde: Berittener Askari.

Das wüste Auftreten gegen harmlose, ja schutzbedürftige Kolonisten mag nicht zum wenigsten aus dem Unmut über die unverwüstlich tapfere, entschlossene und oft erfolgreiche Haltung unserer Schutztruppe geflossen sein. An der Ostgrenze von Alt- und Neukamerun lieferten während der ersten Hälfte des Monats Oktober unsere Truppen, etwa 300 bis 400 Gewehre, am Ssanga zwischen Wesso und Nola den Feinden verschiedene siegreiche Gefechte, die uns in diesem Gebiet die Oberhand verschafften. Erst in der zweiten Hälfte des Oktober, auf die erhebliche Verstärkung von 500 Mann hin, gelang es den vereinigten Franzosen und Belgiern, nach erbitterten Kämpfen am Ssanga zwischen Nola und Wesso durch Artillerie ihre erdrückende Übermacht zur Geltung zu bringen und unsere Truppen zum Rückzug zu nötigen. Ein Teil der aus dem Ssangagebiet weichenden Kräfte ging gegen den Dscha zurück, ein anderer zog auf die Nachricht, daß sehr starke Kräfte von Carnot her gegen den Mambere und Kadei heranrückten, neue Truppen zu Hilfe.

Im Süden des Schutzgebietes sind nach amtlichen Nachrichten in der Zeit vom 11. Oktober bis Ende November 1914 Kampo zweimal, Kribi dreimal, Klein-Batanga, Longji und Plantation je einmal von französischen Kriegschiffen beschossen worden. In diesen Orten hatten wir Sicherheitsposten aufgestellt. Die gänzlich unbefestigten Plätze wurden natürlich mit leichter Mühe zusammengeschossen.

Im Südosten der Neukameruner Grenze hatte im Oktober 1914 die Abteilung Heigelin bedeutende Erfolge zu verzeichnen. Sie war durch 123 Gewehre verstärkt worden, mit denen Bezirksamtmann Eltester von Ukoko nach Ojem, wahrscheinlich durch das spanische Muni, gezogen ist.

v. Heigelin unternahm Ende Oktober mit etwa 500 Ge-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kolonialtruppen unserer Feinde: Askariartillerie.

wehren einen Vorstoß auf französisches Gebiet nach Ebom am Mkam und warf die französische Besatzung, die unter erheblichen Verlusten zu leiden hatte, nach Emsone zurück. Er erbeutete in Mekumekoge am Mgwe größere Mengen Lebensmittel und überschritt dann nördlich Abiame den Wolö.

Anfang Dezember 1914 wurde Neukamerun südlich der Altkameruner Grenze vom Feinde frei. An der Batangaküste kamen die Gegner nicht über den Kribi hinaus. Aus Groß-Batanga und Plantation, das sie vorübergehend besetzt hatten, wurden sie wieder hinausgetrieben. In ständigen nächtlichen Beunruhigungen erlitten sie erhebliche Verluste. Dehane wurde von den Engländern zwischen dem 20. und 30. Dezember sechsmal von See aus angegriffen, der Gegner aber stets zurückgeschlagen. Seine Verluste betrugen mehrere Europäer und etwa 30 farbige Soldaten. Unsere Verluste dagegen waren sehr gering.

Auch um Edea fanden für uns günstige Vorpostengefechte statt. Eine Aufklärung der Franzosen von dort aus gegen Babimbi endete nach einem Gefecht gegen unsere schwache Sicherung bei Lomki mit dem Rückzug der Franzosen nach Edea.

An der Nordbahn mußte eine Abteilung vor weit überlegenen Kräften, im besonderen einer von Johann-Albrechts-Höhe über Esosong und Manenguba angesetzten Umgehungsabteilung abschnittweise die Nordbahn räumen. Beim Nachstoß holten sich die Engländer aber starke Verluste; so verloren sie am 5. Dezember bei Nlohe 8 Europäer und etwa 60 Farbige. Am 10. Dezember wurden Nkongsamba und Bare unsererseits geräumt, nachdem alle Maschinen der Nordbahn unbrauchbar gemacht worden waren. Vom 22. bis 28. Dezember erkundeten die Engländer gewaltsam gegen die Aufstiege zum Dschanghochland von Mbo bis Bana; sie wurden dabei durchweg schon an unseren vordersten Stellungen zum Stehen gebracht und verloren 6 Europäer und 40 Farbige.

An der Grenze des Ossidingebezirks gegen Nigeria fanden Vorposten- und Erkundungsgefechte statt. Bei Karbabi griffen die Engländer Ende November und Anfang Dezember mehrmals vergeblich an. Von Garua wurde Mitte Dezember der Anmarsch der Engländer von Norden über Paka, Esorau, Demssa gemeldet. Mora wurde von etwa 800 Engländern und Franzosen förmlich belagert. Wir schlugen aber, nach einem Bericht vom 4. Januar aus Kamerun, sämtliche Angriffe ab. Nördlich und östlich Bertua wurden die Franzosen am 25., 27. und 28. Dezember, bei Ngilabo am 24. und 25. Dezember und die auf dem Mensimewege gegen Dume-Station oder Abong-Mbang vorrückenden am 27. und 30. Dezember zurückgeschlagen. In Kämpfen bei Molundu mußten sich die vereinigten Franzosen und Belgier vom 30. November bis 5. Dezember zurückziehen, wobei sie mindestens drei Europäer, viele Farbige und auch zwei Geschütze mit Munition verloren. Auf den am 20. Dezember mit verstärkten Kräften erneuten Angriff hin wurde Molundu in der Nacht vom 21. auf den 22. Dezember von unseren Kolonialtruppen geräumt. Am 27., 28. und 29. Dezember machten die Franzosen den vergeblichen Versuch, südlich Ojem den Wolö zu überschreiten.

Auf Seite 142 u. f. schilderten wir unseren großen Sieg bei Tanga in Deutsch-Ostafrika. Die Engländer versuchten ihre dortige große Niederlage dadurch zu bemänteln, daß sie von 2000 bis 3000 Mann europäischer Truppen, „darunter Reservisten aus anderen Teilen der Welt", neben einer 2000 Köpfe starken farbigen Schutztruppe auf unserer Seite sprachen. In Wahrheit haben ihrer Übermacht nur ganze 1000 Mann gegenübergestanden. Unsere Verluste wurden seitens des Gouverneurs als sehr gering bezeichnet. Als tot wurden 15 Deutsche gemeldet. Die Verluste an farbigen Mannschaften sind noch nicht bekannt geworden. Bei der Beschießung der Stadt Tanga durch die englischen Kriegschiffe wurden 13 Europäerhäuser schwer, 5 leicht beschädigt. Diesem billigen Waffenerfolge kommt höchstens wegen der moralischen Wirkung auf die eingeborenen Völker Ostafrikas und auch Britisch-Indiens einige politische Bedeutung zu.

Nach den Niederlagen bei Tanga und am Longidoberg unternahmen die Engländer bis Mitte Dezember nichts weiter gegen Deutsch-Ostafrika. Erst um diese Zeit begannen sie wieder mit Vorstößen, und zwar von Mombassa aus, in Richtung Tanga. Sie besetzten nach englischen Nachrichten Posten am Südufer des Umba und Jassini im deutschen Gebiet. Es fanden lediglich Patrouillengefechte statt. Über Jassini hinaus nach Süden zu versuchten die Engländer nicht vorzugehen. Am 18. Januar wurden sie aber dort von deutscher Seite angegriffen, vollkommen geschlagen und über die Grenze geworfen. Der amtliche Bericht des Gouverneurs sagte hierüber: „In zweitägigem Gefecht am 18. und 19. Januar wurde starker Gegner bei Jassini geschlagen. Verlor 200 Tote; 4 Kompanien gefangen genommen. Gesamtverlust wird etwa 700 Mann betragen. 350 Gewehre, 1 Maschinengewehr, 2 Reittiere, 60 000 Patronen erbeutet."

Die englischen Berichte haben diesen deutschen Sieg abzuschwächen versucht, aber doch die englische Niederlage zugegeben. Der Rückzug nach der Gegend von Mombassa wurde aus den klimatischen Verhältnissen erklärt.

Nachdem sich die Engländer zu Lande solch peinliche Niederlage geholt hatten, versuchten sie es nun wieder mit lebhafterer Tätigkeit zur See. Unter Aufbietung von 2 Kreuzern und 2 Hilfskreuzern sowie 350 Mann farbiger und indischer Truppen setzten sie sich in den Besitz der der Rufijimündung gegenüberliegenden Insel Mafia.

Es ist anzunehmen, daß sie beabsichtigten, die Insel als Stützpunkt für ihre Unternehmungen gegen den im Rufijifluß liegenden Kreuzer „Königsberg" zu benutzen. Doch auch hierin waren sie nicht glücklich. Alle ihre Versuche, an die „Königsberg" heranzukommen, scheiterten an der Wachsamkeit und der entschlossenen Haltung ihrer Verteidiger.

Über diese Versuche sowie die sonstigen Angriffe der Engländer auf offene, unverteidigte Küstenplätze Ostafrikas und deren völkerrechtswidrige Beschießung wurde gemeldet:

Am 10. Dezember vorigen Jahres unternahmen die Engländer mit einem Wasserflugzeug einen Angriff auf die im Rufijidelta liegende „Königsberg". Das Flugzeug war aus irgendeinem Grunde gezwungen niederzugehen und trieb nördlich des Deltas, in der Nähe des dort errichteten Offizierpostens, an Land, wo die beiden Fliegeroffiziere gefangen genommen wurden. Ein mit Unterstützung zweier Hilfskreuzer, die den Posten unter Feuer nahmen, herankommender Dampfer wurde von diesem vertrieben. Am 11. Dezember erschien vor Tanga der englische Kreuzer „Fox", der auch bei den Ereignissen vom 3. bis 6. November dort mitgewirkt hatte, mit drei Transportschiffen. Er beschoß die Gegend von Ras Kazone sowie den im Hafen auf Strand sitzenden Dampfer „Markgraf", ohne jedoch Schaden anzurichten, und fuhr am 12. früh wieder ab. „Fox" wandte sich dann nach Süden und erschien am 16. Dezember vor Kilwa-Kisiwani, auf das er 37 Schüsse abgab. Eine Dau wurde beschädigt, sonst aber kein Schaden an-

gerichtet. Nun wandten sich die Engländer wieder gegen die „Königsberg". Am 23. Dezember kamen sie mit „Fox", dem Hilfskreuzer „Kinfauns Castle" und den stark besetzten und bestückten Hilfsdampfern „Duplex" und „Adjutant" vor der Rufijimündung an. Die beiden letztgenannten Schiffe versuchten die Einfahrt in die Simba-Ulanga-Mündung zu erzwingen, gerieten in ein heftiges Gefecht mit der Landstellung und mußten sich zurückziehen. Später beschossen sie erfolglos die weiter südlich an der Kiombonimündung gelegene Stellung und kehrten dann zu den draußen liegenden Kreuzern zurück. Die Haltung unserer Truppe, die keine Verluste erlitt, war sehr gut.

Vielleicht aus Ärger über den am Morgen davongetragenen Mißerfolg wandte sich „Kinfauns Castle" am Nachmittage des gleichen Tages gegen Kilwa-Kiwindje und beschoß diese unverteidigte und offene Stadt ohne Veranlassung und ohne vorherige Anmeldung. Menschen sind nicht verletzt worden. Der englische Kreuzer „Astrea" beschoß am 22. Januar dieses Jahres das auf der kleinen Insel Kwale — nordwestlich der Insel Mafia — befindliche Zollhaus und am 1. Februar den Ort Kilwa-Kiwindje, der schon einmal am 23. Dezember beschossen worden war, mit 27 Schuß, ohne zu treffen. Der südlich davon liegende Ort Kilwa-Kisiwani wurde am 6. Februar beschossen.

Am gleichen Tage unternahmen die Engländer einen erneuten und wiederum erfolglosen Angriff auf die Rufijimündung, wobei sie den von ihnen gekaperten Dampfer „Adjutant" wieder an uns verloren. —

Soweit die Ereignisse an der Küste Deutsch-Ostafrikas.

Über die Gefechtstätigkeit im Inlande wurde bekannt: In der Landschaft Sonjo, westlich des Magadisees, wurde der dort befindliche kleine Posten von einer englischen Abteilung überfallen, wobei der Postenführer und fünf Askari fielen.

Am 8. Januar war es den Engländern gelungen, sich in den Besitz der am Ostufer des Viktoriasees, wenig südlich der deutsch-englischen Grenze, gelegenen kleinen Station Schirati zu setzen. Sie wurden aber am 17. Januar geschlagen und räumten die Station, die darauf wieder von unseren Truppen besetzt wurde. Eine englische Abteilung, die westlich von Bukoba bis nördlich Kifumbiro vorrückte, wurde überfallen und mit starken Verlusten in die Flucht geschlagen.

Aus verschiedenen englischen Maßnahmen ging hervor, daß die Engländer erneute Angriffspläne auf Deutsch-Ostafrika vorbereiteten. So haben sie aus Rhodesien vier Kompanien europäischer Truppen mit der Bahn durch portugiesisches Gebiet nach Beira gebracht und in diesem ebenfalls portugiesischen Hafen am 9. März nach Sansibar eingeschifft.

Aus Beira kam auch die Nachricht, daß die Engländer seit Anfang März große Mengen Lebensmittel und Munition nach dem südlichen Teil des Katangabezirks und Rhodesien schafften. Es verlautete, daß ein gemeinsamer Angriff englischer und belgischer Streitkräfte über Abercorn auf Deutsch-Ostafrika geplant sei.

Die letzten Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika stammten fast sämtlich aus englischer Quelle. Sie waren also nicht gerade günstig für uns gehalten. Nach allen bisherigen Ereignissen in Ostafrika können wir trotzdem die feste Zuversicht hegen, daß unsere Schutztruppe auch erneuten Angriffen nachdrücklich zu begegnen wissen wird.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Kolonie geben erfreulicherweise zu Besorgnissen keinen Anlaß. Wirkliche Schwierigkeiten, namentlich hinsichtlich der Ernährung der europäischen Bevölkerung, haben sich nirgends ergeben.

Die Meldungen aus **Südwestafrika** tragen alle den Stempel Reuters, das heißt ihre Zuverlässigkeit ist nicht etwa zweifelhaft, sondern sie sind unzweifelhaft unzuverlässig. Dies muß man sich bei der folgenden Darstellung stets vor Augen halten. Trotz allem steht fest, daß der Burenaufstand sehr ungenügend vorbereitet war und deshalb nur mit dem Aufflackern eines Strohfeuers verglichen werden kann. Unter dem 8. Januar wurde gemeldet, die Engländer hätten die Walfischstation, 20 Seemeilen nördlich von Walfischbai, gleichzeitig mit dieser besetzt, ebenso das Kabelhaus und den Brunnen von Sandfontein.

Am 14. Januar haben die Engländer Swakopmund eingenommen. Vor der Einnahme brachten, wie aus Kapstadt berichtet wurde, die Deutschen Landminen zur Explosion, um den Vormarsch der Engländer zu verhindern. Die Gebäude der Stadt blieben unbeschädigt. Die elektrischen Lichtanlagen des Landungsplatzes, das Telegraphenkabel und die zugehörigen Instrumente wurden zerstört.

Nach der Besetzung von Swakopmund durch die Engländer ruhten die Kämpfe auf diesem Schauplatz einige Tage. In der Nacht vom 22. Februar ging dann die nördliche englische Heeresabteilung unter dem Befehl Bothas von Swakopmund aus bis auf einige Meilen Abstand nach der Eisenbahnstation Rossing vor. Bei einer Umgehungsbewegung besetzte sie Goanikontes, einen wichtigen Wasserplatz ungefähr 23 Meilen von Swakopmund entfernt, und auch den Polizeiposten Nonidas, der etwa 6 Meilen von dem Swakopfluß abliegt. Dieser Posten wurde durch die Infanterie der Union besetzt gehalten. Unsere Schutztruppen waren genötigt, nachts das Lager unter Zurücklassung von militärischen Vorräten, Munition, Kleidern und einigen Wagen zu räumen. Neun Deutsche, unter denen sich ein Leichtverwundeter befand, sollen gefangen genommen



Ein Zug unserer südwestafrikanischen Reiter. Phot. G. Bruennlein, Berlin.



Siegreiche Abwehr eines Angriffs italienischer Alpi[...]

Nach einer Original[...]



die österreichisch-ungarischen Stellungen bei Lavarone.

ng von Fritz Neumann.

worden sein, die Engländer keine Verluste gehabt haben. Am 24. Februar überflog ein deutsches Flugzeug die englischen Stellungen und warf vier Bomben ab, die einen Offizier und vier Soldaten verwundet haben sollen.

Bis gegen Mitte März hörte man nichts weiter von Kämpfen aus Deutsch-Südwestafrika; erst am 14. wurde aus Garub gemeldet, daß englische Aufklärungstruppen vor Tagesanbruch mit verschiedenen deutschen Patrouillen an der östlichen Front in Berührung gekommen seien. Die Unsrigen feuerten eine Salve auf die Engländer ab. Diese führten gerade ihre Pferde am Zügel. Ein Unteroffizier wurde leicht verwundet. Die Patrouillen wechselten weitere Schüsse, ohne daß jemand verwundet wurde.

Am 22. März erfuhr man aus Kapstadt: General Botha entsandte in der Nacht zum 19. März den Kommandanten Collins mit dem linken Flügel der 2. berittenen Brigade von Husab nach einem Punkt nördlich von Pforteberg. Zugleich wurde Oberst Albert mit dem rechten Flügel derselben Brigade ausgesandt, um Pforteberg anzugreifen. Collins war nicht imstande, den Feind aus seinen starkverschanzten Stellungen zu werfen. Pforteberg wurde durch Oberst Albert bei Tagesanbruch angegriffen. Der Feind ergab sich um drei Uhr nachmittags, über 200 Mann stark. Am Abend des 19. März begab sich die 1. berittene Brigade unter Oberst Britz von Husab nach Riet, das am Morgen angegriffen wurde. Botha begleitete diese Brigade. Oberst Britz bekam bei Sonnenaufgang nach einem Marsch von 25 Meilen Fühlung mit dem Feinde. Er griff dessen sehr starke Stellung an; der rechte Flügel des Gegners stützte sich auf das Bett des Swakopflusses, der durch das feindliche Gewehr- und Maschinengewehrfeuer bestrichen werden konnte. Vor dieser Stellung befand sich offenes Gelände, das auf eine Entfernung von 700 Metern keine Deckung bot. Die 1. Brigade kämpfte den ganzen Tag. Erst spät abends begann der Feind zu weichen; er zog sich schließlich zurück, nachdem er die Pumpeneinrichtung in die Luft gesprengt hatte. Die Deutschen hatten acht Tote und acht Verwundete. Die Mannschaften hatten viel unter Hunger und Durst gelitten, einige hatten 30 Stunden kein Wasser und nichts zu essen gehabt.


Prinz Thomas, Herzog von Genua, Großadmiral der italienischen Flotte.


Ludwig, Herzog der Abruzzen. Der bekannte Polarforscher, Admiral in der italienischen Flotte.

Des weiteren erfuhr man über diese Vorgänge, daß sie am 5. März längs der beiden Ufer des Oranjeflusses gegen Schuitdrift begonnen hätten, wo ein deutsches Lager überrascht worden sei. Das Gelände um Schuitdrift sei sehr schwierig gewesen wegen der Berge und steilen Abhänge. Der Angriff auf die deutsche Stellung wurde zu Fuß gemacht. Am 7. März griff die Abteilung unter Oberst Deventer die deutsche Polizeistation Nabas an. Dabei wurde eine deutsche Patrouille nahe Ukamas getroffen, die sich auf Nabas zurückzog. Das Gefecht dauerte von halb acht Uhr früh bis zum Abend. Die Deutschen, die angeblich 200 Mann stark waren, hätten den Vorteil der verschanzten Stellung gehabt und Gräben und Krale besetzt gehalten, während die Engländer offenes Gelände hatten. Major Smit habe unter heftigem Mauserfeuer die deutsche Stellung erstürmt. Der Kampf habe noch eine kurze Weile angedauert, und die Deutschen hätten sich dann auf Kalkfontein zurückgezogen unter Zurücklassung eines Verwundeten, der am nächsten Tage starb. Bei Einnahme der Polizeistation Welloor seien drei Gefangene gemacht worden.

Nachdem es den nur schwachen deutschen Abteilungen also gelungen war, im Laufe des Februar und in der ersten Hälfte des März die aus der Richtung Lüderitzbucht, vom Oranje über Warmbad und ferner über die Südostgrenze von Deutsch-Südwestafrika vorrückenden feindlichen Streitkräfte aufzuhalten, mußten sie in der zweiten Märzhälfte beginnen, sich vor der andringenden gewaltigen Übermacht allmählich nach Norden zurückzuziehen.

So konnte die von Südosten vorgehende feindliche Kolonne in den Besitz der Gegend östlich der Karasberge gelangen, von wo aus sie dann den Vormarsch in Richtung Kabus, etwa 30 Kilometer nördlich Keetmanshoop, fortsetzte. Eine von Süden kommende Kolonne rückte über Warmbad nach Kalkfontein, dem Endpunkt der Südbahn, von wo sie weiter über Seeheim auf Keetmanshoop vorstieß, das sie am 20. April besetzte. Die dritte, von Lüderitzbucht seinerzeit bis Garub gekommene Kolonne hatte nach dem mißglückten Vorstoß am 22. Februar am 2. April Aus erreicht und war von dort, ohne auf Widerstand zu stoßen, über Schakalskuppe und Kuibis auf Brackwasser und Bethanien vorgerückt, um von da aus den Vormarsch über Berseba auf Gibeon fortzusetzen.

Gegen Ende April befand sich demnach der ganze Süden in den Händen des Feindes, vor dessen Vordringen sich die deutschen Streitkräfte nach Norden an die Bahnlinie Keetmanshoop—Gibeon zurückzogen.

Bei Kabus kam es anscheinend am 24. April zu einem Gefecht mit der von letzterem Ort vorgehenden Kolonne des Obersten Deventer. Das Eingreifen von 300 Berittenen der von Osten kommenden Kolonne des Obersten Berange zwang die deutsche Abteilung zum Rückzug nach Norden über Itsawisis bis Gibeon, wo sie in den ersten Tagen des Mai in einen Kampf mit den über Berseba vorgerückten Truppen des Generals Mackenzie geriet.

Die gesamte deutsche Streitmacht war nach englischen Berichten nur rund 800 Mann stark und verfügte nur über einige Geschütze und eine Anzahl Maschinengewehre. Demgegenüber zählte die Kolonne Mackenzie allein drei berittene Brigaden mit mindestens einer Batterie.

Alle Angaben der englischen Berichte zeigen, daß den ins Innere vorrückenden Streitkräften der südafrikanischen Union deutscherseits bis dahin nur schwächere Kräfte entgegengetreten waren. Mit den Hauptkräften unserer Schutztruppe waren sie noch gar nicht in Berührung gekommen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch für diesen Kriegschauplatz Nordamerika als Lieferant von Kriegsmaterial England hilfreiche Dienste leistete. So kam Anfang Mai der englische Dampfer „Mauretania“ mit Geschützen, auch solchen schweren Kalibers, Gewehr- und Geschützmunition, sowie einigen Flugzeugen von New York in Kapstadt an.

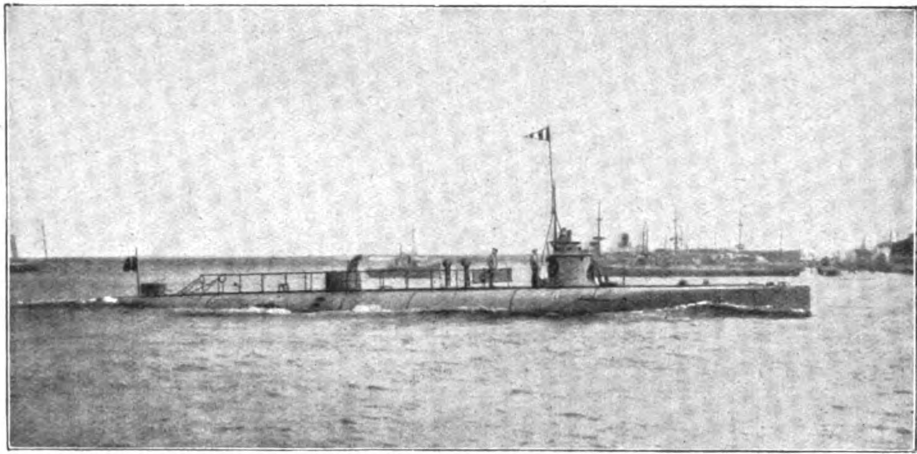
Einen weiteren Erfolg hatte Botha am 12. Mai zu verzeichnen. An diesem Tage wurde aus Kapstadt amtlich gemeldet, daß er, ohne Widerstand zu finden, in Windhuk, der Hauptstadt Deutsch-Südwestafrikas, eingerückt sei. Auf dem Gemeindehause wurde die britische Flagge gehißt. In der Stadt weilten noch ungefähr 3000 Europäer und 12000 Eingeborene. Eine andere Meldung besagte, daß in Windhuk eine bedeutende Menge Bahnmaterial erbeutet worden sei. Nachdem die Flagge gehißt worden war, wurde ein Aufruf verlesen, der das ganze besetzte Gebiet unter die Kriegsgesetze stellte. Darauf hielt Botha eine Ansprache an die Truppen, in der er ihnen für die Tapferkeit und Aufopferung dankte, die unter schweren Umständen die Besetzung der Hauptstadt ermöglichten. Er betonte die schwere, verantwortliche Aufgabe, die die Truppen als Besatzung von Windhuk gegenüber den deutschen Frauen und Kindern, die ihrem Schutze anvertraut seien, zu erfüllen haben würden. Er vertraue in dieser Hinsicht auf die Selbstachtung der Truppen.

Der planmäßige Angriff auf Deutsch-Südwest konnte mit Nachdruck erst nach der Erstickung des Burenaufstandes

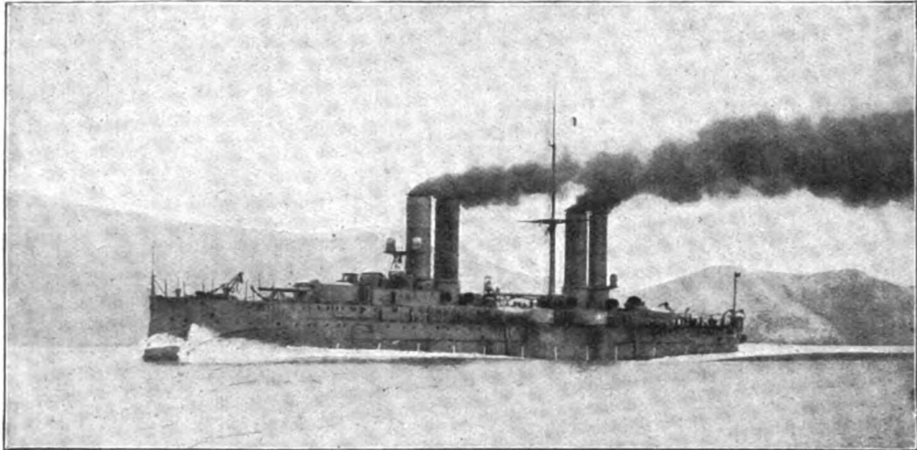
ausgeführt werden. Noch um die Mitte Januar hörte man, daß eine Abteilung von 1200 aufständischen Buren mit 4 Kanonen unter dem Befehl von Kemp und Maritz Upington angegriffen hätten. Der Angriff wurde von den Engländern abgeschlagen, wobei die Buren 13 Tote, 33 Verwundete und 96 Gefangene verloren haben sollen. Die Engländer wollen nur 3 Tote und 22 Verwundete eingebüßt haben. Am 3. Februar kam eine Patrouille der englischen Regierungstruppen an der Südgrenze des deutschen Gebietes in der Nähe von Sandfontein in Fühlung mit deutschen Vorposten.

Aus Pretoria, also gleichfalls aus englischer Quelle, erfuhr man unter dem 4. Februar, daß 4 Offiziere und 400 Bürger, die zu dem Heere des Kommandanten Maritz gehörten, sich in Kakamas ergeben hätten. Weitere amtliche Mitteilungen aus Pretoria gaben sich große Mühe, der Auffassung entgegenzutreten, als weigerten sich die Buren, dem Befehl Bothas Folge zu leisten, der sie zum Einmarsch in Deutsch-Südwestafrika aufgerufen hatte. Aus Mitteilungen der „Times" ging hervor, daß allein in der Abteilung des Colonel de Jager 71 Personen sich entschieden weigerten, an die Front zu gehen, und daß gegen sie ein kriegsgerichtliches Verfahren eingeleitet werden mußte.

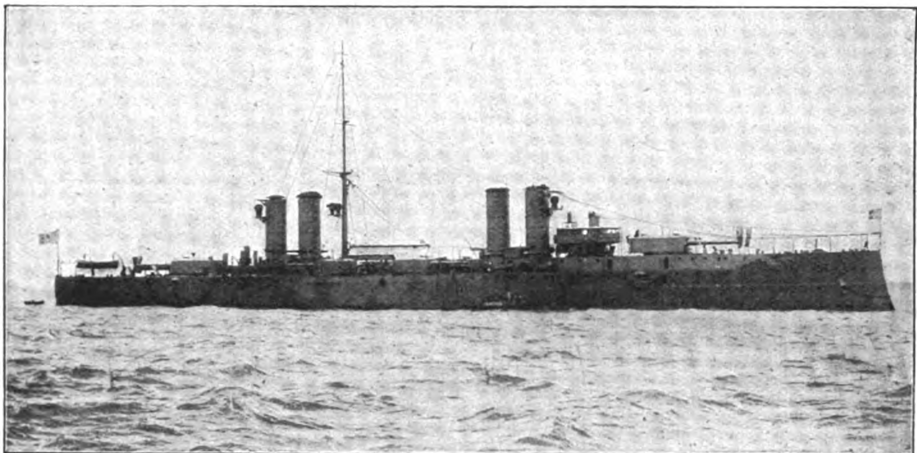
Ebenfalls unter dem 4. Februar wurde aus Pretoria gemeldet, daß sich Kemp mit seinem Kommando ergeben habe. Alle diese Meldungen gestatteten noch kein Urteil über die Gründe, die den Burenkommandanten Kemp und einen großen Teil seiner Leute und dazu noch einige Mannschaften von Maritz veranlaßt haben könnten, sich den Regierungstruppen zu ergeben, nachdem sie noch kurz zuvor mit gutem Erfolg gegen diese gekämpft hatten. Eine anschauliche Vorstellung von der damaligen Lage in Südafrika gibt der nachstehende Brief, den der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" von seinem Korrespondenten aus Johannesburg erhalten hat. Diesem Bericht zufolge war der Regenfall in diesem Jahre ein ganz außerordentlicher, so daß die Eisenbahnverbindungen oft unterbrochen waren. Dieser Regen sichert dem Lande eine außergewöhnlich gute Ernte. Trotz des Aufstandes scheint die Bestellung des Bodens gut vor sich gegangen zu sein. „Während die Rebellen und die sie verfolgenden Kommandos im Feld waren," heißt es, „haben ihre Frauen und Söhne auf den Farmen nicht stillgesessen, sondern das Kaffernvolk an die Pflüge gestellt, und jetzt, wo die Aufständischen teils gefangen genommen (ungefähr 4000), teils vorläufig ohne Waffen nach Haus entlassen sind (ungefähr 1200), jetzt machen die Männer, die die Kommandos gebildet haben, von ihrem Urlaub Gebrauch, um Teile ihrer Farmen, die noch nicht unter dem Pflug gewesen sind, anzubauen, da sie wissen, daß eine gute Ernte sie für jahrelange Trockenheit schadlos halten kann. Auch die Regierung hat zu Modderfontein ausgebreitete Strecken Landes durch Arbeitslose mit Mais



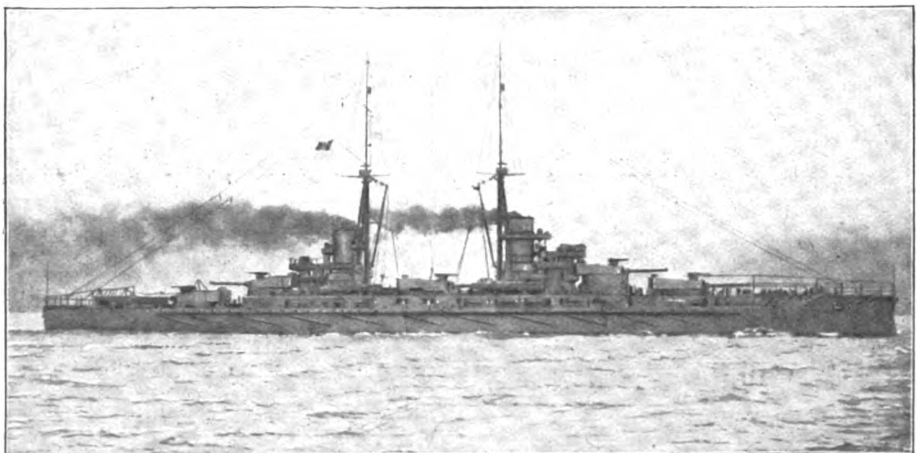
Das italienische Unterseeboot „Squalo".



Der italienische Panzerkreuzer „San Giorgio".



Der italienische Panzerkreuzer „San Marco".



Das italienische Linienschiff „Giulio Cesare".

Schiffstypen der italienischen Flotte.

und Kartoffeln bepflanzen lassen. Botha hält sich auf seiner Farm Rusthof im Distrikt Standerton auf, doch bleiben die Truppen, die gegen Deutsch-Südwestafrika kämpfen sollen, nicht ruhig. General Mackenzie unternimmt dann und wann aus Lüderitzbucht Erkundungen der Eisenbahn entlang; unlängst rückte er bis nach Aus vor, einer Eisenbahnstation in der Wüste, wo die Deutschen das Wasserreservoir unbrauchbar gemacht haben. Er kam in Fühlung mit einer deutschen Patrouille und mußte sich mit einigen Toten und ein paar Verwundeten zurückziehen. Im Süden am Oranjefluß kam Colonel Bouwer in Fühlung mit einer Patrouille von ungefähr 60 Mann, verlor 2 Offiziere, hatte einige Verwundete, konnte aber mittlerweile Verstärkung schicken, worauf sich die deutsche Patrouille zurückzog.

Die Deutschen nehmen den Angriff auf ihr Gebiet nicht allzu ernst. Sie halten sich durch den Wüstengürtel, der den bewohnten Teil ihrer Kolonie umgibt, für genügend gesichert. Es wird wohl auch März werden, bevor die Kriegsmaßnahmen der Union ernsthaft in Angriff genommen werden. Im Februar tritt das Parlament zusammen, wobei der Premier kaum entbehrt werden kann, und erst danach wird er sich seinen Pflichten als Oberbefehlshaber der Expedition nach Deutsch-Südwest widmen können.

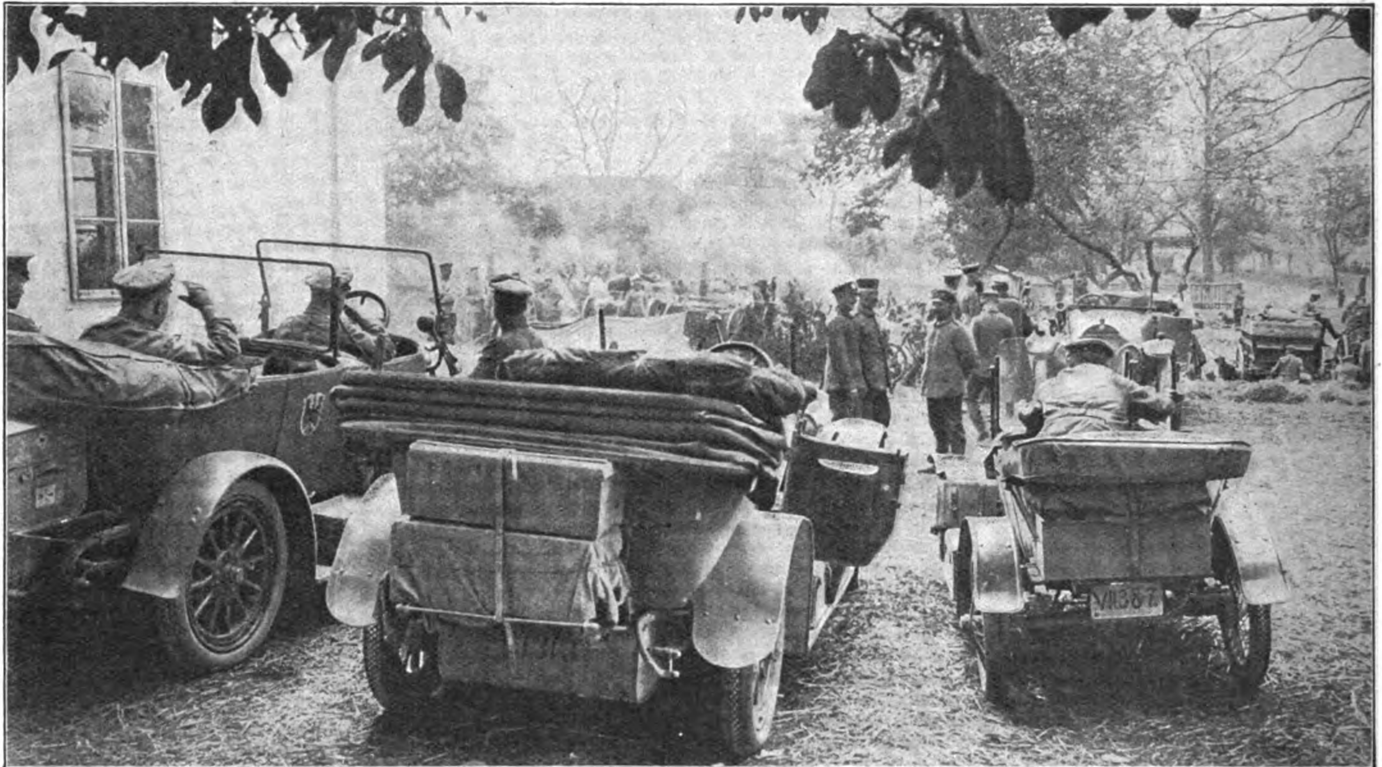
Da jetzt der Aufstand unterdrückt ist, verlohnt es sich, einmal zu untersuchen, was die Menschen dazu getrieben hat, die Waffen gegen die bestehende Regierung zu ergreifen. Beinahe der ganze Freistaat war in Aufruhr, abgesehen vom südlichen Teile, wo General Hertzog und das Parlamentsmitglied Wilcocks großen Einfluß auf die Bevölkerung haben. Es verlautet, daß General Hertzog entschieden gegen die bewaffnete Erhebung war und daß er sich deswegen mit Christian Dewet überworfen hat. In Harrismith wurden die Aufständischen durch General Wessels angeführt. Sie waren im ganzen gut beritten, aber an Verpflegung von Mann und Pferd fehlte es gänzlich, ebenso mangelte die Ergänzung der Munition und die Einheit in der Führung. General Dewet scheint eine Verabredung mit Maritz und Kemp gehabt zu haben, die zu bestimmter Zeit und an bestimmten Orten mit Kriegsvorräten, darunter auch Kanonen, auftauchen sollten. Die Umstände hatten Maritz und Kemp hieran verhindert.

Mit dem Prozeß gegen die gefangengenommenen Führer beeilt man sich nicht. General Dewet wird mit Auszeichnung behandelt. Das Pferd, das er bei seiner Gefangennahme ritt, hat die Regierung seiner Frau zurückgegeben. Die Gefängniskost bekam dem General nicht sehr gut, weshalb man sie für ihn geändert hat. Körperlich geht es ihm gut, aber man sucht den Eindruck zu erwecken, als ob sein Geist gestört sei. Der Plan wäre dann, ihn in dem Irrenhaus in der Nähe von Pretoria unterzubringen, von wo er nach einer gewissen Zeit auf seine Farm zurückkehren könnte. Die größte Zahl der gefangenen Aufständischen ist in Kimberley eingeschlossen, die Anführer in Pretoria und Johannesburg."

Wie sehr die Engländer sich scheuten, den unter der Asche glühenden Haß der Buren von neuem zur hellen Flamme zu entfachen, beweist ihr am Schluß des obigen Berichts mitgeteiltes Verhalten gegen den gefangenen Dewet. Auf dessen offenbaren Hochverrat wollen sie das englische Gesetz anwenden, das nur bei einem geistig gesunden Hochverräter die Verurteilung fordert. Mit dieser äußerst entgegenkommenden Behandlung Dewets glaubte man dem Volkswillen der Buren Rechnung tragen zu müssen.

Der Burenaufstand konnte im Frühjahr 1915 schon als vollständig erloschen betrachtet werden, wohl aber kamen noch nachträglich verschiedene Nachrichten, die, wenn sie auch aus englischer Quelle stammten, doch erkennen ließen, daß die Verhältnisse im Burenlande noch längst nicht geordnet waren. Die vollständige Aufklärung der verwickelten Zustände muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

(Fortsetzung folgt.)



Fahrtbereite Wagen im Autopark eines Generalstabsquartieres. Phot. R. Sennecke, Berlin.

Illustrierte Kriegsberichte.

Eine Sprengkolonnenfahrt.

Von Dr. Paul Grabein, Adjutant im Autopark der obersten Heeresleitung bei der I. Armee.

(Hierzu das Bild Seite 469.)

Im Autopark, um die Morgenstunde. An den Hunderten von Wagen sind die Fahrer in ihrem schwarzen Lederzeug tätig. Reifen und Motore werden nachgesehen, die Scheinwerfer untersucht und alle Schrauben nachgezogen. In der großen, dämmrigen Halle surrt und schwirrt es durcheinander, die Leute singen und schwatzen bei ihrer Arbeit, die scharfen, knatternden Explosionsgeräusche der angeworfenen Motore verschlingen für Minuten jeden anderen Ton. Da plötzlich schrillt durch das Gewirr der Geräusche der gellende



Eine gefährliche Sprengkolonnenfahrt.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

Schrei einer Torpedopfeife, und jeder hält mit seiner Arbeit inne. Der Parkführer! Die ratternden Motore werden abgestellt, und in das plötzliche Schweigen hinein dröhnt das Kommando: Antreten!

Im langen Mittelgang der Halle treten die schwarzen Gesellen in zwei Gliedern an, vor einer jeden Kolonne die Unteroffiziere. Der Parkführer tritt heran. Laut schallt seine Stimme durch die Halle.

„Der Autopark hat Befehl erhalten, eine Sprengkolonnenfahrt mit Pionieren auszuführen, mit fünf Wagen. Freiwillige — Unteroffiziere und Fahrer — treten vor."

Sprengkolonnenfahrt! Es durchzuckt einen jeden bei dem Wort. Für unsere Leute vom Auto ist es wie das Zeichen zum Sturmangriff — Höhepunkt ihrer Tätigkeit im Felde. Ohne Besinnen drängt es aus den beiden Gliedern nach vorn. Im nächsten Augenblick stehen alle Unteroffiziere und der weitaus größte Teil der Fahrer vor der Front.

Über das bärtige Antlitz des Parkführers fährt es wie ein Leuchten; doch dann spricht er, ruhig und gelassen, wie es seine Art ist: „Das freut mich, Leute, aber so viel kann ich nicht gebrauchen; nur zwei Unteroffiziere, und mit den Reservefahrern insgesamt zehn Mann. Also wir müssen eine Auswahl treffen. Unteroffizier M. und S." — er winkt zwei der Unteroffiziere zu sich heran — „ich bestimme Sie zur Mitfahrt. M., Sie führen die Kolonne. Suchen Sie sich selber die geeigneten Leute aus. Aber schnell! Es ist keine Zeit zu verlieren. Abmarsch in fünfzehn Minuten."

Die Unteroffiziere, die ihre Leute kennen, wählen aus ihren eigenen Kolonnen je fünf Mann. Enttäuscht treten die anderen zurück. Mit etwas Neid blicken sie auf die Auserwählten, die nun zu ihren Wagen eilen. Aber dann folgen sie in einem echt kameradschaftlichen Gefühl, und Dutzende von Händen helfen, die Wagen marschfertig zu machen. So ist denn zur befohlenen Zeit alles in Ordnung, die zehn Wagen fahren vom Park ab.

Zunächst geht es zum Bahnhof. Dort wird die Sprengmunition geladen, die schon telephonisch beordert worden ist, und dann geht es weiter zum Standort der Pioniere. Als die Kolonne hier ankommt, steht das Kommando vor seinen Quartieren schon bereit: ein Hauptmann, ein Leutnant, ein Feldwebel und sechzehn Mann. Unteroffizier M. tritt vor den Pionierhauptmann und meldet sich zur Stelle. Die stramme dienstliche Haltung des Meldenden gefällt dem Hauptmann. Nun streift sein Blick zu den Autos und ihren Fahrern hinüber.

„Alles zuverlässige Leute? Und auch die Wagen gut im Schuß?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Der Hauptmann nickt befriedigt. Ein kurzes Besinnen, dann der Befehl: „Lassen Sie auch Ihre Leute hier einen Augenblick antreten — da, neben meinen Pionieren."

Es geschieht, und der Hauptmann tritt vor die gemeinsame Front. Unwillkürlich strafft sich seine gedrungene Gestalt, als er nun spricht, militärisch kurz, aber mit einem eigenen Unterton: „Leute, ihr wißt, worum es sich handelt. Unser Auftrag geht dahin, im Rücken des Feindes die Sprengung zweier Brücken vorzunehmen und damit eine wichtige Verbindung des Feindes zu zerstören. Die Aufgabe ist nicht ungefährlich, und keiner von uns kann wissen, ob er wiederkommt. Aber das habt ihr ja gewußt, als Freiwillige habt ihr euch gemeldet, und so erwarte ich denn nun von euch, daß mich auch kein einziger von euch im Stich läßt, wenn es darauf ankommt. Im übrigen aber — ein rechter Soldat hat immer Glück. Also wollen auch wir vertrauen, daß alles gut geht!"

Ein kurzes Kommando, alles eilt in die Wagen, und eine halbe Minute später fährt die Kolonne ab.

Am Nachmittag brach sie auf. Als die frühe Dunkelheit sich niedersenkt, hat man die letzten Vorposten bereits hinter sich. Manche Warnung hat man dabei erhalten: „Vorsicht! Die Straßen da vorn sind alle vom Feinde besetzt!"

Der Hauptmann hat nur kurz genickt, dann ein Befehl, und weiter geht es, jetzt aber mit geschlossenem Auspuff und ohne Licht und mit verringerter Geschwindigkeit, hinein in die Nacht.

So gehen die Stunden hin, es wird zwei und geht auf drei Uhr, da endlich ist die Brücke bei D. erreicht. Die Kolonne hält in der Deckung eines Hohlwegs, und die beiden Offiziere gehen nach vorn, um sich näher zu unterrichten. Aber unerwartet schnell sind sie wieder da. Im Antlitz des Hauptmanns spiegelt sich eine starke Verstimmung. Die Brücke war bereits gesprengt. Also auch von anderer Seite war offenbar ein Befehl ergangen, und der andere ist ihm zuvorgekommen. Hoffentlich glückt's an der zweiten Stelle besser. So steigt denn alles wieder in die Wagen, es wird gewendet, und die Fahrt geht zunächst rückwärts.

An zwei Stunden schon und noch länger wohl dauert das, es wird Morgen und Tag. Da man sich inzwischen dem Feinde stark genähert hat, muß haltgemacht werden. Es heißt den Abend abwarten zur Ausführung des Vorhabens. So läßt der Hauptmann denn die Kolonne in ein kleines Gehölz fahren, das hier an die Straße heranreicht. Dann werden Wachen ausgestellt, Doppelposten, und dem Rest der Leute ist nunmehr Ruhe gegönnt. Sie ist wohlverdient. Vierundzwanzig Stunden ist man ja unterwegs, und das mit angespannten Nerven.

Auch der Hauptmann hat es sich mit seinem Leutnant vorn im Führerwagen ein bißchen bequem gemacht. Gerade ist er am Einnicken, da meldet einer der Posten vorn: „Herr Hauptmann, es sind Kolonnen im Anmarsch! Wir haben Pferdetrappeln und Wagenfahren deutlich gehört!"

Der Hauptmann ist bei der Meldung aufgesprungen, ein kurzes Überlegen, dann sein Befehl: „Der Leutnant, ein Unteroffizier und zwei Mann gehen als Patrouille vor, um festzustellen, ob es Freund oder Feind ist."

Ein banges Harren, die vier sind schon längst im Unterholz verschwunden, das hinter ihnen wieder zusammengeschlagen ist, lange Minuten, die zu Stunden werden — da plötzlich ein peitschender Knall, der jäh die Luft aufreißt, mit mißtönendem Gekrächz streicht ein aufgescheuchter Häher ab — und nun wieder ein Schuß und noch einer, ein Dutzend wohl — dann wird es wieder still.

Also Feinde! Der Hauptmann steht, unwillkürlich die Hand um den Griff des Revolvers gepreßt, und lauscht mit vorgeneigtem Kopf. Da endlich bricht es in den Zweigen, die schußbereiten Gewehre der Pioniere senken sich — es sind die beiden Kameraden, die mit als Patrouille ausgeschickt waren.

„Wo ist Leutnant R.?"

„Gefangen."

„Und der Unteroffizier?"

„Gefallen."

Ein kurzes, ernstes Schweigen. Dann richtet der Hauptmann entschlossen den Kopf wieder auf. Er sagt zu seinen Leuten, eilig, mit halbgedämpfter Stimme: „Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß der Wald vom Feind durchsucht wird. Also verdeckt die Autos mit Zweigen, so gut es geht, und dann mir nach!"

Der Hauptmann sieht sich suchend um. Noch ein Stückchen weiter waldeinwärts ist ein Gewucher von Brombeerhecken, das Unterholz ist dort dicht verfilzt. Das ist ein geeigneter Schlupfwinkel. Dorthin geht er nun mit dem Rest der Leute. Die anderen folgen, nachdem sie die Autos mit schnell abgebrochenen Zweigen verkleidet haben, und so liegt denn nun alles hier im Busch am Boden und wartet.

Jeden Augenblick ist man darauf gefaßt, daß die feindlichen Patrouillen zwischen den Stämmen drüben sichtbar werden. Aber es geschieht doch nicht. So schleichen die Stunden hin, schon geht es wieder zum Abend, aber die ganze Nacht hindurch ziehen feindliche Truppen an dem Gehölz vorbei; man darf es also nicht wagen, aufzubrechen und die Fahrt fortzusetzen. So vergeht auch diese zweite Nacht voller Unruhe und Spannung nur mit einem kurzen gelegentlichen Hindämmern, aus dem der Schläfer von selber wieder aufschreckt. Und der dritte Tag kommt. Die Sachlage bleibt unverändert, die feindlichen Bewegungen am Rand des Gehölzes hören nicht auf; langsam schleichen die Stunden hin. Als sich die Dämmerung schon in das Gehölz stiehlt, leidet es den Hauptmann nicht mehr länger in seinem Schlupfwinkel. Er geht jetzt nach vorn, zum Rande des Gehölzes, und hält dort Ausschau. Ganz befriedigt ist er von dem Ergebnis zwar nicht, aber er kommt wieder und sagt nun zu seinem Feldwebel: „Ganz gleich — wir fahren!"

Und die Fahrt geht weiter, wieder in finsterer Nacht mit abgeblendetem Licht auf Hohl- und Feldwegen, bis endlich die Brücke südlich von A. erreicht ist. Sie ist unbesetzt, der Feind nicht in unmittelbarer Nähe, so kann man denn ans Werk gehen. Mit fiebriger Eile und doch mit voller Ruhe und Überlegtheit arbeiten die Pioniere, die Spreng-

ladung wird an den geeigneten Stellen angelegt, die Zündung instand gesetzt; dann zieht sich alles zurück, bis auf den einen Mann, der mit der glimmenden Zigarre das Ende der Zündschnur in Brand setzt. Nun rennt auch er zurück zu den Autos, die inzwischen schon zur Rückfahrt gewendet haben. Die Motoren sind bereits angeworfen, gerade gibt der Hauptmann den Befehl zum Anfahren, da plötzlich ein Aufleuchten, eine rotlodernde Glut, die hoch zum Himmel emporschlägt, und gleichzeitig ein Krachen, daß der Erdboden ringsum schüttert und die Glasscheiben der Autos aufs heftigste erklirren — die Sprengung ist erfolgt! Mit dumpfem Getöse legt sich das Mauerwerk der Brücke um. Vereinzelte Sprengstücke sind selbst bis hierher zu den Autos geflogen, aber sie haben keinen Schaden getan.

Die Augen des Hauptmanns leuchten: es ist geglückt, der Befehl ist ausgeführt, und dem Feinde ist eine wichtige rückwärtige Verbindung abgeschnitten. Jetzt aber heißt es: Auf und davon! Denn die gewaltige Entladung, die in der stillen Nacht meilenweit zu hören ist, wird nur zu bald die Verfolger herbeiziehen.

So läßt er denn jetzt die Autos auffahren, und die Maschinen geben her, was sie im Leibe haben. Fauchend und ratternd wie eine Horde von Ungetümen brausen die Wagen dahin. Immer weiter entfernt man sich vom Feinde, bald darf man hoffen, die eigenen Vorpostenketten zu erreichen. Da blinkert es links vom Wege mit schwachem, rötlichem Schimmer auf — Kochfeuer einer biwakierenden Truppe. Aber sind es wirklich schon die Unsrigen? Das Tempo wird verlangsamt, denn der Weg führt gerade auf das Lager zu. Nun ein Anruf — der Feind!

„Halt! Aus den Wagen — ausschwärmen zur Schützenkette! In Deckung des Straßengrabens nieder, und dann Schützenfeuer!"

Wie der Blitz ist der Befehl ausgeführt, und schon schmettern die ersten Schüsse zum Feinde hinüber. Der ist überrascht, man merkt es an dem lauten Wirrwarr drüben im Biwak, aber dann schallen Befehle auch von dort her, und ein heftiges Feuer des Gegners setzt ein. Etwa eine Viertelstunde dauert das heftige Schießen von beiden Seiten, bis das Feuer des Gegners allmählich verstummt. Da gibt der Hauptmann Befehl: „Auf die Wagen und dann voran!"

Im Nu wird auch dieser Befehl ausgeführt, die Motore, die unter Gas gehalten waren, springen auf der Stelle an, und in eiligster Fahrt geht es weiter. Bald darauf tauchen die ersten deutschen Vorposten auf, die Sprengkolonne ist wieder in Sicherheit!

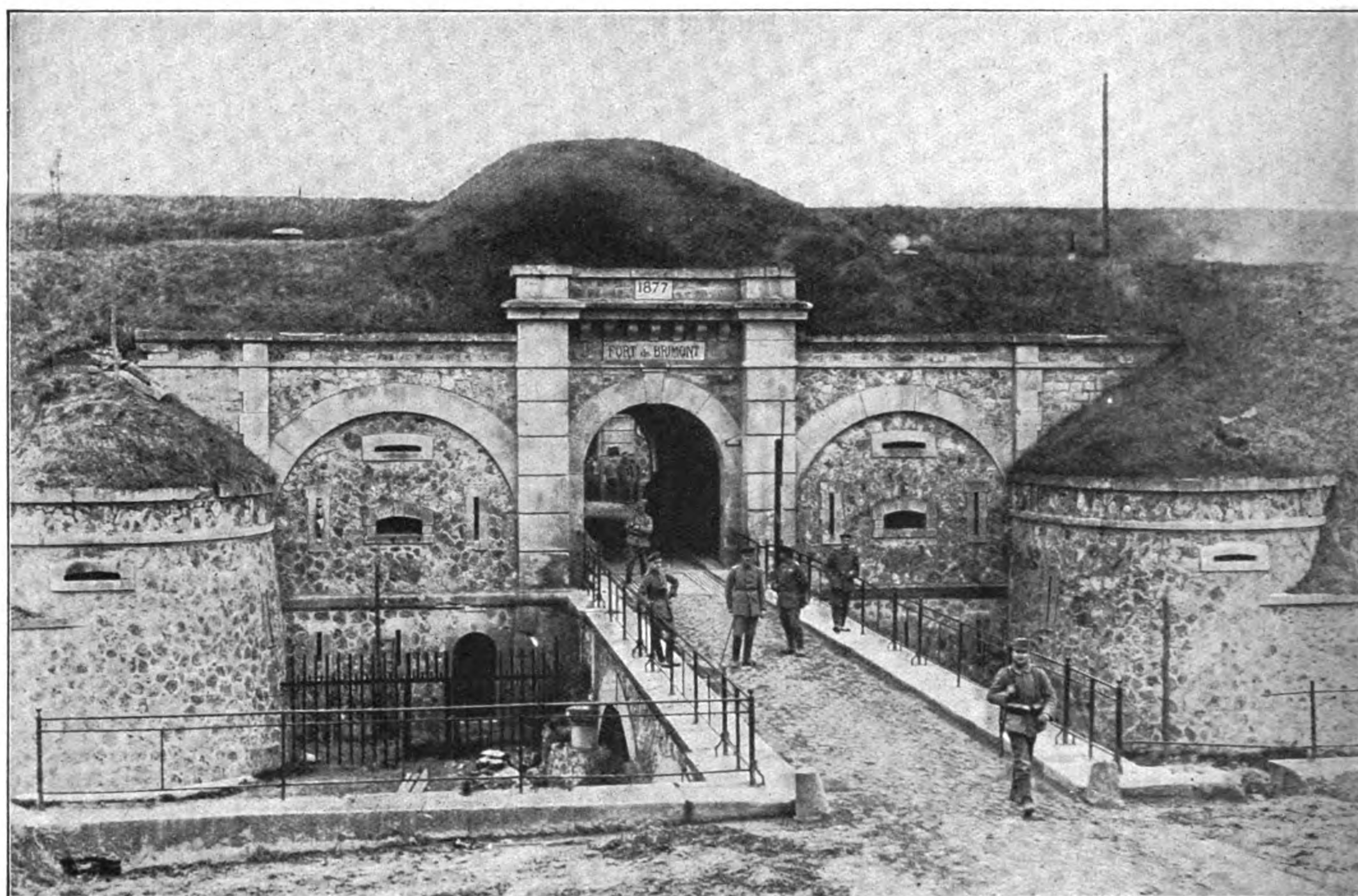

Hofphot. Krajewski.

Sächsische Truppen an der „Himmelsleiter" auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Siegreiche Abwehr eines Angriffs italienischer Alpini auf die österreichisch-ungarischen Stellungen bei Lavarone.

(Hierzu das Bild Seite 464/465.)

Den ersten entschiedenen Vorstoß gegen die benachbarte Donaumonarchie suchten die Italiener mit starken Kräften gegen das keilförmig in die Lombardei vorspringende Südtirol, das sogenannte Trentino, durchzuführen, das durch das im Tale der Etsch gelegene Trient (siehe Bild Seite 442) beherrscht wird. Es liegt an der von Bozen nach Mailand und Bassano führenden Eisenbahnlinie und bildet zugleich den Knotenpunkt mehrerer Gebirgstraßen, die für den Aufmarsch und die Verpflegung eines Heeres in dem zerklüfteten Gebirge von größter Bedeutung sind. Bereits am 25. Mai begannen die Italiener mit schwerer Artillerie von ihren Grenzforts aus die österreichischen Befestigungen im Tale der Etsch und Brenta zu beschießen. Als die österreichischen Forts das Feuer nur schwach erwiderten, um ihre Stellungen nicht zu verraten, glaubten die Italiener, sie durch ihr wirkungsloses Feuer bereits zum Schweigen gebracht und zusammengeschossen zu haben. Deshalb setzten sie am 27. Mai mit der Beschießung aus, um ihre Vorposten vorzuschieben und die feindlichen Stellungen auszukundschaften. Sie drangen etwa 8 Kilometer bis Borgo vor, fanden aber die Höhen von starker österreichisch-ungarischer Artillerie besetzt. Am 29. Mai nahmen die Italiener die Beschießung der Grenzwerke wieder auf; offenbar wollten sie dadurch einen gewaltsamen Angriff vorbereiten, um die Höhenstellungen im Sturm zu nehmen. Ihr Feuer richtete sich besonders heftig auf den Monte Belvedere, auf dessen Anhöhe sich ein Fort befindet, das das Tal der Brenta und die Gebirgstraßen nach Oberitalien beherrscht. Im Lauf des Tages gelang es hier den italienischen Alpenjägern, den sogenannten Alpini, die gleich den französischen Chasseurs alpins vorzügliche Gebirgsoldaten sind, sich an den Abhängen festzusetzen und Schützengräben aufzuwerfen. Während der Nacht zogen die Italiener bedeutende Verstärkungen heran, um am Morgen des 30. Mai die k. u. k. Stellungen zu stürmen. Mit Tagesanbruch schmetterten die Trompeten, schlugen die Trommeln zum Sturm: unter lautem „Evviva Italia" brachen die gutausgerüsteten Alpini, den flatternden Federbusch auf dem Käppi, mit gefälltem Bajonett allenthalben gegen die Gräben und Befestigungen des Gegners vor. Hundert Schritte vor der ersten Schützenlinie empfingen sie die Feuertaufe. Tiroler und Kärntner Scharfschützen lagen hier hinter Felsen und verkrüppelten Kiefern versteckt und nahmen ihre Opfer aufs Ziel. Da erdröhnt plötzlich ein heftiger Donner, der sich hundertfach im Echo der Berge bricht; Erde und Steine fliegen, in den Schleier des Pulverdampfes gehüllt, in die Luft, tot, zerfetzt und verwundet liegt die erste Sturmkolonne der Alpini auf der zerwühlten Erde. Sie waren auf die Minenfelder, die die österreichisch-ungarischen Truppen um ihre Stellungen gezogen hatten, geraten und hatten schwere Verluste erlitten. Einen Augenblick zögerten die hinteren Kolonnen der Italiener und sammelten sich zu neuem Vorstoß, doch da eröffneten die k. u. k. Truppen von allen Seiten ein mörderisches Schnellfeuer auf den Feind, dessen Linien immer mehr gelichtet



Phot. A. Grohs, Berlin.

Der Eingang des viel umstrittenen Fort de Brimont vor Reims.

wurden. Noch einmal versuchten die Alpini zum Sturm vorzugehen, allein jetzt brach der Feind allenthalben aus seinen Verschanzungen hervor und stürzte sich auf den Angreifer. Mit lautem Hurra warf er sich auf die italienischen Alpenjäger, die nun in wilder Flucht sich dem Bereich der Gewehrkolben zu entziehen suchten. Unter schweren Verlusten scheiterte der erste italienische Angriff auf die feindlichen Stellungen, gegen die auch am anderen Tage die Artillerie wieder feuerte, doch auch diesmal ohne Erfolg zu erzielen. So hatte auch zu Lande das erste größere Treffen mit dem Siege der österreichisch-ungarischen Waffen geendet.

Eine Heldentat des 133. Reserveregiments.

(Hierzu die Bilder auf dieser und der folgenden Seite.)

Einen besonders heftigen Angriff richteten die Franzosen am Abend des 22. Dezember gegen das sächsische Reserveinfanterieregiment Nr. 133, das mit hervorragender Tapferkeit einen der gefährdetsten Punkte der deutschen Stellung in der Gegend von Reims hält. Der Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung" wußte seinem Blatte darüber folgendes zu berichten: Der französische Angriff wurde durch ein heftiges Artilleriefeuer eingeleitet. Es folgte ein



Illustrations-Photoverlag, Berlin.

Die zerstörte Stadt Rethel vor Reims mit der von den Deutschen wegen ihrer Bedeutung als Kunstbau verschonten Kirche.



Eine Heldentat des 133. Reserveregiments.

Nach einer Originalzeichnung von R. Trache.

mit großem Schneid durchgeführter Infanterieangriff der Franzosen, die bis in die Schützengräben vordrangen. Inzwischen hatte aber der Führer, Hauptmann Goetze, Teile des zweiten und dritten Bataillons zum Gegenstoß bereitgestellt. Auf das Zeichen zum Angriff stürmten die Sachsen mit unwiderstehlichem Anlauf vorwärts. Ein wildes Handgemenge entspann sich, in dessen Verlauf 80 Franzosen fielen; der Rest der eingedrungenen 170 bis 180 Mann wurde zu Gefangenen gemacht. Der Verlust des Feindes war um so schwerer, als weitere 300 Franzosen vor Erreichen des Grabens gefallen waren. Nach diesem mit glänzender Tapferkeit erzielten Erfolg war die Stimmung der tapferen Sachsen eine derart gehobene, daß alles begeistert „Deutschland, Deutschland über alles" anstimmte. Die Durchführung dieses Kampfes gibt einen deutlichen Beweis dafür, daß trotz andauernden Feuers und steter Strapazen die Stoßkraft und Haltung der Truppen gar nicht besser sein könnte.

Italiens militärische und finanzielle Kriegsbereitschaft.

II.

(Hierzu die Bilder Seite 466 und 467.)

Was die italienische Flotte betrifft, so äußerte sich der englische Marineschriftsteller Fred Jane sehr abfällig über die „Geeignetheit" zum Siege (fitness to win) der italienischen Marine und erklärte: „Lissa beendete den letzten Seekrieg der italienischen Flotte, und ein anderes Lissa wird wahrscheinlich ihren nächsten beschließen." Über den Wert der italienischen Flotte zu urteilen, hatte man bis heute keine Gelegenheit. Der Ausbau litt durch die ungenügende Leistungsfähigkeit der Werften. Die Bauzeiten für die Großkampfschiffe waren sehr lang. Auch befand sich die Industrie des Landes in vollkommener Abhängigkeit von der ausländischen, namentlich der englischen und amerikanischen. Aber man weiß, daß das vorhandene Material durchaus kriegsbrauchbar ist und daß italienische Schiffbauer als hochbefähigt bekannt sind.

Gefechtsbereit sind 12 Linienschiffe, darunter 4 Dreadnoughts. Im April sollten fertiggestellt werden: „Andrea Doria" und „Caio Duilio" mit einer Wasserverdrängung von 22 700 Tonnen, einer Bestückung von dreizehn 5- und sechzehn 15,2-cm-Kanonen, einer Geschwindigkeit von 22 Knoten und einer Besatzungstärke von 1000 Mann. Wahrscheinlich sind sie fertig. Vier weitere im Bau befindliche 31 400-Tonnen-Dreadnoughts, die Vertreter der Cristoforo-Colombo-Klasse, mit je acht 38,1-cm-Geschützen, liegen noch auf Stapel. Schlachtkreuzer sind nicht vorhanden. Panzerkreuzer besitzt die Marine acht fertige, von denen aber keiner neuzeitigen Anforderungen entspricht. Die beiden neuesten, „San Marco" und „San Giorgio", liefen 1908 vom Stapel, verdrängen 10 300 Tonnen, sind 23 Knoten schnell und mit vier 25,4- sowie acht 19-cm-Geschützen bestückt. Die Zahl der geschützten Kreuzer ist gering, sieben, von denen die vier neuesten etwa 3600 Tonnen groß sind und 28 Knoten laufen. Ihre Bestückung besteht aus 12- und 15-cm-Geschützen. Fertige, sehr schnelle Torpedobootzerstörer sind 33 vorhanden, 69 Hochseetorpedoboote mit einer Schnelligkeit unter 30 Knoten und 20 Unterseeboote, denen man vorzügliche Eigenschaften nachsagt. Das Personal (Friedenstand) der italienischen Flotte hat eine Stärke von insgesamt 37 500 Köpfen, darunter 999 Offizieren, und steht unter dem Oberbefehl eines Großadmirals, des Prinzen Thomas, Herzogs von Genua (Bild Seite 466).

Empfindlicher noch als für das Heer wird für die Flotte Italiens die Kohlennot werden. Italien selbst erzeugt nur eine halbe Million Tonnen Kohlen im Jahr, von dieser Eigenerzeugung entfällt im Jahr je 1 Tonne Kohle auf 500 Köpfe der Bevölkerung, während in Deutschland auf jeden Kopf der Bevölkerung 3½ Tonnen kommen. Im Frieden bezog Italien überwiegend englische Kohle. Jetzt aber kann es trotz aller Bundesgenossenschaft auf Englands Hilfe in der Kohlennot nicht genügend rechnen. England hat schon in den letzten Monaten Italien, um es bei guter Laune zu erhalten, freigebiger als fast alle anderen neutralen Staaten mit Kohle versorgt; dennoch erhielt Italien bereits im vorigen November von England nur 603 000 Tonnen Kohle gegen 784 000 im Vorjahr, und im Januar sogar nur 470 000 Tonnen gegen 791 000 im Vorjahr. In Friedenszeiten ging etwa 1/7 bis 1/8 der gesamten englischen Kohlenausfuhr allein nach Italien. Jetzt, wo Englands Kohlenerzeugung um rund 40 Prozent vermindert wurde, ist der Kohlenmangel im eigenen Lande zeitweise so empfindlich, daß das an Kohlen überreiche England Ersatz aus Nordamerika herbeischaffen mußte.

Aber nicht nur Heer und Flotte, vor allem auch die Industrie wird durch die Kohlennot betroffen. Es ist bekannt, daß der allgemeine Niedergang, der sich im Jahre 1913 in allen Industrieländern zeigte, sich in Italien besonders scharf ausprägte. Namentlich die Textilindustrie, die für das Land eine sehr wesentliche Rolle spielt, litt unter der Krisis, und wenn man von dem Gewinn absieht, den der Krieg zeitweise einigen Baumwollfabriken verschafft haben mag, so haben sich die Verhältnisse naturgemäß seitdem noch verschlechtert. Die italienische Eisenindustrie kann gewiß nicht als gefestigt angesehen werden, nachdem sie erst vor einigen Jahren durch Zusammenschluß und Sanierung von einer schweren Krisis geheilt werden mußte, von der sie sich noch keineswegs ganz erholt hat.

Ebenso unverständlich wie uns das Eingreifen Italiens in den europäischen Krieg vom politischen Standpunkt erscheint, ist dieser Entschluß angesichts der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes. Es sei ganz von dem Schaden abgesehen, den der Krieg einem jeden Lande bringt und den die italienische Regierung in greifbarer Nähe zu beobachten hinreichend Gelegenheit hatte; es soll auch durchaus nicht geleugnet werden, daß in mancher Beziehung Italien sich etwas günstiger stellt als Deutschland, indem nämlich die überseeische Zufuhr zwar erschwert und verteuert, aber nicht in dem gleichen Umfang behindert ist. Anderseits sind die finanziellen Verhältnisse Italiens nicht allein im Vergleich zu Deutschland, sondern auch zu England und Frankreich doch noch so wenig gefestigt, daß es unbegreiflich erscheint, wie man diesen Krieg überhaupt wagen konnte. Durchaus zutreffend ist, daß die Finanzlage sich in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des Kriegs wesentlich gebessert hat. Man hat zum Beweis hierfür auf den verhältnismäßig hohen Stand der italienischen Rente sowie auf die Tatsache hingewiesen, daß die italienische Bevölkerung einen großen Teil der im Ausland untergebrachten Renten zurückgekauft hat. Aber das allein genügt nicht, selbst wenn hierfür nicht zu einem großen Teil auch andere Ursachen maßgebend wären, um das Gesamturteil wesentlich zu ändern. Es braucht, um die wirtschaftlichen Verhältnisse zu beleuchten, nur daran erinnert zu werden, daß Italien beim Ausbruch des Krieges ein Moratorium erlassen mußte. Die Besserung in den Staatsfinanzen war zum Teil die Folge einer empfindlich belastenden Besteuerung. Noch im Jahre 1913 hatten zahlreiche italienische Volkswirtschaftler, Theoretiker und Praktiker, in einem Mailänder Blatt scharf gegen die Steuerpolitik der Regierung Stellung genommen. Es wurde darauf hingewiesen, daß die der Industrie abgenommenen Steuern fortgesetzt gestiegen wären, während die Dividenden der Attiengesellschaften zurückgingen. So kam es denn auch, daß das Kapital, nicht allein das ausländische, sondern auch das heimische, sich mehr und mehr von jeder Betätigung in der Industrie abwandte; der hohe Kurs der italienischen Rente aber, so wurde gleichfalls von italienischer Seite mehrfach behauptet, hänge wesentlich auch mit dem geringen Interesse des Kapitals für industrielle Werte zusammen.

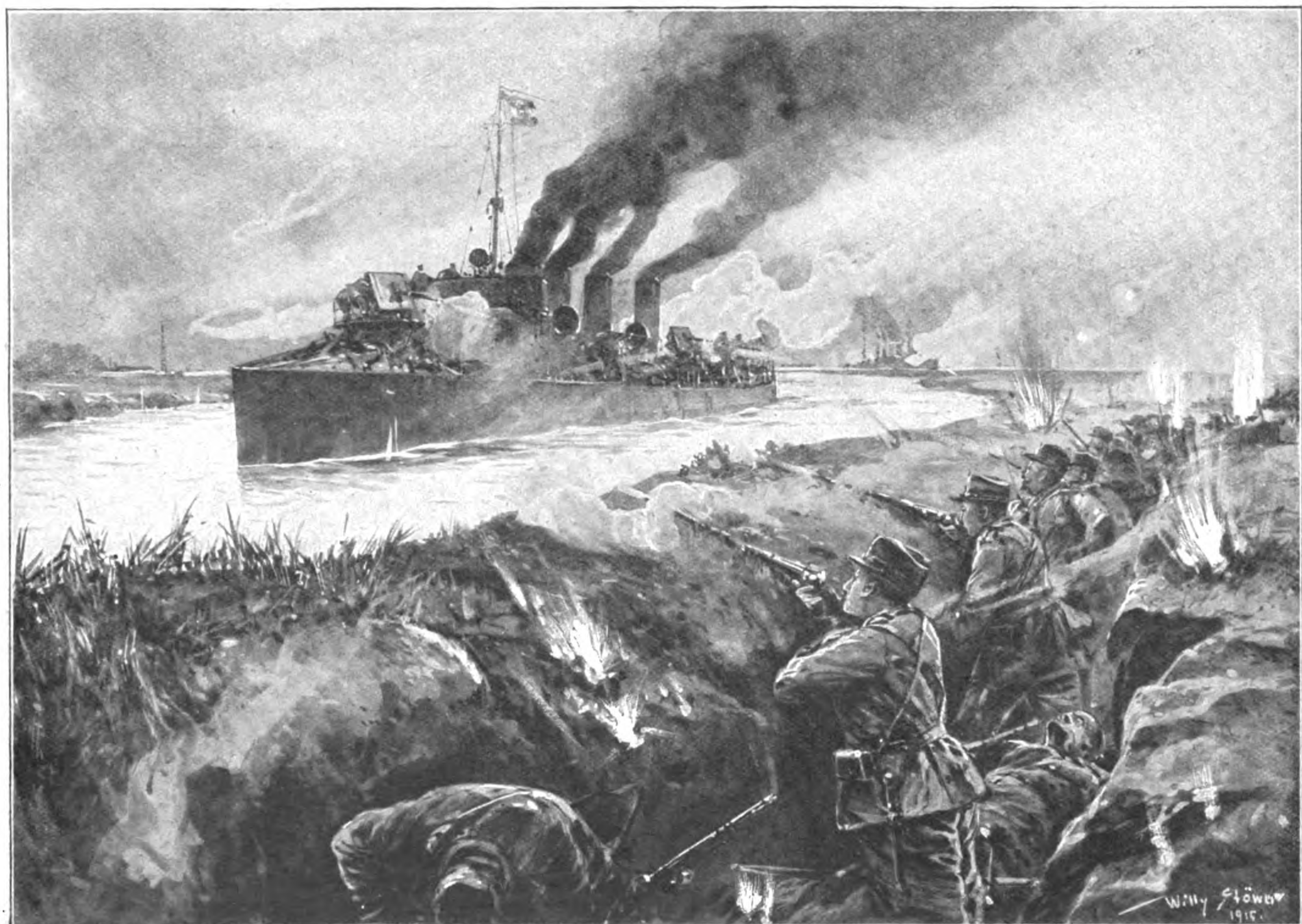
In der letzten Zeit waren die finanziellen Verhältnisse im Lande unbefriedigend. Sie werden nicht nur durch das mehr als zehnprozentige Disagio der italienischen Währung (Wechselkurs auf London 28,30) gekennzeichnet, das jetzt noch mehr anschwellen dürfte, und durch den Mißerfolg der im Januar ausgegebenen Nationalanleihe, wovon die Banken einen ansehnlichen Teil übernehmen mußten, sondern auch durch den Kurs der viereinhalbprozentigen Rente, der um ein Prozent unter den Ausgabekurs gesunken ist. Die Staatseinnahmen sind in der Zeit vom 1. April bis zum 1. Mai um nahezu 100 Millionen Lire hinter dem Voranschlag zurückgeblieben. Der Goldbestand der Banca d'Italia hat sich seit Ausbruch des Weltkriegs nur wenig verändert, aber der Notenumlauf ist um 600 Millionen Lire gestiegen, ein Beweis, wie sehr Italien, obwohl bisher am Krieg nicht tätig beteiligt, die Notenpresse in Bewegung setzte. Die dem Staat von der Bank gewährten Vorschüsse haben sich mehr als verdoppelt; auch hier ist ein starkes Anwachsen zu erwarten. Die aufzunehmende Kriegsanleihe soll in Italien wie im Ausland gedeckt werden. Der Dreiverband soll dem

neuen Bundesgenossen einen Kriegsvorschuß von 3 Milliarden bewilligt haben.

Der österreichisch-ungarische Torpedobootzerstörer „Scharfschütze“ im Kampf mit den Italienern bei Porto Corsini.

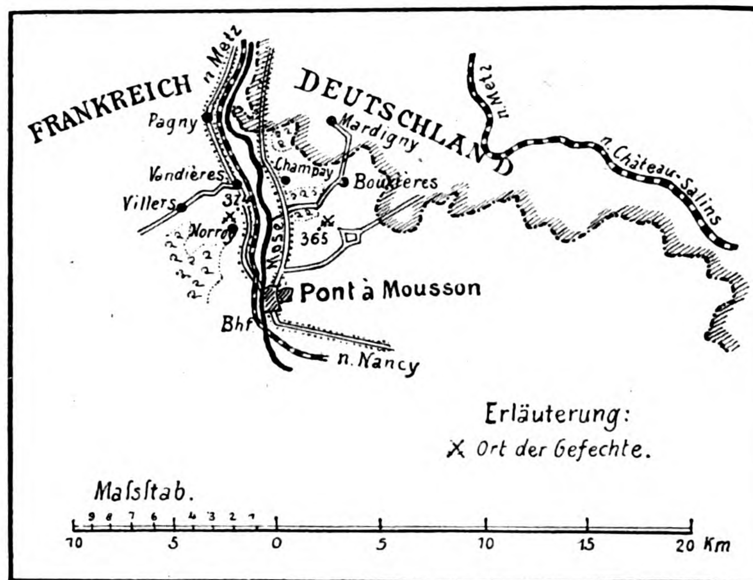
(Hierzu das untenstehende Bild.)

Wenige Stunden, nachdem die italienische Kriegserklärung in Wien eingelaufen war, verließ die österreichisch-ungarische Flotte bereits die Kriegshäfen von Pola und Fiume, um einen kühnen Vorstoß gegen die italienische Ostküste zu unternehmen und den Krieg in Feindesland zu tragen. Am Morgen des 24. Mai gegen 3 Uhr sichtete der italienische Beobachtungsposten auf dem Leuchtturm von Rimini ein feindliches Schiff mit drei Schornsteinen, das sich der Küste näherte, während mehrere Torpedoboote und Zerstörer auf hoher See kreuzten. Bevor noch der Hafenkommandant die Besatzungen von Venedig und Ancona telegraphisch benachrichtigen konnte, erfolgte bereits der feindliche Angriff, der sich gleichzeitig gegen diese drei Punkte richtete und, unterstützt von Marinefliegern, dem Feind überall bedeutenden Schaden zufügte. Während dieses Gefechtes gelang es dem k. u. k. Torpedobootzerstörer „Scharfschütze“, ungehindert und unbemerkt in den schmalen Kanal von Porto Corsini einzudringen, der Ravenna, die alte Residenzstadt Theodorichs des Großen, die im Altertum noch unmittelbar am Meere lag und einen bedeutenden Hafen hatte, jetzt aber infolge des allmählichen Zurücktretens der Adria über 40 Kilometer landeinwärts liegt, mit dem Meere verbindet. Wenige hundert Meter gegen den Hafen zu sah der „Scharfschütze“ am Strande einen mit Infanterie stark besetzten Schützengraben, der mit Maschinengewehren und Revolverkanonen ausgerüstet war und den Angriff eines Torpedobootes ohne große Mühe hätte abweisen können. Allein die italienische Besatzung schien mit allem anderen eher als mit einer solchen Möglichkeit gerechnet zu haben, so daß das plötzliche Erscheinen des „Scharfschützen“, den die Strandbatterien gar nicht bemerkt hatten, unter den Italienern große Bestürzung und Verwirrung hervorrief. Noch hatten die Italiener den Torpedojäger nicht anvisiert, da ertönte das unheimliche Knattern der Maschinengewehre vom Wasser herüber und gleich darauf prasselten die Geschosse wie Schloßen auf den Feind herab, der vergebens das wohlgezielte Feuer zu erwidern suchte. Der „Scharfschütze“ machte dabei seinem Namen alle Ehre, denn die Kugeln trafen mit tödlicher Sicherheit ihr Ziel und fügten den Italienern schwere Verluste zu. Schon machten sie sich daran, den Schützengraben zu räumen und in den im Sande aufgeworfenen Unterständen Zuflucht zu suchen, als durch das lebhafte Gewehrfeuer, das in der Morgenstille des Pfingstmontags weithin vernehmbar war, die Besatzungen der Hafenbatterien aufmerksam wurden und sich anschickten, ihren bedrängten Kameraden zu Hilfe zu kommen. Diese Strandbatterien waren in der Nähe des Hafens so versteckt aufgestellt, daß sie in der Dämmerung von den k. u. k. Schiffen gar nicht entdeckt wurden. Vor Porto Corsini lag der geschützte Kreuzer „Novara“ und das Torpedoboot „80“, die dem in den Kanal vorgedrungenen „Scharfschützen“ den Rücken deckten und ihm im Falle eines Angriffs überlegener italienischer Streitkräfte beistehen konnten. Die drei Strandbatterien konnten zwar den „Scharfschützen“ nicht erreichen, dagegen eröffneten sie aus ihren Geschützen ein überaus heftiges Feuer auf die „Novara“ und das sie begleitende Torpedoboot, das gleich bei den ersten Schüssen einen Volltreffer in die Offiziersmesse erhielt, der einen Mann schwer verletzte und das Fahrzeug leck machte. Es mußte daher bald aus dem Gefecht ausscheiden, das nun von der „Novara“ allein fortgesetzt wurde, da sich der „Scharfschütze“ noch im Kanal befand und bei der Ausfahrt auf die hohe See leicht ein Opfer der schweren italienischen Geschütze hätte werden können. Der Kreuzer bestrich indes den Schützengraben, dessen Besatzung durch das Eingreifen der Strandbatterien wieder neuen Mut gefaßt hatte, mit heftigem Schrapnellfeuer und legte dabei eine Kaserne und andere militärische Gebäude in Trümmer, erhielt aber selbst viele Treffer, die mehrere Opfer forderten. Linien-



Der österreichisch-ungarische Zerstörer „Scharfschütze“ kämpft im Kanal Porto Corsini mit italienischen Truppen im Schützengraben.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

schiffleutnant Persich und vier Mann erlitten den Heldentod, weitere vier Leute wurden schwer, mehrere andere leicht verwundet. Allein diese Opfer waren nicht umsonst gebracht worden, denn während des Gefechtes gelang es dem „Scharfschützen“, sich aus seiner bedrängten Lage zu befreien und unversehrt aus dem Kanal zu entkommen, und auch das Torpedoboot „80“ hatte Zeit, das Leck notdürftig auszubessern und sich langsam nach Pola ins Dock zurückzuziehen. Als dieser Zweck erreicht war und auch das Feuer der italienischen Batterien, die ihre Munition in großen Mengen verschwendet hatten, allmählich nachließ, drehte die „Novara“ langsam bei und verschwand in weitem Bogen nach der istrischen Küste zu, ohne daß die italienische Flotte es gewagt hätte, das Schiff auf offener See anzugreifen.



Kartenskizze zum Sturm auf Norroy.

Die Einnahme von Norroy.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder und die Kartenskizze auf dieser und der folgenden Seite.)

Da wir Deutsche schon längere Zeit durch den geglückten Sperrfortdurchbruch an der Maas, bei St.-Mihiel, Les Paroches, Troyons, Gémicourt, die kürzeste und am meisten für französische Truppenverschiebungen, Munitionstransporte und dergleichen in Betracht kommende Eisenbahnverbindung Verdun—St.-Mihiel—Toul unterbunden hatten, versuchte der Gegner naturgemäß alles, um unser dortiges Vorgehen zum Stillstand zu bringen. Namentlich war er bemüht, unseren vorgestoßenen Kräften in die linke Flanke zu kommen, die wir wiederum immer stärker durch Seitendeckungen schützten. Dies ist der Hauptgrund der sonst nicht ohne weiteres verständlichen Tatsache, daß die beiderseitigen Stellungen, die ja im allgemeinen von Norden nach Süden laufen, hier plötzlich im rechten Winkel abbiegend von West nach Ost, nämlich von St.-Mihiel ungefähr nach Norroy verlaufen, das seinerseits nur 4 Kilometer nördlich des bekannteren Pont-à-Mousson liegt.

Es war am 14. Februar, als ein anderer Truppenteil gegen Norroy angesetzt wurde, während wir die Höhe 365 nehmen sollten. Diese liegt auf der anderen Seite der Mosel, östlich Norroy (siehe obige Skizze). Die kalte Witterung der letzten Tage, teilweise mit Schneestürmen, hatte dafür gesorgt, daß die gegnerischen Stellungen möglichst tief in die schützende Erde hineingegraben worden waren. Ohne gründliche Artillerievorbereitung würde die Sache also nicht gut gehen. Das war uns allen klar.

Zu unserer großen Genugtuung begann auch bald darauf die artilleristische Einleitung des Sturmes. Prachtvoll zeichneten sich die großen, dunklen Erdtrichter der Granaten im Schnee ab, was die Schußlage leicht erkennbar machte und die nötigen Korrekturen günstig beeinflußte. Unterschlupfe in den Schützengräben sah man beim Einschlagen der Granaten zusammenbrechen, wobei sie hineingeflüchtete Franzosen unter sich zerdrückten und begruben. Wo sich aber einzelne Gruppen aus den Gräben flüchteten, auf die unsere Artillerie eingeschossen war, da entstanden zwischen, neben und dicht vor ihnen immer mehr aufspritzende Granat-


Phot.-Bericht Hoffmann, München.

Gefangene aus dem Bois d'Ailly bei St.-Mihiel auf dem Marsch durch Vigneulles.



Der Sturm auf Norroy.
Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.

trichter, die zusammen mit den weißen Schrapnellwölkchen am dunklen Winterhimmel bald einen oder zwei, bald sieben oder acht gleichzeitig zu Boden stürzen ließen, bis sie aufgerieben waren. „Für die Zuschauer äußerst interessant, für die Betroffenen höllisch peinlich," charakterisierte mein Nebenmann eine derartige Lage in seinem trockenen Soldatenhumor.

Endlich war die Feuerüberlegenheit erkämpft, so daß sich drüben kein einziger Kopf mehr an der Brüstung der Schützengräben zeigte. Der Augenblick für unseren Sturmangriff war gekommen. In langer Schützenlinie eilten wir vorwärts. Teils blieben wir in ununterbrochenem Vorgehen, teils kämpften wir sprungweise mit Feuerunterstützung, je nachdem der Gegner schon „abbaute" oder noch Widerstand leistete. Doch wurde letzterer bald gebrochen. Die Höhe 365 war in unserem Besitz!

Ähnlich günstig verlief auch das Gefecht jenseits der Mosel, wo um den Besitz von Norroy gekämpft wurde. Nur war dieses ein typisches Ortsgefecht. Nachdem man einmal am Dorfrand angekommen war, wirbelten die Kämpfenden unter Vermischung aller Verbände in den Gassen, Häusern und Gärten durcheinander. Jeder suchte sich sein eigenes Angriffsziel für das Gewehr, für die Faust oder für das Bajonett, soweit nicht Offiziere oder sonstige Dienstgrade die Leute zum gemeinsamen Angriff auf einen hartnäckig verteidigten Stützpunkt zusammenfaßten. Einzelne Häuser, schwer sichtbare Schützengräben in Anlehnung an Mauern, Barrikaden, die auf der Straße errichtet waren und mit gefüllten Sandsäcken oder rasch aufgeworfenen Erddeckungen gegen Infanteriegeschosse guten Widerstand boten, bildeten teilweise stundenlang Brennpunkte des Kampfes. Auch nach Beendigung des eigentlichen Gefechtes kamen bei genauer Durchsuchung der Keller oder aus brennenden Häusern noch Franzosen einzeln oder in kleinen Trupps heraus, um ihre Freiheit mit einigen wohlgezielten Schüssen so teuer wie möglich zu verkaufen. Andere zeigten durch emporgehobene Arme an, daß sie die Waffen strecken und sich gefangen geben wollten.

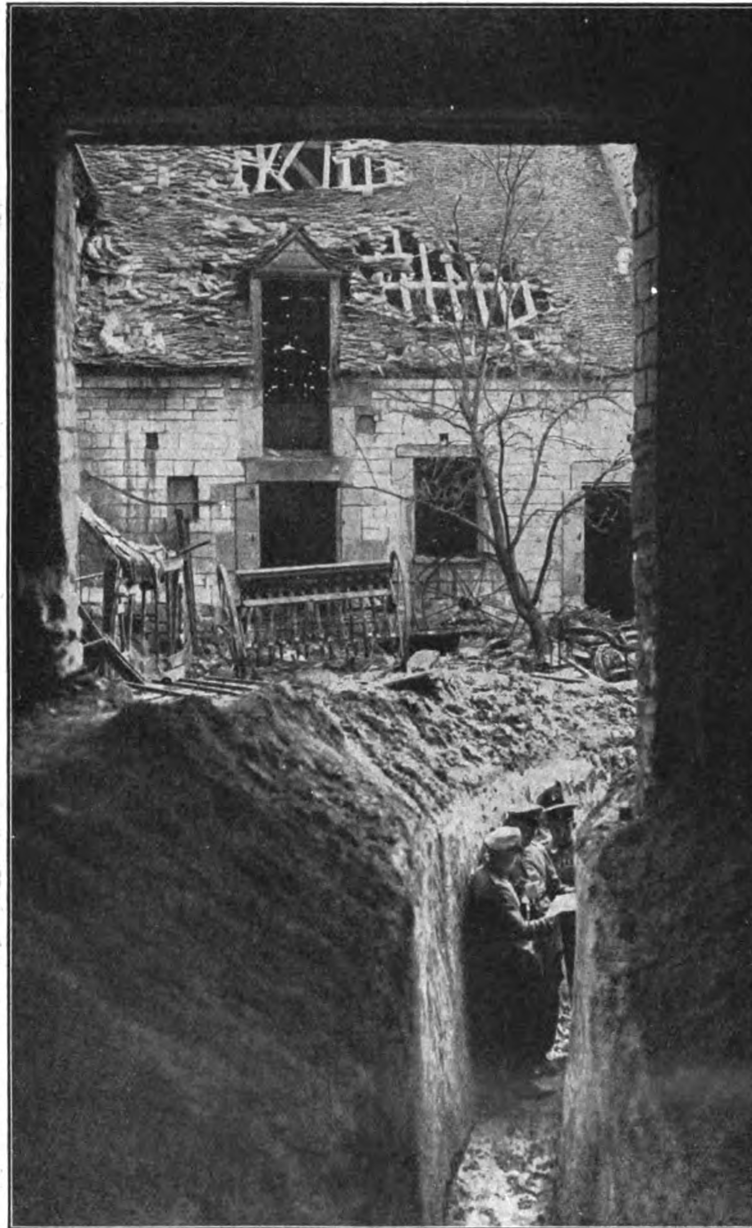
Aus dem Münstertal.

Nach eigenen Erlebnissen geschildert von Artur Haag.

(Hierzu die Bilder Seite 479.)

Als Anfang August sämtliche Truppen vom Münstertal gegen die Festung Breisach zurückgenommen wurden, um die Franzosen zu bewegen, eine offene Schlacht in diesem Gebiet anzunehmen, warteten wir in Türkheim gespannt und aufgeregt der Dinge, die da kommen sollten.

Noch wagten sich die französischen Truppen von den Berggipfeln der Vogesen nicht herab, obwohl an Spionage alles nur Mögliche geleistet worden war. Endlich am siebenten Tage, Freitag den 14. August, erschienen die ersten französischen Vorposten (Chasseurs à cheval) morgens acht Uhr in Türkheim, denen ein Bataillon Alpenjäger folgte. Die Truppen bezogen Massenquartiere, belegten die großen Fabrikräume, Gemeindehaus, Post und Bahnhof, während die Offiziere es sich in den Hotels bequem machten. Der Generalstab blieb noch einige Kilometer zurück und wagte sich erst einige Tage später, nachdem auch die umliegenden Ortschaften mit Truppen überschwemmt worden waren, vor, behielt aber Quartier in Zimmerbach, 3 Kilometer von Türkheim entfernt.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Ein von den Franzosen geschickt angelegter Laufgraben, der von dem französischen Schützengraben außerhalb des Ortes bis in das Innere eines Gehöftes führte, von wo aus ein französischer Offizier die deutschen Stellungen übersehen konnte und so das Gefecht leitete.

Der Chef war General Bataille, das Muster eines energischen Offiziers; er soll später bei einem unserer Sturmangriffe am Mönchsberg gefallen sein. Auch die anderen Offiziere und Mannschaften, besonders dieses Bataillons, machten im Gegensatz zu den folgenden Truppen den besten Eindruck, es waren durchweg ruhige Leute, die Mannschaften im Alter von 20—27 Jahren.

Daher kam es auch, daß die Leute alle viel Geld ausgaben und dadurch leicht die Sympathie der elsässischen Bevölkerung, namentlich der Geschäftsleute gewannen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, verhielten sich diese Leute musterhaft, man bemerkte in den acht Tagen ihrer Anwesenheit keinen Betrunkenen, auch sonst ließen sie sich nichts zuschulden kommen und bezahlten alles gerne, so daß der Vorrat an Schokolade und Ölsardinen bald vergriffen war. Nur der scheue Blick der Leute fiel mir unangenehm auf, und daß sie auch keinen offenen Blick aushalten konnten. Der Oberst, der einige Tage vorher seinen Sohn bei Münster verloren hatte, war sehr ernst und traf alle Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Abends nach sieben Uhr durfte sich kein Einwohner auf der Straße mehr blicken lassen, niemand durfte den Ort verlassen. Die Preise für Getränke, Fleisch, Wurst usw. wurden vorgeschrieben, zum Schrecken der Wirte und Kaufleute. Der Liter Wein mußte zu 40 Pfennig verkauft werden (die Qualität war aber nicht vorgeschrieben und das deutsche Weingesetz außer Kraft). Am zweiten Tage wurde am historischen Tore Türkheims von einer Fahnenkompanie feierlich die Trikolore gehißt unter dem Geschmetter des beliebten französischen Musikinstruments, der Clérons. Die elsässische Bevölkerung, die der Feier neugierig beiwohnte, benahm sich auffallend ruhig, kein einziges „Vive la France!" ertönte, wie in vielen anderen elsässischen Orten bei solchen Feiern, was auch von den französischen Offizieren später getadelt und den Einwohnern verargt wurde.

Wir Deutsche wurden streng bewacht, doch nicht be-


Straße in Ingersheim bei Colmar.


Bayerngrab in Amerschweiler bei Colmar.

helligt, nur ein Angestellter der Fabrik Herzog wurde auf Grund einer Anzeige in Haft genommen, am vierten Tage aber wieder entlassen. Einen Heiterkeitserfolg hatte das Erscheinen des berüchtigten Colmarer Deserteurs Walz, genannt Hansi, der in theatralischem Aufzug (französische Uniform) im Auto ankam, begleitet von einigen Offizieren. Ihm wurde das Amt eines Dolmetschers und Führers übertragen; mit den Offizieren verkehrte er sehr kameradschaftlich, auch hatte er anscheinend noch mehr Machtbefugnisse. Hansi, der mir von Colmar aus bekannt war, schien sehr gealtert, er selbst mochte sich in Uniform und Gestalt lächerlich vorkommen, für andere bot er ein Bild der Überspanntheit. Er zeigte sich sehr gesprächig, knüpfte auch mit mir eine Unterhaltung an über Erfolge und Nichterfolge seiner Truppen, war in Gedanken schon als Herold beim Einzug in seiner früheren Residenz Colmar und bald in Leipzig und Berlin.

Die später folgenden französischen Truppen waren Chasseurs à pied, die einen weniger günstigen Eindruck machten und sich auch, wie die folgenden Bataillone Alpenjäger, verschiedenes in Türkheim zuschulden kommen ließen.

Ganz versagte nach meiner Ansicht das französische Sanitätswesen. Wir hatten in Türkheim unter Leitung des ortsansässigen Arztes Dr. Fuchs eine freiwillige Sanitätskolonne gebildet und die Schule als Lazarett mit 22 vollständigen Betten und ebensoviel Strohsäcken und Matratzen für leichter Verwundete eingerichtet.

Obwohl wir zu gleicher Zeit in diesem Lazarett etwa 40—50 schwerverwundete Franzosen hatten, kümmerte sich niemand von der französischen Sanitätskompanie um die Nachtwache usw. Die Ärzte und Oberärzte verbanden die unmittelbar vom Schlachtfeld eintreffenden, mit Blut bedeckten Schwerverwundeten mit der brennenden Zigarette im Munde, mitleidlos; zum Beispiel mußte jeder, der gebracht wurde, noch ehe etwas mit ihm vorgenommen wurde, trotz schrecklicher Schmerzen dem Oberarzt seinen Namen, Truppenteil usw. angeben. Die spätere Behandlung der Verwundeten wurde ganz dem Zivilarzt überlassen, und ich erinnere mich, daß, als ich bei einer Nachtwache auf den Wunsch eines Sterbenden den französischen Militärarzt, der im Hause wohnte, früh um fünf Uhr rufen ließ, dieser zuerst nicht aufstehen wollte und seinen Leuten Vorwürfe machte: man hätte den Zivilarzt rufen sollen, der Fall sei nicht seine Sache.

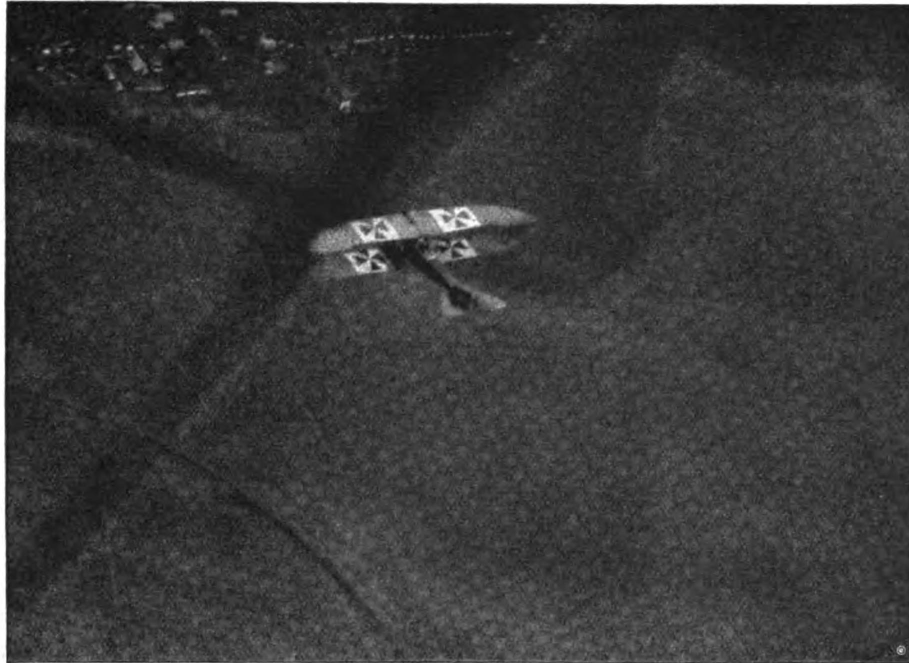
Auch starben einige Leute, die, wenn sie frühzeitig in ein größeres Spital (Gerardmer war nicht weit) gekommen und amputiert worden wären, sicherlich am Leben geblieben wären; so gingen sie an Starrkrampf zugrunde.


Durch eine Granate zerstörtes Zimmer in der Villa Herzog in Logelbach.

Die Franzosenherrschaft sollte aber nicht lange dauern. Als die Deutschen die Wahrnehmung gemacht hatten, daß es sich die Franzosen in Logelbach, Türkheim, Ingersheim usw. gemütlich machten und von einem Gefecht nichts wissen wollten, ging eine Abteilung bayrischer Landwehr bis Logelbach und Ingersheim vor, um den Feind herauszulocken; es kam dort auch zu einem größeren Gefecht, bei dem auf beiden Seiten große Verluste waren, ohne daß etwas erreicht wurde; die Franzosen ließen sich trotz des Zurückgehens unserer Truppen nicht bewegen, zu folgen.

Durch dieses feige Verhalten der französischen Führung war der deutsche Plan vereitelt. Es wurde nun beschlossen, dem Herrenleben der Franzosen ein Ende zu machen. Am 22. August wurde von Colmar aus ein kräftiges Schrapnellfeuer eröffnet und die Franzosen aus Ingersheim und Logelbach herausgetrieben. Daß hierbei einige Gebäude in Mitleidenschaft gezogen wurden, war unvermeidlich; dabei ist auch die große Nudelfabrik Scheurer in Logelbach, worin sich die Franzosen gütlich getan hatten, zerstört worden. Der Zweck war aber erreicht: wie wild fliehende Karawanen kamen Teile der französischen Truppen durch Türkheim und ließen ihre Absätze sehen.

Hiermit endete der Franzosenbesuch in Türkheim, viele enttäuschte Gesichter und die anfangs umschwärmte Trikolore zurücklassend.


Deutscher Flugapparat, von einem höher fliegenden Aeroplan aus aufgenommen.

Mit der Artillerie im Gefecht.

Aus einem Feldpostbrief.

(Hierzu die Farbdruckbeilage „Auffahrende Batterie im feindlichen Feuer".)

Über Stock und über Stein, über Hügel, Löcher, Gruben und Zäune geht es sowohl bei der Artillerie wie bei der Munitionskolonne, wenn sie lossausen. Das ist manchmal mehr geflogen als gefahren, halb schwebend, halb kippend, halb auf dem Kopf stehend; aber schließlich kommt wie durch ein Wunder wieder alles in das rechte Gleis. Der rastlose Drang nach vorn bewahrt einen vor dem Umfallen, und fliegt man zuweilen mit einem tüchtigen Hopser in die Luft, so zieht einen das eigene Schwergewicht von selber wieder herunter. „Immer nur vorwärts", ist der einzige Gedanke. Das kommt wahrscheinlich von dem guten Beispiel der Granaten und Schrapnelle her, die keine Ruhe haben, bis sie aus dem Kanonenrohr hinausfliegen als heiße, frischgebackene Grüße für den Feind.

In Rethel (siehe auch das Bild Seite 472 unten) hätten wir bald unseren Rittmeister verloren. Wir hielten auf der Landstraße, vor uns ein von den Unsrigen besetztes Dorf, in das die französischen Granaten immer nur so hineinsausten. Hinter dem Dorf auf einer kleinen Anhöhe fuhr ungeachtet des feindlichen Geschoßhagels unsere Artillerie auf; ihr folgte ebenso todesmutig Infanterie.

Da kam der Befehl, daß unsere zweite Halbkolonne Munition nachführen solle. Von einem Leutnant geführt, zogen die Kameraden ab, während wir von der ersten Halbkolonne halten blieben. Ohne Verluste zu erleiden, lieferten sie ihre Granaten und Schrapnelle ab und fuhren nach einer Weile gleich weiter zurück, um frische Munition zu fassen. Wir nahmen Abschied von unseren Kameraden, wußten wir doch nicht, wie viele von uns sich wiedersehen würden. Denn schon hieß es auch für uns: „Vorwärts!"

Es war ein schöner, heller Sonntag. Wir waren bald im Dorf, das wir schrittweise erreichten, mittendrin im Feuer — und jetzt dachte man an nichts weiter als an seine Aufgabe; zur Überlegung kommt man immer erst später, wenn alles vorbei ist.

Also im Trab und gleich darauf im tollsten Rasen zum Dorfe hinaus, nachher von der allzu gefährlichen Straße herunter und querfeldein hinter einen Berg, wo wir in einem Busch Deckung fanden, freilich aber nur auf kurze Zeit, gewissermaßen zum Atemholen. Dann ging es im Galopp den Abhang hinauf. Wir waren noch nicht in halber Höhe, da bekamen wir wieder heftiges Artillerie- und Infanteriefeuer; wahrscheinlich hatte uns eine Staubwolke dem Feinde verraten. Aber nun gab es kein Halten mehr. Durch — hinauf!

Immer mehr näherten wir uns der Kuppe des Hügels. Da sah ich, wie der Spitzenreiter des vor uns fahrenden Wagens plötzlich im Bogen nach vorn über seine Pferde flog und diese selbst zusammenbrachen; sie waren getroffen, dem Kameraden aber war nichts geschehen. Gleich darauf stürzte ein Feldwebel-Leutnant und mit einem Male auch unser Rittmeister. Sein Pferd lag da wie tot. Er sprang sofort auf ein anderes; da erhielt er selber einen Schuß, der zum Glück nur das Fußgelenk streifte, und wieder war sein Pferd tot. Er wollte auf ein drittes; da traf ihn ein zweiter Streifschuß in den Arm. Jetzt mußte uns der Wachtmeister führen.

Endlich waren wir oben bei unserer Batterie. Es wurde abgesessen und die Munition verteilt. Als unser Wagen abgegeben hatte, freuten wir uns, daß uns nichts Schlimmeres geschehen war.

Als wir wieder aufgesessen waren, kam ein Munitionswagen an, nur noch mit einem Kanonier und ohne Vorderpferde. Der brave Kamerad hatte sich ganz allein durchgeschlagen! Wir schnell wieder herunter und geholfen, dann wieder aufgesessen, und ab ging es.

Wir waren erst ein paar Schritte weit, da tauchte ein Wachtmeister von der Batterie auf. Er hatte einen Schuß im Oberschenkel und bat, daß wir ihn mitnehmen möchten. Er wurde aufgeladen. Wieder ein paar Schritte, da zeigte sich ein Feldwebel von der Infanterie mit einem Schuß im Gesicht; auch er wurde mitgenommen. So hatten wir schon fünf Verwundete.

Nun los im Galopp. Man schwebte mehr in der Luft, als man saß; mit einer Hand mußte man sich selbst halten, mit der anderen einen Verwundeten, und überall flogen die Kugeln.

Plötzlich schlugen dicht vor unseren Vorderpferden zwei Granaten ein. Die Pferde scheuten und machten kehrt; wir Unverwundeten sprangen schnell herunter, faßten die Tiere am Kopf und brachten sie wieder richtig in Gang. Inzwischen waren aber unsere Verwundeten weg; sie hatten unser Abspringen falsch verstanden und waren, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen, mit eigener Kraft losgesteuert. Ja, wenn der Mensch muß, dann bringt er immer noch einen Rest verzweifelter Kraft auf — und es geht.

Ein paar Meter weiter sah ich einen Kameraden von uns liegen. Na, an dem konnten wir doch nicht achtlos vorbeifahren. Er wurde mit vieler Mühe aufgeladen, da er schwer verwundet war. Leider hat es ihm nur wenig genützt; er ist am anderen Tage gestorben.

Nun im Galopp heraus aus dem Hexenkessel! Mir ist nichts geschehen. Du siehst, Unkraut verdirbt nicht. —



Auffahrende Batterie im feindlichen Feuer.

Nach einem Gemälde von Professor Anton Hoffmann.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Ebenso wie beim Kolonialkrieg hat es England kraft seines Kabelmonopols verstanden, auch bei den Mitteilungen über den **Heiligen Krieg** das Durchsickern der Wahrheit möglichst aufzuhalten.

So vollständig ihm aber die Verschleierung der Tatsachen hinsichtlich der zur Abschüttlung des englischen Joches in Indien, Afrika und an anderen Stellen unternommenen Aufstände gelingt, so wenig nützen ihm alle Versuche zur Milderung der immer drohender herannahenden, fürchterlichen und in ihren Folgen noch nicht übersehbaren Niederlage vor den Dardanellen, dem Hauptkampfplatz im ferneren Osten, der von Englands kostbarstem Material an Menschen und Munition vielleicht ebensoviel verschlang, wie der felsenfeste Widerstand unserer Truppen in Flandern, der ihm aber von seiner sorgsam gehüteten Flotte, seiner empfindlichsten Wehr, mehr an Schiffen und Seeleuten raubte, als die verlustreichste aller siegreichen oder verlorenen Seeschlachten in seiner langen Geschichte.

Nachdem der erste große Ansturm auf die Meerenge von den besonnen und sicher geführten Verteidigern vernichtend abgeschlagen war, hatten die Verbündeten eine lange Ruhepause zur Erholung ihrer Mannschaften, zur Ausbesserung der vielen Schäden und zur Ersetzung der erlittenen Opfer nötig.

Erst am 15. April bahnten sie mit gewaltig vermehrten Kräften einen neuen Angriff an. Der Panzer „London" versuchte an diesem Tage unter Begleitung des französischen Torpedobootzerstörers „Renard" eine Erkundungsfahrt vor den Dardanellen. Beide Schiffe gerieten in das wohlgezielte Feuer schwerer türkischer Mörser und konnten ihren Auftrag, die Auskundschaftung der türkischen Batterien, nicht durchführen.

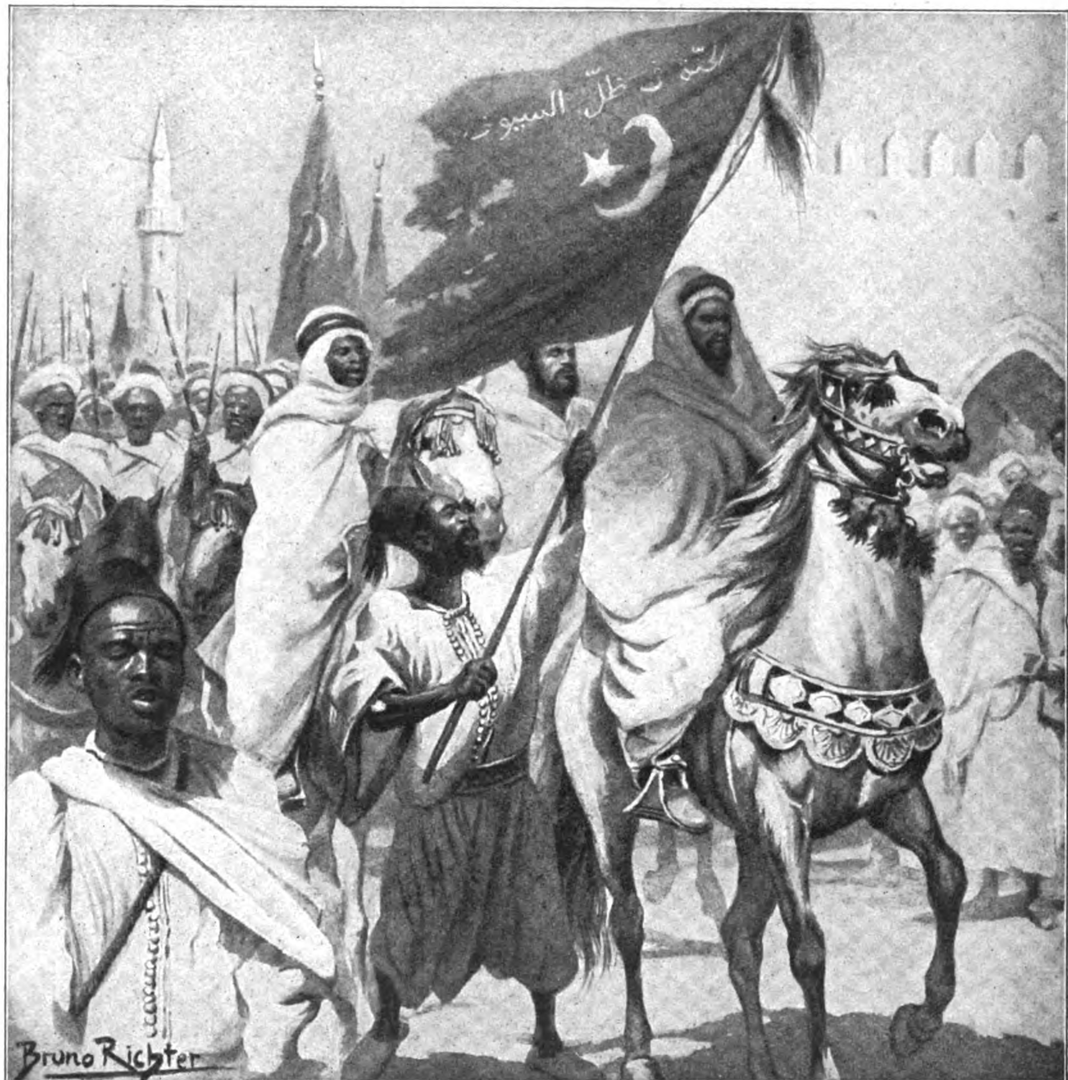
Ein Panzerkreuzer, der am nächsten Tage die Befestigungen an der Einfahrt in größeren Zeitabständen erfolglos befeuerte, erhielt als Gegengruß vier Volltreffer aus türkischen Geschützen, die einen Brand erzeugten und ihn zu eiliger Abfahrt nach Tenedos zwangen.

Torpedoboote, die sich unter dem Schutze der Dunkelheit dem Eingang der Meerenge näherten, verschwanden ebenfalls vor der türkischen Beschießung. Der 16. April kostete den Angreifern auch zwei Wasserflugzeuge: eines fiel angeschossen vor Sazli Liman ins Meer, ein anderes, das ihm zu Hilfe eilte, wurde versenkt; der Panzer „Lord Nelson", der mit einem Wasserflugzeug-Mutterschiff die Rettungshandlung übernahm, wurde von Granaten getroffen und zog sich schleunigst zurück, auch das Mutterschiff, dem es gelang, das beschädigte Wasserflugzeug abzuschleppen, brachte sich mit Eile in Sicherheit.

An diesem an Schlappen reichen Tage wurde in den Dardanellen östlich von Karanlik Liman auch das englische Unterseeboot „E 15" zum Sinken gebracht. Es sah sich von türkischen Scheinwerfern entdeckt, tauchte unter, wurde von der starken Strömung ans Ufer getrieben und strandete. Am anderen Morgen bemerkten die Türken das Boot, es wurde beschossen, kampfunfähig gemacht und der Rest der Mannschaft — 21 Mann und 3 Offiziere — gefangen genommen; einer der Gefangenen war der frühere englische Vizekonsul in den Dardanellen.

Die Verteidiger der Dardanellen hielten nicht nur treue Wacht, entschlossen versuchten sie sich auch im Angriff. Am 19. April bewarf ein türkischer Flieger Tenedos erfolgreich mit Bomben und kehrte trotz des starken feindlichen Feuers unversehrt heim. Unterdes hatte das türkische Torpedoboot „Timur Hissar" im Ägäischen Meer im Rücken der Belagerer das englische Transportschiff „Manitou" angegriffen, mit dem Erfolg, daß nach dem englischen Bericht mindestens 100 englische Soldaten ertranken. Dem tapferen Türken gelang es, vor der Meute feindlicher Kreuzer und Zerstörer nach Chios zu entkommen. Die Besatzung sprengte ihr Schiff, um es nicht in Feindeshand fallen zu lassen, und ließ sich von der griechischen Behörde festnehmen.

Der Mißerfolg, der den Verbündeten im Seegefecht so peinlich an den Fersen klebte, steigerte sich im Kaperkrieg gelegentlich zur Lächerlichkeit. Ein englischer Kreuzer fuhr in die Bucht von Geukalad ein, durchsuchte vier Barken und beschlagnahmte dann auch tatsächlich — zwei Säcke mit Zwiebeln.



Die heilige Fahne des Propheten wird unter Begleitung des Großscherifs und des arabischen Scheichs aus Mekka abgeholt. Auf der Fahne der Kampfvers: „Das Paradies ist im Schatten des Schwertes".

Nach einer Originalzeichnung von Bruno Richter.

Nach diesen, den Verbündeten wenig Gutes verheißenden Vorspielen folgte am Morgen des 25. April der Beginn des blutigen Hauptangriffs. Der Tag brachte die Einleitung eines Unternehmens, hinter dem der Wille der verbündeten Regierungen stand, durch einen entschiedenen Erfolg mit den Waffen auch einen Überraschungserfolg der Diplomatie schnell und vollständig zur Reife zu bringen: die Balkanstaaten sollten endlich bestimmt werden, in den Krieg einzugreifen und so der letzte Tropfen des Meeres von Feinden zu werden, in dessen Fluten man die Zentralmächte dann schleunigst begraben wollte. Zur Erreichung des Zieles waren den militärischen Führern riesige Machtmittel zur Verfügung gestellt worden; man gedachte Opfer über Opfer zu bringen, um das schwere Angriffswerk zu einem glücklichen Ende durchzuzwingen.

Dieser zweite Durchbruchsversuch sollte auch mit einer gehörigen Landmacht unter tatkräftigster Unterstützung von der See her angepackt werden. 80 Transportschiffe fuhren im Schutz von 11 Panzerschiffen, etwa 25 Kreuzern und gegen 30 Torpedobooten am 25. April in den Golf von Saros ein. Unter dem Schutze der Schiffsgeschütze wagten die Verbündeten einen nachdrücklichen Landungsversuch an nicht weniger als sechs Stellen, bei Ari Burnu, am Sighindere, in Mortu Liman, bei Sedil Bahr, Teke Burnu und Kumkale. Außer der genannten Schiffsmacht unterstützten noch gegen 20 Kriegschiffe vom Eingang der Meerenge her die Landungsbewegungen.

Die Türken, die wohlweislich nur schwache Beobachtungs- und sichernde Vortruppen dem übermächtigen, alles buchstäblich zudeckenden Feuer der Verbündeten aussetzten, störten die Landung nach Kräften und mit gutem Erfolg. Mehrere Schlepper und Schaluppen wurden versenkt, kleinere Abteilungen Gelandeter vernichtet und ins Meer gedrängt.

Die Verbündeten faßten an diesem Tage nach verlustreichem Ringen an verschiedenen Stellen wohl festen Fuß, vermochten aber selbst bei viermaligen nächtlichen Vormarschversuchen keinen Boden zu gewinnen.

An den nächsten Tagen drängten die Verbündeten unter Aufbietung aller Kräfte zum Fortschritt. Jetzt aber machten auch die Türken Angriffsbewegungen, behinderten empfindlich beim Ausbooten, trieben stellenweise gelandete Truppen in wilden Kämpfen in die Boote zurück und erbeuteten Maschinengewehre und anderes Material. Um Kumkale entspann sich am 27. April ein lebhaftes Gefecht, das trotz aller Tapferkeit der Franzosen, trotz aller Verteidigungskünste mit Stacheldraht und Verschanzungen den kühn und rücksichtslos angreifenden Türken einen schönen Sieg brachte.

Sturmangriffe der Türken am nächsten Tage bei Sedil Bahr und Kaba Tepe kosteten den Verbündeten mindestens 10 000 Mann. Gefangene erzählten, daß an diesem Tage zwei Generale verwundet worden seien und das Feuer der Batterien an der anatolischen Küste blutige Verheerungen unter den Verbündeten angerichtet habe.

Alle Kraftanstrengungen der Verbündeten in den nächsten Tagen, die besonders bei Ari Burnu und Kaba Tepe zu Kämpfen mit der blanken Waffe führten, änderten



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Offiziere der türkischen Armee in Beer-es-Seebah.

Von links nach rechts: Oberleutnant Jussuf Jsed, Oberstleutnant Behdschet Bey, Oberst Trommer, Kommandeur der 8. Division, Generalstabsoffizier Rüschdi.



Von den Dardanellen: Türkische Infanterie rastet nach einem anstrengenden Marsch.

Phot. A. Grohs, Berlin.

nichts an der Tatsache, daß sie über die einzigen von ihnen gehaltenen Landungslager in Ari Burnu und Sedil Bahr nicht hinausgelangen konnten. Die Türken blieben ihren Gegnern zudem keinen Angriff schuldig und zeigten sich nicht nur ausdauernd und zähe in der Verteidigung, sondern auch geschickt und wagemutig im Gegenstoß und immer neuen schneidig durchgeführten Nachtangriffen. Am 3. und 5. Mai erbeuteten sie dabei Maschinengewehre. Am 6. gelang bei Ari Burnu ein Einbruch in die feindlichen Verschanzungen, bei dem große Mengen Schanzmaterial mitgenommen werden konnten. Am 16. Mai kam es im Raume bei Sedil Bahr zu einer Schlacht, bei der der linke feindliche Flügel nahe Ari Burnu ins Meer gedrängt und eine ganze Division niedergemacht wurde. Auch ein neuer, überaus kräftiger Überraschungsversuch der Verbündeten bei Sedil Bahr am 21. Mai mißlang unter schlimmsten Verlusten.



Türkische Marine mit deutschen Offizieren. Phot. A. Grohs, Berlin.

Wieviel Verstärkungen die Verbündeten auch immer wieder nachschoben, sie kamen nicht voran, sie führten damit nur neues Kanonenfutter für die genau eingeschossenen und unauffindbaren türkischen Batterien heran und gaben den türkischen Verteidigern nur immer wieder neue Gelegenheit, ihre opferbereite Treue zur Heimat im Feuergefecht und im Nahkampf zu erweisen.

Die Schlag auf Schlag schier nach Belieben gelingenden Waffenerfolge, die gewaltigen Verluste ihrer Gegner nährten von Tag zu Tag die Zuversichtlichkeit der türkischen Soldaten und machten sie von Stunde zu Stunde unüberwindlicher. Selbstvertrauen und der Glaube an den Sieg und an die Führer nahmen allem Unternehmungsgeist der Gegner die Wirkung. Diese lebendige Mauer von Verteidigern widerstand mit heldenmütiger Ausdauer nicht nur den immer neuen nachdrücklichen Vorstoßversuchen der Landungstruppen, sondern auch dem furchtbaren Feuer der schweren Schiffsgeschütze, die die Angriffe der Landungstruppen vorbereiteten und unterstützten. Die feindlichen Schiffe verfeuerten nahezu einen Monat hindurch mindestens 50—60 000 Schüsse täglich und machten die Halbinsel



Die Offiziere des „Sultan Yawus Selim" mit ihrem Kapitän Ackermann. Phot. Ed. Frankl, Berlin.



Abziehende Russen setzen vor ihrer Flucht au

Nach einer Orig



lizien die Naphthawerke in Stryj in Brand.

ung von Max Tilke.

Gallipoli buchstäblich zur Hölle, da ganz vorwiegend die schwersten Kaliber, 38,5- und 30,5-Zentimetergeschütze, verwendet wurden. Aber auch die Türken hielten eine Kanonade aufrecht von gewaltigem Umfang, wenn auch nicht unter so achtloser Stoffverschwendung. Dafür hielt die türkische Artillerie nicht nur die Landungsarmee zurück, sondern brachte auch der feindlichen Flotte fast täglich recht unerwünschte Schäden bei.

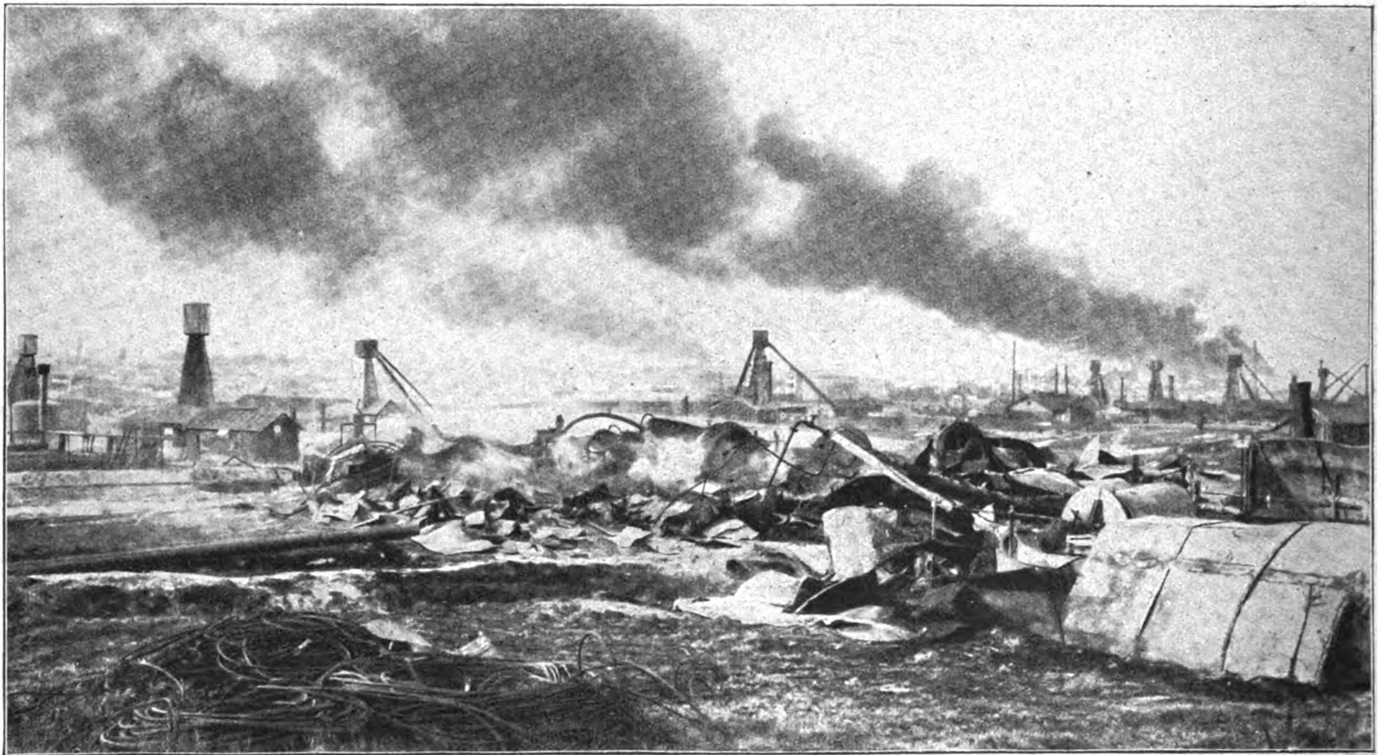
Am 25. sank ein Torpedobootzerstörer der feindlichen Flotte, am nächsten Tage ein zweiter, und ein Kreuzer mußte sich mit gebrochenen Masten nach Tenedos zurückziehen. An diesem Tage sanken auch mehrere Schaluppen und ein Transportdampfer. Am 28. ward wieder ein Torpedobootzerstörer versenkt und die „Jeanne d'Arc" in Brand geschossen, ferner mußte sich „Majestic" schwer getroffen zurückziehen. Anfang Mai verschwand auch das schwer getroffene Panzerschiff „Henri IV." aus der Kampflinie. Am 4. Mai mußte sich der Panzer „Agamemnon", nachdem er vier Volltreffer erhalten hatte, gegen Tenedos zurückziehen. Der Mai, der unserer Sache auf allen Kriegschauplätzen so erstaunliche Erfolge brachte, war auch für die englische Flotte vor den Dardanellen ein unermüdlich und unersättlich verschlingender Unglücksmonat. Die schwersten Verluste begannen am 10. Mai mit dem Untergang des zur Bulwark-Formidable-Gruppe gehörenden Linienschiffes „Implacable", das 15 240 Tonnen verdrängte und 750 Mann Besatzung führte. Nach diesem glänzenden Erfolge der anatolischen Batterien gelang der türkischen Flotte mit der Torpedierung des nur um 2000 Tonnen geringeren „Goliath" ebenfalls ein unerwarteter Schlag. Diesen erfreulichen kühnen Streich führte der türkische Zerstörer „Muavenet-i-Gillije"; er durfte wohlbehalten zurückkehren. Ein deutscher Teilnehmer an dieser echtdeutsch seemännischen Tat schildert in einem Briefe die Torpedierung in folgender Weise:

Endlich kam der Tag oder vielmehr die Nacht vom 13. zum 14. Mai. Abends um sieben Uhr verließen wir ..., nachdem wir den Lotsen an Bord genommen hatten. Wir fuhren mit zehn Meilen in der Stunde durch die Minensperre. Nach etwa einer halben Stunde kamen wir in die Bucht von ... Da lagen wir bis ein Uhr. Dann ging es zum Angriff vor. Wir liefen mit sechs Meilen an, immer unter Land, bis wir an die Landzunge von ... kamen. Dort wurden wir von einem heftigen Gewehrfeuer empfangen, kümmerten uns aber nicht darum. Auf einmal kam der verruchte Feind in Sicht. Die Zähne zusammengebissen, die Fäuste geballt, harrten wir seiner — wir waren entschlossen, zu siegen; mit dem Leben hatten wir abgeschlossen. Sobald der Gegner uns sah, gab er das Erkennungszeichen; wir taten dasselbe. Er war jedenfalls der Meinung, wir hätten ihn nicht verstanden, und morste daher weiter. In der Zeit waren wir aber herangekommen. Ein Ruck am Hebel, und der erste Torpedo sauste ihm in die Flanke, dann der zweite und dritte, alle drei gute Treffer. Sofort legte sich das Schiff auf die Seite, und wir fuhren so schnell als möglich davon, gejagt von den Zerstörern. Sie kamen bis in die Nähe der Forts und wurden von einem mörderischen Geschützfeuer empfangen. Da machten sie schleunigst, daß sie wegkamen, bis auf einen, der zum Sinken gebracht wurde. — Das war das Ergebnis der Schlacht. Als wir am Morgen in ... einliefen, wurden wir durch ein donnerndes Hurra empfangen; den Augenblick werde ich in meinem Leben nicht vergessen ...

Mit diesen Verlusten der verbündeten Flotten war aber eine ganze Reihe ähnlich schwerer erst eingeleitet. Am 25. Mai wurde das englische Linienschiff „Triumph" (siehe Bild S. 438), mit 700 Mann Besatzung und 12 200 Tonnen Wasserverdrängung, vor Ari Burnu torpediert. Es kenterte nach neun Minuten und versank völlig nach knapp zwanzig Minuten. Dieses Linienschiff nahm schon unter japanischem Oberbefehl an der Beschießung von Tsingtau teil und bekam dort deutsche Granaten zu kosten. Nun wurde es im Golf von Saros von einem deutschen Torpedo zur Strecke gebracht. Denn ein deutsches Unterseeboot hatte diesen verwegenen Angriff unternommen. Es entkam unbeschädigt vor der Verfolgung zahlreicher feindlicher Zerstörer. Seine kühne Tat brachte der Welt einen neuen Beweis des überlegenen Könnens deutscher Schiffsbaukunst und Technik. Das deutsche U-Boot hatte einen Weg von 6100 Kilometer hinter sich, ehe es zu diesem vernichtenden Schlage ausholen konnte. 6100 Kilometer! Ein Wink auch über den Atlantischen Ozean!

Trotz der durch dieses Ereignis aufs äußerste geschärften Wachsamkeit der Engländer folgte dem „Triumph" schon am 27. Mai der „Majestic", ein älteres Linienschiff etwa von der Größe des „Implacable". Auch er wurde von einem deutschen Unterseeboot torpediert. Drei Stunden danach wurde dasselbe Schicksal schon wieder einem anderen Schlachtschiff mit zwei Masten und zwei Schornsteinen bereitet, das sich auf die Seite legte und nach Imbros abgeschleppt wurde. Es gehörte der Agamemnonklasse an; der Name ließ sich nicht ermitteln.

Auch im Schwarzen Meere war es unterdessen zu



Von den Russen in Brand gesetzte Naphthagruben in Boryslaw. (Im Vordergrund zerstörte Bohrtürme.) Phot. Kuophot G. m. b. H., Wien.

Flottenzusammenstößen gekommen. Die russische Flotte versuchte wiederholt eine Beschießung der Meerenge am Eingang des Bosporus, floh aber unter dem wohlgezielten Feuer der immer noch unversehrten „Göben", vielmehr jetzt „Sultan Yawus Selim" (siehe Bild S. 483). Der 26. Mai brachte die Gewißheit der erfolgreichen Torpedierung des russischen Linienschiffes „Panteleimon", das gleichfalls etwa die Größe des „Implacable" hatte. Diese Tat war einige Tage vorher von einem türkischen Unterseeboot ausgeführt worden.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Marschall Liman v. Sanders Pascha, der Führer der Kaukasusarmee, mit seinem Stabe auf einer Landstraße bei der Beobachtung.

Wie auf allen anderen Kriegschauplätzen, so ging auch im Kampf um die Dardanellen der Feind zu barbarischen Luftangriffen auf die unbeteiligte Zivilbevölkerung über. Maidos, dem nicht die mindeste militärische Bedeutung zukommt, wurde mehrfach mit Bomben belegt; dabei wurde das Krankenhaus, das deutlich durch den Roten Halbmond gekennzeichnet war, mit bewußter Absicht zerstört. Es ging vollständig in Flammen auf. Wie in Maidos töteten auch in Gallipoli feindliche Flieger Frauen und Kinder. Ein Heldenstück ähnlicher Art leistete sich am 13. Mai der französische Kreuzer „D'Estrees" vor Alexandrette. Er verlangte von dem deutschen Konsul die Niederholung der zur Feier des Himmelfahrtstages auf dem Konsulatsgebäude wehenden deutschen Flagge und begann, als er mit seiner Forderung abgewiesen wurde, mit der Beschießung des Konsulats. Aus einer Entfernung von 500 Meter gelang es ihm wirklich, mit der fünfzehnten Granate die Fahnenstange zu zersplittern. Von diesem Erfolg war er so befriedigt, daß er gegen zwei auf schnell errichteten Masten herausfordernd von der Bevölkerung gehißte Flaggen mit den türkischen und den deutschen Farben nichts mehr unternahm.

Mit blühenden Hoffnungen war die zweite Dardanellenunternehmung begonnen worden. Menschen und Material wurden nicht geschont, viele Millionen Mark Tag und Nacht an Munition verschwendet. Eine Flotte aus zahlreichen Kriegs- und über 100 Transportschiffen war mehrere Wochen unter Dampf, weit über 30 000 Tote und das Mehrfache an Verwundeten kostete die Unternehmung. Sie sollte der Türkei den Stoß ins Herz geben und den Untergang der Zentralmächte bis zum Beginn des Zusammenbruchs ein-



Aufstieg eines kurdischen Munitionszuges im Kaukasus. Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

leiten. Doch die ganze verzweifelte Anstrengung hat einzig zu dem „Erfolg" geführt, daß die Landungsarmee in überaus gefährlicher Lage auf winzigem Raum aushält, von dem sie sich selbst auf die rettenden Schiffe nur unter Verlusten zurückziehen könnte, die vielleicht völliger Aufreibung gleichkämen. In jedem Augenblick mäht der Tod in ihren Reihen und schlägt nach ihr, wohin sie sich auch immer wenden mag; für sie gibt es kein Vorwärts und kein Zurück. Den Herzstoß führte England nicht gegen die Türkei, sondern in den eigenen Leib. Es begrub sein Ansehen als unüberwindliche Seemacht bei diesem verzweifelten Anrennen gegen die Dardanellen. Es wollte seine überlegene Macht in hehrstem Glanze zeigen und wies doch nur seine schmähliche Blöße.

Aller Wagemut der von gewissenlosen Diplomaten in das grausige Abenteuer gehetzten feindlichen Generale und Admirale brach an dem todesverachtenden Heldenmut der türkischen Soldaten, die sich ihrer deutschen Führer und der Kampfgemeinschaft mit ihren deutschen Kameraden in unendlich schweren Wochen vollauf wert erwiesen. Auch vor den Dardanellen werden die anscheinend so unentwirrbar angelegten diplomatischen Netze unserer Gegner von moralisch überlegenen, der Heimat und ihrem Schutze bis zum letzten ergebenen Vaterlandsverteidigern bis zur Vernichtung zerhauen und zerrissen.

Der wuchtige Märzangriff der verbündeten Seestreitkräfte auf die Dardanellen, der ihnen so schwere Opfer kostete und doch nicht den leisesten Erfolg brachte, ließ uns aufatmen, weil der so glänzend ergebnisreiche Widerstand der Türken unser Vertrauen auf die Stärke der Dardanellenbefestigungen hob.



Oberst v. Seeckt (X). Phot. A. Grohs, Berlin.
Chef des Generalstabes der Armee Mackensen, der anläßlich des siegreichen Vorgehens am San mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet wurde.

Der zweite, noch wütendere Maisturm der verbündeten Flotten und der verbündeten Armeen gegen Gallipoli und die Dardanellen erwies zu unser aller größter Genugtuung nun auch die unerschütterliche Standhaftigkeit und Festigkeit der türkischen Landstreitkräfte selbst gegenüber der tollwütigsten Anwendung der schrecklichsten und mörderischsten neuzeitlichen Gefechtsmittel. Die heilige Fahne des Propheten (siehe Bild Seite 481), die der Großscherif unter inbrünstiger Begeisterung der Mohammedaner aus Mekka abholte, weht dem türkischen Soldaten voran. Sie spornt ihn im Verein mit dem Vertrauen zu seinen Führern zur Aufbietung aller körperlichen und geistigen Kräfte an, der mit der Fahne des Propheten verknüpfte heilige Schauer des Gedenkens an die heldenmütigen, alles zerschmetternden Kriegstaten seiner Vorfahren belebt aufs neue in ihm die eingeschlummerte Lust am Wagen und Kämpfen und reißt ihn zu einer draufgängerischen und doch zielbewußten Kühnheit hin.

Die unermüdliche, tapfere Ausdauer, die den türkischen Dardanellenkämpfer auszeichnet, bewies der türkische Soldat auch an der **kaukasischen** Grenze. Am Kaukasus (siehe die Karte Seite 302) ist es bisher nicht wieder zu Gefechten von besonders erheblichem Umfang gekommen, weil der Kampf an den Dardanellen naturgemäß den größten Teil der türkischen Armee fesseln muß und also für ein langwieriges Vorgehen in dem schwierigen Gebirgsgelände nicht die nötigen Massen zur Verfügung stehen. Dennoch ist die Verteidigung der Türken am Kaukasus kraftvoll und belebt von heftigen Angriffen auf die russische Front, die wiederholt zu erfreulichen Erfolgen führten.

Am 14. April kam es in der Gegend von Milo, in der



Phot. R. Sennecke, Berlin.
Blick auf einen Teil der russischen Stellungen am San, die von deutschen Truppen gemeinsam mit österreichisch-ungarischen Verbänden durchbrochen wurden.



Die preußischen Garde-Grenadier-Regimenter Elisabeth und Alexander stürmen gemeinsam mit österreichisch-ungarischen Truppen Schloß und Meierhof bei Jaroslau.

Nach einer Originalzeichnung von Georg Hänel.

Nähe der Küste, zu schärferen Gefechten, die für die Türken mit Vorteil endigten. Russische Angriffe südlich Artwin wurden ebenfalls von den Türken abgewiesen.

Ein Nachtangriff, den die Russen am 28. April nördlich Milo ansetzten, mißlang unter besonders blutigen Verlusten für die Russen.

Als die Russen Ende April auf einem großen Teile ihrer Front auch durch türkische Gegenangriffe bei Artwin zurückgetrieben wurden, hörte man lange Zeit nichts mehr von dem kaukasischen Kriegschauplatz. Erst unter dem 29. Mai wurde von einem Gefecht berichtet, in dem es gelang, dem russischen linken Flügel erheblichen Schaden zuzufügen, ihn aus den Verschanzungen hinauszuwerfen und zur Flucht zu zwingen. Die Russen ließen viele Tote zurück, die Türken erbeuteten viel Munition und eine große Anzahl Gewehre.

Die Haltung der Türken auf dem sehr abgelegenen kaukasischen Kriegschauplatze ist eine besondere Leistung, namentlich auch, weil die Verbündeten unter großem Aufwand an Geldmitteln einen Aufstand der Armenier herbeizuführen suchten.

Die türkische Regierung erkannte zum Glück rechtzeitig die drohende Gefahr, griff mit kräftiger Hand zu und erstickte die Unruhen durch Beseitigung der hauptsächlich beteiligten Verschwörer. Der Dreiverband sah seine Pläne vereitelt, war aber keineswegs um andere hintenherum führende Wege verlegen. Die berechtigten Schutzmaßnahmen der türkischen Regierung gegen die armenischen Revolutionäre und Aufwiegler verkehrte er durch Erfindung und Entstellung von Tatsachen in ein angebliches türkisches Massaker unter den Armeniern. Die türkische Regierung verwahrte sich gegen diese Behauptungen durch eine offene Darstellung des Sachverhalts und konnte unter anderem ermitteln, daß unter den 77 835 Armeniern Konstantinopels beispielsweise nur 235 Leute der Mitschuld an der aufständischen Bewegung bezichtigt und verhaftet wurden. Im besonderen konnte sie feststellen, daß die revolutionären Komitees in London, Paris und Tiflis tatsächlich unter dem Schutze der englischen, französischen und russischen Regierung tätig waren. Bei den Armeniern wurden Tausende von Bomben und russische Gewehre gefunden. Die türkische Regierung handelte also vollständig im Lebensinteresse des Staates, wenn sie diese Gefahr im Rücken der wackeren Vaterlandsverteidiger beizeiten rücksichtslos niederschlug.

Dem unbewiesenen Vorwurf der Zulassung von „Greueln" hielt die türkische Regierung in einer amtlichen Erklärung mit gutem Glück entgegen, daß es widersinnig klingt, wenn ausgerechnet die englische, die französische und die russische Regierung in ihrer Anklage die Gefühle der Menschlichkeit anrufen. Denn in dem Augenblick des Einspruchs der Verbündeten ließen die Befehlshaber ihrer Seestreitkräfte vor den Dardanellen Ambulanzen und Krankenhäuser beschießen, die Russen gaben die im Kaukasus in Gefangenschaft geratenen Türken dem Verhungern und Verdursten preis und ließen sie obendrein von ihren Schützlingen, den Armeniern, quälen und totschlagen.

Die Verbündeten suchten aber nicht nur das Kriegsglück am Kaukasus durch Entfesselung eines Aufstandes der Armenier zu ihren Gunsten zu wenden, sondern bereiteten, großzügig wie sie in derlei Dingen zu sein vermögen, auch eine Verschwörung größten Maßstabes vor, mit keinem geringeren Zweck als der Beseitigung des Sultans, der Regierung und ihrer führenden Anhänger und sogar der Ermordung der deutschen Offiziere im türkischen Heere.

Der Fall des Irenführers Sir Roger Casement, den Grey durch Casements Diener Christensen nach einem grausam erdachten Plane aus dem Leben schaffen wollte, zeigte bereits, daß die gegenwärtige englische Regierung nicht nur nicht davor zurückscheut, mit den schlimmsten mittelalterlichen Schleichmitteln sich durchzusetzen, sondern auch mit der Anzettelung von Attentaten, deren Ausführung bisher nur bei den gewissenlosesten, unmenschlichsten Verbrechern für möglich galt, zum Ziele zu kommen sucht.

Die umfangreiche Verschwörung gegen die türkische Regierung, deren Gelingen ganz zweifellos von den schlimmsten Folgen für die Kriegführung an den Dardanellen auf türkischer Seite hätte führen können, wurde geleitet durch den englischen Gesandten Elliot in Athen. Beteiligt waren an diesem Hauptsitz des Unternehmens besonders auch der ehemalige griechische Gesandte in Konstantinopel Panas und der im Frühjahr entlassene griechische Ministerpräsident Venizelos. Von türkischer Seite wurde die Verschwörung durch ehemals landesflüchtig gewordene Hochverräter unterstützt, die bei der beabsichtigten Umwälzung nicht nur ihre persönliche Rache, sondern auch ihren politischen Ehrgeiz zu befriedigen hofften. Genannt wurden der ehemalige Jungtürkenführer Prinz Sabeheddin, der sich später mit den Jungtürken überwarf und ihr Gegner wurde, Scherif Pascha, ehemaliger türkischer Gesandter in Stockholm und Madrid, Herausgeber einer Hetzzeitschrift gegen die Jungtürken, der Führer der verflossenen reaktionären Offiziersliga Sadik Bey, osmanische Griechen und Mitglieder des revolutionären armenischen Komitees Hinschak.

Scherif Pascha soll sogar schon die Großwesiruniform für sich bestellt haben, außerdem war auch bereits ein Verzeichnis der neu zu ernennenden Beamten aufgestellt. Der in Aussicht genommene Polizeidirektor erwies sich aber nicht als der Schurke, den die Leitung der Verschwörung in ihm zu finden gehofft hatte. Er übergab den Plan mit urkundlichen Beweisstücken der türkischen Polizei und zerschmetterte damit das mit Hilfe französischen und englischen Geldes aus Lüge und Verrat gewirkte Gespinst. Aus seinen der Polizei übermittelten Beweisstücken ging unleugbar hervor, daß Lord Kitchener für den Kopf eines bestimmten türkischen Ministers 20 000 Pfund ausgesetzt und dem Offizier, der in Konstantinopel das Zeichen zum Aufruhr geben würde, 20 000 Franken zugesichert hatte. Kitchener hatte auf dem Wege des Meuchelmordes gegen die türkische Regierung aber ebensowenig Glück wie sein Amtsgenosse Grey im Falle Casement. Der geplante mühelose Einzug in Konstantinopel ist unterblieben.

Von dem Kriegschauplatz in **Persien** (siehe die Karte Seite 302) wissen die Engländer öfter von Erfolgen zu berichten, sie aber nicht durch greifbare Tatsachen zu belegen. Zwar sind sie bis Bassorah vorgedrungen, aber nur auf Grund der Hilfe ihrer Schiffe und Schiffsgeschütze. Weder am Schat el Arab noch am Karun ist es ihnen gelungen, zu Lande mit den türkischen Soldaten fertig zu werden. Diese unternehmen vielmehr immer wieder den Engländern und Indern sehr peinliche Angriffe auf die befestigten Lager und zwingen sie bei jedem Gegenvorstoß wieder in die Nähe der Schiffe zurück. Die Engländer würden dort längst ausgespielt haben, wenn den Türken schwere Artillerie zur Verfügung stände. Die Bedeutungslosigkeit des Kriegschauplatzes in Mesopotamien rechtfertigt aber nicht die Schwächung des Artilleriebestandes auf den türkischen Hauptkriegschauplätzen.

Die Engländer beherrschen nun zwar die Zugänge zum Persischen Golf und zur persischen Küste, haben in Busher auch an 6000—8000 Inder gelandet, können aber gar nicht daran denken, zu Lande erheblich vorzudringen. Denn die Türken werden, wo sie sich in Persien bei ihrem langsamen Vordringen, zum Beispiel auf Teheran, zeigen, mit der größten Freundlichkeit bewillkommnet und die irreguläre türkisch-persische Armee ist wegen ihrer gewaltigen zahlenmäßigen Überlegenheit über die englischen Linientruppen in der Lage, allen Verteidigungsaufgaben vollständig gerecht zu werden. Ganz besonders die soldatischen Bachtiaren, deren Weideplätze sich vom Prarun tief in das Herz Persiens hinein bis unter die Tore Ispahans erstrecken, sind nicht zu verachtende Gegner; denn sie können 30 000 Mann ins Feld schicken, die mit fünfschüssigen Mausergewehren ausgerüstet sind.

Daß die Verbündeten auf allen orientalischen Kriegschauplätzen wegen der entscheidenden Bedeutung der Dardanellenkämpfe nur mit unzureichenden Mitteln kämpfen, also nirgends einen entscheidenden Erfolg herbeiführen können, beweisen, ebenso wie die Lage in Persien, besonders auch die Kriegsverhältnisse am **Suezkanal**. Während die Engländer sich in Persien wenigstens zu Unternehmungen aufschwingen, die beinahe als Angriff aufgefaßt werden können, beschränken sie sich am Suezkanal ganz auf die Verteidigung und müssen sich sogar die Angriffe unverhältnismäßig schwächerer türkischer Truppenteile gefallen lassen. Noch mehr als in Persien verdanken sie die Verhütung schlimmeren Mißgeschicks ganz ausschließlich der starken Schiffsmacht, die vorläufig noch den Suezkanal beherrscht, nicht ohne auch hier empfindlich geschädigt zu werden, obwohl die türkische Kriegstätigkeit hier ganz vorzugsweise erst nur Aufklärungszwecken gedient hat.

Seit Ende April haben die Engländer das östliche Ufer des Kanals fast zu einer zusammenhängenden Schanze umgewandelt. In Abständen von 3 bis 5 Kilometern haben die Inder unter der Leitung englischer Offiziere kleine Forts aus Lehm und Steinen erbaut, die mit Gängen und Seitengängen umgeben sind. Die Laufgräben in dem leichten Küstensand sind mit Stacheldraht und ähnlichen Hindernissen versehen und werden durch Sandsäcke verstärkt. Die Anlage der Forts entstand aus der Unmöglichkeit, die lange Linie von Port Said bis Suez (siehe die Karten Band II, S. 306 und Band I, S. 399) durch Truppen ausreichend zu besetzen. Längs des Kanals sind in weiten Abständen Wachtposten aufgestellt; von den Forts aus werden berittene Patrouillen nach dem Osten in der Richtung der türkischen Front ausgesandt. Wenn Alarm geschlagen wird, sollen aus den die Laufgräben verbindenden Forts die besonders gefährdeten Punkte mit stärkeren Streitkräften gespeist werden. Die Somalineger, britischen Inder und Australier, die diese Verschanzungen zu verteidigen haben, fühlen sich darin keineswegs sicher. Es wurden Äußerungen kriegserfahrener Inder bekannt, die der Meinung waren, daß selbst die Forts von 50 entschlossenen Leuten stürmend genommen werden könnten. Nach allen Nachrichten, die — spärlich genug — über den Kriegschauplatz am Suezkanal eingetroffen sind, werden die Engländer dort mit ebenso tatkräftigen türkischen Gegnern rechnen müssen wie überall im Orient.

Zunächst haben die türkischen Führer einmal ihren Auftrag der gewaltsamen Erkundung und Aufklärung der militärischen Lage am Suezkanal ausgeführt. Nach einem rühmlichen Wüstenmarsch, bei dem die Türken keinen Mann und kein Tier eingebüßt haben, ereigneten sich am Kanal die ersten Gefechte. Bei diesem Zusammentreffen mit dem Feind hielten die schwachen türkischen Kräfte über 30 Stunden Fühlung mit dem Feinde. Zwei Maschinengewehre blieben zurück, weil sie durch den Sand unbrauchbar geworden waren. Der Angriff wurde abgebrochen wegen der andauernden Verstärkung, die die feindliche Flotte heranzog. Schwerere türkische Geschütze setzten durch ihr glückliches Feuer einen Kreuzer außer Gefecht, in dem durch einen Treffer eine Kesselexplosion herbeigeführt wurde. Auch gegen ein zweites feindliches Schiff wurden Treffer erzielt, das Ergebnis konnte aber wegen der großen Entfernung nicht festgestellt werden.


Das „Zillertal", eine deutsche Reservestellung bei Noyon. Phot. Paul Wagner.

Ein neues Gefecht fand am 8. April bei El Kantara statt. Auch hierbei waren die Türken die Angreifer. Ein größerer Zusammenstoß am 28. April brachte den türkischen Siegern als Beute eine Menge Gewehre und Kamelausrüstungen. Gleich in der folgenden Nacht befeuerten sie mit Erfolg ein Baggerschiff im Kanal. Am 24. Mai ließ ein englischer Kreuzer an der Küste von Medina einen Flieger aufsteigen. Durch das Feuer türkischer Soldaten und Freiwilliger wurde er abgeschossen und stürzte ins Meer. Das alles sind aber nur Vorspiele. Die türkische Regierung beabsichtigt nach einer an die befreundeten Mächte ergangenen Mitteilung einen Angriff auf den Suezkanal, weil die überall vertragsbrüchigen Engländer entgegen den Bestimmungen der Konvention von 1888 nicht nur Kriegschiffe in den Gebieten des Suezkanals unterhalten, sondern ihn sogar befestigt haben.

Über den Zustand der englischen Armee am Kanal und in Ägypten ist außergewöhnlich viel Ungünstiges bekannt geworden. Schon Mitte April berichtete der Avanti, daß die überschwenglich gefeierten australischen Truppen unerhört roh und ungezogen auftraten. Das Benehmen dieser Soldaten in Gesellschaft und Gemeinschaft ihrer Offiziere in Bars und Tanzplätzen riß einen Briefschreiber zu der Bemerkung hin, es sei der größte Hohn seitens der Verbündeten, wenn sie vorgeben, mit dieser Truppe für Menschlichkeit und Zivilisation kämpfen zu wollen. Zwischen den hochmütigen englischen Soldaten und den australischen Freiwilligen kam es in den verrufenen Vierteln Kairos sogar zu einem offenen Kampf, bei dem es 26 Tote und mindestens 80 schwerer Verwundete gab. Die kämpfenden Parteien wurden durch Feuerspritzen von weiterer Selbstzerfleischung abgehalten. Die Zuchtlosigkeit der australischen Truppen erreichte schließlich einen so hohen Grad, daß schon im April 23 000 Mann abgelöst wurden. Mit dieser gesindelhaften Armee will England ein Gebiet verteidigen, dessen Bevölkerung ihm alles andere als freundlich und ergeben ist. Zwar gelingt es den Engländern im Augenblick noch, hie und da aufflackernde kleine Aufstände niederzuhalten. Aber wenn die türkische Armee erst mit ganzer Kraft heranrückt, dann wird die Fahne des Propheten auch in Ägypten die Anhänger Mohammeds zu glühender, tatenfroher Begeisterung für die türkische Sache auflodern lassen und zu Erfolgen führen.

Der Mut der englandfeindlichen Mohammedaner hat

eine gewaltige Belebung erfahren durch das deutschmännliche und deutschschneidige, kühne und glänzend gelungene Unternehmen der Emdenmannschaft, die sich unter den schwierigsten Umständen mit unverdrossenem Mut nach Konstantinopel durchschlug. Gerade im türkischen Orient hat man für solch romantische Abenteuer wie das der Emdenmannschaft ein besonders aufnahmefreudiges Verständnis. Der Kenner morgenländischer Verhältnisse weiß, daß dort die Geschichte der Landungsabteilung der Emden von Mund zu Mund über Flüsse, Berge und Wüsten hineilte und in zehntausenden feuriger Herzen die Hoffnung auf den Sieg und den Stolz über die Kampfgemeinschaft mit den Söhnen eines Volkes, dem solch wackere Helden wie die Emdenmannschaft angehören, nährte, die Flamme der Begeisterung und der Lust zu gleichem Tun himmelhoch anfachte. Die Glanztat der Emdenmannschaft wirkt so als auffrischender Wind auch für die grüne heilige Fahne des Propheten.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Wie das U-Boot Dampfer pflückt.

Von O. v. Gottberg.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

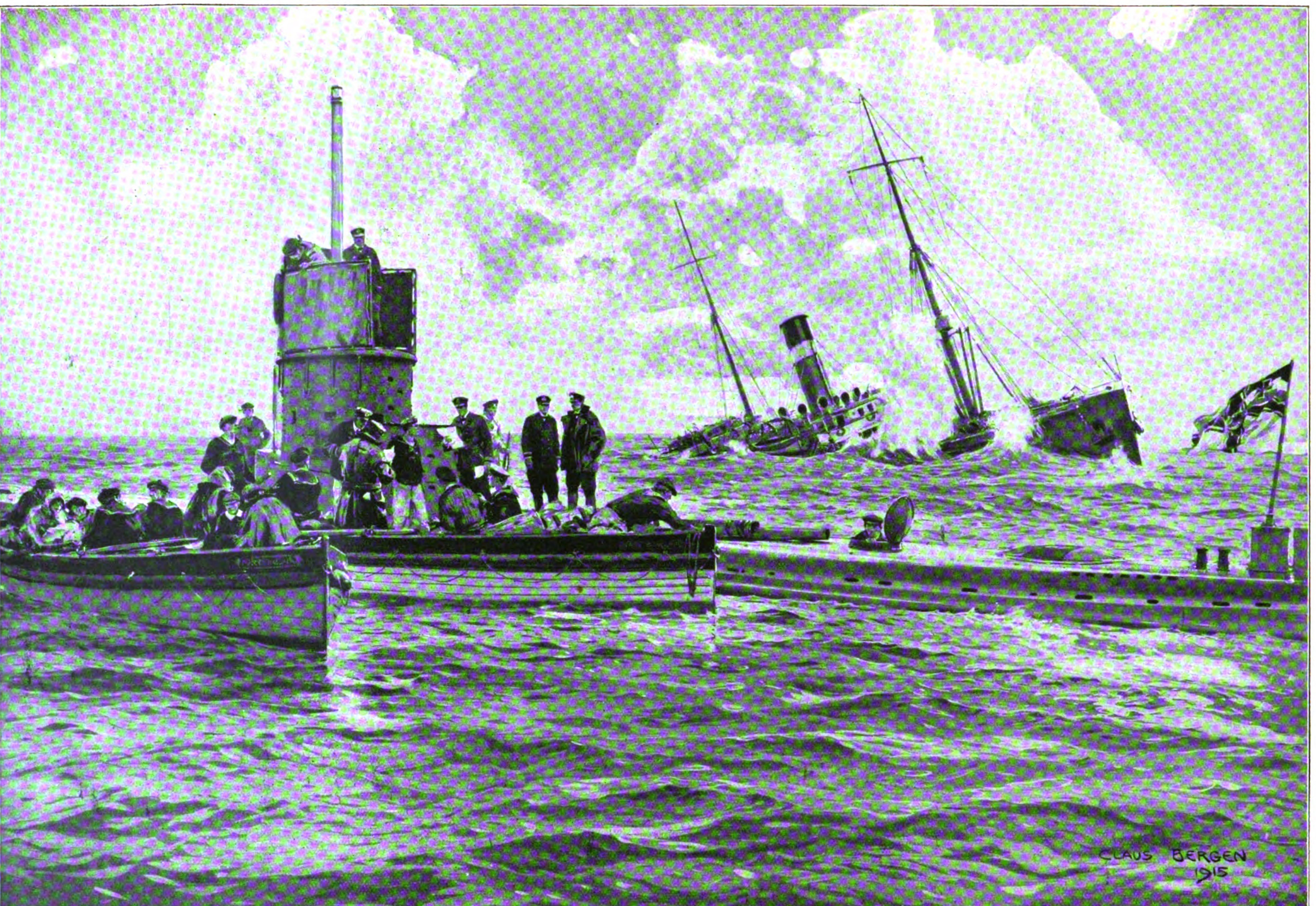
Unter blauem, leicht bewölktem Sommerhimmel gleitet auf der Höhe von Hartlepool U-x, ein deutsches Tauchboot, durch der Nordsee heute flache Wellen. Sie spülen leise plätschernd über das Deck des silbergrauen Schiffchens und werfen Spritztropfen gegen den Turm, auf dessen kleiner Brücke der Kommandant, der wachhabende Offizier und der Rudergänger bei so schönem Wetter in freier Luft nach Beute spähen. Der jugendliche Leutnant läßt das Fernken der Nordsee aus den Wellen steigen, dreht ab und flüchtet. „Der Bursche büxt aus, also werde ich aufdampfen und ihn torpedieren!" Der Kommandant gibt die nötigen Befehle, sieht aber verstörte Passagiere in Panik auf dem Deck des Briten zusammenlaufen. Die Leute dauern ihn. Er ruft die Geschützbedienung nach oben. Flink werfen die Matrosen auf Kommando ihres Führers dem Engländer Granaten vor den Bug. Da schwenkt er das Taschentuch: er wolle stoppen! Ein Weilchen dauert's, dann liegt er still. Der Kommandant von U-x hebt das Sprachrohr zum Mund: „Schicken Sie Ihre Papiere!" Der Brite läßt ein Boot herab. Es trägt vier Mann und einen Schiffsoffizier, der



Schwemme bei Baccarat an der Meurthe. Aus der Studienmappe eines deutschen Fürsten.

glas von den Augen sinken, hebt die rechte Hand und meldet: „Halbrechts voraus Dampfer ohne Flagge, weißer Ring um schwarzen Schornstein, also Z-Linie und Engländer!"

Der Kapitänleutnant sieht das Schiff mit unbewehrtem Auge, schickt Offizier und Mann ins Turmluk, klettert nach, läßt den Deckel schließen und gibt, ans Periskop tretend, einen Befehl für das Tiefensteuer. Wasser rauscht in des Bootes Ballasttanke. Das Schiffchen sinkt tiefer und tiefer, bis nur die Spitze des Sehrohrs noch über Wasser ragt. Mit hoher Fahrt hält der Kommandant auf sein Opfer zu. Der Wachhabende blickt ihm über die Schulter ins Periskop. Es ist tatsächlich ein Brite von der Z-Linie, der dem Boot entgegenfährt. Wenige hundert Meter vor seinem Bug läßt der Kapitänleutnant U-x auftauchen, um den Engländer anzurufen. Der überraschte Skipper sieht den Schrekaus seinem Kahn dem vom Turm gestiegenen deutschen Kommandanten die Papiere auf das U-Boot reicht. Ein Blick genügt! Mit 18 Passagieren trägt der aus Schweden kommende, nach Hartlepool bestimmte Dampfer Kupfer, also Konterbande! Sofort hebt der Kommandant das Sprachrohr und ruft wieder den englischen Skipper an: „Lassen Sie Passagiere und Besatzung aussteigen. Ich gebe Ihnen 10 Minuten, bis Ihr Schiff torpediert wird!" Der fremde Schiffsoffizier wird zu seinem Dampfer geschickt. Auf dem Deck drüben rennen erschreckte Frauen. Matrosen lassen die Boote hinab. Zehn Minuten vergehen. Während vom Turm des U-Boots der Wachhabende und der Rudergänger ausspähen, ob kein Gegner naht, schaukeln auf einen Wink des Kommandanten die Boote des Briten zur grauen Zigarre und gehen nebeneinander längsseit. Auf dem nebenstehenden Bilde



Ein deutsches Unterseeboot übernimmt die Papiere eines englischen Dampfers.

Nach einer Originalzeichnung von Claus Bergen.

liegen die beiden vordersten der fünf Boote. Der deutsche Kommandant hält die Passagierliste in der Hand, um sich die Leute anzusehen. Wehrfähige Belgier fahren aus allerhand neutralen Landen und Häfen nach Britannien. Auch sie sind als „Konterbande“ an der Weiterreise zu verhindern. Doch heute hat der Kapitänleutnant nur harmlose Reisende vor sich. Er fragt, ob sie mit Wasser und Proviant versorgt sind, ob die Frauen und Kinder Decken haben. Es scheint an nichts zu fehlen. Der Kapitänleutnant dreht sich um und ruft die Leute am Geschütz an. Die Kanone kracht. Eine Granate schlägt dicht unter der Wasserlinie in den Rumpf des englischen Dampfers. Eine zweite, dritte folgt. „Genug!“ Das Schiff taumelt unter den Treffern, legt sich auf Steuerbordseite und beginnt — Heck voran — wegzusinken.

Der Kommandant wendet sich zu den Briten. Der Frauen wegen will er ihre Boote ins Schlepptau nehmen. Sie werden am Heck des U-Boots festgemacht. Die Besatzung eilt unter Deck. Wieder stehen auf dem Turm nur drei wachsame Männer, als die Maschinen stampfen und die Fahrt westwärts auf die englische Küste beginnt. Bald wird ein Segler gesichtet, eingeholt und zum Flaggensetzen ermahnt. „Nehmen Sie Ihre Landsleute mit,“ ruft der Kommandant und wirft die Boote los. U-x geht auf die Suche nach neuer Beute.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Kavalleriepatrouille bei Skarcyce gibt durch Fernsignale eine Meldung weiter.

Signale im Landkrieg.

(Hierzu die Bilder auf dieser und der folgenden Seite.)

Innerhalb einzelner Abteilungen gestaltet sich auch im Kampfe der Signaldienst meist einfach; die Befehle gehen von Gruppenführer zu Gruppenführer, im Notfall von Mann zu Mann. Hornisten und Tamboure vermitteln in allgemein vernehmbarer Weise Signale wie „Seitengewehr pflanzt auf“ und „Rasch vorwärts“. Anders aber gestaltet sich die Signalgebung für Truppenabteilungen, die weit voneinander entfernt sind und sich zu gemeinsamem Vorgehen rechtzeitig und unauffällig verständigen sollen.

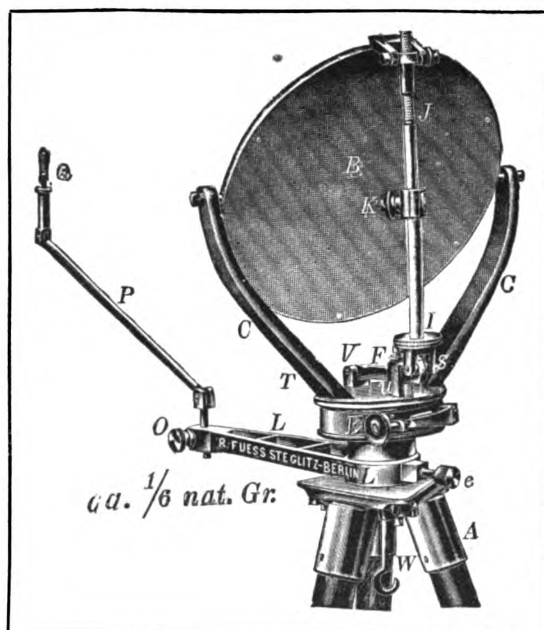
Wo eine persönliche Verständigung durch Meldereiter, Motorfahrer, Automobile usw. unmöglich ist, wo ebenso ein Verkehr durch elektrische Telegraphie mit oder ohne Draht oder durch Telephonie ausgeschlossen ist, da leistet auch heute noch die optische oder Blickzeichentelegraphie ganz vorzügliche Dienste. Sie bedient sich bunter Signalflaggen oder der bekannten Semaphore, ferner des natürlichen Sonnen- und Mondlichtes oder einer künstlichen Lichtquelle. Im letzten Falle hat man es mit einer eigentlichen Lichttelegraphie zu tun.

Bunte Signalflaggen, weiße, gelbe und dunkelblaue, bei Nacht Laternen, benutzt man, namentlich im Gefecht und im Vorpostendienst, für kurze Befehle und Nachrichten bei allen Waffen, auch im Liegen. Je nach der Durchsichtigkeit der Luft kann man Sichtweiten bis zu 10 Kilometer erreichen, wobei zum Ablesen natürlich ein Fernrohr zu Hilfe genommen wird. Das Zeitmaß sind 100 Punktlängen in der Minute. Für die einzelnen Befehle (Vorgehen, Halt, Sturm usw.) sind bestimmte Flaggenzeichen vorgeschrieben.

Die vollendetste optische Signalgebung wird erreicht durch die Verwendung von Linsen, Spiegeln und Fernrohr, in Verbindung mit besonders starkem natürlichem oder künstlichem Licht. Der berühmte Mathematiker Gauß konstruierte 1821 den Heliographen, einen Spiegelapparat, der das zurückgeworfene Sonnenlicht in Lichtblitzen zusammenfaßt und es so ermöglicht, dieses zum Signalisieren zu verwenden. Diese Apparate haben in allen neueren Kriegen eine große Rolle gespielt, und daß sie auch im jetzigen Weltkrieg eifrig in Benutzung sind, zeigen unsere Feldberichte. Um vom Sonnenschein unabhängig zu sein und um die Apparate auch bei Nacht verwenden zu können, hat man in allen Heeren zur optischen Signalgebung künstliche Lichtquellen von bedeutender Stärke eingeführt. Neben dem elektrischen Bogenlicht kommen Azetylengaslicht und das Drummondsche Kalklicht zur Verwendung. Bei letzterem, das sich durch seine Handlichkeit auszeichnet, wird Kreide im Knallgasgebläse erhitzt und zur Weißglut gebracht. Eine ähnliche Lichtquelle benutzt die Feldsignallampe der deutschen Armee; bei ihr wird Thorium in einer Stichflamme aus Azetylen und Sauerstoff weißglühend gemacht, wobei sich eine außerordentliche Lichtstärke entwickelt, die durch konzentrierend wirkende Glaslinsen noch erhöht wird. Welches Licht man nun auch benutzt, die Verständigung zweier Stellen erfolgt dadurch, daß man lange und kurze Lichtblitze von Morsezeichen, deren Bedeutung ausgemacht ist, mittels einer Visur durch Linsen oder Spiegel nach dem Empfänger hin gibt. Zwischen beiden Stationen ist sogenannte Augenverbindung erforderlich. Zur Beobachtung verwendet man Fernrohre. Ist beim Geben der Signale der Standort des Empfängers noch nicht bekannt, so sucht man mit längeren und kürzeren Blitzen den Horizont ab, bis an irgendeiner Stelle ein gleiches Zeichen aufblitzt.

Bei den Heliographen verwendet man reflektiertes Sonnenlicht zum Signalisieren; durch Verdecken und Wiederöffnen des Spiegels lassen sich nach Belieben längere

und kürzere Lichtblitze erzeugen; die künstlichen Lichtquellen bringt man in den Brennpunkt parabolischer Blech- oder Glasspiegel, und man richtet dann den optischen Lichtstrahl dieses Hohlspiegels nach der Gegenstation, wobei man durch längeres oder kürzeres Abblenden wieder die Morsezeichen hervorbringen kann. Haben nun diese zweiten Apparate den Vorteil, auch bei Nacht und bei bedecktem Himmel Verwendung finden zu können, so bietet das zurückgeworfene Sonnenlicht und damit der Heliograph den Vorteil, selbst bei hellem Sonnenschein noch auf 100 Kilometer hin deutlich wahrnehmbar zu sein. Unsere Abbildung Seite 494 zeigt eine österreichisch-ungarische Kavallerie-Fernsignalpatrouille in Russisch-Polen; im Vordergrund sehen wir das Beobachtungsfernrohr, den Empfänger, während wir hinten den Apparat erblicken, der die Licht-Morsezeichen gibt.

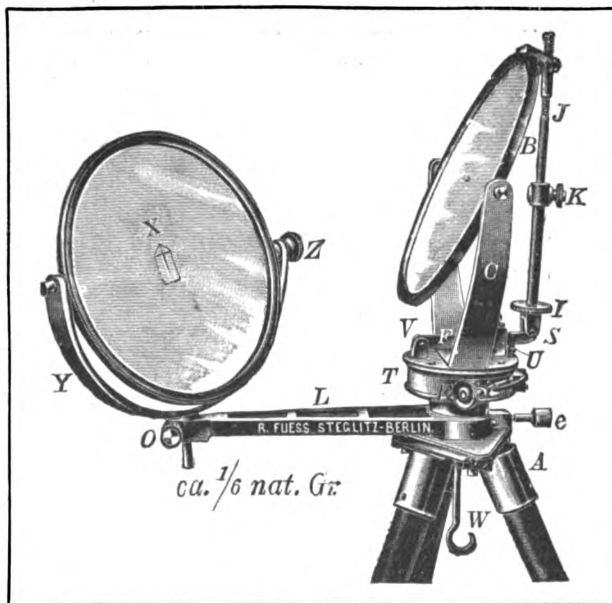


R. Fueß, Steglitz.
Heliograph mit Signalspiegel und aufgestecktem Visier.

Dieses leicht zerlegbare, auf Packpferden mitgeführte „große Signalgerät" bildet die Ausrüstung der Feldsignalabteilungen, die jeder Kavalleriedivision zugeteilt sind und auch über Kraftwagen und Krafträder verfügen. Der Auf- und Abbau einer Station dauert etwa fünf Minuten; natürlich sucht man in sicherer Deckung Aufstellung zu nehmen.

Um dem Leser einen Einblick in den Bau und den Gebrauch solcher Signalapparate zu geben, sei im nachfolgenden kurz der in vielen Heeren eingeführte Heliograph in Zusammensetzung und Anwendung beschrieben. Unsere Abbildungen erleichtern das Verständnis. Auf dem Kopf des Stativs A ist der drehbare Arm L aufsteckbar und mit der Schraube e festzuklemmen. Dieser Arm trägt entweder das Visier PQ oder den Visierspiegel X, der mit einer Visiermarke (Kreuzlinien) versehen ist und sich in dem Bügel Y dreht; er ist durch die Schraube Z fest mit diesem zu verbinden. Über den Arm L schraubt sich der Unterteil T mit dem Signalspiegel B. Dieser dreht sich vermittels zweier Zapfenschrauben zwischen den beiden Armen C und kann durch Drehung an dem Kopf I durch die Schraube J fein eingestellt werden. Die grobe Einstellung erfolgt durch Lösen der Schraube K und Herausziehen oder Hineinschieben der Spindel J in die Hülse I. An dem Signalspiegel ist in der Mitte eine kreisrunde Öffnung in der Versilberung angebracht. Der Gelenkbügel V ist auf dem Untergestell T fest aufgeschraubt, in ihm bewegt sich der Hebel F, der durch das Gelenk S mit der Feinstellung verbunden ist. Die feine Einstellung des Signalspiegels in wagerechter Richtung erfolgt mit der Tangentialschraube E. Soll der Spiegel ein großes Stück gedreht werden, so drückt man die Schraube E zurück; man kann dann das ganze Spiegelgestell frei bewegen.

Beim Einstellen des Heliographen handelt es sich darum, die reflektierten Sonnenstrahlen genau nach der Gegenstation zu richten, was einige Übung erfordert, sich aber dann ziemlich rasch vollzieht; das Signalisieren selbst ist nach erfolgtem Einstellen eine einfache Sache. Zur Empfangnahme der optischen Telegramme verwendet man Standfernrohre mit dreißig- bis fünfunddreißigfacher Vergrößerung. Die Vorteile des Heliographen für das militärische Signalwesen liegen in seiner leichten Transportfähigkeit, seinem großen Wirkungsbereich, seiner Schnelligkeit und in der Unauffälligkeit seiner Signalgebung. Der Wirkungsbereich des Heliographenlichtes, das heißt die Strecke, innerhalb deren man den Reflex noch wahrnimmt, beträgt bei 5 Kilometer etwa 50 Meter. Man erhält ein Maß für den Wirkungsbereich, wenn man die Entfernung der beiden Stationen durch die Zahl 107 dividiert, doch gibt dies nur einen ungefähren Anhalt; gewöhnlich dürfte der Wirkungskreis noch etwas größer sein. Die Entfernung, bei der eine Verständigung noch möglich ist, hängt ab von der Stärke der Sonnenstrahlen, dem Winkel, unter dem diese den Spiegel treffen, und von der Größe des letzteren. Diese beeinflußt aber den Wirkungsbereich in keiner Weise. Unter günstigen Verhältnissen ist es schon möglich gewesen, sich mit einem Spiegel von 130 Millimeter Durchmesser auf 112 Kilometer zu verständigen, ein Ergebnis, das mit keinem künstlichen Licht bei Tag zu erreichen ist. Aus all diesen Gründen findet man heute den Heliographen bei fast allen Heeren im Gebrauch.



R. Fueß, Steglitz.
Heliograph mit Signal- und Visierspiegel.

Der Humor im Kriege.

Von Friedrich Lorenzen.

Man kann sich eigentlich kaum zwei Begriffe denken, die einen größeren Gegensatz bilden, als Krieg und Humor. Wie überall im Leben, so berühren sich aber selbst im wilden Schlachtgetümmel die schroffsten Gegensätze. Herzhaftes Lachen erschallt neben schluchzendem Weinen und schmerzvollem Stöhnen, und der Humor behauptet auch in den Schützengräben, selbst während des tollsten Granatenhagels, das Feld.

Jeder Tag bringt uns neue Beweise hierfür, jede Feldpost, die aus Feindesland im deutschen Vaterlande eintrifft, zeigt in einer Fülle von Beispielen, daß unsere feldgrauen Jungen in der Front den Kopf nicht hängen lassen, sondern trotz Gefahren, Entbehrungen und Wunden immer heiteren Mutes sind und sich die Strapazen des Feldzuges durch allerhand Scherze und Witze zu versüßen pflegen.

Schon bei der Mobilmachung und beim Auszug unserer Truppen zeigte sich dies. Da war kein Eisenbahnwagen, der nicht allerhand lustige Aufschriften in kecker Kreideschrift zeigte. Da las man: „Erholungsreise nach St. Petersburg — Extrazug von Hamburg über Rußland-Paris nach London — Neueste Geschäftseröffnung: französische Rothosen werden gebügelt — Nächste Woche große Wäsche: der russische Bär wird gewaschen." Auf einem aus Sachsen kommenden Wagen stand: „Wir machen bekannt, daß wir unsere Firma geändert haben. Früher: gemütliche Sachsen, jetzt Eisenfresser und Kompanie." Auch der Pegasus wurde flott getummelt und allerhand mehr oder minder gelungenes Reimwerk zur Welt gebracht. So hieß es unter anderem:

Es trinkt der Mensch,
Es säuft das Pferd,
In Rußland ist es umgekehrt.

Der Spruch:

Jeder Schuß — ein Ruß,
Jeder Stoß — ein Franzos,
Jeder Tritt — ein Britt,
Jeder Klaps — ein Japs

wurde sogar als Kehrreim zu einem der — ach, so zahlreichen! — Kriegslieder verwandt und fand auch einen Komponisten, der eine zündende Musik dazu schuf.

Der Soldatenhumor machte sich ferner sofort daran, für die großen Hilfsmittel des Krieges Spitznamen zu erfinden, die bald in aller Munde waren. Die fahrbaren Feldküchen, die so vortreffliche Dienste leisteten, wurden „Gulaschkanonen" genannt, unsere gewaltigen 42-cm-Mörser, denen auch die stärksten Festungen nicht widerstehen konnten, nannte man „unsere Brummer", oder in der Einzahl „die fleißige Berta" nach der Tochter Krupps.

Auf der ganzen langen Front von der Nordsee bis zur Bukowina hat man den zahlreichen Schlupfwinkeln und Unterständen, in denen unsere Feldgrauen Schutz vor dem Granatenfeuer suchen, humoristische Namen gegeben, die selbst die Anerkennung der Vorgesetzten fanden und auch in den amtlichen Befehlen und Dienstanweisungen genannt wurden. Und wenn der Befehl vielleicht auch etwas wunderlich klingen mochte, daß die Mannschaften der Unterstände „Zur lahmen Laus" oder „Zum dicken Gottlieb" an dem und dem Tage dies und das tun sollten, so wurde er deshalb doch nicht minder gewissenhaft befolgt. Manche dieser Namen kennzeichneten in gelungener Weise die Bedeutung der einzelnen Wohnstätten. So wurde in Polen die Behausung eines Kompanievorstandes „Deutsche Kolonisation im Osten" genannt, der Unterstand eines Zahlmeisters trug die Inschrift: „Zur Börse". Die Hütte der Ordonnanzen hingegen erhielt die Bezeichnung „Botschafterpalais".

Fast jede Kompanie hat ihren Witzbold, der bei den Kameraden in hohem Ansehen steht und auch von den Vorgesetzten geschätzt wird, weil sie wissen, welchen Wert ein solcher Mann für die Stimmung der Truppe hat. Selbst Hunger und Durst werden leichter ertragen, wenn der Vorgesetzte mit einem treffenden Wort über solche Übelstände zu scherzen versteht.



Phot. Rich. Guschmann.

Kegelbahn in einem Schützengraben auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Das Essen und Trinken spielt natürlich im Felde eine große Rolle, und die Liebesgaben, die in Millionen von Sendungen aus der Heimat kommen, tragen nicht wenig dazu bei, den Humor, der bei einer rechten Truppe auch unter den schwierigsten Verhältnissen niemals ganz ausgeht, wieder aufzufrischen. Die zahllosen Dankbriefe, die täglich aus dem Felde eintreffen, sind denn auch fast alle auf einen humoristischen Ton gestimmt, selbst wenn in ihnen eine leise Klage widerhallt, wie in den von der ganzen Presse wiedergegebenen Versen:

Liebeshandschuh' trag' ich an den Händen,
Liebesbinden wärmen meine Lenden,
Liebesschals schling' nachts ich um den Kragen,
Liebeskognak wärmt den kühlen Magen,
Liebestabak füllt die Liebespfeife,
Morgens wasch' ich mich mit Liebesseife,
Liebesschokolade ist erlabend,
Liebeskerzen leuchten mir am Abend,
Mit dem Liebesbleistift schreib' ich tiefe
Liebesgabendankesagebriefe,
Liebeskopfschlauch wärmt mir nachts den Schädel;
Doch ich seufze: „So viel Liebe — und kein Mädel."

Von köstlichem Humor erfüllt war auch eine Kritik der oft sehr einseitig zusammengesetzten Liebesgabensendungen, die sich ein Sergeant vom 2. Marineinfanterieregiment in einem langen Gedicht leistete. Es hieß darin unter anderem:

Mit Schokolade und Zigarren,
Da müssen wir vorm Feinde harren,
So rauchen wir den ganzen Tag
Und stopfen Schokolade nach.
Ahnt ihr denn nichts von all den Sachen,
Die uns viel größ're Freude machen?
Zwar kriegen reichlich wir zu essen,
Doch niemals gibt's Delikatessen,
Als: gute Aale in Gelee,
Sardinen, Lachse, Has und Reh,
Anchovis, Bücklinge und Sprotten,
's gibt Schinken, roh und auch gesotten;
In Büchsen, gleich mit Spiritus,
Gibt's Auswahl doch im Überfluß,
's gibt Gulasch, Beefsteak, Kotelett',
Ragout vom Hammel, gar nicht fett.

In einer Reihe weiterer Verse wurden dann noch mehrere Leckerbissen angeführt, und das Gedicht schloß mit dem aus tiefstem Herzen kommenden Notschrei:

„Abwechslung muß der Krieger haben,
Besonders bei den Liebesgaben!"

Nun, es zeigte sich bald, daß man in der Heimat volles Verständnis für diese Notlage unserer Krieger hatte. Der poetische Sergeant wurde für die Mühe seiner Dichterei reichlich belohnt, denn er erhielt nicht weniger als 1045 Pakete mit Delikatessen zugeschickt.

Einen ganz originellen Humor zeigte ferner ein Soldat, der zwölf Franzosen gefangen genommen hatte und dies seiner Frau auf einer Feldpostkarte mitteilte, die er von allen zwölf Gefangenen unterschreiben ließ.

Auch den Schilderungen ihrer Erlebnisse in dem grausigen Ringen geben unsere Soldaten gern einen humoristischen Anstrich. So wußte ein wackerer Bayer ein blutiges Nahgefecht nicht besser zu beschreiben als mit den vielsagenden Worten: „Na, und dann wurd' gerauft, und kein Staatsanwalt war dabei!" Und ein tapferer schlesischer Soldat, der den gewaltigen Durchbruch bei Lodz mitgemacht hatte, eine Waffentat, die der Große Generalstab bekanntlich eine der schönsten des ganzen Feldzugs nannte, feierte diesen Sieg in folgenden viel zitierten Reimen:

Schon umzingelt — ganz umzingelt
Waren wir das eine Mal.
In der Falle — schienen alle,
Und die Lage war fatal.
Doch wir schossen — unverdrossen,
Packten gleich den Russen an,
Ohne Bangen — und gefangen
Nahmen wir 12 000 Mann.
„Nun, wie steht es und wie geht es?"
Fragte nachher Hindenburg.
Doch wir klagten nicht und sagten:
„Nun, man schlägt sich halt so durch."

Der Humor verläßt unsere Krieger selbst nicht im Verkehr mit den Allerhöchsten Herrschaften. Das „in Ehrfurcht ersterben" war niemals deutsche Art und findet im Felde vollends keine Stätte. Der Kaiser sagt zu seinen Soldaten „Kameraden", und wenn einer von ihm angeredet wird, dann redet dieser, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Einst besuchte der Kaiser ein Lazarett und ließ sich von den

Verwundeten ihre Erlebnisse erzählen. Einer von ihnen schimpfte dabei nun gewaltig auf die Engländer und wußte eine ganze Reihe Einzelheiten von ihrer gemeinen Kampfesweise zu erzählen. Da richtete sich der neben ihm liegende Verwundete, ein Oberbayer, im Bette auf und rief dazwischen: „Ja, ja, so isch's!“ Und zum Kaiser gewendet, fuhr er fort: „Majestät haben wirklich a saubere Verwandtschaft!“ Der Kaiser soll sich über diesen urwüchsigen Ausspruch riesig gefreut haben. Als der Kaiser ein andermal aus einem Unterstand in der vordersten Front kam, sah er sich plötzlich zu seinem Erstaunen von lauter Franzosen umgeben. Ehe er aber noch etwas sagen konnte, trat ein alter Landwehrunteroffizier auf ihn zu und sagte treuherzig: „Das sind man bloß Gefangene, Majestät. Die habe ich hierhergeführt, damit sie Ihnen auch mal sehen können.“ Der Kaiser soll auch diese eigenartige Huldigung sehr freundlich aufgenommen haben. Sehr gelungen war auch die Antwort, die die Herzogin von Braunschweig von einem Verwundeten erhielt, der kürzlich erst aus der näheren Umgebung ihres Gatten heimgekehrt war. Auf ihre Frage: „Na, wie sah der Herzog denn aus?“ erwiderte nämlich der junge Krieger mit dem Brustton der Überzeugung: „Furchtbar dreckig, Kaiserliche Hoheit!“



Schießen mit Zielfernrohr.

Zielfernrohre wurden bei der Infanterie schon vor Kriegsbeginn an den Maschinengewehren angebracht. Neuerdings werden sie auch am Militärgewehr mit großem Erfolg verwendet. Sie befinden sich — wie Abbildung zeigt — oben auf der Gewehrkammer. Man zielt mit ihnen wie mit der früheren Visiereinrichtung. Nur erscheint das Ziel bedeutend vergrößert, wodurch ein besseres Anhalten und Abkommen ermöglicht wird.

ordentlich große Munitionsbestände handelt, die doch auf irgendeine Weise unbrauchbar gemacht werden müssen, schien es uns noch immer am besten, sie ihren früheren Besitzern wieder zuzusenden.“

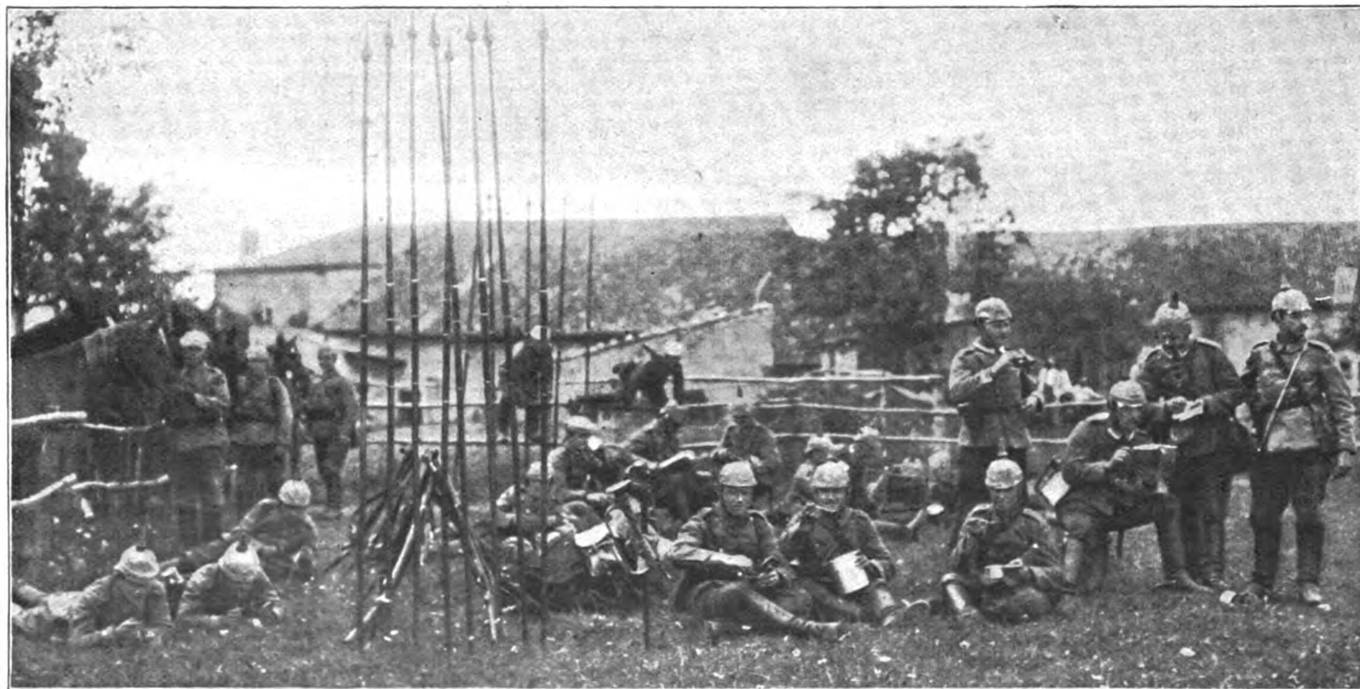
Ob bei unseren Feinden der Humor wohl in demselben Maße zu finden ist? Wohl schwerlich. Es ist wenigstens nichts davon bekannt geworden. Bei den fürchterlichen Hieben, die sie bisher von den deutschen Waffen bekommen haben, muß ihnen der Humor ja auch vergehen. Nur auf dem Gebiete des unfreiwilligen Humors haben unsere Gegner bisher Erkleckliches geleistet. So zum Beispiel, als die russischen Zeitungen meldeten, daß auf dem in die Luft gesprengten deutschen Kreuzer „Magdeburg“ Klopfpeitschen gefunden wurden, und daran die Bemerkung knüpften, daß diese Peitschen, die Spuren fleißigen Gebrauchs trügen, zum Prügeln der Mannschaften benutzt würden. Zu wahrhaft grotesker Höhe erhebt sich jedoch der unfreiwillige Humor der feindlichen Presse bei ihren täglichen Meldungen über deutsche Niederlagen. So brachte unter anderem das „Journal du Pas de Calais“ vom 11. September 1914 Artikel mit folgenden Überschriften: „Französischer Sieg auf der ganzen Linie im Osten. 200 000 Russen landen in Calais und Zeebrügge.

Sogar der Große Generalstab läßt sich ab und zu bei seinen Berichten, über deren Kürze und Trockenheit manchmal geklagt wird, zu einer humorvollen Wendung herbei. So, wenn er von „Farbigen Engländern“ spricht oder dem französischen Generalstab die „ausnahmsweise richtige Darstellung“ eines seiner Berichte bestätigt. Geradezu köstlich war die folgende Abfuhr, die er den ruhmredigen Franzosen erteilte:

„In der französischen Presse tritt neuerdings wiederholt die Bemerkung auf, daß die von der deutschen Artillerie verschossene Munition nur eine geringe Wirkung und sehr viele Blindgänger aufweise. Die Tatsache ist ja richtig, nur handelt es sich dabei nicht um deutsche, sondern um erbeutete französische und belgische Munition. Ihre Minderwertigkeit ist auch uns bekannt. Da es sich aber um ganz außer-

Dänemark erklärt an Deutschland den Krieg. Die Russen in Berlin — Die Revolution in der Stadt — Hungersnot in Berlin. Die Kronprinzessin durchgegangen mit einem General. Zum zweiten Male Selbstmordversuch des deutschen Kaisers. Die Kaiserin beantragt Scheidung.“

Selbst der größte Melancholiker muß sich bei einer solchen Lektüre ja vor Lachen schütteln! Derartige Nachrichten hat aber die französische und englische Presse zu Hunderten gebracht. Die Havas- und Reutermeldungen erfreuen sich denn auch allgemein eines sehr zweifelhaften Rufes. Selbst im neutralen Ausland spottet man über sie. So fand ein Fremder in Zürich auf der Speisekarte eines Gasthofs auch eine Havasplatte. Neugierig bestellte er sich das unbekannte Gericht und erhielt — eine Platte Aufschnitt. Auch in der Schweiz scheint der Humor also noch nicht erstorben zu sein.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

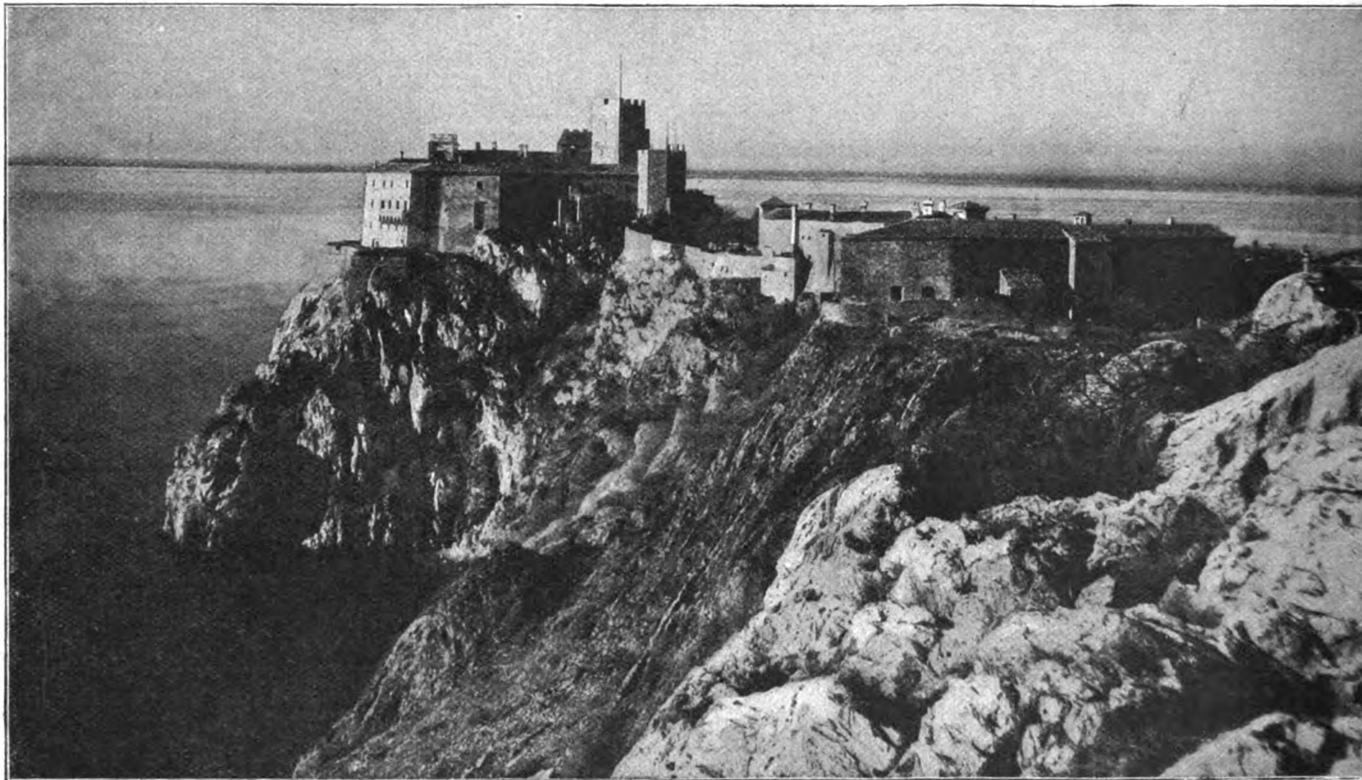
Bayerische Chevaulegers rasten nach einem Patrouillenritt in einem Gehöft an der Maas.

Vernichtung des italienischen Militärluftschiffes „Città di Ferrara“.

(Hierzu die Bilder auf dieser und der folgenden Seite.)

An ihrem Militärluftschiff „Città di Ferrara“ haben die Italiener wenig Freude erlebt. Als Österreich-Ungarn die italienische Kriegserklärung gleich in der folgenden Nacht mit dem bekannten kühnen Vorstoß von Kreuzern, Torpedobooten und Marineflugzeugen gegen die italienische Ostküste beantwortet hatte (siehe Seite 475), verzeichnete der italienische Bericht unter anderem auch Zerstörungen an der Eisenbahnbrücke über die Marecchia bei Rimini durch ein feindliches Luftschiff. Das erregte bei den verantwortlichen Behörden jenseit der Adria verwundertes Kopfschütteln, war doch an dem Angriff kein österreichisch-ungarisches Luftschiff beteiligt gewesen. Wenige Tage später löste sich das Rätsel, als die Italiener mit schallender Entrüstung der Welt verkündeten, jenes Luftschiff habe entgegen allem Völkerrecht den Namen „Città di Ferrara“ getragen und die italienische Flagge geführt. In Wirklichkeit hatte also das italienische Luftschiff dieses Namens bei einer Nachtfahrt die Orientierung verloren, dann die im Morgenlicht auftauchende Küste für die feindliche gehalten und die eigene, für die Mobilmachung sehr wichtige Brücke bei Rimini mit Bomben beworfen. Das stellt der Führung wahrlich kein gutes Zeugnis aus. Vierzehn Tage später sollten die betreffenden Offiziere offenbar Gelegenheit erhalten, die böse Schlappe auszuwetzen. Am Morgen des 7. Juni unternahm ein Geschwader italienischer Torpedobootzerstörer einen Vorstoß in die Bucht von Monfalcone, nordwestlich von Triest, und zerstörte das malerische, einst von den Venezianern zum Schutz gegen türkische Seeräuber erbaute Kastell Duino (siehe obiges Bild). In der folgenden Nacht erhob sich „Città di Ferrara“ zu einem Flug gegen Istrien, der offenbar dem Kriegshafen Pola galt; wenigstens behauptete schon der italienische Bericht vom 8., das Luftschiff habe dort militärisch wichtige Plätze mit Bomben belegt. In Wirklichkeit fielen diese, 14 an der Zahl, auf die friedliche Hauptstadt Fiume, wo sie einigen unschuldigen Bürgern das Leben kosteten. Auf dem Rückweg wurde das Fahrzeug dann in der Nähe der Insel Lussin von dem österreichisch-ungarischen Marineflugzeug „L 48“, Führer Linienschiffsleutnant Glasing, Beobachter Seekadett v. Fritsch, abgefangen, die es mit Leuchtpatronen bewarfen, worauf es explodierte und ins Meer stürzte.

„Città di Ferrara“ war in den Forlaniniwerken zu Mailand gebaut, die auch mehrere Luftschiffe für die englische Marine geliefert haben. Dieser Typ besitzt bei einer Länge von 72 Metern und einem Durchmesser von 18 Metern rund 12000 Kubikmeter Rauminhalt und zwei hundertpferdige Fraschinimotoren, die ihm eine Stundengeschwindigkeit von 72 Kilometern erteilen. Das erste Schiff dieser Art, „Città di Milano“, explodierte am 9. April 1914 bei einer Notlandung in der Nähe von Cantu.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Kastell Duino bei Grado, die der italienischen Grenze am nächsten gelegene Befestigung an der Küste von Istrien.

Russische Verwüstungen im galizischen Petroleumgebiet.

(Hierzu die Bilder Seite 484/485 und 486.)

Ein gar nicht unbeträchtliches Nebenergebnis des Vormarsches der verbündeten Armeen in Galizien war die Rückeroberung der dortigen Petroleumgebiete, besonders desjenigen von Drohobycz und Boryslaw, das in den letzten Jahrzehnten außerordentlich an wirtschaftlicher Bedeutung gewonnen hatte. Es war das reichste Europas, lieferte jährlich 15 Millionen Meterzentner Erdöl und setzte noch vor wenig Jahren die Donaumonarchie instand, wirksam den Kampf mit dem amerikanischen Petroleumtrust aufzunehmen. Noch wichtiger aber, auch in militärischer Hinsicht, war der Besitz jener Petroleumquellen für die Russen. Ein sehr großer Teil ihres Bestandes an Lokomotiven ist ja für Naphtha-(Petroleum-)Heizung eingerichtet, und die Herbeischaffung dieses Brennstoffes aus dem kaukasischen Petroleumgebiet bot gerade während des Krieges ständig wachsende Schwierigkeiten. So war es ihnen im höchsten Grade willkommen, als die österreichisch-ungarischen Truppen im Herbst 1914 hinter die Karpathen zurückgingen und ihnen damit die ungestörte Möglichkeit gaben, ihre Truppenverschiebungen unabhängig von der Kohlen- und Petroleumzufuhr aus weiter Ferne zu gestalten. Sie haben sich denn auch sowohl im Erdölgebiete von Limanowa wie in jenem von Drohobycz redlich gewehrt, ehe sie sich zur Preisgabe entschlossen, und jedesmal krönten sie ihren Abzug in echt russischer Weise, indem sie die Bohrtürme und Öltanke in Brand steckten. In Boryslaw zum Beispiel erschien kurz vor dem Einmarsch der siegreichen Entsatztruppen ein Offizier mit mehreren Soldaten, der wohl ein Fachmann in solchen Angelegenheiten war; denn er traf seine Vorbereitungen so geschickt, daß ein Viertelhundert Tanke, jeder 600 Wagenladungen enthaltend, ohne Explosion, aber auch ohne Rettungsmöglichkeit ausbrannten. Vierzehn Tage dauerten die ungeheuren Brände, und ebenso lange legte sich der dunkle, erstickende Rauch viele Kilometer weit über das Ge-



Vernichtung des italienischen Marineluftschiffes „Città di Ferrara“ durch ein österreichisch-ungarisches Flugzeug bei der Insel Lussin am 8. Juni 1915.

Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

lände. Nicht minder gründlich gingen die russischen Zerstörer bei den Bohrtürmen zu Werke. Hätten sie die Quellen nur an der Oberfläche angesteckt, so wäre bei entschlossenem Eingreifen vielleicht doch noch manche vor dem Ausbrennen zu bewahren gewesen. Sie versenkten jedoch an Seilen Dynamitladungen in die Tiefe, so daß durch deren Explosion die Schachtröhren gleich an mehreren Stellen zerstört und verschüttet wurden. Die Bevölkerung, die natürlich an der Petroleumindustrie vielfach wirtschaftlich sehr interessiert ist, war vorher so gründlich eingeschüchtert worden, daß sie keinen Widerstand wagte. Es wird viele Millionen kosten und auch viel Zeit, den riesigen Schaden wieder gutzumachen. Will man bei all der Verwüstung einen Trost gelten lassen, so mag es der sein, daß an jenen Erdölunternehmungen außer deutschem, österreichischem und ungarischem auch viel englisches, französisches und amerikanisches Kapital beteiligt war, das also in gleicher Weise leidet.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Unsere Feldgrauen machen erbeutete russische Leuchtraketen zum Gebrauch in der Nacht fertig.

Es ist eine Tatsache, daß nächtliche Angriffe in der Regel bedeutend weniger verlustreich für den Angreifer sind als Angriffe gegen die nämliche Stellung bei Tag, selbst wenn der Verteidiger alle schießtechnischen Vorbereitungen für Nachtschießen getroffen hat. Man bemüht sich deshalb, sobald ein feindlicher Angriff erkannt ist, die Nacht zum Tage zu machen durch Leuchtraketen, Scheinwerfer, Leuchtpistolen. Obiges Bild zeigt unsere Feldgrauen, wie sie erbeutete russische Leuchtraketen zum Gebrauch für die Nacht fertig machen und in die Brustwehr stecken.

Der Durchbruch bei Jaroslau.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie die Bilder Seite 488 und 489.)

Schon im Herbst 1914, um die Mitte des September, war der Name der Stadt Jaroslau am San einmal in aller Munde. Als damals nach dem Mißgeschick der Armee Auffenberg die galizische Front weit westwärts verlegt werden mußte, hielten die Nachhuten der österreichisch-ungarischen Armee die Brückenköpfe von Sieniawa und Jaroslau mit solcher Tapferkeit und Zähigkeit, daß die Hauptmacht völlig ungestört von den nachdrängenden Russen die beabsichtigte Stellung an der Wisloka einnehmen und ausbauen konnte. Nach dem großen Durchbruch bei Gorlice gedachte nun der schwer geschlagene Fürst Radko Dimitriew offenbar die Sanlinie in umgekehrtem Sinne auszunutzen. Westlich von Sieniawa, vor Jaroslau und weiter südöstlich bei Radymno hatte er ausgezeichnete Feldstellungen anlegen lassen, die unter gewöhnlichen Umständen wohl auch ihre Aufgabe erfüllt hätten. So waren die Höhen westlich von Jaroslau zu einer Art Festung ausgebaut. Zahlreiche Schützengräben zogen sich in großem Bogen durch den Meierhof und den Park des Grafen Schimenski bis zur Jupajowkahöhe, und an allen erdenklichen Stellen waren schwere Drahthindernisse errichtet. Aber seine Armeen waren durch die bisher erlittenen Verluste — rund 140 000 Gefangene, 100 Geschütze und 300 Maschinengewehre — schon so zermürbt, daß sie trotz eilig und zahlreich herangeholter Reserven die befohlene Linie, von der sie sogar angriffsweise vorgehen sollten, nicht zu halten vermochten. Bereits am 12. und 13. Mai meldeten Flieger den Abzug ansehnlicher russischer Kräfte weiter nach Osten. Am 14. Mai schon konnte die Armee des Generalobersten v. Mackensen den Angriff auf Jaroslau beginnen. Preußische Garde und das 6. österreichisch-ungarische Armeekorps wurden dazu angesetzt; von den Russen standen hier die 62. Division sowie Teile der 41. und 45. In zweitägigem Kampf verjagte die Garde den Feind aus Jaroslau und trieb ihn über den Fluß. Die Regimenter Elisabeth und Alexander nahmen gemeinsam mit österreichischen und ungarischen Verbänden den genannten Meierhof und säuberten den Park, dessen uralte Bäume unter dem Granatenhagel zersplitterten; das österreichisch-ungarische Regiment 56 erstürmte mit Honvedtruppen die Jupajowka — Kämpfe, die allein über 4000 Gefangene einbrachten. Das russische 247. Regiment wurde dabei völlig aufgerieben. Inzwischen hatten weiter nördlich hannoversche Regimenter einen Übergang über den Fluß erzwungen, ebenso Braunschweiger, nachdem sie die Höhen von Wiazownica erstürmt hatten. Auch der Winkel zwischen San und Wislok westlich von Sieniawa wurde von Russen gesäubert. Am 17. Mai erschien Kaiser Wilhelm selber an dieser Frontstelle bei Jaroslau, folgte stundenlang von verschiedenen Stellen mit größter Aufmerksamkeit dem zähen Ringen um den Flußübergang und verlieh dann dem Generalstabschef der dort kämpfenden Armee, Oberst v. Seeckt (Bild Seite 488), den Orden Pour le Mérite. Auch mit seinem Sohne Prinz Eitel Friedrich traf er zusammen. Am folgenden Tag wurde Sieniawa erobert und der Feind hinter den Lubaczowkabach zurückgeworfen, womit rund 30 Kilometer des östlichen Flußufers gewonnen waren. Die Russen hatten in diesem Raume drei Armeekorps, acht Divisionen und sechs einzelne Regimenter, ferner vier Kavalleriedivisionen, kaukasische Schützen vom persischen Kriegschauplatz, Kosaken zu Fuß und sogar die Transamurgrenzwache eingesetzt; alles vergebens — die Armee Mackensen und der rechte Flügel der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand wiesen alle ihre Gegenangriffe ab und trieben sie unaufhaltsam vor sich her.



Erbeutete russische Maschinengewehre. Phot. A. Grohs, Berlin.

Kriegskalender zur Original-Einbanddecke der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/15. Zweiter Band

enthaltend die Ereignisse vom 1. Januar bis 30. Juni 1915.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Januar.

1. Französische Angriffe bei Verdun und Ailly-Apremont abgewiesen, das Bois Brulé ganz erobert; das englische Linienschiff „Formidable" im Kanal durch deutsches U-Boot versenkt; in Deutschland 3138 feindliche Offiziere und 577 875 Mann Gefangene. — **2.** Schwere französische Verluste bei St.-Menehould; Borzymow erobert; österreichisch-ungarische Erfolge bei Gorlice. — **3.** Heftige Kämpfe bei Steinbach; russischer Vormarsch in der Bukowina. — **4.** Französische Angriffe bei Sennheim abgewiesen; Fortschritte an der Bzura. — **5.** Deutsche Erfolge bei Souain, im Argonnenwald, bei Sennheim und im Suchaabschnitt; schwere Kämpfe im Raum von Gorlice und in den Waldkarpathen. — **6.** Heftige Kämpfe bei Arras, in den Argonnen und bei Sennheim. — **7.** Französische Vorstöße bei Reims, am Buchenkopf und bei Sennheim, russische bei Czeremcha, montenegrinische bei Autovac abgewiesen; bei Rawka Fortschritte und 1600 Russen gefangen; Kotur in Persien von den Türken besetzt. — **8.** Französische Angriffe bei Soissons, Perthes, Flirey und Sennheim, russische bei Zaliczyn abgewiesen; erfolgreicher deutscher Sturmangriff in den östlichen Argonnen. — **9.** Feindliche Angriffe bei Nieuport, Soissons, Perthes, Oberburnhaupt und an der Nida abgewiesen; weitere Fortschritte in den östlichen Argonnen. — **10.** Französische Angriffe bei La Boiselle und Soissons, russische an der unteren Nida abgewiesen; deutsches Luftgeschwader über Dünkirchen, Calais, Dover und Themsemündung. — **11.** Schwere französische Verluste bei Crouy und Perthes, russische an der Nida; Erstürmung eines französischen Stützpunktes an der Römerstraße in den Argonnen. — **12.** Beginn der Schlacht bei Soissons; Eroberung der Höhen von Cuffies und Crouy; französische Vorstöße bei La Boiselle, Nouvron und St.-Mihiel, russische an der Nida abgewiesen; deutsche U-Boote vor Dover. — **13.** Erstürmung der Höhen von Vregny bei Soissons; französische Angriffe bei Perthes, russische bei Gumbinnen, Lötzen und an der Nida abgewiesen; türkische Erfolge in Persien; der österreichisch-ungarische Minister des Äußern Graf Berchtold durch Baron Burian ersetzt; schweres Erdbeben in Mittelitalien. — **14.** Die Franzosen bei Soissons endgültig über die Aisne geworfen; französische Angriffe bei Notre Dame de Lorette, Consenvoye und Ailly abgewiesen; ein russischer Stützpunkt bei Rawa erobert; an den Dardanellen das französische U-Boot „Saphir" vernichtet. — **15.** Deutsche Erfolge bei Arras, Albert, Consenvoye und in den Argonnen; Swakopmund von den Engländern besetzt. — **16.** Deutsche Fortschritte bei Blagny und in den Argonnen; der deutsche Reichsschatzsekretär Kühn durch Dr. Helfferich ersetzt. — **17.** Deutsche Erfolge bei La Boiselle und in den Argonnen, österreichisch-ungarische bei Zaliczyn; französische Vorstöße bei Pont-à-Mousson, russische bei Radzanow abgewiesen. — **18.** Schwere russische Verluste bei Radzanow, Biezun, Sierpec und Jakobeny; englische Niederlage in Mesopotamien. — **19.** Deutsche Erfolge bei Notre Dame de Lorette, in den Argonnen und am Hirzenstein, österreichisch-ungarische am Dunajec; Angriff deutscher Marineluftschiffe auf Yarmouth, Sherringham und Cromer. — **20.** Französische Angriffe bei Arras und St.-Mihiel, russische bei Lopuszno abgewiesen; deutsche Erfolge bei Berry-au-Bac, Pont-à-Mousson, Lipno und Borzimow. — **21.** Französische Vorstöße bei Verdun, St.-Mihiel und Croix des Carmes abgewiesen; der Hartmannsweilerkopf genommen; englische Niederlage am Schatt-el-Arab; General Wild v. Hohenborn zum preußischen Kriegsminister ernannt. — **22.** Deutscher Erfolg bei Fontaine-la-Mitte in den Argonnen, bei Blieno, Goisl und im Suchaabschnitt, österreichisch-ungarische bei Kirlibaba; französische Vorstöße bei Souain, Perthes, Pont-à-Mousson und Wisembach, russische bei Przasnitz und Szpital-Gorny. — **23.** Deutsche Fortschritte bei Steinbach, am Hartmannsweilerkopf und bei Borzymow. — **24.** Schwere russische Verluste bei Lötzen, im Ungtal, bei Veczerszallas und Rapailowa; Seeschlacht in der Nordsee, auf deutscher Seite der Kreuzer „Blücher", auf englischer mindestens ein Schlachtkreuzer und drei Zerstörer gesunken. — **25.** Deutscher Sieg über die Engländer bei La Bassée; französische Angriffe in den Vogesen, russische bei Gumbinnen, im Ung- und Nagnagtal abgewiesen; Bundesratsverordnung über die Beschlagnahme der Getreide- und Mehlvorräte. — **26.** Deutsche Erfolge bei Craonne und St.-Mihiel; die Russen am Uzsokpaß geworfen; englische Mißerfolge bei La Bassée, russische bei Gumbinnen. — **27.** Weitere Erfolge bei Craonne; französische Angriffe bei Senones, Ban-de-Sapt und Niederaspach bis Hirzbacherwald, russische bei Gumbinnen, Biezun, Veczerszallas und Volovec abgewiesen; das Nagnagtal von den Russen gesäubert. — **28.** Feindliche Angriffe bei Nieuport und La Bassée abgewiesen; schwere russische Verluste bei Kussen und am Uzsokpaß; eine russische Hauptstellung bei Lowicz genommen. — **29.** Deutsche Erfolge bei La Bassée, in den Westargonnen und bei Angomont; französische Vorstöße bei Verdun, russische bei Darkehmen, Borzymow und in den Karpathen unter schwersten Verlusten abgewiesen. — **30.** Deutsche Teilerfolge bei Cuinchy und Carency, österreichisch-ungarische an der Nida und am Dunajec; alle Paßhöhen in den Karpathen wieder in österreichisch-ungarischem Besitz. — **31.** Deutsche Fortschritte bei Mlawa und südlich von der Weichsel; russische Angriffe am Lupkowsattel abgewiesen.

Februar.

1. Warnung der deutschen Admiralität an die neutrale Schiffahrt wegen der englischen Truppentransporte nach Frankreich über den Ärmelkanal. — **2.** Französische Angriffe bei Perthes, russische in den Ostbeskiden und im mittleren Waldgebirge abgewiesen; Humin bei Bolymow erobert. — **3.** Deutscher Sieg bei Massiges; französische Angriffe bei Perthes, russische an der Memel und bei Sochaczew abgewiesen; heftige Kämpfe in den Karpathen. — **4.** Französische Vorstöße bei Perthes, russische an der Memel und bei Bolimow abgewiesen; österreichisch-ungarische Erfolge im Waldgebirge und in der Bukowina; Erklärung der Seesperre (U-Bootkrieg) gegen England; Meldung vom Eintreffen der Überlebenden des Kreuzers „Emden" in Hodeida. — **5.** Französische Angriffe bei Massiges und in den Argonnen, russische an der ostpreußischen Grenze, bei Humin und Lopuszno abgewiesen. — **6.** Deutscher Erfolg bei Ypern; österreichisch-ungarische Fortschritte in der Bukowina; Vorhutgefechte am Suezkanal. — **7.** Kämpfe bei La Bassée und an der ostpreußischen Grenze; weitere Fortschritte in der Bukowina. — **8.** Österreichisch-ungarische Erfolge am Sattel von Volovec und in der Bukowina. — **9.** Kleinere Kämpfe im Westen und Osten; die Bukowina bis an die Suczawa von den Russen gesäubert. — **10.** Deutsche Erfolge in den Argonnen, Vogesen und an der ostpreußischen Grenze; schwere russische Verluste am Uzsokpaß. — **11.** Französische Angriffe bei Souain und Verdun, russische in den Karpathen abgeschlagen; die Russen an den masurischen Seen im vollen Rückzug; Sierpc genommen; die Bukowina bis zum Sereth gesäubert. — **12.** Deutsche Erfolge bei Massiges und an der Skrwa, österreichisch-ungarische am Jablonicapaß, bei Nadworna, Kuty und Delatyn. — **13.** Norroy und die nahe Höhe 365, Hilsen und Obersengern gestürmt; deutsche Erfolge bei Racionz, österreichisch-ungarische bei Bizköz, in den Waldkarpathen, in Südwestgalizien und in der Bukowina. — **14.** Deutsche Erfolge bei St.-Eloi, am Sudelkopf, bei Sengern und Tilsit; Racionz und Nadworna besetzt. — **15.** Ergebnis der neuntägigen „Winterschlacht in Masuren": die russische 10. Armee (mindestens 11 Infanterie- und mehrere Kavalleriedivisionen), vernichtend geschlagen, verlor 7 Generale, über 100 000 Gefangene, 300 Geschütze und riesige Mengen sonstigen Kriegsmaterials; Bielsk und Plock besetzt; schwere russische Verluste in den Karpathen und bei Kolomea. — **16.** Heftige feindliche Angriffe bei Reims, in der Champagne, vor Kolno und bei Grajewo abgewiesen; deutsche Erfolge in den Argonnen, im Priesterwald und bei Tauroggen; Kolomea zurückerobert. — **17.** Schwere französische Verluste bei Reims, östlich von Perthes, bei Boureuilles-Vauquois und Verdun; deutscher Sieg bei Plock-Racionz; heftige Kämpfe von Dukla bis Kolomea; Czernowitz befreit; die Marineluftschiffe L 3 und L 4 auf dänischem Gebiet gestrandet. — **18.** Schwere französische Verluste in der Champagne und bei Combres; deutsche Erfolge in den Vogesen und bei Myszyniec, österreichisch-ungarische in Westgalizien; Tauroggen wiederbesetzt; russische Angriffe bei Nadworna und Kolomea abgewiesen; Beginn des U-Bootkrieges gegen England. — **19.** Erneute schwere Verluste der Franzosen bei Perthes und Lemesnil; deutsche Erfolge bei Sulzern, am Reichsackerkopf und bei Kolno, österreichisch-ungarische bei Nadworna; im Kanal ein großer englischer Militärtransport durch deutsches U-Boot versenkt; englisch-französische Mißerfolge an den Dardanellen. — **20.** Deutsche Erfolge bei Ypern und Sulzern; schwere französische Verluste bei Combres, russische von Dukla bis Wyszkow. — **21.** Hohrod und Stoßweier erobert; weitere schwere Verluste der Russen in den Karpathen; Österreich-Ungarn meldet über 40 000 gefangene Russen seit Ende Januar. — **22.** Französische Angriffe bei Perthes und Ailly-Apremont, russische bei Grodno und gegen die Rawka abgewiesen; der Sattelkopf bei Mühlbach gestürmt; deutsche Erfolge bei Plock, österreichisch-ungarische südlich vom Dnjestr. — **23.** Schwere französische Verluste bei Perthes, russische vor Grodno, Sztabin, Skierniewice und am Volovecsattel; deutsche Fortschritte bei Sulzern, österreichisch-ungarische am oberen San. — **24.** Przasnysz gestürmt, dabei 10 000 Gefangene, nördlich von der Weichsel weitere 5000; österreichisch-ungarische Erfolge bei Grybow und südlich vom Dnjestr. — **25.** Vor den Dardanellen drei Panzerkreuzer schwer beschädigt. — **26.** Französische Angriffe in der Champagne, russische im Oportal abgewiesen; Kämpfe bei Grodno, Lomza, Przasnysz und in Südostgalizien. — **27.** Deutsche Erfolge bei Malancourt und Blamont-Vionville; französische Vorstöße in der Champagne, russische bei Grodno und am Omulew abgewiesen; Przasnysz wieder geräumt. — **28.** Starke französische Angriffe in der Champagne, bei Vauquois und Badonviller, russische bei Lomza und südlich vom Dnjestr abgewiesen; österreichisch-ungarische Erfolge in den Westkarpathen.

März.

1. Französische Angriffe in der Champagne, bei Vauquois und in den Vogesen, russische bei Augustow, Lomza und Plock abgewiesen. — **2.** Englische Angriffe bei St.-Eloi, französische in der Champagne und bei Celles, russische am Bobr und bei Lomza zurückgeschlagen; deutsche Erfolge bei Ville-sur-Tourbe, Badonviller und Kolno, österreichisch-ungarische bei Cisna. — **3.** Französische Vorstöße in der Champagne, bei St.-Hubert und im Wald

von Chippy, russische bei Grodno und Lomza, ferner bei Jakliczyn und an der Straße von Baligrod abgewiesen; deutsche Erfolge auf der Lorettohöhe. — **4.** Französische Angriffe auf der Lorettohöhe, bei Lemesnil, Vauquois, Consenvoye, Badonviller und Celles, russische bei Grodno, Lomza, Plock und Skierniewice abgewiesen; das deutsche „U 8" vor Dover versenkt; ein Zeppelinluftschiff bei Tirlemont verunglückt; französische Flieger über Rottweil. — **5.** Französische Vorstöße bei Perthes und Lemesnil, Vauquois, Consenvoye und Badonviller, russische bei Plonsk, Przasnysz und Piotrkow abgewiesen. — **6.** Deutsche Erfolge in der Champagne und bei Rawa; französische Angriffe bei Lemesnil, russische bei Przasnysz und Mokarce abgewiesen; Kämpfe bei Münster und Sennheim; Rücktritt des griechischen Ministerpräsidenten Venizelos. — **7.** Französische Angriffe bei Souain, Lemesnil, im Priesterwald, russische bei Augustow, Przasnysz, Plock, Rawa und Nowomiasto abgewiesen; heftige Kämpfe in den Karpathen, besonders bei Lupkow; an den Dardanellen ein französischer und ein englischer Panzerkreuzer schwer beschädigt. — **8.** Französische Schlappe auf der Lorettohöhe; russische Angriffe bei Augustow, Lomza, Rawa, Nowomiasto und Lopuszno abgewiesen; Fortdauer der Karpathenkämpfe unter sehr schweren Verlusten; in Griechenland Amtsantritt des Ministeriums Gunaris, das sich zwei Tage später für Fortsetzung der neutralen Haltung ausspricht. — **9.** Bayerische Erfolge bei Souain; französischer Vorstoß bei Lemesnil, russischer bei Augustow abgewiesen; deutsche Fortschritte bei Przasnysz und Nowomiasto, österreichisch-ungarische bei Gorlice, in den Karpathen und bei Nadworna; zusammenfassende Darstellung über die „Winterschlacht in der Champagne" durch die deutsche oberste Heeresleitung; erste Bekanntgabe über Verhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien. — **10.** Englische Angriffe auf Neuve-Chapelle; französische Vorstöße bei Souain, russische bei Augustow abgewiesen; deutsche Erfolge bei Sereje, Ostrolenka und Przasnysz; das deutsche „U 12" durch den englischen Zerstörer „Ariel" versenkt; türkische Erfolge in Mesopotamien. — **11.** Die Russen bei Grodno in eiligem Rückzug; österreichisch-ungarische Erfolge an der Straße Cisna-Baligrod; der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" sucht nach langer, sehr erfolgreicher Kaperfahrt den amerikanischen Hafen Newport-News auf. — **12.** Englische Vorstöße bei Ypern, französische in der Champagne, russische am Orzyc abgewiesen; Neuve-Chapelle aufgegeben; an den Dardanellen empfindliche englisch-französische Verluste und schwere Beschädigungen der angreifenden Flotte. — **13.** Französische Angriffe bei Souain und Lemesnil, russische am Lupkow- und Uzsokpaß, im Oportal, bei Wyszkow und am Dnjestr abgewiesen; der ehemalige russische Ministerpräsident Graf Witte †. — **14.** Deutsche Fortschritte bei Ypern; französische Angriffe bei Lemesnil, russische bei Przasnysz und am Uzsokpaß abgewiesen; Untergang des deutschen Kreuzers „Dresden" bei den Juan-Fernandez-Inseln. — **15.** Deutsche Erfolge bei St.-Eloi und Beau-Sejour; französische Vorstöße in der Champagne, russische am Orzyc, bei Sulejow, Lopuszno, Gorlice und Ottynia abgewiesen. — **16.** Die Bergnase an der Lorettohöhe durch deutsche Truppen erobert; französische Angriffe bei Perthes, Lemesnil, Vauquois und im Priesterwald, russische gegen Tauroggen und Laugszargen, zwischen Szkwa und Orzyc, bei Wyszkow und Czernowitz abgewiesen; der englische Kreuzer „Amethyst" beim Vorstoß auf die inneren Dardanellen vor Nagara schwer beschädigt. — **17.** Französische Angriffe an der Lorettohöhe und bei Lemesnil, russische zwischen Pissek und Orzyc, bei Przasnysz, Laborczrew und in Südostgalizien abgewiesen; französische Flieger bombardieren Schlettstadt; Einbruch russischer Horden im Bezirk Memel; vor den Dardanellen das französische Panzerschiff „Bouvet" gesunken, „Gaulois" und ein englisches vom Typ „Irresistible" schwer beschädigt. — **18.** Französische Vorstöße bei Lemesnil, Beau-Sejour, westlich von Verdun und in der Woevreebene, russische zwischen Pissek und Orzyc, bei Przasnysz, Baligrod, am Uzsokpaß und in Südostgalizien abgewiesen; vor den Dardanellen „Irresistible" und „Ocean" gesunken, „Inflexible" schwer beschädigt. — **19.** Deutsche Erfolge bei St.-Eloi und Beau-Sejour; französische Angriffe in der Woevreebene, bei Combres, am Reichsacker- und Hartmannsweilerkopf, russische bei Nadworna abgewiesen; Abschluß der zweiten deutschen Kriegsanleihe mit über 9 Milliarden Ergebnis. — **20.** Deutsche Erfolge bei Beau-Sejour und auf dem Reichsackerkopf; französische Angriffe an der Lorettohöhe, russische zwischen Omulew und Orzyc, bei Jednorozek, zwischen Uzsok- und Koniecznapaß abgewiesen; „Gaulois" nachträglich gesunken; Zeppelinangriff auf Paris. — **21.** Französische Vorstöße am Südhang der Lorettohöhe, bei Lemesnil und auf den Reichsackerkopf, russische bei Mariampol, Jednorozek, Przasnysz, Ciechanow, Smolnik und Alsopagony abgewiesen; die Russen wieder aus Memel verjagt; deutsche U-Boote vor Gibraltar gesichtet. — **22.** Die Festung Przemysl durch Hunger zur Übergabe gezwungen; französische Angriffe bei Carency, Combres, Flirey und Badonviller, russische am Orzyc abgewiesen; österreichisch-ungarische Erfolge am Sattel von Konieczna und bei Wyszkow; neue Angriffe auf die Dardanellen. — **23.** Französische Vorstöße im Priesterwald, bei Badonviller und am Reichsackerkopf, russische bei Laugszargen, Mariampol, Ostrolenka, Plock, in den Karpathen und nördlich von Czernowitz abgewiesen. — **24.** Russische Angriffe bei Augustow, Jednorozek und an der ganzen Karpathenfront abgewiesen, letztere unter schwersten Verlusten. — **25.** Französische Angriffe bei Combres, russische bei Augustow und entlang der Karpathenfront abgewiesen; österreichisch-ungarische Erfolge bei Zaleszczyki. — **26.** Der Hartmannsweilerkopf an die Franzosen verloren; russische Niederlage bei Laugszargen und nördlich von Czernowitz; schwere Kämpfe bei Vanyavölgy und Laborczrew in den Karpathen; Untergang von „U 29" mit Kapitän Weddigen. — **27.** Französische Angriffe bei Combres und Marchéville, russische bei Augustow, zwischen Pissek und Omulew, im Ondawa- und Laborczatal abgewiesen. — **28.** Tauroggen zurückerobert; russische Angriffe bei Pilwiszki, Ciechanow, Vanyavölgy, am Uzsokpaß, bei Zaleszczyki und an der Lososina gescheitert; vergeblicher Vorstoß der russischen Flotte gegen den Bosporus. — **29.** Deutscher Sieg bei Krasnopol; russische Angriffe bei Klimki, Olszyn, an der Bzura, am Lupkow- und Uzsokpaß abgewiesen. — **30.** Französische Angriffe bei Pont-à-Mousson, Regniéville und im Priesterwald, russische bei Augustow, Cisna, Kalnica und am Uzsokpaß abgewiesen; das englische Linienschiff „Lord Nelson" nach griechischen Berichten vor den Dardanellen gesunken. — **31.** Das Kloster Hoekgehöft und ein Stützpunkt bei Dixmuiden den Belgiern abgenommen; französische Angriffe bei Pont-à-Mousson, im Priesterwald und bei Lunéville, russische bei Skierniewice, Opocno, Inowlodz, im Laborczatal, am Lupkow- und Uzsokpaß abgewiesen; im März rund 55 000 Russen durch deutsche Truppen, 40 000 durch österreichisch-ungarische gefangen.

April.

1. Französische Angriffe im Priesterwald, russische an der unteren Nida und an der bukowinischen Grenze abgewiesen; in Deutschland bisher 812 800 feindliche Gefangene und 5510 erbeutete Geschütze. — **2.** Belgische Vorstöße bei Kloster Hoekgehöft, französische im Priesterwald und bei Niederaspach zurückgeschlagen; heftige Kämpfe im Laborczatal, bei Virava, Ciana und am Uzsokpaß. — **3.** Drie Grachten am Yserkanal genommen; französische Angriffe im Priesterwald, russische bei Augustow, im Laborczatal und bei Virava abgeschlagen; der türkische Kreuzer „Medschidje" vor Odessa gesunken; Warmbad in Deutsch-Ostafrika von den Engländern besetzt. — **4.** Französische Angriffe bei Boureuilles und Pont-à-Mousson, russische bei Mariampol und Zaleszczyki abgewiesen. — **5.** Beginn des großen französischen Durchbruchversuches zwischen Maas und Mosel; heftige französische Angriffe bei Verdun, Ailly, Apremont, Flirey und Pont-à-Mousson, russische bei Kalwarja, Augustow und Ottynia abgewiesen; deutsche und österreichisch-ungarische Truppen stürmen starke russische Stellungen östlich vom Laborczatal. — **6.** Weitere heftige Kämpfe zwischen Maas und Mosel; Drie Grachten wieder aufgegeben; Erfolge deutscher Kavallerie bei Andrzejewo. — **7.** Neue erfolglose französische Vorstöße zwischen Maas und Mosel unter schwersten Verlusten; Ergebnis der „Osterschlacht in den Karpathen" 10 000 unverwundete russische Gefangene und zahlreiches Kriegsmaterial. — **8.** Die Belgier wieder aus Drie Grachten vertrieben; mißglückte französische Vorstöße in den Argonnen, zwischen Maas und Mosel, bei Bezange-la-Grande; heftige Kämpfe in den Waldkarpathen; Seeschlacht zwischen englischen Schiffen an der norwegischen Küste. — **9.** Schwere französische Niederlage zwischen Orne und Maashöhen; deutsche Truppen erstürmen den Zwinin bei Tucholka. — **10.** Deutsche Erfolge bei Drie Grachten, Albert und im Selousewald; schwere französische Verluste zwischen Maas und Mosel; russische Angriffe bei Mariampol, Kalwarja und Klimki abgeschlagen. — **11.** Französische Angriffe auf die Combresstellung abgewiesen; deutsche Erfolge bei Mariampol. — **12.** Französische Vorstöße bei Berry-au-Bac, zwischen Maas und Mosel und am Hartmannsweilerkopf abgewiesen, russische zu beiden Seiten des Uzsokpasses; Ankündigung der Gegenmaßregeln für die Behandlung gefangener deutscher U-Bootsmannschaften in England. — **13.** Erfolglose französische Angriffe bei Berry-au-Bac, zwischen Maas und Mosel, im Ailly- und Priesterwald, sowie gegen den Schnepfenriedkopf bei Metzeral; Erstürmung einer russischen Stellung am Uzsokpaß durch die ungarischen Infanterieregimenter 19 und 26; feindliche Flieger bombardieren Freiburg i. B. — **14.** Vergebliche französische Angriffe bei Manonviller und am Hartmannsweilerkopf; russische Vorstöße bei Ciezkowice und Wysocko abgewiesen; Zeppelinangriff gegen die Tynemündung. — **15.** Kämpfe bei St.-Eloi und an der Lorettohöhe; bei Kalwarja über 1000 Russen gefangen. — **16.** Französische Befestigungen bei Perthes gestürmt; schwere französische Verluste bei Flirey, schwere russische im Waldgebirge, schwere englische an den Dardanellen, wo das englische U-Boot „E 15" versenkt wurde; französische Flieger über Rottweil und Haltingen, deutsche Luftschiffe über der englischen Südostküste. — **17.** Englische Angriffe bei Ypern, russische bei Nagypolany, Zellö und Telepocz abgewiesen; deutsche Erfolge bei Stoßweier; das türkische Torpedoboot „Timur Hissar" versenkt das englische Truppentransportschiff „Manitou"; in der Nordsee ein englisches U-Boot versenkt; ein französisches Luftschiff über Straßburg. — **18.** Englische Angriffe bei Ypern, französische bei Combres, am Reichsackerkopf und bei Steinabrück abgewiesen; der französische Flieger Garros gefangen. — **19.** Französische Vorstöße bei Le Four de Paris, Flirey, Embermenil und auf den Sillacker Höhen abgewehrt; deutsche Erfolge in Croix-des-Carmes und am Reichsackerkopf. — **20.** Französische Angriffe bei Flirey, Metzeral und Sondernach abgewiesen; französische Flieger über Lörrach, deutsche über Bialystok; in Deutsch-Südwestafrika Keetmanshoop vom Feind besetzt. — **21.** Französische Angriffe im Priesterwald, russische am Uzsokpaß abgewiesen. — **22.** Große deutsche Erfolge bei Ypern; französische Vorstöße im Aillywald abgewiesen; östlich vom Uzsokpaß eine wichtige russische Stellung erstürmt. — **23.** Alle Gegenangriffe bei Ypern abgewiesen, ebenso französische Vorstöße zwischen Maas und Mosel, russische am Uzsokpaß und an der Turkaer Straße. — **24.** Neue Erfolge bei Ypern; deutscher Sieg auf den Maashöhen bei Combres; englische Angriffe bei Lille, französische bei Le Four de Paris und im Priesterwald, russische bei Ciechanow abgewiesen; Erstürmung des Ostry durch österreichisch-ungarische Truppen. — **25.** Weitere Erfolge bei Ypern und auf den Maashöhen; der Hartmannsweilerkopf wiedererobert; russische Gegenangriffe am Ostry und Uzsokpaß unter schwersten Verlusten abgewiesen. — **26.** Schwere englische Verluste bei Ypern; französische Vorstöße bei Vienne-le-Chateau, Combres, im Ailly- und Priesterwald sowie gegen den Hartmannsweilerkopf abgewiesen; das französisch-englische Landungskorps an den Dardanellen geschlagen und zurückgetrieben. — **27.** Neue englische Niederlage vor Ypern; eine französische Befestigungsgruppe bei Lemesnil gestürmt, sowie russische Stellungen bei Suwalki; englisch-französische Angriffe auf Gallipoli erneut blutig abgewiesen; der französische Panzerkreuzer „Léon Gambetta" durch das österreichisch-ungarische „U 5" versenkt; französische Flieger über Oberndorf. — **28.** Englische Angriffe bei Ypern, französische bei Lemesnil, russische im Oportal abgewiesen; deutsche Erfolge bei Kalwarja und Dachowo. — **29.** Erste Beschießung Dünkirchens durch weittragende deutsche Geschütze; deutscher Erfolg bei Le Four de Paris; französische Angriffe zwischen Maas und Mosel,

russische bei Kalwarja und Augustow abgewiesen; deutscher Vorstoß in Kurland bis an die Eisenbahnlinie Dünaburg-Libau. — **30.** Englische Angriffe bei Ypern, französische zwischen Maas und Mosel, russische bei Kalwarja und Plock abgewiesen; erfolgreiche Kämpfe bei Szawle; Zeppelinangriffe auf die englische Ostküste; schwerste englisch-französische Verluste an den Dardanellen.

Mai.

1. Englische Angriffe bei Ypern, französische bei Ypern und im Priesterwald, russische bei Kalwarja abgewiesen; deutsche Truppen vor Mitau; österreichisch-ungarische Erfolge östlich vom Ostry; im Kanal der englische Zerstörer „Recruit" und zwei deutsche Torpedoboote, in den Dardanellen das australische „A E 3" untergegangen. — **2.** Fortuin bei Ypern genommen; russische Schlappen bei Kalwarja, Skierniewice, Koziowa und Osmaloda; Beginn der glänzenden Räumung Galiziens mit dem berühmten Durchbruch bei Gorlice; türkische Erfolge bei Seddil Bahr. — **3.** Weitere Geländegewinne bei Ypern; französische Angriffe bei Le Four de Paris, russische bei Augustow und Jedwabno abgewiesen; bei Gorlice bereits 30 000 Gefangene; in der Nordsee ein englisches U-Boot durch ein Marineluftschiff versenkt. — **4.** Schwerste Verluste der Engländer bei Ypern, der Franzosen im Priesterwald; russische Angriffe bei Rossienje, Kalwarja, Suwalki und Augustow abgewiesen; Rückzug der Russen aus den Waldkarpathen und der Duklastellung an die Wisloka. — **5.** Weitere Fortschritte bei Ypern; im Aillywald 2000 Franzosen gefangen; russische Angriffe von Mitau bis Kalwarja und an der Pilica abgewiesen; mehrere Wislokaübergänge erzwungen, Tarnow und die Duklastraße genommen; neue schwere Verluste der Franzosen und Engländer auf Gallipoli. — **6.** Neue Erfolge bei Ypern; französische Angriffe im Fechttale, russische bei Szadow, Rossienje, Kalwarja, Augustow, Przasnysz und gegen den Ostry abgewiesen; in Galizien die Russen im weiteren Rückzug über den Dunajec, den Wislok und die Jasiolka. — **7.** Französische Angriffe bei Steinabrück abgewiesen; Libau von deutschen Truppen besetzt; in Galizien der Übergang über den Wislok bei Krosno erkämpft und dadurch die ganze russische Karpathenfront ins Wanken gebracht; vor Zeebrügge der englische Zerstörer „Maori" versenkt, an der irischen Küste der Riesendampfer „Lusitania" torpediert; Ultimatum Japans an China. — **8.** Bei Ypern Frezenberg und Verlorenhoek erstürmt; französische Angriffe bei Lievin an der Lorettohöhe, russische an der Pilica abgewiesen; Rückzug der Russen auf Mielec und über die Weichsel; Ungarn von den Russen geräumt; der Brückenkopf von Zaleszczyki durch österreichisch-ungarische Truppen gestürmt; weitere Kämpfe an den Dardanellen. — **9.** Beginn der französischen Offensive bei Lille; die Vortruppen des Generalobersten v. Mackensen an der Stobnica und Brzezanka; die 3. russische Armee zwischen Sanok und Lisko ohne Aussicht auf Rettung zusammengepreßt; China nimmt Japans Forderungen an. — **10.** Alle französischen Angriffe bei Ablain und Carency abgewiesen; bei Berry-au-Bac eine französische Stellung gestürmt; Rückzug der Russen an die Nida; der Sanübergang bei Dwernik gewonnen und die 8. russische Armee in die Niederlage verwickelt; russische Gegenoffensive in Südostgalizien; ein deutsches Luftschiff bombardiert Southend an der Themsemündung; Giolittis vergebliche Friedensbemühungen in Italien setzen ein. — **11.** Schwere französische Verluste bei neuen Durchbruchversuchen nördlich von Arras; bei Ypern eine wichtige Höhenstellung genommen; französische Angriffe auf den Hartmannsweilerkopf abgewiesen; an der Bzura ein russisches Bataillon vernichtet; in Galizien Mielec und Rzeszow erreicht, der San zwischen Sanok und Dynow überschritten, die Russen zu beiden Seiten des oberen Stryj aus ihren Stellungen geworfen; österreichisch-ungarische Truppen auf dem Ostufer der Nida; Zaleszczyki wieder geräumt. — **12.** Carency und der Westteil von Ablain geräumt; französische Angriffe bei Neuville, Berry-au-Bac und Croix-des-Carmes abgewiesen; die Armee Mackensen in Dubiecko, Lancut und Kolbuszowa; Vorstoß der Armee Woyrsch bis Kielce, der Armee Linsingen bis Turka; russische Gegenangriffe über Horodenka; der englische „Goliath" vor den Dardanellen torpediert; Windhuk von Truppen des Generals Botha besetzt. — **13.** Deutsche Erfolge bei Hooge und an der unteren Dubissa; englische Angriffe bei Ypern, französische bei Lille, Berry-au-Bac und im Priesterwald, russische bei Pzrasnysz abgewiesen; die Vortruppen der Armee Mackensen vor Przemysl; die polnisch-galizische Front verläuft von der Pilica bei Petrikau über das Bergland nördlich von Kielce, über Polsnice und den unteren San bis Dobromil und Skole; russische Gegenoffensive bis Obertyn, Sniatyn und Mahala vorgerückt; Rücktritt des Ministeriums Salandra; schwere Erkrankung des Königs von Griechenland. — **14.** Deutsche Fortschritte an der Straße St. Julien-Ypern und bei Ailly; französische Angriffe an der Lorettohöhe und an der Straße Essey-Fliren, russische bei Szawle, an der Dubissa und nördlich von Kolomea abgewiesen; allgemeiner russischer Rückzug von Nowomiasto bis zum Dnjestr; Jaroslau, Rudnik und Lezajsk erstürmt, Dobromil, Stary-Sambor und Boryslaw zurückgewonnen. — **15.** Englische Angriffe bei Ypern und Neuve-Chapelle, französische bei der Lorettohöhe, bei Souchez und Neuville, russische bei Szawle, Eiragola, Augustow und am Omulew abgewiesen; weiterer Vormarsch zwischen Pilica und Weichsel und an der Front Sambor-Stanislau; Klimontow und die Magierahöhe besetzt; Kriegsbeute seit 1. Mai 174 000 Gefangene, 128 Geschütze, 368 Maschinengewehre; deutsche U-Boote im Mittelmeer; Rückkehr des Ministeriums Salandra; Revolution in Portugal. — **16.** Französische Vorstöße bei Ablain und Neuville, russische bei Eiragola, Czekiezki, Mariampol und Ludwinow abgewiesen; bei Jaroslau mehrere Sanübergänge erzwungen; Drohobycz zurückgewonnen; deutsche Luftschiffangriffe auf Calais und Dover; vor den Dardanellen zwei englische Panzer gesunken. — **17.** Englische Vorstöße bei Neuve-Chapelle, französische bei Ablain, Souchez und im Priesterwald, russische bei Eiragola und Mariampol abgewiesen. — **18.** Englische Angriffe bei Neuve-Chapelle, französische im Priesterwald, russische am San abgewiesen; Sieniawa und wichtige russische Stellungen bei Sambor erstürmt; erfolglose Flottenangriffe auf die Dardanellen; Kabinettsumbildung in London; Rede des deutschen Reichskanzlers über die österreichisch-ungarischen Zugeständnisse an Italien. — **19.** Französische Angriffe bei Ablain und Ailly, russische an der Dubissa, bei Jaroslau und Sieniawa abgewiesen; deutscher Erfolg bei Podubis; russische Niederlagen bei Gryczkabuda-Szaki und nördlich von Sambor; türkische Erfolge bei Ari Burun. — **20.** Englische Angriffe bei La Quinque Rue, französische im Aillywald, russische bei Jaroslau und Kolomea abgeschlagen; Säuberung des Sandreiecks; Neudorf bei Drohobycz erstürmt; neue französisch-englische Mißerfolge auf Gallipoli; das russische Linienschiff „Panteleimon" bei Midia torpediert; Kriegstagung der italienischen Kammer. — **21.** Englische Vorstöße bei Neuve-Chapelle, französische bei Ablain und Neuville, russische bei Schawdiny, Szawle, an der Dubissa, bei Czernowitz und Bojan abgewiesen; Vormarsch im Bergland von Kielce; Ablehnung der italienischen Vertragskündigung durch Österreich-Ungarn; Annahme der Kriegsvorlagen im italienischen Senat. — **22.** Kämpfe bei Givenchy, Lorettohöhe, Ablain, Neuville und im Priesterwald; russische Schlappen bei Szawle, Zemigola und Pilwiszki; englisch-französischer Angriff bei Seddil Bahr abgewiesen. — **23.** Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn; Manifest des Kaisers Franz Joseph an seine Völker; Abberufung des deutschen Botschafters in Rom; englische Angriffe bei Givenchy und Neuve-Chapelle, französische bei Ablain, Neuville und im Priesterwald abgewiesen. — **24.** Neue deutsche Erfolge bei Ypern und Rossienje; französisch-englische Angriffe bei Armentières, russische bei Eiragola, italienische an der Kärntner und Tiroler Grenze abgewiesen; die Linie Drohojow-Radymno-Magowisko-Bobrowka-Cetula von der Armee Mackensen erstürmt; Vormarsch der Armeen Puhallo und Böhm-Ermolli gegen die Blonieniederung; Vorstoß der österreichisch-ungarischen Flotte gegen die italienische Ostküste. — **25.** Großer französischer Angriff zwischen Lievin und der Lorettohöhe, andere bei Souchez gescheitert; Sanübergang bei Radymno erzwungen; Brückenkopf Zagrody gestürmt; Lazy, Laszki und Zapalow besetzt; italienische Abteilungen in Judikarien; das englische Linienschiff „Triumph" im Golf von Saros durch deutsches U-Boot torpediert. — **26.** Neue starke Angriffe der Franzosen zwischen Vermelles und der Lorettohöhe gescheitert; Fortschritte vor Przemysl und bei Stryj; bei Caprile zwei italienische Kompanien vernichtet; deutsche Luftangriffe auf Southend und Helsingfors. — **27.** Französische Angriffe bei der Lorettohöhe, im Priesterwald und am Reichsackerkopf, russische bei Eiragola und östlich vom San abgewiesen; das englische Schlachtschiff „Majestic" vor Seddil Bahr durch deutsches U-Boot torpediert; französische Flieger bombardieren Ludwigshafen. — **28.** Starke französische Angriffe längs der Straße Bethune-Souchez, ferner im Priesterwald, russische bei Kurtowiany, Nielmy und im Lubaczowkaabschnitt, italienische bei Karfreit und Plawa abgewiesen; Angriff österreichisch-ungarischer Flieger auf Venedig, deutscher auf Gravelines, Dünkirchen und St.-Omer; Rückzug der französisch-englischen Flotte vor den Dardanellen nach Torpedierung eines dritten Schlachtschiffes vom Typ „Agamemnon"; Rede des deutschen Reichskanzlers über den italienischen Verrat. — **29.** Großer französischer Nachtangriff bei d'Houdt-Ferme am Yserkanal gescheitert; deutscher Erfolg bei Illoky; russische Angriffe bei Szawle, an der Lubaczowka, bei Jaroslau und Stryj, italienische bei Cortina und Monfalcone abgewiesen; der mittlere Teil der französisch-englischen Stellung bei Ari Burun durch türkischen Bajonettangriff erstürmt. — **30.** Schwere französische Verluste bei Neuville-Roclincourt; einige Orte bei Stryj erstürmt; italienische Vorstöße bei Lafraun, Paneveggio und Karfreit abgewiesen. — **31.** Französische Niederlage bei Souchez-Bethune-Carencybach; deutscher Kavalleriesieg bei Amboten; drei Forts von Przemysl gefallen; die starke Stryjstellung gestürmt; Zeppelinangriff auf die Werften und Docks von London; ein großer englischer Hilfskreuzer bei der Insel Strato (Dardanellen) torpediert; Gesamtbeute während des Mai im Osten über 300 000 Gefangene, darunter über 1000 Offiziere, 251 Geschütze, 576 Maschinengewehre und reiches Kriegsmaterial.

Juni.

1. Die Zuckerfabrik bei Souchez zurückerobert; erfolgreiche Gefechte bei Neuhausen, Kielmoy und Eiragola; zwei weitere Forts von Przemysl und die befestigten Stellungen zwischen Stryj und Drohobycz erstürmt; schwere russische Verluste vor Solotwina. — **2.** Große französische Verluste bei Souchez-Neuville; die letzten Nordforts von Przemysl gestürmt; weitere Fortschritte der Armee Linsingen nördlich von Stryj; italienische Angriffe bei Folgaria, Misurina und Gradiska abgewiesen; ein englisches Linienschiff vor Tenedos durch deutsches U-Boot torpediert. — **3.** Hooge bei Ypern gestürmt; günstiges Ende der Kämpfe bei Givenchy und im Priesterwald; die Russen aus Lewen und Schrunden vertrieben, bei Rawdsjany und Sawdyniki abgewiesen; Przemysl völlig befreit; Vormarsch gegen Moszciska, Myslatycze und an den Stryj; österreichisch-ungarische Erfolge östlich vom Kreuzbergsattel. — **4.** Deutsche Erfolge bei Sawdyniki und Popeljany; die Russen auf Kalusz und Zurawno zurückgeworfen; italienische Angriffe am Stilfserjoch und bei Tolmein abgewiesen; der russische Minenkreuzer „Jenissei" vor Baltischport durch deutsches U-Boot versenkt; deutsche Marineluftschiffe bombardieren Harwich und die Humbermündung. — **5.** Französische Angriffe an der Lorettohöhe abgewiesen; deutsche Fortschritte bei Sawdyniki, Sapiezyski-Wielki und Moszciska; Zurawno gestürmt und die Russen bei Kalusz geschlagen; italienische Verluste am Krn und bei Sagrado; türkische Erfolge auf Gallipoli. — **6.** Französische Angriffe an der Lorettohöhe, bei Hebuterne, Moulin-sous-tous-les-Vents und Vauquois abgewiesen; weitere Fortschritte bei Kurschany, Kurtowiany, Sawdyniki und Sapiezyski; in Galizien die Russen auf die Wisznia zurückgedrängt, der Dnjestr bei Zurawno überschritten und die Linie Nowica-Kalusz-Tomaszowce erreicht; die Italiener vom Freikofl und aus Krn vertrieben; deutsche Marineluftschiffe bombardieren Kingston und Grimsby. — **7.** Französische Angriffe an der Lorettohöhe, Neuville und Ville-aux-Bois abgewiesen; die Russen erneut auf den Höhen bei Nowoszyn geschlagen und bis Bukaczowce-Molodynce, weiter östlich bis Myslow-Kolodziejow

zurückgedrängt; italienische Vorstöße bei Gradiska, Sagrado und auf dem Monte Piano abgewiesen. — **8.** Abwehr französischer Angriffe an der Lorettohöhe, bei Neuville und im Priesterwald; deutsche Erfolge bei Kubyli, Betygola, Dembowa Ruda und Kozliszki; am Dnjestr siegreiche Gefechte und Einnahme von Stanislau, sowie der Höhen von Ottynia; italienische Vorstöße gegen den Görzer Brückenkopf, bei Gradiska und Monfalcone, montenegrinische bei Korito abgewiesen; Vernichtung des italienischen Militärluftschiffes „Città di Ferrara“ und Bombardierung Venedigs durch österreichisch-ungarische Marineflieger. — **9.** Französische Angriffe bei Souchez, Neuville und Hebuterne abgewiesen; deutsche Erfolge bei Souain, Hurlus und Lemesnil, russische Angriffe bei Lityna-Zurawno abgewiesen; die Russen bis Horodenka und Kotzman zurückgeworfen; italienische Angriffe bei Plava, Gradiska, Sagrado, Flitsch, beim Plöcken- und beim Tonalapaß abgewiesen; ein englischer Kreuzer vor San Giovanni di Medua durch österreichisch-ungarisches U-Boot torpediert; Rücktritt des amerikanischen Staatssekretärs Bryan. — **10.** Französische Angriffe bei der Lorettohöhe, bei Neuville, Hebuterne, Beaumont, Lemesnil bis Beau Sejour-Ferme, russische bei Eiragola abgewiesen; in der Bukowina die Russen an den Dnjestr zurückgedrängt; italienische Vorstöße am Görzer Brückenkopf, bei Ronchi, auf den Freikofl, beim Wolajer See, im Ampezzotal und bei Landro abgewiesen; in der Nordsee zwei englische Zerstörer durch deutsches U-Boot, in der Adria das italienische U-Boot „Medusa“ durch ein österreichisch-ungarisches, im Schwarzen Meer ein russischer Zerstörer durch den Kreuzer „Midilli“ versenkt. — **11.** Feindliche Angriffe bei Nieuport, auf der Lorettohöhe, bei Souchez und Ecurie (Labyrinth) abgewiesen; eine russische Stellung bei Przasnysz, eine andere bei Sochaczew erstürmt; Zurawno zum zweitenmal gestürmt und die Russen bis Mlyniska und Zydaczow, weiter östlich über Jezierzany, Czernelica, Zaleszczyki und die östliche Reichsgrenze zurückgeworfen; italienische Vorstöße bei Plava, am Monte Paralba und Monte Piano abgewiesen. — **12.** Fortschritte bei Szawle; russische Gegenangriffe bei Kuce und Bolimow abgewiesen; Sieniawa erneut gestürmt; Mlyniska, Tysmienica, Tlumacz und die Höhen bei Olesza genommen; die italienische Brigade Ravenna vor Plava unter schweren Verlusten geschlagen; Einmarsch der Serben in Nordalbanien. — **13.** Schwere französische Niederlage zwischen Lievin und Arras; deutsche Erfolge bei Kuzowinia und Mariampol; die Armee Mackensen durchbricht erneut die russische Front zwischen Czerniawa und Sieniawa; russische Angriffe bei Derzow, Zydaczow, Tlumacz und Zaleszczyki, montenegrinische bei Autovac, italienische bei Plava abgewiesen. — **14.** Neue schwerste französische Verluste bei Lievin-Arras; deutsche Erfolge bei Daukſze, Lipowo-Kalwarja und am Orzyc; weiterer Vormarsch der Armee Mackensen; Piskorowice, Moszciska und eine Höhe bei Jezupol gestürmt; alle russischen Gegenangriffe von Mikolajow bis Zaleszczyki aufgehalten; Vorrücken österreichisch-ungarischer Truppen in Bessarabien; der Kleine Pal am Plöckenpaß erstürmt und alle sonstigen italienischen Angriffe abgewiesen; „U 14“ als verloren gemeldet. — **15.** Zahlreiche englische und französische Angriffe von La Bassée bis zum Fecht- und Lauchtal, russische bei Mariampol, Augustow, Bolimow und an der oberen Weichsel abgewiesen; die ganze russische Front von Sieniawa bis zum Dnjestr erneut geworfen; italienische Vorstöße bei Monfalcone, Sagrado, Plava, am Plöcken und bei Peutelstein vereitelt; feindlicher Fliegerangriff auf Karlsruhe. — **16.** Starke englische und französische Angriffe bei La Bassée, Lievin-Arras, Moulin-sous-tous-les-Vents, im Fecht- und Lauchtal erneut blutig abgewiesen; bei Sieniawa die Russen im Rückzug auf Tarnogrod; Dachow, Lubaczow, Niemirow und der Westteil von Grodek gestürmt; italienische Vorstöße bei Plava und im Tofanogebiet abgewiesen; deutscher Luftschiffangriff auf die englische Nordostküste. — **17.** Neue schwere Verluste der Engländer und Franzosen bei Arras; französische Angriffe in den Argonnen, russische bei Cytowiany und an der Dawina abgewiesen; die Russen an den Tanew und in die Grodekstellung zurückgedrängt; schwere russische Verluste zwischen Dnjestr und Pruth, italienische vor Plava, im Krn- und Plöckengebiet. — **18.** Weitere feindliche Mißerfolge bei Arras und in den Argonnen; Embermenil gestürmt; am Hilsenfirst 250 Franzosen gefangen; Fortschritte bei Kalwarja; die Russen bis Ulanow und an die Panczka geworfen; Grodek und Komarno genommen; russische Angriffe gegen die Armee Pflanzer blutig abgewiesen, ebenso italienische bei Plava und im Fassagebiet; österreichisch-ungarischer Flottenangriff gegen die italienische Ostküste. — **19.** Englische und französische Angriffe bei La Bassée, Arras, Perthes, im Parroywald und im Fechttal, russische bei Szawle, Augustow abgewiesen; Erfolge bei Przasnysz und südlich von der Pilica; die Russen, hinter die Straße Rawaruska-Zolkiew geworfen, räumen das südliche Dnjestrufer; Fortschritte der Türken bei Olti. — **20.** Erfolgreicher deutscher Vorstoß im Westrand der Argonnen; französische Angriffe bei Les Eparges und im Fechttal, russische bei Szawle und an der oberen Dubissa, ferner bei Zaleszczyki und im bessarabischen Grenzgebiet, italienische bei Plava, am Krn und Plöcken abgewiesen; ein englischer Panzerkreuzer in der Nordsee torpediert. — **21.** Abwehr feindlicher Angriffe bei Dixmuiden, im Labyrinth und am Hilsenfirst; deutsche Erfolge bei Perthes und auf den Maashöhen; die Russen bei Zolkiew erneut zum Rückzug gezwungen; die Höhen bei Kulikow gestürmt und alle Angriffe gegen die Armee Pflanzer abgewiesen, ebenso italienische Angriffe bei Plava. — **22.** Französische Durchbruchsversuche auf den Maashöhen gescheitert; Höhe 631 bei Ban-de-Sapt gestürmt; Lemberg genommen und die Russen bis Zoltance-Turynka zurückgeworfen; Rückzug der Russen im Sandreieck und im Bergland von Kielce; türkische Fortschritte im Kaukasus; schwere französisch-englische Verluste bei Seddil Bahr. — **23.** Erfolgreiche Abwehr bei der Lorettohöhe, bei Souchez, im Labyrinth, auf den Maashöhen und bei Ban-de-Sapt, ferner bei Kurschany und in Polen, am Omulew sowie südlich von der Weichsel; die Armee Linsingen hat den Dnjestr überschritten; die Russen weichen bei Ilza; italienische Angriffe am Kleinen Pal, bei Gradiska und Monfalcone abgewiesen. — **24.** Französische Angriffe gegen die Labyrinthstellung, in den Westargonnen, auf den Maashöhen und bei Leintrey abgewiesen; eine russische Stellung bei Chorzele genommen, ferner Chodorow östlich von Zydaczow; italienische Vorstöße bei Ronchi abgewiesen. — **25.** Erfolgreiche Kämpfe bei Souchez-Neuville, auf den Maashöhen und bei Leintrey; Oglenda bei Przasnysz gestürmt; heimtückische Angriffe der Russen zwischen Dnjestr und Pruth abgewiesen, ebenso italienische Vorstöße gegen den Görzer Brückenkopf. — **26.** Erfolgreiche deutsche Sturmangriffe bei Vienne-le-Chateau und Les Eparges; die russischen Stellungen bei Dawidowka, Jariczow Stary, Bukaczowze und Chodorow gestürmt; italienische Angriffe bei Sagrado abgewiesen; ein italienisches Torpedoboot durch ein österreichisch-ungarisches U-Boot versenkt. — **27.** Französische Angriffe bei Souchez, am Labyrinth, in den Westargonnen und auf den Maashöhen, russische bei Oglenda abgewiesen; Halicz besetzt und die Armee Linsingen auf der ganzen Front über den Dnjestr vorgedrungen; nordöstlich von Lemberg Vormarsch gegen den Bug; Plazow bei Narol gestürmt; die Montenegriner besetzen San Giovanni di Medua und Skutari. — **28.** Neue französische Angriffe bei Les Eparges und Lunéville abgewiesen; die Russen über die Gnila-Lipa und bei Kamionka über den Bug gedrängt, ferner bei Mosty Wielky und Tomaszow geworfen. — **29.** Französische Angriffe im Labyrinth und bei Les Eparges abgewiesen; deutsche und österreichisch-ungarische Truppen erreichen die Gegend von Belz, Komarow, Zamocz und den Nordrand der Tanewwälder; russischer Rückzug auf dem linken Weichselufer bei Zawichost und Ozarow; italienische Vorstöße bei Plava, Sagrado und Monfalcone abgewiesen; Okahandja und Waterberg von den Truppen Bothas besetzt; Rücktritt des russischen Kriegsministers. — **30.** Günstiger Fortgang der Kämpfe bei Arras; Rohatyn und die Höhen östlich von der Gnila-Lipa gestürmt; schwere italienische Verluste beim Sturm auf die Hochfläche von Doberdo bei Gradiska; Gesamtbeute im Osten während des Juni über 220 000 Gefangene und zahlreiches Kriegsmaterial.


3 0000 047 776 525

